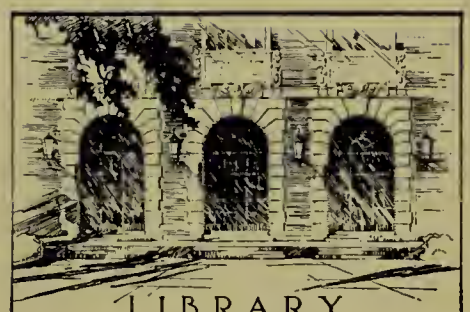


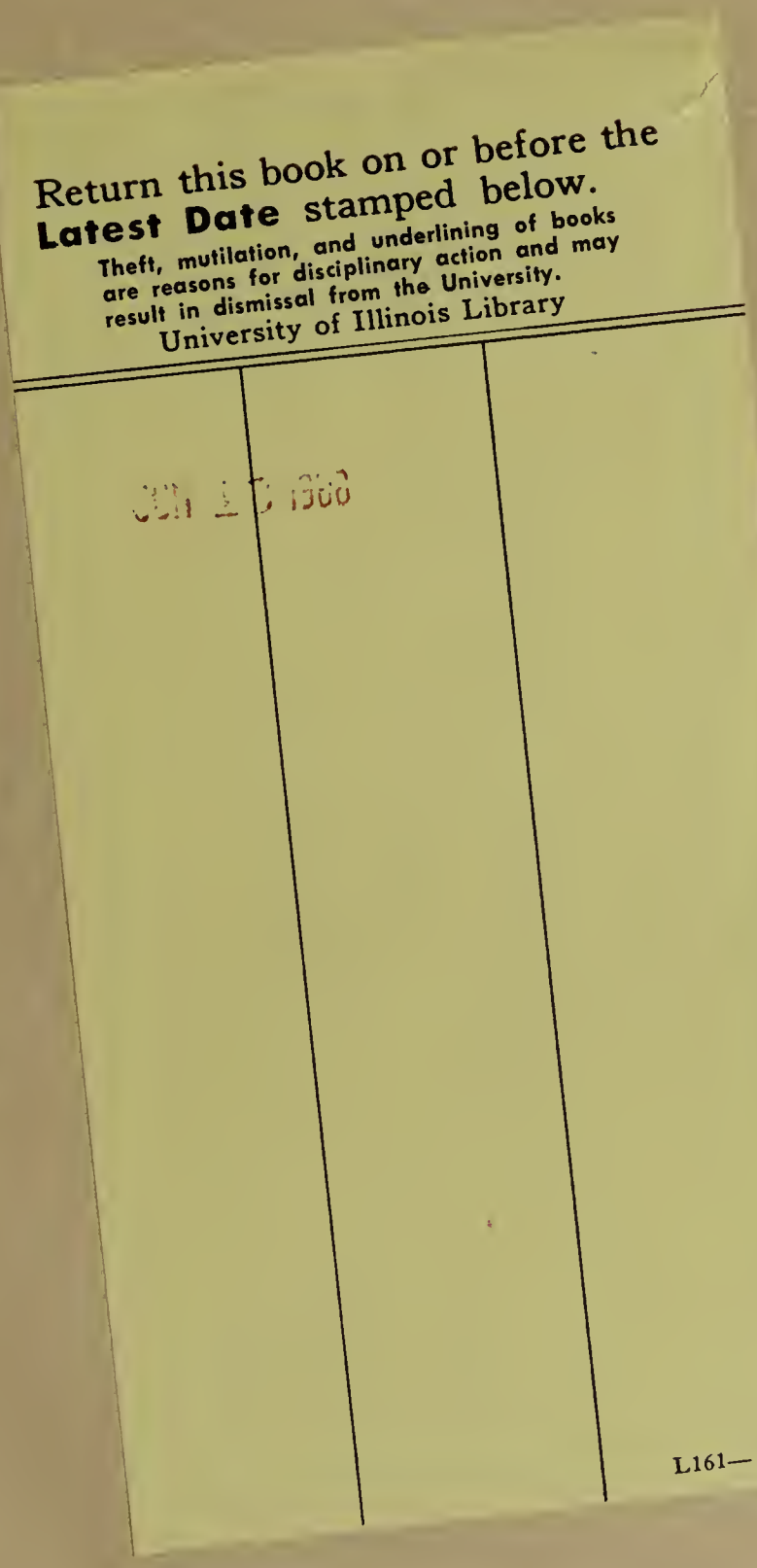
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

015.43
B612
1882¹

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books
are reasons for disciplinary action and may
result in dismissal from the University.

University of Illinois Library



L161— O-1096

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1882.

Erster Band.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Jahrgang 1882.

Erſter Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1882.

015.43
B612
1882

Register.

Abele, H., s. Hartmann, A.
Adler, H., Beim Kukuk. 611.
Aquilera, Don V. R., Stimmen der Weihnacht. Deutsch von J. Fastenrath. 333.
Albrecht von Eybe's Ehestandsbüchlein. Sprachlich erneuert von K. Müller. 196.
Alethes, Quid est veritas? 555.
Allan, G., Aus der rumänischen Gesellschaft. 506.
—— Fluch der Liebe. 294.
Amyntor, G. von, Eine moderne Abendgesellschaft. Dritte Auflage. 443.
—— G. von, Ein Priester. 759.
Appell, J. W., Werther und seine Zeit. Dritte Auflage. 569.
Aree, Don G. N. de, Luther im Spiegel spanischer Poesie. Bruder Martin's Vision. Im Versmaße des Originals übertragen von J. Fastenrath. Zweite Auflage. 332.
Arndts, Maria von, Il Palio. 786.
Arnold, H., Novellen. 369.
Aurbacher, L., Gesammelte größere Erzählungen. Aus den Schriften und dem Nachlaß des Autors zusammengestellt und mit einem Vorwort herausgegeben von J. Sarreiter. 443.
Aus dem politischen Briefwechsel des Deutschen Kaisers mit dem Prinz-Gemahl von England aus den Jahren 1854 bis 1861. 396.
Aus deutscher Culturgeschichte. Bilder und Skizzen aus dem Leben vergangener Tage. 170.
Aus der Schriftstellerwelt. 31. 126. 159. 255. 287. 303. 367. 382. 399. 559. 687. 718. 766.
Avé-Lallemant, F. Ch. B., Physiologie der deutschen Polizei. 646.
—— R., Wanderungen durch die Pflanzenwelt der Tropen. 90.
Avenarius, F., s. Lyrik, deutsche.

Babsch, F., Die alten Germanen in der Universalgeschichte und ihre Eigenart. 185.
Bach, Jenny, Allerlei Körnlein. 541.
—— O., Elfriede. 247.
—— Des Vaters Schuld. 247.
—— Zerrissene Fäden. 54.
Baechtold, J., s. Müller, J. G.
Bähr, O., Das Tonsystem unserer Musik. 442.
Bailleu, P., Preußen und Frankreich von 1795 bis 1801. Diplomatische Correspondenzen, herausgegeben. Erster Theil. 446.
—— s. Publicationen.
Ballestrem, Eusemia Gräfin, s. Natzmer.
Baltzer, F., Trutznachtigall. 662.
Bandau, Adelheid, Bilder aus Rumänien. 506.
Bartsch, K., Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg. 398.
—— s. Köchly.
—— s. Volkslieder.
Bäßler, F., Gedichte. 583.
Bastian, A., Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen und seine Begründung auf ethnologische Sammlungen. 502.
Bauer, B., Disraeli's romantischer und Bismarck's socialistischer Imperialismus. 345.
Baumbach, R., Sommermärchen. 744.
—— Spielmannslieder. 561.
Baumgarten, M., Auf dem Wege nach Canossa. 459.
Bäumker, W., Zur Geschichte der Tonkunst in Deutschland von den ersten Anfängen bis zur Reformation. 441.
Baur, A., Die Weltanschauung des Christenthums. 297.
Beaulieu-Marconnay, E. Freih. von, Aus beiden Hemisphären. 189.
Bechstein, R., Das höfische Epos. 196.
Becker, A., Auf Waldwegen. 553.
Bedürfen wir künftig einer Schlachtencavalerie? Skizzirte Darstellung von v. B. 456.
Belot, A. und E. Vaeano, Die Würger von Paris. Eine Geschichte von neulich. 259.
Bendel, J., Firdusi. 145.
—— Zeitgenössische Dichter. 779.
Berg, Maria vom, Der Burgunderzug. 662.
Berge, Elisabeth von, Heinrich IV. 145.
Bergedorf, M., Faust und das christliche Volksbewußtsein. 549.
Bernard, J., Aus alter Zeit. 196.
Bernardini, F., Novellen. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung. 295.
Bernhard, Gedichte. 222.
Bernhardi, Th. von, Friedrich der Große als Feldherr. 409.
Betrachtungen über unser classisches Schulwesen. 116.
Beyer, C., Deutsche Poetik. Erster und zweiter Band. 721.
—— Wilhelm von Braumüller und Heinrich von Cotta. 413.
Bibliothek, internationale wissenschaftliche. 49. Bd. 28. 50. Bd. 121.
Biedermann, K., Dreißig Jahre deutscher Geschichte. 694.
Biernatzky, J. C., Die Hallig oder die Schiffbrüchigen auf dem Eiland in der Nordsee. 553.
Bimbächer, der Spänglermeister. Posse aus dem gießener Volksleben in fünf Bildern. Zweite Auflage. 327.
Bird, Isabella, Leben einer Dame in den Felsengebirgen. Aus dem Englischen. 435.
—— Unbetretene Reisepfade in Japan. Aus dem Englischen. 7.
Bismarck, Fürst von, Ausgewählte Reden. Mit einer biographischen Skizze. 357.
Blackmore, R. D., Lorna, die Königin der Geächteten. Frei nach dem Englischen von Josephine Flach. 198.
Blum, H., Die erste Frucht des deutschen Staatssocialismus. 427.
Blume, L., Ueber den Iwein des Hartmann von Aue. 180.
Böcker, E., Burggraf Friedrich. 22.
Bodenstedt, F., Aus Morgenland und Abendland. 241.
—— Vom Atlantischen zum Stillen Ocean. 593.
Bogler, P., Verbrauchte Waffen. 570.
Bolanden, K. von, Altdeutsch. 233.
Boerckel, A., Frauenlob. Zweite Auflage, mit einem Anhang: Die erste Meistersingerschule. 561.
Boxberger, R., s. Danzel.
Brandis-Zelion, Emma von, Der Erbe von Adlerhorst. 787.
Brandes, G., Ein griechisches Liederbuch. Verdeutschungen aus griechischen Dichtern. 450.
—— Die Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. Erster Band: Die Emigrantenliteratur. 748.
Braun, J. W., Wilhelm von Grumbach. 145.
Braun-Wiesbaden, K., Von Friedrich dem Großen bis zum Fürsten Bismarck. 572.
Bredt, V. R., Die Parteien im Reich und die Reichsparteien. 345.
—— Riviera di Ponente. 786.

1161671

Brennecke, A., F. Broemel und H. Hoffmann, Nordlandfahrten. 69.
Briefe über die gegenwärtige Lage Rußlands. Aus dem Russischen übersetzt. 345.
—— von J. G. von Zimmermann, Wieland und A. von Haller von Vincenz Bernhard von Tscharner. Herausgegeben von R. Hamel. 569.
Brinckmann, J., Die Tochter Shakspeare's. 220. 561.
Broemel, F., s. Brennecke.
Brosch, M., Geschichte des Kirchenstaats. Zweiter Band. 685.
Bruch, K., Die Tragödien des Aeschylos. In den Versmaßen der Urschrift ins Deutsche übersetzt. 725.
Bucher, L., Der Parlamentarismus wie er ist. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 357.
Buchner, W., Ferdinand Freiligrath. 497.
Bulthaupt, H., Dramaturgie der Classiker. Erster Band. 547.
Bunge, R., Schauspiele. Erster bis dritter Band. 214.
Burdach, K., Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide. 826.
Burnett, F., Louisiana. Autorisirte Uebersetzung. 259.
Busch, W., Der Fuchs. Die Drachen. 611.
Byr, R., Am Wendepunkt des Lebens. 54.

Carion, F., Jakob Pennink. 54.
Carmen Sylva (Königin von Rumänien), Stürme. 662.
Cassel, P., Die Antisemiten und die evangelische Kirche. 253.
—— Vom Nil bis zum Ganges. 373.
Chavanne, J., Afrika im Lichte unserer Tage. 318.
Cherbuliez, V., Der Verlobte des Fräuleins von Saint-Maur. Autorisirte Uebersetzung von G. Neuda. 443.
Christlieb, Th., Der gegenwärtige Stand der evangelischen Heidenmission. Vierte Auflage. 296.
Classiker, militärische, des In- und Auslandes. Herausgegeben von G. von Marées. 6te bis 11te Lieferung. 28. 13te bis 15te Lief. 455.
Cleß, A., Das Ideal der Menschheit. 324.
Cohn, F., Die Pflanze. 667.
Collins, W., Der schwarze Rock. Aus dem Englischen von J. von Böttticher. 409.
Conflict, der. 357.
Consentius, R. O., Dichtungen. 681.
Corvin, O. von, u. F. W. Held, Illustrirte Weltgeschichte für das Volk. Zweite bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage. Lief. 57—78. 694.
Corvus, M., Schwester Carmen. Schein und Sein. 310.
Cossa, L., Primi Elementi di Scienza delle Finanee. 427.
Creizenach, W., Zur Entstehungsgeschichte des neuern deutschen Lustspiels. 179.
Curei, C. M., Das Neue Italien und die alten Zeloten. Autorisirte deutsche Ausgabe von F. Booch-Arkossy. Erster Band. 357.
Curtius, P., Der Weg zum Frieden. 345.
Czerny, A., Der erste Bauernaufstand in Oberösterreich 1525. 684.

Dahn, F., Felicitas. 802.
—— Skalden-Kunst. 465.
—— s. Wietersheim.
Dantscher von Kollesberg, Th. Ritter, Der monarchische Bundesstaat Oesterreich und der Berliner Vertrag nebst der bosnischen Vorlage. 360.
Danzel, Th. W., und G. E. Guhrauer, Gotthold Ephraim Lessing. Sein Leben und seine Werke. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von W. von Maltzahn und R. Boxberger. 19.
Darwin, Ch., s. Krause, E.
Deisenberg, W., Theismus und Pantheismus. 202.
Denkwürdigkeiten der Gräfin zu Schleswig-Holstein Leonore Christina, vermählten Gräfin Ulfeldt, aus ihrer Gefangenschaft im blauen Thurm des Königsschlosses zu Kopenhagen 1663—85. Herausgegeben von J. Ziegler. 227.
Derboeck, C. W., Spledder un Spöhn. II. Ut de Bläuthentid. 734.
Deutschthum, das, in Ungarn. Einige Worte zur Aufklärung von einem Stock-Magyaren. 357.
Dewall, J. van, Der alte Haus. 215.
—— In die Fremde. 786.
—— Mondschein-Geschichten. 570.
—— Graf Rübezahl. 389.
Dichter, deutsche, des 16. Jahrhunderts. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. Erster Band. Zweite Auflage. 343. Zwölfter Band. 195. Dreizehnter Band. 179. Sechzehnter und siebzehnter Band. 619.
Dichterbuch, Neues Münchener. Herausgegeben von P. Heyse. 514.
Dichtergrüße aus der Fremde. Fremdsprachliche Dichtungen ins Deutsche übertragen von Perrot. 808.
Diehl, A., Die Antisemiten. 328.
Diercks, G., Die Araber im Mittelalter und ihr Einfluß auf die Cultur Europas. Zweite Auflage. 685.
Dill, L., Bunte Blätter. Neuere Sammlung. 561.
Döhn, R., Beiträge zur Geschichte der Nordamerikanischen Union. Erster Band: Die Administration der Präsidenten U. S. Grant und R. B. Hayes. 140.
Droßbach, M., Ueber den Ausgangspunkt und die Grundlage der Philosophie. 230.
Duboc, J., Der Optimismus als Weltanschauung und seine religiös-ethische Bedeutung für die Gegenwart. 53.
Du Bois-Reymond, E., Ueber die Grenzen des Naturerkennens. Die sieben Welträthsel. 504.
Duhn, F. von, s. Matz.
Dulk, A., Stimme der Menschheit. Zweiter Theil: Positive Glaubenslehre oder ideelle Religion. 282.
Dunajew, Wanda von (Frau von Sacher-Masoch), Damen im Pelz. 824.
Dunger, H., Wörterbuch von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter u. s. w. 637.
Düntzer, H., Goethe's Dichtung und Wahrheit. 305.
—— Lessing's Leben. 250.
Dyherrn, G. Freih. von, Hochlands-Novellen. 199.

Ebers, G., Die Frau Bürgemeisterin. 4.
Eberty, F., Lord Byron. Zweite Ausgabe. 330.
Ebner-Eschenbach, Marie von, Neue Erzählungen. 123.
Eck, F., Gedichte. 662.
Edinger, F., s. Pabst.
Edler, K. E., Notre Dame des Flots. Eine Glocknerfahrt. 789.
Eckstein, E., Die Claudier. 35.
Egloffstein, Lilla Gräfin von und zu, Ada. 163.
Ehrlich, H., Die Musik-Aesthetik in ihrer Entwickelung seit Kant bis auf die Gegenwart. 789.
Eisenhart, H., Geschichte der Nationalökonomie. 427.
Elbe, A. von der, Junker Ludolf's Gedenkbüchlein. 369.
—— Die Ricklinger. 369.
Elcho, R., Der Wandervogel und andere Geschichten. 443.
Eliot, G., Die Juden und ihre Gegner. Autorisirte Uebersetzung von E. Lehmann. 252.
Encyklopädie der neuern Geschichte. Herausgegeben von W. Herbst. Dritte bis zehnte Lief. 337. Zehnte und elfte Lief. 558.
Engelbrecht, A., s. Sachs.
Erler, J., Des Kaisers Geigenmacher in Tirol. 213.
Escherich, E., Runkelstein. 788.
Etlar, C., Gazela. Novelle nach dem Dänischen von Pauline Schanz. 199.
Eucken, R., Zur Erinnerung an K. Ch. F. Krause. 325.
Euripides' ausgewählte Dramen. Uebersetzt von J. Mähly. 130.

Falb, R., Von den Umwälzungen im Weltall. Drei Bücher. 27.
Falk, des Staatsministers Dr., Reden, gehalten in den Jahren 1872 bis 1879. Erster Theil. 360.
Falke, J. von, Costümgeschichte der Culturvölker. 170.
Falkenstein, J., s. Güßfeldt.
Fastenrath, J., s. Aree; Aguilera.
Feier, die, von Lessing's hundertjährigem Todestage zu Braunschweig. Denkschrift, herausgegeben von den Studirenden der herzoglich technischen Hochschule zu Braunschweig. 17.
Fergusson, J., Das Erechtheion und der Tempel der Athene Polias in Athen. Herausgegeben von H. Schliemann. 237.
Ferschke, H., Im Rock des Königs. 443.
Feuerbach, A., Ein Vermächtniß. 524.
Filhés, Bertha, Schloß Isenstein. 508.
Findel, J. G., Die Grundsätze der Freimaurerei im Völkerleben. 520.
Fischart's, J., Ehzuchtbüchlein, nebst dem Ehstandskapitel aus dem Gargantua, für Volk und Familie bearbeitet von R. Weitbrecht. 477.
Fischer, K., G. E. Lessing als Reformator der deutschen Literatur. Dritte neu bearbeitete Auflage. 18.
—— Die Nation und der Bundestag. 360.
Flamm, Wilhelmine, Ursa. 214.
Flammberg, G., Ricordo. 465.
Fleischmann, A., Die Ehre des Hauses. 770.
Fontane, Th., Ellernklipp. 406.
Forstenheim, A., Die schöne Melusine. 758.

François, Luise von, Der Posten der Frau. 773.
Frank, W., Fürst Bismarck und nicht seine Leute während des parlamentarischen Kriegs. 357.
Franzos, K. E., Ein Kampf ums Recht. 105.
Freisauff, R. von, Salzburger Volkssagen. 398.
Frenzel, K., Die Geschwister. 149.
Freund, L., Text und Glossen. Resultate kritischer Gänge durch politische und unpolitische Gebiete u. s. w. 345.
Friedmann, A., Gedichte. 585.
—— Ersetzter Verlust. 198.
Friese, E., Die Andreasnacht. 772.
—— s. Grosse.
Frischbier, H., Preußisches Wörterbuch. Erste Lieferung. 604.
Fritz, H., Das Polarlicht. 28.
Fürst, J., Lessing's Nathan der Weise. 18.

Gaebeler, A., Lustspiele. 145.
—— Des Namens Ehre. 145.
Gaedertz, K. Th., Gabriel Rollenhagen, sein Leben und seine Werke. 251.
Gallwitz, Valeska von, Aus Palast und Hütte. 163.
Gampe, Th., Wandersprüche. 561.
Ganghofer, L., Johann Fischart und seine Verdeutschung des Rabelais. 343.
Gätschenberger, St., Geschichte der aufgeklärten Selbstherrschaft und der Wiedergeburt der Sitten. 523.
Gäyelin, G., Musestunden im Blumenthale. Erste Sammlung. 662. 808.
Gesscken, F. H., Zur Geschichte des orientalischen Kriegs 1853—1856. 410.
Geibel, E., Echtes Gold wird klar im Feuer. 213.
Gerbel-Embach, K. N. von, Religiöse Dichtungen. 555.
Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. von Giesebrecht. 42. Lief. Erste Abth. 188. Zweite Abth. 388. 43. Lief. Erste Abth. 446.
Geschichte, illustrirte, der fremden Literaturen in volksthümlicher Darstellung. Herausgegeben von O. von Leixner. 276.
Geßler, F., Dieter und Walheide. 561.
Ghon, M. S., Der Herzog befiehlt! 23.
Gindely, A., Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs. Vierter Band. 188.
Gintl, J., Blüten eines Kranzes. 54. 542.
Girndt, O., Dankelmann. 774.
Gitschmann, W., Die Pädagogik des John Locke. 617.
Glaser, A., Zerbrochene Kronen. 163.
Glaube, der christliche, und die menschliche Freiheit. Erster Theil: Präliminarien. Zweite Auflage. 539.
Glogau, B., Novellen. 54.
Glümer, Claire von, Vom Webstuhl der Zeit. 215.
Goedeke, K., Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. Dritter Band. Siebentes (Schluß-) Heft. 119.
—— s. Dichter, deutsche, des 16. Jahrhunderts; Liederbuch und Schwänke.
Godin, A., Schicksale. 407.
Goeler von Ravensburg, F. Freih. von, Die Venus von Milo. 509.
Goethe's Briefe. Verzeichniß derselben unter Angabe von Quelle, Ort, Datum und Anfangsworten. Bearbeitet von F. Strehlke. Erste Lieferung. 305.
Gottschall, R. von, s. Plutarch, der Neue.
Goetze, P. von, Fürst Alexander Nikolajewitsch Galitzin und seine Zeit. 337.
Grazie, M. E. delle, Gedichte. 812.
Gregorovius, F., Athenais. 209.
—— Die Grabdenkmäler der Päpste. Zweite, neu umgearbeitete Auflage. 387.
—— Die Insel Capri. 209.
—— Korfu. 209.
Greverus, Renata, Am Bache. 787.
Griesbach, H., Ueber die allgemeine Bildung auf Gymnasien und Realschulen und über die Nothwendigkeit der Gleichberechtigung beider Lehranstalten. 116.
Grisebach, E., s. Kin-ku-ki-knan.
Grosse, J. und E. Friese, Unter den Linden. 772.
Größler, F., Maximilian. 773.
Groth, K., Drei plattdeutsche Erzählungen. 734.
Grotthus, Elisabeth von, Lucie. 787.
—— Die Leibeigenen. 787.
Grün, E., Rauch und Schlacken. 662.
Grünhagen, C., Geschichte des ersten Schlesischen Kriegs. Erster Band. 388. Zweiter Band. 445.
Guhrauer, G. E., s. Danzel.
Güßfeldt, P., J. Falkenstein und E. Pechuël-Lösche, Die Loango-Expedition, ausgesandt von der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorialafrikas 1873—1876. Erste bis dritte Abtheilung, erste Hälfte. 776.

Habicht, L., Der Stadtschreiber von Liegnitz. Zweite Auflage. 140.
Hahn, R. E., Im Park zu Rodenstein. 215.
Haller, A. von, s. Hirzel.
Hamel, R., s. Briefe.
Hamerling, R., Lord Lucifer. 212.
—— Die Waldsängerin. 54.
Harmening, E., Matthias Overstolz. 163.
Hartmann, A., Der gerechte Branntweinbrenner. 787.
—— Volksschauspiele. In Baiern und Oesterreich-Ungarn gesammelt. Mit vielen Melodien, aus dem Volksmund aufgezeichnet von H. Abele. 76.
—— E. von, Die politischen Aufgaben und Zustände des Deutschen Reichs. 345.
—— Das religiöse Bewußtsein der Menschheit im Stufengang seiner Entwickelung. 326.
—— J., Geschichte Schwabens im Munde der Dichter. 268.
Hartner, E., Ohne Gewissen. 570.
—— Severa. 476.
Hassel, P., Geschichte der preußischen Politik 1807 bis 1815. Erster Theil. 337.
Hauck, W., Staat und Gesellschaft in den volkswirthschaftlichen Systemen der Gegenwart beleuchtet vom Standpunkte der christlichen Ethik. 153.
Haugwitz, G. von, Das Lied vom Boberschwan. 424.
Hauri, J., Der Islam in seinem Einfluß auf das Leben seiner Bekenner. 522.
Haushofer, M., Unhold der Höhlenmensch und Anderes. 611.
Havard, H., Eine malerische Reise nach den todten Städten der Zuyder-See. Aus dem Französischen. 434.
Haym, R., Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt. Erster Band. Zweite Hälfte. 266.
Hecht, F., Zur Reform des Aetiengesellschaftsrechts. 427.
Heinemann, O. von, Aus der Vergangenheit des welfischen Hauses. 694.
Heinze, A. und P., s. Musenalmanach.
Heinzelmann, R., Der Schein trügt. 22.
—— Studentenstreiche am 1. April. 22.
—— Rosa Aloe. 22.
Held, A., Zwei Bücher zur socialen Geschichte Englands. Aus dem Nachlasse herausgegeben von G. F. Knapp. 427.
—— F. W., s. Corvin.
Hellenbach, L. B., Aus dem Tagebuche eines Philosophen. 365.
Heller, E., s. Sänger.
Hellmuth, Martha, Gedichte. 340.
Helm, Clementine, Leni von Hohenschwangau. 408.
Heman, C. F., Die historische Weltstellung der Juden und die moderne Judenfrage. 345.
Hemmerlin, A., Gedichte aus dem Elsaß. 758.
Henk, L. von, Die Kriegführung zur See in ihren wichtigsten Epochen. 58.
Henzen, W., Die Anbetung der Hirten. 774.
—— Die Geißel. 532.
Herbert, L., Deutsch und Slawisch. 707.
—— Zwei Kreuzherren. 232.
Herbst, W., s. Encyklopädie.
—— Hülfsbuch für die deutsche Literaturgeschichte. Zweiter Theil: Die neuhochdeutsche Literatur. Zweite Auflage. 781.
Hermann, Zwei Lessing-Feste, gefeiert in der städtischen Realschule I. Ordnung zu Posen. 18.
—— Th., s. Studien, theologische.
Herten, W., Hof und Herz. 293.
Hesekiel, Ludovica, Elisabeth Luise, Königin von Preußen, Gemahlin König Friedrich Wilhelm IV. 830.
Hesse, A., Klippenmoos. 247.
Hessel, G., s. Renan.
Hesse-Wartegg, E. von, Tunis. Land und Leute. 585.
Heyse, P., Troubadour-Novellen. Vierzehnte Sammlung der Novellen. 642.
—— s. Dichterbuch, Neues Münchener.
Hirsch, F., Aennchen von Tharau. 241.
Hirschfeld, Ophelia, ein poetisches Lebensbild von Shakspeare, zum ersten male im Lichte ärztlicher Wissenschaft. 659.
Hirzel, L., Albrecht von Haller's Gedichte. Herausgegeben und eingeleitet. 602.
Hitze, F., Kapital und Arbeit und die Reorganisation der Gesellschaft. 427.
Hoefer, E., In der letzten Stunde und andere Erzählungen. 247.
Hoffmann, Franziska, Die politische Kraft des Weibes. 520.
—— H., Unter blauem Himmel. 140.
—— s. Brennecke.
Hofmann-Wellenhof, P. von, Michael Denis. 413.
Hohlfeld, P., s. Krause, K. C. F.
Hohnstein, O., Heinrich der Löwe. 637.
Hölty, H., Lonoda. 771.
Homberg, L., Ungesund. 215.
Hopfen, H., Die Einsame. 689.

Horn, F. W., Geschichte der Literatur des skandinavischen Nordens von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 171.
Hübbe-Schleiden, Deutsche Colonisation, eine Replik auf das Referat des Herrn Dr. Friedrich Kapp über Colonisation und Auswanderung. 345.
—— Ueberseeische Politik, eine culturwissenschaftliche Studie mit Zahlenbildern. 156.
Hüll, J., Dichtungen eines pfälzischen Poeten. 561.
Hülsen, Helene von, Bilder aus der modernen Welt. 785.
Hunfalvy, P., Ungarische Revue. 301.

Ibsen, H., Der Bund der Jugend. Deutsch von W. Lange. 212.

Jahrbuch der deutschen Shakspeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch F. A. Leo. Siebzehnter Jahrgang. 658.
Janssen, J., Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Zweite Auflage. 753.
Jensen, W., Stimmen des Lebens. 241.
—— Ueber die Wolken. 805.
—— Versunkene Welten. 805.
Jókai, M., Pater Peter. Mit Nachwort von A. Silberstein. 247.
—— Was der Todtenkopf erzählt. 369.
Jonas, F., Christian Gottfried Körner. 753.
Jordaens, H., In der Schule des Lebens. 198.
Jordan, W., Homer's Ilias, übersetzt und erklärt. 450.
Joseph II. Poetische Festgabe des deutsch-österreichischen Lesevereins der Wiener Hochschulen. 662.
Jung, L., Drei Antworten aus dem Neuen Testament auf drei Fragen über die Person und Lehre Jesu Christi. 540.
Junge, F., s. Müller, D.
Jürs, H., Spaßige Rimels. Zweiter Theil. 733.

Kaden, W., Italienische Gipsfiguren. 470.
—— Skizzen und Culturbilder aus Italien. 470.
Kalb, Charlotte von, Briefe an Jean Paul und dessen Gattin. Herausgegeben von P. Nerrlich. 793.
Kalbeck, M., Neue Beiträge zur Biographie des Dichters Johann Christian Günther. 178.
Kallsen, O., Friedrich Barbarossa, die Glanzzeit des deutschen Kaiserthums im Mittelalter. 684.
Kaemmel, O., Die Entstehung des österreichischen Deutschthums. Erster Band. 329.
Kautsky, M., Herrschen oder dienen? 570.
Kasch, Katharina, Gedichte. 808.
Kaufmann, G., Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen. Zweiter Band. 186.
Kayser, Th., s. Sophokles.
Keck, K. H., Die Pfingstweihe oder die Einsegnung. Dritte Auflage. 746.
—— R., Liebestreu. 214.
Kehr, E., Pädagogische Reden und Abhandlungen über Volkserziehung und Lehrerbildung. 116.
Keim, F., Der Meisterschüler. 24.
Kellen, O. von, Sämanns Feierabend. 747.
—— Und noch heute erlöset sie uns. 476.
Keller, L., Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein. Actenstücke und Erläuterungen, zusammengestellt. Erster Theil. 446.
—— s. Publicationen.
Keyserling, Gräfin M., Die Sturmhexe. 139.
Kielland, A. L., Arbeiter. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von C. von Sarauw. 552.
—— Ausgewählte Novelletten. Aus dem Norwegischen übersetzt von J. C. Poestion. 788.
Killisch, J., Fünfundneunzig neue Thesen, dem deutschen Volke gewidmet zum 31. October 1877. 153.
Kin-ku-ki-kuan. Neue und alte Novellen der chinesischen 1001 Nacht. Deutsch von E. Grisebach. 259.
Kirchhoff, C., Friedrich. Ein Studentenleben. I. 570.
Klee, G. L., König Rother. Ein deutsches Heldengedicht, nach der mittelalterlichen Ueberlieferung neu bearbeitet. 196.
Klencke, Vom phantastischen Pessimismus zum freudigen Realismus: Schopenhauer und Spinoza. 503.
—— Pessimismus und Schopenhauer, mit Bezug auf Spinoza als Heilmittel des Pessimismus. 503.
—— Spinoza, mit Rücksicht auf Kant, Schopenhauer, Goethe und die moderne Naturwissenschaft. 503.
Klutschak, H. von, Als Eskimo unter den Eskimos. 316.
Knapp, G. F., s. Held.
Knies, K., Die politische Oekonomie vom geschichtlichen Standpunkte. Erste Hälfte. 427.
Knorr, E., Die polnischen Aufstände seit 1830 in ihrem Zusammenhange mit den internationalen Umsturzbestrebungen. 388.
Knortz, K., Aus der transatlantischen Gesellschaft. 592.
—— Shakspeare in Amerika. 661.
Koch, B. M. W., Ueber die rechte Gestalt des individuellen Daseins. 296.
Köchly, H., Die Perser. Tragödie des Aeschylos. Verdeutscht und ergänzt. Herausgegeben von K. Bartsch. 727.
Koldewey, F., Lebens- und Charakterbilder. 694.
Kollewija, R. A., Ueber den Einfluß des holländischen Dramas auf Andreas Gryphius. 179.
König, E. A., Eine Million. 215.
Konrad von Würzburg, Kleinere Dichtungen. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von K. Pannier. 196.
Kossuth, L., Meine Schriften aus der Emigration. Autorisirte deutsche Ausgabe. Lief. 3—25. 694.
Koester, H., Stunden der Einsamkeit. 425. 662.
Köstlin, K., s. Planck.
Krafft, G., Johannes. 786.
—— M., Schiller's Braut von Messina oder die feindlichen Brüder. 305.
Kraszewski, J. J., Capreae und Rom. 508.
Kraus, F. X., s. Real-Encyklopädie.
Krause, E., Erasmus Darwin und seine Stellung in der Geschichte der Descendenz-Theorie. Mit einem Lebens- und Charakterbilde von Ch. Darwin. 267.
Krause, K. C. F., Vorlesungen über Aesthetik oder über die Philosophie des Schönen und der schönen Kunst. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche. 377.
Krauß, F., Shakspeare's Selbstbekenntnisse, nach zum Theil noch unbenutzten Quellen. 660.
Kreiß, Theophilosophie. Erster Band. 230. 296.
Kremnitz, Mite, Rumänische Märchen übersetzt. 506. 812.
Kretzer, M., Sonderbare Schwärmer. 507.
Krieg, der deutsch-französische, 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Zweiter Theil. Zwanzigstes Heft. 104.
Krones R. von Marchland, F., Grundriß der österreichischen Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Quellen und Literaturkunde. Erste und zweite Abtheilung. 411.
Kruse, H., Witzlav von Rügen. 213.
Kudriaffsky, Eufemia von, Die historische Küche. 170.
Kühne, Elsbeth, Williram. 541.
Kuntze, O., Um die Erde. 318. 438.
Kurnik, M., Ein Menschenalter. Theater-Erinnerungen (1845—1880). 9.
Kurts, F., Allgemeine Mythologie. Zweite Auflage. 795.

Laban, F., Auf der Haimburg. 561.
Laddey, Emma, Vier Mädchenleben oder Deutsch und Amerikanisch. 542.
Laicus, Ph., Das Haus Prozzius. 369.
Laistner, L., Novellen aus alter Zeit. 406.
La Mara, Musikalische Studienköpfe. Vierter Band: Classiker. 442.
—— Sommerglück. 786.
Lammers, A., Deutsche Volksschriften. Erster Band: Der Socialismus. 153.
Länder, die, Oesterreich-Ungarns in Wort und Bild. Herausgegeben von F. Umlauft. Fünfter bis achter und dreizehnter Band. 411.
Lang, P., Das Rusenschloß. 788.
Langhans, V., Böhmen. 411.
Laun, A., s. Molière.
Lazarus, M., Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze. Zweite vermehrte Auflage. Dritter Band. 378.
Leander, R., Träumereien an französischen Kaminen. Zwölfte Auflage. 259.
Legouvé, E., Unsere Töchter und unsere Söhne. Mit Ermächtigung des Verfassers übersetzt von Agathe Schmid. 116.
Leixner, O. von, s. Geschichte, illustrirte.
Leo, F. A., s. Jahrbuch.
Leßmann, O., Franz Liszt. 441.
Létang, Anna Baronin, Ambroise Almé. 525.
Liebrecht, F., Zur Volkskunde. 397.
Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert. Von K. Goedeke und J. Tittmann. Zweite Auflage. 343.
Lilieneron, A. von, Giovanna. 247.
—— Wera Paulowna oder die Entscheidung im Schipkapaß. 707.
Lindau, P., Verschämte Arbeit. 24.

Lindner, A., Völkerfrühling. 163.
Linhart, Elise, Im Sturme des Lebens und andere Erzählungen. 601.
Liszt's, F., Gesammelte Schriften. Herausgegeben von L. Ramann. Erster bis vierter Band. 438.
Literarische Unterhaltungen. 1. 33. 65. 97. 129. 161. 193. 225. 257. 288. 320. 353. 385. 417. 449. 481. 513. 545. 577. 609. 641. 673. 705. 737. 769. 801.
Literatur, ausländische. 15. 31. 94. 175. 222. 302. 318. 351. 414. 479. 542. 606. 670. 718. 814.
Literatur, deutsche. 14. 30. 62. 78. 127. 158. 190. 206. 254. 334. 367. 399. 430. 447. 494. 511. 558. 591. 622. 686. 766. 797. 831.
Literaturdenkmale, deutsche, des 18. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von B. Seuffert. Nr. 3: Faust's Leben vom Maler Müller. 305.
Lohmeyer, K., Geschichte von Ost- und Westpreußen. Erste Abtheilung. Zweite Auflage. 387.
Loehnis, H., Die europäischen Colonien. 345.
Lonsdale, Margaret, Schwester Dora. Autorisirte und von der Verfasserin revidirte Ausgabe von Auguste Daniel. 541.
Lorm, H., Ein Kind des Meeres. 689.
—— Ein Schatten aus vergangenen Tagen. 215.
Löwe, F., Aus eigener Werkstatt. 582.
Loewe, J. H., Lehrbuch der Logik. 230.
Lueius, P. E., Der Essenismus in seinem Verhältniß zum Judenthum. 539.
Ludolff, M., Beata. 198.
Lund, T., Das tägliche Leben in Skandinavien während des 16. Jahrhunderts. Deutsche vom Verfasser besorgte Ausgabe. 434.
Lyrik, deutsche, der Gegenwart seit 1850. Eine Anthologie mit biographischen und bibliographischen Notizen. Aus den Quellen von F. Avenarius. 235.
Lyriker, griechische. Uebersetzt von J. Mähly. 130.
——, römische. Uebersetzt von J. Mähly. 130.

Mähly, J., Geschichte der antiken Literatur. 130.
—— s. Lyriker, griechische und römische.
Malser, H., Vom Kreuzweg des Lebens. Herausgegeben von P. K. Rosegger. 294.
Maltzahn, W. von, s. Danzel.
Mangold, F., Geschichte des Bürgerkriegs in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 1861 bis 1865. Der Feldzug in Nordvirginien im August 1862. 457.
Mantegazza, P., Physiologie des Genusses. Aus dem Italienischen. 493.
Marbach, O., Die Perser des Aeschylos. Deutsche Nachdichtung. 727.
Marby, A., Gebundene Herzen. 54.
Mareus, E., Dissonanzen, Sentenzen, Aphorismen, Epigramme und Verwandtes. 662.
Marées, G. von, s. Classiker, militärische.
Marlitt, E., Amtmanns Magd. 369.
Marquardt (M. Angely), Angelika von, Die Königswaldes. 602.
Martens, W., Die römische Frage unter Pippin und Karl dem Großen. 637.
Martin, P., Karl Christian Friedrich Krause's Leben, Lehre und Bedeutung. 325.
Martinez, C. von, Errare est humanum. 310.
Masaryk, T. G., Der Selbstmord als soeiale Massenerscheinung der modernen Civilisation. 121.
Matz, F., Antike Bildwerke in Rom mit Ausschluß der größern Sammlungen beschrieben. Nach des Verfassers Tode weitergeführt und herausgegeben von F. von Duhn. 573.
Maurenbrecher, W., s. Taschenbuch, historisches.
Mautner, E., Im Augarten. 213.
Mehring, F., Herr Hofprediger Stöcker, der Soeialpolitiker. 345.
Meißner, A., Die Prinzessin von Portugal. 804.
Melzer, E., Historisch-kritische Beiträge zur Lehre von der Autonomie der Vernunft in den Systemen Kant's und Günther's. 505.
Merkens, H. und R. Weitbrecht, Deutscher Humor neuer Zeit. 519.
Messalina. Eine Satire. Vom Verf. der „Scherben". 662.
Meyer, J., s. Vaterlandsbuch, poetisches.
Meyer-Markau, W., Der Pareival Wolfram's von Eschenbach. 278.
Mikszáth, K., Die guten Hochländer. Uebertragen durch A. Silberstein. 761.
Mill's, J. St., Selbstbiographie. Aus dem Englischen von K. Kolb. 267.
Milow, St., Gedichte. Revidirte und beträchtlich vermehrte Gesammtausgabe. 529.
Minnesänger, die. Ausgewählt und übersetzt von K. Pannier. 196.
Molbech, C. K. H., Empor! 532.
Molière, Ausgewählte Lustspiele. Uebersetzt von A. Laun. 333.
Möller, B. P., Meerumrauscht. 259.
Mönckeberg, E., Das Ende des Culturkampfes. 459.
Morgenstern, Lina, Friedrich Fröbel. 617.
Morselli, H., Der Selbstmord. 121.
Möser, A., Schauen und Schaffen. 99.
Müller (Maler), s. Literaturdenkmale, deutsche.
—— aus Guttenbrunn, s. Stifter.
—— D., Geschichte des deutschen Volks in kurzgefaßter Darstellung. Neunte Auflage, besorgt von F. Junge. 188.
—— H. F., Gotthold Ephraim Lessing und seine Stellung zum Christenthum. 17.
—— J. G., Aus dem Herder'schen Hause. Aufzeichnungen. Herausgegeben von J. Baechtold. 375.
—— K., s. Albrecht von Eybe.
Muncker, F., Ueber zwei kleinere deutsche Schriften Aventin's. 195.
Musenalmanach für 1882. Eine Sammlung von Originalpoesien, herausgegeben von A. Heinze und P. Heinze. 49.

Nachtigal, G., Sahara und Sudan. Erster und zweiter Theil. 483.
Naeher, J., Land und Leute in der brasilianischen Provinz Bahia. 437.
Natorp, P., Descartes' Erkenntnißtheorie. 377.
Natzmer, Freih. D. G. von, Memoiren. Herausgegeben, bearbeitet und mit Erläuterungen versehen von Eusemia Gräfin Ballestrem. 694.
Naumann, E., Illustrirte Musikgeschichte. 419.
—— Deutsche Tondichter von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart. Fünfte Auflage. 420.
Nerrlich, P., s. Kalb, Charlotte von.
Nietzsche, F., Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurtheile. 504.
Nievert, Helene, Um eine Menschenseele. 602.
Nitschke, A. von, Lieder. Nach dem Tode des Verfassers zum Besten der Schiller-Stiftung herausgegeben. 173.
Noorden, K. von, Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert. Erste Abtheilung: Der Spanische Erbfolgekrieg. Dritter Band. 742.
Nordau, M., Der Krieg der Millionen. 771.
Nordenskiöld, A. E. Freih. von, Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega 1878—80. Erster Band. Autorisirte deutsche Ausgabe. 66. 698.
Normann, K., Classische Dichtwerke aus allen Literaturgattungen auf Grund der vorzüglichsten Commentare erläutert. 765.

Odysseus bei den Reseriptophagen. Neu aufgefundenes Bruchstück der Odyssee, übersetzt von Nonnunos. 611.
Okolicsányi, A. von, Macht und Willkür. 761.
Oelschläger, H., Novellen in Octaven. 113.
Oncken, W., Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. 38. 70. 85.
Opitz, Th., Maria Stuart. Zweiter Band. 429.
Ortmann, R., Funfzig Jahre eines deutschen Theaterdirectors. 9.
Oswald, E., Thomas Carlyle. 579.
—— Inge von Rantum. 259.
Ott, J. C., Erinnerungen Hans des berner Milizen. 171.
Oettingen, A. von, Ueber aenten und chronischen Selbstmord. 121.

Paar, M., Ein Wintermärchen. 328.
Pabst, C. R., Vorlesungen über G. E. Lessing's Nathan. Aus den hinterlassenen Papieren desselben herausgegeben von F. Edinger. 21.
Palm, A., Briefe aus der Bretterwelt. 9.
Pannier, K., s. Konrad von Würzburg und Minnesänger.
Parteien, die, des Deutschen Reichstags und die soeialen Fragen der Gegenwart. 553.
Passarge, L., Drei Sommer in Norwegen. 585.
Paul, H., s. Textbibliothek.
Pause, Klara, Manuela. 785.
Pechuël-Lösche, E., s. Güßfeldt.
Perrot, s. Dichtergrüße.
Perty, M., Erinnerungen aus dem Leben eines Natur- und Seelenforschers des 19. Jahrhunderts. 760.
Pervanoglu, J., Culturbilder aus Griechenland. Mit einem Vorwort von A. R. von Rangabé. 236.

Petersen, J., Gebrüder Hagedorn. 532.
Pfleiderer, O., Grundriß der christlichen Glaubens- und Sittenlehre. 202.
Pflüger, F. W., Human- und Realgymnasium. 617.
Pfundheller, J., Der Blumenkaiser. 412.
Philipp, P., Im Strome der Zeit. 465.
Pichler, F., Margaretha von Schweden. 29.
Pilger, R., Die Dramatisirungen der Susanna im 16. Jahrhundert. 179.
Pischon, K. R., Der Einfluß des Islam auf das häusliche, sociale und politische Leben seiner Bekenner. 168.
Planck, K. Ch., Testament eines Deutschen. Herausgegeben von K. Köstlin. 401.
Plutarch, der Neue. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von R. von Gottschall. Achter Theil. 135.
Pohl, C. F., Joseph Haydn. Zweiter Band. 420.
Pohlmann, W., Beiträge zur Umgestaltung des höhern Schulwesens. Erstes Heft. 116.
Portig, G., Religion und Kunst in ihrem gegenseitigen Verhältniß. 87.
Poestion, J. K., Aus Hellas, Rom und Thule. 278.
Presber, H., Rheinische Novellen. Zweite Auflage. 824.
Prockſch, A., Karl Christian Friedrich Krause. 267.
Publicationen aus den königlich preußischen Staatsarchiven. Veranlaßt und unterstützt durch die königliche Archivverwaltung. Achter und neunter Band; herausgegeben von P. Baillen und L. Keller. 446.
Putlitz, G. zu, Das Frölenhaus. 369.
Putzker, W., Ein Heirathś-Inserat. 774.

Raabe, W., Fabian und Sebastian. 707.
Raich, J. M., s. Schlegel, Dorothea von.
Rangabé, A. R., Der Vorabend. Aus dem Griechischen übersetzt von O. A. Ellisen. 669.
—— s. Pervanoglu.
Ranke, L. von, Weltgeschichte. Zweiter Theil: Die römische Republik und ihre Weltherrschaft. Erste und zweite Auflage. 363.
Ratzinger, G., Die Volkswirthschaft in ihren sittlichen Grundlagen. 427.
Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer. Herausgegeben von F. X. Kraus. Vierte bis sechste Lieferung. 556.
Reich, E., Das Leben des Menschen als Individuum. 492.
—— Die Verhütung von Krankheiten des Leibes und der Seele bei dem Einzelnen und der Gesellschaft. 124.
Reichenbach, A., Die einheitliche Weltanschauung und die Grundzüge des menschlichen Gesellschaftslebens. 172.
—— Nach der Hatz. 345.
—— M. von, Die Eichhofs. 139.
—— Die Schloßfrau von Dromnitz. 310.
—— W. von, Die monistische Philosophie von Spinoza bis auf unsere Tage. 323.
Reichenfeld, F., Das Komödiantenkind. 328.
Reimann, E., Neuere Geschichte des preußischen Staats vom Hubertusburger Frieden bis zum Wiener Congreß. Erster Band. 446. 796.
Reime eines Unbekannten. 662.
Reinkens, J. H., Melchior von Diepenbrock. 459.
Reissenberger, K., Siebenbürgen. 411.
Religionsgebräuche, die abergläubischen und sehr beschwerlichen, den talmudischen Juden von ihren Rabbinen vorgeschrieben, aber nur hie und da durchwegs noch beobachtet. Aus ältern und neuern Schriften. Neue Ausgabe. 253.
Renan, E., Vorträge. Frei bearbeitet von G. Hessel. 296.
Resen, D., Böse Saat. 139.
Reumont, A. von, Vittoria Colonna. 648.
Ribot, Th., Die experimentelle Psychologie der Gegenwart in Deutschland. 230.
Richter, E., Salzburg. 411.
—— H. M., Aus der Messias- und Werther-Zeit. 779.
—— Geschichte der deutschen Nation, nach den Grundzügen ihrer Entwickelung. 185.
Ried, V., Fünf Ulanen. 443.
Rieder, G., Johann III., König von Polen, Sobieski, in Wien. 830.
Rieger, M., Staat und Sonntag. 153.
Riegler, S., Geschichte Baierns. Zweiter Band. 188.
Rischka, R., Verhältniß der polnischen Sage von „Walgierz Wdaly" zu den deutschen Sagen von „Walther von Aquitanien". 180.
Roeber, R., Das Märchen vom König Drosselbart. 214.
Roeco, W., Vor veertig Jahr. Zweite vermehrte Auflage. 733.
Rodenberg, J., Belgien und die Belgier. 433.
—— Heimaterinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker. 716.
Rolph, W. H., Biologische Probleme, zugleich als Versuch einer rationellen Ethik. 504.
Romundt, H., Antäus. 51.
Roquette, O., Geschichte der deutschen Dichtung von den ältesten Denkmälern bis auf die Neuzeit. Dritte durchgesehene Auflage. 177.
Rosegger's, P. K., Ausgewählte Schriften. Lief. 1—60. 215. 689.
—— s. Malser.
Rosenthal, K., Die Ingenieure. 23.
Rosenthal-Bonin, Der Diamantschleifer. 123.
—— Das Gold des Orion. 707.
Rothe's, R., Geschichte der Predigt, von den Anfängen bis auf Schleiermacher, aus Rothe's handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von A. Trümpelmann. 202.
Ruge, A., Geschichte unserer Zeit von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs. 694.
Rümelin, G., Reden und Aufsätze. 585.
Rußland vor und nach dem Kriege. 93.

Saar, F. von, Gedichte. 355.
—— Tempesta. 145.
Sacher, E., Grundzüge der Mechanik der Gesellschaft. I. Theoretischer Theil. 553.
Sacher-Masoch, Der alte Castellan. 824.
Sacher-Masoch, Galizische Geschichten. Neue Folge. 259.
—— Hasara Raba. 824.
—— Der Hajdamak. 824.
—— Der Ilau. 824.
—— Volksgericht. 824.
Sachs', H., Spruchgedichte. Ausgewählt und sprachlich erneuert von A. Engelbrecht. 196.
—— Schwänke. Ausgewählt und sprachlich erneuert von A. Engelbrecht. 196.
Saint-Privée, E. de, Die Glockenliese oder der letzte Lubomirsky. 22.
Salinger, E., Die Doppelprobe. 214.
Samarow, G., Garde du Corps. 310.
—— Die Großfürstin. 487.
—— Kaiserin Elisabeth. 234.
Samhaber, E. Walther von der Vogelweide. 826.
Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgegeben von P. Graf Waldersee. Dritte und vierte Serie. 421.
Samosch, S., Pietro Aretino und italienische Charakterköpfe. 189.
Sänger aus Helvetiens Gauen. Herausgegeben von E. Heller. 561.
Sarreiter, J., s. Aurbacher.
Sartorius, E., Ulfila. 213.
Scartazzini, G. A., Dante in Germania. Parte prima. 379.
Schack, Graf A. F. von, Meine Gemäldesammlung. 25.
—— S., Physiognomische Studien. Aus dem Dänischen von E. Liebich. 301.
Schack von Igar, E., Confliete. 821.
—— Verwirrte Fäden. 821.
Schaible, K. H., Deutsche Stich- und Hiebworte. 299.
Schasler, M., Das System der Künste aus einem neuen, im Wesen der Kunst begründeten Gliederungsprincip mit besonderer Rücksicht auf das Drama entwickelt. 721.
Schauspiele, die, der Englischen Komödianten in Deutschland. Herausgegeben von J. Tittmann. 179.
Schebek, E., Kinsky und Fenquières. Nachtrag zur „Lösung der Wallensteinfrage". 686.
—— Die Lösung der Wallenstein-Frage. 108.
Schellwien, R., Die Arbeit und ihr Recht. 553.
Scherr, J., Vom Zürichberg. Zweite Auflage. 585.
Scherzer, K. von, Wirthschaftliche Thatsachen zum Nachdenken. 553.
Schirrmacher, F. W., Geschichte von Spanien. Vierter Band. 388.
Schlegel, Dorothea von, geborene Mendelssohn, und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel, im Auftrage der Familie Veit herausgegeben von J. M. Raich. 675.
—— Th., Die Opfernacht. 757.
Schlesinger, J., Die Entstehung der physischen und geistigen Welt aus dem Aether. 504.
Schliemann, H., s. Fergusson.
Schlossar, A., Oesterreichische Cultur- und Literaturbilder mit besonderer Berücksichtigung der Steiermark. 93.
Schmid, E. von, Die zweite Schlacht bei Villiers am 2. December 1870. 457.
—— U. R., Ein Mahnruf an unsere Zeit auf Grund des tiefsten Zusammenhangs

ihrer Verirrungen nebst Andeutungen für den wahren Fortschritt. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 153.
Schmid-Schwarzenberg, F., Clytia. 199.
Schmidt, F., Frauengestalten aus der Sage und der Geschichte aller Zeiten und Völker. 45.
—— M., Johannisnacht. 54.
Schmidt-Rimpler, H., Universität und Specialistenthum. 116.
Schmid, M., Die Philosophie des heiligen Thomas von Aquin und ihre Bedeutung für die Gegenwart. 253.
Schneider, E. (Sartorius), Isabella auf dem nürnberger Reichstag (von 1524). 213.
—— H., Herbstblüten. 662.
Schönaich-Carolath, Prinz E. zu, Thauwasser. 220.
Schoppe, W. E., List um List. 327.
Schreyer, H., Goethe's Faust als einheitliche Dichtung erläutert und vertheidigt. 305.
Schröer, K. J., Faust von Goethe. Mit Einleitungen und fortlaufender Erklärung herausgegeben. 305.
Schultz, A., Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger. 284.
—— E., Wahrheit, Freiheit, That! Zweite Auflage. 202.
Schultze, F., Die Grundgedanken des Materialismus und die Kritik desselben. 52.
Schwänke des 16. Jahrhunderts. Herausgegeben von K. Goedeke. 195.
Schweichel, R., Die Falkner von St.-Vigil. 273.
Schwerin, Josephine Gräfin, Wie sie hassen und wie sie lieben. 408.
Schwizer-Dütsch. Sammlung deutschschweizerischer Mundart-Literatur. Gesammelt und herausgegeben von O. Sutermeister. Erstes bis sechstes Heft. 701.
Segesser, A. Ph. von, Ludwig Pfyffer und seine Zeit. Erster Band. 62.
Seherr Thoss, A. Graf, Erinnerungen aus meinem Leben. 694.
Seidel, H., Wintersliegen. 758.
Seidl, F. X., Neue Gedichte. 423.
Semmig, H., Cultur- und Literaturgeschichte der französischen Schweiz und Savoyens. 763.
Seuffert, B., s. Literaturdenkmale, deutsche.
Seydel, M. (Max Schlierbach), Lucretius. 450.
Seydlitz, Friedrich Wilhelm von, königlich preußischer General der Cavalerie. Der deutschen Reiterei gewidmet von einem deutschen Reiteroffizier. 337.
Sickel, W., Geschichte der deutschen Staatsverfassung bis zur Begründung des constitutionellen Staats. Erste Abtheilung: Der Freistaat. 187.
Siegfried, F., Walpurgisnacht. 23.
Simmel, E., Spaziergänge in den Alpen. 536.
Sintenis, S., Mütterlicher Rath an meine Tochter, wie sie die glücklichste Gattin, Mutter und Hausfrau werden könne. Dritte Auflage. 541.
Smolle, L., Mähren. 411.
Sommersprossen oder Gesichtspunkte von ? 611.
Sophokles Antigone, deutsch von Th. Kayser. 728.
Spielhagen, F., Angela. 81.
Spielhagen, F., Skizzen, Geschichten und Gedichte. 163.
—— Drei Erzählungen. 163.
Spieß, F., Das Jerusalem des Josephus. 252.
Spitta, H., Die Willensbestimmungen und ihr Verhältniß zu den impulsiven Handlungen. 324.
Stammbücher, culturhistorische. Band 1—5. 62.
Stanislas, A., Wandervögel. 788.
Stein, A. (H. Nietschmann), Editha. 54.
—— Johannes Falk. 475.
Steindorff, E., Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Heinrich III. Zweiter Band. 636.
Steinhausen, H., Gevatter Tod. Im Armenhause. Mr. Bob Jenkin's Abenteuer. 310.
Steinmeyer, Betrachtungen über unser classisches Schulwesen. 617.
Steinwender, O., Kärnten. 411.
Stern, A., Die letzten Humanisten. 291.
—— Milton und seine Zeit. 61.
—— Ohne Ideale. 487.
—— J., Hinter den Gittern. 300.
Steub, L., Gesammelte Novellen. 508.
Steudel, A., Philosophie im Umriß. Zweiter Theil. Zweite Abtheilung. Erstes und zweites Buch. 52.
Stieler, K., Neue Hochlandslieder. 422.
—— Wanderzeit. 745.
Stifter, L., Im Lenz geknickt. Proben aus dem geistigen Nachlasse. Von Müller aus Guttenbrunn. 259.
Stinde, J., Waldnovellen. 443.
Stohn, H., Literarische Skizzen für die deutsche Frauenwelt. 566.
Stökl, Helene, Aug' in Auge. 602.
Stöpel, F., Die freie Gesellschaft. 427.
Storm's, Th., gesammelte Schriften. Erste Gesammtausgabe. Elfter bis vierzehnter Band. 817.
Strehlke, F., s. Goethe.
Studer, G. L., Das Buch Hiob, für Geistliche und gebildete Laien übersetzt und kritisch erläutert. 202.
Studien, theologische, aus Würtemberg. Herausgegeben von Th. Hermann und P. Zeller. Zweiter Jahrgang. 253.
Sturm, A., Ein Thüringer Wald-Märchen. 328.
—— J., Aufwärts! 555.
—— Israelitische Lieder, eingeleitet von F. Delitsch. Dritte Auflage. 555.
Sudre, A., Geschichte des Communismus oder historische Widerlegung der socialistischen Utopien. Uebersetzt von O. Friedrich. Mit einem ergänzenden Nachtrag von O. Wenzel. 427.
Sutermeister, O., Schwizer-Dütsch. Erstes bis sechstes Heft. 701.
—— Welt und Geist. 221.
Szilágyi, A., Catalogus Codicum Bibliothecae Universitatis R. Scientiarum Budapestinensis. 302.

Tacitus. — Des C. Cornelius Tacitus Dialog über die Redner, übersetzt und mit den nöthigsten Anmerkungen versehen von C. H. Kranß. 621.
Taschenbuch, historisches. Begründet von F. von Raumer. Herausgegeben von W. Maurenbrecher. Sechste Folge. Erster Jahrgang. 245.
Taschenbuch, züricher, auf das Jahr 1879 und 1880. Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde. Neue Folge. Zweiter und dritter Jahrgang. 171.
Taubert, E., Der Antiquar. 407.
—— Der Torso. 662.
Taylor, B., Die Dichtung in Bildern. 376.
Teuber, O., Tschau! Zweite Auflage. 300.
Textbibliothek, altdeutsche, herausgegeben von H. Paul. Nr. 1: Die Gedichte Walther's von der Vogelweide; herausgegeben von H. Paul. 826.
Theater und Musik. 15. 63. 110. 158. 270. 654. 702. 735. 750. 782.
Thenen, J., Fräulein Doctor im Irrenhause. 508.
Thiele, R., Eva Lessing. Ein Lebensbild. I. 20.
Thielmann, Freih. von, Pro Caesare. 153.
Thudichum, G., Traube und Wein in der Culturgeschichte. 169.
Thümmel, J., Vorträge über Shakspeare-Charaktere. 660.
Tittmann, J., s. Waldis und Dichter, deutsche, des 16. Jahrhunderts; Liederbuch und Schauspiele.
Titus, A., Der König von Corsica. 561.
Trabert, F., Sterne und Blumen. 759.
Trede, P., Abel. 733.
Treitschke, R., Literarische Stoßvögel. 178.
Trümpelmann, A., s. Rothe.

Umlauft, F., s. Länder, die, Oesterreich-Ungarns.
Unsterblichkeitsfrage, die, im Lichte des Materialismus. 503.
Urtheile, ausländische, über neue Erscheinungen der deutschen Literatur. 46. 142. 238. 382. 462. 526. 574. 638.
Uschner, K. R. W., Vorstadt-Idyll. 748.

Vacano, E., s. Belot.
Vaihinger, H., Commentar zu Kant's Kritik der reinen Vernunft. Erster Band. Erste Hälfte. 379.
Valentiner, W., Astronomische Bilder. 27.
Vaterlandsbuch, poetisches, für Schule und Haus. Zusammengestellt von J. Meyer. 301.
Velde, A. von der, Zu Fritz Reuter! Praktische Anleitung zum Verständniß des Plattdeutschen. 732.
Veltheim, H. von, Remy von Trehoux. Nach dem Französischen frei bearbeitet. Zweite Auflage. 198.
Vely, E., Die Wahlverlobten. 823.
Verbrugghe, L. und G., Reisen und Jagden in Nordamerika. Autorisirte Uebersetzung von H. Schubert. 436.
Verne, J., Die Jangada. Achthundert Meilen auf dem Amazonenstrom. (Schriften, Bd. 39, 40.) 389.
Vilmar, A. F. C., Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes. 297.
Vischer, F. Th., Altes und Neues. Zweites Heft. 172.
—— Lyrische Gänge. 561.

Voigt, G., Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Erster und zweiter Band. Zweite Auflage. 596.
Volkslieder, alte französische. Uebersetzt von K. Bartsch. 808.
Vulpinus, Th. Vivamus. 662.

Wagner, B. A., Lessing-Forschungen, nebst Nachträgen zu Lessing's Werken. 19.
—— Ph., Klänge aus vergangenen Zeiten. 662.
—— R., Parsifal. 278.
Wahrmund, A., Babylonierthum, Judenthum, Christenthum. 378.
Waldberg, M. R. von, Studien zu Lessing's Stil in der hamburgischen Dramaturgie. 250.
Walderſee, P. Graf, s. Sammlung musikalischer Vorträge.
Waldeck, O., Grundzüge der wissenschaftlichen Pädagogik und das akademische Seminar. 116.
Waldis, B., Esopus. Herausgegeben von J. Tittmann. 619.
Waldow, E. von, Die Hexe von Wrostowa. 292.
Walesrode, L., Der Storch von Nordenthal. Zweite Auflage. 259.
Walker, Mathilde, Gedichte. 662.
Walter, H., Die Socialisten. 532.
Walnjew, Graf P. A., Lorin. Autorisirte deutsche Ausgabe. 633.
Warneck, F. S., „Ehret die Frauen." Zweite vermehrte Auflage. 519.
—— Die Nothwendigkeit einer socialpolitischen Propädeutik. 553.
Wartenburg, K., Catilina's Söhne. 487.
Was sich mit einem Menschenmagen bei Nacht und Tage zugetragen u. s. w. Erzählt von Dr. Medicus. Zweite Auflage. 611.
Weber, S., Zipser Geschichts- und Zeitbilder. 261.
Weck, G., Allerdeutschentag. Dritte vermehrte Auflage. 357.
Weidling, J., Schwedische Geschichte im Zeitalter der Reformation. 830.
Weismann, A., Ueber die Dauer des Lebens. 492.
Weiß, J., Halbseide. 789.
Weiß, K., Geschichte der Stadt Wien. Zweite umgearbeitete Auflage. Erste bis zehnte Lieferung. 412.
Weitbrecht, R., s. Fischart und Merkens.
Werder, F., Eugen Richter, der Führer der Fortschrittspartei, nebst einer einleitenden Geschichte der Partei. 357.
Werner, R., Berühmte Seelente. 17. Jahrhundert. 694.
Wesſely, J. E., Lose Blätter aus der Culturgeschichte. 522.
Wichert, E., Aus dem Leben. 369.
—— Litanische Geschichten. 389.
Wichodil, Anna, Irene. 198.
Widdern, M., Prinzessin Schnee. 570.
Widmann, J. V., Oenone. 465.
Wietersheim, E. von, Geschichte der Völkerwanderung. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage besorgt von F. Dahn. 186.
Wildenbruch, E. von, Harold. Zweite Auflage. 625.
—— Die Karolinger. Zweite Auflage. 625.
—— Der Menonit. 625.
—— Väter und Söhne. 625.
Willfried, H., Die Livergnas. 601.
Wilmanns, W., Leben und Dichten Walther's von der Vogelweide. 826.
Winterfeld, A. von, Der räthselhafte Fremde. 570.
—— Lustige Geschichten. Erster und zweiter Band. 508.
—— Die Reise nach Berlin. 389.
—— Das Spukehaus. 707.
Wittig, G. K., Neue Entdeckungen zur Biographie des Dichters Johann Christian Günther aus Striegau in Schlesien. (1695—1723.) 178. 344.
Witzleben-Wendelstein, F. von, Die Hofdame der Erzherzogin. 215.
Wolf, G., Das Unterrichtswesen in Oesterreich unter Kaiser Joseph II. 252.
Wolrad, E., Gedichte aus Arco. 426.
Wolzogen, H. von, Unsere Zeit und unsere Kunst. 173.
Woenig, F., Diclytra. 409.
Woringer, L. A., Unsere Zeit und die sie unterscheidenden Merkmale nach der Heiligen Schrift beleuchtet. 153.
Wünsche, A., s. Krause, K. C. F.
Wurst, Ch., Piltrud. 465.

Young, B., Ein Vierteljahrhundert. 707.

Zardetti, O., Roma Felix oder Wird Rom wieder päpstlich werden? 459.
Zdekauer, K. Ritter von, Kriegs- und Friedensfahrten. 300.
Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Bd. 2. Heft 4. 153.
—— Bd. 2. Heft 6, s. Müller, H. F.
Zeller, P., s. Studien, theologische.
Ziegler, J., s. Denkwürdigkeiten.
Zinzow, A., Psyche und Eros. Ein milesisches Märchen. 380.
Zistler, F., Gräfin Emmy. 259.
Zitelmann, E., Gedichte. 583.
Zittel, E., Familien-Bibel des Neuen Testaments. Erster Band. 556.
—— Die Entstehung der Bibel. Vierte Auflage. 556.
—— Bibelkunde. Achte Auflage. 556.
Zola, E., Ein Blättlein Liebe. Deutsch von F. Wohlfahrt. 138.
Zolling, Th., Heinrich von Kleist in der Schweiz. 102.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1882.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Zeitgenossen und Nachwelt. Von Rudolf von Gottschall. — Neue Romane. I. Georg Ebers: „Die Frau Bürgemeisterin". Von Rudolf von Gottschall. — Bilder aus Japan. Von Alfred Kirchhoff. — Theatermemoiren. Von Heinrich Bulthaupt. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur; Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Zeitgenossen und Nachwelt.

Der eifrige Literaturforscher, der feine Kenner der Zeiten und Menschen, der das ex ungue leonem auf die Vorgänge des geistigen Lebens anzuwenden weiß, wird aus einzelnen oder häufigern Erscheinungen den Schluß ziehen, daß zwischen dem Beifall der Mitwelt und demjenigen der Nachwelt eine große Kluft gähnt. Viele hervorragende Geister haben bei den Zeitgenossen nicht die verdiente Anerkennung gefunden; für viele hat sich nur eine kleine Gemeinde gefunden, welche gleichsam in einer Seitenkapelle ihre Andacht verrichtete, während der tumultuarische Cultus der Tagesberühmtheiten im Hauptschiff der Kirche seine prunkhaften Umzüge hielt. Darauf deutet auch Goethe's Spruch hin: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten." Jedenfalls ist die Zahl dieser Besten stets eine geringe und daher der Ruhm der Zukunft nach Goethe's Ansicht nicht vom Beifall der Menge abhängig. Den meisten namhaften Dichtern hat es indeß bei Lebzeiten ebenso wenig an Anerkennung wie an Verlästerung und Verkleinerung gefehlt; „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt", schwankte ihr Bild vor den Augen der Mitlebenden. Wann aber aus diesem oft erbitterten Streit der kritischen Meinungen wie aus einer verworrenen Nebelhülle das Erzbild der Classicität in unangefochtener Glorie hervortrat: das ist ein schwer zu bestimmender Zeitpunkt. Die Molecules der öffentlichen Meinung, die anfangs zerstreut hin- und herstieben, gewinnen oft plötzlich eine greifbare Gestalt, und das Bild eines Dichters erscheint dann in der Beleuchtung vollen Ruhms, während es früher nur von flüchtigen Sonnenstrahlen erhellt, ebenso oft aber von schwankenden Nebeln getrübt wurde.

Dies ist namentlich bei unsern beiden großen Dichterfürsten der Fall; sie hatten in ihrem Leben trübe Epochen durchzumachen, in denen ihre anfängliche Geltung wieder erlosch und viele Literaturlümmel rempelten die weimarischen Heroen auf ihrer Wanderung ins Pantheon. Damals wie jetzt, wenn auch im ganzen weniger als jetzt, trieb sich viel Gesindel auf den Trottoirs der Literatur umher; damals wie jetzt, um mit Schiller zu sprechen, der aus seinen bittersten Erfahrungen heraussang, „wurden des Ruhmes heilige Kränze auf der gemeinen Stirn entweiht" und „die Welt liebte, das Strahlende zu schwärzen und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn". Das Werden und Wachsen des Ruhms ist ein geheimnißvollerer Vorgang als das Werden und Wachsen in der Natur. Ist aber Homer erst ein Volksdichter geworden, so kümmert ihn nicht mehr das Geifern eines vereinzelten Zoilus. Im übrigen hat Homer schon selbst der Kritik und dem verneinenden Geist eine Stelle in seinen Dichtungen angewiesen. Der belfernde buckelige Thersites, der die unsterblichen Helden verhöhnt: das ist der erste Kritiker, der Vorgänger des Zoilus.

Wir haben oft hervorgehoben, daß trotz unserer überreichen Goethe- und Schiller-Literatur ein Werk fehle, welches uns die beiden Dichter im kritischen Spiegel ihrer Zeitgenossen zeige. Jetzt erscheint ein solches Werk, und zwar, wie wir glauben, infolge der von uns gegebenen Anregung: „Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen, Schiller und Goethe und deren Werke betreffend aus den Jahren 1773—1812, gesammelt und herausgegeben von Julius W. Braun (Bd. 1 u. 2, Leipzig, Schlicke). Die erste Ab-

theilung des Werks behandelt Schiller, und es werden über diesen Dichter bis zu seiner Wallenstein-Epoche Kritiken aus damaligen Zeitschriften und Jahrbüchern in großer Menge gesammelt; es wird damit in der That eine Lücke in unserer Literatur ausgefüllt.

Ueber die Jugenddramen Schiller's fällt die Kritik zwar kein einstimmiges Urtheil: dennoch läßt sich aus den Stimmen von rechts und links ein Facit ziehen, wir möchten sagen, ein Parallelogramm der kritischen Kräfte, in dessen Mitte die Linie der Kritik sich gerade fortbewegt. Das Wüste, Uebertriebene, Geschmacklose wird gerügt, das Talent, ja das Genie des Dichters anerkannt. Freilich fehlt es nicht an den heftigsten Verdammungsurtheilen, welche dem jungen Poeten nicht die geringste Begabung zugestehen. So nennt eine Kritik der „Hamburger Theaterzeitung" im Februar 1786 die „Räuber" ein schauderhaftes Product unserer Muse und prophezeit dem Stücke, daß es wegen seines empörenden Inhalts nie anhaltenden Beifall behaupten kann. Am 27. Februar waren die „Räuber" zum dritten mal aufgeführt, und über diese Vorstellung heißt es: „Der Zulauf hatte außerordentlich abgenommen und alles schien den Fall des Stücks zu verkündigen." Dergleichen kritische Prophezeiungen finden sich häufig in diesen Bänden: freilich, wenn der anfängliche Kassenerfolg für die Classicität und die Zukunft eines Werks entscheidend wäre, dann müßte man die Unsterblichen unter den Reclamegrößen der Theateragenturen suchen.

Doch auch der literarische Reactionär fehlt nicht: eine Sekte, die heutzutage besonders ins Kraut schießt und eine fertige Classicität zur Verfügung hat, während damals die werdende als epigonenhafter Wust beiseitegeschoben wurde. Im „Magazin der Philosophie und schönen Literatur" (1785) schrieb ein kritischer Essayist einen langen Aufsatz über die Schiller'schen Trauerspiele. Schiller, Goethe gelten für Nachahmer der Ausländer, besonders Shakspeare's: höhnisch spricht er über den Nachruhm Schiller's, den man erst in einem Jahrhundert vergöttern werde, dessen Gebeine man in der kaiserlichen Gruft den Gebeinen der Maria Theresia beisetzen werde. Die Bühne der Lessing, der Brawe, Schlegel, Cronegk und Weisse ist verschwunden; der unglückliche Kritiker klagt über den Verfall unsers Theaters: vielleicht erwarte das Publikum nächstens von seinem Shakspeare ein neuseeländisches Trauerspiel, um die Menschenfresser in puris naturalibus zu bewundern. Von den „Räubern" ruft er aus: „Ist es möglich, kann das die poetische Geburt eines civilisirten Menschen sein?" und beruft sich auf einen Staatsmann, der die Meinung geäußert hat: eine civilisirte Nation könne kein solches Trauerspiel haben. Was würde dieser laudator temporis acti, wie sie heute in Hunderten von Schriften unsere Literatur unsicher machen, dazu gesagt haben, wenn man ihm mitgetheilt hätte, daß seine Brawe und Cronegk bald vergessen sein würden, während der „fürchterliche Crebillon der Deutschen", Schiller, ein großer, gefeierter Nationaldichter geworden. Doch das Talent Schiller's erkennt dieser kritische Reactionär bereitwillig an, wenn er auch seine Werke verwirft; er rühmt den kräftigen Dialog, die blendende Diction und die wahre Darstellung. Weit unbarmherziger ging zum Theil die berliner Kritik zu Werke; sie schüttete das Kind mit dem Bade aus; nichts als kritisches Achselzucken und radicale Verwerfung. Wer diese zwei Bände durchblättert und noch mehr Aufmerksamkeit dem dritten Bande zuwendet, in welchem die Theaterkritiken der berliner Zeitungen über Schiller's spätere Meisterwerke gewiß werden zum Abdruck kommen: der wird ohne Frage überzeugt sein, daß die Berliner unsere Classiker Schiller und Goethe nicht entdeckt, daß sie sich vielmehr lange Zeit hindurch mit allen Kräften gegen die Anerkennung derselben gesträubt haben: die berliner Kritik ist gehässig, herunterreißend, zersetzend. In der „Königlichen Berlinischen Staats- und gelehrten Zeitung" stand folgende Kritik über „Kabale und Liebe", die nicht von einem flanirenden Genie des damals noch nicht erfundenen Feuilletons abgefaßt war, sondern von einem würdigen Mann, Karl Philipp Moritz, Rector des Grauen Klosters zu Berlin:

In Wahrheit wieder einmal ein Product, was unsern Zeiten — Schande macht! Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann! — Doch wir wollen nicht declamiren. Wer 167 Seiten voll ekelhafter Wiederholungen gotteslästerlicher Ausdrücke, wo ein Geck um ein dummes affectirtes Mädchen mit der Vorsicht rechtet, und voll crassen, pöbelhaften Witzes, oder unverständlicher Galimathias, durchlesen kann und mag — der prüfe selbst. So schreiben heißt Geschmack und gesunde Kritik mit Füßen treten; und darin hat denn der Verfasser diesmal sich selbst übertroffen. Aus einigen Scenen hätte was werden können, aber alles was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase.

Die Kritiken über den „Don Carlos" waren bei weitem günstiger: die Schönheiten des Trauerspiels wurden fast überall, in der „Nürnberger Zeitung", in den „Göttingischen Anzeigen", in der „Allgemeinen Literaturzeitung", mit Wärme hervorgehoben. In der letztern heißt es:

Die drei ersten Aufzüge dieses höchst interessanten Werks bedürfen nur noch der geringen Bemühung, Ueberflüssiges wegzunehmen. Das was gut ist, ist unverbesserlich, und an die Stelle dessen, was die Kritik wegnehmen würde, ist beinahe nichts Neues zu machen. Sollte der Verfasser alsdann noch Mittel finden, den gegründeten Erinnerungen gegen die beiden letzten Aufzüge abzuhelfen, und sie der ersten durchgehends würdig zu machen, so wird dieses Gedicht eins der schönsten Meisterstücke unserer Literatur sein.

Ausnehmend reich ist die Kritik über die mehr oder weniger journalistischen, oder wenn man will, buchhändlerischen Unternehmungen Schiller's: über die „Thalia", die „Horen", den „Historischen Kalender für Damen", die „Sammlung historischer Memoiren", der „Merkwürdigen Rechtsfälle" und andere seiner halbwissenschaftlichen Zwischenepoche. Freilich fallen in diese Zeit auch einige seiner schönsten Gedichte, und es wird für jeden von Interesse sein, die Gedanken über Schiller's Gedicht: „Die Götter

Griechenlands", zu lesen, welche F. Leopold Graf zu Stolberg im „Deutschen Museum" 1788 veröffentlichte, und in welchem Aufsatz er den Dichter der Gotteslästerung anklagt. Sehr eingehend ist eine Kritik der Virgilübersetzung Schiller's bei einer Besprechung der „Thalia" in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften". Die Urtheile über die Sammelwerke, die historischen Schriften, die philosophischen Aufsätze waren im ganzen anerkennend; doch sprach ein Recensent der „Neuen Bibliothek" seine Verwunderung aus, wie Schiller unter die ersten Classiker unserer Nation komme, und gibt in einer Note dann folgende reservatio mentalis:

Recensent hat in dieser Beurtheilung verschiedene male Hrn. Schiller's erwähnt, und zwar nicht in einem Tone, den man in den meisten neuen Schriften und kritischen Blättern über ihn zu hören gewohnt ist. Er gesteht, daß dies absichtlich geschehen ist, aber wahrlich ohne die mindeste Leidenschaft, ohne irgendeine unwürdige Nebenabsicht dabei zu haben. Auch er schätzt die ungemeinen Talente dieses Mannes ungemein hoch, unmöglich aber kann er ihn für den Einzigen, für den musterhaften Dichter, Geschichtschreiber und Aesthetiker halten, wofür er besonders in unserer jungen gelehrten und poetischen Welt gilt. Seine Werke, besonders die dichterischen, haben, bei einzelnen großen Schönheiten, viele und große Fehler, die, wie gewöhnlich, am eifrigsten nachgeahmt werden, weil sie so leicht zu erreichen sind. Die Musenalmanache, die Journale und neuen poetischen Sammlungen von Gedichten beweisen zur Genüge, was die zur Mode gewordene Nachahmung seiner Manier (als Manier die unnachahmungswürdigste, die es geben kann) schon jetzt für Folgen gehabt, was für Früchte sie getragen hat, und mit welchen Uebeln sie noch ferner droht, wenn man dem Unwesen keinen Damm entgegensetzt.

Doch die geringschätzige Meinung, welche viele von dem Dichter hatten, zugleich mit der giftigsten Polemik gegen ihn, tritt erst bei dem großen literarischen Tumult zu Tage, den die „Xenien" hervorriefen. Wenn wir auch in Schiller's und Goethe's „Xenien" eine That der Selbstüberhebung und die Anmaßung literarischer Dictatur erblicken, so ist doch die Aufnahme, welche die „Xenien" bei den Angegriffenen und Nichtangegriffenen fanden, ein schlagender Beweis dafür, daß der Nimbus der Classicität damals das weimarische Duumvirat noch nicht umglänzte. Sonst würden auch die erbittertsten Gegner doch einen andern Ton angeschlagen haben als denjenigen, der in den Gegengeschenken an die „Sudelköche von Jena und Weimar", in den „Berlocken an den Schiller'schen Musenalmanach", in den „Literarischen Spießruthen", in der „Ochsiade" und ähnlichen Schriften herrscht. Das Meiste, was die „Xenien" betrifft, ist schon in dem bekannten Werke von Eduard Boas zusammengestellt worden. Um den Unterschied zwischen dem Urtheil der Zeitgenossen und der Nachwelt ins hellste Licht zu stellen, wollen wir hier nur das Urtheil Johann Friedrich Reichardt's, des Herausgebers der Zeitschrift „Deutschland", über Schiller's Antheil an den „Xenien" anführen. Von Goethe heißt es: „kein Name ist so groß, daß er eine Ungerechtigkeit adeln könnte". Dann fährt Reichardt fort:

Den Antheil hingegen, welchen Herr Schiller als Verfasser daran haben mag, kann der Herausgeber Deutschlands sehr leicht verschmerzen. Seine herzliche Verachtung gegen Schiller's nichtswürdiges und niedriges Betragen ist ganz unvermischt: da desselben schriftstellerische Talente und Anstrengungen keineswegs auf derselben Stufe mit jenem echten Genie stehen, welches auch selbst dann, wenn es sich durch Unsittlichkeit befleckt, noch Ansprüche an Ehrfurcht behält. — Er hält sich an ihn, als den Herausgeber des Almanachs, und fordert ihn hierdurch laut auf, den Urheber der Verleumdungen anzugeben, oder falls er sich selbst dazu bekennt, seine Beschuldigungen öffentlich zu beweisen. Kann er dies nicht, so ist er für ehrlos zu achten. Ehrlos ist jeder Lügner; zwiefach aber der Feigherzige, der sich und die Beziehungen seiner Injurien nicht einmal ganz zu nennen wagt. Auch gibt es unter unsern Mitbürgern wackere Männer genug, denen die Gerechtigkeit mehr gilt als ein Spaß. Diese werden alle, so hofft er mit Zuversicht, den Mann, der sich ehrloser Lügen schuldig machte, ebenso sehr verachten, als wäre er gerichtlich beschimpft.

Und nun noch einige der „Xenien" aus den „Gegengeschenken" Manso's:

Kant's Affe in Jena.

Was das Verächtlichste ist von allen verächtlichen Dingen?
Wenn sich ein Affe bemüht, würdig und wichtig zu sein.

Don Carlos.

Als jüngst Carlos vernahm, wie scheußlich ihn Schiller verbildet,
Sprach er: was schlachtet der Narr mich denn zum zweiten mal ab?

Die Geschichte der Niederlande.

Leere Träume die Menge und abgeschmackte Tiraden
Hat uns ein kecker Phantast hier für Geschichte verkauft.

Wenn auch die mitgetheilten Kritiken über „Wallenstein" günstiger lauten, so wird uns doch der dritte Band zeigen, wie die gelesensten berliner Zeitungen die „Braut von Messina" und „Tell", des Dichters letzte Meisterwerke, wie Schülerarbeiten herunterseßten.

Einige Jahre vor der Abfassung der „Xenien" klagte Goethe, daß er in Deutschland so gut wie vergessen sein müsse: die bei Göschen erschienene Gesammtausgabe seiner Werke lag wie Blei und hatte sehr geringen Absatz.

Das alles beweist zur Genüge, wie Anerkennung und Geringschätzung der Zeitgenossen abwechselnd das Streben unserer Classiker begleiteten. Die Classicität wird keinem Dichter in die Wiege gelegt und ist ebenso selten eine Blume, die ihm gleich auf dem Grabe gepflanzt wird. Ihre Genesis ist dunkel, nur die Nachwelt entscheidet über sie in letzter Instanz.

Rudolf von Gottschall.

Neue Romane.

I.

Georg Ebers: „Die Frau Bürgemeisterin".

Der beliebte Romanschriftsteller Georg Ebers, dem es gelungen ist, das alte Aegypten in Deutschland en vogue zu bringen, hat jetzt das Nilland verlassen und einen Boden betreten, der seitab von seinen ägyptologischen Studien liegt. Der neue Roman:

Die Frau Bürgemeisterin. Roman von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger). 1882. 8. 6 M.

spielt in den Niederlanden, also wieder in einem den Ueberschwemmungen ausgesetzten Flachland, und hat zum geschichtlichen Hintergrund die Belagerung der Stadt Leyden durch die Spanier im Jahre 1575. Jedenfalls darf man hier dem Dichter nicht den Vorwurf machen, daß es ihm nur darauf ankam, seine gelehrten Studien in schöngeistiger Einkleidung zu verwerthen; hier in Holland findet sich nichts von dem ägyptischen Tiefsinn, nichts von Göttertempeln und ehrwürdigen Monumenten; der heilige Ibis macht dem profanen Storch Platz, und wer die Ketzerei begeht, die alten Aegypter trotz aller Ebers'schen Romane für ein steifleinenes Volk zu halten, der wird den Holländern nicht diese levis notae macula anhängen können; wir sprechen natürlich nur von den Niederländern des Freiheitskriegs, die ja auch in Goethe's „Egmont" sich als ein lebenslustiges Völkchen tummeln, nicht von den jetzigen Mynheers, über deren Aehnlichkeit mit den Aegyptern man verschiedener Ansicht sein kann.

Doch wenn auch Georg Ebers hier nicht seine Farben als ägyptischer Culturhistoriker mischen kann: seinen culturhistorischen Neigungen im allgemeinen wird er gewiß nicht untreu werden, so wenig wie Gustav Freytag dies in seinen „Ahnen" geworden ist. Die Vorliebe für das Costüm der geschilderten Zeit wird Autoren, welche von den betreffenden gelehrten Studien herkommen, stets bestimmen, in ihren Darstellungen das Genrebild zu bevorzugen. Nun ist es zwar nicht blos das Recht, sondern auch die Pflicht des Epikers, das Culturgemälde der Zeit zu entrollen, in der seine Handlung spielt, und man hat dem gefeiertsten Verfasser historischer Romane, Walter Scott, es oft genug zum Vorwurf gemacht, daß er in der Ausführung der Costümbilder, in der Verwerthung seiner archäologischen Studien zu weit gegangen sei. Gleichwol hat Walter Scott niemals blos geschichtliche Genrebilder geschaffen; eine Parallele dieses phantasiereichen Autors mit Freytag und Ebers macht dies sogleich klar. Von Hause aus weiß Walter Scott für das Geschick seiner Hauptheldeu eine fesselnde Spannung zu erregen, und so reich und glänzend, mit so großer Sachkenntniß er die Decorationen und Costüme der Jahrhunderte malt, in denen seine Helden leben: er verliert sich doch nirgends in eine Genremalerei, die sich selbst Zweck ist; nirgends gilt ihm der Faden der Handlung nur als das unerläßliche Mittel für die Anreihung einzelner Culturbilder, sondern die Handlung selbst in ihrer Fortbewegung ist ihm die Hauptsache, und all der äußere Schmuck, wir möchten sagen die scenische Ausstattung dient nur dazu, uns ein lebendigeres Bild der Hauptereignisse zu geben, in denen sich das Geschick der Charaktere erfüllt.

Bei Freytag und Ebers ist dies anders: neben der Strömung der eigentlichen Handlung verzweigen sich hier die todten Seitenarme einer selbstgenugsamen Genremalerei. Immer wieder muß sich der Dichter aus diesem bunten Vielerlei zurückzufinden suchen zum Fortgang der Erzählung. Oft ist es eine Mosaikmalerei mit bunten Steinen und gefärbten Glasstiften; doch es fehlt der Zug und Schwung der Spannung.

In der ersten Hälfte des neuen Romans von Ebers steht diese Genremalerei in Blüte; man weiß lange Zeit gar nicht, für welche der Personen man sich eigentlich interessiren soll; unser Interesse wird nach allen Seiten zersplittert; die Heldin ist kaum prima inter pares.

Wir werden gleich in medias res geführt, in die gute Stadt Leyden, deren erste Belagerung die Spanier abgebrochen haben, und zwar in eine Schule, in welcher ein Magister oder vielmehr sein Stellvertreter den Schülern patriotische Gesinnungen einzuhauchen sucht. Darauf ein Straßenkampf zwischen Holländern und Spaniern, indem sich die aus der Schule entlassenen Knaben in diese zwei Gruppen theilen. Da erscheint ein „Glipper", ein Junker in spanischer Gewandung, Nicolas van Wibisma, den die andern verhöhnen; es kommt zu einer Prügelei, bei welcher der Junker zuletzt den Dolch aus der Scheide zieht und einen der Schüler verletzt; der Musiker Wilhelm und der Gelehrte Jan van der Does stiften Ruhe.

Wir werden dann in das Haus des Bürgermeisters van der Werff eingeführt, wohin sich der eine Theilnehmer der Prügelei, der junge Bürgermeisterssohn Adrian, in übel zugerichtetem Zustande begeben hat; wir lernen den thätigen Patrioten, den Herrn des Hauses kennen und sein Weib Maria. Sie zeigt sich zunächst als liebende Gattin; sie ist unglücklich darüber, daß der Gatte ihren Hochzeitstag vergißt und sogar in politischen Angelegenheiten fortreitet; sie ist unglücklich, daß er ihr alles, was Politik betrifft, geheim hält, sie nicht einweiht in die diplomatischen Vorgänge; sie bedauert, daß für die Pflege der Künste in ihrem Hause nicht Zeit bleibt; kurz, es ist eine gemüthvolle Frau, doch auch ein wenig une femme incomprise. Uebrigens taucht sie aus dem Gewirre von Genrebildern hier nur gelegentlich auf; da sind die Glip-

per, Vater und Sohn, da ist der Musiker Wilhelm, der Fechtmeister Allertssohn, da ist das Fräulein van Hoogstraten im Hause der Base, in welchem, wenn man die zarten Andeutungen der Ebers'schen Muse sich deutlicher auslegen darf, freche und wüste Orgien gefeiert werden, da erscheint ihre Schwester, welche der Musiker Wilhelm in Italien kennen und lieben gelernt hat, auf der Bildfläche des Romans, in einer Novelle in mehr italienischem Stil mit allerlei bunten Abenteuern unter dem Himmel Hesperiens; aber man hat die Hälfte des Romans gelesen und muß sich immer noch fragen, wohin steuert dies mit einer Ueberzahl von Passagieren befrachtete, auch mit genrebildlichem Ballast reich belastete Schiff der Erzählung? Man sieht von vornherein weder ein bestimmtes noch ein mögliches Ziel. Ohne Ziel aber keine Spannung! Wir sprechen hier nicht von der rasch zum Ziele schreitenden dramatischen Handlung, aber auch das Epos muß von Hause aus ein bestimmtes Ziel ins Auge fassen, wenn es uns fesseln soll. Wir fragen in der „Iliade", welchen Ausgang der Zorn des Peliden für die griechische Sache haben wird; wir wissen in der „Odyssee" von Anfang an, daß es sich um die Heimkehr des Odysseus handelt, als das letzte Ziel, welchem der Held in mannichfachen Abenteuern zustrebt; aber was die Frau Bürgermeisterin, die mit ihrem Los unzufrieden ist, will oder soll, davon erfahren wir nichts; ja es scheint das Maß ihrer eigenen Hoffnungen erfüllt, wenn ihr Gatte Peter sich etwas weniger mit Staatsgeschäften abgäbe und ihr mehr seine Neigung zuwendete!

Wir bekennen, daß wir nach der ersten Hälfte des Romans dem Fortgang desselben antheillos entgegensahen und den Eindruck hatten, die Muse von Ebers habe ihre Kraft nur aus dem Boden Aegyptens geschöpft und zeige, sobald sie diesen Boden verlasse, daß ihre Leistungsfähigkeit nicht über das Maß des gebildeten Dilettantismus hinausgehe.

Doch die zweite Hälfte des Romans nöthigte uns, dieses Urtheil wesentlich einzuschränken; sie enthält Scenen von romanhafterm Reiz und einige Schilderungen von solcher Anschaulichkeit und von solchem dichterischen Zauber, daß sie wol zu dem Besten gehören, was Ebers bisher geschrieben hat.

In die schlaffhängenden Segel der Handlung fährt ein günstiger Fahrwind, sobald die Belagerung der Stadt durch die Spanier erzählt wird; hiermit tritt von selbst die Spannung auf den Ausgang derselben ein. Das unglückliche Leyden hielt sich mit unerschütterlicher Ausdauer; aber Hungersnoth und Pest suchte die bedrängte Stadt heim, und die Schilderung dieser Leidensscenen, die uns in einer Reihe tragisch beleuchteter Genrebilder vorgeführt werden, ist eine überaus lebendige und ergreifende.

Jetzt erscheint auch Maria van der Werff in einem bedeutsamern Licht als am Anfang, und zwar nicht nur als die Heldin des Romans, sondern auch als eine wirkliche Heldin, und es ist nur zu bedauern, daß anfänglich der Charakter nicht genugsam für diese spätere Erhebung grundirt ist; es sind ihm mehr weiche Lichter aufgesetzt; wir erkennen nicht sogleich das Holz, aus dem man die Heroinen schnitzt. Zunächst hat Maria Anlaß, ihren Heldenmuth an sich selbst zu bewähren und ihr rebellisches Herz ins rechte Gleis zu bringen. Sie hat vor ihrer Verlobung einen Liebeshandel mit einem Junker Georg von Dornburg, einem jungen Thüringer, gehabt: freilich beschränkte sich dieser Liebeshandel auf eine Rose, die er ihr aus Anlaß der Hochzeit der Schwester überreicht hatte. Maria fühlte, „daß sie ihrem Gatten mehr, weit mehr zu gewähren im Stande sei, als er von ihr begehre". Dies Gefühl innern Ungenügens erschließt Thür und Thor dem mit Georg's Ankunft voll heranflutenden Jugendglück. Georg macht aus seiner Liebe kein Hehl; wir haben also die Voraussetzungen für eine französische Ehebruchstragödie. Doch der deutsche Autor behandelt den Conflict mit höchster Delicatesse, und Maria geht siegend aus demselben hervor.

Gleichen Heldenmuth bewährt sie auch dem trostlosen Schicksal gegenüber, welches über die Vaterstadt hereingebrochen ist: da zeigt sie sich auf einmal heroischer als ihr Gatte, der Bürgermeister, und dieser erkennt plötzlich, welchen reichen und bisher unerkannten Schatz er in seinem Weibe besitzt.

In der vollen Amtstracht mit dem Hut auf dem Kopf saß Peter vor dem Schreibtisch. Sein Antlitz lag neben dem Doppelleuchter auf den gekreuzten Armen. Er sah nichts, er hörte nichts, und als sie ihn endlich anrief, fuhr er zusammen, sprang auf und warf den Hut mit Heftigkeit auf die Tafel. Sein Haar war zerwühlt, sein Blick unstät, und im matten Schein der zitternden Flammen erschienen seine Wangen todtenfahl. „Was willst du?", fragte er kurz und mit rauher Stimme; sie aber blieb ihm eine Zeit lang die Antwort schuldig, denn Angst lähmte ihr die Zunge. Endlich fand sie Worte, und es klang tiefe Besorgniß aus ihrer Frage: „Was hat es gegeben?" — „Den Anfang vom Ende", entgegnete er dumpf. — „Sie haben euch überstimmt?", rief die junge Frau. „Der Baersdorp und die andern Memmen wollen verhandeln?" Da richtete er sich in die Höhe und schrie laut und drohend: „Hüte die Zunge! Wer aushält, bis ihm die Kinder sterben und die Leichen ihm vor dem eigenen Hause den Weg versperren, wer die Verantwortung für tausend Todte, wer Fluch und Verwünschungen lange Wochen getragen und mehr als den dritten Theil eines Jahres vergeblich auf Rettung gehofft hat, — wer, wohin er auch späht, nichts vor Augen sieht als unerhörtes, stetig wachsendes Elend und dann die rettende Hand des Feindes nicht länger zurückstößt..." — „Der ist ein Feigling, der ist ein Verräther, der bricht den heiligen Eid, den er geschworen." — „Maria", grollte Peter und trat ihr in drohender Haltung näher. Sie erwartete ihn hoch aufgerichtet mit fliegendem Athem und zeigte mit dem Finger auf ihn, während sie mit einem scharfen Tone in der leise bebenden Stimme ausrief: „Du, du hast mit den Baersdorps gestimmt, du, Peter van der Werff, du! Das hast du gethan, du, der Freund des Prinzen, der Hort und die Vorsehung dieser wackern Stadt, du, der Mann, der den Bürgern den Eid abgenommen, der Märtyrerssohn, der Diener der Freiheit!" — „Nicht weiter!" unterbrach er sie bebend vor Scham und Empörung. „Weißt du, was es heißt, die Schuld an diesem himmelschreienden Jammer vor Gott und den Menschen zu tragen?" — „Ja, ja und zum dritten mal ja: es heißt sein Herz auf die Folterbank legen, um

Holland und die Freiheit zu retten. Das heißt es! Gott, mein Gott! Du hast dich selber verloren; du verhandelst mit Valdez!" — „Und wenn ich es thäte?", fragte der Bürgermeister und schwenkte zornig und aufbegehrend die Hand. Da schaute sie ihm streng in die Augen und rief laut und entschlossen: „Dann wäre die Reihe an mir, dir zu sagen: Geh nach Delft. Geh nach Delft: wir brauchen hier andere Männer!" Er erbleichte und schaute zu Boden, während sie ihm furchtlos und mit freiem Blick gegenüberstand.

Der Lichtschein fiel voll in ihr glühendes Antlitz, und als er das Auge wieder zu ihr erhob, da war es ihm, als stünde dieselbe Maria wieder vor ihm, welche ihm als Braut geschworen, Noth und Gefahr mit ihm zu theilen und im Kampf für die Freiheit bei ihm auszuharren bis an das Ende, da fühlte er, daß sein „Kind" Maria zu seiner eigenen Höhe heran- und über ihn hinausgewachsen war, da erkannte er zum ersten mal in dem stolzen Weibe ihm gegenüber die Kampfgenossin, die hochgesinnte Helferin in Noth und Gefahr. Ein Verlangen und Sehnen so übermächtig und stark, wie er es noch niemals empfunden, wallte und brandete in ihm auf und trieb ihn ihr entgegen und brach sich Bahn mit den Worten: „Maria, Maria, mein Weib, mein schützender Engel! Wir haben an Valdez geschrieben, aber noch ist es Zeit, noch bindet mich nichts, und mit dir, mit dir steh' ich fest bis ans Ende." Da schrie sie mitten in den Tagen des Leides laut auf in der Ueberfülle des neuen, unverhofften, unaussprechlichen Glücks und stürzte an seine Brust und rief: „Mit dir, eins mit dir — immerdar, bis über das Grab hinaus in Kampf und in Liebe!"

Diese Scene ist lebendig, und die über Peter kommende Ueberraschung macht einen fast dramatischen Effect. Freilich sind die Leser kaum weniger überrascht über diese Wandlung der Heldin als der gute Peter van der Werff selbst.

Sehr schön ist die Schilderung der Ueberschwemmung nach Durchstechung der Dämme und der auf den Schiffen der Gensen herannahenden Rettung; hier ist echter epischer Ton und die Beleuchtung ist stimmungsvoll. Unsere Spannung ist an diejenige des jungen Wilhelm geknüpft, der eine Taubenpost leitet und seine heimkehrenden Tümmler erwartet. Es kommt ein Brief vom Prinzen von Oranien: die Rettung war nahe, aber der Nordostwind wollte sich nicht drehen und das Wasser stieg nicht:

Tausend Hände falteten sich zu inbrünstigen Gebeten und aller Augen schauten in fieberhafter Erwartung und brennender Sehnsucht nach Süden, aber die Grenzlinie des Wassers regte sich nicht, und wie zum Hohn brach sich die Sonne fröhlich durch die Dünste des Herbstmorgens Bahn, erwärmte freundlich die frische Luft und ging mit glühendem Glanz und weit ausgebreiteten goldenen Strahlengarben am Abend zur Rüste. Das wolkenlose Blau des Himmels wölbte sich ungetrübt und mitleidlos über der Stadt und schmückte sich in der Nacht mit Milliarden von flimmernden Sternen. Am Neunundzwanzigsten in der Frühe ballten die Nebel sich fester zusammen, das Gras blieb trocken, die Dünste stiegen empor, die frische Luft wich lauer Schwüle, und das graue Gewölk häufte sich und färbte sich mit finsterm Schwarz. Jetzt erhob sich ein leises Wehen und spielte in den kahlen Zweigen, jetzt schnob ein plötzlicher Windstoß über die Häupter der in die Ferne spähenden Menge hin. Ihm folgte ein zweiter und dritter, und nun brauste und pfiff ohne Pause und Unterbrechung heulender Sturm durch die Stadt, schmetterte Ziegel von den Dächern, bog die Obstbäume in den Gärten und die jungen Ulmen und Linden an mancher Straße, riß die Fähnchen zu Boden, welche die Knaben den Spaniern zum Trotz auf den Wällen befestigt hatten, peitschte das stille Wasser des Stadtgrabens und der ruhig fließenden Grachten, und — der Herr verläßt die Seinen nicht — und die Wetterfahnen drehten sich, der Sturm kam von Nordwesten, und — niemand sah es, aber die Schiffer riefen es aus und jeder jubelte es ihnen nach und trug es weiter — und die Windsbraut trieb die in der Springflut sich hoch aufbäumende See in die Mündung der Maas und drängte mit wildem Anprall das Wasser des Stroms zurück und über seine Ufer hinaus und jagte es durch die zu seinem Empfang geöffneten Gassen in den Deichen und die weit aufgesperrten Thore der Schleusen und hob mit der Kraft seines sich bäumenden Rückens die Rettung bringenden Schiffe. Brause, du Sturm, ströme, ströme, rauschender Regen, wüthet, ihr Wogen, und vernichtet die Wiesen, verschlingt die Häuser und Dörfer! Euch grüßen auf den Wällen und Thürmen Leydens Tausend und Tausend. Sie sehen in euch die furchtbare Heerschar des rächenden rettenden Gottes und jauchzen und jubeln euch zu!

Prächtig ist auch die Darstellung der Ankunft der rettenden Gensen, und so schließt der Roman mit vollern Accorden, als man bei dem Beginn desselben erwartet hätte, wo eigentlich die Darstellung in ein auf den verschiedensten Saiten herumgreifendes Pizzicato verfällt.

Die große Aehnlichkeit in der Darstellungsweise von Ebers und Freytag muß jedem in die Augen fallen: wäre Peter van der Werff ein Deutscher, er würde ganz gut als einer der „Ahnen" betrachtet werden können. Derselbe genrehafte Ton, dieselbe Naivetät des Ausdrucks, dieselbe Vorliebe für das Ausmalen eines Kinderalbums munterer Knaben, kranker Mädchen, derselbe nur in feiner Laune, nie in sprühendem Witz sich zeigende Humor, derselbe gewählte und gleichsam geleckte Stil, dabei der Mangel an einheitlicher durchgreifender Handlung, ein Aneinanderschieben der Bilder, sodaß die Reihe derselben nie als eine elektrische Kette erscheint, durch welche der Blitz gleichmäßiger Spannung hindurchzuckt: kann es eine größere Verwandtschaft der Darstellungsmanier geben? Nur wird die Muse von Ebers doch, wie die letzten mitgetheilten Proben beweisen, gelegentlich wärmer und feuriger als diejenige von Freytag, die sich fast immer einer kühlen Gemessenheit befleißigt. Ohne Frage haben alle diese Werke Vorzüge epischen Stils, was die getreue und geschmackvolle Wiedergabe der äußern Welt, ja oft die lebendige Schilderung ihrer Katastrophen enthält. Spärlicher und mehr andeutend sind die Lichtblicke, die in das Seelenleben fallen; zusammenhängende innere Entwickelungen würde man vergeblich in ihnen suchen. Für das Schicksal der Hauptheldeu wird deshalb, und weil der abenteuerliche Reiz fehlt, der die Spannung wachhält, im ganzen nur eine geringere Theilnahme erregt; doch als epische Bilder, aus einer feinen und künstlerisch werthvollen Mosaik zusammengesetzt, behaupten sie einen selbständigen Werth, und sie haben ein Recht zu verlangen, daß man nur den Maßstab an sie anlegt, den sie selbst an die Hand geben. Ein spannender Roman ist die „Frau Bürgemeisterin" nicht, aber immerhin ein episches Werk von anerkennenswerthen Vorzügen der Darstellung.

Rudolf von Gottschall.

Bilder aus Japan.

Unbetretene Reisepfade in Japan. Eine Reise in das Innere des Landes und nach den heiligen Stätten von Nikko und Yezo. Von Isabella Bird. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen. Mit Illustrationen und einer Landkarte. Erster Band. Jena, Costenoble. 1882. Gr. 8. 6 M.

Eine hochgebildete, natursinnige und menschenfreundliche Engländerin schildert uns hier in zwei schmucken Bändchen, denen hübsche Holzschnittbilder eingefügt sind, das Wunderland Japan und sein Volk. Obwol kränklich, hat sie im Jahre 1878 das Inselreich zum Theil auf wenig betretenen, zum Theil sogar wirklich auf unbetretenen Pfaden kennen gelernt, wo sie als Europäerin als noch nie gesehenes Naturwunder begafft wurde. Als echte Engländerin sich in ungewohnte Verhältnisse rasch findend und frei von Bequemlichkeitssucht wie Prüderie, lernte sie bei scharfer Beobachtung die fremde Welt gründlich kennen und versteht sie uns mit realistischer Meisterschaft ohne Phrasengeklingel zu malen.

Mit ihrem Ito, einem guten japanischen Burschen, der ihr zugleich als Dolmetsch dient, macht sie sich furchtlos auf den Weg, um abseits der nunmehr tausendfältig geschilderten Reichshauptstadt Tokio und ihrer Umgebung ins gebirgige Innere der Hauptinsel vorzudringen, welche wir uns irrthümlich gewöhnt haben mit dem eigentlich dem ganzen Mikadoreich zustehenden Namen Nippon zu bezeichnen. Ihr ist heute ein nach Landessitte unbeschlagener Reitgaul recht (dem nur auf steinigen Kletterwegen im Gebirge Strohsandalen angelegt werden), morgen gar eine Reitkuh; einmal begnügt sie sich mit schwarzen Bohnen und gekochten Gurken zum Abendimbiß nach anstrengendem Tagesritt, ein andermal mit dem gewöhnlichern Reis und ranziger Zukost von Fischen; findet sie das Gastzimmer im Dorfwirthshaus von fast nackten Japanern occupirt, so stört sie das weiter nicht in der Vornahme ihrer Schriftstellerei, bis die hüpfenden Geschwader der kleinen Braunen, die wir sittsamen Deutschen in Damengesellschaft gar nicht beim rechten Namen zu nennen wagen, ihr zu arg übers Papier springen, daß sie sich doch lieber hinaus auf die zugige Veranda mit ihrer Arbeit verfügt.

„Der reine Spleen", wird manche Leserin einwenden; „wozu soll all das nützen?" Nun, immerhin doch besser als, mit aller Welt unzufrieden, über Migräne klagen, hohle Salongespräche führen oder im langweiligen Café parlant tugendstolz die Welt durchhecheln. Gleichgültig ist es zudem wahrlich nicht, wenn als die erste eine Lady Bird unsere Gesittung einer Bevölkerung zeigt, welche nur zu hastig nachahmt; höflich und gefällig gegen jedermann, zeigt sie ihr Europäer- und Christenthum voll selbstbewußter Demuth, in tief eindringendem Gespräch zugleich sich und die Fremden belehrend, gleich frei von Vorurtheil wie von Prätension; ihrem Ito liest sie aus dem Evangelium Lucä vor und ist erfreut, beim Gleichniß über den verlorenen Sohn von ihm zu hören, daß das ebenso „im Buddha" stehe; aus der mitgeführten Hausapotheke reicht sie den Kranken, mit welchen sie ihre Kreuz- und Querzüge zusammenführen, Linderungen, deren oft überraschende Wirkung ihr mitunter die schrecklichsten Massenbesuche von Gebrechlichen, Aussätzigen oder sonst Behafteten verschafft; einer thörichten Mutter, welche ihr Kind nach Verschlucken einer Fischgräte 18 Stunden husten läßt, ohne etwas anderes dagegen zu thun, als zu jammern, nimmt sie das Kleine rüstig aus den Armen, biegt eine Nadel zum Haken und holt mit Chirurgengeschick die böse Gräte aus dem Schlund. Vor allem aber nützt dies mannhafte Bestehen von Strapazen aller Art, dieses durchaus nicht müßig spleenhafte Wandern, das vielmehr sehr ernsthafte Schauen, Ergründen und Berichten der Menschheit überhaupt, die nicht fertig ist mit sich, so lange es noch unerforschte und dabei reich bevölkerte Erdräume gibt.

Machen wir einmal ein Stückchen Wegs mit ihr zusammen. Wir befinden uns auf schwieriger Gebirgsstraße mitten in prachtvoller Gegend, jedoch bei strömendem Regen. Der thut indessen der wackern Engländerin und ihrer von zeitweisem Ungemach niemals beeinträchtigten Freude an der prangenden Natur keinen Eintrag. Sie labt sich am Anblick des tosenden, durch die Felsengen herabstürzenden, den Pfad nur noch mehr einschränkenden Kinugawa und seiner wilden Umrahmung:

Der Fluß, immer krystallblau oder grün und durch die Regengüsse mächtig angeschwollen, zwängt sich durch hellfarbene Felsen, die seinen glänzenden, rauschenden Strom zu wiederholten malen verzögern, aber selten gänzlich hemmen. Er wird von hohen, prächtig bewaldeten Bergen umrahmt, die mit dunkeln Schluchten abwechseln, von wo schäumende Ströme rauschend herabfallen, deren Getöse durch den Widerhall verstärkt wird. Jede Schlucht eröffnet Aussichten auf fernere Berge, Spalten und Wasserfälle und auf eine so üppige Vegetation, daß mir zuweilen der Anblick einer grauen Klippe oder eines nackten Felsblocks als eine Abwechselung willkommen erschien. Längs des Pfades boten sich einzelne reizende Landschaftsseenen dar, mannichfaltiger Pflanzenwuchs, wie er in feuchter Wärme gedeiht: Farnkräuter, Moose, grüne Wasserfäden, Algen; kleine Bäche durch Grotten fließend, die mit den schönen gefiederten Blättern der Trichomanes behangen waren: üppige Wedel, die über den ländlichen Pfad herüberhingen und bis in den Fluß reichten; das fein gezähnte Laubwerk verschiedenartiger Ahornbäume, die das Sonnenlicht nur in einen grünen Schleier gehüllt sehen ließen. Die Farben des Frühlings sind noch nicht in die dunklere Färbung des Sommers übergegangen; noch stehen leuchtende rosafarbige Azaleen auf den Hügellehnen, und massenhafte Cryptomerien verleihen der Landschaft Tiefe und Schatten. So schön dies alles erscheint, so sehnt man sich doch nach einer ausgeprägten, besondern Anmuth der Form, wie sie die Cocospalmen und Bananen in den tropischen Gegenden darbieten. Daher gefallen mir auch vor allem das gefiederte Laub des Ahorns und die pfeil- und pyramidenförmigen Cryptomerien am besten. Doch wozu kritisiren? Zehn Minuten Sonnenschein würden das Ganze in ein Feenreich umwandeln.

Wir kommen durch ärmliche Gebirgsdörfer, wo, noch unberührt von der über Japan regierungsseitig verhängten

Sündflut europäischer Cultur, das unverfälschte Volksleben uns mit seinen vielfach liebenswürdigen Zügen, vor allem seiner höchst achtungswerthen Familieninnigkeit anmuthet:

In einigen Häusern sieht man Frauen weben, in andern Baumwolle spinnen. Gewöhnlich sitzen drei oder vier beisammen, die Mutter, Schwiegertochter und ein oder zwei unverheirathete Mädchen. Die Mädchen verheirathen sich im sechszehnten Jahre, und dann verwandeln sich binnen kurzem diese schönen, rosigen und gesund aussehenden Geschöpfe in garstige, gealterte Weiber mit faden Gesichtern; dies ist dem Umstande zuzuschreiben, daß bei der Verlobung oder nach der Geburt des ersten Kindes die Zähne geschwärzt und die Augenbrauen vertilgt werden. In andern Häusern sind Frauen mit ihrer Toilette beschäftigt, schwärzen sich die Zähne vor einem runden Metallspiegel oder waschen den entblößten Oberkörper. Während die Kinder in der Schule sind, ist es im Dorfe sehr still; bei ihrer Rückkehr wird es ein wenig lebhafter, doch sind sie sehr artig beim Spielen. Noch reger wird es, wenn gegen Abend die Männer zurückkehren; nachdem sie sich gewaschen haben, laufen sie gewöhnlich umher und spielen mit den jüngern Kindern, während die ältern sich ihre Aufgaben für den nächsten Tag in einförmigem, kreischendem Tone einprägen. Sobald es finster wird, werden die Papierfenster eingeschoben, die hölzernen Läden werden geschlossen, die Lampe vor dem Familienschrein wird angezündet, man nimmt das Abendessen ein, und dann erlustigen sich die Kinder in ruhigen Spielen um die Lampe herum. Gegen zehn Uhr werden die Decken und die wollenen Kissen aus dem Schranke genommen, die Läden verriegelt, und die Familie begibt sich in einem gemeinschaftlichen Zimmer zur Ruhe. Neben den Erwachsenen stehen immer einige Platten mit Nahrungsmitteln, auch Feuerzeug und Aschenbecher bereit, und es ist sehr gewöhnlich, daß man sie während der Nacht von Zeit zu Zeit die Pfeife ausklopfen hört. Die Kinder bleiben ebenso spät auf wie die Aeltern und nehmen theil an allen ihren Gesprächen.

Die Reise führt über die Wasserscheide ans Nordwestgestade Nippons, wo die Hafenstadt Niigata (mit nur zwei fremden und zwar deutschen Handlungshäusern) berührt wird, sodann durch das Innere des Nordtheils der Hauptinsel. Kaleidoskopisch wechseln die Bilder: arme und recht schmuzige Dörfer ohne Schule und Arzt bekommen wir zu sehen — erfahren also, daß die Reinlichkeit, welche im allgemeinen die Japaner vor den Chinesen so auszeichnet, doch auch starke Ausnahmen hat —, Gegenden, wo fast ein Drittel der Bewohner von Pockennarben entstellt ist; dann treten uns wieder Ortschaften mit großer Wohlhabenheit entgegen: alles ist mit Seide beschäftigt, man muß sich hüten die Cocons zu zertreten, die überall „sauber wie Mandelconfect" auf Matten am Wege liegen; wir schauen die Bäume, denen der betriebsame Japaner seinen ausgezeichneten Lack, sein Wachs, sein Papier abgewinnt. So sehr indessen die Culturen beim Vorschreiten gen Nord naturgemäß wechseln, da dort der Winter schon rauhe Schneezeit bringt, so ist in den Grundzügen der Anbau der Feldfrüchte, der leichte Hausbau, das unbefangen weltliche Treiben des Volks immer dasselbe. Daß letzterm christliche Züge ganz fehlen, erweckt das Bedauern unserer Lady Bird; sie sieht die buddhistischen Tempel verfallen — denn die jetzige Regierung begünstigt statt dessen die Rückkehr zum Schinto-Cultus, der altnationalen Naturreligion —, erfährt, daß zwar von keiner Seite der Christenthumspredigt Einhalt geschieht, daß jedoch das japanische Volk dieser fremden Lehre wenig Geschmack abgewinnen mag. Sie verschweigt uns nicht das Fortleben alten Aberglaubenswustes (sogar ihr gescheiter Ito führt den landesüblichen Talisman bei sich), den nicht nachlassenden Besuch der „berüchtigten Häuser", welche regelmäßig im Tempelbezirk stehen, ist aber ehrlich genug, uns neben abstoßenden Unsittlichkeitsspuren (selbst in der Unterhaltung der einheimischen Frauen mit ihr) auch den edeln und gemüthlichen Seiten des Japanerthums volle Anerkennung zu zollen. Es klingt doch recht wohlthuend, wenn ihr Ito seine Lohnersparnisse heimsendet an seine alte Mutter und, statt damit vor seiner Herrin zu prahlen, so trocken wie bedeutungsvoll hinzufügt: „Das thut man so hierzulande."

Stürmisches Wetter läßt unser Boot wie eine Nußschale schaukeln auf der Ueberfahrt nach der Nordinsel Jeso (oder, wie man nach englischem Vorgang in Japan selbst zu schreiben pflegt, Yezo). Hier, wo kein Reisfeld mehr den Ritt hemmt und keine Warnungstafel, wo man über rosenbestandene Triften frei sein Rößlein tummeln kann, fühlt sich unsere Reisende recht wohl; kühle Seeluft, oft sprühender Regen erinnern sie an die britische Heimat; das wildnißgleiche Grün der unabsehbaren Waldung, überragt von Vulkanspitzen, durchrauscht von unzähligen Flüssen, entzückt sie. Vor allem fesselt uns in ihren Berichten aus Jeso das, was sie über die Ainos erzählt. Diese auf kaum mehr als 12000 Seelen veranschlagte Urbevölkerung des ausgedehnten Eilands ist ein Räthsel für die Völkerkunde: niemand kennt den Verwandtschaftszusammenhang der mitten im Wohnraum mongolischer Rasse so europäerhaft aussehenden, seit noch nicht 200 Jahren erst von den Japanern unterworfenen Ainos auf Jeso.

Der Anblick der Ainos macht einen sonderbaren Eindruck, nachdem man die Japaner gesehen hat mit ihrer gelben Haut, ihrem starren Haar, schwachen Augenlidern, länglichen Augen, platten Nasen, flachen Brüsten, mit ihren mongolischen Zügen und schwächlichem Körperbau, den schwankenden Gang der Männer und das abgemessene Getrippel der Frauen und den allgemein sichtbaren Verfall der Gattung. Mit Ausnahme von zweien oder dreien waren alle Ainos, die ich erblickte, schrecklich aussehende Wilde, genugsam körperlich kräftig, um die größten Schandthaten zu verüben; sobald sie jedoch sprachen, strahlte ihr Antlitz in einem Lächeln, so mild wie das eines Weibes.

Merkwürdig, wie diese Ainos in den Japanern nicht nur ihre Bedrücker, sondern auch die ihnen ganz Fremden hassen, dagegen dem Europäer, in dessen Zügen sie sofort nähere Verwandtschaft erkennen, demüthig freundlich entgegenzukommen pflegen. Lady Bird hat Leib und Seele dieses problematischen Menschheitssplitters eingehend geprüft; sie bestätigt die gar nicht mongolische Stellung der großen, sanft blickenden Augen der Ainos, ihre prächtig hohen Männerstirnen, den ungeheuern Bartwuchs, die überhaupt sehr dichte Behaarung des Körpers (sie sah zwei Knaben mit einem Rückenfell, so weich und glatt wie das

einer Katze), die Eintätowirung eines blauschwarzen Schnurrbarts auf die Oberlippe der Mädchen bereits in deren fünftem Lebensjahr, wo — nach einer seltsamen, unter Nichteuropäern weit verbreiteten Sitte — die Kinder bisweilen noch nicht entwöhnt sind. Für die Lehre von der Umgestaltung der Völker durch die eheliche Auslese erscheint es bezeichnend, daß Lady Bird laute Klagen unter den Ainos über das Verbot der japanischen Regierung bezüglich des (auch auf Hand und Arm ausgedehnten) Tätowirens der Mädchen vernahm, begleitet von dem Wehruf: solche Untätowirte würden ja keinen Mann bekommen!

Zum Schluß wendet sich unsere Japanfahrt nochmals der Reichsmitte zu. Es wechseln anmuthig mit Scenen des Naturlebens großstädtische Bilder aus Tokio (Jedo), Kioto und Osaka — den drei volkreichsten Städten des Mikadoreichs, eine jede zwei- bis dreimal so stark bevölkert als das heutige Rom.

Mit unverhehlter Wehmuth betrachtet Isabella Bird den Mangel religiöser Wärme im Gefühlsleben des ihr sonst so vielfach sympathischen Volks. So wie den Fluren das harmonische Geläute der Heerdenglocken fehlt (denn Rinder- und Schafzucht gab es nicht, so lange der Buddhismus die Sitte beherrschte, und gibt es auch jetzt kaum), ebenso wenig vernimmt man den hellen Klang der Kirchenglocken in den Städten, höchstens den melancholisch eintönigen Schall vom tönenden Erz heidnischer Tempel. Und doch umspielt ein eigenthümlicher Zauber die feierlich vom ewigen Grün uralter Coniferenstämme beschatteten Tempelstätten des Schintoismus. Ein rechtes Stimmungsbild tritt uns in der Schilderung des Besuchs einer solchen Stätte entgegen:

Der Abend dunkelte schnell, und die düstern Haine von mächtig hohen Cryptomerien und Kampherbäumen machten den Eindruck tiefster Trauer. Wir waren die einzigen Besucher; ein wüster Wind seufzte durch die Bäume, einige matte Lampen schimmerten durch die Finsterniß, und unsere Schritte knirschten auf dem Kieswege. In der schwermüthigen Umgebung dieser Tempel, die einem Glauben dienten, der stets todt war und niemals die Menschen zu einem höhern Leben emporrichtete, beschleunigte ich unwillkürlich meine Schritte, denn es war mir, als ob mir die Geister verstorbener Zeitalter folgten. Ich war froh, als ich wieder Häuser und lebende Menschen sah und Laternen für unsere Kurumas miethen konnte. Von Naiku führt eine hübsche Straße, etwa 3½ englische Meilen lang, nach den Naiku-Tempeln und endigt dort in einer schönen, mit Bronze verzierten steinernen Brücke. Einen großen Theil des Wegs nehmen die Städte Uji, Uschidani und Furuichi ein, welche ihren Wohlstand der Bewirthung von Pilgern und dem Handel mit Reliquienkram verdanken. In dem Dämmerlicht sahen sie hübsch und solide aus mit ihren langen Reihen von Gast- und Theehäusern und allerhand Vergnügungsörtern, die zu allem, nur nicht zur Frömmigkeit verleiten können.

Liebevoll sucht unsere Reisende alle kleinsten Anfänge der Erlösung aus dem japanischen Chaos von Unglauben und Aberglauben durch das Christenthum auf. Wir erfahren durch sie, daß neben einem John Stuart Mill und Darwin doch auch die Bibel Absatz findet im Lande, wobei es allerdings vorkommt, daß das Vorlesen neutestamentlicher Stellen über den Sohn Gottes in einem Mädcheninstitut von einer neugierigen Nippontochter mit der Frage unterbrochen wird: „wer war denn Gottes Frau?" Allgemeinsten Beifalls ist das humane Unternehmen einiger hochgestellten Persönlichkeiten sicher, durch „ärztliche Mission" das rationelle Heilverfahren unsers Culturkreises und zugleich die christliche Lehre ganz in der Stille durch Japan zu verbreiten. Englische Kapitalien sind dabei wohl wesentliche Grundlage, und ganz ohne Erfolg ist die Sache nicht. War Lady Bird früher Zeugin einer dreitägigen japanischen Lehrerversammlung gewesen, welche über Beibehaltung oder Abschaffung der chinesischen Classiker zu Rathe saß, so erregte gegen Ende ihrer unermüdlichen Wanderung ihr noch höheres Interesse der Besuch der Stadt Sanda, wo sie in engern familiären Kreisen biblischen Leseabenden beiwohnte.

In Sanda wie in vielen andern Orten bekennen sich viele zum Christenthum und verwenden ihren Einfluß und ihr Geld zu Gunsten desselben, haben sich jedoch, verschiedener Rücksichten halber, nicht taufen lassen und werden mithin nicht unter der Zahl der Bekehrten aufgeführt. Es gibt jedoch keine irrthümlichere Meinung als die, daß Japan für die Aufnahme des Christenthums reif sei. Obgleich es den vieljährigen Bemühungen von Männern und Frauen gelungen ist, mehr als 3000 zum protestantischen Glauben zu bekehren, die römischen Katholiken sich auf 20000 und die griechischen auf 3000 belaufen und die wesentlichsten Grundsätze des Christenthums in vielen Bezirken weit verbreitet sind, so steht doch fest, daß 34 Millionen Japaner Skeptiker oder Materialisten oder völlig in einen kindischen und entwürdigenden Aberglauben versunken sind, dessen frühere religiöse Bedeutung verloren gegangen ist.

Die edle Britin hüllt den Schleier über peinliche Sittlichkeitsverirrungen, die ihrer Versicherung nach „aus einer krankhaften Vorstellung von der kindlichen Pflicht" entspringen, und für welche sie, wie für so manches Widerwärtige im schönen Japan, allein in der Einführung eines wahren Christenthums Abhülfe erschaut.

Alfred Kirchhoff.

Theatermemoiren.

1. Funfzig Jahre eines deutschen Theaterdirectors. Erinnerungen, Skizzen und Biographien aus der Geschichte des hamburger Thalia-Theaters von Reinhold Ortmann. Mit einem Porträt. Hamburg, J. F. Richter. 1881. 8. 4 M.
2. Ein Menschenalter. Theater-Erinnerungen (1845—1880). Von Max Kurnik. Berlin, Janke. 1882. Gr. 8. 5 M.
3. Briefe aus der Breterwelt. Ernstes und Heiteres aus der Geschichte des stuttgarter Hoftheaters. Von Adolf Palm. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1881. 8. 3 M.

Theatermemoiren stehen bei denen, die sich ernsthaft mit der Kunst der Bühne beschäftigen, nicht im besten

Rufe. Sie pflegen es der anekdotischen Abrundung zu Liebe mit der Wahrheit nicht sonderlich genau zu nehmen, zerstreuen und verwirren durch eine Fülle von buntem Detail und treiben in der Regel einen erschrecklichen Personencultus. Das erste ist verzeihlich, wenn die Erinnerungensammler Schauspieler sind, deren Kunst, die auf die Wirkung des Augenblicks gerichtet ist, sich bei ihnen auch dann nicht zu verleugnen pflegt, wenn sie unter die Schriftsteller gehen. Das zweite ist unvermeidlich, denn die Welt der Bretер ist die phantastischste und wechselvollste von allen und läßt den Geist schwer zur Sammlung kommen. Der Cultus der Personen ist ja menschlich, aber er hat Dimensionen angenommen, die blos lächerlich wären, wenn sie nicht für die Kunst auch sehr unerfreuliche Seiten hätten, das Urtheil, besonders der heranwachsenden Generation, trübten und der reproducirenden Kunst vor der producirenden eine Stellung zu verschaffen suchten, die ihr in keinem Betracht zukommt. Das Virtuosenthum, die Reclame, unterstützt von einer niedrig gesinnten Presse, und manche andere Krebsschäden des Theaters stehen damit im engsten Bunde. Alle drei Factoren zusammen aber sind vortrefflich geeignet, der Bühne die halben Talente zuzuführen, an denen sie ohnehin so reich ist, die, gelockt von dem romanhaften Schimmer des Komödiantenlebens, von der Glorie, die der Eifer des Memoirenschreibers um das Haupt auch des kleinsten Geistes ausgießt, von der Ausführlichkeit, die der Biograph ihnen widmet, ihre schwachen Kräfte einer Kunst leihen, die den ganzen Menschen verlangt. Wen lockte es nicht, dereinst auch beständig mit ganzem Vor- und Zunamen citirt zu werden, wie Emma Babnigg, Flaminia Hoffmann, Ottomar Pieper? Sicherlich ist diese Specialität des Theaterwesens, die sogar den Director einer ambulanten Gesellschaft dazu geführt hat, allabendlich seine Mitglieder mit solcher genealogischen Gewissenhaftigkeit auf dem Zettel zu verzeichnen (Ein Packträger ... Herr Alfons Schulze; Ein Dienstmädchen ... Frau Lionia Müller-Knötschke), nur eine Spielart des Triebes, das liebe Ich mit möglichstem Effect zu produciren. Fehlten diese Reizmittel, so fehlten gewiß auf den Bretern auch viele, die nur durch sie dahin gebracht wurden. Die starke Begabung, die sich auch fast immer mit einer tiefen Gründlichkeit und Stichhaltigkeit der Beobachtung vereint, widersteht ihnen, während die Oberflächlichkeit, die leicht erregbare Schwärmerei ihnen blindlings folgt. Im ganzen sind viel mehr Schauspieler als Talente auf der Bühne, und eine Unzahl mit dem echtesten schauspielerischen Können, ja mit Genie ausgerüsteten Kräfte bleibt aus irgendwelchen Gründen dem Theater fern. Nicht immer erzeugt gerade auf diesem Gebiet der innere Beruf auch den äußern.

Die drei Bände, die vor uns liegen, können zwar die Verwandtschaft mit den eigentlichen „Theatermemoiren" in einigen kleinen Zügen nicht ganz verleugnen; aber sie stehen hoch über den fragwürdigen Erinnerungen der Karoline Bauer und empfehlen sich durchweg durch ein gewisses distinguirtes Wesen, das Vertrauen einflößt. Man glaubt ihnen; sie verfahren behutsam in dem Gebrauch der Quellen und üben eine gewinnende, offenbar verläßliche Kritik: Ortmann mit ruhiger Sachlichkeit, Kurnik mit warmem Herzen und wohlthuender Begeisterung, die nur ab und an zu sehr ins Breite geht, Palm mit scharfem Geiste, in fesselnden, oft blendenden Stilformen. Den einen macht die Vorliebe für seinen Helden trotz seines ernsten Vorsatzes der Unparteilichkeit einigemal einseitig; der andere sieht oft vor dem Schauspieler das Kunstwerk nicht und schwelgt in Personalien; der dritte macht Anleihen bei der chronique scandaleuse und unterhält uns von den galanten Abenteuern der Damen Stubenrauch, Rosa Steinau und Camilla Klettner, und dem Protectionswesen, unter dem das stuttgarter Theater seit Jahren krankt — aber trotz dieser Ausschreitungen bieten sie alle in ihrer Art etwas Positives, einen Beitrag zur Theatergeschichte, eine gute Charakteristik dieses oder jenes Künstlers, oder feine dramaturgische Aperçus, und dazu ergänzen sie sich gegenseitig auf das beste.

„Funfzig Jahre eines deutschen Theaterdirectors" von Reinhold Ortmann (Nr. 1) charakterisirt sich als Festgabe, von dem Verfasser dem bekannten Director des hamburger Thaliatheaters bei Gelegenheit seines funfzigjährigen Jubiläums als Bühnenleiter zum 1. October 1881 dargebracht. Charles Schwartzenberger Maurice oder, wie der Gefeierte mit einem Kosenamen seiner Kinderzeit noch immer genannt wird, „Chéri Maurice" steht im Mittelpunkt derselben. Man erinnert sich der außergewöhnlichen Theilnahme, die dieses seltene Theaterjubiläum in der literarischen und Bühnenwelt hervorrief: von allen Seiten strömten die Gratulanten herbei; Hamburg legte festliches Gewand an; es regnete Orden, Adressen und goldene Lorberkränze, ein glänzendes Banket vereinte die Festgenossen, kurz, es war ein Enthusiasmus, dem man die bescheidene Frage, ob diese Ehrenbezeigungen nicht eine Uebertreibung seien, gar nicht vorzulegen wagte. Gewiß war dies der Fall. Huldigungen wie diese sind so außergewöhnlich, daß sie schon beispiellose Verdienste voraussetzen, und sicherlich werden größere Ehren in anderer Sphäre in der Stille erwiesen. Aber man vergesse nicht, daß in dem Schauspielerstand immer noch das Gefühl lebt, er müsse der Gesellschaft den Druck dünkelhafter und alberner Vorurtheile heimzahlen, unter dem er vor zeiten schwer zu leiden hatte, und jede Gelegenheit ergreifen, um der Welt den Corpsgeist zu zeigen, der sich in ihm, dem so lange zurückgesetzten, so schön und werkthätig entwickelt hat. Er erfaßte den günstigen Anlaß mit Bühnengeschick — andere Klassen mögen in der Verborgenheit jubeln, der Schauspieler muß in Scene setzen und verlangt nach dem Eclat.

Maurice, ein jetzt sechsundsiebzigjähriger Mann von seltener Rüstigkeit, in Agen, der Hauptstadt des Departements Lot et Garonne geboren, war 1826 nach Hamburg gekommen und hatte 1831 in Gemeinschaft mit einem gewissen

Caßmann einen ganz obscuren Musentempel, das Theater in der Steinstraße, aus dem sich 1843 das Thaliatheater entwickelte, zu leiten übernommen. Die Eröffnungsvorstellung brachte drei Einacter: Töpfer's „Nehmt ein Exempel dran", und zwei Vaudevilles: „Das Schloß meines Oheims" und „Frontin als Junggeselle und Ehemann". In der Folge pflegte die Direction neben diesem Genre mit Vorliebe die Localposse und die Parodie: „Robert der Teufel" („Des Pastetenbäcker Robert Leben, Thaten und Höllenfahrt"), „Die Jüdin", „Guido und Ginevra" („Quitten in Genever"!), Auber's „Maskenball", die „Hugenotten" („Hugo Notten oder was Bartholomäus macht"!) kamen der Reihe nach vor das Messer des Schlächters. Man könnte einwenden, daß dergleichen mit der Kunst doch im Grunde recht wenig zu thun habe — aber man verweist uns auf das jetzige prächtige Lustspielensemble des Thaliatheaters und erklärt diese Niederungen für unvermeidliche Etappen, die der kluge Mann, der sein höheres Ziel im Auge hatte, nicht verschmähen durfte. Auch eine Signora Romanini „leistete auf dem Kupferdraht Bewunderungswürdiges" — es war eben Nahrung, wie sie das Volkstheater verlangte. Als das Thaliatheater dem Stadttheater bedenkliche Concurrenz zu bereiten begann und die Directionen einen „regelrechten Wettkampf" aufführten, der, wie Ortmann richtig bemerkt, „sich zwar in mancher Hinsicht als ersprießlich für das Publikum erwies, dessen Wirkung indessen für beide Institute schließlich nur eine schädliche sein konnte", faßte Maurice den Gedanken, beide Bühnen unter seinem Scepter zu vereinigen. Es geschah: im Jahre 1846 übernahm er mit dem Schauspieler Baison die Leitung des Stadttheaters; nachdem er sich kurze Zeit davon zurückgezogen, zwangen ihn die Umstände auf den verlassenen Posten zurück, den er erst 1854, als er sein ganzes Vermögen dabei geopfert, mit seinem Associé, dem Tenoristen Wurda, nothgedrungen aufgab. Wer die Schuld an diesem Ruin trägt, wer möchte es, selbst nach Ortmann's Aufzeichnungen, entscheiden? Gewiß hat der Verfasser recht, wenn er den Verdacht, den Hermann Uhde in seiner „Geschichte des hamburger Stadttheaters" verlauten läßt, Maurice habe die Vereinigung beider Bühnen nur deshalb herbeigeführt, um das Stadttheater systematisch zu ruiniren und dadurch einen gefährlichen Concurrenten für sein ursprüngliches Institut, das Thaliatheater, los zu werden, als gehässig zurückweist — aber im übrigen bleibt doch alles dunkel und Behauptung steht gegen Behauptung. Daß Maurice den Thiermimiker und Affendarsteller Klischnigg und die Productionen der Gesellschaft Rappo im Stadttheater zuließ, läßt allerdings auf zeitweilige starke Verdunkelungen seiner künstlerischen Ziele schließen — aber Ortmann wendet ein, das Haus sei bei diesen Anlässen „ungewöhnlich gefüllt" gewesen, und es sei schon immer etwas, daß solche Kassenmagnete nicht noch öfter herbeigeschafft wurden. Ueber Uhde's Ausfälle braucht er sich übrigens nicht zu alteriren. Seine „Hamburger Theatergeschichte" ist ein sehr fleißiges, vielfach verdienstliches Buch, aber die Arbeit eines kranken Mannes, der, reizbar und verstimmt, manches bekrittelt, das er, wenn das Schlimmste gesagt ist, wieder gutzumachen versucht. Auch dem „Speculanten", dem „Charlatan" Maurice kann er ja das Zeugniß nicht vorenthalten, daß die deutschen Dramatiker ihm mit Vorliebe ihre Stücke anvertrauen, und daß deutsche Künstler es als offenen Empfehlungsbrief betrachten, zu seinen Angehörigen gezählt zu haben.

Als Maurice am 1. September 1855 das Thaliatheater wieder eröffnete, leuchteten ihm drei günstige Sterne: sie bedeuteten den Namen einer jungen Debutantin, welche die Marianne in den „Geschwistern" spielte — es war Friederike Goßmann. Er, der schon Dawison und die Seebach entdeckt, sollte nun auch diesem großen Talent, dieser originellen Persönlichkeit die Stätte bereiten. Nun ging es bergan, und was im Kampf mit einer beschränkten Concession und nach deren Erweiterung auf den Bretern dieser aus so kleinen Anfängen emporgewachsenen Bühne in jüngster Zeit geleistet wurde und noch wird, das ist jedenfalls werthvoll genug, um ihren Leiter zu beglückwünschen. Er hat es herrlich weit gebracht. Weniger ein idealistischer Schwung (ein das Höchste erstrebender Geist hätte es in dem Possenrevier des Steinstraßentheaters gewiß nicht lange ausgehalten), als ein ruhiger, praktischer Sinn, der, wenn es sein muß, auch mit einer à conto-Zahlung des Glücks zufrieden ist, hat ihn bis hierhin geleitet und es ihm möglich gemacht, ein Amt, das so sehr am Marke zehrt, volle funfzig Jahre zu verwalten und sich in dieser langen Zeit die Verehrung und die Liebe seiner Mitglieder zu erwerben. Auch er hat seine Launen, auch sein Scharfblick ist nicht unfehlbar. Auch er hat manches gute Talent verkannt und durch Nichtbeschäftigung gedrückt — aber eine stattliche Reihe tüchtiger Männer und Frauen redet für ihn und rühmt die bei aller Bestimmtheit gute und feine Art, mit der er ihre jungen Kräfte geweckt, geleitet und gefördert. Und nicht nur dem klugen, auch dem ehrlichen Manne gilt des Verfassers und der allgemeine Preis. Man könnte einwenden, Ehrlichkeit sei jedermanns Schuldigkeit, und eine Tugend, deren Mangel einen Menschen zum Schurken oder zum Verbrecher stempeln würde, bedürfe keines ungewöhnlichen Lobes. Aber man sehe sich nur um, man constatire die Thatsache, wie viele Directoren in Deutschland leichtsinnige Bankrottirer sind oder den Mitgliedern mit ihrer mühsam verdienten Gage ohne Abschied den Rücken kehren. Solchen Erscheinungen gegenüber wiegen Maurice's funfzig Jahre doppelt schwer. Man hätte sein Jubiläum weniger geräuschvoll feiern mögen, man braucht seinen Ruhm nicht anders zu motiviren, als er selbst es durch die Thatsachen seiner Directionsführungen gethan — facta loquuntur — aber „mit Ehre sei Verdienst gekrönt", und Ehre verdient Maurice. Sollte er aber unter sein Porträt, das in einem ausgezeichneten Lichtdruck Ortmann's Buch ziert, ein Motto setzen wollen, so wäre er in seiner einfachen, bescheidenen Gesinnung gewiß mit dem

Worte der Isabella aus der „Braut von Messina" einverstanden: „Vieles gelang mir, viel auch that das Glück."

Wenn Ortmann's Buch fast eine Geschichte des Thaliatheaters genannt werden könnte, so gibt der leider jüngst verstorbene Max Kurnik in seinen „Theater-Erinnerungen" (Nr. 2) nur persönlich Erlebtes. Die fünfunddreißig Jahre, aus denen sie geschöpft sind, hat er in Breslau zugebracht, und das breslauer Stadttheater ist es auch, dessen Leistungen und Schicksale, die er als Theaterreferent sorgfältig verfolgt hat, den Inhalt seiner anziehenden Memoiren bilden. Das Theater ist nicht ersten Ranges, und Fallissements und Directionswechsel haben es in den letzten Jahren (wenn man die allerjüngste Zeit nicht rechnet) den Bühnenangehörigen fürchterlich gemacht; aber es hat eine Reihe tüchtiger, ja bedeutender Kräfte und ein Heer von berühmten Gästen durch seine Hallen schreiten sehen, und daß ein liebevoller und wohlwollender Kritiker auch den schwächer leuchtenden Sternen höhern Glanz zu verleihen vermag, beweist Kurnik durch die That. Auch bei Erwähnung solcher Namen, welche die Geschichte der Bühne nicht aufbewahren wird, weiß er feine, der Sache dienende Bemerkungen zu machen. Er ist mit ganzer Empfindung bei der Kunst, wie es der Kritiker sein muß; aber er begeht wiederholt auch den Fehler, dem Gefühl während der kritischen Arbeit allzu subjectiv die Zügel schießen zu lassen, ohne es zu der Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks zu läutern, die es dem Dritten erst verständlich und die geschilderte Kunstleistung faßbar macht. Wenn es von der Rettich heißt: „Wie ein Zauberquell floß die Sprache von den Lippen der Künstlerin", wenn dieser Zauberquell bei Joseph Wagner zu einem „Feuerstrom" wird, der „von seinen Lippen fließt", wenn die Stimme der Bürde-Ney sich „wie ein Lichtstrom über die Zuhörer ergießt", oder die innerliche Ergriffenheit in der Rede der Charlotte Wolter „mit dem geheimen Zauber eines bewegten Sees von unergründlicher Tiefe" wirkt, dann hat man wol die Ueberzeugung gewonnen, daß der Verfasser mit Tamino und Pamina erfolgreich Wasser- und Feuerfluten durchschritten und sich aus beiden Elementen für seine Bildersprache wohl versorgt hat; aber der Leser wird dadurch nicht viel klüger. Auch die Manier, das eigene kritiklos gewordene Empfinden dem großen Publikum zu imputiren, schadet der Recensentenpflicht und der Darstellung des Verfassers. Wenn „die Gertrud der Frau Haase-Herbold das Publikum in einen Rausch von Entzücken versetzt", Dawison mit seinem Heinrich in Holtei's „Lorberbaum und Bettelstab" in den Zuschauern „fieberhafte Erregung", Johanna Wagner mit dem Bellini'schen Romeo ein „Delirium des Enthusiasmus" hervorgerufen haben soll, wenn „viele Damen" bei Kurnik „die Blumensträuße von ihrem Busen reißen", um sie dem Meister Roger zuzuwerfen, wenn dieser und jener den Hörer „mit magischer Gewalt" in den Kreis seiner Kunstgebilde bannt — so sind diese vagen Hyperbeln nur dadurch zu entschuldigen, daß der Verfasser solche Eindrücke in jungen Jahren und bei seiner ersten, verhältnißmäßig späten Bekanntschaft mit dem Theater empfing. Je mehr seine Vertrautheit wächst, desto reifer und sicherer wird auch sein Urtheil, desto plastischer seine Schilderung. Vortrefflich sind schon einige Einzelheiten, die er aus den Leistungen Roger's hervorhebt:

Im dritten Act, da wo Raoul die Entdeckung macht, daß er Valentine fälschlich einer Untreue beschuldigt hat, an dieser Stelle überraschte Roger durch einen charakteristischen Zug in der Darstellung, der scheinbar nebensächlich als ein glänzendes Zeugniß von der tiefen Einsicht des Sängers in das Wesen der tragischen Kunst gelten mußte. Ich führe dies Detail namentlich aus dem Grunde hier an, weil es zu wünschen wäre, daß die deutschen Sänger des Raoul das Beispiel nachahmen möchten. Wie verhalten sich diese nach der erwähnten Entdeckung von Valentinens Unschuld? Sie machen einfach eine Verbeugung und gehen ab. Natürlich, Raoul hat ja bis zum Schluß des Acts nichts weiter zu singen. Also abmarschirt und das Publikum in der Meinung zurücklassend, daß nunmehr zwischen Raoul und Valentine alles abgethan sei, während der Conflict doch jetzt eigentlich erst seinen Anfang nimmt. Auf diesen im vierten Act zum Ausbruch kommenden Conflict bereitete Roger schon hier den Zuschauer vor, indem er vermöge seiner wunderbaren Kunst der Mimik eine förmliche Episode hinzudichtete, von der weder im Textbuche noch in der Partitur etwas zu finden ist. Er blieb nach der erwähnten Entdeckung entsetzt stehen, die Gestalt war plötzlich wie erstarrt, und auf dem Gesicht entwickelte sich mit hinreißender Beredsamkeit eine ganze Kette von Gefühlen schmerzlichster Verzweiflung. In diesem Zustande verharrte er bis zum Schlusse des Acts, und als der Vorhang niederging, hatte man den Eindruck, daß nunmehr eine Katastrophe hereinbrechen werde.

Vollkommen ist auch die von Kurnik schon früh entwickelte und mit Recht aufgegebene Auffassung zu unterschreiben, die er über den Charakter des Marinelli hegt, eine Auffassung, die er in Dawison's Darstellung verkörpert fand:

Meine Ansicht über den Charakter Marinelli's mag von manchen als irrthümlich bekämpft werden, aber ich habe mich niemals von der gegnerischen zu überzeugen vermocht: daß Marinelli ein dämonischer Bösewicht, ein durch besondere Geistesgaben hervorstechender Charakter sei. Ich halte just das Gegentheil für das Richtige, und Lessing, meine ich, hat zur Geiselung des despotischen Herrscherthums mit voller Absicht gerade einen so gänzlich hohlen, armseligen Charakter wie diesen Hofmann geschaffen, der nichts weiter als ein Schmeichler, Verführer und Kuppler ist, nichts weiter als ein serviler Fürstendiener, das entsetzliche Bild eines vornehmen Knechts despotischer Regenten.

Von der Ristori, Heudrichs, dem Sänger Schnorr von Carolsfeld und andern entwirft Kurnik in satten Farben gehaltene Bilder, und mit der richtigen Einsicht in die Bedingungen der modernen Schauspielkunst würdigt er die bahnbrechenden Neuerungen der Meininger. Ueberall bleibt sein Ton warm und edel, und wenn er sich einmal verleiten läßt, seine Leser mit theatralischen Schnurrpfeifereien und Pikanterien unterhalten zu wollen, so beweist die Art, in der er es thut, daß er sich nicht recht wohl dabei fühlt, und eine schleunige Wendung führt ihn zu der guten Sache zurück. Was soll es ihn bei seiner Begeisterung für dieselbe auch kümmern und was geht es uns an, daß die Soubrette Fanny Ubrich beinahe Gräfin B. geworden wäre, daß aber ihr Verehrer plötzlich kehrt gemacht und sich die Liebespfänder

als ein zweiter Marschall Vorwärts mit Gewalt, durch Axthiebe in die Thür, zurückerobert? Und warum soll uns der haut-goût der faulen Eier belästigen, mit denen ein pöbelhafter Haufe die königlich preußische Hofschauspielerin Edwina Viereck beworfen und die Richard Kiessling „wohlversiegelt" (d. h. die Schalen) seiner „seltenen Sammlung von Theatermerkwürdigkeiten" eingereiht?

Derartige Dinge erzählt Adolf Palm in seinen „Briefen aus der Breterwelt" (Nr. 3) besser und witziger, und wer sich amusiren will, der nehme sein Buch zur Hand. Er schreibt keck, gewandt, geistreich, er ermüdet nie und weiß sein reiches Material übersichtlich zu gruppiren; dazu besitzt er eine überall herauszuspürende künstlerische Durchbildung und einen scharfen Blick für die Einzelheiten und das Ganze einer schauspielerischen und Regie-Leistung. Er ist nicht so schonungsvoll und entzündbar wie Kurnik, aber er hat wol auch keinen Grund, Schonung zu üben, und wenn der breslauer Referent sich die Herzen seiner Schutzbefohlenen gewinnen mußte, so wird Palm vielleicht oft Anstoß erregen und eine streitbare Schar von Feinden gegen sich aufbringen, aber er wird zuverlässig größern und nachhaltigern Nutzen stiften als jener — die Verhältnisse, gegen die er zu Felde zieht, müßten denn so stockig sein, daß sie nichts aus ihrer Ruhe herauszutreiben vermöchte. Palm will ebenso wenig wie Ortmann und Kurnik eine eigentliche Theatergeschichte schreiben; er zieht eine frische, bunte, oft nur skizzirende und etwas willkürliche Darstellung einer trockenen Methode vor und wählt damit für seine Natur und die Empfänglichkeit des Publikums ganz das Richtige. In einem einleitenden Wort an Frau Adele von S. (die Dame wird ihm für die graziösen Unverhülltheiten, die er sich erlaubt, hoffentlich von vornherein Ablaß ertheilt haben) kennzeichnet er sein Programm dahin:

> Ein paar richtige Künstler, Originale aus des Schöpfers Hand, einschneidend charakterisiren, sie in Fleisch und Blut hinstellen, ist ja am Ende mehr werth, als ein ganzes Chaos Namen zusammenhäufen von all den Mittlern, Kleinen und Kleinsten, die einmal zu einem so vielgliederigen Organismus, wie ein Theater es ist, in Beziehung traten. Die letztere Behandlungsart macht so manche dickleibige Bücher mit der „Geschichte" irgendeines Theaters so schwerfällig, öde und unlesbar.

Diesem Entwurf bleibt er getreu. Man kann immer mit ihm rechten, ob nicht doch auch unter den Objecten seiner Feder einige „Kleine und Kleinste" sind, die so viel Aufmerksamkeit nicht verdienen, aber das Lob, die Gestalten auch einer lange entschwundenen Zeit in Fleisch und Blut hingestellt zu haben, darf er voll und ganz in Anspruch nehmen. Er beginnt mit der Zeit Herzog Karl's von Württemberg und führt uns bis auf die Gegenwart; aber er schildert auch das Entlegenste anschaulich wie etwas Selbsterlebtes, sodaß man sich wiederholt Rechenschaft über das Alter des noch jungen Autors geben muß, der erst in den funfziger Jahren als Kind, dann als Jüngling von der Hofbühne seiner Heimat (Stuttgart) „die ersten, nie verlöschenden Kunsteindrücke empfangen". Palm ist also weder Schauspieler, der bei zunehmenden Jahren Memoiren schreibt, in denen sich die eigene Eitelkeit kokett bespiegelt, noch ist er, mit seinen eigenen Worten, „ein kaltgestellter dramatischer Autor", der für zurückgewiesene oder nicht aufgeführte Stücke Rache nehmen will. Er versichert feierlich, daß kein Schatten einer von ihm verfaßten, von Intendantenhand unterdrückten oder gar hingemordeten Bühnendichtung sich feindlich zwischen ihn und jene stelle, über die er zu Gericht sitzt. So bekennt er sich denn als völlig unbefangen und glaubt eben bei dem Mangel aller egoistischen Interessen auch zu strenger Justiz ein volles Recht zu haben. Nach den Fähigkeiten, die er in seinem Buche documentirt, gewiß! Er beobachtet durchdringend, stellt scharf dar und läßt uns bei aller Schneidigkeit seines Auftretens doch auch ein warmes Herz und das eifrigste, auf das Beste gerichtete Interesse für die Kunst fühlen. Seine subtile Porträtirung des Fräuleins Camilla Klettner, „des schönen bestrickenden Mädchens aus dem Lande der Wenzelskrone", die vollkommen zu würdigen der Autor Zola'sche Farben entlehnen zu müssen glaubt, und anderes der Art hätten wir ihm gern geschenkt; in die Darstellung der Parteiungen und Kämpfe, die seit der Intendantur des Herrn von Gall bis zur Verwaltung des Theaters durch Herrn von Gunzert und der Berufung Feodor Wehl's als artistischen Directors in Stuttgart permanent gewesen zu sein scheinen, mischt sich bisweilen ein Zug der Moquerie und der Freude an der Intrigue und am Skandal, und man glaubt, wenn alles drunter und drüber geht, den Verfasser mit Mephistopheles ausrufen zu hören: „Hab' ich doch meine Freude dran" — aber durch manches echte und gerechte Urtheil macht Palm dergleichen Ausschreitungen wieder gut. So steht z. B. sein Urtheil über Dingelstedt im Einklange mit allem, was die competentesten Stimmen aus den verschiedenen Lebensphasen über den „kosmopolitischen Nachtwächter" beibringen. Palm fühlt das Bedürfniß, in einem Vorwort zu constatiren, daß seine Aufzeichnungen noch zu Lebzeiten Dingelstedt's geschrieben seien, und es wäre in der That nicht taktvoll gewesen, die bösen Verse mit dem Refrain „à la lanterne" über einem frischen Grabe laut werden zu lassen. Alles andere aber ist eine ernste Kritik, wie sie sich der Lebende wie der Todte gefallen lassen muß, der Todte, der mit allen seinen Verdiensten und Schwächen der Literatur- und der Theatergeschichte angehört. Hier verschweigen und schönfärben zu wollen, wäre eine Versündigung an der Wahrheit und eine Trübung des Urtheils der Nachlebenden, die durch das Gefühl der Pietät nicht motivirt werden könnte. Und hat nicht Dingelstedt noch ganz neuerdings selbst Vergewaltigungen an Goethe's „Faust" geübt, die denen nicht nachstehen, für die er in der „Laterne" vom 22. October 1848 eine Lanze bricht? Steht sein Vorschlag, an Stelle des Herrgotts, der erlösenden Stimme im Kerker, der Madonna in der Apotheose des zweiten Theils jedesmal den Erdgeist zu setzen, nicht völlig auf der Höhe der stuttgarter Theatercensur, welche die be-

kannten Worte in dem Liede des Brander folgendermaßen umgestaltet:

Es war eine Ratt' im Kellerneſt,
Lebte nur von Milch und Käſe,
Hatt' ſich ein Ränzlein angemäſt'
Als wie der gelehrteſte Chineſe?

Am härteſten bekämpft aber Palm die Theaterleitung Wehl's, oft entſchieden ohne Grund und einſeitig. Aber ich kann leider nur beſtätigen, daß die Schauſpielvorſtellungen, die ich gerade in Stuttgart geſehen, in der Inſcenirung ſtimmungslos waren. Wenn es wahr iſt (und es liegt kein Grund zum Zweifel vor), daß die traumſelige erſte Scene des „Prinzen von Homburg" bei Wehl in einer Halle, einem völlig gedeckten Raume, ſpielt, ſo hat der Verfaſſer ganz recht, wenn er ausruft: „Das heißt falſche Farben in das Stück ſetzen, heißt die Stimmung tödten, heißt das Herz der Dichtung treffen." Warum Maria Stuart eine hohe Treppe zum Schaffot emporſteigen muß, während draußen „ein Seehafen mit Schiffsmaſten ſichtbar wird", iſt mit Hinblick auf die Worte Leiceſter's:

Sie ſind ſchon unten — unter meinen Füßen
Bereitet ſich das fürchterliche Werk ...

ebenſo unerfindlich, und ſo ließen ſich noch einige andere Beiſpiele aus der Palm'ſchen Collection anführen. Unrecht hat aber der kampfluſtige Autor, wenn er die Neigung Wehl's, die ſceniſchen Verwandlungen eines Stücks nach Möglichkeit einzuſchränken, ſo ſchlechtweg verurtheilt. Es fragt ſich allerdings, wie die Vereinfachung vorgenommen wird, aber ſie anzuſtreben, liegt in der Richtung des heutigen Regieweſens und der wohlverſtandenen Theaterwirkung. Auch kann ich ihm gar nicht beiſtimmen, wenn er die „Bezähmte Widerſpenſtige" anders denn als Carnevalskomödie, als Farce behandelt ſehen möchte. Es mag in der Ausführung zu viel geſchehen ſein, aber wenn Palm ſich darüber entſetzt, daß „Petruchio mit der kurzen Hundspeitſche vor Katharinen knallte und die Füße auf einen Stuhl ſtreckte, auf den ſeine junge Gemahlin — eine Edeldame — ſich ſetzen wollte", ſo kann ich dem ſonſt ſo ſcharfſichtigen Beobachter das Wort „eine Edeldame" nur verwundert als Frage zurückgeben. Iſt Shakſpeare's Katharina eine Edeldame? Iſt Petruchio ein Cavalier? Iſt nicht der ganze im Kern ſo geſunde Vorgang des Stücks in der Schale rauh und roh bis zum Uebermaß, und gibt es etwas für eine ſimple Edeldame, ja für jedes Landmädchen Entſetzlicheres als den ſchaudervollen Aufzug, mit dem Petruchio ſeine Frau heimführt? Man bringe doch einmal das Stück auf die Bühne, wie es geſchrieben iſt, womöglich mit der Prologſcene des Chriſtoph Schlau, um ſich von ſeiner Wirkung zu überzeugen. Palm, welcher der ſchalen Deinhardſtein'ſchen Bearbeitung das Wort redet, könnte nichts gegen dieſen Vorſchlag einwenden, denn im Grunde iſt er gegen alles Einrichten und ſähe, wie es ſcheint, Shakſpeare am liebſten ganz im Original. Nun denn — eine einzige Aufführung von „Was ihr wollt", „Antonius und Kleopatra", dem „Sturm" ganz, aber auch ganz genau nach Shakſpeare (wobei immerhin einige Derbheiten im Ausdruck fallen könnten) — und der theatraliſche Miserfolg wäre da. Unſere Theaterverhältniſſe ſind andere als die Londons zur Zeit der Eliſabeth, und mit ihnen hat ſich die theatraliſche Wirkung geändert. Nicht Shakſpeare's dramatiſchem Genius hätte das Regietalent eines klugen Bearbeiters zu gelten — dieſer wird immer ſieghaft bleiben; aber ihm zum theatraliſchen Siege, zu einem Erfolge der momentanen Wirkung zu verhelfen, dazu vermag die Einſicht in die modernen theatraliſchen Bedingungen viel.

Dieſe Meinungsverſchiedenheit iſt kein Hinderniß, den Werth des Palm'ſchen Buchs nochmals hervorzuheben. Man wird dem Autor auf gleichem Felde gern wieder begegnen, und wenn er von dem ruhigen Ernſt des Ortmann'ſchen Buchs und der Milde Kurnik's ein wenig annehmen wollte, dann würde er leicht jede Oppoſition entwaffnen können, die ſich gegen ſeine „Briefe aus der Breterwelt" vielleicht noch mit einigem Recht regen mag. Heinrich Bulthaupt.

Feuilleton.

Deutſche Literatur.

In der Verlagshandlung von Hartleben in Wien erſcheinen P. K. Roſegger's Ausgewählte Schriften. Der Autor iſt bekanntlich urſprünglich Hirtenjunge, ſodann Schneider geweſen und erſt nach mancherlei abenteuerlichen Schickſalen Schriftſteller geworden und hat ſomit eine der eigenthümlichſten literariſchen Carrièren der Neuzeit gemacht, eine Carrière, wie ſie in dieſer Art nur in Oeſterreich möglich iſt. Denn mag man von öſterreichiſchen Staatsverhältniſſen denken wie man will: für Poeſie iſt der Sinn in Oeſterreich (wie überhaupt im Süden) lebendiger als bei uns im Norden, und wenn irgendwo in Oeſterreich ein poetiſches Talent auftaucht, ſo darf man ſicher ſein, daß einflußreiche Gönner ſich einer annehmen und ihm eine förderliche weitere Ausbildung ermöglichen, während im Norden für Poeſie ſo gut wie nichts geſchieht. Roſegger hat dies in der erfreulichſten Weiſe an ſich erfahren, und daß die ihm erwieſene Begünſtigung keinem Unwürdigen zutheil geworden iſt, beweiſen aufs deutlichſte dieſe geſammelten Werke, welche in 60 Lieferungen (à 50 Pf.) erſcheinen und das Beſte ſeiner bisherigen dichteriſchen Thätigkeit umfaſſen ſollen. Freilich iſt Roſegger noch verhältnißmäßig jung; er wird vermuthlich noch viel produciren, und ſo wird dieſe Geſammtausgabe noch oft Vermehrungen und Nachträge erfahren müſſen. Doch iſt dieſelbe durch den Reichthum des bisher Produeirten immerhin gerechtfertigt, und nachdem bereits 30 Lieferungen erſchienen ſind, gedenken wir auf das Unternehmen baldigſt eingehend zurückzukommen.

— In Form von Eſſays gibt Schmidt-Weißenfels „Porträts aus Frankreich" (Berlin, Abenheim). Er ſchildert in feinſinniger, anmuthender Weiſe Perſönlichkeiten, welche zu den politiſch oder literariſch bedeutendſten und zur Zeit thätig wirkenden gehören. Dieſen biographiſchen Bildern liegen eigene Auffaſſungen zum Grunde, ſowie Artikel der hervorragendſten

Organe der deutschen Presse. Sie sollen beitragen zur richtigern Auffassung der behandelten Personen sowie der Stellung, welche dieselben durch die politischen und literarischen Bewegungen der Gegenwart in ihrem Vaterlande erhalten haben. Die näher charakterisirten Personen sind folgende: Jules Grévy, Léon Gambetta, Madame Adam, Jules Simon, Clemenceau, Edgar Quinet, Emile de Girardin, Victor Hugo, Sarah Bernhardt, Emile Zola. Die „Porträts" sind zwar im Feuilletonstil gehalten, aber sorgfältig gearbeitet und beruhen auf eingehenden Studien. Die Beurtheilung der geschilderten Persönlichkeiten ist eine thunlichst objective, und kann daher die Lektüre vorliegender Schrift nur empfohlen werden.

— Die „Idylle aus der Vogelwelt", achtzehn Originalzeichnungen von H. Giacomelli, mit Gedichten von Julius Sturm (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), stellt den Lebenslauf der Vögel in auf- und absteigender Linie ab ovo bis zum Tode in reizenden Bildern und hübschen Verschen von Julius Sturm dar. In der Regel genügen zwei vierzeilige Strophen, ein Bild aus dem Leben des Vogels anmuthig zu illustriren. Die Bilder sind oft sehr stimmungsvoll, z. B. das Tischleindeckdich, Im Regentag, Nacht, und die Randzeichnungen um die Verse von Adolf Franz geschmackvoll.

Ausländische Literatur.

Der lang erwartete 2000. Band der Tauchnitz-Collection ist endlich erschienen und bewahrheitet sich hier abermals das alte Wort: „Was lange währt, wird gut." Der Inhalt ist in jeder Beziehung gelungen zu nennen: die Wahl des Stoffs konnte keine passendere, die des Verfassers keine glücklichere gewesen sein. Man kann daher die bekannte Verlagshandlung sowol zu der Idee, die ganz die ihrige ist, wie zu deren Ausführung nur beglückwünschen. Der elegant ausgestattete Band führt den Titel: „Of English Literature in the Reign of Victoria. With a Glance at the Past. By Henry Morley, LL. D. Professor of English Literature at University College, London. Tauchnitz Edition, vol. 2000. With a Frontispiece" (Leipzig, Tauchnitz), und ist Ihren Majestäten dem König und der Königin von Sachsen gewidmet. Die ersten drei Kapitel enthalten einen Rückblick auf die ältere englische Literatur, von ihrem Anfange bis zur Regierung der Königin Victoria, und die neun folgenden führen die Geschichte derselben bis auf unsere Tage herab. Bei aller Knappheit, deren sich der Verfasser zu befleißigen hatte, sollte der Band nicht zu umfangreich werden, wird man doch keinen wesentlichen Zug oder irgendwie bedeutenden Namen darin vermissen. Außer einer sehr übersichtlichen, wenngleich gedrängten englischen Literaturgeschichte bietet der Band zugleich gewissermaßen einen Schlüssel zur Tauchnitz-Sammlung; nun kann sich jedermann mit Hülfe desselben in ihr, die ja nun zu einer vollständigen Bibliothek angewachsen ist, leicht zurecht finden und über die sehr zahlreich darin vertretenen Autoren das Nähere erfahren. Voran geht dem Bande eine höchst interessante Sammlung von 173 Facsimiles der Unterschriften der in der Tauchnitz-Ausgabe vertretenen englischen und amerikanischen Schriftsteller und Schriftstellerinnen, nebst Erläuterungen, aus denen wir die Namen sowol der pseudo- als auch anonymen erfahren, was gewiß allen Freunden der englischen Literatur ein willkommener Aufschluß sein wird.

— Das interessanteste Buch der letzten Wochen in der englischen Literatur ist jedenfalls der dritte Band von „The Letters of Charles Dickens", die von seiner Schwägerin und ältesten Tochter herausgegeben sind und über den Zeitraum von 1838 bis 1870 sich erstrecken. Die in diesem neuen Bande enthaltenen Briefe stehen den in den frühern veröffentlichten in nichts nach und beweisen von neuem die Lebenskraft und unerschöpfliche Heiterkeit, wie nicht minder die Liebenswürdigkeit, den Ernst und das Streben nach künstlerischer Vervollkommnung des so allgemein beliebten Schriftstellers.

— Von Carlo Dossi's „L'altieri nero su bianco" ist eine dritte Auflage erschienen.

Theater und Musik.

Es ist immer erfreulich, wenn jüngere dramatische Talente eine große Fruchtbarkeit entwickeln und die Bühne gleichsam mit Sturm zu erobern suchen, indem sie eine Reihe von Dramen ins Feuer schicken. Ernst von Wildenbruch, dessen „Karolinger" am berliner Victoria-Theater mit Erfolg gegeben wurden, ließ bald darauf am breslauer Lobe-Theater ein Schauspiel: „Vater und Söhne", aufführen, während im frankfurter Theater sein Drama „Ein Mennonit" in Scene ging. „Vater und Söhne" ist ein Stück, das sich in zwei zu verschiedener Zeit spielende Tableaux auflöst: die ersten Acte behandeln die Uebergabe der Festung Küstrin seitens des Commandanten von Ingersleben: eine Episode aus der traurigen Geschichte der preußischen Unglücksjahre; die letzten drei Acte spielen im Jahre 1813 zu Berlin und athmen den Aufschwung der Befreiungskriege. Es fehlt dem Stücke nicht an dichterischen Schönheiten, auch ist einzelnes theatralisch effectvoll; doch die Composition nicht einheitlich, zerfahren und der letzte Act, der während des Kanonendonners der Schlacht bei Großbeeren in Berlin spielt, genrebildlich zersplittert. „Ein Mennonit" spielt in derselben trostlosen Zeit der Franzosenherrschaft. Der Held desselben ist ein Mennonit, Reinhold, der sich seiner Geliebten wegen mit einem französischen Hauptmann duelliren will. Die Vorschriften seiner Sekte erlauben das nicht; er sagt sich von ihr los, will in Schill's Corps eintreten; seine Geliebte, die Tochter eines der Aeltesten der Mennonitengemeinde, will mit ihm entfliehen. Ihr früherer Verlobter verräth den Plan Reinhold's, wird von Reinhold erschossen, sowie dieser standrechtlich von den Franzosen. Diese Dramen Wildenbruch's haben einen gewissen Schwung; doch sind die Hauptcharaktere etwas herb und unsympathisch: der Dichter liebt das Grelle, weiß es indeß theatralisch geschickt zu arrangiren.

— Paul Lindau's neues Lustspiel „Jungbrunnen", welches in der Theaterwelt spielt, ging am münchener Hoftheater in Scene. Die Nachrichten über die Aufnahme lauten sehr verschieden. Am berliner Wallner-Theater hat das Stück keinen Erfolg gehabt.

— Am hamburger Thaliatheater wurde ein Lustspiel von D. Duncker: „Sphinx", mit gutem Erfolg gegeben.

— Die Oper „Das Käthchen von Heilbronn", Text von Bulthaupt, Musik von Joseph Rheinthaler, ein durch die Preisrichter ausgezeichnetes Werk, ging am frankfurter Stadttheater mit bestem Erfolg in Scene.

Bibliographie.

Adler, H., Beim Kuckuck. Launige zoopoetische Waldgesänge. Frankfurt a. M., Erras. 8. 2 M. 50 Pf.

Braun, J. W., Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen, Schiller und Goethe und deren Werke betreffend, aus den Jahren 1773—1812, gesammelt und herausgegeben. Eine Ergänzung zu allen Ausgaben der Werke dieser Dichter. 1ste Abth.: Schiller. 1ster u. 2ter Bd. 1780—1800. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 15 M.

Steinhausen, H., Gevatter Tod. Im Armenhause. Mr. Bob Jenkin's Abenteuer. Drei Novellen. Berlin, Wilhelmi. 8. 6 M.

Wenck, C., Clemens V. und Heinrich VII. Die Anfänge des französischen Papstthums. Ein Beitrag zur Geschichte des XIV. Jahrhunderts. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 5 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern auf:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Mit Beiträgen von

Bodenstedt, Carriere, E. Curtius, G. Ebers, W. Förster, Gregorovius, E. v. Hartmann, Hettner, G. Kleding, A. Meißner, Max Müller, Pecht, Riehl, Rohlfs, Roquette, Schliemann, Schücking, Schweinfurth, L. von Stein, Vámbéry, C. Vogt, R. Werner, E. Wichert, Wilbrandt, Wundt u. A.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Jahrgang 1882. In monatlichen Heften. Preis vierteljährlich 4 M. 50 Pf.

„Unsere Zeit" ist eine der gediegensten und vielseitigsten deutschen Revuen; sie bringt zeitgeschichtliche Aufsätze, Novellen, Reiseskizzen, literarische Essays, biographische Porträts, Aufsätze über Volkswirthschaft und Verkehrswesen ꝛc.

Das soeben erschienene erste Heft des neuen Jahrgangs ist in allen Buchhandlungen zu haben.

WESER-ZEITUNG

(Bremen)

Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen Postanstalten
pr. Quartal 7 Mark.

Inserate pr. Zeile 25 Pf.

Probenummern versendet gratis

Die Expedition der „Weser-Zeitung", Bremen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. **A. Vollert.**

Neue Serie. Sechzehnter Band. 8. Geh. 5 Mark.

Inhalt des Bandes:

Die Molly-Maguires in Pennsylvanien. 1874—78. — Amerikanisches Gerichtswesen früherer Zeit. — Auch eine Künstlergesellschaft. (Michigan.) 1879. — Der Landwirth Johann Friedrich Nikolaus Voigtritter. (Thüringen. Mord.) 1878. — Der Stabio-Proceß. 1876—80. — Der Proceß „Hansen-Fischer". (Wien.) 1880.

Sämmtliche Criminalfälle, die in dem vorliegenden neuen Bande dieses beliebten Werks mit gewohnter Sachkunde dargestellt sind, bieten eigenthümlich fesselnde juristische wie psychologische Momente. Ganz besonderes Interesse gewährt der Magnetiseur-Proceß „Hansen-Fischer".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Romane und Erzählungen

von

Fredrika Bremer.

Neue Ausgabe.

In 40 Lieferungen zu je 50 Pf.

Erste bis vierte Lieferung.

Eine neue wohlfeile Ausgabe von Fredrika Bremer's Romanen findet sicher in allen deutschen Familien freundlichste Aufnahme: nirgends sind ja die Freuden und Leiden des Familienlebens so wahr und ansprechend geschildert, als in diesen bereits in zahlreichen Auflagen erschienenen Erzählungen, „Skizzen aus dem Alltagsleben", wie sie die Verfasserin nennt. Die Ausgabe erscheint in 40 Lieferungen zum Subscriptionspreise von 50 Pf. für die Lieferung. Man subscribirt in jeder Buchhandlung.

Die

Deutsche Socialdemokratie.

Ihre Geschichte und ihre Lehre.

Eine historisch-kritische Darstellung

von

Franz Mehring.

Dritte vermehrte Auflage.
Preis: Elegant geheftet 4 M. 50 Pf.

Bremen.

C. Schünemann's Verlag.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Conversations-Lexikon.

Dreizehnte

umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte.

In 240 Heften à 50 Pf.

Brockhaus' Conversations-Lexikon ist das älteste und angesehenste aller derartigen Werke. Die neue Auflage ist **vollständig umgearbeitet** und **wesentlich erweitert,** besonders durch Beigabe von **zahlreichen Abbildungen** auf 400 Tafeln und Karten, die auch einen geographischen **Atlas** enthalten, sowie im Texte.

In allen Buchhandlungen werden Unterzeichnungen angenommen und sind die bis dahin erschienenen Hefte nebst ausführlichem Prospect zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICH KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 12. Januar 1882.

Inhalt: Zur Lessing-Literatur. Von Robert Boxberger. — Neue deutsche Dramen und Lustspiele. Von Karl Nissel. — Graf von Schack und seine Gemäldegalerie. Von Albert Moeser. — Schriften über kosmische Physik. Von Wilhelm Meyer. — Eine Sammlung militärischer Schriften. Von Hermann Vogt. — Eine Novelle in Versen. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Lessing-Literatur.

Wir besprechen zunächst drei Gelegenheitsschriften, die der hundertste Todestag Lessing's (15. Februar 1881) hervorgerufen hat.

1. Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von Mühlhäußer und Geffcken. Band 6, Heft 2: Gotthold Ephraim Lessing und seine Stellung zum Christenthum. Ein Gedenkblatt zu seinem hundertjährigen Todestage von H. F. Müller. Heilbronn, Henninger. 1881. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Der Verfasser behauptet, Lessing's theologische Wirksamkeit harre noch einer unbefangenen Prüfung. Ob dies wirklich der Fall ist, wollen wir hier nicht untersuchen; allerdings sollte man meinen, ein Mann wie Schwarz, dessen Werk „Lessing als Theologe" Müller unter den von ihm studirten mit aufführt, sei eher in der Lage gewesen, „unbefangen" über Lessing's Theologie zu urtheilen als der Verfasser einer Broschüre, die „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" erörtert. Aber man wird sich angenehm enttäuscht finden. Auch der glühendste Verehrer Lessing's, wenn es ihm nur, wie seinem Heros selbst, um Wahrheit zu thun ist, wird sich mit dem Gang und dem Resultat der Untersuchung in der vorliegenden Schrift einverstanden erklären. Ihr Programm lautet:

Es ziemt der Presse nicht, sich mit kahlen Lobeserhebungen zu begnügen oder marktschreierisch in die Posaune zu stoßen. Am allerwenigsten ziemt es der christlichen Presse, sich am Cultus des Genies zu betheiligen und mit den Geistesheroen Abgötterei zu treiben. Die Wissenschaft, auch wenn sie in populärem Gewande anftritt, schreibt keine Legenden, also auch keine Lessing-Legende. Der Heiligenschein, mit dem Parteisucht und blinde Verehrung „nachplappernder Hofmännchen" sein Haupt umweben, steht diesem Manne schlecht zu Gesichte. Im Licht der Geschichte erscheint er am größten.

2. Die Feier von Lessing's hundertjährigem Todestage zu Braunschweig. Denkschrift, herausgegeben von den Studirenden der herzoglich technischen Hochschule zu Braunschweig. Mit 5 Illustrationen. Braunschweig, Schulbuchhandlung. 1881. Gr. 8. 75 Pf.

Die Illustrationen stellen dar: 1) das Porträt von G. E. Lessing; 2) Lessing's Standbild in Braunschweig von Ernst Rietschel; 3) Lessing's Standbild für Hamburg von Fritz Schaper; 4) Ansicht und Grundriß der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel; 5) Lessing's Denkmal im Treppenhause der wolfenbütteler Bibliothek. Die braunschweiger Polytechniker hatten an ihre Commilitonen auf den deutschen Hochschulen eine Aufforderung ergehen lassen, sich an der in Aussicht genommenen Feier durch Deputationen oder Kränze zu betheiligen, und dieser Aufforderung ist von circa 85 Vereinen, meist von Facultäts-Studenten und Polytechnikern, entsprochen worden. Es ist charakteristisch, daß gerade eine polytechnische Anstalt die Feier in die Hand nehmen mußte, denn auch auf diese Bildungsanstalten hat Lessing's Geist durch seinen „Laokoon", seine „Antiquarischen Briefe" mannichfach erfrischend und belebend eingewirkt. Am 13. Februar ließ die Intendantur des braunschweiger Hoftheaters „Der verlorene Sohn" von Max Ring (Episode aus Lessing's Universitätsleben) und „Minna von Barnhelm", am 14. Februar „Emilia Galotti" aufführen, während die Herren Studirenden im Hotel d'Angleterre gemüthlich beisammen waren.

Am frühen Morgen des 15. Februar fand eine vom braunschweiger literarischen Verein „Lessing" angeregte Feier am Grabe des Dichters statt, welcher um 9 Uhr der von den Studirenden veranstaltete Festactus an seinem Denkmale folgte, bei dem zwölf braunschweiger Gesangvereine mitwirkten. Von den Stufen des Denkmals herab

hielt der Student B. Sauer die in der Schrift mitgetheilte Ansprache. Diesem Actus folgte ein zweiter in der Aula der Hochschule, bei welchem Dr. Otto Sievers die gleichfalls mitgetheilte Festrede hielt; am Abend wurde „Nathan" mit einem Prolog von Julius Wolff gegeben, während der Verein „Lessing" im Hotel d'Angleterre eine musikalisch-dramatische Soirée mit einem Prolog von A. Stobbe veranstaltete. Hätten die Herren nicht vielleicht besser gethan, in das Theater zu gehen? Ein Ausflug nach Wolfenbüttel, wo die Festgenossen von dem verdienstvollen Oberbibliothekar O. von Heinemann empfangen und herumgeführt wurden, am Vormittag des 16., beschloß die schöne Feier.

3. Zwei Lessing-Feste, gefeiert in der städtischen Realschule I. Ordnung zu Posen an des Dichters einhundertundfunfzigjährigem Geburtstage, 22. Januar 1879, und hundertjährigem Todestage, 15. Februar 1881, dargestellt von Hermann. Posen, Rehfeld. 1881. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Je seltener an Realschulen dergleichen ästhetische Festlichkeiten stattfinden, desto mehr Anerkennung verdienen die Bemühungen des Directors der posener Realschule, der sich auch der Zustimmung des Provinzial-Schulcollegiums zu erfreuen hatte. Gerade für Posen mögen solche deutsche Dichterfeste eine besondere Bedeutung haben. Mit warmen Worten spricht sich der Director selbst am Eingang seiner vorliegenden Schrift über den Zweck solcher Feierlichkeiten an seiner Anstalt aus:

Unsere posener städtische Realschule hat mit besonderer Vorliebe in ihren Schulfesten den Heroencultus der großen Dichter, den Cultus des Genius des Schönen, der Kunst und Wissenschaft gepflegt. Schiller hat doch wohl recht, wenn er in seinem herrlichen Gedicht „Die Künstler" und in seinen — leider ziemlich vergessenen — „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen" die Schönheit, den Reiz des reinen, idealen Schönen, als die erste grundlegende und als die vollendende, siegreich zum Ziel vordringende Lebensmacht zur Herausgestaltung der harmonischen, freien, edeln Persönlichkeit erklärt. Durch die Schönheit geht der Weg zur Freiheit, zum freien Adel der Menschennatur, zu dem freien Ebenmaß, der Vergeistigung aller natürlichen Kräfte und Neigungen, ohne welche der Mensch niemals zur vollen Befriedigung seines Wesens, zu welcher er ja doch geboren und bestimmt ist, gelangen kann. Der unverkürzten Geltung und Bethätigung der natürlichen Seelenrichtungen kann das reale Leben, wenn es gesund, echt menschlich sein soll, nicht entbehren; aber durchgeistigt, veredelt, zum Maß, zur Harmonie mit dem Wesen und der Würde des Menschen, mit dem eingeborenen idealen Kern der Menschennatur sollen sie geführt werden durch die Schönheit. Wie die Griechen, so haben auch unsere großen Dichter es gewußt und bewährt, daß die Schönheit eine Lebensmacht von der Kraft der Religion ist.

Diesen Grundsätzen gemäß veranstaltete er schon 1875 zum 28. August eine Goethe-Feier; sie beschränkte sich auf einen von einem Primaner gedichteten und gesprochenen Prolog, auf eine Ansprache des Primus, eine Erwiderung des Directors und Vorträge Goethe'scher Dichtungen durch mehrere Primaner. Dabei wurde die Trippel'sche Büste des jungen Goethe im Klassenzimmer der Prima aufgestellt. Bei der auf dem Titel erwähnten ersten Feier wurde die Büste Lessing's eingeweiht:

Am 10. November 1879 schenkten die beiden Untertertien, in welchen Schiller's Balladen zur Klassenlektüre gehören, die Dannecker-Büste Schiller's für das Zimmer der ersten Untertertia, und es ward ebenfalls in der Aula eine öffentliche Feier veranstaltet. Ferner beging die Anstalt zur Anregung des ästhetischen Sinnes der Schüler am 24. August 1879 den achtzehnhundertjährigen Gedenktag der in ihren Folgen für die nähere Kenntniß des schönheitsvollen Lebens der Alten und für die Kunstgeschichte hochbedeutsam gewordenen Verschüttung Pompejis. Mehrere talentvolle Schüler hatten in Pastell große Abbildungen antiker, speciell pompejanischer Architektur und Malerei geliefert, welche nebst dem Abguß einer in Pompeji gefundenen Statue einer jungen Römerin während des vom Director gehaltenen Festvortrags in der Aula ausgestellt waren.

Also drei ästhetische Feierlichkeiten in Einem Jahre; so ästhetisch mag es an wenig Realschulen hergehen!

Es folgt nun der Bericht über die beiden ersten Lessing-Jubiläen, auf den einzugehen wir uns versagen müssen; wir wollen nur erwähnen, daß am Abend der ersten von Schülern der „Schatz" aufgeführt wurde, und daß die von Schülern verfaßten und gesprochenen Gedichte hier mitgetheilt sind. Ob damit nicht der jugendlichen Eitelkeit zu viel Vorschub geleistet wird, ist eine Frage, die ja wohl die Directorenconferenz für 1882 in Erwägung ziehen wird. Die Erwähnung des Namens dürfte bei solchen Anlässen genügen.

Die nachgerade in bedenklicher Weise anschwellende Literatur des „Nathan" hat wieder einen Zuwachs erhalten durch:

4. Lessing's Nathan der Weise. Historisch und philosophisch erläutert von Julius Fürst. Leipzig, Friedrich. 1881. 8. 1 M.

Die Berechtigung für diese massenhaft auftretende Broschürenliteratur über unsere classischen Meisterwerke finde ich darin, daß jeder, der sich liebevoll in das Studium eines derselben versenkt, je nach seiner Individualität darin etwas anderes findet und finden muß; drängt es ihn nun, diese vermeintliche Entdeckung auch seinen Zeitgenossen mitzutheilen, und findet er Gelegenheit dazu, so ist das Buch fertig. Ich wüßte an dem vorliegenden sonst gerade keine Ausstellungen zu machen; besonders gefallen hat mir, wie der Verfasser, selbst, wenn mir recht ist, ein Jude, es erklärt, daß der Dichter gerade einen Juden zum Vertreter seiner Welt- und Rechtsanschauung gewählt hat:

In der Regel ist es nämlich nicht der Mächtige, welcher die sittlichen Grenzen seines Rechts untersucht. Ihm reicht sein Recht, soweit seine Macht sich erstreckt. Der Unterdrückte vielmehr, der Unrecht Leidende ist es, welcher naturgemäß nach der Berechtigung der Gewalt fragt, unter welcher er leidet. Bei dieser Untersuchung der Grenzen seines Rechts ergibt sich ihm, daß, was er bei andern als ungerecht tadeln muß, auch er selbst nicht üben dürfe, selbst wenn er die Macht hätte, Unrecht mit Unrecht zu vergelten.

Eine höchst erfreuliche Gabe ist:

5. G. E. Lessing als Reformator der deutschen Literatur dargestellt von Kuno Fischer. Zwei Theile. Stuttgart, Cotta. 1881. 8. Erster Theil: Minna von Barnhelm. Faust. Emilia Galotti. 4 M. 50 Pf. Zweiter Theil: Nathan der Weise. Dritte neu bearbeitete Auflage. 3 M. 50 Pf.

Ein wahres Meisterwerk an Form und Inhalt ist

namentlich der zweite Theil. So schön und gewählt die Sprache und so neu der Inhalt, so vertraut wird man doch auf den ersten Blick damit; man meint, das habe man alles auch so sagen können, das habe man ja alles schon gewußt, es habe einem schon längst auf den Lippen geschwebt, man habe nur gerade keine Veranlassung gehabt es auszusprechen — genug, es ist das wahre Ei des Columbus. Und wie heißt das Stichwort, das uns so neu erscheint und doch zugleich so vertraut, auf das, sobald es ausgesprochen ist, sogleich das ganze Buch wie Athene aus dem Haupte des Zeus hervorspringt? Es ist der Begriff der Weltentsagung, um den herum sich die sämmtlichen Charaktere des „Nathan" in der ungezwungensten Weise gruppiren. Selten erinnere ich mich, einen so vollkommenen ästhetischen Genuß gehabt zu haben wie bei der Lektüre der ersten Auflage dieses Buchs; leider habe ich die vorliegende neue Bearbeitung nicht mit der ersten vergleichen können; aber eine neue Bearbeitung aus Kuno Fischer's Feder kann wenigstens kein Misgriff, keine Verschlechterung sein, wenn ich auch nicht einsehe, wie das Buch noch vollkommener hätte werden können.

Weniger epochemachend, obgleich nicht weniger mit den Vorzügen des Fischer'schen Stils ausgestattet, ist mir der erste Theil erschienen. Er besteht aus zusammengehörigen Vorträgen und Abhandlungen, die zum Theil in der Monatsschrift „Nord und Süd" (in den Jahren 1877 und 1880) zuerst erschienen sind. In die Charakteristik des Prinzen Gonzaga in „Emilia Galotti" trägt Fischer einen falschen Zug, wenn er ihn „leichtgläubig" nennt, weil er den Verdacht, daß in der Ermordung Appiani's ein Verbrechen Marinelli's vorliege, sofort von letzterm niederschlagen lasse. Fischer hat die Worte des Prinzen (IV, 1) vor Augen gehabt: „Nun gut. Sein Tod war Zufall, bloßer Zufall. Sie versichern es, und ich, ich glaub' es." Daß diese Worte aber nur ironisch gemeint sind, beweisen die folgenden: „Auch ich erschrecke vor einem kleinen Verbrechen nicht. Nur, guter Freund, muß es ein kleines stilles Verbrechen, ein kleines heilsames Verbrechen sein. Und sehen Sie, unseres da wäre nun gerade weder stille noch heilsam." Daß es kein Verbrechen sei, leugnet Marinelli nun auch gar nicht weiter.

6. Lessing-Forschungen, nebst Nachträgen zu Lessing's Werken. Von B. A. Wagner. Berlin, H. W. Müller. 1881. 8. 3 M.

Durch einen glücklichen Spürsinn und eine gründliche Kenntniß Lessing's ist der Verfasser darauf geführt worden, eine Reihe von kleinern und größern Arbeiten mit äußerster Wahrscheinlichkeit Lessing zu vindiciren, die bis dahin als dessen Eigenthum nicht bekannt waren und also auch bisjetzt noch in allen Lessing-Ausgaben, auch der Hempel'schen, fehlen. Die Resultate seiner Forschungen hatte der Verfasser in mehrern Sonntagsbeilagen der „Vossischen Zeitung" vom Jahre 1880 veröffentlicht. Hier gibt er sie nun in Buchform, durch Proben aus jenen Lessing'schen Werken erweitert. Es sind dies: Voltaire's kleinere historische Schriften, übersetzt von Lessing; eine Reihe von Recensionen in der „Vossischen Zeitung" von 1748—54 (diese Jahrgänge sind so selten, daß nur ein in Berlin Ansässiger solche Entdeckungen auf der dortigen Bibliothek machen kann; verliehen werden diese Bände gewiß nicht); endlich mehrere Artikel in den „Kritischen Nachrichten" von 1750—51. Natürlich wird sofort die ästhetische Blasirtheit fragen: was ist mit diesen Quinquilien für das tiefere Verständniß Lessing's gewonnen? und über die „Registratoren" lächeln, die sich bemühen, solche Kleinigkeiten aufzustöbern. Daß der große Lessing ganz anders dachte und, wenn er es erlebt und die Untersuchung einem andern deutschen Geistesheros gegolten hätte, seine innige Freude darüber ausgesprochen haben würde, irrt diese vornehmen Herren nicht weiter. Wir aber wünschen Wagner noch recht viel solche schöne Entdeckungen.

7. Gotthold Ephraim Lessing. Sein Leben und seine Werke. Von Th. W. Danzel und G. E. Guhrauer. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von W. von Maltzahn und R. Boxberger. Zwei Bände. Berlin, Th. Hofmann. 1880—81. Gr. 8. 15 M.

Das von Guhrauer fortgesetzte Werk Danzel's war schon lange ein Buch, welches der deutsche Gelehrte mit Stolz nannte, weil es diejenige deutsche Gelehrteneigenschaft in hohem Maße besitzt, auf die dieser Stand mit Recht stolz ist: Gründlichkeit. Ihm diese nehmen, auch da, wo sie bisweilen allzu gründlich, allzu speculativ wird — worin Danzel auch sonst das Mögliche geleistet hat, wie seine von O. Jahn gesammelten Aufsätze beweisen —, hätte geheißen den Charakter des ganzen Buches zerstören. Dies konnte unmöglich Aufgabe der neuen Herausgeber sein. Ihnen fiel vielmehr die Aufgabe zu, das Werk durch Nachtragung späterer fremder und eigener Lessing-Forschungen zu ergänzen. Daß darin noch manches zu thun übrig bleibt, wissen sie selbst am besten. Andererseits aber darf man auch nicht von ihnen verlangen, daß sie nur um der lieben Vollständigkeit willen eine Reihe von Werken, z. B. aus der gar zu üppig ins Kraut schießenden Literatur des „Laokoon", hätten anführen sollen.

Inwiefern in einem solchen Werke Polemik am Platze sei, ist freilich eine offene Frage. Die neuen Herausgeber sagen in dem Vorwort:

> Zum vollen Triumphe dieses unvergänglichen Denkmals edelster deutscher Geistesschlachten zur Bewahrung desjenigen Gutes, welches dem Deutschen als das allein des Lebens werthe gilt, der Geistesfreiheit, fehlt demselben in neuester Zeit auch die Anerkennung der Finsterlinge nicht, in der Form nämlich, daß sie immer aufmerksamer werden auf diesen sorgsamen Gärtner Lessing, der stets mit dem Grabscheite bereit steht, um den in der Erde wühlenden Maulwürfen eins auf den Kopf zu versetzen. Wir werden uns des großen Vorgängers würdig zu machen wissen und den Bestrebungen seiner Feinde die gebührende Berücksichtigung nicht entziehen.

Die Polemik hat denn auch das Misfallen eines Recensenten im „Literarischen Centralblatt" erregt. Er mag recht haben, was den Ton derselben betrifft; hinsichtlich der Sache würde er vielleicht anders urtheilen, wenn er die Werke gelesen hätte, gegen welche die Herausgeber sich wenden.

Einiges Neue in dem Werke wird den Lessing-Freunden willkommen sein, so die Maltzahn'sche Entdeckung über die „Tarantula" (I, 168), ferner die Anhänge zum ersten Theil, in denen von Maltzahn auf anderm Wege als der Verfasser der vorher besprochenen Schrift, B. A. Wagner, zum Theil zu denselben Resultaten wie dieser gekommen ist.

8. Eva Lessing. Ein Lebensbild. Von Richard Thiele. I. Mit einem Bilde von Eva Lessing, nach einem Oelgemälde im Besitze der Familie. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1881. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Der schon durch seinen Commentar zur „Hamburger Dramaturgie" in der Lessing-Literatur wohlempfohlene Verfasser sagt mit Recht:

Es ist eine Pflicht des deutschen Volks, jener herrlichen Frau nicht zu vergessen, eine lockende Aufgabe für die deutsche Wissenschaft aber, endlich einmal ihr Leben, das bisher mosaikartig in den einzelnen Lessing-Biographien erzählt worden ist, zusammenhängend darzustellen, als ein leuchtendes Denkmal deutscher Frauenart, zur wehmüthigen Erinnerung an den 15. Februar 1881, an welchem es hundert Jahre her sind, seit der große Mann in Braunschweig die müden Augen schloß, des Lebens schon längst überdrüssig, nachdem ihm am 10. Januar 1778 der Tod sein theures Weib entrissen hatte.

Als vor einer Reihe von Jahren Alfred Schöne in musterhafter Weise den Briefwechsel Lessing's mit seiner Braut herausgab, wurde zuerst die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums auf diese Frau gelenkt, da ihre Briefe, von denen ihres Mannes getrennt, nur in den bisherigen Lessing-Ausgaben zu finden waren. Und doch sind diese Briefe die einzige Quelle ihrer Lebensgeschichte; erst durch ihre Bekanntschaft mit Lessing tritt sie in die Oeffentlichkeit, und ihre Vorgeschichte kann nur dürftig sein. Die Hauptdaten daraus sind diese:

Eva Katharina Hahn war den 22. März 1736 (der Verfasser hat zuerst das Datum aus dem heidelberger Kirchenbuche festgestellt) zu Heidelberg geboren, Tochter eines Kaufmanns, Schwester eines seinerzeit nicht unberühmten Professors der Physik in Utrecht, später der Medicin in Leyden. Sie heirathete den 2. August 1756 den hamburger Kaufmann Engelbert König, durch den sie Mutter von sieben Kindern wurde. Unter diesen nimmt die älteste Tochter, Malchen König, 1761 geboren, welche nach dem Tode der Mutter Führerin des Haushaltes ihres Stiefvaters Lessing war, als Original seiner Recha (sie wurde im Freundeskreise geradezu Recha genannt, wie Göze der Patriarch) literarische Bedeutung in Anspruch. Als Lessing 1767 als Dramaturg nach Hamburg übersiedelte, wurde er auch in König's gastfreies Haus eingeführt.

König selbst hatte zu Lessing eine innige Zuneigung gefaßt, die so recht zum Ausdruck gelangte, als König beim Beginn einer großen Geschäftsreise nach Wien und Italien im Spätsommer 1769 von Lessing, der ihn noch eine Strecke Wegs begleitet hatte, Abschied nahm. Er äußerte damals, gleichsam als ob er sein Schicksal geahnt hätte: „Wenn mir etwas Menschliches begegnen sollte, so nehmen Sie sich meiner Frau und Kinder an." Und Lessing wird ihm dies sicherlich mit Herz und Hand versprochen haben. So schieden sie voneinander, Lessing, um nach Hamburg zurückzukehren, König — um nie wiederzukommen, denn bald darauf starb er in Venedig.

Als nun Lessing 1770 nach dem einsamen Wolfenbüttel versetzt wurde, rief ihm die Sehnsucht nach dem geselligen Verkehr in Hamburg das Bild jener Frau wach, die für seine Geistesgröße das innigste Verständniß hatte, und es entspann sich nun ein Briefwechsel zwischen beiden bis zu ihrer, den 8. October 1776 stattfindenden Trauung. Diesen Briefwechsel beutet unser Verfasser für die Lebensgeschichte der merkwürdigen Frau aus. Eva so wenig wie ihr verehrter Freund wandelten auf Rosen. Sie hatte harte Stürme zu bestehen, um die weitverzweigten Geschäfte ihres Mannes zusammenzuhalten und weiter zu führen, da auf einer vortheilhaften Verwerthung derselben die Möglichkeit beruhte, ihren Kindern ein Vermögen zu sichern. Ehe diese Geschäfte mit möglichst wenigem Verlust zu Ende geführt wären, hatte sie sich fest gelobt, ihre Hand dem geliebten Manne nicht zu reichen. Zweimal führten sie ihre Geschäfte in ungünstiger Jahreszeit auf längere Zeit nach Wien, und die Schilderung dieser mit Lebensgefahr, die nur durch Geistesgegenwart abgewehrt werden konnte, verknüpften Reisen sowie ihres wiener Aufenthalts bilden die interessantesten Partien ihrer Briefe, die auch von H. M. Richter zu dem trefflichen Aufsatz: „Wien in der Lessing-Epoche" in seinen „Geistesströmungen" (Berlin 1875), mit Geschick ausgebeutet worden sind. Ueber ihren Werth und ihren günstigen Einfluß auf Lessing's Gemüthsstimmung und Lebenslust waren die Zeitgenossen einig. So führt Schöne eine Schilderung des berühmten Historikers Spittler an: „In Wolfenbüttel war ich fast drei Wochen, und es waren drei der glücklichsten und lehrreichsten meines Lebens, da mir Lessing einen völlig freien Zutritt in sein Haus und einen ebenso völlig ungehinderten Gebrauch der dasigen Bibliothek gestattete. Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der thätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hülfreichste und der herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Manne man umgeht, und wenn's möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgendwo anzutreffen als bei Lessing — so wär's bei Lessing's Gattin. Eine solche Frau hoffe ich nimmermehr kennen zu lernen. Die unstudirte Güte des Herzens, immer voll der göttlichen Seelenruhe, die sich auch durch die bezaubernste Sympathie allen mittheilt, welche mit ihr umzugehen das Glück haben; das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlecht unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen

zu lernen." Aber schon Lessing's eigene Aeußerungen werden genügen, die Berechtigung des Verfassers zu seiner Arbeit nachzuweisen. Seinem Bruder Karl meldet er seine Heirath mit Frau König mit den Worten: „Wenn ich Dich versichere, daß ich sie immer für die einzige Frau in der Welt gehalten, mit welcher ich mich zu leben getraute, so wirst Du wol glauben, daß sie alles hat, was ich an einer Frau suche. Wenn ich also nicht glücklich mit ihr bin, so würde ich gewiß mit jeder andern noch unglücklicher geworden sein." Und als sie ihm nach einem Jahre glücklichster Ehe durch die Geburt eines Sohnes, der ihr im Tode voranging, wieder entrissen wurde, schreibt er demselben: „Meine Frau ist todt. Wenn Du sie gekannt hättest! Aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. Aber wenn Du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat: so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden!"

Doch damit sind wir der Erzählung unsers Verfassers vorausgeeilt; er führt uns in der vorliegenden ersten Abtheilung seines Buchs nur bis zur Vermählung. Möge die zweite bald nachfolgen!

9. Vorlesungen über G. E. Lessing's Nathan von C. R. Pabst. Aus den hinterlassenen Papieren desselben herausgegeben von F. Edinger. Bern, Haller. 1881. Gr. 8. 4 M.

Wie der weiland Hieronymus Jobs eine gute Predigt aus zwei Theilen bestehen ließ:

Den ersten Theil niemand verstehen kann,
Den zweiten aber verstehet man —

so möchten wir auch das vorliegende Buch in zwei Theile zerlegen, von denen der erste des Drucks recht wohl würdig, der zweite aber desselben unwürdig ist — aber nicht wegen seiner Unverständlichkeit, sondern gerade wegen seiner allzu platten Verständlichkeit, die nur schon längst Dagewesenes wiederholt. Oder was hat nach den Commentaren von Düntzer und Niemeyer eine Hererzählung der Vorfabel des „Nathan" nebst einer breiten Inhaltsangabe der einzelnen Scenen noch für einen Sinn? Wenn die Vorlesungen vor Studenten gehalten worden sind, so sind diese entweder deshalb zu bedauern, daß sie genöthigt waren, solche langweilige Auseinandersetzungen mit anzuhören, oder deshalb, daß sie ihren „Nathan" noch so wenig inne hatten, daß ihnen die Vorfabel und die Inhaltsangabe desselben als etwas Neues erschien. Auch ist letztere nicht ohne kleine Fehler. Namentlich aber ist der ungeschickte Ausfall auf Düntzer sowie der Hinweis, Daja vermuthe bei Saladin buhlerische Absichten auf Recha, zu tadeln. Ich würde sogar das Buch noch etwas früher, auf S. 163 abgebrochen haben. Denn die Polemik gegen das Buch des Professors Caro: „Nathan und Swift", ist nicht nur überflüssig, sondern geradezu vom Uebel; dem Verfasser leistet man keinen größern Dienst, als wenn man von diesem Buche schweigt. Bis dahin aber, bis S. 163, muß ich bekennen, hat mir das Buch eine höchst anziehende und in mehr als einer Hinsicht belehrende Lektüre geboten. Der Stil ist trotz der Schwierigkeit der Materie stets klar und durchsichtig, die Ausführung lückenlos und, wie gesagt, nach mehrern Seiten hin anregend.

Ich führe besonders die höchst bestechende Beweisführung an, daß Lessing, ein echter Freimaurer, wie Leibniz Anhänger des doppelten Systems, der esoterischen und der exoterischen Lehre, gewesen sei. Und da wir einmal von Lessing's Freimaurerthum reden, so ist auch folgender Nachweis von Bedeutung:

Im fünften Freimaurergespräch läßt Lessing den Ernst sagen: „Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut werth", ein Ausdruck, der freilich auch einem Unfreien, einem Freiheitsfeind im Munde ziemen würde. Derselbe rührt aber, wie wir nunmehr aus Moleschott's Buch über Georg Forster wissen, von Benjamin Franklin her, und der Name des Mannes, von welchem der Vers gilt: „Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis", sollte ihn wol decken wie die Flagge das Schiff, d. h. ihn vor jeder Deutung im freiheitsfeindlichen Sinne bewahren. Auch theilt uns Moleschott ausdrücklich mit, in welchem Sinne Franklin diesen Ausspruch gethan: „Von Franklin hatte Forster die Lehre, daß die Freiheit nur der Tugend erreichbar sei und Tugend nur möglich durch Vernunft; daß sich mit Blut allein die Freiheit nicht erkaufen lasse; was Blut koste, sei kein Blut werth." Forster aber kam 1779 mit Lessing in Braunschweig zusammen, also kurz vor Veröffentlichung des fünften Freimaurergesprächs, und so ist wol nicht daran zu zweifeln, daß Lessing den fraglichen Ausspruch von Forster erfahren und um so lieber wörtlich in jenes Gespräch aufgenommen habe, da Inhalt und Stil desselben ganz mit seiner eigenen Denk- und Sprechweise übereinstimmten. Auch ihm war ja die Tugend, mit andern Worten die in Liebe sich kundgebende sittliche Vollkommenheit, das höchste Ziel der Menschheit, und diese ist doch nur durch vernünftige Selbstbestimmung, nicht durch äußere Mittel erreichbar. Was durch Blut erreicht werden kann, sind höchstens Unabhängigkeit von äußerer Gewalt und formeller, gesetzlicher und verfassungsmäßiger Schutz gegen Unrecht im Innern des Staats, kurz, nur äußere Freiheit. Diese ist aber für den Humanisten der wahren, innern Freiheit gegenüber von untergeordnetem Werth, und wenn sie zum letzten und höchsten Strebeziel gemacht wird, nicht werth, daß um ihretwillen Blut vergossen wurde, ja schlimmer als werthlos, indem sie von der Verfolgung des höhern Ziels ablenkt. Und die Vorstellung des vergeudeten Bluts lag Lessing um so näher, da er, hierin ganz mit Goethe und dem gereiften Schiller übereinstimmend, alles Gewaltsame und Sprunghafte in der Entwickelung der Natur und der Menschheit verabscheute und die Vervollkommnung des Menschengeschlechts nur auf geistigem Wege und durch ruhigen Fortschritt für möglich hielt und erstrebte. Hiernach konnte Lessing natürlich nichts weniger als politischer Revolutionär sein.

Ich möchte dem Verfasser wirklich vorschlagen, die erste Hälfte als besondere Schrift erscheinen zu lassen.

Robert Boxberger.

Neue deutsche Dramen und Lustspiele.

Die kleine Zahl von Büchern, welche mir heute zur Besprechung vorliegt, enthält nicht nur manches Gute, sondern sogar ein Werk, welches das Prädicat „vortrefflich" verdient und sich dem Besten anreihen dürfte, was auf dem Felde der deutschen dramatischen Poesie erblüht ist.

Den Reigen der Besprechungen eröffnen wir mit:

1. Die Glockenliese oder der letzte Lubomirsky. Drama in vier Acten von Eduard de Saint-Privée. Neurode, Klambt.

Dieser „Glockenliese" wäre unbedingt wohler, wenn man sie unbehelligt gelassen und nicht gewaltsam vor die Bühnenlampen gezerrt hätte, um dem Publikum Furcht und Entsetzen einzujagen. Als gruselige Spukgeschichte hätte sie weit besser ihren Zweck erfüllt, besonders in den Küchen- und Domestikenwohnungen, wo man sich noch gern einmal die Haare zu Berge treiben läßt und beruhigt ist, wenn den gräßlichsten Bösewicht endlich doch die Strafe ereilt. Schon der Titel des Dramas hat etwas Unheimliches, das auf einen schauerlichen Inhalt hindeutet. Es enthält eigentlich nur eine Reihe bunt zusammengewürfelter und lose verknüpfter Effectscenen, von denen die folgende immer die vorangegangene zu übertrumpfen sucht, bis das Arsenal des Entsetzens erschöpft ist. Da ist von einer regelrechten dramatischen Entwickelung, einer gradweisen Steigerung der Handlung und seelischer Kämpfe gar keine Rede; mit elementarer Gewalt springt unvermittelt das Entsetzen auf die Seene und verläßt dieselbe nicht eher, bis die Helden und Bösewichter des Dramas wohlthuend das Grab zudeckt. Gewöhnliche Nerven vermöchten eine Aufführung dieser „Glockenliese" nicht auszuhalten; doch dürfte dies Wagniß kaum ein Bühnenleiter unternehmen, der nicht geradezu von allen ästhetischen Forderungen absieht, die ihm sein Beruf auferlegt. Die Fabel des Dramas hat nur eine falsche Verwendung gefunden; denn sie würde sich weit besser zu einem jener Colportageromane mit den obligaten werthlosen Prämien eignen, die das geistige Bedürfniß jenes Publikums deckt, das mit starken Nerven begabt ist und deshalb auch starker Anregung bedarf. Auch die Diction erhebt sich an keiner Stelle über das Niveau des Gewöhnlichen, trotzdem hier und da tendenziöse Lichter aufgesetzt sind, die nach der religiösen Seite bedenklich genug klingen.

Einen wohlthuendern Eindruck macht:

2. Burggraf Friedrich. Schauspiel in vier Aufzügen von Eduard Böcker. Nebst einem Nachwort und zwei Prologen. Frankfurt a. M., Könitzer. 1881. 8. 2 M.

Ursprünglich ein Gelegenheitsstück, ist es auch in seiner jetzigen Gestalt nicht über seine eigentliche Bestimmung hinausgewachsen und wird diese besonders in den altpreußischen Provinzen bestens erfüllen. Ein warmer und doch kein gesuchter patriotischer Hauch durchweht dies Schauspiel, dessen Sprache frisch und kraftvoll und dessen Charaktere vortrefflich gezeichnet sind. Der Ton und die Färbung der Zeit sind recht gut getroffen, und alle Figuren sind voll Mark und lebenswahr, ja der Hintergrund jener düstern Zeit ist sogar mit energischem Pinsel gemalt. Dennoch wird das Stück stets nur die Bedeutung eines Gelegenheitsstücks in Anspruch nehmen können, weil seinem Inhalt das allgemein Interessirende fehlt. Was die Sprache betrifft, so wünschten wir einige rhythmische Härten in Wegfall.

Unter dem ein wenig pomphaften Gesammttitel „Richard Heinzelmann's dramatische Werke" werden der deutschen Bühne angeboten:

3. Der Schein trügt. Schauspiel in vier Acten von R. Heinzelmann. Berlin, Lassar. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Studentenstreiche am ersten April. Posse in drei Acten von R. Heinzelmann. Berlin, Lassar. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Rosa Aloe. Schauspiel in vier Acten von R. Heinzelmann. Berlin, Lassar. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Nicht alles, was eine unreife Erfindungsgabe und eine ungezügelte Phantasie in Seenen und Acte zwängt und als dramatisches Werk präsentirt, hat dadurch die Berechtigung gewonnen, auch als Drama zu gelten. Dazu müssen ganz andere, höhere Bedingungen erfüllt werden, und vor allen Dingen muß doch ein dem Drama sich zuwendender Dichter Form und Sprache einigermaßen beherrschen, ehe er es wagt, mit gesammelten dramatischen Werken vor das Forum der Oeffentlichkeit zu treten, in denen man doch die aufgesparte Summe geistigen Kapitals suchen wird, wenn man auch von den Juwelen der Poesie absehen will. Die Fabeln der beiden unter Nr. 3 und 5 genannten Schauspiele entbehren jeglichen Interesses, und ihre Erfindung würde vielleicht zu mit etwas Effect gewürzten Novellen für ein bescheidenes Winkelblättchen ausreichen, aber nicht um sie in dramatischer Gewandung über die weltbedeutenden Breter schreiten zu lassen. Wie viel auch auf der deutschen Bühne gesündigt werden mag, so bietet sie doch dieser Art exotischer Pflanzen keinen Boden zum Gedeihen. In den Heinzelmann'schen Schauspielen kommen uns nicht blos die Namen, sondern auch noch manches andere spanisch vor, und es wäre unzweifelhaft besser für den Dichter gewesen, wenn er diese gesammelten Werke so lange in seinem Pult zurückgehalten hätte, bis sein Urtheil gereifter und sein Blick klar und unbefangen genug geworden, um strenge Selbstkritik zu üben. Er würde dann, wenn auch mit schmerzlichem Bedauern, diese dramatischen Arbeiten als verfehlte Versuche beiseite gelegt haben, um entweder dem Felde der Bühnendichtung den Rücken zu kehren oder Besseres zu schaffen. In der Posse „Studentenstreiche am ersten April" (Nr. 4) zeigt sich neben dem Mangel an Erfindungsgabe ein noch größerer Mangel an Witz. Von diesem Simmelsammelsurium von Blödsinn würde Momus trauernd

sein ernst lächelndes Antlitz abwenden und in die Klage Platen's einstimmen:

Und wollt ihr treffen mit des Witzes Strahle,
Credenz' euch Anmuth erst die Zauberschale.

Unter die bessern dramatischen Arbeiten auf dem Gebiete des Lustspiels reiht sich:

6. Der Herzog befiehlt! Originallustspiel in vier Acten von M. S. Ghon. Wien, Rosner. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.

Recht gut in Erfindung und Ausführung, nicht ohne Witz und mit frischem pointenreichen Dialoge ausgestattet, müßte das Lustspiel unter Mithülfe eines kundigen Regisseurs einen gern gesehenen Beitrag für das Repertoire der deutschen Bühne liefern. Die Fabel ist ebenso pikant wie interessant und gewinnt durch die bekannten Personen, die sie uns vorführt, sogar ein erhöhteres Interesse; die Verwickelung ist stellenweise originell und überraschend, ja es ist darin sogar hier und da zu viel des Guten gethan, doch ohne den Rahmen des Erlaubten zu überschreiten. Jedenfalls ist das Lustspiel angethan, mehr als ein blos vorübergehendes Amusement zu erregen.

Das Werk eines echten und wahrhaften Dichters von Gottes Gnaden grüßt uns in:

7. Walpurgisnacht. Ein Lustspiel von F. Siegfried. Leipzig, Grunow. 1881. 8. 3 M.

Das muthet an wie Urwaldsfrische und Quellenrauschen, wie Frühlingspracht voll Klang und Duft. Da ist Poesie, da sind Geist und Witz in vollstem Maße vorhanden, da flattert die Gewandung des Schönen um die reizende Gestalt, da regt ein glänzender Phantasiefalter seine farbenleuchtenden Schwingen, und Herz und Auge finden Labung und Befriedigung. Originell erfunden und mit sicherer Hand ausgeführt, gewährt dies Lustspiel in unserer materiellen und realistisch aufgebauschten Zeit eine wahrhafte Erquickung, und man schlürft lechzend wie aus einem kühlen Born in schattigem Waldesgrund. Deshalb liegt es mir auch fern, an das ein wenig üppige Rankenwerk der Phantasie die kritische Schere ansetzen zu wollen, um es fein säuberlich zu beschneiden. Wer würde nicht an diesem ausgelassenen Spiel der Phantasie und des Witzes, das überall von Poesie leuchtet und schimmert, seine Freude haben; wen würde dies farbenfrische bunte Treiben, das bei aller scheinbaren Tollheit maßvoll und harmonisch ist, nicht höchlichst ergötzen, sofern er überhaupt noch Empfindungsvermögen für das Gute und Schöne besitzt? Einzelne Scenen, besonders die auf Odinsholm, sind wahrhaft lenzesduftig. Die Charakterzeichnung ist durchweg gelungen; die Composition verräth den Dichter von Beruf, der mit seinem Poesiereichthum immer ein wenig verschwenderisch umgehen darf; selbst in dem phantastischen Spiel der Irrwische, das beinahe über den Rahmen des Lustspiels heraustritt, offenbart sich der hochbegabte Dichter, der die Anknüpfungspunkte der übersinnlichen mit der sinnlichen Welt wohl zu finden weiß. Doch ist die Aufführung dieses Lustspiels, seine Verlebendigung durch die Bühne, nicht ohne die Beihülfe der Musik denkbar; viele Scenen verlangen sogar eine musikalische Interpretation zum bessern Verständniß: für einen geistvollen Componisten eine verlockende und dankbare Aufgabe. Der Dialog ist ebenso gewandt als scharf pointirt, die Diction durchweg schwungvoll und hochpoetisch. Wir geben nur eine kleine Probe:

Sieh den Wagen dort,
Der unsre Blicke nach dem Nordstern leitet;
Er ist mein Liebling, hält in jeder Nacht
Vor meinem Fenster, golden angeschirrt.
Ich leihe Flügel von der Phantasie
Und schwinge mich hinein; tief unter mir
Die Meere, die Gebirge, trägt er mich
Durch Gassen von Smaragd. Melodisch donnern
Die Welten rechts und links und über mir,
Und immer neue schießen aus dem Nichts.
Doch duldet's mich nicht lange: wie ein Vogel
Zurück aus Lüften nach dem trauten Nest,
So zieht's mich nach der Erde Heimatgrund,
Wo zwischen Dornen unsre Rosen blühn.

Nach dem trivialen, nüchternen Lustspielkram, der breit ausliegt auf der Bühne der Gegenwart und seine höchste und einzige Aufgabe in der gewaltsamen Erschütterung des Zwerchfells sieht, aber Gemüth und Seele unberührt läßt, ist ein so poetisches Werk wie Siegfried's „Walpurgisnacht" als hochwillkommene Gabe zu begrüßen. Wie von einer reizvollen, Leben athmenden und Labung spendenden Frühlingsflur in einen kühlen und erkältenden Salon mit farblosen Tapeten und duftlosen Zierpflanzen, allerdings nach den Regeln der Kunst geordnet, doch ohne den erwärmenden Hauch der Poesie, so ungefähr ist der Uebergang von „Walpurgisnacht" zu:

8. Die Ingenieure. Lustspiel in drei Aufzügen von Karl Rosenthal. Mainz, Diemer. 1880. 8. 1 M.

Die Fabel dieses Stücks ist zwar recht artig erfunden, aber sie läßt in der Ausführung noch vieles zu wünschen, hat für ein Lustspiel einen zu ernsten Grundton und ähnelt darin den Hugo Bürger'schen Lustspielen, doch nur darin. Manches in den „Ingenieuren" ist zu unvermittelt, der Gang der Handlung stellenweise zu schlotterig und zu lose. Man vermißt ein festes dramatisches Gefüge. Auch macht sich das Episodische zu breit und verleiht dadurch insbesondere dem ersten Act einen Beigeschmack von Langeweile, der für ein Lustspiel der Uebel größtes ist. Ferner wäre der Ausarbeitung und Vertiefung der Charaktere größere Sorgfalt und der Diction schärfere Feile erwünscht und nützlich gewesen. Die Bühne verlangt von dem dramatischen Dichter die vollendetste künstlerische Leistung; ein Verlangen, das freilich leider wenig Beherzigung findet. Doch enthält das Lustspiel immerhin so viel Ansprechendes und Gutes, daß es, wenn ihm eine geschickte Regie den Weg über die Bühne eröffnete, wol nicht ohne Erfolg bleiben würde.

Das Werk eines unserer modernsten Bühnendichter ist:

9. Verschämte Arbeit. Schauspiel in drei Aufzügen von Paul Lindau. Berlin, Freund u. Jeckel. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.

Die kritischen Acten über dieses Werk des scharfen Kritikers und geistreichen Schriftstellers, in dem der kühle Verstand dem warmen Herzschlag wenig Spielraum gönnt, sind eigentlich längst abgeschlossen, und wir haben weder Lust noch Beruf, das Für und Wider der abgegebenen kritischen Stimmen zu prüfen und zu erwägen, wenngleich auch wir das Plaidoyer für diese Sorte „verschämter Arbeit" für überflüssig, ja für Verschwendung halten. An wen die Noth herantritt, der braucht sich auch seiner Arbeit nicht zu schämen, denn in unserer Zeit adelt die Arbeit den Menschen, der sie mit Lust und Liebe verrichtet. Wir haben weder gegen die Composition des Schauspiels noch gegen die elegante glatte Diction, die reich an Pointen ist, irgendwelchen Einwand zu erheben; wir vermissen in diesem Schauspiel nur jenes unsagbare Etwas, welches man Poesie nennt, und eigentliches warm pulsirendes dramatisches Herzblut. Da ist alles zu klug berechnet, zu sehr gemacht, zwar kunstvoll und sauber, aber doch gemacht. Dieser personificirten Lüge, Isabella, wie diesem Manne der glatten äußern Form, Hegershausen, fehlt der warme Herzschlag, und selbst die mit ihrer verschämten Arbeit ihre Familie unterstützende Martha ist kühl bis ans Herz hinan, sie hegt keinen Funken von Leidenschaft in ihrer Brust, und selbst ihre Liebe zu Hegershausen macht nur den Eindruck gemalten Feuers. Dieser Lump von Bruder verräth die wichtigsten Amtsgeheimnisse seines Wohlthäters um eine Summe zum Bezahlen seiner Spielschulden in der gewissenlosesten Weise. Allen diesen im Mittelgrunde des dramatischen Bildes stehenden Personen fehlt der zündende schöpferische Lebensfunke, der erwärmend auf Zuschauer und Hörer überspringt und sie in Mitleidenschaft zieht. Rössel und Zacharias dagegen sind vortrefflich gezeichnete Charaktere, obgleich der erstere eine mehr oder weniger entfernte Aehnlichkeit mit den Commerzienräthen früherer Dramen des Verfassers nicht verleugnen kann. Daß der Dialog fesselnd und pikant ist und der Gang der Handlung das Interesse des Publikums bis zu einem gewissen, freilich nicht allzu hohen Grade gefangen nimmt, bedarf bei einem so routinirten dramatischen Schriftsteller wie Paul Lindau keiner besondern Erwähnung, wenn er auch selbst kaum diese „Verschämte Arbeit" zu seinen gelungenen Arbeiten zählen wird.

Zwar kein vollendetes Meisterwerk, aber doch immerhin ein von Poesie und dramatischer Begabung zeugendes Werk ist:

10. Der Meisterschüler. Lustspiel in drei Acten von Franz Keim. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Ursprünglich war das Stück als Festspiel zum hundertjährigen Todestage Lessing's auf Anregung der Burschenschaft Arminia an der Universität Czernowitz für das dortige deutsche Theater gedichtet und mit durchgreifendem Erfolge aufgeführt worden. Der Dichter nahm aus diesem Erfolg die Veranlassung, das Stück aus seinem engbegrenzten Rahmen herauszunehmen und für den allgemeinen Bühnengebrauch zu erweitern. Der Wille war dabei allerdings der beste, aber das Vollbringen blieb leider ziemlich weit hinter dem guten Willen zurück. Allerdings trägt einen guten Theil der Schuld die für ein längeres Lustspiel allzu dürftige Fabel, obgleich aus der Jugendzeit Lessing's sich wol reichhaltigerer Stoff hätte schöpfen lassen, als der zu diesem Lustspiel gewählte. Es ist überhaupt eine misliche Sache, Personen von so weittragender Bedeutung wie Lessing in den Mittelpunkt eines dramatischen Bildes zu stellen; zur Bewältigung solchen Stoffs gehört eine ausgiebige poetische Kraft, und diese vermissen wir hier. Die Figur Lessing's selbst ist zwar mit Lust und Liebe ausgeführt und nimmt auch das Interesse gefangen, aber das Ganze ist zu aphoristisch und der Gang der Handlung ist zu unvermittelt, zu sprunghaft. Auch läßt die Mehrzahl der Charaktere sehr vieles zu wünschen, und man kann in diesem Pastor Lessing, der sich im Handumdrehen überreden läßt, unmöglich den ebenso strengen als frommen Vater unsers großen Lessing wiedererkennen. Besser gelungen sind Justine und der Student Mylius; auch Sophie Lorenz und der Pedant Damon sind lebenswahr gezeichnet. Aber die Handlung ist eben zu lose, zu wenig ineinandergreifend, und der Schluß zu matt. Keim hat seinem Helden Worte in den Mund gelegt, die jeder dramatische Dichter wohl beherzigen sollte:

> Es gibt ein Allerhöchstes in der Welt,
> In Herz und Geist ist es mir aufgegangen,
> Und dieses Allerhöchste ist die Kunst.

Trotz unserer an und für sich gerade nicht unbedeutenden Ausstellungen rechnen wir das Lustspiel doch zu den bessern dramatischen Arbeiten; es ist poetisch empfunden und ausgeführt und schon um des gewählten Gegenstandes willen interessant genug, um das Publikum in das Theater zu locken. Jedenfalls hat Keim's „Meisterschüler" als Lustspiel einen bedeutend höhern Werth als manches der als Meisterwerk gepriesenen dramatischen Machwerke, die sich die deutsche Bühne der Gegenwart zum Tummelplatz erwählt haben und sie triumphirend beherrschen.

Karl Nissel.

Graf von Schack und seine Gemäldegalerie.

Es ist nicht zu leugnen, daß eine Erscheinung wie diejenige des Grafen Schack eine in hohem Grade verehrungswürdige, ja ehrfurchtgebietende ist. Geboren im Jahre 1815 und Sprößling eines vornehmen mecklenburgischen Adelsgeschlechts, war er von vornherein sicherlich in nicht gewöhnlichem Maße der Versuchung ausgesetzt, wie manche seiner dortigen Standesgenossen lediglich den Interessen des Adels zu leben, in adelichem Sport, reactionären Velleitäten und orthodoxer Gesinnung ganz und gar aufzugehen, den höchsten Interessen des Geistes aber so fern wie möglich zu bleiben. Statt dessen hat nun zunächst kaum je irgendein Aristokrat den adelichen Vorurtheilen so vollkommen fremd gegenübergestanden; niemand hat so sehr im Menschen stets nur den Menschen gesucht wie Graf Schack. Und ferner hat derselbe Mann, der es doch eigentlich „gar nicht nöthig hatte", auf den verschiedensten Gebieten des Geistes eine Thätigkeit entfaltet, die in ihrer Gediegenheit, ihrer Universalität und ihren productiven Resultaten eine wahrhaft erstaunliche genannt werden muß. Daß er ein tüchtiger Jurist geworden, bis zum Legationsrath aufgestiegen und unter schwierigen Verhältnissen im Jahre 1848 seinem Vater bei der Bundestagsgesandtschaft zur Seite gestanden hat, das sei nur nebenbei bemerkt. Denn es ist das jedenfalls die am meisten vorübergehende seiner Thätigkeiten. Trotzdem ist es gut, nicht ganz davon zu schweigen, weil vielfach die Meinung im Umlauf ist, als ob Graf Schack sich von jeher seinen anderweiten geistigen Interessen ganz frei habe widmen können. Ausgefüllt hat aber natürlich die juristische Carrière seine Seele nicht im entferntesten. Vielmehr finden wir ihn schon als jungen Assessor in Berlin damit beschäftigt, den „Firdusi" zu übersetzen, respective nachzudichten, und mit diesem Unternehmen, welches zu den schwierigsten seiner Art gehört, hat er der deutschen Nation ein Werk beschert, welches allein geeignet sein müßte, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen: ein Werk, nach dessen Vollendung mancher andere auf seinen Lorbern ausgeruht und nichts weiter unternommen hätte. Schack aber widmet fortan ein gleich eingehendes Interesse auch der Literatur der Inder, der Araber und des gesammten Orients; er erwirbt sich ein congeniales Verständniß der Antike, speciell des Hellenenthums, wie wenige; mit den romanischen Literaturen steht er auf so vertrautem Fuße wie nur ein Eingeborener. Von der echtesten Begeisterung für alle Objecte seiner geistigen Interessen erfaßt, fühlt er sich dann gedrängt, die Länder derjenigen Völker aufzusuchen, die mit ihren Leistungen in Kunst und Literatur seine Seele gefangen genommen haben, und nicht als bequemer Tourist, sondern als ernster Forscher durchreist er wiederholt und mit Anstrengungen den Orient, Griechenland, Aegypten, Italien, Spanien u. s. w. Wie er zurückgekehrt, die Resultate seiner Forschungen in epochemachenden wissenschaftlichen Werken niederlegt (ich erinnere an das Werk über „Die Kunst und Poesie der Araber in Spanien und Sicilien" und an dasjenige über „Die dramatische Poesie der Spanier"), so huldigt er zu gleicher Zeit — zunächst vollkommen selbstgenügsam und nur zu eigener Befriedigung — der Muse und zeitigt eine Reihe von Werken, die er erst vom funfzigsten Lebensjahre herauszugeben beginnt und mit denen er dann eine solche Fülle von Poesie über das deutsche Publikum ausgießt, daß davon bisjetzt erst der kleinste Theil von weitern Kreisen gewürdigt ist. Und indem er nun in dieser Weise eine so vielseitige Thätigkeit entfaltet, daß der dritte oder vierte Theil derselben ganz wohl ein gewöhnliches Menschenleben ausfüllen könnte, findet er daneben immer noch Zeit, seinen ererbten Reichthum nicht etwa auf Pferde, Hunde u. dgl., sondern auf die Ansammlung und Zusammenstellung jener Gemäldegalerie zu verwenden, welche in ihrer Art einzig dasteht und deren Durchwanderung jeden Freund des Schönen nur mit wahrhaft erhebender Freude erfüllen kann.

Dieselbe erhebende Freude ist auch das bleibende Resultat der Lektüre des Buchs, welches Graf Schack, nachdem er den Bestand seiner Galerie abgeschlossen, soeben über dieselbe veröffentlicht hat und welches mir hier zur Berichterstattung vorliegt:

Meine Gemäldesammlung. Von Graf A. F. von Schack. Stuttgart, Cotta. 1881. 8. 3 M.

Verständnißlose Kunstakrobaten, die Eitelkeit und Geld genug besaßen, um sich den Luxus des Ankaufs von Gemälden zu gestatten, hat es von jeher gegeben, und da es ihnen weniger auf den wirklichen Werth, abgesehen von dem Künstlernamen, als vielmehr auf den letztern und die Seltenheit der Kunstwerke ankommt, so verwenden sie nur allzu oft geradezu unerhörte Summen auf den Ankauf von Gemälden alter Meister und werden dabei in vielen Fällen auf das eclatanteste angeführt, sodaß sie ihr Geld schließlich für unechte Scharteken weggeworfen haben. Von wie ganz andern Grundsätzen ist Schack ausgegangen! Er ist mit Recht der Ansicht, daß die allermeisten wahrhaft werthvollen Stücke alter Meister längst in festen Händen sind, und daß es nur in den seltensten Fällen und dann nur gegen unerschwingliche Summen möglich ist, etwas Derartiges zu erwerben. Schon aus diesem Grunde hat er vom Ankauf alter Gemälde vollkommen abgesehen. Sodann aber erklärt er ausdrücklich, daß er es von jeher für die Hauptaufgabe jedes wahren Kunstfreundes gehalten habe, vielmehr die Kunst der Gegenwart zu unterstützen, als immer wieder nur in der oft genug nicht einmal ehrlichen Bewunderung des längst Anerkannten zu schwelgen, und daß eben dieses das bei Erwerbung seiner Bilder für ihn maßgebende Princip gewesen sei. Und mit welcher Intelligenz ist nun dieses Princip von ihm durchgeführt

worden! Die meisten Menschen sind eigentlich nur fähig, auf Autorität hin zu bewundern, und nichts ist natürlich leichter, als, wenn ein Künstler bereits zu allgemeiner Anerkennung gelangt ist, in die große Lobposaune mit einzustimmen und nach Bildern von ihm mit andern wettzurennen. Ganz anders Schack. Er erklärt ausdrücklich, daß er, wie in der Literatur, so auch in der Kunst nie etwas auf die Mode gegeben, daß er sich aus dem mehr oder weniger bekannten und berühmten Namen nichts gemacht, sondern lediglich nach eigener Werthschätzung der Gemälde gewählt habe, und es stellt seiner künstlerischen Einsicht das glänzendste Zeugniß aus und muß für ihn bereits jetzt ein hoher Triumph sein, daß diejenigen Gemälde, die Schack damals von zum Theil fast unbekannten Künstlern erworben, schon jetzt von allen Einsichtigen als Perlen der modernen Kunst anerkannt sind. Ganz besonders lehrreich und für den Autor gewinnend sind in dieser Beziehung die größern Abschnitte über Buonaventura Genelli und Anselm Feuerbach. Beide waren verkannt und so gut wie unbekannt, als Schack auf sie aufmerksam wurde und sofort mit congenialem Blick ihre Bedeutung und Eigenart erkannte. Was kein Fürst gethan hatte, das that Schack: er bestellte mit thatkräftiger Begeisterung (natürlich nach vorher gesehenen Skizzen) Bilder bei ihnen, rettete dadurch beide Künstler geradezu für die Kunstgeschichte und wurde der intellectuelle Urheber von Kunstwerken, deren Mangel eine wesentliche und empfindliche Lücke in der neuern Kunst bezeichnen würde. Und dieses Verdienst ist um so größer, als, wie Schack selbst erzählt, von den verschiedensten Seiten Versuche gemacht wurden, ihn an der künstlerischen Bedeutung wie auch an dem Charakter der Genannten irrezumachen. Aber alle derartigen Versuche waren vergeblich, und es ist wahrhaft herzerwärmend zu lesen, wie entschieden Schack nach der künstlerischen und menschlichen Seite für seine Lieblinge eintritt und ihr Charakterbild von jedem Makel frei erhält. Für seine hohe künstlerische Einsicht spricht es auch, daß er trotz aller Begeisterung für Feuerbach mit dessen letztern vielbestrittenen Werken (Amazonenschlacht und Titanensturz) von vornherein nicht einverstanden gewesen und deren Erwerbung für seine Sammlung abgelehnt hat. Doch misbilligt er auf der andern Seite vollständig die maßlosen und gehässigen Angriffe, denen Feuerbach dieser Bilder wegen in der Presse ausgesetzt gewesen. Denn er meint mit Recht, daß der Respect, den man großen und schon bewährten Talenten schulde, auch im Fall eines einzelnen faux pas achtungsvolle Behandlung gebiete. Nächst den beiden Genannten ist am ausführlichsten Moritz Schwind behandelt, der freilich, als ihn Schack kennen lernte, keineswegs ein Verkannter, aber doch gleichfalls nicht so bekannt war, wie er es verdiente, und der von Schack ebenso wie viele andere außerordentlich gefördert worden ist. Auf diese vielen andern, die in dem Buche sämmtlich, wenn auch kürzer, vorgeführt werden, kann ich mich hier nicht im speciellen einlassen und muß auf die Lektüre selbst verweisen.

Mit der Besprechung der neuern in der Galerie Schack vertretenen Maler ist aber erst die eine Aufgabe des Buchs erledigt, und es erübrigt noch eine nicht minder wichtige andere. Wenn nämlich Schack auch — aus den oben angeführten Gründen — keine Originalgemälde alter Meister zusammengebracht hat, so hat er dafür die Beschaffung guter Copien von solchen für um so wichtiger gehalten. Er verbreitet sich in einem eigenen Kapitel über die Bedeutung derselben, die sofort in die Augen springt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die betreffenden Originale über kurz oder lang unrettbar dem Untergange verfallen, und daß bis dahin, weil sie weit in der Welt zerstreut sind, ihre Anschauung mit Schwierigkeit und Kosten verknüpft ist; darum erklärt er es für die würdige Aufgabe eines Fürsten, ein Museum von Copien der berühmtesten Originale aller Zeiten und Völker zusammenzubringen. Vielleicht können die Copien der Galerie Schack zu einem solchen Museum in Zukunft den Grundstock bilden, und es wird dann Aufgabe der Maler der Zukunft sein, mit der ausgezeichneten Thätigkeit Lenbach's, Karl Schwarzer's, August Wolf's u. a. zu wetteifern. Es versteht sich übrigens wol von selbst, daß Schack in seinem Buche sich nicht blos auf die Würdigung einzelner Maler beschränkt; vielmehr bietet dasselbe außerdem noch an passenden Stellen eine Reihe von Excursen und persönlichen Betrachtungen, die in ihrer geistvollen und stets schlagkräftigen Art mit zu den fesselndsten Partien des Buchs gehören und Zeugniß geben von der hohen Seele ihres Autors. Denn eine hohe Seele wird man sicherlich einem Manne zusprechen müssen, der sich beispielsweise über Michel Angelo also vernehmen läßt:

> Es erscheint mir als ein Glück, für das ich die Sterne nicht genug preisen kann, daß es mir vergönnt gewesen ist, einige der hehren Gebilde des großen Florentiners zu steter Betrachtung in meine Nähe zu ziehen. Daß der Geist ihres Schöpfers auch in diesen Schattenrissen noch auf ihnen ruht, habe ich empfunden, indem sie mich in ihrer Gemeinschaft ein höheres, weltentrücktes Dasein führen ließen und mir die Geheimnisse von Zeit und Ewigkeit enthüllten. Wenn ich dann aus ihrem Kreise wieder in die Welt der Wirklichkeit trat, erschien mir das Treiben der Menschen fremd, ich konnte ihr Mühen und Ringen um Nichtiges kaum fassen und kehrte verwirrt und betäubt aus dem wilden Gewühl wieder zurück zu den hohen Gestalten, daß sie mich mit ihrem Lebensodem nährten und mir Kraft verliehen zum Kampf wider das Niedrige und Gemeine.

Und außer dieser schönen Stelle sei hier noch der Schluß des Buchs angeführt, der in seiner stilistischen Vollendung ebenso wenig wie irgendeine andere der 338 Seiten desselben die geringste Spur davon trägt, daß das Ganze — aus hier nicht weiter zu berührenden Gründen — dictirt ist:

> Für mich knüpft sich endlich an die Sammlung, der ich diese Blätter gewidmet habe, noch eine Erwägung von Werth. Bei der eisigen Kälte und tödlichen Gleichgültigkeit, welche die ganze deutsche Nation von jeher meinem eigenen geistigen Schaffen gezeigt hat und noch jetzt zu zeigen fortfährt, wo mein Abend hereinbricht, liegt es wol oft nahe, daß mich tiefe Nieder-

geschlagenheit befällt und daß ich den Wunsch nicht zurückweisen kann: ich möchte lieber in England oder Italien, in Frankreich oder Spanien geboren worden sein. Es ist hart, an der Neige eines von ernster Arbeit und begeistertem Streben erfüllten Lebens sich so trüben Gedanken hingeben zu müssen; wofern es dabei für mich einen Trost gibt, so liegt er, neben der Hoffnung auf eine empfänglichere Nachwelt in dem Bewußtsein, daß ich nicht theilgenommen habe an der Schuld, welche das deutsche Volk gleichzeitig gegen einige andere geübt hat, vielmehr bemüht gewesen bin, das ihnen zugefügte Unrecht nach meinen schwachen Kräften zu sühnen. Und wenn es mir gelungen ist, den Bann der Verkennung, unter dem Deutschland schon so viele seiner besten Söhne verkümmern ließ, auch nur von Einem derselben hinwegzuheben, so werde ich mir in meiner letzten Stunde sagen können, daß ich nicht vergebens gelebt habe.

Die vorstehenden Worte wird niemand ohne tiefe Ergriffenheit lesen können, und indem ich es unterlasse, denselben etwas Weiteres hinzuzufügen, gebe ich der Hoffnung Raum, daß das Interesse, welches infolge dieses Buchs sich in erhöhtem Maße der Galerie Schack zuwenden wird, auch dem Dichter zugute kommen werde, und kann die Zuversicht nicht unterdrücken, daß auch für Schack die Zeit kommen wird, wo er sagen kann: legor et legar.

Albert Moeser.

Schriften über kosmische Physik.

1. Astronomische Bilder. Von W. Valentiner. Mit 4 Tafeln und 125 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. 1881. Gr. 8. 12 M.

Der Verfasser sagt im Vorwort:

Das verführerische Gebiet, auf scheinbar glänzenden Hypothesen weiter zu bauen und namentlich der regen Phantasie neue Nahrung zu geben, ist vermieden worden, weil der Leser leicht irrthümliche Anschauungen erhält und dann eher Schaden als Gewinn aus der Lektüre zieht.

Diesem Vorsatze ist der Verfasser in der That recht treu geblieben; aber wir müssen es dahingestellt sein lassen, ob die Wahl, welche ihn zu diesem Vorsatze bestimmte, eine glückliche gewesen sei. Recensent, welcher über ähnliche Stoffe zu schreiben versuchte, steht jener Ueberzeugung des Verfassers so scharf gegenüber, daß ihm eine unparteiische Stellung schwer fällt. Wir meinen, wenn man dem ewigen Himmel seine unergründliche Poesie raubt, und den unwiderstehlich von da oben auf uns eindringenden Gedanken von Ewigkeit und Unsterblichkeit des Gedankens, von der unzerstörbaren Einheit des Universums Gewalt anthut, dann wird ja alles astronomische Wissen ein todtes Inventar, ohne allen ästhetischen und ethischen Nutzen. Allerdings, wenn man selber Astronom werden will, muß man schon das Inventar genau durchstudiren, wie der Jurist die Paragraphen seines Gesetzbuchs, und darf seine Zeit nicht mit Nebenreflexionen verlieren. Da dient eine kühle, trockene, sachliche Darstellung am besten. Die „Astronomischen Bilder" sind aber in Bezug auf das verwendete Material für Laien berechnet, während uns hingegen Sprache und Arrangement des Buchs wenig für Laien geeignet scheint. Am besten wäre dasselbe Jünglingen zu empfehlen, welche die Absicht haben, später die Astronomie ernstlich zu studiren; für diese kann das Buch als erster Ausblick auf das umfassende Gebiet nützlich werden, in welches sie einst näher eintreten wollen.

2. Von den Umwälzungen im Weltall. Drei Bücher: In den Regionen der Sterne. — Im Reiche der Wolken. — In den Tiefen der Erde. Von Rudolf Falb. Mit 95 Abbildungen. Wien, Hartleben. 1881. 8. 4 M. 50 Pf.

Daß man allerdings bei phantasiereicher Behandlung ähnlicher Stoffe leicht zu weit gehen kann, wodurch die Lektüre für den Laien, der fast aller Kritik in diesen meist mathematischen Dingen unfähig ist, geradezu gefährlich werden kann, geben wir gern zu. Das rechte Maß ist aber auch hier schwer zu treffen. Das beweist die oben citirte Schrift von Falb, welche in allen Stücken das gerade Widerspiel der vorbesprochenen Arbeit ist. Falb weiß den Leser von vornherein zu fesseln und hält sein Interesse für die Sache bis zum letzten Worte fest. Leider ist in dem Buche sehr vieles durchaus incorrect, wenigstens in den ersten beiden Theilen, welche sich mit Astronomie und Meteorologie befassen und über die Recensent speciell urtheilen kann. In dem dritten Theile ist die bekannte Erdbebentheorie des Verfassers entwickelt. Man weiß allgemein, welchen Erfolg derselbe seinerzeit damit gehabt hat. Kurz resumirt ist seine Idee die folgende: ebenso wie Sonne und Mond auf die Wassermassen der Erdoberfläche bewegend wirken, Fluten erzeugen, so müssen diese Himmelskörper auch die im Erdinnern befindlichen glühend flüssigen Lavamassen beeinflussen. Dieselben steigen und sinken in den unterirdischen Erdspalten je nach der Stärke der kosmisch auf sie einwirkenden Anziehung, wodurch einerseits Vulkanausbrüche begünstigt oder durch den Stoß unterirdischer Ausbrüche gegen Widerstand leistende Erdschichten Erdbeben erzeugt werden. Mag nun auch, wie es neuerdings vielfach geschieht, die Existenz eines glühend flüssigen Erdkerns angezweifelt werden, so bleibt doch die von localisirten, unterirdischen, glühend flüssigen Massen evident, und ein bewegender Einfluß kosmischer Anziehungen kann in der That nicht geleugnet werden. Dagegen ist der Umstand, daß gewisse nach dieser Idee für bestimmte Localitäten vorausgesagte Erdbeben oder Vulkanausbrüche wirklich stattgefunden haben, für uns von keiner Beweiskraft. Der Einfluß von Sonne und Mond muß ein allgemeiner sein, kann allerdings durch locale Umstände begünstigt werden; diese können aber ebenso gut für sich allein ähnliche Erscheinungen zu Wege bringen, sodaß man für einzelne Fälle den Zufall nicht eliminiren kann. Man müßte, um hier sicher zu gehen,

eine große Anzahl hierher gehöriger Phänomene nach den Principien der Wahrscheinlichkeitsrechnung behandeln, was noch nicht geschehen konnte. Jene Augenblickserfolge aber haben den Verfasser verwöhnt, sodaß er nicht ansteht, gegen die ersten Autoritäten, wenn ihre Meinungen ihm nicht gelegen kommen, in der kühnsten Weise aufzutreten. Jedermann, der über Alexander von Humboldt etwas gelesen hat, aber namentlich die Fachgenossen wissen, wie eingehend sich dieser große Forscher beobachtend sowol als reflectirend mit der Vulkantheorie beschäftigt hat; Falb schreibt: „Der Ausspruch Humboldt's: «Die Erdbeben hören auf, wenn der große Ausbruch erfolgt ist», beruht auf vollständiger Unkenntniß des wahren Sachverhalts." Wir wagen nicht, hier Schiedsrichter zu sein, nur meinen wir bescheidentlich, daß es Falb von Vortheil sein würde, wenn er seine eigene Person nicht zu häufig in den Vordergrund stellte. Man ist viel leichter geneigt eine Meinung zu acceptiren, wenn sie mit keiner persönlichen Voreingenommenheit vorgetragen wird.

3. Das Polarlicht. Von Hermann Fritz. Mit 2 Abbildungen, 1 Karte und 4 Tafeln. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 49. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 6 M.

Dieses Buch enthält eine außerordentlich sorgfältig bearbeitete Sammlung von Beobachtungen über jene mysteriöse Lichtentwickelung an den Polen unserer Erde, welche sich zeitweilig auf unsere Breiten hin erstreckt, ohne jedoch auffällig hervorzutreten, während sie unter den Polarkreisen zu einer märchenhaft schönen Erscheinung wird und jenen öden Gebieten während ihrer langen eisigen Nacht einen ganz eigenthümlichen Reiz verleiht. Der Verfasser hat sich viele Jahre hindurch mit dem Gegenstande eingehend beschäftigt und beherrscht den Stoff vollständig. Ein besonderer Vorzug des Werks ist die vollkommene Objectivität, mit welcher es den Gegenstand behandelt und es wird deshalb als Hand- und Nachschlagebuch von bleibendem Werthe sein. Die verschiedenen bisher aufgestellten Polarlichttheorien darstellend, kommt der sehr vorsichtige Verfasser zu dem negativen Resultate, daß die Erscheinung trotz aller sorgfältigsten Forschung nach ihren Ursachen, selbst in den Hauptzügen noch der Erklärung harrt. Wohl auf keinem Gebiete der Naturwissenschaften stößt man auf so viel Widersprüche in den vorliegenden glaubwürdigen Beobachtungen, wie auf diesem. Die einen behaupten, das Nordlicht entstehe nur in den höchsten Gebieten der Atmosphäre; die andern haben es im Erdboden oder zwischen sich und nahen Bergen bemerkt; die einen behaupten, es sei von oft ziemlich starkem Geräusch begleitet, die andern haben bei jahrelanger Beobachtung nichts dergleichen gehört. Einmal sieht man die Magnetnadel bei Erscheinung eines Nordlichts stark abweichen, während sie sich das andere mal nicht rührt. Die Einwirkung auf Telegraphenlinien ist oft allgemein, zuweilen findet dieselbe nur auf gewisse Richtungen statt: kurz die Acten über das Eigenlicht unsers Planeten sind noch überall offen und wir müssen seine Erklärung künftigen Zeiten überlassen. Diese hier so fühlbar hervortretende Unfähigkeit der Wissenschaft ist um so seltsamer, als eine große Menge von Beobachtungen über die Erscheinung vorliegen.

Das Buch ist allgemein verständlich, aber, wie wol schon aus dem Vorhergesagten hervorgeht, keine Unterhaltungslektüre.

Wilhelm Meyer.

Eine Sammlung militärischer Schriften.

Militärische Classiker des In- und Auslandes. Mit Einleitungen und Erläuterungen von W. von Scherff, von Bogusławski, von Taysen, Freiherr von der Goltz u. a., herausgegeben von G. von Marées. Sechste bis elfte Lieferung. Berlin, Schneider u. Comp. 1881. Gr. 8. Jedes Heft 1 M. 50 Pf.

In der achten Lieferung führt Major von Taysen, welcher gerade auf diesem Gebiete als tüchtiger Forscher bezeichnet werden kann, die im ersten Heft begonnene Mittheilung der Werke Friedrich's des Großen fort. Die „Betrachtungen über die Taktik und einige Seiten der Kriegführung" haben neben den darin enthaltenen goldenen Regeln einen doppelten Werth, weil diese Abhandlung der Muße des Königs in den Winterquartieren nach dem Feldzuge 1758 ihre Entstehung verdankt, welcher bekanntlich mit dem Ueberfall von Hochkirch seinen Abschluß fand. Bewunderungswürdig ist die Objectivität, mit welcher der große König es ausspricht, wie er eigentlich nur den Fehlern seiner Gegner die Rettung vom gänzlichen Untergange verdanke. Außer den „Betrachtungen über das militärische Talent und den Charakter Karl's XII." begegnen wir hier dem „Militärischen Testamente" des Königs, jenem Abschnitte, „Du militaire", des politischen Testaments, welcher dem Thronfolger eine Uebersicht über die verschiedenen Gebiete des Heerwesens und über die Grundsätze geben sollte, die der König selbst befolgt hatte. Ein vom Könige verfaßtes Vorwort, welches den Schluß der Sammlung bildet, hat Werth durch die darin enthaltene Aufforderung an die Offiziere zu wissenschaftlichem Studium.

Die sechste Lieferung beginnt mit einem Werke Napoleon's, des großen Kriegsfürsten. Wenn derselbe auch kaum unter die Militärschriftsteller im eigentlichen Sinne des Worts zu rechnen ist, so umfaßt die Sammlung alles dessen, was er geschrieben, dennoch 28 Bände, mitgerechnet jene 4 Bände, welche auf Sanct-Helena unter seinem Dictat entstanden sind. Das Meiste ist im praktischen Leben geschrieben, dem praktischen Bedürfnisse entsprungen und enthält zerstreut Winke und Regeln von höchster Bedeutung. Hier war die Wahl schwer. Major Boie vom großen General-

stabe hat mit glücklichem Griffe zwei zusammenhängende Schriften ausgewählt, von denen die „Achtzehn Bemerkungen zu dem Werke: Betrachtungen über Kriegskunst" sich auf ein theoretisches Werk des französischen Generals Rogniat beziehen, und die „Uebersicht der Kriege Friedrich's II." den Deutschen unter ähnlichen napoleonischen Aufsätzen gewiß am nächsten lag. Der Kaiser, welcher eine andere Größe neben seiner eigenen bekanntlich ungern anerkannte, nimmt hier den Standpunkt ein, als ob es nöthig wäre, unverdienten Ruhm auf sein richtiges Maß zurückzuführen, weshalb seine Darstellung nicht immer objectiv erscheint. Dieses Werk wird im neunten Heft zu Ende geführt.

Oberstlieutenant von Boguslawski hat es übernommen, in den Lieferungen Nr. 7 und 10 das Werk des Generals Jomini „Précis de l'art de la guerre", als „Abriß der Kriegskunst" in deutscher Uebersetzung wiederzugeben. Jomini ist der Mann der auf die Spitze getriebenen Methodik, der Winkel und Linien. Der Werth seiner Schriften für das Studium der Offiziere soll nicht in Abrede gestellt werden, wenn auch der Charakter des Mannes, der seinen Beruf nicht mit der innersten Herzensüberzeugung, sondern nur als Künstler auffaßt, und der es über sich gewinnen kann, mitten im Felde einer erlittenen Zurücksetzung wegen das französische Heer zu verlassen, um ohne jeden Uebergang sofort in russische Dienste zu treten, uns nicht sympathisch berühren kann. Sein Hauptwerk ist „Traité des grandes opérations militaires", welches die Geschichte von zwanzig Feldzügen enthält, somit für die vorliegende Sammlung wohl zu umfangreich war, aber deshalb besonders beachtenswerth erscheint, weil es während der Siegeslaufbahn Napoleon's im ersten Decennium dieses Jahrhunderts, also recht eigentlich mitten im Feldgetümmel entstanden und vollendet ist.

Die zweite Hälfte der neunten und elften Lieferung endlich bringt eine Auswahl unter den schriftstellerischen Producten eines deutschen Generals, dessen Name mit der Wiedergeburt des preußischen Staats und Heers in Zeiten schwerer Erniedrigung so eng verknüpft ist, daß Major von der Goltz in seinem Vorworte, in welchem er auch einen kurzen Lebensabriß dieses im besten Sinne des Wortes self made man uns vorführt, mit vollem Rechte sagen konnte: „Scharnhorst's Thätigkeit von 1807—13 schildern, hieße die Geschichte der Armee in dieser Zeit schreiben." Neben aufreibender dienstlicher Thätigkeit hat Scharnhorst indeß immer noch Zeit und Muße zu lebhafter literarischer Thätigkeit gefunden. Die vorliegende Sammlung bringt außer Bruchstücken aus den verschiedenen Journalen, welche seiner Initiative ihre Entstehung verdanken, der „Militär-Bibliothek", welche später als „Bibliothek für Offiziere" weiter geführt wurde, und dem „Neuen militärischen Journal", Auszüge aus dem leider unvollendet gebliebenen „Handbuch der Artillerie" und eine Anzahl selbständiger Aufsätze, unter denen die „Vertheidigung der Stadt Menin und die Selbstbefreiung der Garnison unter dem General von Hammerstein" in der schlichten Darstellung dieser deutschen Waffenthat auch Leser anderer Berufskreise interessiren wird, und die dadurch an Bedeutung gewinnt, weil Scharnhorst's kriegerische Begabung hier zum ersten mal Gelegenheit zur Entfaltung fand.

Sämmtliche Offiziere, welche es unternommen haben, diese dankenswerthe Sammlung zu fördern, werden ihren besten Lohn in dem Bewußtsein finden, der Armee eine neue Quelle des Studiums erschlossen zu haben. Unsererseits ist ihnen nur Glück zu wünschen zu der getroffenen Auswahl sowol als der abgerundeten Uebersetzung und der Discretion, die sie bei Wiedergabe der Meister in eigenen Erläuterungen und Erklärungen an den Tag gelegt haben, während die Vorbemerkungen und Lebensabrisse das Verständniß der Leser fördern und den Werth des Werks wesentlich erhöhen helfen. Hermann Vogt.

Eine Novelle in Versen.

Margaretha von Schweden. Novelle in Versen von Fritz Pichler. Schleswig, Meves. 1880. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Verfasser ist uns kein Fremder. Durch seine 1856 herausgegebenen Balladen, durch die Novelle „Christian und Else", durch sein episches Liederbuch „Runen und Reime" hat sich Fritz Pichler bereits vortheilhaft bekannt gemacht.

„Margaretha von Schweden" ist der Titel der Novelle in Versen, welche uns vorliegt. Die Zeit der Handlung ist die Regierung König Gustav's I. Wasa 1523—60, der Verlauf der Erzählung etwa folgender: In Schweden, in der Nähe des Wreta-Klosters liegt die Besitzung der Frau Ebba Wase, welche mit ihren drei Töchtern Märta, Brita und Margaretha dort einsam und zurückgezogen lebt, den Tod ihres Gemahls, des Reichsfreiherrn Erik Abrahamson Lejonhofwud betrauernd. Wir erfahren, daß Margaretha, die jüngste Tochter der Frau Ebba, eine innige, warm erwiderte Neigung zu dem in der Fremde weilenden Swante, aus dem mächtigen Geschlechte der Sturen, gefaßt hat. Sture meldet durch einen Boten seine Rückkehr; von diesem, einem frühern Diener Erik Abrahamson's, hören wir, daß der von Ebba so tief betrauerte Gatte im stockholmer Blutbade (1520) durch den grausamen Christian II. den Tod gefunden, daß aber auch den Dänenkönig sein Geschick ereilt habe, er vom Throne gestoßen sei und Gustav I. Wasa nunmehr mit milder und gerechter Hand Schwedens Geschicke leite.

In Frau Ebba's Herzen regen sich ehrgeizige Gedanken. Sie sieht im Geiste Swante, dessen Sippe das Reichsverweseramt schon mehrfach geführt hat, zu noch

höhern Zielen berufen; sie sieht ihn — „noch schwanken König Gustav's Sterne" — den schwedischen Thron einst besteigen.

Margarethen's Wünsche gipfeln in einem bescheidenen Glück an Swante's Seite. Sie sagt zu ihrer Mutter:

Wie beklag' ich
Zumeist der Königinnen Los;
Was dich beirrt, auf festen Gründen
Aufbaut es meine Zukunft mir.
Daß Wasa eilte, zu entwinden
Den Sturen einer Krone Zier,
Das sichert Swanten meinem Herzen.

In den Sternen stand es aber anders geschrieben.

König Gustav kommt eines Tags, den Freuden der Jagd huldigend, vom Wreta-Kloster, wo er einer Nonne die Freiheit gegeben hat, um sie dem Geliebten zu vermählen, in Frau Ebba's Schloß im Geleite seiner Weidgenossen. Beim Anblick Margarethens erwacht in König Gustav's Brust eine Neigung aus vergangenen Tagen, er begehrt sie zur Frau. Zögernd willigt Margaretha ein, von der Mutter gedrängt.

Der Dichter schildert uns weiterhin die wachsende Unzufriedenheit des schwedischen Volks mit seinem Königspaar. Verschwörungen, Intriguen aller Art werden ins Werk gesetzt, um Gustav zu stürzen. Auf Swante Sture richten sich alle Blicke; ihm, dem verlassenen Liebhaber, dem mächtigen, ritterlichen Staatsmanne bietet man die Krone. Aber Sture — und dies ist der Glanzpunkt der Erzählung — bezwingt sich selbst. Er beruhigt die Gemüther; er ist es, der die Umtriebe gegen Wasa aufdeckt, der dem Manne das Leben rettet, an dessen Seite er, für ewig unerreichbar, nun sein Theuerstes, Margaretha, erblickt, lieblich; wie immer, aber wer sagt ihm, ob auch glücklich? Er steht seit langer Zeit wieder das erste mal vor ihr, jetzt seiner Königin. Die begeisterten Worte, welche Sture an die noch immer Geliebte richtet, haben eine fast dramatische Kraft:

Du warst einst mein, Margrethe, mein, wie nimmer
Ein Fürst der Welt dich nennen könnte sein,
Du warst die Welt mir, und du bleibst sie immer —
Nur wirf hinweg den angeborgten Schein
Der Ruh', des Glücks, der weltvergessnen Würde.
Den trag' ich nicht. O gib ein Zeichen mir u. s. w.

Er sinkt vor ihr aufs Knie — da tritt der König ein. Befremdet fragt er:

Was kniet vor dir der Vetter?

Rasch entschlossen versetzt Margaretha:

Er freit um Märta, unsre traute Schwester.

Wir müssen bekennen, daß uns diese Antwort mehr diplomatisch als poetisch erscheint und wir einen andern Abschluß lieber gesehen hätten. Im allgemeinen ist die Novelle spannend, mit treffender Beobachtung der Wirklichkeit geschrieben. Die Fabel der Erzählung entbehrt jedoch öfters der Durchsichtigkeit und der Stil in einzelnen Fällen des dichterischen Schwungs; auch sind die Gestalten nicht plastisch genug herausgemeißelt; sie erscheinen uns darum nicht recht greifbar und wirklich und bleiben uns deshalb bis zu einem gewissen Punkte fremd. Einzelne Züge sind lieblich und von warmem Colorit; besonders ist der Eindruck, den uns Sture's selbstlose edle Handlungsweise, sein „Sichselbstbezwingen" hinterläßt, durchaus wohlthuend. Wir wünschen dem Werkchen einen freundlichen Leserkreis.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Studien und Erinnerungen", d. h. kleine Aufsätze (fünf auf 62 Seiten) hat F. H. O. Weddigen herausgegeben (Essen, Silbermann). Wir heben gern die beiden ersten abrißartigen Studien: „Die Dichtergestalten der rothen Erde" und „Die Poesie im neuen Reiche", als beachtenswerth hervor; wenigstens zeigen sie selbständige Gedanken, wenn auch viel zu wenig ausgeführt. Noch erwähnen wir: „Der Lebensabriß des mecklenburgischen Malers H. Pommerencke", wie die „Erinnerungen eines Freiwilligen aus dem Feldzuge von 1870—71" und „Die Einweihung des kölner Doms am 15. October 1880".

— „Im Vaterhause Lord Beaconsfield's" ist der Titel einer kleinen Broschüre von A. Jellinek (Rabbiner), welche in Wien bei Bermann u. Altmann erschienen ist. Wir sind es gewöhnt und finden es begreiflich, daß jüdische Gelehrte alle irgendwie hervorragenden Personen ihres Stammes glorificiren. So auch hier. Die Juden betrachten natürlich den großen englischen Premierminister und Schriftsteller B. Disraeli als einen der Ihrigen; Jellinek meint, daß ihm „kaum ein zweiter Name aus der jüdischen Geschichte während der Zerstreuung der Kinder Israels an die Seite gesetzt werden kann". Deshalb „bilde auch die fortgesetzte Verherrlichung seines Stammes einen Hauptzug im Charakter Disraeli's". Der Verfasser findet den Grundton derselben in den wiederholten Aeußerungen seines Helden über Juda und Judenthum in zwei Sätzen: „Die Rasse ist alles; es gibt keine andere Wahrheit" und „Christenthum ist Judenthum für die Menge, es bleibt aber immer Judenthum". Sodann werden aphoristische Aeußerungen über das jüdische Volk u. s. w. angeführt, welche der Vater Isaak seinem Sohne Benjamin gegenüber gethan, z. B. eine lange Epistel gegen die Taufe von Juden, obwol er „in einem Momente heftiger Erregung" doch selbst sein Kind taufen ließ. Hat Beaconsfield wirklich jene Thesen als das Programm seines Lebens aufgestellt und festgehalten, dann hat er hinter diesen einseitig verzerrten Wahrheiten doch das ganze Selbstgefühl seiner „Rasse" verborgen. Wenn „die Rasse alles ist", dann mag sich nur die große Masse der Menschheit von dem auserwählten Volke beherrschen lassen; ist aber das Christenthum nur „ein Judenthum für die Menge", dann sind alle hervorragenden Persönlichkeiten der indogermanischen Rasse im Grunde Juden; es war nur ein Wahn, daß ihr Bestes direct oder indirect in Beziehung stand zum Geiste des Christenthums. In der That eine fragwürdige „Philosophie der Geschichte".

— „Sprichwörtliche Redensarten mit ihren Erklärungen" hat F. Gossel herausgegeben (Berlin, Stubenrauch); er bietet die Erklärung, nicht aber die Entstehungsweise derselben, weil viele den wahren Sinn bildlicher Redensarten nicht kennen. Da die gesammelten Redensarten alphabetisch geordnet sind, so ist das Büchlein ganz brauchbar.

Desgleichen hat Konrad Roßberg „Deutsche Lehnwörter" in alphabetischer Ordnung zusammengestellt und auf ihren Ursprung zurückgeführt (Hagen i. W., Risel). In dem Buche steckt viel Fleiß, es ist mit gelehrter Akribie gearbeitet und darum durchaus zuverlässig. Obwol der Verfasser ein universell gebildeter Philolog ist und eine durchaus wissenschaftliche Leistung bietet, hat er doch die Resultate seiner Forschungen in eine Form gebracht, welche sie auch dem gebildeten Laien leicht zugänglich machen.

— Das Prachtwerk „Costümgeschichte der Culturvölker" von Jakob von Falke (Stuttgart, Spemann) hat mit der sechzehnten Lieferung seinen Abschluß erreicht. Das Werk darf mit den Worten des Verfassers als eine handliche illustrirte Costümgeschichte von mäßigem Umfang bezeichnet werden: es behandelt diese im Zusammenhang mit der ganzen Culturgeschichte und protestirt mit Recht gegen ihre Auffassung als einer Geschichte von Curiositäten und einer Reihe von Anekdoten. Text und Bilder des Werks sind gleich empfehlenswerth.

Ausländische Literatur.

Aus der Tauchnitz-Collection ist Nr. 2027 und 2028 „The Prince and the Pauper, a Tale for young People of all Ages" von Mark Twain (Samuel L. Clemens) in zwei Bänden besonders hervorzuheben. Der beliebte Humorist betritt hiermit eine ganz neue Bahn und bietet, diesmal mit Nennung seines wirklichen Namens, „jungen Leuten jedes Alters", wie der Titel sagt, ein reizendes, mit dem Rüstzeug des gelehrten Historikers ausgestattetes Märchen aus der Zeit Eduard's IV. von England. Das Werk ist vom Verfasser seinen beiden Töchtern, „jenen gutgearteten und angenehmen Kindern Susie und Klara Clemens", wie er sich ausdrückt, gewidmet, und wird sicherlich auch von andern Kindern gierig verschlungen werden. Nimmt der Verfasser auch die Miene des ernsten Historikers an, so guckt doch der Schalk darunter hervor, den nur der Stumpfsinn übersehen kann. Freilich ist der Schalk nicht minder weise als der Historiker.

— A. C. Swinburne's neueste Schöpfung: „Mary Stuart: a Tragedy", in welcher er seine mit den frühern „Chastelard" und „Bothwell" beginnende Trilogie zum Abschluß gebracht hat, erfreut sich nur getheilten Beifalls und steht jenen an Gewalt der Leidenschaften und dichterischen Schönheiten nach.

— Th. von Saldern's Margaretenbuch ist unter dem Titel „The Margaret-Book, a Legend of Lorraine" in einer von geschickter Hand bewirkten englischen Uebersetzung erschienen und wird sicher drüben ebenso viele Freunde unter der weiblichen Jugend gewinnen, wie es deren bei uns hat.

— Abermals haben wir nach sehr kurzer Frist eine neue französische Uebersetzung des „Faust": „Le Faust de Goethe en vers français" von A. Daniel, zu verzeichnen. Sie soll nach der „Saturday Review" am stärksten im Dialog, am schwächsten in den lyrischen Partien sein.

— Ein Gemisch von Wahrem und Falschem, Sinn und Unsinn, Kraft und Schwäche liegt in „Documents littéraires" von Emile Zola. Im letzten Kapitel dieses Buchs, „La moralité dans la littérature" überschrieben, versucht es der Verfasser alles Ernstes, zwischen Brantôme, Boccaccio und Lafontaine einerseits und „Nana" andererseits zu unterscheiden. Die „Saturday Review" bemerkt hierzu: „Wirklich, der Versuch war nicht nöthig."

— Von Auguste Dietrich liegt uns eine recht gelungene Uebertragung ins Französische des Kleist'schen „Kohlhaas" unter dem Titel: „Michael Kohlhaas. Traduit de l'Allemand avec une Introduction sur la vie et les œuvres de l'auteur", vor. Die Wahl gerade dieser meisterhaften Erzählung des Verfassers war gewiß eine gute. Auch des Uebersetzers Einleitung ist sehr lobenswerth.

— Wenn auch außerhalb des Besprechungskreises d. Bl. liegend, wollen wir doch die fleißige und eingehende Studie über den italienischen Ackerbau: „Delle vicende dell' agricoltura in Italia. Studio e note", nicht unerwähnt lassen, die zwar anonym erschienen ist, aber, wie wir wissen, von berufener Hand herrührt.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 7. December 1881 starb in Lauenburg in Pommern, als Oberlehrer am dortigen Realgymnasium, der als einer der treuesten Jünger Schopenhauer's rühmlichst bekannte Dr. Julius Bahnsen. Sein erstes Werk in dieser Richtung waren seine 1867 bei Brockhaus in Leipzig erschienenen „Beiträge zur Charakterologie" in zwei Bänden. Er ließ diesem eine Reihe theils kleinere, theils umfangreichere Schriften, die sich mehr oder weniger an Schopenhauer anlehnen, folgen, bis er endlich im Jahre 1880 mit seinem eigenen, wiewol immer noch auf Schopenhauer's System fußenden oder doch von demselben ausgehenden System, das er als dasjenige der „Realdialektik" bezeichnete, auftrat. Durch sein so frühes Hinscheiden — er war 1830 geboren, also erst 51 Jahre alt — ist dieses leider unvollendet geblieben. Bahnsen war ein origineller Denker von seltener Tiefe und hatte eine außerordentlich bilderreiche, an Jean Paul erinnernde, aber auch oft sehr dunkle, schwerverständliche Darstellung, die an häufig zu langen und eingeschachtelten Perioden litt. Seine populärste Schrift dürften die „Mosaiken und Silhouetten" (Leipzig 1877) sein.

Bibliographie.

Anemüller, B., Dramatische Aufführungen in den Schwarzburg-Rudolstädtischen Schulen vornehmlich im 17. und 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der Schul-Comödie. Rudolstadt, Müller. Gr. 8. 80 Pf.

Baumgarten, J., Der Orient. Ein Spaziergang durch die muhamedanische und die indische Welt. Ethnographische Charakter-Bilder, Sitten-Scenen, Jagdsport. Nach den neuesten und besten Quellen bearbeitet. Stuttgart, Rieger. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Bismarck, Fürst v., Ausgewählte Reden. Mit einer biographischen Skizze, erläuternden Einleitungen und Anmerkungen, sowie einem Anhang, enthaltend Reden des Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen aus den Jahren 1847—1852. 3ter Bd.: Reden aus den Jahren 1878—1881 und Anhang: Reden aus den Jahren 1847—1852. Berlin, Kortkampf. 1881. 8. 8 M.

Bläfer, C. F., Deutschlands Interesse an der Erwerbung und Colonisation der nordafrikanischen Küsten Tunis und Tripolis, in seiner großen Bedeutung zumal hinsichtlich der handelspolitischen und gewerblichen Beziehungen dargestellt. Mit 2 Karten. Berlin, Bohne. Gr. 8. 2 M.

Bonwetsch, G. N., Die Geschichte des Montanismus. Erlangen, Deichert. 1881. Gr. 8. 4 M.

Brandes, G., Moderne Geister. Literarische Bildnisse aus dem 19. Jahrhundert. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 9 M.

Bulthaupt, H., Dramaturgie der Classiker. 1ster Bd.: Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 5 M.

Dewall, J. van, Graf Rübezahl. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 8 M.

Dom, A., Der Erbe von Mortella. Roman. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 6 M.

Engelmann, E., Volksmärchen und Götterfagen aus germanischer Vorzeit. Neue Folge. Mit einem Titelbilde zu „Waldelfe" von E. Weißer. Stuttgart, Metzler. 8. 3 M.

Fuchs, R., Lose Blätter aus dem Orient. Als Manuscript gedruckt. Wien, Seidel u. Sohn. 1881. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Glümer, Claire v., Vom Webstuhl der Zeit. Vier Novellen. (Gesühnt. Nach 20 Jahren. Die böse Frau von Helgendorf. Cenfi.) Dresden, Minden. 8. 4 M. 50 Pf.

Lange, F. A., Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Wohlfeile Ausgabe, in der Reihe der Auflagen die 4te. Besorgt und mit biographischem Vorwort versehen von H. Cohen. Iserlohn, Bädeker. Gr. 8. 10 M.

Reichenbach, M. v., Die Schloßfrau von Dromnitz. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 6 M.

Seibt, G. K. W., Studien zur Kunst- und Culturgeschichte. I. Hans Sebald Beham, Maler und Kupferstecher (geb. 1500 zu Nürnberg, gest. 1550 zu Frankfurt a. M.) und seine Zeit. — Deutsche Trinkgläser des 16. und 17. Jahrhunderts. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 1 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Conversations-Lexikon.

Dreizehnte
umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte.

In 240 Heften à 50 Pf.

Brockhaus' Conversations-Lexikon ist das **älteste** und **angesehenste** aller derartigen Werke. Die neue Auflage ist **vollständig umgearbeitet** und **wesentlich erweitert**, besonders durch Beigabe von **zahlreichen Abbildungen** auf 400 Tafeln und Karten, die auch einen geographischen **Atlas** enthalten, sowie im Texte.

In allen Buchhandlungen werden Unterzeichnungen angenommen und sind die bis dahin erschienenen Hefte nebst ausführlichem Prospect zu haben.

Die
Deutsche Socialdemokratie.
Ihre Geschichte und ihre Lehre.

Eine historisch-kritische Darstellung
von
Franz Mehring.

Dritte vermehrte Auflage.
Preis: Elegant geheftet 4 M. 50 Pf.
Bremen.
C. Schünemann's Verlag.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega.

Mit einem historischen Rückblick auf frühere Reisen längs der Nordküste der Alten Welt.

Von
Adolf Erik Freiherrn von Nordenskiöld.

Erster Band.

Mit 1 Porträt in Stahlstich, 206 Abbildungen in Holzschnitt und 10 Karten.
8. Geh. 11 M. Eleg. geb. 13 M.

Wie Nordenskiöld's Entdeckung und Durchsegelung der Nordostpassage als eine geographische That von eminenter Wichtigkeit die Bewunderung der ganzen gebildeten Welt erregt hat, so wird auch dem vorliegenden Werke, in welchem er selbst über seine denkwürdige Fahrt in mustergültiger Darstellung Bericht erstattet, von allen Seiten die beifälligste Aufnahme zutheil. Der erste Band ist bereits abgeschlossen und, geheftet oder in elegantem Originaleinband, durch jede Buchhandlung zu beziehen; der zweite Band befindet sich unter der Presse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern auf:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Mit Beiträgen von
Bodenstedt, Carriere, E. Curtius, G. Ebers, W. Förster, Gregorovius, E. v. Hartmann, Hettner, G. Meding, A. Meißner, Max Müller, Pecht, Riehl, Rohlfs, Roquette, Schliemann, Schücking, Schweinfurth, L. von Stein, Vámbéry, C. Vogt, R. Werner, E. Wichert, Wilbrandt, Wundt u. A.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Jahrgang 1882. In monatlichen Heften. Preis vierteljährlich 4 M. 50 Pf.

„Unsere Zeit" ist eine der gediegensten und vielseitigsten deutschen Revuen; sie bringt zeitgeschichtliche Aufsätze, Novellen, Reiseskizzen, literarische Essays, biographische Porträts, Aufsätze über Volkswirthschaft und Verkehrswesen 2c.

Das soeben erschienene erste Heft des neuen Jahrgangs ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Polarlicht.

Von
Hermann Fritz.

Mit 2 Abbildungen, 1 Karte und 4 Tafeln.
8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 49. Band.)

Im vorliegenden Werke hat der Verfasser, Professor am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, klar und fasslich dargestellt, was über das Wesen, die Eigenschaften und die Entstehungsursachen des Polar- oder Nordlichts sowie über die periodische Wiederkehr dieser zum Theil noch räthselhaften Erscheinung und ihren Zusammenhang mit andern kosmischen und tellurischen Erscheinungen bisjetzt erforscht worden ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Jüdischdeutsche Chrestomathie.

Zugleich ein Beitrag zur Kunde der hebräischen Literatur.

Von
Dr. Max Grünbaum.

8. Geh. 14 M.

Diese Sammlung von Auszügen aus mehr als 30 zum Theil sehr seltenen oder nur im Manuscript vorhandenen jüdischdeutschen Schriften ist von hervorragendem Werth sowol für die Literaturgeschichte wie namentlich auch für die Sprachforschung; denn zahlreiche Wörter des Mittelhochdeutschen und verschiedener deutscher Mundarten, die aus unserer Schriftsprache verschwunden sind, desgleichen viele Wörter der romanischen Sprachen und Dialekte, haben sich im jüdischdeutschen Idiom erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 19. Januar 1882.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Geschmacklosigkeiten. Von Richard Weitbrecht. — Neue Romane. II. Ernst Eckstein: „Die Claudier". Von Rudolf von Gottschall. — Zur Geschichte des Alterthums. Von J. Mähly. — Frauengestalten der Geschichte und Sage. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Geschmacklosigkeiten.

Es gilt heutzutage schon für ein nicht zu unterschätzendes Lob, wenn ein Kritiker von einem Bande Gedichte sagt: ich habe keine einzige Geschmacklosigkeit darin gefunden. Andererseits spielt, wenn man die Besprechungen neu auftauchender Dichter in unsern kritischen Zeitschriften liest, der Vorwurf oder der Nachweis von Geschmacklosigkeiten eine große Rolle. Sind unsere heutigen jungen dichterischen Talente geschmackloser als diejenigen früherer Zeiten? Oder sind die Anforderungen an geläuterten Geschmack größer geworden? Oder herrschen über das, was geschmackvoll ist und was nicht, gar verschiedene Ansichten bei den Kritikern?

Gewiß ist, daß es immer Männer von Talent und von dichterischer Gewandtheit gegeben hat, denen der gute Geschmack versagt war, oder die doch Augenblicke hatten, in welchen ihr Geschmack nicht vorhanden zu sein schien. Ich rede nicht von den Dutzendlyrikern, welche durch ihre Geschmacklosigkeiten einen erheiternden Beitrag zum Kapitel der unfreiwilligen Komik geben, nicht von denjenigen, die einfach kein Ohr haben für das, was geschmacklos ist und was nicht, und denen ein Licht hierüber aufzustecken vergebliche Mühe wäre. Ich ziehe hier nur Dichter in Betracht, die sich als solche durch ihre Gedichtsammlungen legitimirt haben oder literaturgeschichtlich als solche anerkannt sind. Und wenn wir uns da die Dichter des vorigen Jahrhunderts ansehen, so werden wir, wenn wir alle Verschiedenheit des Geschmacks von damals und heute berücksichtigen, von einer guten Anzahl derselben sagen müssen, daß ihnen von Haus aus ein feiner Geschmack abging: ich brauche nur Namen zu nennen wie Gleim oder Hölty. Es war damals wie heute: eben die Geschmacklosigkeiten degradiren einen Dichter zu einem Dichter zweiten Ranges, und wenn noch so viel dichterisches Blut in seinen Adern rollt. In Bürger's sämmtlichen Gedichten finden sich nicht halb so viel Geschmacklosigkeiten wie in einem halben Dutzend von Gleim. Und doch ist die größere oder kleinere Zahl von Geschmacklosigkeiten kein Gradmesser für die Größe eines Dichters: der unbedeutende Lyriker ohne Originalität wird leicht die Klippe der Geschmacklosigkeit umschiffen, der größere, in Stoff und Ausdruck originale Dichter wird manchmal an derselben Schiffbruch leiden. Die Grenze, wo die Originalität aufhört und die Geschmacklosigkeit anfängt, ist oft eine sehr feine, und in vielen Fällen wird sie der kaltblickende Kritiker sehen, während der von Begeisterung fortgerissene Dichter nicht bemerkt hat, daß sie überschritten ist. Aber unter den Kritikern selber werden kaum zwei in allen Fällen übereinstimmen, ob etwas noch an der Grenze des Geschmacks stehe und passiren könne, oder als geschmacklos zurückzuweisen sei. Und zwar deshalb nicht, weil hier oft eben ein feines Gefühl entscheidet, das nicht jeder Kritiker besitzt, weil je nach der Ausbildung dieses Gefühls, auch wo es bei zwei Kritikern fein genug ist, das Endurtheil ein verschiedenes sein kann. Der eine Kritiker tadelt etwas als gesucht und geschmacklos oder wenigstens an der Grenze stehend, was der andere vielleicht sogar schön findet.

Hier wirkt allerdings oft auch der Umstand mit, ob der Dichter einen bekannten oder unbekannten Namen trägt. Ich meine nicht jenes blinde Bewundern anerkannter Größen, welches alles schön findet, eben nur weil es von dem oder jenem berühmten Autor ist — der rechte Kritiker wird etwas unzweifelhaft Geschmackloses geschmacklos nennen, und wenn es selbst auf Lessing's oder Goethe's Rechnung käme —, aber unwillkürlich gibt sich der Kritiker Mühe, aus einer Wendung, einem Ausdruck, der ihn zuerst stutzig macht, das

Treffende, Schöne herauszulesen, wenn er einen anerkannten Dichter vor sich hat, während bei einem unbekannten Poeten dieselbe Wendung, derselbe Ausdruck rasch mit einem „Geschmacklos!" abgefertigt wird. Ich erinnere mich, um von einem andern, aber ähnlichen Gebiete zu reden, daß man über eine kühne die Bekehrung des Apostels Paulus vor Damaskus betreffende Wendung, die von einem geistreichen, aber nicht immer geschmackvollen Kanzelredner herstammte, schnell den Stab gebrochen hatte. Als man aber erfuhr, daß sie von dem vielgefeierten Theologen herrühre, fand sie alle Welt schön. Der Redner sprach nämlich von der herrlichen Damascenerklinge, die Gott sich in dem Apostel geschmiedet habe. Das ist solch ein Ausdruck, der an der Grenze steht; ich finde ihn noch vollständig innerhalb der Grenze des Erlaubten, werde ihn auch mit manchen Gründen, nicht blos mit Hinweis auf mein Gefühl vertheidigen können, glaube aber sicher annehmen zu dürfen, daß andere ihn verwerfen. So erklärt der gewiß gerade in diesen Dingen feinfühlige Du Prel in seiner „Psychologie der Lyrik" den Vers Martin Greif's:

An der schönsten Ruhestatt
Kam das erste welke Blatt
Gestern, ach! mir nachgelaufen —

schlechtweg für schön, während Gottschall denselben Vers in d. Bl. als ein Beispiel für Greif's gesuchte Ausdrucksweise anführt. Ich würde mich ganz Gottschall anschließen, wie ich auch sonst über zahlreiche Belege, welche Du Prel aus Greif's Gedichten gibt, häufig anderer Ansicht bin. In demselben Buche findet Du Prel den Vers Rückert's:

Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienst im Garten,
Du bist der Priester unter der Familie —

„ganz unpoetisch" und stellt ihm den von W. Schindel als „tiefe Poesie" gegenüber:

Lilie, du reine!
Die Blumen schauten, als du dich erschlossen,
Ob nicht ein Engel aus dem Kelch erscheine.

Ueber den letzten Vers werden wol alle Kritiker einig sein; ob alle den Vers Rückert's „ganz unpoetisch" finden, zweifle ich.

In einer Kritik in d. Bl. war kürzlich ein Dichterling köstlich abgefertigt; als Probe seiner Poetasterei war der Vers citirt und commentirt:

Seht die Elemente toben!
Wie die Welle wüthend grollt
Und mit ihren weißen Zähnen
Beißend um die Ruder rollt.

Ich will mich durchaus nicht zum Vertheidiger dieses Verses aufwerfen, aber ich glaube, daß die Geschmacklosigkeit hier mehr im ganzen Versbau als im Bilde liegt, und daß eine kleine Aenderung das Bild annehmbar machen würde, ja daß dasselbe Bild unter den Händen eines wirklichen Dichters schön geworden wäre.

Die angeführten Verse beweisen uns, daß sich die Geschmacklosigkeiten am häufigsten in den Bildern, in der Naturbelebung und Naturbeseelung finden. Es wäre nicht schwer, bei allen Dichtern, von Goethe, Lenau, Anastasius Grün, Rückert, Heine bis zu den jetzt lebenden herab, derartige Sünden nachzuweisen, von den Jugendgedichten unserer Größten gar nicht zu reden. Beim gereiften Dichter werden sie seltener sein, häufiger vielleicht wieder in hohem Alter, am häufigsten in der Jugend, so lange es noch stürmt und drängt und die adäquate Form für den Gedanken noch fehlt. Hier aber, meine ich, sollten unsere Kritiker etwas milder sein und nicht allzu rasch den Stab brechen. Lieber einige gewagte Bilder, aber Originalität, als ein Band zahmer und glatter Gedichte; lieber einigemal Ueberschreiten der Grenze, als langweiliges Hinschreiten auf der obrigkeitlich erlaubten Heerstraße! Der Kritiker soll junge Dichter führen und leiten, nicht zurückschrecken, wenn er glaubt, daß etwas aus ihnen werden kann. Diese Aussicht ist aber eher vorhanden, wo da und dort die wirklich poetischen Gedanken formell mangelhaft sind bis zur Geschmacklosigkeit, als wo in unanfechtbarer Form plattes alltägliches Zeug dargeboten wird, das der Poesie entbehrt. Strenger dagegen soll der Kritiker in dieser Hinsicht gegen einen anerkannten Dichter sein, ihm soll er eine unzweifelhafte Geschmacklosigkeit nicht passiren lassen. Das große Publikum ist freilich hierin sehr nachsichtig, und jeder weiß gewiß ein Dutzend Freunde, gute und treffliche Männer, sogar feingebildete Frauen aufzuzählen, denen die Gabe der feinen Unterscheidung mehr oder weniger versagt ist. Auch unser Volk im ganzen ermangelt, hierin sehr unähnlich dem griechischen, des Unterscheidungsvermögens, wofür die beliebtesten Volkslieder und gar die geistlichen Lieder ein schlagender Beweis sind. Das Volkslied, so sehr es in vielen Beziehungen ein Vorbild ist, kann in Geschmackssachen ein gefährliches Vorbild sein, und in der That leiden viele „volksmäßige" Lieder unserer Kunstdichter an solchen Geschmacklosigkeiten. Sie fallen nur nicht so stark auf wie in Gedichten, die pathetisch sind, oder vielmehr, man hat sich gewöhnt, dem volksmäßigen Liede in diesem Stücke viel nachzusehen. Von seiten des Publikums also sind die Anforderungen an geläuterten Geschmack nicht größer geworden, und was Schiller schon vor nahezu hundert Jahren geklagt hat, gilt heute noch gerade so: daß sich die Deutschen unsägliche Platitüden vorsingen lassen und sich daran ganz unendlich zu belustigen pflegen. Vorsingen, in des Wortes eigentlicher Bedeutung; denn was am Geschmack durch Bücher verderbt wird, ist eine Kleinigkeit gegenüber der Corrumpirung des Geschmacks durch Vorsingen. Von den Opern und ihren Texten will ich gar nicht reden; denn man hat sich gewöhnt, ihnen Generalpardon zu geben für jede Verhunzung deutscher Sprache, deutscher Poesie, obwol das ein Hauptmoment ist, warum der Geschmack unserer „Gebildeten" gerade auch in poetischen Dingen sich als ein so trauriger zeigt. Für die gähnende Leere unserer Schauspielhäuser, wenn die majestätische Sprache Schiller's oder der erhabene Klang eines modernen Trauerspiels von der Bühne herab ertönt, suche man unter anderm den Grund

in den gefüllten Opernhäusern! Aber was läßt sich die deutsche Familie innerhalb des Hauses vorsingen! Man durchblättere einmal die Notenhefte und sehe sich an, was für Lieder am häufigsten gesungen werden, wie selten sich unter einem Dutzend „beliebter" Lieder auch nur ein poetisch werthvolles findet, wie oft dagegen Unbedeutendes und Geschmackloses! Und doch wie viel reichere Auswahl steht unsern lebenden Componisten zu Gebote als einem Mozart und Beethoven, ja noch einem Schubert! In den unsäglichen Plattheiten, die im Hause und im Concertsaal gesungen werden, suche man mit einen Grund für die Gleichgültigkeit, die man gerade unsern feinsten Lyrikern zutheil werden läßt.

Hier ist eine wenig beachtete Wurzel unserer Geschmacksverderbniß, und wenn wir für einzelne Geschmacklosigkeiten junger Dichter unsere Kritiker um Milde, jedenfalls um sorgsame Prüfung bitten, so wünschen wir die schärfste Controle, ehe ein componirtes Lied einen Ehrenplatz in der Hausmusik erhält.

Richard Weitbrecht.

Neue Romane.

II.

Ernst Eckstein: „Die Claudier".

Wir haben Dichtungen aus der Römerzeit, wie Hamerling's „Ahasver" und „Euphorion" von Gregorovius. Wir haben eine große Zahl von Römerdramen, die sich neben Shakspeare's „Julius Cäsar" und „Coriolanus" auf die weltbedeutenden Bretter wagen; wir erinnern nur an „Gracchus den Volkstribun" von Wilbrandt, „Arria und Messalina" und „Nero" von demselben Autor, an die „Catilina" von Lingg und Kürnberger, an den „Tiberius Gracchus" von Heydrich, an die Dramen „Nero" von Greif und Weißer: alles Stücke, welche auch den Weg auf die Bühne gefunden haben. Doch der neuere Roman hat sich mit dem Volk an dem Tiber im ganzen wenig beschäftigt; schon Wieland bevorzugte die Griechen, auch Karoline Pichler und August Gottlieb Meißner, die gelegentlich ihre Stoffe aus dem Alterthum nahmen. Der nennenswertheste Roman aus der Römerzeit ist Bulwer's „Die letzten Tage von Pompeji". Das antike Rom, so lange die Simplicität der Sitten herrschte, wird für den Romanschriftsteller kaum eine reichhaltige Fundgrube sein; der Roman braucht des Ineinanderspielen wechselnder Lichter der Cultur sowol in Bezug auf äußere Decoration wie auf geistige Beleuchtung; er kann nicht frugal von den Rüben des Curius Dentatus leben, und er muß es gering achten, den Acker wie Cincinnatus selbst zu pflügen. Römische Patrioten der alten Zeit mögen dramatische Helden sein; denn das Drama verlangt vor allem die Initiative der That, und daran ließen es die antiken Römer wahrlich nicht fehlen; aber es ist in ihrem Wesen für den Roman etwas zu Einfaches, Lichthelles; der Roman verlangt die sich brechenden Farben. Erst seit Rom eine weltbeherrschende Macht geworden und die Cultur aller Völker gleichsam in sich aufgesogen hatte: erst da bietet das Römerthum der Romandichtung geeigneten Stoff, einen glänzenden decorativen Hintergrund und im Innern der Gemüther den Kampf der Weltanschauungen. Dies letztere tritt besonders ein, als nicht blos die Cultur, sondern auch die Culte der verschiedenen Völker in Rom ihren Einzug halten, und hier ist es wieder das Christenthum, welches die tiefgreifendste Bewegung der Geister hervorruft und Rom, das bisher nur Märtyrer des Staats aufzuweisen hatte, mit Märtyrern des Glaubens bereichert. Die Kaiserzeit ist für die Romandichtung die günstigste Epoche der römischen Geschichte; ja sie hat einzelne zersetzende Elemente, die etwas Modernes haben, wie das schöngeistige Spiel Nero's mit dem Leben und der Welt. Doch nicht die Zeit Nero's, sondern die etwas spätere des Domitian hat der neue Dichter in seinem Roman zur Grundlage seiner Schilderungen gewählt:

Die Claudier. Roman aus der römischen Kaiserzeit. Von Ernst Eckstein. Drei Bände. Wien, Zamarski. 1882. 8. 12 M.

Man wird vielleicht fragen, welchen Beruf gerade Eckstein habe, einen römischen Roman zu schreiben. Ist er es nicht, welcher die gelehrten Schulen mit seiner satirischen Geißel heimgesucht hat? Ist er nicht ein Anwalt der rebellischen Primaner, welche ihre Lehrer mit allen Schikanen einer übermüthigen Opposition verfolgen? Betheiligt er sich nicht an der Freude derselben, wenn sie ihre Streiche à la Max und Moritz ausführen, und tapezirt er nicht selbst den Carcer aus mit satirischen Randbildern und Pasquillen? In der That geräth seine Muse in den Verdacht, eine schlechte Lateinerin zu sein; denn diejenigen, die mit Vorliebe Allotria treiben, gehören meistens nicht zu den guten Schülern, und die Zerrbilder, die sie von den Lehrern entwerfen, sind in der Regel nicht Früchte eines freispielenden Humors, sondern aus dem Revanchegelüst für erlittene Strafen und schlechte Censuren hervorgegangen.

Doch die Annahme, daß der Autor der Schulhumoresken mit seiner lateinischen Weisheit zu leicht in die Wagschale falle, als daß man zu einem römischen Roman von ihm Vertrauen hegen könne, erweist sich den „Claudiern" gegenüber als vollkommen unbegründet. Eckstein hat sehr eingehende Studien gemacht, und die zahlreichen Noten, die er den einzelnen Bänden beigefügt hat, beweisen zur Genüge, daß es ihm an Gelehrtenfleiß nicht

fehlt. Das beweist aber auch jede Schilderung in dem Werke: gegen die Costümkunde des Autors, gegen seine Kenntniß der römischen Einrichtungen in Krieg und Frieden, zu Land und See, aller Sitten und Gebräuche bis zu den Mysterien der Toilettenzimmer wird sich nirgends ein Einwand erheben lassen; eher könnte man rügen, daß er diese Kenntnisse in einer fast zu ausgiebigen Weise verwerthet hat; daß man hier und dort zu fühlen glaubt, wie diese oder jene Situation nur in die Handlung verwebt ist, um dem Autor Gelegenheit zu geben, seine Kenntniß des römischen Lebens zur Schau zu stellen. Das Wetteifern mit Becker's „Gallus" ist in einzelnen Kapiteln unverkennbar. Nach unserer Ansicht liegt es überhaupt im Wesen des archäologischen Romans, daß er meist im Detail weiter geht, als für die dichterische Darstellung an und für sich erforderlich ist. Allerdings soll der Roman ein Culturbild geben; aber er soll nur diejenigen Züge in sich aufnehmen, die für die Charaktere und Situationen bezeichnend und von Wichtigkeit sind. Dies wird im modernen Roman sich ungezwungen von selbst ergeben, und wenn hier die Detailmalerei zu weitschweifig ist, so hängt dies mit der Eigenart des Schriftstellers zusammen. Bei dem archäologischen Roman ist es aber die Eigenart der Gattung, woraus die ausnehmende Breite der Einzelschilderungen hervorgeht; denn gerade auf der Darstellung des Lebens und Treibens jener Menschen beruht ein großer Theil der Vorzüge dieser Gattung. Der Aegyptolog, der Germanist, der Kenner des römischen Alterthums wird die Gelegenheit gern benutzen, die Leser in die Resultate seiner Studien einzuweihen, und zwar in der geschmackvollen Weise romanhafter Erzählung; und welcher Leser wollte sich nicht gern unterrichten? Man ist ja doppelt dankbar, bei der Unterhaltung zugleich belehrt zu werden; man macht sich dann weniger Gewissensbisse wegen leichtfertiger Zeitvergeudung; das war schon der Grund, warum die Memoirenromane einer Luise Mühlbach solchen Erfolg hatten: wie bequem ließ sich daraus Geschichte lernen! Und wer möchte sich nicht über die Sitten der alten Völker genau unterrichten? Und doch wird dadurch das ethnographische Museum in den Kunsttempel hineingebaut, obschon nicht beide zusammen ein Dach vertragen.

Daß die alten Aegypter bei uns Mode geworden sind, das ist allerdings, um einen fashionabeln Kraftausdruck zu gebrauchen, ein pyramidales Ereigniß. Die Römer haben offenbar mehr Anwartschaft auf unsern Antheil; es ist eine uns näher stehende Civilisation, und die ganze gelehrte Jugend ist ja aufgewachsen in der Atmosphäre der römischen Bildung. Doch das Interesse an Romanlektüre wächst gegenwärtig wie die Quadrate der Entfernung unserer Sitten von denen, welche geschildert werden, und insofern, weil nur das Aparte Anziehungskraft ausübt, ist eine ägyptische Mumie interessanter als eine römische Bestie. Eine solche Bestie aus der Menagerie der Cäsaren führt uns Eckstein in seinem neuen Roman vor: es ist, wie schon erwähnt, der Kaiser Domitianus, ebenso herrschaftstrunken, ebenso vom Cäsarenwahnsinn erfaßt wie Nero, ebenso wollüstig und grausam wie dieser, doch ohne rhapsodische Gelüste, ohne künstlerischen Ehrgeiz, ohne Vermischung wüster Träume mit einer ebenso wüsten Wirklichkeit. Seine Gattin Domitia erscheint schon in der Ouverture des Romans als eine leidenschaftliche Schönheit, welche als femme incomprise in Bajä, der entzückenden Badestadt, der Stadt der fashionabeln Orgien des weltbeherrschenden Rom, ihren Abenteuern nachgeht. Der Liebhaber, den sie sich auswählt, der Claudier Quintus, ist aber mit einer stolzen Römerin Cornelia verlobt, und der Parallelismus der kaiserlichen Neigungen prägt sich darin aus, daß Domitian in dieser Cornelia eine willkommene Beute erblickt und sich ihrer mitten in den Mysterien des ägyptischen Isiscultus, mit Unterstützung eines verschlagenen Priesters zu bemächtigen sucht. So spielt doch das modische Nilland etwas mit in die Handlung herein: Domitian erscheint bei diesem Gaukelspiel mit Hülfe aller Licht- und Raucheffecte als ein ägyptischer Gott; doch die isisgläubige Cornelia durchschaut zur rechten Zeit den Betrug und entwindet sich den Armen des cäsarischen Ungeheuers. Wie sie selbst dem ägyptischen Cultus, so wendet sich ihr Bräutigam demjenigen der verfolgten Christen zu. Ohne überzeugt zu sein von der innern Wahrheit des Nazarenerthums, nach vergeblichem Bestreben, Quintus zu bekehren, schließt sich Cornelia der verfemten Gemeinde an, um das gleiche Märtyrerthum zu erleiden. Man verwendet sich für sie bei dem Cäsar: ihm ist's willkommen, daß ihm die Gelegenheit geboten wird, sich noch einmal seines Raubes zu bemächtigen. Cornelia wird in den Palatin escortirt, wo man sie zur Gunstdame des Tyrannen erhöhen will; doch sie wehrt sich mit Gift und Dolch und verfällt so dem strengern Strafgericht; die Mörderin soll mit den Nazarenern in der Arena bluten. Daß die Scenen in der römischen Arena, welche sich weder Hamerling noch Wilbrandt, noch irgendein Cäsarendichter entgehen ließ, bei lebendiger Schilderung, wie sie auch Eckstein nachzurühmen, eine prickelnde Spannung hervorrufen, ist selbstverständlich. Dennoch behandelt sie Eckstein mit Discretion, er erspart uns die volle Ladung der grauenhaften Bilder; er verfährt mit ästhetischer Feinfühligkeit und zugleich mit kundiger Berechnung des Effects, indem er meistens die Leser den für den Martertod aufgesparten Opfern zugesellt und nur mittheilt, was aus der Arena in die unterirdischen Gewölbe des Amphitheaters zu ihnen dringt. Wenigstens geht er so discret bei der Schilderung des zweiten Schlachttags zu Werke, nachdem er die Gladiatorenkämpfe des ersten und den qualvollen Tod des greisen Nazareners eingehend geschildert. Hier that Beschränkung noth: es war zu viel des scharfen Gewürzes, zuviel des Hant-gout geworden. Nur die Helden des Romans sehen wir dann wieder in der Arena: Quintus und Cornelia. Quintus erhält ein vergiftetes Schwert von einem Sklaven, ein Schwert, das der Freund der Domitia, Stephanus, ihm geschenkt, und tödtet den Löwen.

Das ganze Volk verlangt seine Begnadigung, der Kaiser bewilligt nur einen Aufschub bis zum nächsten Spiel. Doch er soll diesen Tag nicht erleben: er fällt, während rebellische Heere, von den Verbannten geführt, gegen Rom vorrücken, durch das Schwert des Stephanus. Der greise Nerva und der Spanier Trajan, die schon früher in die Handlung eingriffen, eröffnen am Schluß die Perspective in die Zukunft Roms. Zu bedauern bleibt, daß Domitia, die sich als ein interessantes Frauenbild einführt, gegen den Schluß hin allzu sehr verblaßt.

Das ist die spannende Haupthandlung, die besonders im dritten Band fast ausschließlich in den Vordergrund tritt und sich zu dramatischen Katastrophen steigert. Daneben geht eine zweite Handlung einher, die nur geringeres Interesse erweckt, obschon Cajus Aurelius, ein Bataver, römischer Ritter aus der Bataverstadt Trajectum, der bei einer Meerfahrt einige römische Frauen rettet, sich anfangs als der eigentliche Held der Erzählung einzuführen scheint; es sind die Damen der Gens Claudia, denen er als Gast in ihre Villa zu Bajä folgt; dabei verliert er sein Herz an die anmuthige Claudia. Sehr stimmungsvoll sind die Schilderungen von Bajä, es ist eine glänzende Landschaftsmalerei, von der wir einige Proben geben:

Am Gestade von Bajä wogte ein farbenprächtiges Leben. Vornehme Fremdlinge aus allen Theilen des unermeßlichen Reichs fuhren, ritten oder spazierten über die großen Lavaplatten der Dämme und der endlosen Hafenstraße. Reichgekleidete Damen auf prächtigen Ruhebetten wurden von Sigambrern in rother Livrée oder von krauslockigen Aethiopiern vorübergetragen. Weiter abwärts lärmte und schwärmte es von schreienden Schiffern; wettergebräunte Packträger in phrygischen Mützen boten zudringlich ihre Dienste an; Straßenbäcker und Obstverkäufer priesen in gellen Modulationen ihre duftige Waare. Hinter dem Wirrwarr dieses rastlos bunten Gewühls hob sich amphitheatralisch das Bild der prunkvollen Stadt empor. Aurelius war von Gades und Panormus berauscht gewesen. Hier mußte er bekennen, daß beide Städte ärmlich waren im Vergleich mit diesem ersten Luxusbade des Weltreichs. Palast reihte sich hier an Palast, Landhaus an Landhaus, Tempel an Tempel. Aus dem Blättermeer prangender Gärten stiegen Bildsäulen und ragende Hallen, Thermen und Theater empor. Bis fernhin zum Vorgebirge Misenum erschien der ganze Golf wie eine unermeßliche Villenstadt, umflutet von dem zauberhaften Doppelglanze des Reichthums und der Naturschönheit. ...

Schon während der Mahlzeit hatte Aurelius durch die weit geöffnete Pforte in die prächtige Wildniß geschaut. Jetzt trat er über die Schwelle und erquickte sich aufs neue an dem köstlichen Anblick. Da war nicht wie in den römischen Modegärten alles nach dem Winkelmaß und der Richtschnur geordnet; da gab es keine zugestutzten Bäume und Hecken, keine abgezirkelten Beete, kein verstümmeltes Strauchwerk; alles war frische, freie Natur, volles, lebendiges Leben. Nur die Wege, die vom Landhause nach drei Richtungen ins Gehölz führten, bekundeten die Thätigkeit ordnender Menschenhände. Die ganze Vegetation des beglückten Campanien schien auf dieser Anhöhe wie in einem Brennpunkt vereinigt. Mächtige Platanen, von üppigen Reben umklettert, ragten über Steineichen und knorrige Quitten empor. Saftgrüne Feigenbäume glänzten freundlich neben dem Silbergrün der Oliven. Dort gruppirten sich stämmige Nadelhölzer, hier kraftstrotzende Nußbäume und schlanke Pappeln. Dazwischen drängte sich ein Chaos von Buschwerk und Ranken. Epheu, Immergrün, Bärenklau umspannen die Baumriesen mit unlöslichen Maschen. In hochbusigen Wellen quoll das Venushaar neben Lorber und Myrte hervor, und ernster Acanthus erhöhte die Glut brennender Centifolien. Kurz, die süditalienische Pflanzenwelt feierte hier eine wahrhaft berauschende Orgie. ...

Die nächste Biegung des Wegs brachte den kleinen Tempel in Sicht. Marmorne Stufen, halb von Ranken bedeckt, führten durch korinthische Säulen in den luftigen Binnenraum. Der Umblick, der sich hier bot, war überwältigend. Tief unten der blaue Golf mit der ungeheuern Brücke des Nero; etwas weiterhin Bajä mit seinen tausend Palästen und der Mastenwald von Puteoli; dahinter Parthenope, das schöne Surrentum und, von der ewigen Meerflut umspült, die schimmernden Inseln. Wie ein riesiges Schneegebirge lag die Rauchwolke des Vesuvius im regungslosen Azur. Nordwärts umspannte das Panorama den Meerbusen von Cajeta, den Lucrinersee und das waldreiche Cumä. Auch die nächste Nähe war zauberhaft. Rings um den Pavillon grünte eine wuchernde Wildniß. Kaum zweihundert Schritt entfernt, stieg der kolossale Palast der Kaiserin empor, von hundertjährigen Baumkronen überschattet. Ueber alledem lag der Hauch schweigsamer Mittagsruhe. Nur abgedämpft drang vom Hafen her das Geräusch des Lebens herauf. Sonst alles still. Kein athmendes Wesen schien in der Nähe. ...

Nach der Uebersiedelung der Claudier nach Rom, wohin sie Cajus Aurelius begleitet, überwiegt längere Zeit in der Darstellung das Moment der Sittenschilderung; namentlich herrscht im zweiten Bande des Romans eine gewisse Windstille der Handlung. Daß unsere Romanschreiber das junge Christenthum mit vieler Vorliebe behandeln, hat ja auch schon Georg Ebers in seinem Roman „Der Kaiser" bewiesen, in welchem die ägyptischen Christengemeinden eine hervorragende Rolle spielen. Der Sohn des Oberpriesters Claudius, Quintus, empfängt die christliche Taufe: es ist das ein tiefgreifender Conflict, der die Familie spaltet. Der Auftritt zwischen Vater und Sohn im dritten Bande hat dramatisches Leben. Daneben geht die Verschwörung unabhängig gesinnter Männer gegen den Cäsar, an der sich auch der Bataver betheiligt. Die Flucht der verrathenen Verschwörer über das Meer hin ist sehr lebendig geschildert. Im ganzen aber hat die Liebe von Aurelius und Claudia etwas Schablonenhaftes; auch die muntere Lucilia erinnert uns an die ingenues der neuern Bühnen. Die häuslichen und Familienscenen sind mit großer Costümtreue und Anschaulichkeit ausgemalt; aber die Helden und Heldinnen dieser zweiten Handlung sind blaß und wenig fesselnd. Desto interessanter ist die Gallierin Lykoris: eine römische Demi-Monde-Dame, deren Orgien und Feste mit Benutzung der Epigramme des Martialis, der dort als Stammgast verkehrt, treu dargestellt werden. Der in einem Schaustück gekreuzigte Sklave, der nur durch die Energie seiner Genossen dem Märtyrertod entgeht, ist in der Vermischung von Phantasie und wirklichem Leben eine Reminiscenz an das Neronische Zeitalter.

Der Roman Ernst Eckstein's wird, abgesehen von einem Zeitgeschmack, welcher dem Archäologischen besonders hold

ist, schon wegen seiner stilistischen Vorzüge allgemeine Theilnahme finden; wir denken nicht gering von diesen Vorzügen in einer Zeit, in welcher der krauseste Romanstil herrscht und auch Autoren von Ruf oft sich in unglaubliche stilistische Sackgassen verrennen. Ein feiner und vornehmer Geschmack ist diesem Autor eigen; äußere Correctheit verschmilzt mit innerer Grazie. Seine Darstellungsweise hat ein glühenderes Colorit, sattere Tinten als die von Ebers und Freytag. Als Probe mag eine Schilderung aus den Gewölben der Arena dienen; es handelt sich um zwei Christen:

„Diphilus, der Zimmermann, und Euterpe, sein Weib!", rief der Knecht mit knarrender Stimme. Diphilus hatte sich, da sein Name genannt wurde, blitzschnell erhoben. Das Haupt vorgebeugt, stierte er die Erscheinung im Rahmen der Thüre an, als ob er zu träumen glaubte. Euterpe war kreischend zurückgeprallt. Wie ein Kind, dem die Strafe droht, barg sie sich hinter dem breiten Rücken ihres Ehegemahls. „Vorwärts!" brummte der Knecht, auf den armen Diphilus zuschreitend. „Das Volk wird ungeduldig." — „Wir sind bereit", versetzte der Zimmermann. — „Nein, nein, nein!", schrie Euterpe verzweiflungsvoll. „Ich laß mich lieber in Stücke hauen, eh' ich ihm folge in die gräßliche, blutbespritzte Arena. Ich kann's nicht, Diphilus, und wenn's der Heiland in eigener Person mir geböte!" — „Weib", herrschte der Knecht sie an, „laß dein Gewinsel und fackle nicht weiter. Helfen kann dir's ja doch nichts. Und", fügte er höhnisch hinzu, „die Bestien werden nur hungeriger." — „Fasse dich und bete zu Gott!", flüsterte Diphilus. — „Ich kann nicht, ich kann nicht!", ächzte Euterpe, in die Knie stürzend. „Soll ich denn sterben, ach! und ich bin noch so jung, und die Welt ist so schön! Gnade, um Jesu Christi willen! Nein, nein, ich bin keine Christin! Ich bin unschuldig! Man hat mich verführt! Geh', sag's dem Cäsar, sag's den grausamen Richtern! Ich kann nicht sterben! Ich will Buße thun vor den Altären des Jupiter! Nur laß mich leben, mich und den ehrlichen Diphilus!" — „Armes, schwaches Geschöpf!", sagte der Consul Flavius Clemens, indem er zu der Fiebernden lächelnd herantrat und ihr voll Milde über das wellige Haar strich. „Gott wird dir vergeben, was die Todesangst dir auf die Lippen lockt. Dein Herz weiß nichts davon — und Gott ist die Liebe." Dann zum Knechte gewandt: „Geht es nicht, ihr kurze Frist zur Sammlung zu gönnen? Nimm uns dafür, mich und mein Weib!" — „Unmöglich!", gab der Knecht ihm zur Antwort. Inzwischen hatte Diphilus der zagenden Euterpe Muth eingesprochen. Sie erhob sich — aber die Knie versagten ihr. Mit beiden Armen fing er die schier Entseelte auf und schloß sie, nun selbst in Thränen ausbrechend, an die Brust. Der Knecht winkte seinen Begleitern. Ohne ein Wort zu sprechen, riß man das Paar auseinander. Einer der Leute, ein rothhaariger Sigambrer, hob die schlanke Gestalt des leise wimmernden Weibes wie ein Spielzeug empor und trug sie der Treppe zu. Die beiden andern folgten mit Diphilus, der sich tapfer hielt und den Zurückbleibenden mit der Hand einen Abschiedsgruß zuwinkte. Krachend fiel die Thür in den Rahmen. Gleich darauf, da die Schritte der Enteilenden noch nicht völlig verhallt waren, erscholl das grausige Drommetensignal. Die meisten der Gefangenen warfen sich bei dem unheilvollen Klange in die Kniee und erhoben die Hände in brünstig heißem Gebet. Flavius Clemens, Quintus und Cornelia verharrten aufrecht. Athemlose Stille. Nur die Lippen regten sich leise; nur ein halbunterdrücktes Schluchzen unterbrach hier und da die eisige Grabesruhe. Plötzlich ging eine krampfhafte Bewegung durch die Schar der Beter. Das heisere Gebrüll des Löwen hatte ihr Ohr erreicht. Unwillkürlich senkten die Blicke sich tiefer, und die Hände rangen sich heftiger. Gleich darauf erscholl ein furchtbarer Aufschrei, gell, schneidig, mark- und beinerschütternd, verzweiflungsvoll. . . . Und wieder der tolle Applaus, das Händeklatschen, die Freudenrufe. „Das war Euterpe", flüsterte Quintus, das Antlitz wider die Mauer pressend.

Es sind im Roman viele Schilderungen, welche gleiche fieberhafte Spannung athmen. Dem sprachlichen Talent hält aber die geistige Bedeutung die Wage. Die Gewalten, die sich in jener Epoche bekämpften, hat Eckstein mit tiefem Sinn erfaßt, und er legt seinen Helden stets das bezeichnende Wort auf die Lippen. Es ist kein überflüssiger Tiefsinn in dem Roman, aber ein klarer Verstand faßt die geistigen Mächte auf, die sich im Leben der Menschen spiegeln. Das Crasse und Grelle liegt im Stoff und in der geschilderten Zeit: man kann nicht entscheiden, ob die Neigung des Dichters ihm besonders entgegenkommt. Jedenfalls haben die Bilder, die er entwirft, viele markige und gewaltige Züge, und nur die romanhafte Erfindung zeigt nicht immer den Phantasiereichthum, der stets und überall die ausgetretenen Gleise verläßt.

Rudolf von Gottschall.

Zur Geschichte des Alterthums.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von A. Brückner, F. Dahn, J. Dümichen u. s. w. Herausgegeben von W. Oncken. Berlin, Grote. 1876—81. Lex.-8. In Abtheilungen zu 3 M.

„Unser Werk ist in Deutschland das erste, das es unternimmt, die Geschichte der Welt in Einzeldarstellungen zu behandeln." Also beginnt der Prospectus, mit dem die Verlagsbuchhandlung ihr Unternehmen bei einem gebildeten Publikum einführt, oder sagen wir besser: bei einem gelehrten. In der That wenden sich manche der Abschnitte, die uns vorliegen, wie z. B. Abtheilungen, die zwei verschiedene Völker behandeln, nämlich Aegypter und Perser, an recht eigentlich gelehrte Leser. Es ist keine Frage, daß unter dem Verein von Gelehrten, die dem Werk ihre Mitwirkung zu leihen versprochen haben, sich Namen von gutem, ja bestem Klang befinden, welche für die Gewissenhaftigkeit der Forschung und für die Gediegenheit der Resultate hinlängliche Gewähr leisten. Ueber das Erwünschte einer solchen Serie von Einzelgeschichten, die von bewährten Forschern besorgt wird, kann gar kein Zweifel bestehen, um so weniger, als in der That „ein Umbau der Geschichtsanschauung im Gange ist, dessen gewaltigem Fortschreiten eine Einzelkraft, wie groß und andauernd sie auch sei, nicht mehr zu folgen vermag".

Wir wollen gleich, was das Aeußerliche betrifft, ohne Einschränkung zugeben, daß die beigegebenen Illustrationen (in Farbendruck und Holzschnitt) vollständig auf der Höhe der modernen Anforderungen stehen. Die Nation verlangt nun einmal solche, und da die Darstellung für die Nation berechnet ist, so waren sie kaum entbehrlich; ja selbst angenommen, daß sich vorzugsweise das gelehrte Deutschland mit dem Gebotenen vertraut machen werde, so ist eine solche Zugabe heutzutage auch dem Gelehrten erwünscht — eine willkommene Erinnerung für den, der die Autopsie zu der Lektüre mitbringt, eine schätzenswerthe Unterstützung der Anschauung für den, dem jene abgeht. Das wäre also ein Punkt, in welchem das Bedürfniß der Gelehrten und das des weitern Publikums zusammentreffen. Einigem Zweifel kann es aber unterliegen, ob dasselbe auch der Fall ist mit der Darstellung.

Wir besprechen zunächst nur die auf die Geschichte des Alterthums bezüglichen Abtheilungen. Hier könnte es, wie gesagt, bisweilen scheinen, als ob des Guten etwas zu viel gethan wäre. Wir können uns beispielsweise nicht recht denken, daß ein gebildeter Laie sich mit Genuß und Erfolg durch den langen Abschnitt durchwinden wird, worin Professor J. Dümichen in der ersten Lieferung seiner „Geschichte des alten Aegyptens" die alte geographische Eintheilung des Landes, Gau für Gau durchgehend, behandelt; sie füllt 60 Seiten, die reichlich mit Hieroglyphen durchspickt, mit Worterklärungen und Etymologien durchwoben, mit sehr gelehrten Anmerkungen verbrämt, und hier und da mit sehr detaillirten Plänen und Grundrissen versehen sind, aber — was das Fatalste ist — zu den massenhaften Buchstabenzeichen der letztern nicht einmal die Erklärung geben. Was machen wir z. B. mit dem Grundriß des Hornstempels von Edfu, wo zu der ganzen Serie von Majuskeln und Minuskeln jede Uebersetzung in den betreffenden Begriff fehlt? Mit diesen A, B, C, D, a, b, c, d u. s. w. ist nichts für die Anschauung gewonnen. Und die Erklärung konnte doch dem berühmten Schilderer des Denderahtempels nicht schwer fallen! Andererseits muß man allerdings billig sein und kann es einem so gediegenen Aegyptologen wie Dümichen unmöglich verargen, wenn er die Gelegenheit benutzt und das Füllhorn seiner ägyptischen Gelehrsamkeit ausschüttet. Th. Mommsen und E. Curtius hatten es leichter in ihren Darstellungen der römischen und der griechischen Geschichte, und vollends O. Müller in seiner griechischen Literaturgeschichte — diese Stoffe liegen unserm Interesse und unserer Anschauungsweise näher als das so durch und durch eigenartige, räthselhafte und incommensurable Volk des alten Nillandes, dessen Hieroglyphen auch das Symbol seines Wesens sind. Hier mußte es klar zu Tage treten, wie schwer es ist, das gelehrte Kapital auch für das allgemeine Interesse zinsbar zu machen. Freilich hätte Dümichen seiner Darstellung einige volksthümliche Accente mehr (und mit leichter Mühe) geben können und geben sollen, als er gethan hat. Hierin gerade auch sind die ebengenannten Meister musterhaft. Oder war es denn wirklich nothwendig, dem persönlichen und possessiven Pronomen beinahe constant eine von der gewöhnlichen Wortfolge so abweichende Stellung zu geben, wie sie gleich auf der ersten Seite uns zweimal frappirt, um im Verlauf der Darstellung sich mit krampfhafter Zähigkeit zu wiederholen? Bei welchem unserer Classiker finden sich denn Inversionen wie folgende: „Mit seinen alljährlich überflutenden ... Gewässern hat dieses Thal er dann mehr und mehr mit Culturboden überzogen", und: „In Aegypten concentrirte ihre Huld sie (nämlich die Natur) vorzugsweise auf das eine große Geschenk des Wassers"?! Dergleichen Schroffheiten bietet das Buch zu Dutzenden, und wir vermögen nicht einzusehen, was diese und andere stilistischen Schrullen („Gerichtet unsern Blick nach Süden dann, liegt vor uns hingebreitet dort das wilde Wasserchaos") für lumina dictionis sein sollen. Was den Inhalt betrifft, so darf sich jeder, auch der Gelehrte, einer so bewährten Führerhand, wie Dümichen sie bietet, unbedenklich anvertrauen: ist doch die Zahl derer, die ihn mit kritischem Auge zu folgen im Stande sind, einstweilen noch ziemlich beschränkt; hier sei nur bemerkt, daß der erste Abschnitt: „Das Volk der alten Aegypter und der Nil", eine Menge höchst fruchtbarer Andeutungen und Ideen enthält, besonders da, wo es sich um die Erklärung des ägyptischen Charakters im Zusammenhange mit dem Boden und Klima des Flußlandes handelt.

Von Dümichen's „Geschichte des alten Aegyptens" ist vor kurzem auch die zweite Lieferung (S. 81—192) erschienen; dieselbe gestattet indeß noch kein approximatives Urtheil über die beabsichtigte Ausdehnung des breit angelegten, mit allen Gaben der Gelehrsamkeit ausgestatteten Werks, indem sie ganz ausgefüllt ist mit der fortgesetzten (noch nicht beendeten) Darstellung der geographischen Eintheilung des Landes. Wer übrigens dieser gelehrten Exegese auch nicht durchweg zu folgen vermag, wird doch seine Freude haben an den zahlreichen Illustrationen — Karten, Plänen, Orientirungen, Landschaften —, welche dem Text beigegeben, vornehmlich aber an den musterhaften, ja brillanten Stichen, die ihm vorangeschickt sind. Mehr, d. h. Vorzüglicheres, kann in dieser Branche nicht geleistet werden, als hier ebenso schön als naturgetreu vorliegt. In welchem ungeahnten Maße sich der Stoff der ägyptischen Geschichte seit den letzten Decennien vermehrt hat, davon gibt einen kleinen Vorgeschmack der sogenannte Papyrus Harris (jetzt im Britischen Museum), der, nur die Thaten Ramses' III. behandelnd, bei einer Höhe von $42\frac{1}{2}$ Centimeter die kolossale Länge von $40\frac{1}{2}$ Meter hat. Referent muß aus mehr als einem Grunde darauf verzichten, näher auf Dümichen's Darstellung einzugehen; nur eins der Hauptresultate (nach Dümichen) kann er sich nicht enthalten, den Lesern d. Bl. (voraussichtlich zu ihrer großen Verwunderung) mitzutheilen, nämlich daß „nicht die Landenge von Suez die Völkerbrücke war, auf welcher der älteste Verkehr zwischen den in ihrer durch Denkmäler beglaubigten Geschichte den übrigen Culturvölkern des Alterthums voranstehenden Nil-

thalbewohnern und den Völkerschaften des ihnen benachbarten Welttheils stattgefunden, sondern dieser älteste Verkehr ist vor sich gegangen im Südosten von Aegypten, im Lande Punt ... im Gebiete um den Busen von Aden".

In Sachen des Stoffs gilt dasselbe von F. Justi's „Geschichte des alten Persiens". Jeder Laie weiß, welche ungeahnten Aufschlüsse in den letzten Decennien die Entzifferung der persischen Keilschriften, zumal die von Bisutun, gebracht haben, und es konnte nicht anders sein, als daß diese von einem so renommirten Fachmann gehörig verwerthet wurden. Es macht einen angenehmen Eindruck, daß Justi mit den Resultaten dieser Wissenschaft nicht gewuchert und sie nicht, wie das so häufig im Entdeckerdrange zu geschehen pflegt, überschätzt und zur Hyperkritik gesteigert hat. Wir finden nirgends Ueberschwenglichkeit, nirgends maßlose Combinationen, nirgends Umsturzgelüste. Ueberaus maßvoll ist der Verfasser mit der sogenannten vergleichenden Mythologie verfahren; mancher Fachgenosse wird ihm diese Selbstbeschränkung kaum verzeihen. Ob aber nicht auch Justi in der Vorgeschichte der Perser des Guten etwas zu viel gethan hat?

Wohl ist Herodot durch zahlreiche Inschriften und die daraus gewonnenen Resultate, ferner durch das Zend-Avesta und das Königsbuch des Firdusi ergänzt; wohl hat die persische Sage, d. h. was noch bis vor wenig Jahrzehnten für wirkliche Geschichte galt, eine völlige Umgestaltung erfahren (die größte gerade bei Cyrus, dem Stifter des Perserreichs, und seinem Sohn Kambyses), und eine quellenmäßige Verarbeitung des Materials, wie sie hier (zwar nicht zum ersten mal) geboten wird, welche an gewissen Stellen kaum noch für nöthig erachtet, der frühern Sage zu erwähnen, wird daher auf allgemeine Zustimmung rechnen dürfen; vielleicht aber möchte gerade das inschriftliche Material zu einer allzu starken Betonung des geographischen Moments verleitet haben. Ein fernerer und wichtigerer Punkt ist der, ob der Verfasser in der Kritik der Sage und des Mythos nicht zu conservativ verfahren sei. Wir gestehen, daß jene von ihm versuchte geschichtliche Belebung solcher Persönlichkeiten, welche gerade die neuere Forschung als mythische glaubte bezeichnen zu sollen, eines Husheng, Dschemschid, Feridun u. s. w., uns bedenklich an den Euhemerismus erinnert hat und uns gerade so vorkommt, als wenn jemand dem altitalischen Saturnus, oder dem griechischen Herakles, oder gar dem feuererfindenden Titanen Prometheus eine geschichtliche, d. h. persönliche Existenz vindiciren wollte. An einer Stelle heißt es: „Die erste Gestalt, welche in der iranischen Sage aus der Umhüllung der Schöpfungs- und anderer Mythen als eine geschichtliche hervortritt, ist Haushjanga, welcher über Divs (Dämonen) herrscht." Wirklich? Dieser iranische Prometheus, der „das Feuer erfunden und zuerst Metalle aus der Erde gegraben und zu Werkzeugen des Ackerbaues, den er gleichfalls aufbrachte, verarbeitet hat", eine historische Person? Und der böse Zohak, der dreiköpfige Drache oder, wie er auch dargestellt wird, der Mensch mit den Schlangenschultern, und der Schmied, der gegen ihn die Fahne der Empörung aufpflanzt und „sein Schurzfell an eine Stange bindet", historische Personen?! Der Verfasser weist noch ausdrücklich, was diesen Schmied betrifft, auf den nach seiner Ansicht entscheidenden Umstand hin, daß „sein ledernes Banner zu allen Zeiten die Reichsfahne war": dies sei ein Beweis für seine historische Persönlichkeit! Ja, wenn jener bekannte Schild des Mars, der vom Himmel herunterfiel und ängstlich im Tempel zu Rom gehütet wurde, ein Beweis ist für die leibliche Existenz des römischen Stammgottes! Wir meinen, vor Cyrus gebe es keine irgend greifbare Gestalt in der persischen Ueberlieferung, und in der medischen keine vor den schon längst gekannten des Dejokes und Phraortes, und sogar die genannten, Cyrus nicht ausgenommen, sind noch schemenhaft genug. Wir möchten wenigstens bezweifeln, ob unsere heutigen Mittel (viel werden wol kaum noch hinzukommen) uns mehr zu sagen erlauben, als daß Cyrus ein großer Eroberer gewesen. Daß er, wie Justi ihn schildert, daneben „doch frei von Menschenverachtung und Grausamkeit war, daß er jeden guten Rathschlag belohnte, daß er mit vornehmer Nichtachtung begegnete dem Dünkel und der Anmaßung, daß das Unglück des Feindes sein Mitleid erregte, da er es als eine Schickung der Gottheit betrachtete" — das sind Charaktereigenschaften und Züge, die sich, vielleicht sogar auf Inschriften, sehr schön ausnehmen, aber für deren Vorhandensein bei Cyrus absolut keine Garantien vorliegen. Darüber schweigt die Geschichte und hat also auch die historische Kritik zu verstummen.

Gern wollen wir dagegen zugeben, daß Kambyses kein solcher Wütherich und Sacrilege war, wie ihn die griechische, d. h. von Aegypten her influenzirte, Darstellung schilderte; daß ferner sein Tod nicht einem fatalen Zufall, sondern seinem eigenen Willen zuzuschreiben ist: Justi läßt ihn, doch wol nach persischen Quellen, in der Verzweiflung über das selbstverschuldete Verderben sich das Leben nehmen. Dagegen hält es schwer, zu glauben, daß, wenn Darius auch in der That der erste asiatische Fürst war, der einen Staatshaushalt, ein geregeltes System der Verwaltung eingeführt hat, „dieses System in seinen Grundlagen noch heute fortdauert". Wenn es wirklich fortdauert, was doch gewiß schwer zu sagen ist, so ist sicherlich Darius nicht daran schuld. Nach alledem, was über Asien und speciell über Persien mit und seit Alexander dem Großen ergangen ist, wird man von bleibenden Einrichtungen des Darius, und wenn er auch ein Reformator ohnegleichen sollte gewesen sein, nach dritthalbtausend Jahren nicht mehr sprechen dürfen. Justi meint, es sei kein Zufall, daß der erste Staatsmann Asiens ein Perser gewesen. Zugegeben. „Die Herrscher der ältern Reiche, Assyriens, Chaldäas, waren unumschränkte Despoten, Götter der Erde, von welchen alle regierende, richterliche und ausführende Gewalt ausfloß; ... war der Herrscher ein Tyrann, so gab es keine gesetzlichen Mittel, seinen Ausschreitungen vorzubeugen." Auch das geben wir zu; dagegen bezweifeln wir, daß es in Persien

anders war. Justi meint, „die Perser wie die ihnen stammverwandten Hellenen und Germanen" — warum denn nicht auch die Römer? — „besaßen einen starken Schutz ihrer Freiheiten in der Institution ihrer Stammeseintheilung und der mit ihr verbundenen Verfassung, welche den Willen des Königs durch den der Versammlung des Volks oder der Häuptlinge beschränkte". Auf uns macht Darius oder gar sein Sohn Xerxes nicht gerade den Eindruck, als ob er in seiner Machtsphäre auch nur um ein Haar beschränkter gewesen wäre als jene assyrischen Despoten, oder als ob er sich von irgendwelcher „Volksversammlung" in seine Dispositionen und Resolutionen hätte hineinreden lassen. Wenn man ferner den Strafcodex der Perser, wie ihn der Verfasser in seiner ganzen haarsträubenden Entsetzlichkeit geschildert hat, durchgeht, so kann man durchaus nicht den Eindruck gewinnen, als ob die Perser auf einer höhern Stufe der Humanität gestanden hätten als die übrigen Asiaten. Der Indogermanismus schlägt seine Geistesschlachten erst in Europa.

Im ganzen hat Justi's „Geschichte des alten Persiens" einen populärern Anstrich als Dümichen's „Geschichte des alten Aegyptens". Justi ist Sprachforscher, wie Dümichen; sämmtliche Quellen hat er in den Ursprachen gelesen, er brauchte also nichts aus zweiter Hand zu entlehnen, und obschon er die Ausstaffirung mit gelehrten Zuthaten glaubte verschmähen zu sollen, gibt er dennoch die (durchaus glaubwürdige) Versicherung, daß er „bisweilen in einem anspruchslosen Sätzchen Dinge vorführe, deren endliche Feststellung erst nach Verbrauch vieler Druckschwärze und Stiftung ewiger Feindschaft zwischen den Gelehrten . . . gelungen ist". Aus seinem „Vorwort" (das indessen local zu einem „Nachwort" in des Wortes verwegenster Bedeutung geworden ist) vernehmen wir auch, daß er, „nach den Originalen in den Werken der Reisenden Zeichnungen mit der Feder angefertigt hat, welche, vortrefflich in Holz geschnitten, dem Leser nichts vorführen, was durch die vermittelnde Hand eines mit der persischen Architektur und Ornamentik nicht vertrauten Künstlers ungenau oder missverstanden gebildet wäre". Wer sich instruiren will über die mannichfaltigen Anklänge nicht nur, sondern auch über die frappante Aehnlichkeit zwischen der zoroastrischen und jüdischen Religionslehre (welche nur durch Entlehnung erklärbar sind) — Paradies, Schlange, Lebensbaum u. s. w. — dem sei der Abschnitt über die persische Religionslehre angelegentlich empfohlen; er wird unter anderm daraus erfahren, warum unser christliches Weihnachtsfest auf den 25. December fällt, d. h. inwiefern der Mithradienst (Cultus des persischen Sonnengottes) noch nachwirkte — durch Vermittelung Roms — bis auf die chronologische Fixirung eines der wichtigsten Daten der Christenreligion. Recht augenfällig wird die Benutzung und Umgestaltung einzelner Religionsbegriffe durch die Hebräer, wenn man von einem (zunächst assyrischen, dann von den Persern entlehnten) Sterngott Kirub (d. h. Cherub) liest, dessen Name auf einem assyrischen Amulet gefunden wird. Die Hebräer nämlich, welche ihre Cherubim als Wächter vor das Paradies und auf die Bundeslade, der Wohnung Gottes, lagerten, wie die mesopotamischen und persischen vor dem Palastthore stehen, haben die Vorstellung sammt dem Namen entlehnt und ihrer Religion gemäß umgestaltet. Von der Beurtheilung des Darius (Darajavus) durch den Verfasser ist oben schon einiges mitgetheilt worden; sein Sohn Xerxes (Chsajarsa) unterliegt auch hier dem landläufigen Urtheil. Das Landheer, welches dieser König gegen Griechenland führte, wird auf eine Million angeschlagen: eine Zahl, die nie wird bewiesen werden können, aller Wahrscheinlichkeit nach aber zu hoch gegriffen ist. Merkwürdig erscheint die Motivirung des Verfassers, wo es sich um die zwei Schiffbrücken über den Hellespont handelt. Mag man auch zugeben, daß „ein Ueberführen der Armee auf Schiffen zu lange aufgehalten haben würde", so klingt doch gewiß der zweite Grund, „weil bei einer Lagerung von etwa einer Million Menschen mit den entsprechenden Reit- und Zugthieren sicher eine Epidemie ausgebrochen sein würde", seltsam. Was wollte denn Xerxes in Griechenland? Er mußte sich doch, wie jeder andere Heerführer, auf mehrmaliges Lagern und längeres Lagern gefaßt machen; oder sollte er wirklich nur von einer raschen Promenade militaire hin und zurück, ohne irgend welchen Aufenthalt geträumt haben? Das hält ja aber auch die bestdisciplinirte Truppe bei solcher Distanz unmöglich aus.

Die „Geschichte des alten Indiens" hat ihren Bearbeiter gefunden an S. Lefmann in Heidelberg, der hoffentlich die Arbeit noch weiter fortführen wird; denn sie ist noch nicht vollendet. Das erste Buch soll über die altvedische Urzeit bis auf die Entstehung des Buddhathums handeln, und selbst dieses liegt noch nicht vollständig gedruckt vor; es enthält die Kapitel von der „ältesten arischen Bevölkerung", der „altvedischen Götterwelt", „Religion und Sittlichkeit", „Haus- und Familienleben", „Geschlechts- und Stammgemeinschaft", nebst einer (interessanten) „Einleitung", welche „die frühern Kenntnisse von Indien" zum Gegenstande hat, und worin wir z. B. erfahren, daß die Assyrier einmal im Industhal herrschten (Abbildungen von indischen Thieren auf den Obelisken von Ninive sollen dies beweisen); Skylax von Caryanda, Hekatäos von Milet, Herodot, Megasthenes, Strabo, der ältere Plinius, Pomponius Meta, Claudius, Ptolemäus werden nach Maßgabe ihres Wissens und ihrer Glaubwürdigkeit skizzirt, hernach was von persischen und chinesischen Nachrichten, was durch die Araber (zum Theil erst in neuerer Zeit) nach Europa gekommen ist; ferner die Reisen der drei Polo, Vater, Bruder und Sohn, von denen der letztere, Marco, besonders berühmt und wichtig geworden ist durch die umfassende Darstellung seiner Lebens- und Reisegeschichten; es folgt die Auffindung des neuen Seewegs nach Indien (womit natürlich ein Wendepunkt für die Kenntniß des Landes eintrat), die Begründung der verschiedenen Handelsgesellschaften, und endlich der Asiatischen

Gesellschaft in Kalkutta, die sich die Erforschung des asiatischen Alterthums in weitem Umfang zu ihrer eigentlichen Aufgabe setzte.

Die Verdienste einzelner Männer um Erschließung des Sanskrit (Wilkins, William Jones, Colebrooke, auch Deutscher wie Friedrich von Schlegel, Windischmann, Bopp, Rosen, Lassen) werden dann nach Gebühr gewürdigt, am Schluß der Einleitung aber zugestanden, daß eine indische Geschichte nicht viel anderes sein kann als eine Literatur- und Culturgeschichte; denn „altindisches Schriftthum hat keine Geschichtserzählung" und „es fehlt der im einzelnen chronologisch sichere Faden". Als frühere Heimat des Volks nimmt der Verfasser die turanischen Hochlande, das Stromgebiet des Oxus und Jaxartes an, und als letzte Trennung vom arischen Gemeinwesen die der Iranier und Inder: der Weg, den diese nahmen, um in das Siebenstromland zu gelangen, ging über den indischen Kaukasus, d. h. den Hindukusch. Schlagend und präcis ist die Charakteristik der Sprache, welche der Verfasser gibt, weniger anschaulich die der Religion ausgefallen. An letzterm trägt übrigens der Verfasser keine Schuld: die Vedenreligion entzieht sich nämlich in ihrer Zerfahrenheit und Buntscheckigkeit jeder Fixirung und jedem System. Wer ist Adity? Wo sind die Aditya? Wo Indra neben Agni, Agni neben Varuna, dieser wieder neben Mitra sozusagen alles sein kann und alle jeden Augenblick ineinander überfließen können, da kann, auch jede Entwickelung des einzelnen Götterwesens zugegeben, von keiner bestimmten Sphäre die Rede sein, welche dieser oder jener Gott auszufüllen hat. Mit dem Pfund der vergleichenden Mythologie hat übrigens der Verfasser sehr mäßig „gewuchert", und wir rechnen ihm diese Enthaltsamkeit hoch an (gezwungen erscheint uns nur die Anmerkung betreffend Rudra, und schwer verständlich die Parallele zwischen Yima und Yama [vgl. auch Anmerkung S. 111], obschon die Identität der Namen ja durchsichtig genug ist; interessant ist, wie auch hier in der indischen Mythologie der Baum und die Schlange eine Rolle spielen). In dem Abschnitt über Haus- und Familienleben wird mancher Leser mit Interesse an jenen Stellen verweilen, die von der Ansicht der alten Inder über Tod und Leben handeln, oder von der Leichenverbrennung der Witwen (welche ein ganz spätes, mit pfäffischer Hinterlist aus unschuldigen Texten heraus interpretirtes, den alten Indern völlig unbekanntes Institut ist), oder von den Vorstellungen derselben über den Zustand nach dem Tode. Denn „noch ist keine Bestrafung in einem Jenseits, und noch keine Aussicht auf ewige Belohnung. . . . Die altvedische Zeit hat diese Erfindung einer spätern Zeit und spätern Einbildung überlassen." Auch der Ahnencult wird den alten Indern abgesprochen. Wo ein Jenseits vorkommt, da ist es „eine Fortsetzung des Diesseits, ein anderes Diesseits, nur in erhöhtem Glanze, in Licht ohne Trübung, in Freude ohne Leid, in Vollkommenheit ohne Unvollkommenheit." Aber ist denn hier nicht so ziemlich dieselbe Anschauung ausgesprochen, welche wir auch im christlichen Dogma finden? Man wird also nur so viel zugeben können (und das scheint auch die Meinung des Verfassers in seiner hier nicht ganz durchsichtigen Darstellung zu sein), daß von einer Hölle, dem Orte der Qual, in den echten und alten Vedatexten nicht die Rede ist.

Die „Geschichte des Volkes Israel" (bisjetzt eine Lieferung, die, nach einer längern Einleitung, in einem ersten Buche die „Quellen für die Geschichte Israels unter der Königsherrschaft und die überlieferte Chronologie", in einem zweiten die Vorgeschichte des israelitischen Königthums behandelt) ist von B. Stade in Gießen bearbeitet. Der Verfasser schreibt in einem durchaus freien, kritischen, von keiner Scheu angehauchten Geist; er prüft die Tradition mit unerbittlicher Strenge und schafft eine Masse Schutt hinweg, welche der bibelgläubigen Menge bisher als solide und echte Bausteine gegolten hat. Manches glaubensselige Herz wird einen leisen Schauer, wenn nicht mehr, verspüren, wenn es den Boden wanken fühlt, auf dem bisher so sicher zu wandeln war. Und doch, bei allem Freisinn, der übrigens von bequem räsonnirender Freigeisterei weit entfernt ist, läßt sich der gelehrte Verfasser vielleicht doch wieder auf Gleisen ertappen, welche nicht sowol der nüchterne Verstand, als die von Jugend an durch Erziehung gelegte und durch Umgebung, Tradition und Gewohnheit genährte Anschauung groß gezogen hat. So in dem Satz, „daß selbst dasjenige Volk, welches die Idee der Weltherrschaft in weit großartigerm Maße verwirklichte als alle vor ihm und sie nicht auf den Despotismus des Einzelnen, sondern auf Gesetz und Recht gründete, das römische, mit seiner Geschichte durchaus nicht dieses allgemeine Interesse wie das immer politisch so unbedeutende Volk Israel erweckt." Wir möchten diesen Satz nicht ohne weiteres unterschreiben. Daß das Volk der Juden uns unsern Religionsstifter gegeben hat, ist doch ein Zufall, und jener ist es geworden trotz seinem Judenthum, nicht weil er diesem Volk angehörte. Wenn der Verfasser selber zugestehen muß, daß „für den alten Israeliten die Welt nichts weiter war als das Land, das ihn nährt; daher ist der Gott des alten Israels der Gott des Landes Israel, und die Realität der Götter der andern Völker wird nicht geleugnet; sie üben die gleiche Macht in den Ländern dieser, wie Israels Gott in der israelitischen Welt" — so ist, mag man auch, und mit Recht, die Religion für den wichtigsten Culturfactor im Leben eines Volkes halten, jene Religion doch himmelweit von der unserigen, überhaupt von jeder veredelnden Lebensmacht entfernt und hört sogar auf „allgemeines Interesse" beanspruchen zu dürfen. Vielen, und wahrlich nicht den Schlechtesten, kommt das jüdische Volk, wie es in den Büchern des Alten Testaments uns entgegentritt, stellenweise (um es milde auszudrücken) recht widerlich und antipathisch vor. Wohl unsern Nachkommen, daß „die Religion des Zeitalters des Esra — denn das ist jener Mosaismus — ebenso wenig die Religion der kommenden Zeiten sein kann als der Pharisäismus".

Ich weiß auch nicht, mit welchem Recht man behaupten kann, daß sich mit der Entwickelung des Judenthums (aus dem Israelitismus) ein neues, der antiken Welt bisher Unbekanntes zeigt: eine von der Religion durchaus abhängige Sittlichkeit. Das scheint uns gar nichts „Neues"; wir möchten vielmehr fragen, bei welchem antiken Culturvolke denn die Sittlichkeit von der Religion unabhängig gewesen sei? Etwa bei den Indern? Etwa in der zoroastrischen Religion? Oder bei den Griechen, wo keine einzige sittliche Potenz ohne ihren göttlichen Stellvertreter und Wächter erscheint? Der Verfasser unterscheidet scharf zwischen der wirklichen und wahrhaftigen Geschichte Israels, welche sich an Mündige wende, und der biblischen, erbaulichen Geschichte, welche zu den Kindern spreche. Jene, sagt er, „zerstört manche Illusion" (z. B. das ganz unhistorische Bild von David), „aber für das Genommene gibt sie immer etwas weit Besseres zu bleibendem Besitz". Fragen wir, was denn? so lautet die Antwort: „sie vermag den denkenden Geist des Menschen für die Vorgeschichte der christlichen Gedanken zu interessiren und für dieselbe zu gewinnen." Wirklich? Doch nur insofern man einsehen lernt, daß die christliche Gedankenwelt so ungeheuer verschieden ist von der jüdischen. Aber dieser (durch Negation erzielte) „Gewinn" ist doch ein blos wissenschaftlicher, und es ist nicht abzusehen, wie daraus etwas abfallen soll für das psychische Interesse an „christlichen Gedanken". Ueberhaupt scheint uns mit jenem Satz eine der Kritik nicht würdige, wenn schon gewöhnlich für nothwendig erachtete Concession gemacht zu sein an die völlig ungerechtfertigte, gedankenlos gestellte und gewohnheitsmäßig nachgesprochene Forderung der Halbgebildeten, daß die Kritik, wenn sie negire und zerstöre, einen Ersatz für das Verlorene zu bieten habe. Das heißt den Geist zum Packträger der Utilität herabwürdigen. Der einzige — aber oft recht bitter schmeckende — Ersatz ist und bleibt die Wahrheit, und das hat schließlich auch der Verfasser eingestehen müssen. Welchen Ersatz wird er denn den Römlingen bieten, welche die höchst lesenswerthe Anmerkung auf S. 15 beherzigen, wo von der berühmten Stelle gesprochen wird: „und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen" (Matth. 16, 18).

Das Wort „Anmerkung" führt uns ungesucht auf die Bemerkung, daß beinahe keine Seite von solchen frei, mit andern Worten, daß das Werk in hohem Grade ein gelehrtes, mit wissenschaftlicher Verbrämung reich ausgestattetes ist. Und trotzdem kann und wird es auch der Laie mit hohem Interesse lesen. Er kann sich dieser sämmtlichen Zuthaten entschlagen und sich mit dem bloßen Texte begnügen, denn dieser reicht zum Verständniß vollkommen aus; aber er wird auch eine große Zahl der Anmerkungen nicht blos verstehen, sondern auch für höchst instructiv erklären müssen. Es schadet auch nicht, wenn der Laie (als welchen sich auch Referent bekennen muß) aus dem gelehrten Apparat die Ueberzeugung gewinnt, daß der Verfasser ein Mann der strengen Wissenschaft sei. Diese Ueberzeugung wird noch verstärkt durch die unerbittliche Strenge, womit der Verfasser mit berühmten Namen — wie Lenormant, Maspero, Oppert — ins Gericht geht. Inwiefern freilich diese Abweisungen gerechtfertigt sind, muß Fachmännern zur Entscheidung überlassen werden.

Einer der wichtigsten und wol auch unanfechtbarsten Sätze der Einleitung ist jedenfalls der, daß die hebräischen Geschichtschreiber dem volksthümlichen (sollte doch wol heißen volksmäßigen) das verwandtschaftliche Element unterschieben, und daß ethnologische Verhältnisse nicht nur durch das Verhältniß der Abstammung, sondern auch durch das einer Heirath veranschaulicht wurden. Diesen so grundwahren und so einfachen Vorgang hat die Geschichtschreibung bei andern, d. h. bei profanen, Völkern schon längst anerkannt (so z. B. bei den Griechen); bei dem „heiligen" Volk (si diis placet) hat man nicht gewagt, ihn anzunehmen! Demgemäß sind also Namen wie Sara, Rebekka, Lea, Rahel, Bilha, Hagar u. s. w. keine Personen-, sondern Stammnamen und werden es wol bleiben trotz des Protestes von „gläubiger" Seite her. Der Verfasser läßt sie billig, die Hebräer so gut wie andere Völker, ihre Mythographie haben; an der Stelle der epischen Dichtung der alten Griechen aber stehen bei den Hebräern Gedichte über einzelne große Thaten der Heroenzeit; daraus zieht der Verfasser den Schluß, daß „die alten Lieder der Hebräer aus vorhistorischer Zeit aus einer weit vorzüglichern Quelle sind als die Epen anderer Völker"; so also gilt ihm das Deborah-Lied, das älteste Denkmal hebräischer Rede, historisch für beglaubigter als irgendeine Thatsache aus „Ilias" oder „Odyssee". Mit Recht; denn allerdings ist bei den Griechen z. B. der mythologische Webstuhl so überaus thätig, daß die historischen Fäden auf Unsichtbarkeit reducirt sind. Wichtig ist auch die Entdeckung (ob des Verfassers oder irgendeines Vorgängers wissen wir nicht), daß die Sagen der alten Israeliten sammt und sonders zugleich die Localsagen einzelner Heiligthümer sind: so ist die Abraham-Sage geknüpft an das Heiligthum zu Hebron, die Isaak-Sage an den heiligen Brunnen zu Beerseba, die Jakob-Sage an den heiligen Stein zu Bel-el. Dem entsprechend sind die zur Verherrlichung der alten Heiligthümer geschriebenen Sagenbücher der hebräischen Geschichtschreibung vorausgegangen, und mit dieser Geschichtschreibung ist es, nach des Verfassers Urtheil, so beschaffen, daß das Volk Israel keinerlei sichere und verständliche historische Erinnerungen über die Ereignisse besitzt, welche vor der Zeit seiner Ansiedelung im Westjordanlande liegen. Daraus mag geschlossen werden, welchen Werth die sogenannten Fünf Bücher Moses' in rein geschichtlicher Beziehung haben, deren jüngste Theile erst im Exil entstanden sind. Das Buch Josua ist nichts als ein Reflex der Bildung des Stammes Benjamin; die meisten der sogenannten Richter sind keine Personen, sondern Heroes eponymi u. a. m., sodaß von einer Richterzeit im Ernst gar nicht gesprochen werden kann; von den Propheten sind nur diejenigen auf uns gekommen, deren

Weissagungen eintrafen, von denen aber, welche im Gegensatz zu Jeremias den Sieg des judaischen Staats über Babylon prophezeit haben, auch nicht ein einziges Wort; der Psalter ist kein Erzeugniß des Israelitismus, sondern des nachexilischen Judenthums; erst von der Zerstörung Samarias (722) an stehen die chronologischen Angaben über die Geschichte Israels fest; der Tempelbau Salomo's war so wenig ein Ereigniß von grundlegender religiöser oder politischer Bedeutung, als für das Israel der frühern Zeit der Auszug aus Aegypten; er war eine Cultusstätte neben andern und stand hinter vielen andern an religiöser Bedeutung weit zurück; das Volk Israel ist ein Mischlingsproduct, erst durch die Einwanderung ins Westjordanthal (aus dem Osten) entstanden; es ist nicht als festorganisirtes Volk aus Aegypten gewandert und nach so vielen Kreuz- und Querzügen im Westjordanlande angekommen; ferner: der Edomiter Esau soll in seiner Verbindung mit seinem Bruder Jakob nur die Mischung des edomitischen mit israelitischem Element zum Ausdruck bringen; der Doppelname Jakob-Israel erklärt sich lediglich durch Identificirung und Verschmelzung zweier als Heroes eponymi verehrten mythologischen Figuren; aber auch Joseph, Isaak, Abraham sind solche Stammheroen. Diese Sätze des Verfassers sollen hier nichts weiter bezwecken, als die Art und die Resultate seines kritischen Verfahrens zu kennzeichnen; man sieht, in diesem Schmelztiegel verdunstet so ziemlich alles, was man bisher biblische Geschichte geheißen hat. Auch von einem Aufenthalt der Israeliten und Moses' in Aegypten will der Unerbittliche nichts wissen, und also nicht von Aegypten aus, sondern von der Sinaihalbinsel her ist das Volk Israel ins Ostjordanland eingewandert. Wer mit der Sagengeschichte anderer Völker vertraut ist, wird sich diese und ähnliche Vorstellungen wol auch schon über die „Geschichte" der Hebräer gebildet haben, da ja gewisse Haupt- und Grundzüge in der Psyche jedes Culturvolks wiederkehren und es ein wahres Weltwunder wäre, wenn blos diese Hebräer zu einer ausnahmsweisen Entwickelung sollten prädestinirt gewesen sein. Indem nun aber der gelehrte Verfasser diese seine Aufstellungen nicht etwa als Analogien und Parallelen vorträgt, sondern sie mit einer Fülle kritischen Materials beweist und als zwingende Schlußsätze unanfechtbarer Prämissen erscheinen läßt, wird jeder unbefangene und mit den Grundzügen der Völkerpsychologie vertraute Leser dieser Beweisführung mit demjenigen Interesse und derjenigen Genugthuung folgen, welche der Satz: „Die Wahrheit über alles", stets in seinem Gefolge hat.

Unter den Einzelbearbeitungen des geschichtlichen Stoffs in vorliegendem Sammelwerk ist, quantitativ, die imposanteste Leistung die des bewährten Geschichtschreibers G. F. Hertzberg in Halle: „Geschichte von Hellas und Rom". In nicht weniger als sieben Lieferungen hat er die römische Geschichte bis Marc Aurel behandelt, und in vier Lieferungen die griechische bis zur Schutzherrschaft des dritten Philipp. Eine auch nur die Hauptepochen begleitende Anzeige eines Werks von solchem Umfang würde die Grenzen unsers Raums weit überschreiten. Einige wenige Bemerkungen mögen und müssen daher genügen. Zuerst Aeußeres. Die decorative Ausstattung erhält sich, wie das bei der Schilderung des Griechenvolks nicht mehr als billig ist, vollständig auf der Höhe der den frühern Heften gewidmeten Sorgfalt; die einzelnen Stiche sind prächtig und (ein Vorzug, den man nicht jedem illustren und illustrirten Werk nachrühmen kann) keiner ist überflüssig, keiner berechnet auf bloße Raumausfüllung oder motivirt durch den bequemen Umstand, schon vorhandene Clichés an den Mann bringen zu können. Dann aber, obschon dies vielleicht nicht so ganz etwas Aeußerliches ist, als viele glauben, hat der Verfasser auf die Form seiner Darstellung viele Sorgfalt verwendet, mehr als andere von seinen Collegen. Hinreißenden Schwung zwar, der übrigens gerade in der historischen Darstellung sein Bedenkliches hat, indem er gar gern in Phrase umschlägt, wird man nicht finden, dagegen klare, stilistisch abgewogene Schilderung, die mit den Gesetzen der Schönheit und Correctheit meist auf gutem Fuße steht.

Von innern Vorzügen möchten wir hervorheben die Quellenkenntniß des Verfassers und seinen Anschluß an bedeutende Autoritäten, wo die seinige nicht ausreicht, sowie die gewissenhafte Benutzung neuerer Forschungen (man vergleiche beispielsweise in der Griechischen Geschichte das Kapitel über Lykurg und seine Verfassung, obschon der Verfasser dieses erste Buch „nur in einigen kurzen Umrissen" zusammenfassend absolvirt); in der Römischen Geschichte ferner beweist jede Seite der die Kaiserherrschaft behandelnden Darstellung den Anschluß an die neuern und neuesten Forschungen, besonders an denjenigen Mann, der mit Recht als die erste und unbestrittenste Autorität auf diesem Gebiete gilt. Vielleicht sogar geht hier die Abhängigkeit zu weit: die von Mommsen angenommene sogenannte Dyarchie wenigstens, so richtig diese Unterscheidung auch der Theorie nach und als juridische Begriffsbestimmung sein mag, scheint uns für die Praxis — und das ist am Ende doch die Hauptsache — keineswegs so haltbar und unumstößlich zu sein, als der Verfasser annimmt, und eine Anzahl von Thatsachen, die er anführt, sprechen nicht gerade zu ihren Gunsten, sondern lauten in hohem Grade „monarchisch". Wer sich für die Benutzung neuerer Forschungen interessirt, mag in aller Kürze noch auf die Bedeutung des Namens „Pelasger", Achäer, des Verhältnisses zwischen Achäern und Aetolen, zwischen dem delphischen Orakel und den „Hellenen" verwiesen werden. (Verdienten aber die „Heloten" nicht auch eine kurze Begründung? Sie scheinen gar zu flüchtig und obenhin erwähnt.) Er prüfe sodann die Bemerkungen über den Unterschied zwischen der Natur von Italien und der von Griechenland und die daraus hervorgehenden Folgen für die geschichtliche Entwickelung der beiden Völker, ferner zwischen den städtisch concentrirten Latinern und den übrigen dem Particularismus verfallenen

Italern, die Schilderung der landschaftlichen Physiognomie Italiens von damals im Vergleich zu heute (wo die Untersuchungen Hehn's den Verfasser geleitet haben), der westlichen und östlichen Völkergruppen, in welche die Italer (Italiker) zerfielen (wobei es übrigens fraglich ist, ob wirklich der Name „Italia" das „Rinderland" bedeute und ursprünglich nur auf das spätere Bruttium beschränkt gewesen sei), der italischen Religion, welche „die Götter als Abstractionen des Irdischen auffaßt" (aber wirklich schon so früh? und ist es wirklich so ausgemacht, daß der ursprüngliche italische Gottesdienst vor dem Eindringen der griechischen Einflüsse keine Gottesbilder und Gotteshäuser hatte? Waren denn Penaten und Laren nicht auch Gottesbilder?), der Etrusker, dieses noch immer völlig räthselhaften, in seiner Sprache und seinen Sitten ganz isolirt stehenden Volks, das übrigens „ethnographisch auf die Gestaltung des römischen Volks so gut wie gar nicht eingewirkt hat" (das werden wir schwerlich so sicher wissen, als der Verfasser meint, wenn wir auch jetzt trotz den Hoffnungen des vergangenen Jahrzehnts sicher behaupten dürfen, daß die Etrusker nach Herkunft und Sprache mit den übrigen Italikern nichts zu schaffen haben), ferner die Stellung des Verfassers zu der „fabelhaften Idee von der Entstehung der Römer aus einem Haufen albanischer Hirten, kecker Abenteurer" u. s. w., seine Annahme von zwei local getrennten Einwohnerschichten im ältesten Rom, den sogenannten montani auf und um den Palatiumhügel und der collini auf und um den Quirinalischen Hügel u. s. w. — diese nur beispielsweise gewählten Punkte können dem Leser einen Begriff geben von der Art, wie der Verfasser arbeitet.

Es drängte den Referenten, in der Kaisergeschichte fürs erste diejenigen Stellen zu einem Florilegium zu gruppiren, wo der Verfasser von der Macht und den Rechten des Princeps (zunächst des Augustus) spricht, und es ist in der That verführerisch, jene sogenannte „Dyarchie" (warum denn nicht wenigstens Dittarchie?) zu illustriren durch die Fülle von Rechts- und Machttiteln, welche dem Principat zukommen — der Leser darf uns aufs Wort glauben, daß sich in einer solchen Stellenbeleuchtung die „Dyarchie" recht sonderbar ausnimmt. Aber es würde zu viel Raum dadurch absorbirt, und Referent schließt hier mit der Versicherung, daß der Leser gerade in der Partie des Werks, welche der Kaisergeschichte gewidmet ist, in einer mit seltenen Ausnahmen glatten und tadellosen Form neben rein geschichtlichem eine Fülle von culturhistorischem, statistischem und antiquarischem Stoffe niedergelegt findet, wie es dem universellern Standpunkt entspricht, welchen die moderne Geschichtschreibung einnimmt.

J. Mähly.

Frauengestalten der Geschichte und Sage.

Frauengestalten aus der Sage und der Geschichte aller Zeiten und Völker. Für Schule und Haus gesammelt und bearbeitet von Ferdinand Schmidt. Jena, Costenoble. 1881. Gr. 8. 3 M.

Nachdem wir in d. Bl. wiederholt auf die verdienstlichen Leistungen des obengenannten Verfassers auf dem Gebiete volksthümlicher Literatur hingewiesen, erfüllen wir heute die angenehme Pflicht, auf ein Werk von ganz gleicher Tendenz, aber ungleich größerm Umfang und höherm literarischen Werth aufmerksam zu machen; mit ebenso viel Fleiß als Geschick zusammengestellt, darf dasselbe als eine beachtenswerthe Gabe auf dem Gebiete der Geschenkliteratur für unsere Frauen und Töchter begrüßt werden. „Wer zählt die Frauen, nennt die Namen?" möchten wir mit einer Variante des Dichterwortes ausrufen; denn der stattliche Band enthält nicht weniger als funfzehn dem Alterthum, achtzehn dem Mittelalter, zweiunddreißig der neuern Zeit entlehnte Charakterbilder hervorragender Frauen der Sage und Geschichte. Diese Fülle des Ewig-Weiblichen scheint dazu angethan, in ihrer Gesammtheit einen fast überwältigenden Eindruck hervorzurufen; doch nimmt die aus jeder Zeile hervortretende milde Gesinnung, eine in den Schranken natürlicher Gesetzmäßigkeit gehaltene Anschauung von dem Leben und Wirken der Frau diesem Heroinencongreß jede herausfordernde Haltung. Unbeschadet des in der Vorrede von dem Verfasser dargelegten vortrefflichen Princips, unserer weiblichen Generation in dem Buche Beispiele erhabener Tugend und in einzelnen Fällen (vgl. die Teufelinnen Brunhilde und Fredegunde) Exempel weiblicher Verkommenheit zum Zwecke „fruchtbarer und heilsamer Betrachtung" aufzustellen, hätte bei einigen, besonders der streng geschichtlichen Typen, eine schwungvollere, vertieftere Darstellung diesen fleißigen Mosaikbildern gewiß einen kräftigern Grundton verliehen — die Charakterisirung wäre dadurch beseelter, dramatischer gestaltet und die Wirkung unmittelbarer geworden. Wir erinnern hier nur an Elisabeth von England und Maria Stuart, an Katharina von Medici, Katharina II. von Rußland, während dagegen die Frauengestalten, die einen mehr schlicht bürgerlichen Anstrich haben, z. B. die liebe Dorel (Dorothea Sibylla), Katharina Bora, Uhland's und Schiller's Mutter, mit liebenswürdigen, gemüthvollen Zügen aus dem Rahmen der anziehenden Schilderung auf die nachgeborenen Geschlechter niederschauen. Am besten haben uns jedoch die Gestalten der Sage gefallen, weil hier das dichterische und menschliche Element ohne geschichtliche Zuthat zu uns spricht, einfach-lieblich in der indischen (Sakuntala, Savitri, Damajanti), anmuthig in der homerischen (Andromache, Penelope, Iphigenia), machtvoll ergreifend in der germanischen Sage (Kriemhild, Brunhild, Gudrun). Einzelne

der zahlreichen Frauencharaktere sind nur als Skizzenblätter zwischen die im Detail ausgeführten Bilder verstreut, z. B. die heilige Elisabeth (leider nicht ohne das uns stets abstoßende Rosenwunder), Amalasuntha, Agnes Bernauer, die heldenmüthige Nonne. Der Stil hält sich nicht überall auf der gleichen Höhe mit den geschichtlich gegebenen Verhältnissen oder der edeln Anschauung des Verfassers; im ganzen aber darf die Kritik ein Werk mit Anerkennung begrüßen, welches zur bildenden und erhebenden Lektüre für unsere Frauen und Töchter geeignet erscheint. Auch Druck und äußere Ausstattung sind des schönen Inhalts durchaus würdig.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Revue des deux mondes" vom 1. November 1881 widmet den „Ahnen" von Gustav Freytag eine längere Besprechung aus der Feder von J. Bourdeau, die mit folgenden Worten schließt: „Wir haben zu bemerken, daß Freytag in seiner letzten Erzählung nirgends den Krieg von 1870 erwähnt, sei es daß ihm die Ereignisse zu neu und gegenwärtig schienen, um sich für dichterische Darstellung zu eignen, sei es daß, während er wol den Stolz und die Begeisterung des siegreichen Heeres theilt, es ihm doch nicht zusagt, den exclusiven Militarismus als das letzte Ziel zu betrachten, mit welchem die Leiden und Anstrengungen so vieler Generationen enden sollten, und in der Pickelhaube die Krönung des kaiserlichen Gebäudes zu erblicken (!). Die aus diesem Werke hervorgehende These ist vielmehr, daß die durch die Waffen eroberte und von den Waffen beschützte deutsche Einheit durch die freie Discussion der heutigen Regierungen sich erhalten und kräftigen müsse. Was dem Werke Freytag's eigentlich zu Grunde liegt und es durchweht, ist die Idee des Vaterlandes außer und über dem Parteigeist. Der neuere deutsche Patriotismus hat dieses Besondere, daß er wesentlich künstlich und nicht angeboren ist, daß er erlernt, erklärt, aufgewärmt werden muß.... Dieser ausschließlich nationale und patriotische Gesichtspunkt erklärt zugleich den Erfolg der «Ahnen» in Deutschland und das geringe Interesse, welches sie dem Ausländer einflößen. Wenn wir das Werk mit Neugier lesen, so geschieht dies weniger wegen des wirklichen Verdienstes des Buchs, als um die Geistesrichtung der Deutschen besser kennen zu lernen, um die Spuren ihrer Vorurtheile bis in ein für unbedeutend gehaltenes Genre zu verfolgen. Das ganze Werk ist so voll von Tendenzen und Abstractionen, daß für die selbstgenugsame Kunst nichts übrig bleibt. Nicht als ob Freytag kein sorgfältiger Schriftsteller wäre, der es nicht gewissenhaft mit der Form nähme. Sein Stil ist klar, farbenreich, minutiös; trotz des Mangels an Lebhaftigkeit im Dialog und neben zu langen Reden stößt man hier und da auf Seiten voll feiner Biederkeit und herzlicher Gutmüthigkeit, deren sorgfältige Ausführung an die guten Genremaler, einen Knaus und Menzel, erinnert. Hier zeigt sich das Talent des Verfassers in all seiner Grazie und Freiheit. Und dennoch, in unsere gegen jede Langsamkeit sich sträubende, so lebhafte und leichtfüßige Sprache übertragen, bewegt sich diese deutsche Prosa mit schwerem Schritte. Das von Freytag gepflegte Genre des historischen und politischen Romans ist, wenn nicht unberechtigt, doch jedenfalls ein Genre des Uebergangs; mit Recht in Frankreich und England aufgegeben, hat es nur noch in Deutschland eine Stätte. Hierin sind die Deutschen um dreißig Jahre zurück. Sie vernachlässigen auch noch jetzt den psychologischen Roman, das Gefühls- und Charakterstudium zu sehr (?). Nicht allein hat sich Freytag wenig damit befaßt, die Sitten und Gebräuche der Ahnen ihrer Wahrheit und Roheit nach treu zu schildern, sondern er hat sich nicht einmal bemüht, lebende, bewegliche und mannichfaltige Wesen als Vorbilder zu nehmen, die vom Conflict der sich vereinigenden Wünsche und Begierden bewegt sind, welche ins Unendliche sich kreuzen und bei verschiedenen Menschen ebenso variiren wie deren Gesichtszüge. Seine Gestalten sind eine Verkörperung vorgefaßter Thesen und abstracter Leidenschaften, symbolische Figuren, die stets nach unabänderlichen Regeln handeln, nur gewissen historischen Veränderungen zugänglich sind, deren Form stets dieselbe ist: Marionetten, die sich nur durch die Tracht voneinander unterscheiden, in derselben Stellung beharren, durch die einzige Feder des Patriotismus in Bewegung gesetzt werden, zum Ausdruck deutschen idealen Charakters, der Aufrichtigkeit, Biederkeit, Keuschheit, des Muthes und der Selbstverleugnung erstarrt sind — Wesen, die, mit jeder Vollkommenheit ausgestattet, nur einen Fehler haben, den, daß sie nicht leben, und die Güte, Gerechtigkeit und den Adel der nationalen Sache, die den Verfasser unterstützt, zu sehr beweisen. Man könnte von den Romanen noch mehr als von der Geschichte sagen: Scribitur ad narrandum, non ad probandum."

— Die „Rivista Europea", Band XXVI, Heft 2, bespricht das „System der Künste", entwickelt von Max Schasler, und sagt, es scheine ihr dieses Werk dazu bestimmt zu sein, der Aesthetik einen ganz neuen Anstoß zu geben, denn der Verfasser habe ein allen Künsten innewohnendes Princip gefunden, welches eine strenge Klassification derselben ermögliche, was bisher keiner Aesthetik gelungen sei. Jedenfalls habe sein Buch den seltenen Werth, daß es Ideen von der höchsten Wichtigkeit anrege und zum Nachdenken veranlasse.

Ueber „Gibt es einen Weltzweck" von F. Reiff heißt es ebendaselbst: Der Verfasser habe viel Geschick in der Fragestellung und in der Polemik mit seinen Gegnern bewiesen. Sobald er aber beim positiven Beweise für den Weltzweck anlange, verwickle er sich in ein Labyrinth, aus dem kein Ausgang ist. „Nichtsdestoweniger", sagt der Referent, „empfehlen wir die Schrift denen, welche mit dem Verfasser nicht allein schon an einen geistigen Gott, sondern an den Gott der Christen glauben, der durch das alleinige Mittel der Erlösung den von Ewigkeit her vorbestimmten Weltzweck zu erreichen vermag."

— Ueber „Angela" von Friedrich Spielhagen sagt das „Athenaeum", Nr. 2818: „Es ist wünschenswerth, daß selbst der erfolgreichste Schriftsteller von Zeit zu Zeit sein selbstgeschaffenes Gleis verlasse und seine Schritte auf frischem Pfade versuche. Nach diesem Grundsatze scheint Spielhagen letzthin gehandelt zu haben. In «Angela» haben wir ein von seinen Vorgängern ganz verschiedenes Werk. Man hält es für eine bemerkenswerthe Thatsache, daß es in jeder Familie ein Mitglied gibt, welches sich von den übrigen gänzlich unterscheidet und so eine angenehme Abwechselung einführt. «Angela» ist Spielhagen's abweichendes Kind. Es ist ein Sensationsroman vom sensationellsten Typus, weder besser noch schlimmer als die meisten Novellen dieser Gattung — im ganzen, vom Gesichtspunkte von Freunden dieser Dichtungsart besser, da es in einen kurzen Zeitraum mehr sensationelle Begebenheiten zusammendrängt, als wir uns erinnern selbst in den Blättern von Miß Braddon begegnet zu sein.... Der Roman erlangt ein eigenthümliches Interesse aus der Thatsache, daß er augenscheinlich nach französischen Mustern

zugeschnitten ist und deutlicher als bisher die angeerbten Verschiedenheiten in Sprache und Charakter der Franzosen und Deutschen erkennen läßt, da, was beim Franzosen naives und fast unbewußtes Laster, beim Deutschen selbstbewußtes, wohlerwogenes und überlegtes Verbrechen ist."

— Die „Saturday Review", Nr. 1355, bespricht unter anderm mit Anerkennung: „Algerien nach funfzig Jahren französischer Herrschaft" von Bernhard Schwarz; „Dr. Ludwig Leichhardt's Briefe an seine Angehörigen", herausgegeben von B. Neumayer und Otto Leichhardt; „Englische Handelspolitik gegen Ende des Mittelalters" von Georg Schanz; „Encyklopädie der neuern Geschichte" von W. Herbst; „Friedrich I. und die Römische Curie in den Jahren von 1157—1159" von Walter Ribbeck; „Der Einfluß des Islam auf das häusliche, sociale und politische Leben seiner Bekenner. Eine culturgeschichtliche Studie" von C. N. Pischon, und „Die Religionen der europäischen Culturvölker" von Julius Lippert.

In Nr. 1360 bespricht dasselbe Blatt „Zwei Bücher zur socialen Geschichte Englands" von Adolf Held und sagt, nachdem es den beklagenswerthen Unfall erwähnt, der den Verfasser dahingerafft: „Genug ist jedoch übrig geblieben, um einen recht guten Anfang zu bilden und zu zeigen, daß die Vollendung des Buchs ein nützliches und ehrenvolles Unternehmen für eine berufene Hand sein würde. . . . Man kann daraus schließen, daß Held das Princip der jüngsten Bemühungen des Fürsten Bismarck, den Socialismus von der Socialdemokratie zu trennen, gebilligt habe, so geneigt er wahrscheinlich auch gewesen sein würde, die angewandten Mittel zu tadeln."

Von Arnold Ruge's „Geschichte unserer Zeit von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs" heißt es in der Revue, das Werk sei natürlich vom Gesichtspunkte des äußersten Liberalismus geschrieben und gleiche in vieler Hinsicht eher einer Flugschrift als einer Geschichte. Gleichwol sei es voll Geist, ehrlich in der Absicht und lobenswerth kurz.

Ferner lesen wir daselbst: „K. Wieseler's «Untersuchungen zur Geschichte und Religion der alten Germanen in Asien und Europa» zeigen viel Gelehrsamkeit, aber kaum ebenso viel Urtheil. Er wird es schwer finden, Philologen zu überzeugen, daß die Germanen mit den Kymren oder selbst mit den Parthern zu identificiren seien."

Zu E. Dühring's „Sache, Leben und Feinde" sagt das Blatt: „Dühring nimmt in mancher Hinsicht eine Schopenhauer ähnliche, aber weit nachtheiligere Stellung ein. Schopenhauer besaß ein unabhängiges Vermögen und konnte die Zunft oder den Ring der Professoren, die zwischen ihm und dem Publikum standen, nach Herzenslust schimpfen, ohne Furcht vor unglücklichen Folgen; wenn der arme Dühring aber dieselbe Freiheit genießt, so geschieht es nur, weil die Zunft ihn jetzt nichts mehr zu verlieren gelassen hat. Er ist seiner Professur *) beraubt worden, ist außer Stande, mit irgendeiner politischen oder philosophischen Partei zusammen zu wirken, und steht allein in Deutschland, ein intellectueller Ischmael. . . . Ein solcher Mann", so schließt die Besprechung, die ihm Originalität und Biederkeit zuspricht, „sollte etwas Besseres zu thun haben, als illiberale Schmähungen auf Professoren und Juden loszulassen und zu beweisen, wie gründlich er selbst von Goethe's Maxime durchdrungen ist: «Nur die Lumpe sind bescheiden.»"

Ueber „Reise in der Troas im Mai 1881" von H. Schliemann sagt die „Review" nach kurzem Eingehen auf den Inhalt, die Reise sei sehr angenehm geschildert und die Schrift an und für sich ein hinlänglicher Beweis für die Echtheit von Schliemann's homerischem Enthusiasmus.

*) Eine solche hat er nie bekleidet, sondern war nur Privatdocent; wohl aber hat man ihm bekanntlich die venia legendi entzogen. D. Red.

Bibliographie.

Ackermann-Haßlacher, Berta, Rächet euch nicht. Schauspiel. Stuttgart, Greiner. 1881. Gr. 8. 1 M.

Arnold, J., Schlichte Verse. Nebst einem Anhang, enthaltend die Gedichte von K. Arnold. Leipzig, Mutze. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Ascheraden, M. v., Phaläna und Meli. Modernes in altem Sagen-Spiegel. Leipzig, Schlicke. 8. 4 M.

Baumbach, R., Spielmannslieder. Leipzig, Liebeskind. 12. 2 M.

Bäumker, W., Zur Geschichte der Tonkunst in Deutschland von den ersten Anfängen bis zur Reformation. Eine Reihe verschiedener Abhandlungen. Freiburg i. Br., Herder. 1881. 8. 1 M. 60 Pf.

Beudel, J, Firdusi. Trauerspiel. Prag, Dominicus. 1881. Gr. 8. 3 M.

Bizyenos, G. M., Das Kinderspiel in Bezug auf Psychologie und Pädagogik. Leipzig, Matthes. 1881. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Bloch, J. S., Jean Bodin, ein französischer Staatsmann und Rechtslehrer, ein Vorläufer Lessings aus dem 16. Jahrhundert. Vortrag. Frankfurt a. M. 1881. Gr. 8. 60 Pf.

Blümner, H., Laokoon-Studien. 1stes Heft: Ueber den Gebrauch der Allegorie in den bildenden Künsten. Freiburg i. Br., Mohr. 1881. Gr. 8. 2 M.

Briefe von J. G. v. Zimmermann, Wieland und A. v. Haller an Vincenz Bernhard v. Tscharner. Herausgegeben von R. Hamel. Rostock, Werther. 1881. Gr. 8. 2 M.

Brülcke, P., Die Entwicklung der Reichsstandschaft der Städte. Ein Beitrag zur Geschichte der Reichstage von der Mitte des XIII. bis zum Ende des XIV. Jahrhunderts. Hamburg, Kriebel. 1881. Gr. 8. 2 M.

Bruns, C. G., Kleinere Schriften. 2 Bde. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 20 M.

Collins, W., Der schwarze Rock. Roman. Aus dem Englischen von J. v. Böttticher. Einzig autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Berlin, Engelmann. 8. 7 M. 50 Pf.

Corvus, M., Schwester Carmen. Aus dem Leben einer Herrnhuter-Kolonie. — Schein und Sein. Erzählung. Leipzig, Schlicke. 8. 5 M.

Cossa, P., Plautus und sein Jahrhundert. Schauspiel und ein Prolog. Mit Autorisation des Verfassers deutsch bearbeitet von H. Lungwitz. Plauen, Neupert. 1881. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Dederich, H., Gotthold Ephraim Lessing, der Apostel der Denkfreiheit. Leipzig, Morgenstern. 1881. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dickens, C., Fünf Weihnachtsgeschichten. Leipzig, Weber. 8. 5 M.

Dunajew, Wanda v. (Frau v. Sacher-Masoch), Die Damen in Pelz. Geschichten. Leipzig, Morgenstern. 1881. 8. 3 M.

Düntzer, H., Lessings Leben. Mit authentischen Illustrationen: 46 Holzschnitten und 8 Facsimiles. Leipzig, Wartig's Verlag. Gr. 8. 9 M.

Erinnerungsblätter an Freiherrn Reinhard v. Dalwigk zu Lichtenfels. Eine Lebensskizze von einem alten Diplomaten. Mit dem Bildniß des Freiherrn v. Dalwigk. Mainz, Kirchheim. 1881. Gr. 8. 2 M. 20 Pf.

Euler, G. A., Die hohe Karlsschule. Eine historisch-pädagogische Studie. Stuttgart, Metzler. 8. 1 M.

Fogazzaro, A., Mirauda. Aus dem Italienischen übersetzt von A. Meinhardt. Leipzig, Friedrich. 12. 2 M.

Friedmann, A., Gedichte. Leipzig, Friedrich. 12. 3 M.

Grün, A., Die deutsche Rechtschreibung, mit besouderer Berücksichtigung der preussischen und badischen Verorduungeu. Vortrag. Karlsruhe, Reuther. 1881. Gr. 8. 50 Pf.

Güll, F., Leitstern auf der Lebensfahrt. Ein Spruchbrevier für jeden Tag des Jahres. Mit Titelornamenten und Zierleisten von A. Gottschaldt. Leipzig, A. Dürr. 1881. 8. 4 M. 50 Pf.

Hart, H., und J. Hart, Das Buch der Liebe. Eine Blütenlese aus der gesammten Liebeslyrik aller Zeiten und Völker. In deutschen Uebertragungen. Leipzig, O. Wigand. 12. 7 M.

Hauffer, M., Für Haus und Herz. Ein Album mit Original-Beiträgen deutscher Dichter und Dichterinnen. Breslau, Schletter. 1881. 8. 5 M.

Hesekiel, Ludovica, Elisabeth Luise, Königin von Preußen, Gemahlin König Friedrich Wilhelms IV. Ein Lebensbild. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1881. 8. 1 M. 75 Pf.

Hoyer, Die Grabstätten der deutschen Kämpfer aus den Jahren 1870/71 in Belgien. Oldenburg, Schulze. 8. 60 Pf.

Hüni, E., Drei Novellen. Zürich, Schmidt. 8. 3 M.

Deutsche Humoristen aus alter und neuer Zeit. In einer Auswahl und mit litterarischen Einleitungen herausgegeben von J. Niffert. 1ster Bd.: Franz von Gaudy. Altenburg, Bonde. 1881. 8. 50 Pf.

Lindner, A., Das Räthsel der Frauenseele. Drei Novellen. Berlin, Hanow. 8. 3 M.

Merimée, P., Carmen. Novelle. Deutsch von R. Weiß. Berlin, Freund u. Jeckel. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Temenau, L., Marienthal. Teschen, Schroeder. 12. 3 M.

Verbrugghe, L., und G. Verbrugghe, Reisen und Jagden in Nord-Amerika. Autorisirte Uebersetzung von H. Schubert. Bremen, Fischer. 1881. 8. 5 M.

Witzleben-Wendelstein, F. v., Die Hofdame der Erzherzogin. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Zott, A. v., Im Karste. Nach H. Heine's „Harzreise". Besteigung des Monte Maggiore, Fiume, Grottenfest in Adelsberg. Laibach, v. Kleinmayr u. Bamberg. 1881. 8. 2 M. 70 Pf.

Der Zollanschluß Bremens. Oldenburg, Schulze. 1881. 8. 40 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Winckell's Handbuch für Jäger und Jagdliebhaber.

Herausgegeben von **J. J. von Tschudi.**

Fünfte Auflage.

Mit 24 Thierbildern, zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten und 2 lithogr. Tafeln.

Neue Ausgabe in 24 Lieferungen à 1 M.

Um die Anschaffung dieses rühmlichst bekannten Werks, das für jeden Jäger, wie er sein soll, ein sicherer und unentbehrlicher Führer ist und bereits in fünfter Auflage vorliegt, zu erleichtern, veranstaltet die Verlagshandlung eine neue Ausgabe in 24 Lieferungen zum Subscriptionspreise von 1 Mark für die Lieferung. In allen Buchhandlungen werden Subscriptionen angenommen und sind die bisher erschienenen Lieferungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Athenaïs.

Geschichte einer byzantinischen Kaiserin

von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite unveränderte Auflage.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Wenige Tage nach seinem Erscheinen war dieses neueste meisterhafte Werk des berühmten Verfassers bereits vergriffen und liegt jetzt in zweiter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kriegführung unter Benutzung der Eisenbahnen und der Kampf um Eisenbahnen.

Von

H. L. W.,

Königlich Preuß. Hauptmann und Compagniechef.

Zweite Auflage.

Nach den Erfahrungen der neuesten Kriege vollständig neu bearbeitet **von einem deutschen Stabsoffizier.**

Mit in den Text gedruckten Abbildungen, lithographirten Plänen und Tafeln.

8. Geh. 14 M.

Nachdem dieses Werk in der ersten Auflage schon seit längerer Zeit vergriffen war, ist es nun von dem Bearbeiter der zweiten Auflage gänzlich umgestaltet und fast auf das Dreifache erweitert worden. Dabei wurde namentlich das praktische militärische Bedürfniß in erschöpfender Weise berücksichtigt und so ein Lehrbuch des gesammten Militär-Eisenbahnnetzes geschaffen, das zum Studium dieses gegenwärtig so wichtigen Zweiges der Kriegswissenschaft unentbehrlich sein dürfte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bergmännisches Wörterbuch.

Verzeichniß und Erklärung der bei Bergbau, Salinenbetrieb und Aufbereitung vorkommenden technischen Ausdrücke.

Nach dem neuesten Stande der Wissenschaft, Technik und Gesetzgebung

bearbeitet und herausgegeben von

Julius Dannenberg,

Bergwerksdirector zu Hänichen im Königreich Sachsen,

und

Dr. Werner Adolf Frantz,

vormaligem General-Secretär im Montanbezirk Oberschlesien.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Veranlaßt durch die Wahrnehmung, daß die vorhandenen Wörterbücher der Berg- und Hüttenmannssprache, weil sie theils veraltet, theils unvollständig sind, dem gegenwärtigen Bedürfniß nicht mehr genügen, bieten die beiden Verfasser, zwei langjährige erfahrene Praktiker, das vorliegende Bergmännische Wörterbuch. Kuxinhaber und Actionäre von Bergbaugesellschaften, Verwaltungsbeamte, Juristen, Schöffen und Geschworene erhalten damit ein Hand- und Nachschlagebuch von bisher unerreichter Vollständigkeit und Zuverlässigkeit der gegebenen Erklärungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (Willibald Alexis).**

Fortgeführt von Dr. **A. Volkert.**

Neue Serie. Sechzehnter Band. 8. Geh. 5 Mark.

Inhalt des Bandes:

Die Molly-Maguires in Pennsylvanien. 1874—78. — Amerikanisches Gerichtswesen früherer Zeit. — Auch eine Künstlergesellschaft. (Michigan.) 1879. — Der Landwirth Johann Friedrich Nikolaus Voigtritter. (Thüringen. Mord.) 1878. — Der Stabio-Proceß. 1876—80. — Der Proceß „Hansen-Fischer". (Wien.) 1880.

Sämmtliche Criminalfälle, die in dem vorliegenden neuen Bande dieses beliebten Werks mit gewohnter Sachkunde dargestellt sind, bieten eigenthümlich fesselnde juristische wie psychologische Momente. Ganz besonderes Interesse gewährt der Magnetiseur-Proceß „Hansen-Fischer".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aufwärts!

Neue religiöse Gedichte

von

Julius Sturm.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine neue Sammlung religiöser Gedichte von Julius Sturm, dem Dichter der bereits in neunter Auflage vorliegenden „Frommen Lieder", darf des freundlichsten Willkommens sicher sein. Das elegant ausgestattete Buch eignet sich namentlich auch als passendes Geschenk.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 26. Januar 1882.

Inhalt: Ein deutscher Musenalmanach. Von Erwin Mansbach. — Neuere philosophische Literatur. Von Konrad Hermann. — Romane und Novellen. Von Albert Weigert. — Zur Geschichte der Marine. Von Hermann Vogt. — Biographisches und Culturhistorisches. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein deutscher Musenalmanach.

Musenalmanach für 1882. Eine Sammlung von Original-Poesien, herausgegeben von A. Heinze und P. Heinze. Dresden-Striesen, Heinze. 1881. 12. 4 M.

Vor zwei Jahren sind in d. Bl. drei Bücher besprochen worden, die in ihrer Art gleichfalls als Musenalmanache gelten konnten („Spessartalbum", „Heimgarten deutscher Dichtung" und „Jahrbuch deutscher Dichtung"), und von denen wenigstens zwei die unverhohlene Absicht verfolgten, alljährlich wieder zu erscheinen. Natürlich hing dieses projectirte Wiedererscheinen von dem Erfolge des ersten Jahrgangs ab, und schon damals wurde an dieser Stelle ein bescheidener Zweifel geäußert, ob diese Sammlungen oder auch nur eine von ihnen es zu einem zweiten Jahrgange bringen würden. Der Zweifel hat sich nur allzu gerechtfertigt erwiesen; die Zeiten sind eben leider vorüber, wo beispielsweise das Erscheinen des hainbündlerischen Musenalmanachs als ein lange vorher mit Spannung erwartetes Ereigniß galt und bereits Monate zuvor Hunderte von Subscriptionen eingingen; die Lyrik gehört seit geraumer Zeit zu den Stillen im Lande, und wenn es deshalb nicht wundernehmen kann, daß von den obengenannten Unternehmungen in der That kein neuer Jahrgang erschienen ist, so muß es andererseits als ein Beweis großen Muthes und anerkennenswerther Liebe zur Poesie bezeichnet werden, wenn trotz alledem in Alfred Heinze und Paul Heinze sich wiederum zwei Herausgeber gefunden haben, welche das Risico einer derartigen Anthologie auf sich nehmen mögen: ein Risico, welches in diesem Falle um so größer ist, als die Herausgeber auch ihre eigenen Verleger sind.

Wir wollen für diesmal davon absehen, aufs neue die Unglücksraben zu spielen und dem in Aussicht genommenen Wiedererscheinen von vornherein mit bösen Ahnungen zu begegnen. Vielmehr wollen wir die Zukunft ganz beiseite lassen und uns vorläufig dessen zu freuen versuchen, was fertig und vollendet vorliegt. Denn erfreulich wird der Gesammteindruck des Buchs in der That genannt werden dürfen, und wir beeilen uns mit besonderer Genugthuung, dieses vorauszuschicken und als Gesammturtheil hinzustellen. Vielleicht hätte es im Interesse des Unternehmens gelegen, einen andern Titel zu wählen. Denn der Titel „Musenalmanach" klingt entschieden etwas veraltet, und wie wünschenswerth es auch in verschiedenen Beziehungen sein mag, an die Traditionen der frühern Zeit wieder anzuknüpfen (namentlich was Liebe und Begeisterung für Poesie betrifft), so wäre doch eine etwas modernere Etikette für den Absatz entschieden nur förderlich gewesen. Verhehlt darf auch nicht werden, daß eine Reihe respectabler Poeten der Gegenwart in dem Buche mit Beiträgen nicht vertreten sind. Da sich aber ganz von selbst versteht, daß dieselben den Herausgebern bekannt und von ihnen zur Theilnahme aufgefordert worden sind, so ist das nicht Schuld der Unternehmer, sondern der Poeten selbst. Es ist eben eine alte Erfahrung, daß dem ersten Jahrgange eines solchen Buchs (namentlich wenn die Herausgeber nicht allbekannte Namen sind) von seiten mancher Dichter mit Mistrauen begegnet wird, und die Folge dieses Mistrauens ist dann, daß das Buch nicht denjenigen stattlichen Gesammteindruck macht, den es bei der Betheiligung aller Dichter machen könnte, und daß es vielleicht gerade deshalb, weil namhafte Poeten sich fernhielten, nicht zum zweiten mal erscheint.

Die in dem Almanach nicht vertretenen Dichter aufzuzählen, unterlassen wir, da sie sich ja nach Erwähnung der darin vertretenen Poeten von selbst ergeben. Im allgemeinen mag auch noch vorausgeschickt werden, daß in dem Bande nicht alles Gold ist, was glänzt, ja daß manches überhaupt nicht glänzt. Indeß lauter „Perlen"

haben auch die Herausgeber früherer Almanache nicht zusammengebracht; Füllsel findet sich in allen, und man muß zufrieden sein, wenn das Gute überwiegt und der Gesammteindruck ein günstiger ist. Daß letzteres der Fall ist, haben wir bereits oben gesagt. Es wäre aber dieser Gesammteindruck — um nun von ihm zum Einzelnen überzugehen — unfehlbar ein noch weit anmuthenderer gewesen, wenn die Herausgeber verschiedenen dichtenden Frauen den Spielraum etwas enger zubemessen hätten. Wir glauben nicht, daß irgendjemand die Gedichte von Karoline Bruch-Sinn, Adelaide von Gottberg, Mary Graf, Margarethe Halm und Anna Imhoof lebhaft vermissen würde. Wenn uns da die ewige „Liebessehnsucht" vorgeklagt oder mitgetheilt wird, „was sich die Blumen erzählen", so sind diese Themata bereits tausendmal besser besungen und wirken in derartigen erneuten Aufgüssen nur sehr abgestanden. Ganz nebenbei sei nur noch bemerkt, daß ein poetischer Areopag, wenn es einen solchen gäbe, einmal für zehn Jahre die Besingung des Edelweiß verbieten müßte, da dieser edeln Alpenpflanze von dichtenden Extrazüglerinnen in letzter Zeit unverantwortlich mitgespielt wird. Sodann sei nicht vergessen, daß Margarethe Halm die deutsche Dichtersprache mit dem schönen Ausdruck „Purgeistigkeit" bereichert hat, und daß Fräulein von Gottberg's Gedicht „Im Lenz" sich nach Rhythmus und Inhalt in mehr als erlaubter Weise an Goethe's bekanntes „Mailied" anlehnt. Uebrigens sei von dem ausgesprochenen, für die dichtenden Damen nicht gerade schmeichelhaften Urtheil ausdrücklich ausgenommen Pauline Schanz, welche schon bei andern Gelegenheiten ein schönes Talent bewiesen und auch diesmal wieder zwei, aus dem Leid geborene, tief empfundene Gedichte beigesteuert hat, die ihr gegenwärtig wenig dichtende Frauen nachmachen dürften. Auch das Gedicht von Therese Dahn hat Stimmung und erinnert an ähnliche Gedichte von Wilhelm Jensen. Eine besondere Bemerkung verlangt noch der längere Beitrag von Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien). Dieser, betitelt „Der Reif" (ein goldener Stirnreif ist gemeint), ist innig und sinnig und zeigt eine respectable Gewandtheit in Behandlung des schwierigen Terzinenmaßes. Aber es will uns bedünken, daß die Symbolik des Ganzen nicht deutlich und durchsichtig genug ist. Denn wenn die durch den Stirnreif von einer Fee zum Glück bestimmte Königin ohne die von ihr schmerzlich vermißten Kinder bleibt, so fehlt doch dem Glück das beste Stück, und der Reif erweist sich als trüglich. Und wenn sie fernerhin nach Verlust des Reifs zum Schluß trotzdem des lang ersehnten Mutterglücks theilhaftig wird, so wissen wir erst recht nicht, was wir von der Wirksamkeit des Reifs denken sollen. Und völlig problematisch erscheint uns diese Wirksamkeit, wenn ein fremdes armes Kind, in dessen Hände der Reif gelangt ist, statt sich auch nur des kürzesten Glücks zu erfreuen, ohne weiteres stirbt.

Um nun weiterhin zu den Männern überzugehen, so hat Eduard von Bauernfeld, der Nestor aller Mitarbeiter, prägnante und schlagkräftige „Zahme Xenien" beigesteuert, in welcher Dichtgattung er schon in seinen Gedichten excellirt hat und deren weisheitsvolle Art seinem hohen Alter ganz besonders gut ansteht. Emanuel Geibel, der leider immer schwer Leidende, versenkt sich in seiner „Frühstücksschale" in Erinnerungen der Vergangenheit und erfreut uns in schön gebauten Trimetern durch die Kunst, weitausschauende und sinnige Gedanken an kleine Dinge und Anlässe zu knüpfen. Sehr ansprechend ist das Gedicht von Gottfried Kinkel „Auf der Rochuskapelle", doch enthält die dritte Strophe kein besonders glückliches Bild, und die vorletzte Strophe dünkt uns unverständlich, in derselben muß sich unzweifelhaft ein Druckfehler befinden. Albert Träger excellirt durch den dichterischen Ausdruck graziöser Galanterie, Felix Dahn hat sich etwas dürftig mit einem kurzen Gelegenheitsgedicht „Zur goldenen Hochzeit des Kaisers und der Kaiserin" abgefunden, wogegen Julius Sturm mit sehr reichlichen und nach Form und Inhalt ansprechenden Gaben vertreten ist. Von Otto Roquette findet sich eine treffliche Parabase in schön dahinwogenden Anapästen, in denen über die theatralischen Zustände der Gegenwart gar bittere Wahrheiten zu lesen sind. Rittershaus bietet stimmungsvolle Naturpoesie, desgleichen Heinrich Zeise. Hamerling ergeht sich in einem sinnig-schlichten Idyll und verherrlicht das Glück der Einsamkeit. Albert Moeser, der nach der subjectiv-leidenschaftlichen Poesie seiner ersten Periode sich neuerdings einer objectivern Tonart befleißigt, wandelt in den Bahnen Hermann Lingg's und ist mit vier Gedichten vertreten, die sich am besten als historische Lyrik bezeichnen lassen. Hermann Lingg selbst hingegen hat dies von ihm sozusagen erfundene und früher eifrig cultivirte Genre in letzter Zeit fast gänzlich verlassen und hat diesmal ein dramatisches Fragment, betitelt „Albertus Magnus", eingesandt, bezüglich dessen man aber — eben seines fragmentarischen Charakters wegen — nicht recht weiß, was man daraus machen soll. Denn wir sehen den großen Scholastiker eigentlich nur als albernen und einfältigen Jüngling vor uns, der von drei schönen Frauen in die Schule genommen wird. Sinn und Zweck der Scene könnten erst innerhalb eines größern Ganzen ersichtlich werden. Sehr hübsch ist das plattdeutsche Gedicht von Klaus Groth, träumerisch und stimmungsvoll wie immer geben sich Wilhelm Jensen's Beiträge.

Unter den jungen und jüngsten Dichtern lassen entschiedene Fortschritte gewahren die beiden Brüder Heinrich und Julius Hart, die nicht nur durch treue brüderliche Gesinnung, sondern auch durch theilweise wohlgelungene Gedichte erfreuen, von denen indeß der zweite vor dem Ausdruck einer allzu üppigen Sinnlichkeit gewarnt werden muß. „Körperschmerz und Sinnenbrunst" gehören nicht „ins Reich der Kunst", so oder ähnlich sagt Geibel, und ohne der Prüderie das Wort reden zu wollen, wird man ihm im Wesentlichen doch beistimmen müssen. Das längere Gedicht „Coccejus

Nerva" von Konrad Telmann behandelt einen wirksamen Stoff auf nicht ungeschickte Art, doch würde das Ganze bei geringerer Breite nicht unwesentlich gewonnen haben. Eine prägnante Ballade wäre besser gewesen als eine weit ausgesponnene Erzählung. Etwas nach Demi-Monde schmecken die „Champagnergedanken" von Alfred Friedmann. Es handelt sich darin eigentlich nicht um Champagnergedanken des Autors, sondern um das Schicksal eines Champagnerkorkes, der seine Lebensgeschichte erzählt, und dieser spricht wieder weniger von sich als vielmehr von einer zweifelhaften Schönen, die durch verschiedene Hände geht und bei deren Soupers er geknallt hat. Der etwas anrüchige Stoff dürfte kaum diese ausgedehnte Behandlung verdienen; auch finden sich im einzelnen mancherlei Geschmacklosigkeiten und sprachliche Härten.

Nachdem noch bemerkt worden, daß sich mehr oder weniger ansprechende Gedichte auch von Victor Blüthgen, Edmund Dorer, Karl Gerok, Gustav Kastropp, Hermann Kletke, R. von Meerheimb, Friedrich Oser und Waldmüller-Duboc in dem Almanach vorfinden, sei mit dem Hinweis geschlossen, daß auch der Humor durch den liebenswürdig-schalkhaften Heinrich Seidel in glücklicher Weise vertreten ist, und daß bei sehr geschmackvoller Ausstattung das Buch als besondere Zugabe und Schmuck das Bild der Königin von Rumänien bietet, welches Bild jedenfalls beweist, daß Elisabeth von Rumänien entschieden die schönste Fürstin ist, die augenblicklich auf einem europäischen Throne sitzt. Namentlich die seelenvollen großen Augen und ein liebenswürdiger Zug um den Mund müssen jeden Beschauer für sie gewinnen.

Erwin Mansbach.

Neuere philosophische Literatur.

1. Antäus. Neuer Aufbau der Lehre Kant's über Seele, Freiheit und Gott. Von Heinrich Romundt. Leipzig, Veit u. Comp. 1882. Gr. 8. 2 M.

Was ein „neuer Aufbau" der Kant'schen Lehre von den höchsten Fragen des Wissens eigentlich heißen solle, ist weder aus sich selbst leicht verständlich, noch wird diese Schrift als eine befriedigende Belehrung hierüber angesehen werden können. Man gebe es doch endlich auf, die Größen der Geschichte fortwährend nachahmen und in schwächlichen Wiederholungen reproduciren zu wollen. Was hat es für einen Sinn, den Gedanken des Kölner Doms in einem Kartenhause neu aufzulegen oder zur Darstellung zu bringen? Kant ist zu seinem Unglück, und bis auf weiteres auch nicht zum wahren Vortheil für uns, jetzt wieder Mode geworden in der Philosophie. Was alles an dem wahren Geiste der Kant'schen Philosophie in neuerer Zeit gesündigt worden ist, und wie sich zum Theil die Begriffe über Beurtheilung und Werthschätzung seiner Lehre unter uns verschoben haben: auch dieses möchte mit zu den krankhaften Erscheinungen oder Symptomen des gegenwärtigen deutschen Lebens zu rechnen sein. Man fühlt das Verlangen des Anschlusses an eine feststehende Macht, Größe oder Autorität in der Philosophie, und man greift zurück auf Kant als auf den Patriarchen oder den Moses in der ganzen Geschichte der neuern deutschen Philosophie. Aber man vergißt hierbei, daß wir selbst bereits andere Menschen sind und andere geistige Bedürfnisse und Aufgaben haben als zur Zeit Kant's. Dieser ist wie der Kölner Dom eine historische Größe, die in dem, was sie ist, anerkannt und begriffen werden muß, die aber zu ihrer wahrhaften Würdigung überall der Berücksichtigung der historischen Perspective bedarf, welche sie von uns und unserer eigenen Zeit scheidet. Es liegt freilich in Kant ebenso wie in jeder andern großen historischen Erscheinung auch immer ein bestimmter bleibender oder unvergänglicher Kern der allgemeinen philosophischen Wahrheit oder Weltweisheit enthalten, welcher sich in seiner Formulirung der allgemeinen Ideen vom Wissen, vom Handeln und vom Jenseits gegeben findet. Auf die Darstellung dieses Kerns ist auch, wie es scheint, das Bestreben des Verfassers vorliegender Schrift gerichtet gewesen, aber wir müssen durchaus sowol das Genügende dieser Darstellung selbst wie auch das Ausreichende der Stützen oder des Unterbaues derselben bestreiten. Der Verfasser liebt es, sich in mannichfachen anscheinend populären Bildern und Beispielen zu ergehen, die aber alle mehr oder weniger abseits von der großen, sich auf die Hauptfrage der Sache richtenden Heerstraße des Denkens liegen. Wir können ihm sogar den Vorwurf einer in gewisser Weise spielenden Behandlung seiner Aufgabe nicht ersparen, wozu auch der von ihm gewählte, auf das allgemeine Ringen des menschlichen Geistes hindeutende Titel gehört. Wir glauben, es genügt zur Begründung unsers Urtheils, wenn wir nur den charakteristischen Schluß der Schrift anführen:

> Die mit der Entdeckung von Amerika durch Columbus anhebende Erneuerung der Gedankenwelt des Menschen hat zu der Erfindung eines Verfahrens geführt, mit Hülfe dessen wir wie mit einem Schwamm immer wieder die mit allerlei Gesetzen und Satzungen vollgeschriebene Tafel unsers Geistes rein wischen können, ohne darum verlegen zu sein, wie wir sie aufs neue anfüllen.

Es ist überall eine ernste Sache mit Kant und das Pedantische in der Form seines Denkens ist eben die untrennbare Architektur, welche den wahrhaften Kern und Gehalt seiner Lehre für die folgende Zeit in sich umschließt. Sein Denken war für seine Zeit und in seinen Voraussetzungen überall klar, scharf und bestimmt, was

wir von der Gedankenarbeit des Verfassers dieses „Neuen Aufbaues" nicht behaupten können.

2. Die Grundgedanken des Materialismus und die Kritik derselben. Ein Vortrag, gehalten am 13. Januar 1881 im Gemeinnützigen Verein zu Dresden von Fritz Schultze. Leipzig, E. Günther. 1881. Gr. 8. 2 M.

In dieser kleinen, mit ganz vorzüglicher Klarheit verfaßten Schrift werden die sämmtlichen in unserer Zeit sich an das materialistische Prineip anknüpfenden, theils berechtigten, theils irrigen Vorstellungen mit ihren Consequenzen erläutert, und es wird versucht, sie auf das gebührende Maß zurückzuführen. Der Verfasser unterscheidet mit Recht zwischen dem Materialismus als Dogma und dem Materialismus als Element oder einer anzuerkennenden Basis der strengen und geordneten empirisch-kritischen Wissenschaft. Der Materialismus ist als Dogma eine Verkehrtheit und eine Krankheitserscheinung in unserer Zeit; es kann aber andererseits nicht geleugnet werden, daß in gewissen Kreisen die Worte des Materialismus und Darwinismus geradezu Schreckbilder geworden sind, welche oft ohne alle vernünftige Begriffskritik als Ausdruck des bloßen sinnlichen Empirismus und Naturalismus angesehen werden. Wenn sich der Materialismus im Sinne eines philosophischen Dogmas oder einer allgemeinen metaphysischen Lehrformel darauf beruft, daß nur die Materie das eigentlich oder wahrhaft Wirkliche und alles andere bloße Einbildung oder Hypothese sei, so wird ihm gerade durch eine wissenschaftliche Kritik des Begriffs der Materie dieser anscheinend feste Boden unter den Füßen weggezogen. Das wissenschaftliche Denken mag zu Anfang auch wol alle solche weitern idealistischen Voraussetzungen von sich abstreifen oder verwerfen, aber es gelangt nothwendig zuletzt dahin, den ganzen Begriff der Materie als des einzig oder specifisch Wirklichen für einen an sich undenkbaren oder in seinen innersten Beschaffenheiten sich selbst widersprechenden ansehen zu müssen. Gerade die von der gegnerischen Seite in der Regel so gefürchtete und als crassester Ausdruck des ganzen materialistischen Weltgedankens angesehene atomistische Theorie, oder die Reduction des Stofflichen auf seine letzten realen Wesenseinheiten, ist geeignet, die ganze Materie gleichsam verschwinden zu lassen oder den Blick auf die Forderung einer hiervon verschiedenen letzten Region alles Seienden zu eröffnen. Die stoffliche oder sinnlich realistische Atomistik des Alterthums ist für uns überhaupt nicht mehr haltbar oder genügend. Alle neuern wissenschaftlichen Bestrebungen der fortgesetzten Zerkleinerung des Stofflichen werden nothwendig zu einer Art von Panpsychismus oder der Annahme letzter einheitlicher, außerhalb oder doch an der Grenze alles Räumlichen und Stofflichen stehender Kraftwesen hinführen müssen. Dieses rohe und brutale Ding oder Element, das wir gemeinhin die Materie nennen, ist jedenfalls nicht das wahrhaft und eigentlich Seiende in der Welt oder Natur. Der Irrthum des dogmatischen Materialismus aber ist überall der, daß er nur hierauf seine ganze weitere Weltansicht zu begründen versucht. Es ist dieses an sich nichts als der niedrigste, geist- und gedankenloseste Empirismus, der sich nach den frischen und lebendigen Ausführungen des Verfassers dieser Schrift auf allen Gebieten unsers Lebens in seinen zerstörenden und verwerflichen Consequenzen breit gemacht hat. Dem Bedürfnisse der Popularität ist bei Behandlung dieser wichtigen Frage ebenso wie demjenigen der wissenschaftlichen Strenge in ausgezeichneter Weise Genüge geschehen. Es kann in der That nicht geleugnet werden, daß dieses Dogma des gewöhnlichen flachen Materialismus jetzt im weiten Umfange das herrschende ist, und ebenso wenig, daß es zur Zeit in der Philosophie an einer allgemein anerkannten und wissenschaftlich gesicherten dogmatisch-metaphysischen Lehrformel gebricht, welche uns das Ganze der Welt und ihrer Erscheinungen in einem höhern und geistigern Lichte zu zeigen vermöchte. Der gewöhnliche Materialismus, oder der von dem einfachen Prineipe der blinden Causalität beherrschte naturalistische Empirismus, der sich ja auch auf die Auffassung der menschlichen Erscheinungen oder der Geschichte übertragen und fortgesetzt hat, vermag unter allen Umständen niemals die geistige Einheit und den ordnenden Zweckbegriff in allem Wirklichen aufzuhellen und zu erklären. Die durch Zerkleinerung in das Einzelne fortschreitende Kritik des Begriffs der Materie wird insofern überall nur der erste Schritt sein können, um zu einer solchen höhern und geistigern Auffassung der Welt zu gelangen. Wir pflichten vollkommen und rückhaltlos dem scharfsinnigen Gedankengange des Verfassers dieser Schrift bei; aber die wahre und erfolgreiche Bekämpfung des materialistischen Dogmas wird nach unserer Ansicht nur durch eine neue und höhere Formulirung und Durchführung des von dem Verfasser selbst geforderten Prineips einer ideal-realistischen Betrachtung der Welt und ihrer Erscheinungen erreicht werden können.

3. Philosophie im Umriß von Adolf Steudel. Zweiter Theil: Praktische Fragen. Zweite Abtheilung: Kritik der Religion, insbesondere der christlichen. Erstes und zweites Buch. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1881. Gr. 8. 14 M.

Der gegenwärtige Theil dieses etwas weitläufig angelegten Werks hat zu seinem wesentlichen Gegenstande das allgemeine Verhältniß der Philosophie zur Religion. Der Verfasser stellt sich hierbei streng auf den Boden des wissenschaftlichen Verstandes und weist insofern alle außerhalb dieser Grenze liegenden Anschauungen, Vorurtheile und Voraussetzungen von sich ab. So berechtigt dieses Verfahren vom Standpunkt und im Interesse der Philosophie unzweifelhaft ist, so dürfte dasselbe für sich allein genommen doch noch nicht ganz und ohne weiteres, sondern nur unter einer gewissen nähern kritischen Selbstbeschränkung zur Auffindung der vollen Wahrheit in jener Frage als ausreichend erscheinen. Der Religion und ihren eigenthümlichen Bedingungen und Voraussetzungen im Leben vollkommen gerecht zu werden, ist

unsers Erachtens nur dadurch möglich, daß sich der wissenschaftliche Verstand selbst eine gewisse Grenze in seinem Bestreben des Begreifens der Welt und aller menschlichen Dinge oder Erscheinungen steckt. Der Verfasser unterwirft, unter Entfaltung einer ausgebreiteten und gründlichen Belesenheit auf diesem Gebiete, alle wichtigern neuern religionsphilosophischen Lehren einer scharfen und eingehenden Kritik, deren Berechtigung wir im allgemeinen, insbesondere aber in Bezug auf die abenteuerlichen Phantastereien Schelling's nicht zu bestreiten gesonnen sind. Der Verfasser ist ein durchaus kritisch angelegter Geist; die Strenge und Klarheit der ihm eigenen juristischen Denkform hat gerade auf diesem von so vielen theologischen und metaphysischen Speculationen erfüllten Gebiet einen gewissen reinigenden, aufräumenden und erfrischenden Werth. Die Philosophie stößt in der Religion auf ein Gebiet, in welchem es offenbar nach einem andern Gesetz oder nach einer andern allgemeinen Grundregel zugeht als nach ihrem eigenen, dem des strengen wissenschaftlichen Anstandes. Es würde ebenso unberechtigt und unmöglich sein, den Werth und die Wahrheit dieses Gebietes allein mit dem Gesetz des bloßen Verstandes beurtheilen und ausmessen zu wollen, als das Gleiche etwa gilt rücksichtlich des ganzen Gebietes der Poesie und der Kunst. Auch hier hat der bloße wissenschaftliche Verstand an sich genommen eine Grenze, oder es treten hier andere Gesichtspunkte der Beurtheilung des Werthes oder der Vollkommenheit der Erscheinungen hervor, als dieses außerhalb jener Grenze der Fall ist. Beides, Kunst und Religion, sind ja an sich genommen Gebiete der subjectiven Einbildung und Illusion. Sie wurzeln überall noch auf andern Bedürfnissen und Motiven als auf denen der streng objectiven oder verstandesmäßigen Erkenntniß des Wirklichen. Das Schöne der Kunst ist an sich oft geradezu das Gegentheil der logischen Wahrheit im Sinne der Wissenschaft. Der Verstand oder die Wissenschaft muß hier die Maßstäbe finden, um diese andern, an sich von ihm abweichenden Gebiete richtig aufzufassen und zu beurtheilen. Daß es überhaupt ein Gebiet wie die Religion geben muß, geht schon daraus hervor, daß das Bedürfniß derselben durch alle Philosophie und Metaphysik niemals wird ersetzt werden können. Wenn die Religion nach Schopenhauer eine Art Volksmetaphysik ist, so würde sie in dieser Eigenschaft durch die philosophische Metaphysik nur dann jemals vollkommen verdrängt werden können, wenn letztere das ganze Problem der Welt irgend einmal in wahrhaft genügender Weise zu lösen vermöchte. Wahrhaft bewiesen werden können aber die Sätze der Schopenhauer'schen und jeder andern Metaphysik zuletzt ebenso wenig wie die Annahmen oder Voraussetzungen der Religion. Es mag sein, daß die Religion an sich auf einem anfänglichen oder kindlich reinen Standpunkte des menschlichen Bewußtseins von der Welt wurzelt, aber vollkommen werden wir das Kind in uns doch niemals los werden, und es ist zuletzt überall nur eine gewisse subjective Ahnung, daß wir dem Letzten der Dinge irgendwie nahe zu treten versuchen können. Es ist falsch, die Religion allein als ein Dogma oder einen Erkenntnißversuch über die Welt ansehen zu wollen. Sie hängt ja außerdem durch Ethik und Cultus mit dem ganzen praktischen Leben auf das innigste zusammen. Hierzu bedarf sie aber bestimmter dogmatischer Lehren oder metaphysischer Annahmen, deren besonderer Werth immer in ihrer Bedeutung für die bleibenden und einmal gegebenen Bedürfnisse des menschlichen Gemüthslebens beruht. Alle Kritik der Religion vom Standpunkte des wissenschaftlichen Verstandes ist an sich etwas Falsches, indem die Aufgabe des letztern überall nur darin bestehen kann, die besondern Verhältnisse und nothwendigen Existenzbedingungen dieses ganzen Gebietes im menschlichen Leben zu begreifen. Der Verstand oder die Wissenschaft würde nur dann in der Lage sein, die Berechtigung der Existenz der Religion bestreiten zu dürfen, wenn es ihm gelingen könnte, irgendeine andere sicher begründete allgemeine Weltansicht an die Stelle der religiösen zu setzen. Daß dieses nicht der Fall ist, darin liegt der letzte Grund des fortwährend bestehenden und bleibenden Bedürfnisses der Religion im menschlichen Leben.

Wir bedauern, daß ein so klar denkender Mann wie der Verfasser in dem Grade in seiner einseitig kritischen Auffassung der ganzen Fragen dieses Gebietes befangen bleibt, daß er zuletzt nicht vor der Forderung einer Abschaffung aller Religion zurückschreckt, an deren Stelle nur ein vom Staate festgestelltes Anerkenntniß der allgemeinen Existenz eines aller nähern Bestimmung entbehrenden göttlichen Wesens treten soll. Wir sind allerdings auch der Ansicht, daß es eine religiöse Frage in der Gegenwart gibt, die sich aber nicht auf das Princip der Religion an sich, sondern nur auf die Formulirung der Stellung des wissenschaftlichen Verstandes zu derselben beziehen kann.

4. Der Optimismus als Weltanschauung und seine religiös-ethische Bedeutung für die Gegenwart, von Julius Duboc. Bonn, Strauß. 1881. Gr. 8. 7 M.

Das vorliegende Buch richtet sich gegen die herrschende Modekrankheit, den Pessimismus und die sich hierauf gründende Weltanschauung. Der Kampf dieser beiden Weltansichten, des Optimismus und Pessimismus, ist zuletzt weit mehr ein solcher unserer eigenen subjectiven Neigungen und Stimmungen als unserer objectiven Auffassungen und Gedanken von der Welt und ihren Erscheinungen. Ob die Bilanz des Guten und des Schlechten in der Welt zu Gunsten der einen oder der andern Seite ausfalle, wie die neumodische Lehrformel lautet, kommt weit weniger in Betracht, als wie wir uns selbst in unserm subjectiven Vorstellen und Empfinden hiergegen zu stellen geneigt sind. Es gibt nun aber einen reinen und gleichsam kindlichen Optimismus in der Auffassung der Welt, der einfach alles gut findet,

weil er die ganze Verworfenheit und Schlechtigkeit der Welt noch nicht kennt. Ueber diesen Standpunkt ist der Verfasser des gegenwärtigen Buchs allerdings hinaus, indem er sich selbst unumwunden als einen Atheisten bezeichnet. Der Gedanke und Standpunkt des Optimismus aber wird durch die Wissenschaft in einer tiefern Weise gefaßt und begründet werden müssen als in der jener einfachen Annahme und Voraussetzung der Religion. Die Art, wie dieses hier zu erreichen versucht wird, ist jedenfalls eine gedankenvolle, nach vielen Seiten hin kritisch eingehende und eigenthümliche, und die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte des Werks: „Die Erschütterung des Jenseits", „Der Sinn des Seins im Optimismus", „Die Preisgebung des Individuums im Weltproceß", „Der Optimismus und das Gewissen", lassen zum Theil schon den, wir möchten sagen, subjectiv-lyrischen Geistes- und Gedankenstandpunkt des Verfassers erkennen, der sich, wenn nicht in dem Inhalt oder dem Ziel seiner Lehre, so doch in den Motiven der Stimmung seiner Seele mit Fechner, einem von ihm selbst sehr anerkannten Veteranen und Führer einer ähnlichen Richtung, berühren dürfte. Die geistigen Bedürfnisse in unserer Zeit sind eben mannichfache und verschiedene, und für viele ist die Freude an dem bloßen Verlangen und Streben nach einem Ziele größer als diejenige an dem wirklichen Festhalten und Erreichen desselben. Wir möchten diese die lyrischen Seelen und Gemüther in der Philosophie nennen und glauben auch den Verfasser in diese immerhin anerkennenswerthe Kategorie von Denkern einschließen zu dürfen.

Konrad Hermann.

Romane und Novellen.

1. Am Wendepunkt des Lebens. Roman von Robert Byr. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1881. 8. 13 M. 50 Pf.
2. Gebundene Herzen. Roman von A. Marby. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1881. 8. 6 M.
3. Zerrissene Fäden. Roman von O. Bach. Breslau, Schottländer. 1881. 8. 4 M.
4. Jakob Pennink. Historischer Roman von Franz Carion. Drei Bände. Berlin, Janke. 1881. 8. 10 M.
5. Novellen von B. Glogau. Berlin, Hertz. 1880. 8. 6 M.
6. Die Waldsängerin. Novelle von Robert Hamerling. Berlin, Janke. 1880. 12. 1 M. 20 Pf.
7. Johannisnacht. Dorfgeschichte aus den bairischen Vorbergen von Maximilian Schmidt. Stuttgart, Krabbe. 1881. 8. 2 M. 40 Pf.
8. Blüten eines Kranzes. Drei Novellen von Julie Gintl. Prag, Kytka. 1880. 8. 1 M.
9. Editha. Historische Erzählung aus dem 8. Jahrhundert von Armin Stein (H. Nietschmann). Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1881. 8. 2 M. 40 Pf.

Die überreiche Romanproduction in unserer Literatur ist nicht allein ungünstig für den Ruf des deutschen Romans überhaupt; wir werden in Nachstehendem zu beweisen haben, daß dieses Vielschaffen, überschnell betrieben, auch das wohlverdiente Ansehen einzelner Autoren in Gefahr bringt. Es ist eben die Phantasie doch auch nur eine Kraft, die, wenn fort und fort consumirt, sich erschöpft; nur wenigen ist es beschieden, von diesem Naturgesetz Ausnahmen zu sein.

Das erste Buch, zu dem wir greifen, hat uns zu jenen Bemerkungen eigentlich veranlaßt. Wir haben Robert Byr sehr hoch schätzen gelernt; seine Erfindungsgabe zeigt ihn als Dichter und Denker zugleich; seine Gestalten sind von Fleisch und Blut und dennoch von jener Originalität, die sie wesentlich von den Alltagsmenschen unterscheidet; seine Darstellung mit ihrem realistischen Timbre ist kraftvoll und farbenreich, ernsthafteste Probleme des Menschenherzens und unserer modernen Gesellschaft erscheinen ihm gerade werth, die Conflicte in seinen Dichtungen zu schürzen, und frei von übertriebenen Bedenken, mit dem sittlichen Bewußtsein im Dienste der Wahrheit sich zu befinden, räumt er in seinen Büchern auch der Sinnlichkeit den Platz ein, den sie trotz aller Moralisten in der Menschennatur wirklich besitzt. Und aus alledem spricht immer und immer wieder etwas Besonderes zu uns: die Erkenntniß von Robert Byr's echtem Dichterthum, das sich warmblütig und gemüthstief äußert.

Wie groß sind alle diese Vorzüge, und wie wenig ausgiebig finden wir sie in seinem neuesten Buche: „Am Wendepunkt des Lebens" (Nr. 1), angewandt!

Ein kleines Fabrikstädtchen in den bairischen Hochlanden ist Ort der Handlung. Hierher kommt Baron von Hünen, der eigentliche Held des Romans, um seinen Jugendfreund, den Fabrikbesitzer Alexander Sebaldus, zu besuchen. Er findet ihn in scheinbar glücklicher Ehe an der Seite einer sanften, sentimental angehauchten Frau, umgeben von zwei reizenden Kindern und einer unerträglich redseligen Schwiegermama. Der Compagnon von Sebaldus ist Herr Rochwein, ein brutaler Epikuräer, dem sittliche Bedenken ein Nichts sind; mit dessen Frau, Juliane, einem verführerisch schönen Weibe, unterhält der Baron Hünen ein jahrelanges Verhältniß. Gleichzeitig mit letzterm war in dem Fabrikstädtchen der Sectionsrath Ritter von Kreuzinstein mit seiner Gattin Oktavie, einer geborenen Gräfin Sarau, angelangt. Den Feinden des Sectionsrathes, eines alten Wüstlings, dessen Lüsternheit noch immer nicht erloschen, war es gelungen, seine Verabschiedung durchzusetzen. Er war nur hierher gekommen, wo er eine kleine Besitzung hatte, um seine Wahl in das Parlament zu betreiben, weil er hoffte, von dort aus an seinen Feinden Rache nehmen zu können, und zur Erreichung dieses Ziels sollte Oktavie, das blendend schöne junge Weib, das ihm die Hand zum Ehebunde gereicht, um ihren Vater durch die Hülfe des reichen Schwiegersohns von schmach-

vollem Ruin zu retten, ihm behülflich sein, denn der Einflußreichste im Wahlkreise war Sebaldus und zwischen diesem und Oktavie hatte einst ein Verlöbniß bestanden. Dann sind noch handelnde Figuren des Romans: Elvine, die zunächst als Tochter des Rochwein'schen Ehepaars vor uns tritt, Dr. Rist, der dem Vater von Alexander Sebaldus seine Erziehung und Ausbildung verdankt und jetzt an diesem mit großer Ergebenheit hängt, und endlich ein junges Pärchen, Jenny, eine Cousine von Frau Sebaldus, ein halbes Kind, und der junge Gelehrte Victor von Kreuzinstein, der Neffe des Sectionsraths, ein ganzes Kind.

Wir haben kurz die Beziehungen angedeutet, in denen diese einzelnen Menschen zueinander stehen; wir fügen nur noch hinzu, daß Hünen sich in Elvine verliebt, daß diese aber, wie sich am Ende des Romans herausstellt, nicht Julianens Tochter, sondern ein illegitimes Kind des Sectionsraths von Kreuzinstein ist, und wir räumen willig ein, daß Robert Byr die Fäden wieder meisterlich geknüpft und die sich zwanglos herausstellende Thatsache eines bedeutsamen Zusammenhangs aller handelnden Personen, noch bevor sie vor uns treten, die innere Berechtigung zu den wirkungsvollsten Scenen, die uns vielleicht sonst etwas gar zu gewagt erscheinen könnten, zur Folge hat. Hierdurch ist also dem Roman die Wirkung in weitern Kreisen gesichert; wer effectvolle Scenen und Situationen verlangt, wird vollauf zufrieden gestellt. Wer aber nicht vergessen will, daß ein Roman doch immer nur potenzirtes Leben zur Darstellung zu bringen hat, wer sich bewußt ist, mit dem Begriffe Leben stets nur jene Beziehungen auszudrücken, in denen die Menschen durch sich selbst und auch durch ihren Zusammenhang mit andern Menschen zu Dingen und Ereignissen stehen, der wird mit uns der Ansicht sein, daß wir zuvörderst Menschen in einem Roman zu finden verlangen, Menschen, die eben die Bedingungen zu wechselreichen Lebensbildern in sich tragen. Gerade das aber ist in dem neuesten Byr'schen Buche nicht der Fall, wenigstens nicht bei seinen Hauptfiguren: wir vermissen die consequente Individualität, die Reife und Ruhe ausgebildeter Naturen, unsere Meinung von den Personen wechselt mit den Situationen, in denen sie sich befinden, wir können uns für sie nicht erwärmen, weil ihnen alles Kraftvolle fehlt; sich selbst bewußt und auch unwandelbar treu sich selbst sind in dem Romane nur die Schurken und die Kinder.

Da ist der Baron von Hünen, der fortwährend geistreich sein will, es aber durchaus nicht immer ist und manchmal sogar den Kalauer nicht verschmäht: ihn sollen wir als problematische Natur betrachten. Warum? Als junger eleganter Offizier zieht er in den Venusberg ein; er vergißt darüber seinen Beruf, seine materielle Existenz, seine Zukunft; er verliert seine Selbständigkeit und wird durch Sinnlichkeit zum willenlosen Geschöpf, bis er sich abermals, diesmal in ein junges, keusches Mädchen verliebt! Nun hat er plötzlich den Muth, seine bisherige Geliebte verantwortlich zu machen für seine vernichtete Existenz; es ändert nichts, daß er am Schluß dieser häßlichen Scene versichert: „Nicht dir habe ich Vorwürfe zu machen, nur meiner verächtlichen Schwäche. Ich schäme mich ihrer" — wir haben doch das lange Sündenregister gehört, durch das er motiviren will, warum er dem Weibe, das sich ihm hingegeben und das er wol einst mit glühender Zärtlichkeit umfangen, keine Liebe mehr schuldig ist. Wie betrachtet er aber überhaupt die Liebe:

Was ist denn Liebe, sprich? Erst ein Phantasiespiel, dann Sinnenreiz, dann ein starker Ausdruck des Willens, was peripetisch zu einer Trübung des Verstandes führt, wo sie Leidenschaft heißt, dann endlich die Gewohnheit, die gerade so lange anhält, als der Verstand in allmählicher Klärung nicht wieder die Herrschaft an sich reißt und seinem Büttel, dem Willen, Auftrag gibt, die Landstreicherin mit oder ohne Laufpaß auszuweisen.

Das sagt der Mann, der schon die Liebe zu einem reinen, charaktervollen Mädchen in sich trägt — wahrlich, wer weiß, ob Juliane nicht besser ist als er, das ehebrecherische Weib, das ihm nach allem geiselnden Spott und bitterer Ironie doch noch entgegenruft:

Und du magst sagen, was du willst, ich weiß doch, daß es dir nicht aus dem Herzen kommt. Wir lieben uns, wie sich nur Menschen lieben, die für einander geschaffen sind, die sich nicht trennen können, was immer für Anstrengungen sie auch dazu machen mögen. Du leugnest es ja nicht einmal, daß du solche Entschlüsse gefaßt, und doch bist du immer wieder zu mir zurückgekehrt; und meinst du denn, ich könnte leben ohne dich? Ich würde dich locken und rufen und in deine Träume dich verfolgen, wie ein Vamphr käme die Erinnerung an mich in nächtlicher Stunde zu dir und würde das Blut aus deiner Herzwunde saugen, bis du keinen andern Ausweg mehr hättest, als bei mir deine Genesung zu suchen. Ah! reiße dich los, wenn du kannst!

Wir können Hünen diese Scene nicht vergessen, obgleich er später als edler, mannhafter Charakter vor uns tritt. Wir gestehen ihm die Berechtigung zu seinem weltschmerzlichen Pathos nicht zu; er hat nur erlitten, was er selbst verschuldet, und mit sehr vielen seiner Aphorismen steht es wie mit seiner Apostrophe über die Liebe, sie sind unwahr — oder wünscht der Autor, daß wir auch die Liebe Hünen's zu Elvine als „Landstreicherin" betrachten, die der Büttel „Wille" vertreiben wird?

Die innere Unwahrheit Hünen's, sein häufig geschmackloses Auftreten sind die gewichtigsten Einwände, die wir gegen das Buch aussprechen; geschmacklos ist aber auch außerdem noch manches, und auch für den andern Helden des Buchs, für Alexander Sebaldus, können wir uns beim besten Willen nicht erwärmen. Alexander hat Oktavie geliebt mit inniger, wahrer Liebe; er glaubt sich hintergangen und heirathet, theils aus Nothwendigkeit, theils aus Mitleid für das Mädchen, das ihm sein Herz geschenkt, theils aus Rache gegen jenes, von dem er sich verrathen glaubt, eine andere und — liebt Oktavie noch immer! Das sind die Kapitel jener bekannten alten Geschichte, die ewig neu bleibt und ewig wahr ist. Wie dann das Verhältniß zwischen Alexander und Oktavie sich gestaltet, als sie nach jahrelanger Trennung sich wieder-

finden; wie die niemals erloschene Liebe hoch auflodert und zum ersten mal wieder zur Aussprache kommt, als Alexander das geliebte Weib von ihrem schurkischen Gatten mishandelt sieht; daß er, als Oktavie Witwe geworden, sich entschließt, die ihm angetraute Frau, seine ihm theuern Kinder zu verlassen, um mit der Geliebten, ohne die er nicht länger zu leben vermag, in einem fernen Erdenwinkel endlich vereinigt zu sein — alles das tritt motivirt, in vollen Herzenstönen, mit hinreißender Lebendigkeit vor uns. Die Scene, in der Oktavie sich bezwungen sieht, in der ihr Blut über alle Bedenken obsiegt und sie in der schrankenlosen Hingabe des liebenden Weibes nur noch ein Ziel, einen Grund ihres Daseins kennt: den Besitz des Geliebten, ein Glück, vor dem alle Bedenken zerstieben — diese Scene ist der Höhepunkt des Buchs; sie ist schön, und nur ein Dichter von Robert Byr's Bedeutung konnte sie schreiben. Bedauerlich aber ist es, die durch Elementarkräfte aufgewühlten Wogen sich in längstbekannten Kanälen verlaufen zu sehen. Sebaldus liegt zum Tode verwundet danieder; seine Frau pflegt ihn mit rührender Sorgfalt; sie, die er bisher nur als passive Natur kennen gelernt, zeigt sich nun plötzlich voll Kraft und Muth, als sie fühlt, daß ihre Liebe und ihr Glück in Gefahr sind. Da reut es Sebaldus, daß er daran gedacht, sie zu verlassen, Bedenken steigen in ihm auf:

Wie hatte das Weib, für das er mit allem, was in sein Dasein verwachsen war, zu brechen bereit gewesen, das Weib, mit dem er nicht nur gegen die Welt allein, auch mit den eigenen warnenden und widerstrebenden Empfindungen muthig den Kampf hatte aufnehmen wollen, wie hatte es den Einspruch des Schicksals entgegengenommen? War Oktavie herbeigeeilt, ihr Recht zu fordern, den Mann, der von nun an ihr gehörte, nach dem heiligsten, unverfälschbaren Gesetze, das in den Herzen seit dem Uranfange der Welt unumstößlich aufgerichtet ist, unter ihren Händen, durch ihre zarte Pflege, auf ihre von der Pforte des Todes zurückholenden Liebesrufe zum Leben erwachen oder in ihren Armen dahinsterben zu sehen? War sie bei ihm gesessen Tag und Nacht, seine Hand in der ihren, das Auge tödlich bang auf seine fiebergerötheten Züge gerichtet und den eigenen Athem in der schmerzzerfleischten Brust zurückhaltend, um ängstlich auf den seinen zu lauschen, wie diejenige es gethan, welche er um ihretwillen zu verlassen, zu verstoßen bereit gewesen? Nichts davon. Zweimal hatte sie sich eingefunden, o ja, zweimal sogar und sehr theilnehmend und besorgt sich gezeigt. Es war nicht zu denken, daß sie nicht fürchterlich erschüttert, vielleicht zu Tode bestürzt gewesen, aber sie hatte doch so viel Kraft und Sammlung behalten, um nicht mehr als Theilnahme und Besorgniß zu verrathen, die Eindrücke, die jedes mitleidige Gemüth zu zeigen berechtigt, ja sogar genöthigt war. Auch ihren Beistand hatte sie angeboten, nicht die Nebenbuhlerin mit der Eifersucht der Leidenschaft verdrängt von dem derselben nicht mehr gebührenden, angemaßten Platze, nur sanft und bereitwillig ihren Beistand angeboten, und da man desselben nicht bedurfte, sich wol mit aufrichtigem Bedauern, daß sie keine Hülfe leisten könne, und alles Gute hoffend und wünschend, sachte zurückgezogen.

Man sieht, daß der Dichter viele Worte nöthig zu haben glaubt, um das Folgende zu rechtfertigen. Sebaldus ist wieder genesen; er hatte nicht vergessen, was er mit Oktavie verabredet, was er ihr gelobt, es schien ihm nur, was einst Wonne ihm erschienen, jetzt wie bitterste Pflicht. Und Oktavie, das starke Weib, hatte das längst errathen:

Nein, ich bin nicht kalt, ich bin nicht gleichgültig, und ich habe keine andern Interessen, die mir mehr gälten als du, Alexander! Ich liebe dich heute, wie ich dich geliebt, einzig, allein, ausschließlich, mit jeder Faser meines Seins; und ich werde dich lieben, so lange noch ein Funken Leben in mir ist. Glaubst du, ich hätte deinen Bitten, deinen Drohungen sonst nachgegeben? Mein Herz war heißer als all deine lockenden Worte und mächtiger als mein Wille, und verlangte, an dem deinen zu ruhen.

So hatte sie in einem Briefe geschrieben, welchen er nach ihrem Tode empfangen sollte, den sie sich selbst gegeben. Aber sie brauchte nicht zu sterben, Sebaldus vermochte auch bei ihren Lebzeiten schon seiner Liebe Herr zu werden und sich in die richtige Position zurückzufinden. Er kommt zu ihr; er, der doch heimlich den Wunsch hegt, sich von ihr zu lösen, wagt es, sich über ihren kühlen Empfang zu beklagen, er wagt es, ihr zuzurufen:

Hast du glauben können, meine Liebe sei mit dem Blute, das aus meinen Wunden lief, verronnen? ... Du hast sie nie empfunden, wenn du derlei für möglich hieltst. Die echte Liebe kann nur durch eins getödtet werden: durch die Erkenntniß der Unwürdigkeit des Herzens, das uns so unbegreiflich machtvoll anzieht. Kind du; mit deinen kleinen Mittelchen vernichtest du sie nicht. Magst du entfliehen, magst du dich verstecken, das ist wol nichts weiter als ein romantischer Versuch, mich zu prüfen, ob ich den Willen und den Muth habe, die Hindernisse zu besiegen. Wohlan, da bin ich, denn ich muß wissen ein für allemal, wer du bist, ob du eine Seele hast in dir, oder nur ein Getriebe, das dich gedankenlose Worte artig plaudern läßt; ob du Wahrheit bist oder Lüge meiner eigenen fiebernden Phantasie; Weib oder Schatten!

Er hat kein Auge für den Seelenkampf in der Brust dieses Weibes; nicht einen Moment kommt ihm der Gedanke, daß er ihr Herz mit seinen kalten Worten zerreißt; die gewaltsame Fassung Oktaviens, die doch nur selbstloseste, lauterste Liebe war, hält er für Gleichgültigkeit, für Abwehr — da war ja, was er eigentlich wollte, genug Grund für ihn, zu gehen, und er ging ohne Lebewohl; während Oktavie in Bewußtlosigkeit zusammenbricht, eilt er, wahrscheinlich erleichterten Herzens, zum Freunde. Er berichtet:

Der Kampf ist aus, der Sieg ward nicht mein. „Wer mag wissen, wie schwer er errungen ward und was er kostet", antwortete Hünen. — „Ihr?" ... entgegnete Sebaldus leise und bitter auflachend ... „Ihr, nichts!"

Oktavie liegt noch immer in todesähnlicher Ohnmacht, als Sebaldus schon Hand in Hand mit seiner Gattin am Mittagstische des Freundes sitzt.

Es will uns scheinen, als ob in diesem Byr'schen Buche die Männer eine recht klägliche Rolle spielten, als ob die ernstesten Conflicte sich schließlich zu Fragen der Opportunität zuspitzten. Dazu kommt, daß des Dichters bekannte Vorliebe für das Dialogisiren alle innern Vorgänge in großer Breite sich abspielen läßt; wir können uns nicht einmal einbilden, das eine oder das andere falsch verstanden zu haben; und um so nachhaltiger ist der unerquick-

liche Eindruck. Kurz, wir hoffen, den hochbegabten Dichter ein anderes mal wieder mehr auf der Höhe seines Schaffens zu finden!

Viel harmloser ist das Buch „Gebundene Herzen" von A. Marby (Nr. 2); wir irren wol nicht, wenn wir in der feinfühligen, häufig ins Breite schweifenden Art die Feder einer Frau erkennen. Das Buch gibt uns wenig zu denken; es ist eine Art Herzensgeschichte, wie wir sie in ihren Grundzügen schon unzähligemal haben erzählen hören, und wie wir sie doch immer von neuem gern vernehmen, weil ebenso wenig wie das Singen vom Frühling das Sagen vom Frauenherzen sich erschöpft. Und die Frauengestalt, die hier den Mittelpunkt bildet, ist wohl des Sagens werth; sie ist eine ins Ideale erhobene Frauengestalt, und doch verstehen wir sie von Anfang an: in dem Moment, in dem sie sich entschließt, den gealterten Mann zu heirathen, in jenem, in dem sie nach herbstem Seelenkampfe, den sichern Tod vor Augen, ihre Liebe einem andern Manne gesteht — wir verstehen sie in ihrer Entsagung und in ihrer Gewährung. Charakteristisch für das Buch erscheint es uns, daß es uns nicht in den drastischen Höhepunkten seiner Handlung am besten gefällt, sondern dort, wo die Darstellung sich zur weichsten Innigkeit vertieft. Dichterisch gestaltet und von dramatischer Wirkung ist die Scene, in der die kranke Lilli ihren Bräutigam begrüßt:

„Gerhard!" Geisterhaft leise drang der innige Ruf durch den weiten Raum, und doch belebte er das Traumbild. Es war der Geliebte. Er sank an ihrem Lager nieder; jedes Wortes unfähig, drückte er sein Antlitz auf die seidene Purpurdecke, welche sorglich die zarte Gestalt einhüllte. „Bist du es wirklich?" flüsterte Lilli zwischen Lachen und Weinen; ihre kleine Hand glitt liebkosend über sein blondes Haar. „Sieh mich an, Gerhard, sprich mit mir. O — du Böser — Lieber — wie konntest du nur so lange fern bleiben? Ich glaubte noch vorhin — ach, da war mir so weh ums Herz — ich würde sterben, ohne dich wiedergesehen zu haben!" — „Meine arme, kleine Lilli" — Gerhard suchte der Erschütterung, in welche ihn der Anblick der halbgebrochenen Mädchenblüte versetzt, gewaltsam Herr zu werden — „verzeihe mir. Ich ahnte ja nicht, wie leidend du bist." — „Aengstige dich nur nicht, Geliebter. Nun du bei mir bist, sterbe ich ganz gewiß nicht", tröstete Lilli mit einem Blick und Lächeln, welches beides Gerhard's Herz mit unnennbaren Qualen marterte. „Aber ich war krank, recht krank — weil ich so unaussprechliche Sehnsucht nach dir empfand — und oft war ich so lebensmüde, ich wollte auch viel lieber todt sein als von dir vergessen. Aber nun ist ja alles wieder gut — denn nicht wahr" — die großen Kinderaugen schauten ihn ängstlich forschend an — „du gehst jetzt nicht wieder fort? Du liebst mich noch — Gerhard — ich bin noch deine Braut?"

Dasselbe gilt von der Scene, in der Leonore das erste mal den Geliebten wiedersieht:

Er drückte beide Hände gegen seine Stirn, schloß und öffnete die Augen, und: „Leonore, Leonore", drang es wie ein halbersticktes Aechzen über seine Lippen. Er wollte dabei vorwärts stürzen und war doch unfähig, sich von der Stelle zu bewegen. Wohl drang der Ton, in welchem Gerhard ihren Namen flüsterte, Leonoren ins tiefste Herz. Wie ein Jubelaccord rauschte es drinnen: „Du bist nicht vergessen! Bist ihm noch theuer!" Aber zugleich mit dieser Erkenntniß kam ihr auch das volle Bewußtsein von dem bedeutungsschweren Ernst des gegenwärtigen Augenblicks, und damit kehrte ihre momentan geschwundene Selbstbeherrschung zurück. Sie schritt ihm entgegen, und ob sie auch ein leises Beben im Klang ihrer Stimme nicht vollständig zu unterdrücken vermochte, Blick und Mienen bekundeten nur eine tief mitfühlende Theilnahme, als sie in gedämpftem Flüstertone sagte: „Ein unverhofftes und schmerzliches Wiedersehen, Graf Lobendorff! Ich beklage von ganzem Herzen die traurige Veranlassung, welche Sie in das Haus geführt."

Als demselben Genre angehörig möchten wir auch „Zerrissene Fäden" von O. Bach (Nr. 3) bezeichnen. Auch hier wird uns eine Herzensgeschichte erzählt, die aber nicht durch das Schicksal, sondern durch die Menschen ihre Störungen erleidet. Allerdings sind hier die Factoren der Handlung überhaupt mannichfaltiger; wir werden an den Hof eines kleinen Staats geführt und vernehmen mancherlei von der Moral dort oben und den Intriguen der Mächtigen. Ob der Autor, oder wie wir abermals meinen, die Autorin, den Conflict, in den sie die Liebe mit dem Stolze bringt, psychologisch ganz wahr geschildert, lassen wir dahingestellt; es tritt in dem Buche alles gemäßigt auf, die Liebe sowol wie der Haß, und eine solche „gemäßigte" Liebe mag auf Gründe hören. Das Buch ist gut und unterhaltend geschrieben.

Ueber die literarische Berechtigung von Romanen wie die beiden ebengenannten läßt sich bei der Fülle ähnlicher Erscheinungen wol streiten; jedenfalls aber sind sie die Bethätigung ganz anerkennenswerthen schriftstellerischen Talents, dem man eine weitere Entwickelung wol wünschen kann, und da es doch einmal Thatsache ist, daß ein lesebedürftiges Publikum fort und fort nach Neuem greift, so haben jene Bücher wenigstens den großen Vorzug, eine sittliche, ästhetisch fördernde Lektüre zu gewähren.

Anders stellt sich die Frage für das Buch „Jakob Pennink" von Franz Carion (Nr. 4); seine Existenzberechtigung resultirt schon aus dem historischen Hintergrunde, ganz abgesehen von der Tüchtigkeit Carion's als Romanschriftsteller, die er in einer ganzen Reihe von Büchern immer aufs neue bewiesen hat. Für und wider den geschichtlichen Roman ist seit Walter Scott's epochemachendem Schaffen vom ästhetischen Standpunkt aus schon sehr viel gesagt worden: so viel aber steht unbestritten fest, daß der historische Hintergrund das Inhaltliche eines Romans mehr oder weniger bereichert und, immer neue Auffassungen und neue Details erlaubend, wenn interessant interpretirt, auch dessen epischen Reiz um Wesentliches erhöhen kann. Franz Carion hat sich jene Epoche der niederländischen Geschichte zum Hintergrunde seines Buchs gewählt, in der Belgien sich von Holland losriß. Wir kennen keinen andern Roman, der gleichfalls die damaligen Vorgänge behandelt; „Jakob Pennink" hat also in bestimmtem Sinne auch den Reiz der Neuheit. Die ganze Handlung hat lebendige Localfärbung; es ist hier alles sauber, geschmackvoll und vieles von künstlerischem Werth. Leider weist das Buch zugleich jene Breite und Umständ-

lichkeit auf, die man den Holländern vorwirft; der spannende Fortgang der Handlung wird hierdurch sehr beeinträchtigt. Immerhin ist aber in „Jakob Pennink" genug von Phantasie und geschickten Combinationen zu finden, daß wir dem dem Dichter neben einer abgerundeten, ansprechenden Schreibweise auch die alte, vielfach anerkannte Schaffenskraft wiederum nachrühmen können.

Den uns diesmal vorliegenden Romanen sind wir gerecht geworden; wir wenden uns mit demselben Bestreben einer Anzahl Novellen zu.

In einer dieser Novellensammlungen glauben wir jene geniale Originalität zu erkennen, die wir als bestes Pfund des Schriftstellerthums betrachten. B. Glogau's „Novellen" (Nr. 5) sind sehr verschieden an Werth; während uns die erste Novelle: „An der polnischen Landstraße", so phantastisch-bedeutend, mit so viel kraftvoller Verve in echtem dichterischen Pathos geschrieben, an Turgenjew erinnert, zeigt die zweite: „Die Frau Pfarrerin", die feinfühligste, sinnvolle Anmuth, und wenn wir die übrigen Novellen auch noch gelesen, da glauben wir annehmen zu müssen: diese Novellen muß eine Frau geschrieben haben — eine Frau aber, die nicht nur herzenskundig, sondern auch lebenserfahren ist, die nicht nur gefühlt, sondern auch gedacht, kurz, eine talentvolle Frau, der ihr Geschlecht nicht Schranken gezogen, sondern Schwingen verliehen hat!

Wir haben oben bemerkt, daß die Novellen nicht gleichwerthig sind; in „Sitzen geblieben" und mehr noch in „Marga's Erröthen" macht sich ein Gefallen am Reflectiren breit, das dem Novellenrhythmus nicht entspricht und die Wirkung der gefälligen Erfindung abschwächt. Wir glauben hierin einen Mangel an Routine zu erkennen; viel wesentlicher aber erscheint uns, was wir sonst noch erkannt: das bedeutende, vielversprechende Talent B. Glogau's.

Geradezu als Verirrung aber möchten wir die Novelle eines anerkannt hochtalentvollen Dichters: „Die Waldsängerin" von Robert Hamerling (Nr. 6), bezeichnen. Der vielgerühmte Sänger des „Ahasver in Rom", der Dichter der „Aspasia" hat hier eine Erzählung geschaffen, die dem Messer ohne Klinge, welchem der Stiel fehlt, gleicht. Wahrlich, wenn das von einem der Berufensten geschieht, über welchen Irrthum dürfen wir uns dann noch wundern! Oder sollen wir, frei nach Shakspeare, ausrufen: „Hamerling schuf es, also laßt es für eine Novelle gelten"? Nein, diesen Vincenz Brechelmayer, diesen Stadtamtspraktikanten, das „seltsame Persönchen" mit der Castratenstimme macht uns selbst Hamerling nicht zu einem Novellenhelden, und den ganzen Vorgang läßt selbst seine geistreiche, lebhaft colorirende Behandlung nicht zur Handlung werden. „Die Waldsängerin" ist ein Scherz, den der Dichter mit dem Publikum getrieben.

Da hat Maximilian Schmidt in seiner „Johannisnacht" (Nr. 7) uns ganz andere Kost geboten. Uns sind diese Geschichten, die, so recht aus der Volksseele in der Sprache des Volks erzählt, ohne alle gewaltsamen Conflicte doch von Leid und Freud des Menschenherzens Ergreifendes berichten, ganz besonders erquicklich. Die angeborene Farbe der Entschließung hat hier noch keines Gedankens Bläße angekränkelt; wir stehen vor der Ursprünglichkeit und werden uns ohne alle Philosopheme des Ewigen in der Geschichte der Menschheit bewußt. Maximilian Schmidt ist ein hervorragender Erzähler derartiger Geschichten, das beweist die „Johannisnacht" aufs neue.

Drei Novellen als „Blüten eines Kranzes" bietet uns Julie Gintl (Nr. 8). Sie erzählt in drei verschiedenen Sprachen, deutsch, böhmisch und französisch, und sie erzählt, wie es einer Lehrerin an der k. k. böhmischen Lehrerinnen-Bildungsanstalt geziemt, gut, moralisch, loyal und gottesfürchtig. Daß sie auch poetisch zu erzählen weiß, erkennen wir als einen besondern Vorzug an.

Wir schließen unsere heutige Umschau mit der Erwähnung der „Editha" von Arnim Stein (Nr. 9), einer Erzählung, die ist, was sie sein will: ein deutsches Geschichts- und Lebensbild, in dem manche kraftvolle Schilderung zu rühmen, doch auch manche Geschmacklosigkeit zu rügen ist.

Albert Weigert.

Zur Geschichte der Marine.

Die Kriegführung zur See in ihren wichtigsten Epochen von L. von Henk. Berlin, Janke. 1881. 8. 6 M.

Der langjährige Director der kaiserlichen Admiralität hat seine Muße verwerthet, um in diesem dem Kronprinzen gewidmeten Werke ein in Deutschland noch wenig bekanntes und bebautes Feld der Literatur zu betreten. Nach der Vorrede beabsichtigt er, den jüngern Kameraden der Marine einen Dienst zu erweisen, „wenn er mit Benutzung englischer, französischer und anderer Quellen wenigstens die wichtigsten Epochen der Seekriege in unserer Muttersprache zur Darstellung brächte", und betont dabei ausdrücklich, wie es ihm fern gelegen habe, eine vollständige Geschichte der Seekriege zu schreiben. Der Verfasser geht deshalb auf diejenigen Perioden der allgemeinen Geschichte näher ein, in denen wichtige Ereignisse zur See vorkamen oder während welcher die Entwickelung des Seekriegswesens besondere Fortschritte machte, und berührt die geschichtliche Verbindung skizzenhaft nur so weit, als dies nöthig erscheint, um den Zusammenhang zwischen den speciell beschriebenen Ereignissen herzustellen. So ist es ihm möglich geworden, eine Fülle des wichtigsten und interessantesten Stoffs den Lesern seines Buchs darzubieten.

Dasselbe zerfällt in drei Theile, von denen die beiden ersten, das Alterthum und das Mittelalter bis 1500 n. Chr.

behandelnd, zusammen etwa den gleichen Raum einnehmen wie der dritte Theil, die neuere Zeit, allein.

In dem ersten, einleitenden Kapitel erfahren wir zunächst, daß die Nachrichten über das Seewesen der Alten bis vor kurzem nur sehr spärlich flossen, und daß wir eigentlich erst den neuern Forschungen des Professors Boeckh, des Dr. Graser und des Dr. Dümichen für eingehendere Kenntniß in dieser Beziehung verpflichtet sind. Schon 1500 Jahre vor Christi Geburt wurde der Handel zur See betrieben; es waren namentlich die Phönizier, die im Schiffbau immer weitere Fortschritte machten und sich deshalb auch zuerst mit ihren Schiffen auf die hohe See wagten. Als Orientirung diente ihnen bereits der Nordstern. Ihnen folgten Aegypter und Hellenen, von denen erstere schon um 600 v. Chr. vom Rothen Meere aus Afrika umschifft haben. Die Hellenen aber, und unter ihnen die Korinther, haben um 700 v. Chr. die ersten Kriegsschiffe erbaut, welche sich von den Handels-, den Rundschiffen ihrer Bauart nach als Langschiffe unterschieden. Zuerst wesentlich zum Schutze des Handels gegen das überhandnehmende Seeräuberwesen verwendet, wurde die Marine den Staaten bald ein gewaltiges Kriegsmittel. Für ihre Fortbewegung, namentlich aber für die Möglichkeit des Operirens im Gefecht waren diese Schiffe nur auf Ruderkraft angewiesen. Wir finden daher schon bei den Aegyptern einzelne Riesenschiffe, welche bis vierzehn Reihen Ruderer übereinander hatten, 420 Fuß lang, mit 400 Soldaten und 4000 Ruderern bemannt waren. Der Durchschnitt der Schlachtschiffe bestand aber aus Drei- bis Fünf-Reihenschiffen, triremes, quinqueremes.

Die folgenden Kapitel bringen uns dann die Schilderung der hauptsächlichsten Seeschlachten, deren erste bei Kynos 536 v. Chr. von den Phokäern gegen die Tyrrhener und Karchedonier geschlagen wurde. Wir verfolgen mit Interesse die Kriege zwischen Griechen und Persern, das Zeitalter des Peloponnesischen Kriegs, die Punischen und die spätern Kriege der Römer, von denen allen uns die bedeutendsten Gefechte in scharfen Umrissen gezeichnet werden.

Der Schiffbau ward natürlich immer größerer Vervollkommnung entgegengeführt. Man unterschied Schlachtschiffe, Avisos und Transportfahrzeuge; letztere deshalb von großer Wichtigkeit, weil bei der Stärke der Besatzung die Schlachtschiffe wenig Platz für Proviant boten. Diese, unter denen die Triremes und Quinqueremes die gebräuchlichsten blieben, hatten vielfach bereits einen Sporn, gegen dessen Wirkungen wiederum eine besondere Balkenpanzerung angewendet wurde. Auf ihren Oberdecks befanden sich Wurfmaschinen in Thürmen, Enterhaken, Maschinen zum Versenken feindlicher Schiffe und zur Zerstörung von Stadtmauern in großer Anzahl und Vollkommenheit.

Die Taktik bestand in dem Versuche, in raschem, ungestümem Anprall des Feindes Linie zu durchbrechen, seine Schiffe durch den Sporn in den Grund zu bohren oder durch Beschädigung der Riemen (Ruder) unlenksam zu machen. Erst später fochten die Römer ihre Seeschlachten „wie auf dem Lande" aus, indem sie die feindlichen Schiffe zu entern suchten und mit ihren überlegenen, kriegsgeübten Legionen dann Mann gegen Mann auf dem Verdeck fochten.

Der zweite Theil behandelt zuerst die Thätigkeit der ost- und weströmischen Flotten und die glänzende Entwickelung der italienischen Städte in dieser Richtung. Demnächst lernen wir die Anfänge des Seewesens der nordischen Völker kennen, unter denen uns die eigenthümliche Erscheinung der skandinavischen Meerkönige, der Wikinger, und die glänzenden Thaten zur See der deutschen Hansa besonders fesseln.

Gegen das Ende des 12. Jahrhunderts kam die Magnetnadel in Gebrauch, die jedoch erst 1302 einen allgemeinen Fortschritt in der Steuerkunst hervorrief, als sie in der Art, wie noch jetzt gebräuchlich, auf eine Pinne gehängt und in Verbindung mit der Windrose gebracht wurde. Im Laufe des 14. Jahrhunderts fand die Artillerie auf den Schiffen Eingang; die Geschütze wurden am Bug und Heck aufgestellt und vermochten nur in der Richtung der Kiellinie zu feuern. Erst 100 Jahre später bewirkte der Franzose Descharges in Brest die Aufstellung der Geschütze breitseits des Schiffs und ermöglichte damit neben einer Vermehrung der Zahl eine Feuerwirkung nach allen Richtungen. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurde auch die Takelage in dem Maste verbessert, um statt der Riemen allgemein die Segel zur Fortbewegung, selbst im Gefecht, zu benutzen, wenn auch in vielen Fällen die Riemen neben den Segeln und namentlich zur Unterstützung beim Manövriren in Gebrauch blieben. Besondern Aufschwung gab der Seeschiffahrt die Entdeckung Amerikas 1492 und die Eröffnung des Seewegs nach Ostindien durch Umschiffung des Caps der Guten Hoffnung durch Vasco de Gama 1498.

Der dritte Theil des Werks beginnt mit einer Schilderung, welche den Entwickelungsgang des Seewesens und des Kriegsschiffbaues bis zur Einführung des Dampfes 1840 umschließt. Durch die weiten Seewege wurde man schon im 16. und 17. Jahrhundert gezwungen, den Schiffen angemessenere Formen zu geben und die Segeleinrichtungen zu verbessern. Auch begann man bereits, den Boden von Fahrzeugen, welche tropische Meere befuhren, zum Schutze gegen Anwuchs und Bohrwurm mit Kupferplatten zu beschlagen. Waren auch noch immer viele Handelsschiffe so eingerichtet, daß sie zu jeder Zeit armirt werden konnten, so trat doch in Form und Einrichtung der Unterschied zwischen ihnen und Kriegsschiffen immer mehr zu Tage. Die Artillerie wurde schwerer und vielfältiger und wir begegnen wieder solchen Seeungeheuern, wie dem 1637 zu Woolwich erbauten Dreidecker Sovereign of the Seas, welcher 232 Fuß lang war und 100 Geschütze führte. In dieser Zeit trat zuerst eine Eintheilung der Kriegsschiffe nach Größe und Fahrgeschwindigkeit in Linienschiffe, Fregatten, Corvetten u. s. w. hervor, wie sie im wesentlichen bis in die neuere Zeit beibehalten ist. Als Marsch-

und Kampfordnung diente die Kiellinie; für die Schlacht theilte man allgemein die Flotte in drei Geschwader. Eine eigentliche Seetaktik wurde lange Zeit vermißt, bis im Jahre 1690 der Jesuitenpater Hoste in Toulon, früher Kaplan des französischen Admirals de Tournelle, in einer längern Abhandlung die Anschauungen und Erfahrungen seines Gönners hierüber niederlegte. Dem epochemachenden Werke ist in unserm Buche ein eigenes Kapitel (Nr. 36) gewidmet.

England war der erste Staat, welcher ein stehendes Seeoffiziercorps und eine Marine-Centralbehörde, die Admiralität, schuf, zu deren erstem Lord High Admiral Sir Edward Howard ernannt wurde. Damit war, unter der Regierung Königs Heinrich VIII., der Grund zu der britischen Seemacht gelegt.

Wir verfolgen nun die Kämpfe der englischen, französischen und spanischen Flotten im 16. Jahrhundert, die einen erschütternden Abschluß in der gänzlichen Zerstörung der stolzen Armada fanden, mit deren Untergange Spanien von dem Kampfe um die Uebermacht zur See zurücktritt. Die Kämpfe der türkischen, venetianischen, genuesischen und anderer Flotten im Mittelmeere bis zum Ende des 16. Jahrhunderts bieten manches Interesse. Dieses erhöht sich jedoch bei der Darstellung der Kriege der Niederländer mit Spanien, Frankreich und England im 17. Jahrhundert. Die betriebsamen Holländer hatten zum Schutze ihres ausgedehnten Handels eine bedeutende Kriegsmarine geschaffen. Aus dem Anspruche der Engländer auf unbedingte Oberhoheit zur See und aus andern politischen Motiven entsprang eine Reihe blutiger Seekriege, mit denen neben den britischen Namen eines Barkley und Monk die Thaten der Niederländer de Ruyter und van Tromp der Nachwelt überliefert worden sind, die aber schließlich nach manchen Schwankungen damit endigten, daß England seine Ansprüche aufrecht erhielt.

Das dreißigste Kapitel schildert die brandenburgische und preußische Marine im 17. und 18. Jahrhundert. Der Große Kurfürst hatte bekanntlich den Gedanken einer Colonisation an der Westküste Afrikas zur Ausführung gebracht und zu deren Schutze mit seiner ganzen Energie aus kleinen Anfängen eine Marine geschaffen, die indeß unter seinen Nachfolgern wieder verfiel. Auch Friedrich der Große errichtete mit weitsehendem Blick wieder eine kleine Flotille, und in der neuesten Zeit ist endlich der Gedanke einer deutschen Flotte zur That geworden.

Das 17. Jahrhundert umschließt eine bedeutende Zahl von Kriegen und Schlachten zur See seitens der englischen, wie der französischen, der spanischen, portugiesischen, der dänischen, schwedischen und venetianischen Flotte. Die glänzendste Periode der französischen Marine war diejenige zur Zeit der Regierung Ludwig's XIV., einer ihrer leuchtendsten Namen der des Admirals de Tournelle. Oft hat sie sich damals mit wechselndem Erfolge mit der englischen gemessen, bis der entscheidende Sieg Nelson's bei Trafalgar am 21. October 1805 über die verbündete französische und spanische Flotte die englische Suprematie auf dem Meere für lange Zeit feststellte.

Mit der Regierung Peter's des Großen tritt eine junge russische Marine auf, deren Entstehen und Entwickelung wir bis zur Schlacht von Navarino, am 20. October 1827, in welcher die gesammte türkische Flotte durch die alliirte französisch-englisch-russische zerstört wurde, verfolgen.

Man hatte die Kunst, mit Segelschiffen zu manövriren, zu einer großen Ausbildung gebracht; dennoch blieb man immer vom Winde abhängig. Die Idee, den Dampf als treibende Kraft für die Fortbewegung des Schiffs anzuwenden, ist nicht neu; ihre Anwendung begegnete indeß vielem Mistrauen und großer Opposition. Die ursprünglichen Radschiffe hatten auf hoher See manche Nachtheile; auch war die Maschine zu leicht durch feindliches Geschoß zu beschädigen. Nachdem diesem Uebelstande durch das Verlegen der Schraube in die geschütztesten Theile des Schiffs abgeholfen war, suchte man durch schwere Geschosse auch dahin zu dringen. Die schweren Geschütze führten zur Panzerung. So entspann sich ein Wettkampf zwischen Artillerie und Panzer, in dem die Artillerie insofern Sieger geblieben ist, als man immer wieder Geschosse construiren wird, die auch die stärksten Panzer durchschlagen, wenn auch die Treffsicherheit zur See darunter leidet. In diesem Wettkampfe ist die Panzerung einiger wichtiger Schiffstheile bis zu 60 Centimeter Dicke vorgeschritten, wogegen die Geschütze der neuern Schiffe aus einem Kaliber von 34 Centimeter Geschosse von 400 Kilo Gewicht werfen. Neben der Artillerie ist die heimtückische Waffe der Torpedos in Thätigkeit getreten, und auch der Sporn oder die Ramme soll wieder das feindliche Schiff durchbohren.

Nach einer Zusammenstellung des Bestandes der meisten europäischen Flotten erhalten wir eine Darstellung der Flottenthätigkeit während des Krimkriegs und des amerikanischen Bürgerkriegs, von denen namentlich der letztere wieder ganz neue Gesichtspunkte zu Tage gefördert hat.

Das dreiundvierzigste Kapitel endlich behandelt die preußische und die deutsche, die österreichische und italienische Marine im 19. Jahrhundert bis zur neuesten Zeit. Es wird der Entwickelung der deutschen Marine und ihrer Thätigkeit während des Kriegs 1870—71 gedacht, und nach der Aufzeichnung des schwimmenden Flottenmaterials dieser vier Kriegsmarinen schließt die geschichtliche Darstellung mit einem eingehenden Bericht über die Seeschlacht bei Lissa am 20. Juli 1866.

In den Schlußbemerkungen zieht der Verfasser dann aus den Erfahrungen, welche in Bezug auf Panzerung, auf Artillerie und Torpedowesen bisjetzt gewonnen wurden, folgende Schlüsse: 1) Ungepanzerte (ob hölzerne oder eiserne) Schiffe sind nicht im Stande, mit Aussicht auf Erfolg einen Kampf von einiger Dauer den modernen Schiffsgeschützen gegenüber zu unterhalten. Eine entsprechende Anzahl derselben ist für größere Marinen zwar erforderlich: als Kreuzer, zum Schutze des Handels, zur seemännisch-militärischen Ausbildung von Offizieren und Mannschaften u. s. w.,

nicht aber als Schlachtschiffe verwendbar, eine Ueberzeugung, die in allen Marinen, zur Zeit wenigstens, sich allgemein Bahn gebrochen hat. 2) Die Panzerung mindestens der vitalsten Theile der modernen Schlachtschiffe ist nothwendig, da sie auch heute noch im allgemeinen einen gewissen Schutz gegen die Geschosse der modernen Schiffsartillerie bietet und für erstere daher unentbehrlich. 3) Sporn und Torpedos sind zwar formidable, nicht zu unterschätzende Waffen für das Seegefecht, jedoch beide nicht im Stande, die Artillerie als Hauptwaffe zu ersetzen.

Die Einführung der Dampfschiffe hat die Segeltaktik über den Haufen geworfen; über eine neue Seetaktik sind die Ansichten noch sehr getheilt.

Das Werk „Die Kriegführung zur See" beabsichtigt nur, den jüngern Kameraden der Marine ein Handbuch zu schaffen. Es leistet aber weit mehr und wird mit seinen Darstellungen auch ein weites Laienpublikum interessiren und befriedigen. Der Hauptwerth des Buchs möchte darin zu suchen sein, daß es als Bahnbrecher auf einem wichtigen wissenschaftlichen Gebiete dient und hoffentlich den Anlaß zu weitern Publicationen in dieser Richtung geben wird. Für das größere Lesepublikum wäre es erwünscht, eine Erklärung der gebräuchlichsten Seemannsausdrücke im Buche selbst zu finden; Verständniß und Interesse werden gefördert, wenn man sich über die Bedeutung von Luv- und Leeseite, von Steuer- und Backbord, des Abfallens vom Winde u. dgl. sofort Raths erholen kann.

Hermann Vogt.

Biographisches und Culturhistorisches.

1. Milton und seine Zeit. Von Alfred Stern. Zwei Theile in vier Büchern. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 12 M.

Bevor wir auf dieses bedeutende Werk selbst eingehen, müssen wir im Interesse seiner Brauchbarkeit seine Eintheilung als eine unpraktische und unbequeme rügen. Dasselbe enthält nämlich zwar thatsächlich vier Bände, von denen jeder seine eigene Pagination hat; allein dieselben sind nicht einfach als solche bezeichnet, sondern als: I. Theil 1. Buch, I. Theil 2. Buch, II. Theil 3. Buch und II. Theil 4. Buch. Die Scheidung in zwei Haupttheile ist überflüssig und macht sich auch im Werke selbst durch nichts bemerklich, als daß jeder derselben ein Bildniß enthält, der erste das des einundzwanzigjährigen und der zweite das des zweiundsechzigjährigen Milton. Von den vier Büchern oder eigentlich Bänden behandelt der erste die Zeit vor dem Ausbruch der Revolution (1608—39), der zweite die Zeit während der Revolution (1640—49), der dritte die Zeit unter der Republik und dem Protektorat (1649—60) und der vierte die Zeit unter der Restauration (1660—74). Es ist ein mit seltenem Fleiß geschaffenes Quellenwerk, das uns vorliegt, eins jener Werke, die herzustellen nur unter ganz besonders glücklichen, selten einem Schriftsteller vergönnten Umständen möglich ist. Diese günstigen Verhältnisse sind um so nöthiger, als ja solche strengwissenschaftliche Specialwerke nicht auf einen großen Absatz zu rechnen haben. Das Buch ist eigentlich fast eine Geschichte Englands im 17. Jahrhundert. Jeder Anlaß, der den Helden in Berührung mit der Außenwelt bringt, dient dazu, auf deren Schicksale und Ereignisse einen belehrenden Blick zu werfen. An Milton's Studienjahre in Cambridge schließt sich, wo die Rede davon ist, was der junge Puritaner in der Welt zu erwarten hatte, eine Schilderung der damaligen Kirchen- und Staatsverhältnisse, aus welchen wir z. B. sehen, daß schon damals, in so gedrückter Lage sich auch die Katholiken befanden, doch die Mode unter den vornehmen Engländern grassirte, zum Katholicismus überzutreten, was demnach keine neue Erscheinung ist und damals so wenig wie jetzt England katholisch machte. Auf der andern Seite sehen wir die grausame Behandlung der Puritaner mit an, denen wegen ihrer Reden und Schriften die Ohren abgehauen wurden. Auch ein Ueberblick der poetischen Leistungen der Engländer unterbricht die Darstellung der Lehrjahre des angehenden Dichters. Die Beschreibung seiner Reise nach Italien und die Schilderung seiner dortigen Verbindungen mit hervorragenden Personen schließt den ersten Band. Im zweiten sehen wir den heimgekehrten Milton bereits in die religiösen Parteikämpfe hineingerissen und unter den Vorkämpfern einer Reform der englischen Kirche, dann umgeben von den Schrecken des Bürgerkriegs, die ihn indeß nicht von Eingehung seiner ersten unglücklichen Ehe mit einer Royalistin abhielten. Wir verfolgen ferner seinen Uebergang von den Presbyterianern zu den Independenten und (im dritten Bande), nach der Hinrichtung des unglücklichen Karl I., sein vorzugsweises politisches Wirken, namentlich seinen Kampf mit Salmasius, dem Verfechter der Monarchie. Nach dem letztern tritt des Dichters Erblindung ein, die ihn aber an Fortsetzung seines republikanischen Wirkens als Schriftsteller und als Cromwell's Secretär nicht hinderte. Nach des Protectors Tod sehen wir den blinden Dichter umsonst für die Erhaltung der Republik kämpfen. Nach Wiederherstellung der Monarchie (im vierten Bande) wird er fast wunderbar einem drohenden harten Schicksal entrissen und schafft dann sein unsterbliches „Paradies", das der Verfasser treffend mit Dante's Riesenwerk in Parallele bringt. Die spätern Arbeiten führen ihn langsam dem Ende in der Verborgenheit entgegen. Bezüglich alles Nähern glauben wir auf das treffliche Werk selbst verweisen zu sollen.

2. Ludwig Pfyffer und seine Zeit. Ein Stück französischer und schweizerischer Geschichte im 16. Jahrhundert. Von A. Ph. von Segesser. Erster Band: Die Schweizer in den drei ersten französischen Religionskriegen 1562—1570. Mit einer Karte. Bern, Wyß. 1880. Gr. 8. 10 M.

Dem durch seine historischen Forschungen rühmlichst bekannten Verfasser hat in dem Archiv seiner Vaterstadt und ihres Cantons eine außerordentlich reiche Fundgrube für seinen Gegenstand zu Gebote gestanden. Der Held des vorliegenden Buchs, Ludwig Pfyffer, seinerzeit „der Schweizerkönig" genannt, steht unter den Schweizern, welche sich in den Wirren der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts einen Namen machten, obenan. Nach wenig bekannter Vergangenheit wurde er vom Hauptmann eines Fähnleins Eidgenossen auf dem Schlachtfelde von Dreux zum Obersten über 6000 Schweizer und stand dann sieben Jahre hindurch an der Spitze der schweizerischen Hülfsvölker, welche den Kern der Heere Karl's IX. im Kampfe gegen die Hugenotten bildeten. Nach der Schlacht bei Moncontour kehrte er in sein Vaterland zurück und wirkte 24 Jahre als Schultheiß (Regierungspräsident) von Luzern und Haupt der katholischen Partei in der Schweiz, in welcher Stellung er zwar viel zur Aufrechthaltung des innern Friedens in diesem Lande beitrug, aber auch hauptsächlichen Antheil an dem unheilvollen Borromeischen Bunde nahm, der später die beiden Confessionen der Schweiz gegeneinander auf das Schlachtfeld führte. Er starb 1594, 70 Jahre alt. Das Buch, dessen zweiter Band hoffentlich nicht lange auf sich warten läßt, ist nicht nur kriegsgeschichtlich interessant, sondern enthält auch höchst werthvolle Aufschlüsse über das Verhältniß zwischen der Schweiz und Frankreich und über dasjenige zwischen den Religionsparteien der Schweiz.

3. Culturhistorische Stammbücher. Band 1: Stammbuch des Arztes. Band 2: Stammbuch des Lehrers. Band 3: Stammbuch des Pfarrers. Band 4: Stammbuch des Studenten. Band 5: Stammbuch des Beamten und Juristen. Stuttgart, Spemann. 8. Jeder Band 4 M.

Diese „Stammbücher" bestehen aus Stellen der Schriftsteller aller Länder, Völker und Zeiten über einzelne Berufsarten, das Leben und Treiben der Berufsangehörigen, ihr Dichten und Trachten, ihre Leiden und Freuden und sind, von Denkmälern der ältesten Cultur entlegener Regionen an bis auf die literarischen Producte unserer Zeit, mit bedeutendem Geschick ausgewählt und in anziehender Weise gruppirt. Sie werden daher den angehenden Mitgliedern der betreffenden Stände eine willkommene Mitgabe für das Leben sein.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die Firma Wilh. Gottl. Korn in Breslau, in deren Verlag die „Schlesische Zeitung" seit 1742 erschienen, hat am 13. Januar ihr hundertundfunfzigjähriges Jubiläum gefeiert. Ueber die Geschicke der Firma gibt ein Feuilleton der „Schlesischen Zeitung" selbst einen eingehenden Bericht. Großen Aufschwung nahm dieselbe, seit der jetzige Inhaber der Firma, Heinrich Korn, mit dem Jahre 1850 das Geschäft übernahm und mit Umsicht und mit seltenem Erfolg erweiterte. „Den glücklichsten Aufschwung von allen Unternehmungen der Firma", sagt das erwähnte Feuilleton, „hat während der letzten Decennien die «Schlesische Zeitung» genommen. Seit dem Beginn unsers nationalen Einigungswerks (1866) ist ihre Auflage um 10000 Exemplare gestiegen. Allein im zweiten Semester des Jahres 1870 erfuhr sie binnen wenigen Wochen eine Steigerung um 3000 Exemplare. Dieselbe ist vornehmlich auf die damals täglich an Stelle des Leitartikels erschienenen orientirenden Artikel «Zur Kriegslage» zurückzuführen, welche der Feder des Oberstlieutenant a. D., Herrn Heinrich Blankenburg entstammten, der schon seit dem schleswig-holsteinischen Kriege in der «Schlesischen Zeitung» eine reiche schriftstellerische Thätigkeit entwickelt hatte. Einige jener Artikel sind von der französischen «Regierung der Nationalvertheidigung» mittels der Taubenpost in photographischem Miniaturdruck dem belagerten Paris übermittelt worden. Nach Beendigung des Kriegs übernahm der Herr Verfasser jener Artikel die politische Leitung der Zeitung, welche heute noch in seiner Hand ruht. Nicht nur blieben die neugewonnenen Abonnenten der Zeitung treu, sondern ihre Zahl erfuhr von Jahr zu Jahr eine erfreuliche Steigerung. Zu dieser gedeihlichen Entwickelung hat es offenbar nicht wenig beigetragen, daß die Zeitung sich nicht nur der Regierung, sondern auch den politischen Parteien gegenüber volle Unabhängigkeit zu wahren verstanden hat. Alle politischen Fragen sucht sie unter streng objectiven Gesichtspunkten zu erfassen; ihr ganzes Programm liegt in den Worten: suprema lex reipublicae salus." Heinrich Korn hat durch eine Stiftung von 100000 Mark für seine Mitarbeiter und durch zahlreiche Spenden an milde Stiftungen in Breslau den Gedenktag seiner Firma in würdigster Weise begangen.

— Zur Feier des am 4. September 1881 stattgefundenen funfzigjährigen Jubiläums der sächsischen Verfassung hat der Geheime Rath und Director des Hauptstaatsarchivs, C. D. von Witzleben, im Auftrage der Regierung ein Werk unter dem Titel „Die Entstehung der constitutionellen Verfassung des Königreichs Sachsen" (Leipzig, B. G. Teubner) in Druck gegeben, das schon durch den stattlichen äußern Umfang (X, 448 S.), mehr aber noch durch seinen bedeutenden Inhalt über den Rahmen einer Gelegenheitsschrift hinausragt. Mit gründlichster Quellenkenntniß und objectiver, wohlgegliederter Behandlung des Stoffs verbindet der Verfasser eine bemerkenswerthe stilistische Eleganz. Seine Monographie liefert einen höchst schätzbaren Beitrag zur modernen deutschen Geschichtsliteratur.

— Otto Müller's historischer Roman „Der Professor von Heidelberg", der sich bereits länger als ein Jahrzehnt in der Gunst der Lesewelt erhalten hat, liegt in einer zweiten Auflage vor (2 Bde., Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.). Der Verfasser widmet sie dem berühmten straßburger Kliniker und hochverdienten Arzte Geh. Rath Professor Dr. Kußmaul, um demselben ein Zeichen seiner persönlichen Dankbarkeit und Verehrung zu geben. Ueber den Inhalt und die Vorzüge des Romans haben sich d. Bl. in Nr. 52 f. 1870 beim Erscheinen der ersten Auflage bereits ausgesprochen.

— Von dem Regisseur Ernst Gettke in Kassel ist der zehnte Jahrgang des „Almanachs der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger für 1882" erschienen (Kassel, Voigt), ein

sehr fleißig gearbeitetes Werk, welches aus einem literarischen und einem geschäftlichen Theil besteht. Der literarische beginnt mit einem Verzeichniß der verstorbenen bedeutendsten dramatischen Dichter, Componisten, Bühnenkünstler von Wilhelm Lemcke. Derselbe gibt unter dem Titel „Faust und Mephistopheles in der Sage" eine anziehende Darstellung des im Jahre 1711 erschienenen Buchs über Dr. Faust von Georg Rudolf Widmann. Es folgt ein Verzeichniß der theatralischen Gedenktage, der Neuaufführungen, eine Todtenschau und allgemeine Bühnenschau; darauf werden die Vereine und Verbindungen, die Theaterkunstschulen angegeben, ein Verzeichniß der dramatischen Autoren und Componisten, der dramaturgischen Schriften, Theaterzeitschriften, Theateragenturen u. s. f. angereiht. An diesen literarischen Theil schließt sich der geschäftliche, ein großes Bühnenadreßbuch, Verzeichniß sämmtlicher Theater, ihrer Vorstände, Directoren und Regisseure, der an den Bühnen engagirten Schauspieler und der aufgeführten Novitäten. Das Werk erweist sich als ein treffliches und fast unentbehrliches Nachschlagebuch für alle, die mit deutschen Bühnen in näherer oder entfernterer Beziehung stehen.

Theater und Musik.

Der hundertjährige Gedenktag der ersten Aufführung von Schiller's „Räubern" ist weder von den deutschen Bühnen noch von der deutschen Presse vergessen worden. Sehr viele Zeitschriften und Zeitungen brachten an diese Säcularfeier anknüpfende Artikel und viele Theater führten „Die Räuber" auf, meist mit einem schwunghaften Prolog von Julius Wolff. Die Anregung zu der Feier ging von Manheim aus, und selbstverständlich behielt das manheimer Theater die Führung. Zur Vorfeier am 12. Januar waren alle Räume des mit Flaggen geschmückten Theaters gefüllt. Die Statuen Schiller's, Dalberg's und Iffland's waren bekränzt. Die Schwiegertochter des Dichters und die Witwe eines Enkels aus Stuttgart, beide die letzten Trägerinnen des Namens Schiller, wohnten der Feier bei. „Das Lied von der Glocke" mit Bildern, welche Hofrath Werther wirksam und kunstverständig gestellt hatte, kam zur Aufführung; außerdem „Wallenstein's Lager" und Rheinberger's Symphonie: „Wallenstein". Bei der Vormittagsfeier am 13. Januar hielt Hofrath Werther die geistreiche und beifällig aufgenommene Festrede. Am Festtage selbst wurden „Die Räuber" in trefflicher Besetzung und Inscenirung zur Aufführung gebracht.

Das manheimer Stadttheater hatte einen Preis von 1000 Mark aus Anlaß der Säcularfeier ausgesetzt. Unter 156 eingesendeten Stücken erhielt die Tragödie „Luigia San-Felice" von Richard Voß seitens der Prüfungscommission, die aus zehn in Manheim domicilirenden Preisrichtern unter Beirath von Heinrich Laube, Paul Heyse und Professor Bernays bestand, den Preis. Fünf andere Stücke waren mit ihr auf die engere Wahl gesetzt. Richard Voß ist ein sehr talentvoller Autor, wie sein „Savonarola" und seine in Frankfurt ebenfalls preiswürdig befundene Tragödie „Die Patricierin" beweisen; er hat einen leidenschaftlichen Zug und tragischen Schwung: man darf sich über die Ermuthigung freuen, die einem strebsamen Poeten durch den manheimer Preis zutheil geworden ist. Unsers Erachtens steht indeß „Luigia San-Felice" nicht auf gleicher Höhe mit den frühern Dichtungen. Der Stoff ist aus Colletta's Geschichte entnommen; Adolf Stahr hat ihn in seinem italienischen Reisewerk eingehend besprochen, Alexandre Dumas ihn zu einem neunbändigen Roman verwerthet. Ohne Frage hat der Stoff romanhaftes Interesse. In dem Drama von Voß sind die beiden ersten Acte voll dramatischen Lebens; in den letzten stört das Kind, welches Luigia San-Felice im Kerker gebiert, sowol vor seiner Geburt als nach derselben: auch ist die Handlung von Anfang bis zu Ende grell und craß, ohne Contraste und Abtönung. Bei der ersten Aufführung des Stücks, die bald nach der Preisvertheilung stattfand, wurde das Ganze mit dem Beifall aufgenommen, welcher dem Talent des Dichters gebührt; der vierte Act stieß indeß, wie wir vorausgesehen, auf lebhafte Opposition.

— Von dem Herausgeber dieser Zeitschrift ist ein historisches Lustspiel: „Der Spion von Rheinsberg", auf dem leipziger Theater zur Aufführung gekommen und hat vielen Beifall gefunden. Der Stoff ist dem Roman „Im Banne des Schwarzen Adlers" entnommen und zwar dem zweiten Buch desselben, welches das rheinsberger Leben des genialen Kronprinzen Friedrich schildert. Der Held des Lustspiels ist Dr. Morgenstern, der damals als Spion des Generals Grumbkow in Rheinsberg weilte, später vor dem ersten Schlesischen Krieg wieder auftauchte als Hauptagent Friedericianischer Politik in Breslau, eine Art Hofnarr und sonderbarer Kauz. Seine Bekehrung im vierten Act des Stücks sicherte besonders die Wirkung desselben.

Bibliographie.

Adler, G., Studie zur Geschichte der Harmonie. Wien, Gerold's Sohn. 1881. Lex.-8. 1 M. 40 Pf.

Berelins, J. J., Ueber den Satz des Widerspruchs und die Bedeutung der Negation. Leipzig, Koschny. 1881. Gr. 8. 1 M.

Feuerbach, A., Ein Vermächtniss. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Essenwein, A., Der Bildschmuck der Liebfrauenkirche zu Nürnberg. Nürnberg, Korn. 1881. Lex.-8. 90 Pf.

Fernau, R., Zoologia humoristica oder grundgelehrte und wahrhaftige Mittheilungen aus dem Thierreich. 1ster Bd.: Wirbelthiere. Leipzig, Grieben. 8. 1 M. 50 Pf.

Findel, J. G., Die Grundsätze der Freimaurerei im Völkerleben. Ein geschichtsphilosophisches Erbauungsbuch. Leipzig, Findel. 1881. 8. 4 M.

Fischer, E. G., Kepler und die unsichtbare Welt. Eine Hieroglyphe. Mit dem Bildnisse Kepler's und seines Denkmales in Stahlstich, einem photolithographisch-facsimilirten Gedichte Kepler's und einer Federzeichnung von der Hand König Friedrich Wilhelm IV. von Preussen. Mit Einleitung und Ergänzungen von F. Zöllner. Leipzig, Staackmann. Gr. 8. 3 M.

Fontane, T., Ellernklipp. Nach einem Harzer Kirchenbuch. Berlin, Hertz. 1881. 8. 3 M.

Fröbel, J., Die realistische Weltansicht und die utilitarische Civilisation. Leipzig, O. Wigand. 1881. 8. 1 M. 20 Pf.

Goethe's Faust. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. 2ter Thl. Heilbronn, Henninger. 1881. Gr. 8. 5 M. 25 Pf.

Herzog, H., Beispielssprichwörter. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 70 Pf.
— — Deutsche Sprichwörter. Gesammelt für Jung und Alt. Aarau, Sauerländer. 1881. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Heyse, P., Neues Münchener Dichterbuch. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Hoehne, E., Kant's Pelagianismus und Nomismus. Darstellung und Kritik. Leipzig, Dörffling u. Franke. 1881. Gr. 8. 3 M.

Holden, E. S., Wilhelm Herschel. Sein Leben und seine Werke. Uebersetzt von A. V. Mit einem Vorwort von W. Valentiner. Berlin, Hertz. 8. 4 M.

Holtei, K. v., Fürstbischof und Vagabund. Erinnerungsblätter. Breslau, Trewendt. 8. 1 M.

Hülsen, Helene v., Bilder aus der modernen Welt. Berlin, Plahn. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Jahrbuch religiöser Poesien, herausgegeben von J. Sturm. Jahrg. 1881. Wiesbaden, Niedner. 1881. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Niethammer, G. v., Die Schlacht bei Villiers am 30. November 1870 mit besonderer Rücksicht auf die i. königlich württembergische Feldbrigade Generalmajor Freih. v. Reitzenstein. Mit 1 Croquis. Stuttgart, Kohlhammer. 1881. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Neumont, A. v., Vittoria Colonna. Leben, Dichten, Glauben im 16. Jahrhundert. Freiburg i. Br., Herder. 1881. 8. 4 M.

Rieder, G., Johann III., König von Polen, Sobieski, in Wien. Mit Hineinverwebung einer Geschichte der sieben Königinnen von Polen aus dem Hause Oesterreich. Ein Erinnerungsbuch an 1683 für 1883 zum 200jährigen Jubiläum der Befreiung Wiens von der Türkenbelagerung. Wien, Braumüller. Gr. 8. 4 M.

Rolph, W. H., Biologische Probleme, zugleich als Versuch einer rationellen Ethik. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 M.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: P. Graf Waldersee. Nr. 34: Luther als der Vater des evangelischen Kirchengesanges. Von H. A. Köstlin. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1881. Lex.-8. 1 M.

Anzeigen.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Geschichte
der
Einwirkung der deutschen Litteratur
auf die Litteraturen der übrigen
europäischen Kulturvölker der Neuzeit.
Von
Dr. F. H. Otto Weddigen.
Preis 2 M. 50 Pf.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Conversations-Lexikon.
Dreizehnte
umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.
Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte.
In 240 Heften à 50 Pf.

Brockhaus' Conversations-Lexikon ist das älteste und angesehenste aller derartigen Werke. Die neue Auflage ist **vollständig umgearbeitet und wesentlich erweitert**, besonders durch Beigabe von **zahlreichen Abbildungen** auf 400 Tafeln und Karten, die auch einen geographischen Atlas enthalten, sowie im Texte.

In allen Buchhandlungen werden Unterzeichnungen angenommen und sind die bisjetzt erschienenen Hefte nebst ausführlichem Prospect zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

REISE IN DER TROAS IM MAI 1881.
VON
Dr. HEINRICH SCHLIEMANN.
Mit einer Karte. 8. Geh. 2 M.

Diese neue Schrift des berühmten Verfassers bildet eine wichtige Ergänzung zu allen seinen bisher erschienenen Werken, indem sie über die Topographie der Troas in vielen Punkten neues, die frühern Annahmen berichtigendes Licht verbreitet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kufra.
Reise von Tripolis nach der Oase Kufra.
Ausgeführt im Auftrage
der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland
von
Gerhard Rohlfs.
Nebst Beiträgen von
P. Ascherson, J. Hann, F. Karsch, W. Peters, A. Stecker.
Mit 11 Abbildungen und 3 Karten.
8. Geh. 16 M. Geb. 18 M.

Die von Rohlfs 1878—79 unternommene Expedition ins Innere Afrikas war reich an merkwürdigen Reisebegegnissen wie an wissenschaftlicher Ausbeute. Im vorliegenden Werke ist der Verlauf der Expedition von dem Reisenden selbst mit frischen Farben geschildert, während die wissenschaftlichen Resultate in systematischer Bearbeitung durch Gelehrte der verschiedenen Fächer vorgeführt werden. Dasselbe bietet demnach vielseitige, höchst werthvolle Beiträge zur Kenntniss des afrikanischen Continents und reiht sich den frühern Reisewerken des Verfassers wie denen von Livingstone, Barth, Schweinfurth, Stanley, Cameron, Soyaux, Nachtigal u. s. w. ergänzend an.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Pilgerfahrt der Rose.
Dichtung von
Moritz Horn.
Vierte durchgesehene Auflage.
Eleg. cartonn. 2 M. 40 Pf.

Der Text zu Robert Schumann's beliebter Composition „Die Pilgerfahrt der Rose" ist nur ein Auszug aus der gleichnamigen Dichtung von Moritz Horn, wie sie vollständig hier bereits in vierter Auflage vorliegt. Das elegant ausgestattete Buch voll zarter, sinniger Poesie bildet besonders auch ein sehr empfehlenswerthes Geschenk an junge Damen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Korfu.
Eine jonische Idylle.
Von
Ferdinand Gregorovius.
Cart. 1 M. 80 Pf.

Die Insel Capri.
Idylle vom Mittelmeer.
Von
Ferdinand Gregorovius.
Cart. 1 M. 80 Pf.

Seiner bekannten reizenden Skizze der Insel Capri stellte Gregorovius ein nicht minder anmuthiges Bild von Korfu an die Seite, jenem jonischen Eiland, das mit dem doppelten Reize griechischer Natur und homerischer Mythe geschmückt ist. Beide geschmackvoll ausgestattete Bücher gehören zu dem Besten, was die deutsche Literatur auf diesem Gebiete besitzt.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 2.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICH KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 2. Februar 1882.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Dichternamen in der naturwissenschaftlichen Nomenclatur. Von Eduard Maria Schranka. — Nordmeer- und Nordlandsfahrten. Von Alfred Kirchhoff. — Zur Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Von Arthur Kleinschmidt. — Süddeutsche Volksschauspiele. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Dichternamen in der naturwissenschaftlichen Nomenclatur.

Bekanntlich war der wegen seiner feinen Zündmaschinen auch in weitern Kreisen der Bevölkerung vielgenannte große Physiker Döbereiner ein Zeitgenosse Goethe's. Es war gerade zur Zeit, wo das neu entdeckte Metall Platina in die Chemie eingeführt und Döbereiner von Rußland aus eine Platte desselben zugeschickt wurde, als Goethe mit besonderm Interesse Naturwissenschaften trieb. Döbereiner hatte ihm die Platte geliehen; doch auch der große Geist hatte seine Schwächen, und kindischerweise konnte er sich von der Platinaplatte nicht mehr trennen. Bitten, ja selbst Drohungen blieben fruchtlos, und Döbereiner sah sich schließlich gezwungen, beim Großherzog Beschwerde über Goethe zu führen. „Lassen Sie den alten Esel zufrieden", sagte der Großherzog, als er die Klage vernommen, „ich schreibe halt um eine andere Platte nach Rußland."

Diese wol sonst weniger bekannte Goethe-Anekdote illustrirt lebhaft die Intimität zwischen dem großen Meister und seinem Mäcen; sie zeigt aber auch das zu jener Zeit sozusagen leidenschaftliche Interesse des großen Dichters für das Studium der Naturwissenschaften. Wir finden auch unter seinen Werken viele und gediegene, in dieses Gebiet der Wissenschaft einschlägige Schriften, und darin ist wol auch der Grund zu suchen, daß Objecte der Natur geradezu mit Goethe's Namen in die betreffende Nomenclatur eingeführt wurden. So begegnen wir im Systeme der Mineralogie einem sogenannten Goethit. Man kann sagen, Goethe hat bei der Taufe dieses Minerals Pathe gestanden.

Goethit benennt nämlich der Mineraloge Lenz jenes Eisenoxyd, das unter dem Namen Nadeleisenerz in der Gruppe der wasserhaltigen Metalloxyde rangirt und sonst auch den Namen Rubinglimmer oder Pyrrhosiderit führt. Der Gestalt nach ist der Goethit gewöhnlich klein und zu Drüsen oder büschelförmigen Gruppen verbunden. Er findet sich auch im Bergkrystall oder Amethyst eingewachsen. Uebrigens kommt er auch in anderer, in säulen-, haar- oder nadelförmiger Gestaltung vor. Die Farbe ist in verschiedenen Nuancirungen von braun, gewöhnlich gelb-, röthlich-, bis schwärzlich-braun. Geographisch findet er sich in Cornwall, ferner im Westerwald, bei Zwickau in Sachsen, aber auch in Böhmen. In Amerika ist er am stärksten in Californien vertreten. Auf seine chemische Zusammensetzung gehe ich, wie überhaupt auf das Nähere, nicht ein; nur wollte ich nicht den kahlen Namen hinstellen, obwol es gerade dieser ist, der uns bei dieser Studie interessirt. Lobel war der erste, der die chemische Verschiedenheit des Goethit von dem Limonit erkannte.

Haben wir unter den wasserhaltigen Metalloxyden einen Goethit gefunden, so begegnen wir in der Reihe der wasserfreien Haloiden einem von Haidinger so benannten Herderit, einem übrigens äußerst selten und zwar bei Ehrenfriedersdorf vorkommenden Mineral, das sonst auch den Namen Allogonit führt. Der Herderit ist von Farbe weiß.

Damit haben wir aber auch unsere ganze Ausbeute auf mineralogischem Gebiete gemacht, denn wir suchten ja nur deutscher Dichter Namen; ein größeres Contingent wären wir im Stande zu stellen, wollten wir auch auf andere große Männer Rücksicht nehmen. So würden wir beispielsweise dem Namen Humboldt zweimal begegnen, einmal beim Humboldthit und das andere mal beim Humboldtulit. Auch einen Fichtelit gibt es.

In der Geschichte der Botanik hat auch wieder Goethe sich einen Namen errungen, hauptsächlich dadurch, daß er

die sogenannte Gestaltlehre fester begründete; doch ist mir momentan keine Pflanze bekannt, die seinen Namen trüge. Dafür ist es ein anderer deutscher Dichter, Chamisso, dessen Namen wir und zwar als botanischen Autornamen unter der Abbreviatur Cham. öfters in der botanischen Nomenclatur treffen, so z. B. gibt es eine Art in der Gruppe der Papaveraceen, die den Namen Eschscholtzia Cham. führt. Da dieselbe gewöhnlich in Californien zu Hause und für die Abbreviatur Cham. sich auch die Abkürzung Chms. findet, so ist in jedem halbwegs eingehenden Pflanzenkatalog auch eine Eschscholtzia californica Chms. verzeichnet. Sie ist der Datura nicht unähnlich. Der geborene Franzose und doch deutsche Dichter Chamisso gab auch in der Insektologie einem kleinen Insekt seinen Namen, womit auch der dritte Hauptzweig der Naturwissenschaft, die Zoologie, mit hereingezogen wird. Ueberhaupt spielt Chamisso als Naturforscher eine bedeutende Rolle und hat sich durch seine Studien auf den wissenschaftlichen Entdeckungsfahrten mit dem Sohne Kotzebue's einen Namen gemacht.

Eine größere Ausbeute für unsere Studie machen wir, wenn wir den Nelkenkatalog der Nelkensammlung des berühmten Nelkenisten Päßler nachschlagen. Da finden wir eine Nelke Kh. Blumauer, eine gelbe römische Picott-Picott mit Kupferfarbe und Carmoisin; eine weiße holländische Picott-Picott mit Incarnat und Aschgrau Kh. Seume; eine gelbe, mit Braun gefärbte Picott Kh. Matthisson; eine weiße englische Doublette mit Zinnober Kh. Hölty; eine weiße Picott-Picott mit Scharlach Kotzebue, und eine weiße deutsche Bizard mit Rosenroth und Violett Wieland.

Wollte ich auch sonst noch poetische Namen, die in der naturwissenschaftlichen Nomenclatur verwendet wurden, hereinbeziehen, so könnte ich noch gedenken der Pflanzenspecies Parnassia und einer andern, Thalia, einer weißen französischen Picott-Nelke Thalia, einer andern, Terpsichore, einer gelben Picott-Picott, Klio, der weißen einfachen rothen Hyacinthen Thalia und Euterpe; ferner der Palmenart Euterpe. Eine einfache rothe Hyacinthe führt auch den Namen Gellert. Auch der des Dichtergottes Namen tragende Falter Doritis Apollo könnte hier seinen Platz finden.

Schließen möchte ich diese kleine, aber gewiß auf Originalität gerechten Anspruch machende Studie mit dem in der Botanik glänzend vertretenen Namen des Sängers der „Messiade". Der Naturhistoriker Hermann Karsten hat Klopstock dadurch ein unvergängliches Monument in der sich ewig neu erschaffenden Natur gesetzt, daß er einer ganzen Gattung der Palmen den Namen Klopstockiae gab und dieselbe der dritten Gruppe der Palmen — natürlich Karsten'scher Klassification —, den Arecinen unterordnete.

Karsten in einer Monographie „Die Palmen" im „Großen Völker- und Naturleben" (bei Westermann in Braunschweig erschienen) führt sogar mehrere Arten der Klopstockiae an, ja er bringt drei darauf bezügliche Illustrationen und zwar eine Abbildung der Frucht, dann des Stammes und drittens der fiederblätterigen Krone der Klopstockia cerifera Karsten. Die Klopstockiae sind nämlich, wie alle Arecinen, fiederblätterig; die Stämme der Klopstockiae erreichen nach Humboldt'scher Messung selbst bis 180 Fuß Länge. Neben der Klopstockia cerifera spricht Karsten speciell noch von einer Klopstockia utilis, deren Fasern und Blätter auch zum Hutflechten verwendet werden. Sie geben aber nach Karsten's eigener Aussage keine so feinen und leichten Hüte wie die Panama- oder Jipijapahüte, welche bekanntlich aus den Fasern einer andern Palme gewebt sind.

Tausende solcher Hüte mögen erzeugt werden aus den Fasern solcher Klopstockspalmen; aber wann steckt auch ein Klopstock unter dem Hute? Erinnert man sich an die Bezeichnung Linné's, der die Palmen die Fürsten der Pflanzen nennt, und an Karsten's Worte, der die Palmen unbestritten als jene Formen vegetabilischer Organismen bezeichnet, die des naturbetrachtenden Menschen Phantasie mehr als irgendeine andere fesseln, so muß man sich mit des letztern Nomenclatur gewiß einverstanden erklären, der eines phantasievollen Dichters Namen für einen phantasieerregenden Baum gewählt, der für einen Fürsten der Pflanzen den Namen eines Dichterfürsten entlehnt. Ein würdigeres und poesievolleres Monument konnte ein Karsten einem Klopstock wol nicht errichten. Ueberhaupt war Karsten in der Benennung der Palmen höchst sinnig. So benannte er eine auch Copernica, und sie ragt auch zu den Sternen, mit welchen doch so gern verkehrte, dessen Namen sie trägt, Kopernikus.

Eduard Maria Schranka.

Nordmeer- und Nordlandsfahrten.

1. Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega 1878—80. Mit einem historischen Rückblick auf frühere Reisen längs der Nordküste der Alten Welt. Von Adolf Erik Freiherrn von Nordenskiöld. Autorisirte deutsche Ausgabe. Erster Band. Mit 1 Porträt in Stahlstich, 206 Abbildungen in Holzschnitt und 10 Karten. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 11 M.

Die erste Hälfte des authentischen Berichts über die größte Entdeckerthat unserer Zeit liegt nun fertig vor. Der glorreiche Führer der Expedition schildert uns darin die erstmalige Durchfahrt aus dem Atlantischen Weltmeer entlang der vorher noch nie ganz befahrenen Eismeerküste Sibiriens bis dicht vor die Beringsstraße, wo die Vega nach nur dreimonatlicher Fahrt Ende September 1878 anlangte und wider Erwarten durch plötzliches Einfrieren des Küstenmeers festgebannt wurde.

Nordenskiöld hat sehr recht gethan, die fachwissenschaftlichen Ergebnisse besonderer Ausarbeitung vorzubehalten und die geschichtliche Darstellung der Vegafahrt, wenn auch mit gründlicher Anknüpfung an die Geschichte der frühern Expeditionen auf demselben Entdeckungsfeld und mit ebenso gründlicher Andeutung der vielfachen naturwissenschaftlichen, erd- und völkerkundlichen Kenntnißerweiterungen, welche seine eigene Ausfahrt erbracht hat, in gemeinverständlicher Weise mit diesem Werke vorzulegen.

Denn auf Vertrautwerden mit der vollen Bedeutung der an Bord der Vega mit germanischer Klarheit und Willensfestigkeit durchgeführten Großthat darf die ganze gebildete Welt Anspruch erheben, insbesondere auch die deutsche, soweit sie begonnen hat, die Geographie nicht mehr als eine leidige Kinderkrankheit anzusehen, lästig und nicht leicht vermeidbar wie Masern oder Scharlach.

Wer ihm jemals ins treue Antlitz geschaut hat, dem wackern schwedischen Professor, in welchem sich zur Zeit der heroische Trieb der Menschheit zur Erforschung des hohen Nordens recht eigentlich concentrirt: der wird sich an dem diesem Bande als Titelschmuck beigefügten, trefflich gelungenen Porträt erinnerungsvoll erfreuen. Und so naturgetreu schlicht, energisch, furchtlos und ernst wie das Gesicht Nordenskiöld's in diesem Bilde den Leser anschaut an der Schwelle seines Werks, genau so bietet sich das letztere selbst. Es ist eins der seltenen Reisewerke von der Art des Humboldt'schen oder Darwin'schen, wo jede Seite trotz einfacher Sachlichkeit des Stils auch den Laien fesselt, ohne ihn durch unverständliche Gelehrsamkeit abzustoßen, und wieder keine Seite das Interesse des Fachmanns unberührt läßt.

Hoch anzuerkennen ist auch die würdige Ausstattung des Werks im Aeußern, die Beigabe ausgezeichneter Holzschnittbilder zur Veranschaulichung von Landschaftscharakter, Volkstypen, aufgefundenen Pflanzen und Thieren (an welchen letzteren die kalten Gründe des sibirischen Eismeers einen überraschenden Reichthum entfalteten), nicht minder die Ausschließung jeglicher Schwindelillustration mit erdachten Bilderchen, durch welche so manche moderne Reiseschilderung befleckt wurde. Sehr angebracht war offenbar gleichfalls die treuherzige Wiedergabe von naiven Holzschnitten aus den Berichten über die besprochenen ältern Polarfahrten und der historisch sehr lehrreichen Karten aus denselben, welche in stattlicher Vielzahl dem vorliegenden Bande beigefügt sind, während die epochemachende Karte der von Nordenskiöld und seinem wissenschaftlichen Stab so wesentlich berichtigten Aufnahme der Nordküste Asiens dem zweiten Band vorbehalten blieb.

Bis an die Mündung der Lena fuhr das eigentliche Expeditionsschiff, die Vega (auf der Werft von Bremerhaven gebaut), in Begleitung der Lena, die nicht wie jenes größere Fahrzeug aus Eichenholz, sondern aus Bessemer-Stahl auf der berühmten Schiffsbaustätte von Motala am Wettersee construirt worden war. Das Karische Meer wurde durch die Jugorsche Straße zwischen Waigatsch und der russischen Festlandküste erreicht und ebenso wie auf den vorangegangenen Recognoseirungsfahrten Nordenskiöld's (1875, 1876) eisfrei befunden, ja so überdeckt von den das Meereis zerthauenden Gewässern der durch kaum ablassenden Sommersonnenschein laulichen sibirischen Riesenströme, daß es an der Oberfläche trinkbar, freilich auch ganz lehmig erschien, gleich dem des La-Plata-Golfs, der danach den Irrnamen eines Flusses erhielt. Für Hunderte von Meilen der Weiterfahrt hörte nun jedwede Berührung mit Küstenanwohnern auf, indem der äußerste sibirische Norden so gut wie völlig menschenleer befunden wurde. Vorher hatte man aber noch mit den Samojeden nähere Bekanntschaft gemacht und sofort die Gelegenheit ergriffen, die ethnographische Sammlung der Vega-Expedition zu gründen. Diese Samojeden schleppen nämlich auf ihren Wanderungen immer Götzenbilder mit sich, und auf die hatte es Nordenskiöld abgesehen, als seine Vega bei dem Dörfchen Chabarowa unfern der Jugor-Straße Anker warf, wo Samojeden und Russen zur Sommerszeit zu verweilen pflegen, wenn sie die umliegenden Renthierweiden benutzen. Der Götterschacher sei hier von Nordenskiöld selbst erzählt, zugleich als Pröbchen seines echt deutschen Humors, der des öftern aus seinem nautisch ernsten, aber nur scheinbar grimmigen, fast verbissen dreinschauenden Antlitz lustig hervorblitzt:

Anfangs antworteten alle Samojeden ausweichend. Es lag zu Tage, daß theils ihr Aberglaube sie abhielt, auf mein Verlangen einzugehen, und theils auch, daß sie sich vor den Westeuropäern der Beschaffenheit ihrer Götzenbilder ein wenig schämten. Der Metallglanz einiger Rubelstücke vermochte jedoch schließlich eine alte Frau, alle Bedenklichkeiten beiseite zu setzen. Sie ging nach einem der beladenen Schlitten hin, welche sie als Magazine zu benutzen scheinen, und suchte lange, bis sie endlich einen alten, unbrauchbaren Lederstiefel in die Hände bekam; aus diesem zog sie einen hübschen Lederstrumpf hervor, aus welchem schließlich vier Götzenbilder zum Vorschein kamen. Nach weitern Unterhandlungen erstand ich dieselben für einen ganz ansehnlichen Preis. Sie bestanden aus: einem Miniaturpäsk mit Gürtel, ohne Körper darin; einer 13 Centimeter langen Lederpuppe mit einem Gesicht von Messing; einer andern Puppe mit einer Nase aus einer gebogenen Kupferplatte, sowie aus einem in Lappen eingewickelten, mit Messingplatten behängten Stein, dessen eine Kante das Gesicht der Menschengestalt bildete, welche das Ganze vorstellen sollte. Auch hübscher geformte Götzenbilder, ziemlich gut gemachte Puppen, mit Bogen aus Schmiedeeisen, habe ich gesehen; jedoch ist es mir nicht geglückt, einige derselben zu erwerben. In dem hier vorliegenden Falle wurde der Handel durch den Umstand erleichtert, daß die alte Hexe Anna Petrowna, welche ihre Götzen verkaufte, als Christin getauft war, welcher Umstand natürlich von mir benutzt wurde, die Eigenthümerin an das Unrecht zu erinnern, das sie beginge, wenn sie als Christin noch fortfahre, solche Teufeleien wie ihre „Bolvane" zu verehren, und indem ich ihr die Nothwendigkeit vorstellte, dieselben schleunigst los zu werden. Aber meine zu gleicher Zeit sophistischen und egoistischen Behauptungen wurden von den Umstehenden, sowol Russen wie Samojeden, gemisbilligt, indem sie erklärten, daß im ganzen genommen kein besonderer Unterschied zwischen den Bolvanen der Samojeden und den Heiligenbildern der Christen existire. Es wollte sogar scheinen, als ob die Russen

selbst diese Bolvanen als Repräsentanten einer Art Heiligen der Samojeden in der andern Welt ansähen.

Es ist unmöglich, die Fülle naturkundlicher und geographischer Einzelentdeckungen dieser unvergeßlichen Fahrt von Waigatsch bis vor die Beringsenge hier auch nur ungefähr anzugeben. Wie nordisch kühl, ganz ohne eitles Flitterwerk und bombastische Worte selbst der wahre Höhenpunkt der Vegafahrt von ihrem Leiter erzählt wird, mag nur als Beispiel der classischen Ruhe und Ungespreiztheit der Gesammtdarstellung an dieser Stelle Beachtung finden. Wir meinen das Erreichen der Nordspitze unserer Erdfeste, wo übrigens wie beim vorherigen Eintreffen an der Jenisseimündung den Vegamännern ein echt arktischer, allerdings stummer Empfang bereitet wurde: durch einen großen Eisbär, der unruhig am Strande hin- und herschritt, nach dem Meer hin schnüffelnd, als wolle er erforschen, welch merkwürdige Gäste da auf einmal in sein Reich eindrängen:

Der Nebel hinderte alle weite Aussicht über das Meer, und ich fürchtete bereits, daß die nördlichste Spitze Asiens so eisumschlossen sein würde, daß wir nicht an derselben würden landen können. Bald aber schimmerte eine dunkle, eisfreie Landspitze im Nordosten aus dem Nebel hervor. Ein nach Norden offener Busen schnitt hier in das Land hinein und in diesem warfen beide Fahrzeuge am 19. August um 6 Uhr nachmittags Anker. Wir hatten jetzt ein jahrhundertelang vergebens erstrebtes Ziel erreicht: zum ersten mal lag ein Fahrzeug an der nördlichsten Landspitze der Alten Welt vor Anker. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß dieses Ereigniß durch Aufhissen der Flaggen und durch Kanonensalute, sowie später, nachdem wir von unserm Ausfluge ans Land zurückgekehrt waren, durch eine Festlichkeit an Bord mit Wein und Toasten gefeiert wurde.

Die Nordspitze Asiens bildet eine niedrige, durch einen Busen in zwei Theile getrennte Landzunge, deren östlicher Arm sich ein wenig weiter nach Norden erstreckt als der westliche Arm. Ein Bergrücken mit allmählich abfallenden Seiten zieht sich von der östlichen Spitze in südlicher Richtung in das Land hinein, und scheint bereits innerhalb des Gesichtskreises eine Höhe von 300 M. zu erreichen. Gleich dem darunterliegenden Flachlande war seine Krone beinahe schneefrei; nur an den Seiten des Bergs oder in tiefen, von Schneebächen ausgegrabenen Furchen und kleinen Thälern auf der Ebene waren große, weiße Schneefelder sichtbar. Ein niedriger Eisrand stand noch an den meisten Stellen längs des Strandes. Aber kein Gletscher wälzte seine blauweißen Eismassen an den Seiten der Berge herab, und keine Eisseen, keine hervorspringenden Felsblöcke, keine hohen Bergspitzen verschönerten das Bild der Landschaft, welche die einförmigste und ödeste war, die ich im hohen Norden gesehen habe.

Am Abend des 27. September lagerte die Expedition bereits am Nordgestade der äußersten Ostspitze Asiens um ein angezündetes Feuer. Die Vega lag verankert vor ihnen; die dünne Eishaut, welche sich soeben über ihr Fahrwasser zog, spiegelte die ruhig gen Himmel züngelnden Flammen wie einen schnurgeraden Feuerweg wieder. Keiner ahnte Schlimmes, man plauderte fröhlich von der nun bevorstehenden Reise durch die eis- und nebelfreien Fluten des Stillen Weltmeers an palmengeschmückten Tropenlanden dahin. Doch die Ruhe und Sternenklarheit der Nacht brachte das Verhängniß: der Frost verkittete die Treibeisfelder so fest miteinander, daß sich die Vega am andern Morgen, unfähig in dem allzu seichten Küstenwasser weiter zu kommen, in jenen Eismassen beim Versuch sie zu durchbrechen festfuhr. Nur wenige Meilen trennten vom offenen Wasser der Beringsstraße, und trotzdem mußte man sich ins Schicksal einer Ueberwinterung ergeben! Zum Glück blieb die Vega von der Gefahr einer Erdrückung im Eis nur bedroht; Kohlen und vorsorglich in Europa ausgewählter Mundvorrath genügten vollkommen, und die Festlandküste war nicht ganz $1\frac{1}{2}$ Kilometer entfernt. Auf letzterer wurde ein magnetisches Observationshaus von lasurblauen Eisblöcken erbaut und hier (trotz einer gegen Ende Januar bis — 46° C. steigenden Kälte) wie an Bord des Schiffes bis in den Sommer 1879, wo endlich die Erlösungsstunde schlug, fleißig der Wissenschaft durch ununterbrochene Beobachtung aller Naturverhältnisse gedient an dieser hoch interessanten Stelle (mitten zwischen dem nordostasiatischen und dem nordwestamerikanischen Kältepol), wo noch nie vordem Temperatur und Niederschlag, Ebbe und Flut, die erdmagnetischen Elemente, Pflanzen- und Thierreich in treuem Ausharren Monate hindurch beobachtet worden waren.

Auf Schlittenreisen erkundete man das Tschuktschenland nebst seinen merkwürdigen Bewohnern, und letztere stellten sich alsbald selbst als tägliche Gäste gar gern übers Eis her auf der Vega ein, um ihre Neugierde zu befriedigen, für sich und ihre Zughunde Almosen aus der Schiffsküche zu empfangen, Tauschhandel zu treiben, vielleicht einmal sogar einen ersehnten Schluck des Feuerwassers credenzt zu bekommen, dessen Namen sie aus dem Munde amerikanischer Walfänger als „Ram" (Rum) kennen gelernt hatten.

Schon vor der unfreiwilligen Winterrast war man mit den Tschuktschen zusammengetroffen; in Fellbooten waren zuerst ein paar Haufen derselben lachend und plappernd auf die an ihrer Küste vorüberfahrende Vega zugerudert und hatten vertrauensvoll neugierig das Deck erklettert. Sie nannten sich selbst Tschuktsch oder Tschautschu und trugen das Stirnhaar ähnlich der jetzt bei uns üblichen Damenmode:

Viele von ihnen waren hohe, starke und wohlgewachsene Männer. Sie waren in enganliegende Lederhosen und Päsken von Rennthierfell gekleidet. Der Kopf war entblößt und das Haar ganz kurz geschnitten, mit Ausnahme einer schmalen Franse nach vorn, wo das Haar eine Länge von 4 Centimeter hatte und über die Stirn herabgekämmt war. Einige hatten Mützen, wie die von den Russen bei Chabarowa getragenen, hinten in ihren Gürtel eingesteckt, schienen aber das Wetter noch für zu warm für den Gebrauch einer Kopfbedeckung anzusehen. Das Haar der meisten war blauschwarz und äußerst dicht. Die Frauen waren mit schwarzen oder schwarzblauen Strichen über Stirn und Nase, einer Menge ähnlicher Striche auf dem Kinn und schließlich mit einigen Verzierungen auf den Backen tätowirt. Der Gesichtstypus erschien nicht so unangenehm wie derjenige der Samojeden und Eskimos. Einige der jungen Mädchen waren sogar nicht ganz häßlich. Im Vergleich zu den Samojeden waren sie auch ziemlich reinlich und hatten eine hübsche, beinahe weißrothe Gesichtsfarbe.

Bei einem Besuch eines ihrer Zeltdörfer am Strande heißt es:

Kinder gab es in Menge, gesund und kräftig. In dem innern Zelt gingen die größern Kinder beinahe nackt umher, und von hier sah ich sie ohne Schuhe oder andere Kleider auf den bereiften Boden hinausgehen und zwischen den Zelten umherlaufen. Die kleinen Kinder wurden sowol von Männern wie von Frauen auf den Schultern umhergetragen, wobei sie so stark eingewickelt waren, daß sie Pelzbällen glichen. Die Kinder wurden mit ausgezeichneter Freundlichkeit behandelt und niemals hörte man die Aeltern ein böses Wort zu ihnen äußern.

Ein gutes Bild führt uns auch das Oberhaupt des Tschuktschenstamms an der Ueberwinterungsstelle nach einer Photographie vor; sein Besuch an Bord mag noch in Nordenskiöld's eigenen Worten hier folgen:

Am Morgen des 6. October sahen wir vom Fahrzeuge aus einen eigenthümlichen Zug sich über das Eis bewegen. Eine Menge Tschuktschen zog einen Hundeschlitten, auf dem ein Mann lag. Anfangs glaubten wir, daß es ein Kranker wäre, der ärztliche Hülfe suchen wollte; als aber der Zug die Seite des Fahrzeugs erreicht hatte, kletterte der vermeintliche Kranke ganz gelenkig die Fallreeptreppe hinauf, schritt sogleich mit einer von hoher Würde zeugenden Zuversicht auf das Halbdeck, kreuzte sich, grüßte gnädig und gab in gebrochenem Russisch zu erkennen, daß er ein bedeutender Mann in diesem Landestheile sei. Es zeigte sich nun, daß wir durch den Besuch des Repräsentanten der russischen Macht auf der Tschuktschen-Halbinsel, des Starosten unter den Renthier-Tschuktschen, Wassili Menka, beehrt worden waren. Es war ein kleiner, dunkelfarbiger Mann von ziemlich abgezehrtem Aussehen, in einen hübschen, weißgefleckten Rennthierfellpäsk gekleidet, unter welchem ein blaues Flanellhemd hervorschien. Um uns von vornherein Achtung einzuflößen, und vielleicht auch, um sein kostbares Leben nicht der Hinterlist der falschen Sturmgöttin Ran auszusetzen, kam er bei dem Fahrzeuge über das noch nicht ganz zuverlässige Eis in einem Schlitten an, der nicht von Hunden, sondern von seinen Untergebenen gezogen wurde. Er wurde sofort in den Offiziersalon eingeladen, nach bestem Vermögen bewirthet und mit einer Menge für ihn offenbar schwer faßlicher Fragen gequält, welche er in sehr schwer verständlichem Russisch beantwortete. Des Lesens und Schreibens war er nicht kundig, doch konnte er eine ihm vorgelegte Karte bald auffassen und auf derselben mit großer Sicherheit eine Menge bemerkenswerther Stellen in dem nordöstlichen Sibirien bezeichnen. Von dem Vorhandensein eines russischen Kaisers hatte der erste Beamte der Gegend keine Ahnung; dagegen wußte er, daß eine sehr mächtige Person ihren Sitz in Irkutsk hatte. Er bekreuzte sich anfangs mit großem Eifer vor einigen Photographien und Kupferstichen in dem Offiziersalon, hörte aber bald damit auf, als er merkte, daß wir nicht dasselbe thaten.

2. Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von A. Brennecke, F. Broemel, H. Hoffmann u. s. w. Illustrirt durch mehrere 100 Holzschnitte nach Originalzeichnungen, von den bewährtesten Künstlern an Ort und Stelle eigens für dies Werk aufgenommen. Leipzig, Hirt u. Sohn. 1881. Gr. 4. In Lieferungen zu 2 M.

Unsere deutsche Literatur wird immer reicher an prächtig ausgestatteten, aber auch verlaßlich in Text und Bildwerk gehaltenen Illustrationswerken. Schon schmücken weit und breit Ebers' „Aegypten", die Prachtausgabe von Hübner's „Spaziergang um die Welt" und ähnliche geographisch-culturgeschichtliche Schmuckstücke hohen innern wie äußern Werths unsere Salons — da gesellen sich die „Nordlandfahrten" zu diesem Bunde, die in einer stattlichen Lieferungsreihe bereits zu zwei starken Quartbänden erwachsen sind.

An dieser Stelle kann nur durch ein paar Schilderungsproben dazu angeregt werden, dies neue köstliche Werk, die Leistung ausgezeichneter Maler, Photographen und xylographischer Künstler sowie nicht weniger als acht wohlbewährter Schriftsteller, zur Hand zu nehmen; denn um den Zauber jener Hunderte äußerst plastisch wirkender Bilder von Landschaften, Bauten, Stadtansichten u. s. w. widerstrahlen zu lassen, fehlt uns ein Venusspiegel.

Skandinavische Naturgemälde beginnen den Reigen. Bild und Wort wetteifern, uns hineinzuversetzen in die stille Größe dieses Nordlandes, welches an seiner norwegischen Felsenküste die sonst weit voneinander geschiedenen Reize von Strand und Hochgebirge so einzig vermählt. Wir fahren ein in die tief ins Land schneidende Meeresgasse des Hardanger Fjords:

Wie Norwegen überhaupt, so ist der Hardanger ganz besonders die Heimat der großen Katarakte, die sich vornehmlich durch ihren Wasserreichthum auszeichnen: die weiten Hochebenen, in welche der Fjord sich einzwängt, begünstigen die Bildung größerer Gewässer, und sie geben der ernsten, schweigsamen Landschaft überall ein freudig sprudelndes Leben. Ueberhaupt aber zeigt die Natur des Hardanger nicht die harte, düstere Strenge wie z. B. der nördlichere, gewaltigere Sognefjord, seine stille Größe ist gepaart mit mildernder Anmuth. Die Berge zwar zeigen auch hier nicht die schön geschwungenen, phantasievollen Formen der schweizer Gipfel, man sieht mehr mauerartige, geschloffene Wände mit breitem obern Rand; denn es sind nur die schroff abfallenden Kanten der großen Hochebenen; überall aber, wo die Abhänge weniger jäh sind, haben sie sich geschmückt mit leuchtendem Grün; bald steigen dunkle, stolze Tannenwälder hoch hinauf, bis die eisig unerbittliche Natur ihrem kühnen Streben ein gebieterisches Halt zuruft; bald spiegeln sich lichtgrüne Wiesen, mit Obstbäumen und Menschenwohnungen vertraulich besetzt, in der schönen klaren Flut. Unvergleichlich klar ist diese Flut: in einer Tiefe von mehr als 100 Fuß erkennt man noch deutlich den steinigen Meeresboden. Den ganzen Tag fährt man so in Gemächlichkeit dahin wie auf einer ununterbrochenen Kette der herrlichsten Alpenseen.

Europas westlichste Insel, Irland, „die ewig weinende", ist zwar viel flacher als die skandinavische Riesenhalbinsel, dabei doch ihr wunderbar verwandt in schmalen Fjorden, schroffen Felsstirnen am Meer und glatt geschenerten Klippeninseln, den „Schären", in ungezählten Trabantenscharen die Küsten umschwärmend. Uns wurden noch in keinem deutschen Buch so viele malerische und naturwahre Schildereien irischer Landesart geboten wie in dem vorliegenden. Aber auch dem unglücklichen, von geschichtlichen Unbilden schwer heimgesuchten Volk bringt unser Werk ein warmes deutsches Herz entgegen:

Der irische Mann aus dem Volke ist nicht roher als der Engländer, ist daneben kindlich-naiv und bei hochgradiger Leidenschaftlichkeit leicht zu versöhnen. Ich befand mich in bewegter Zeit im Kreise irischer Kleinpächter, die voll Erbitterung „Dolche" gegen ihren Grundherrn „redeten". Ich traf dieselben Leute einige Tage darauf, und sie waren fast schwärmerischen Lobes voll. „Unser Landlord", sagten sie, „hat uns und unsere Familien eine tea-party gegeben; welch gütiger Herr!" (d. h. er hat uns und unsere Familien mit Thee und Butterbrot bewirthet und uns die Hand geschüttelt). Mit solchen Leuten ließe sich leicht Friede schließen, aber freilich nicht von Paris, Genf, Florenz, Rom, Madeira oder Kairo aus, wo heute die Großgrundbesitzer seit Generationen ihre irischen Pachtzinse in raffinirtem Luxus verzehren, die der Landagent für sie — unerbittlich — eintreibt.

Hart, sehr hart muß Hunger und Kummer drücken, wenn der Ire seine Smaragdinsel auf Nimmerwiedersehen verläßt, zum letzten mal ein Blatt des heimischen Shamrock, ein Kleeblatt, pflückt, das ihm als Wahrzeichen der heißgeliebten Heimat gilt. Und doch ist Irland das einzige größere Land unsers Erdtheils, welches an Einwohnerzahl in diesem Jahrhundert zurückgegangen ist — durch Auswanderung:

Obwol ihm kaum an hohen Festtagen die Möglichkeit erwächst, eine Fleischmahlzeit zu haben, gedeiht der ärmste Landmann mit Familie bei seinem unabänderlichen Mahl von Kartoffeln und Hafermehl zu dauerhafter Gesundheit, und was den weiblichen Theil der Bevölkerung betrifft, so sind Rosen auf den Wangen und Feuer in den Augen keine Seltenheit, auch in den Districten, wo „Schmalhans" der einzige Küchenmeister ist. Im Norden Irlands waltet das rothblonde Haar und das graublaue Auge vor, was auf schottische und dänische Einwanderung deutet — denn aus Skandinavien landete ehedem an diesen Küsten viel urgermanisches Seevolk und gründete Stämme und Völker. Im Westen, wo spanische Einwanderung Spuren zurückgelassen und Angelsachse und Celte sich mengten, erscheint der liebliche Typus des schwarzen Haars über stahlblauen Augen häufig vertreten, wie er sich auch in rein magyarischen Districten Ungarns vorfindet. Die Irländerin ist meist feurige Patriotin und mit geistvollem Mutterwitz begabt; sie unterscheidet sich darin von den spröden, kühlen und methodischen Blondinen Altenglands, bei denen der Verstand gewöhnlich die Herrschaft über die wärmern Launen des Gemüths bewahrt, und die Vaterlandsliebe zu einem so selbstverständlichen sieghaften Credo erhoben ist, daß man es für überflüssig hält, sich des Landeswohls wegen beunruhigende Gedanken zu machen. England war der Eroberer, der festzuhalten versteht, was er erobert, und das arme warmblütige Erin, das nur zu oft poetischen Phantasien nachhängt, deren volle Verwirklichung unmöglich erscheint, befindet sich jener andern Volksenergie gegenüber nur zu oft im Nachtheil. Eine tröstliche Gabe ist dem irischen Volke in allen Kümmernissen geblieben — ein heiteres Gemüth!

Nach Schottland führt die malerische Reise in die nebelumflorten Hochlande, wo uns die Melancholie Ossianischer Helden aus der wilden Welt von Sturm und Wetter, Wogengischt und schroffem Felsentrotz wie der rechte Geist zu solcher Natur anmuthet, so nahe den Seeidyllen stiller Thalschluchten, dem gewaltig pulsirenden Leben der Großindustrie in der Ebene von Glasgow und Edinburgh, wo die moderne Wünschelruthe von Kohle und Eisen Millionen fleißiger Arbeiter auf engsten Raum zusammenführte, sodaß überschwengliche Reichthumsquellen nunmehr dort unabläßig fließen. Wir besuchen die einstige Wohnstätte Walter Scott's am plätschernden Tweed und dann, Englands Grenze überschreitend, voll Andacht Stratford, das uns einen Shakspeare gebar. Sehr schöne Bilder geleiten uns an der Hand eines gewiegten kunsthistorischen Cicerone durch die gothischen Spitzportale in Englands Kathedralen und Abteien. Dabei lugt immer freundlich die grüne Landschaft mit ihrem Sammtrasen, ihren alten Eichen, Ulmen und Buchen durch die hohen Schmalfenster; ein mit vortrefflichen Abbildungen überlebender Patriarchen der altenglischen Wälder geschmückter Abschnitt führt uns auch wieder ins Freie durch „Wald und Park". Vergangen freilich ist Britanniens Waldfülle, in der einst Cäsar den dortigen Celten Roms sieghafte Adler zeigte; England ist eins der waldärmsten Länder Europas, aber — wie ein lachender Park liegt das Land nun vor uns; denn wo es irgend nur anging, wurde naturinnig das Baumleben geschont und weitergepflegt.

Alfred Kirchhoff.

Zur Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von A. Brückner, F. Dahn u. s. w. Herausgegeben von Wilhelm Oncken. Berlin, Grote. 1879—81. Gr. 8. In Abtheilungen zu 3 M. *)

Die uns zur Besprechung vorliegenden Theile der unter Wilhelm Oncken's vortrefflicher Leitung wacker fortschreitenden „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen" erschließen den Blick in einige der interessantesten Epochen des Mittelalters und der neuern Geschichte. Gemeinsam sind ihnen die Vorzüge abgerundeter und gründlicher Darstellung, die Zeugniß dafür ablegt, daß die competentesten Kenner der betreffenden Periode mit ihrer Schilderung betraut wurden, ferner die Beigabe der in erster Linie benutzten Werke, einer Reihe bestens orientirender Karten und Pläne und die reiche Ausschmückung mit Porträts, Inschriften, Autographen, Illustrationen jeder Art. Dabei hat aber jeder Theil noch seine eigenen Reize.

Felix Dahn, der Verfasser von „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker", ist einer der viel-

*) Die das Alterthum betreffenden Theile der Oncken'schen Sammlung sind in Nr. 3 d. Bl. f. 1882 von J. Mähly eingehend gewürdigt worden.

D. Red.

seitigsten Autoren unserer Zeit und darf wol als der bedeutendste und berufenste Kenner der „Urgeschichte der Germanen", welche der erste Band seines Werks darstellt, bezeichnet werden. Dasselbe, dem gewesenen Cultusminister Falk gewidmet, beruht fast ganz auf den umfassenden Studien, die er selbst in unserer Urgeschichte gemacht hat, und gibt neben der politischen Historie eine Ueberfülle von Mittheilungen genauester Art über den Volkscharakter, über die Lebensweise, die Rechts- und Verfassungszustände, die allmählich aufsteigende Cultur, die kirchlichen Verhältnisse, die Stände und das ganze innere Leben der behandelten Völker. Nach Dahn's Annahme kamen die zur arischen Völkergruppe gehörigen Germanen in allmählicher, Jahrhunderte andauernder Bewegung, etwa 7—800 v. Chr. von Asien nach Europa, und zwar gewiß nicht zur See, sondern zu Lande. Als Urvolk lebte in Europa vermuthlich finnische Bevölkerung in Pfahlbauten, aber die an Cultur weit höher stehenden Celten verdrängten diese, es blieben von ihr nur die Bewohner Finlands und baskischer Landstriche übrig, und die Celten wurden Herren von fast ganz Westeuropa. Außer ihnen fanden die anrückenden Germanen hauptsächlich Römer, Griechen, Illyrier, Thrazier, Etrusker, Iberier in Europa vor, während gleich hinter ihnen die Slawen folgten. Den Namen Germani erklärt Dahn als Nachbarn, den Namen Deutsche als die, welche volksmäßig sprachen, d. h. nicht gleich den romanisirten linksrheinischen Franken Latein redeten. Indem er von den Nordgermanen in Skandinavien absieht, verfolgt er die Verbreitung der Germanen von Südwesten nach Nordosten hin und lehrt überzeugend an der Hand der Thatsachen, daß sie keineswegs als Wilde, sondern als ein reichster Entwickelung fähiges und mit den edelsten Anlagen ausgerüstetes Volk in die Geschichte eintraten, und daß, seitdem sie seßhafte Ackerbauer geworden, die Bevölkerung so zunahm, daß die Völkerwanderung oder richtiger „Völkerausbreitung" nöthig wurde. Ihre hauptsächlichsten Tugenden, die schon die Römer bewundern mußten, waren feuriger Heldensinn, der oft in furor teutonicus ausartete, Heilighaltung des gegebenen Worts und hohe Achtung vor dem Weibe, das diese durch strenge Keuschheit verdiente. Viel später als andere Germanen traten die Völker der gothischen Gruppe in dauernde Berührung mit den Römern; Dahn nennt sie wegen ihrer Sitze an der Ostseeküste und um die Weichselmündung Ostgermanen, verwirft die lange gültige Ansicht Grimm's, sie seien die alten Geten, und glaubt, daß auch die Gauten in Skandinavien nichts mit ihnen gemein haben. Der Name Gothen umfaßte mehrere Völker, die nur das Bewußtsein gemeinsamer Abkunft, nicht aber eine politische Verbündung vereinigte. Wol schon vor der Ankunft in Europa trennten sich Westgermanen und Gothen. Mit der Zeit zogen die Gothen von der Weichsel an die Mündungen der Donau und an die Nordküste des Schwarzen Meers zurück.

Einer der gothischen Hauptstämme waren die Vandalen, deren Name in ungerechter Weise mit der Zerstörung Roms gebrandmarkt worden ist. Von den Sitzen zwischen Elbe und Weichsel bis nach Dacien und Pannonien vorgerückt, zogen sie wegen Uebervölkerung zu Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr. an den Rhein, überfluteten Südfrankreich und Spanien und wurden emsige Ackerbauer. Nachdem sie die von Rom gegen sie aufgehetzten Westgothen besiegt hatten, stieg ihre Macht in Spanien; die Sueben und die Römer wurden gedemüthigt, und als Herren der Halbinsel schufen sich die Vandalen, welche Arianer von Confession waren, eine stattliche Land- und Seemacht. Von einem verrätherischen kaiserlichen Statthalter zu Hülfe gerufen, erschien ihr schlauer, boshafter und herrischer König Genserich mit seinem ganzen Volke in Afrika, der Kornkammer Roms, zertrat unter Greueln die römische Cultur und bedrohte Roms Machtstellung in Italien. Von ihm überspannt, brach die Kriegskraft der Vandalen unter seinen in Karthago verweichlichten Nachfolgern bald zusammen; unselige Bruderkämpfe im Herrscherhause, die roheste Verfolgung der Katholiken durch arianisch eifernde Fürsten und der Bruch des so förderlichen Bündnisses mit den Ostgothen beschleunigten die Katastrophe; Belisar vernichtete die Vandalen und die Alanen, welche sich mit ihnen verschmolzen hatten, und spurlos verschwand das Vandalenreich in Afrika, das an Culturwerken weit hinter dem ostgothischen zurückgeblieben war. Wahrscheinlich schon am Schwarzen Meere trennten sich die Gothen in Ost- und Westgothen. Im Besitz der ostgothischen Krone begegnen uns als kräftigste Könige die Amaler, d. h. die mühevollen Helden. Auf vielen Zügen bis Dacien und in dessen Umgegend vorgerückt, wurden die Ostgothen unter dem kühnen Könige Ermanarich von den Hunnen unterjocht und blieben, während die Westgothen sich auf römisches Gebiet flüchten konnten, jedoch unter Bewahrung ihres eigenen Königthums, unter hunnischer Oberhoheit. Nach Attila's Tod schüttelten sie dies Joch ab und saßen unter Roms formeller Oberherrschaft in Pannonien; aber für die Dauer behagte es ihnen hier nicht und sie zogen Italien immer näher. Vom byzantinischen Kaiser beauftragt, besiegte Theodorich der Große, ihr erhabenster König, den in Italien gebietenden Odovakar aus dem Stamme der Skiren, nahm Ravenna und trat die Herrschaft über Italien und seine Nachbarlande an. Obgleich dem Namen nach ein kaiserlicher Statthalter, ward er im Geiste seiner Gothen kraft des Rechts der Eroberung „König der Italier", nahm andern Germanenkönigen gegenüber kaiserliche Würde in Anspruch und machte sich zum Nachfolger der Imperatoren. Aber sein Heer blieb gothisch, und er war auch in Italien der nationale Gothenkönig trotz des kaiserlichen Purpurs; während die große Volksversammlung wegfiel, „gewann das Königthum im Apparate des römischen Aemtersystems die vielgliederigen und erprobten Mittel des imperatorischen Absolutismus". In beständigem, obwol gern gemiedenem Kriege mit Byzanz und den aufstrebenden Franken hielt Theodorich seine machtvolle Hand schützend über dem geschwächten Westgothenreiche. Von seinem Throne strahlte der Ruhm in

alle Welt, und die Sage erkor ihn zu ihrem Lieblinge. „Dietrich von Bern" schützte die altrömische Cultur nach besten Kräften, denn er liebte sie; weise wußte er die innern Schäden seines Reichs vor den Augen der Feinde zu verhüllen; strenge, aber gerecht für Gothen wie für Römer war seine Rechtspflege, Toleranz gegen Andersgläubige war seine Confession. Auch sein Reich zerfiel bald nach seinem Tode; Belisar und Narses traten es in den Staub, unterwarfen ganz Italien, und der gefürchtete Name der Ostgothen ward ausgewischt.

Die Westgothen waren nach ihrer Flucht vor Attila in Thrazien ansässig geworden, leisteten dem byzantinischen Kaiser Kriegsdienste, verloren aber ihr Volksthum niemals. Gegenüber dem zerbröckelnden Kaiserreiche erhob sich der große Volkskönig Alarich I. aus dem Geschlecht der Balthen, d. h. der Kühnen; siegreich drang er in Griechenland und Italien vor, bedrängte Ravenna, bedrohte dreimal Rom, starb aber in seiner Jugendblüte 410. Sein Nachfolger Ataulf, gegen alle Neigung stets zum Kampfe mit dem Kaiser gedrängt, eroberte Theile von Gallien und Spanien. Letzteres Reich wurde nach Ataulf's Ermordung geräumt, und Septimanien mit der Residenz Toulouse gehörte nun den Westgothen. Ihre Könige erweiterten erobernd ihr Land, und unter Eurich, dem Pfleger römischer Cultur und Organisator des Staatslebens, erreichte es die höchste Blüte; aber schon unter Alarich II. ging 507 der bei weitem größte Theil Galliens an die Franken unter Chlodowech verloren, und nur die Hülfe der Ostgothen erhielt den Rest des Reichs. Unter ostgothischer Oberhoheit residirte der König in Narbonne. Die Regentin der Ostgothen, Amalaswintha, erkannte die Selbständigkeit der Westgothen, die ihr die Provincia abtraten, wieder an; aber die Könige misbrauchten bald ihre Gewalt, und da sie tyrannisch herrschten, wurde der Königsmord Brauch. Das gothische Nationalgefühl schwächte sich ab, der Adel artete in ein anarchisches Junkerthum aus, gegen welches schwache Könige eine Stütze im Klerus suchten. Hatte Leovigild, der Toledo zur Residenz erhob, den Adel gedemüthigt, die Sueben unterworfen und seinen rebellischen Sohn Hermenigild enthaupten lassen, so trat sein Nachfolger Recared in des Gemordeten Fußtapfen, drängte das gothische Element zurück, wurde katholisch, begann mit dem Feuereifer des Neophyten seine Gothen zu bekehren, verfolgte grausam die Arianer und brachte seinen Staat an den Rand des Abgrundes. Die Bischöfe regierten, die gothische Nationalkraft wich, und auch kräftigere Herrscher konnten den Untergang nicht mehr abwehren. Vom jugendkräftigen Islam überfallen, erlagen die Westgothen mit ihrem letzten Könige Roderich 711. Als höchstes Zeugniß ihrer Cultur blieb uns die herrliche Bibelübersetzung Vulfila's.

Mit der Geschichte der Sueben in Spanien, der Heruler, Gepiden, Rugier, Skiren und Turkilingen und des Reichs des Odovakar schließt der durch Stammbäume der gothischen Dynastien bereicherte erste Band; der zweite soll die Westgermanen bis zur Errichtung des Frankenreichs behandeln. Ganz besonders möchte ich in dem vorliegenden Bande die Darstellung der Rechts- und Verfassungsgeschichte als meisterhaft hervorheben. Dahn hat als eine höchst werthvolle Alliirte bei seinen tiefsinnigen Forschungen in der Urgeschichte die vergleichende Sprachforschung zugezogen und ihr manchen Fund zu danken.

Auf dem Grunde von Sybel's bahnbrechenden Arbeiten fußt das ausgezeichnete Werk Bernhard Kugler's: „Geschichte der Kreuzzüge". Während er häufig an dem früher als erste Autorität in der Geschichte der Kreuzzüge angesehenen Wilken zweifelt oder ihn widerlegt, machte er selbst sehr gründliche und erfolgreiche Studien und schöpfte die reichen Quellen gewandt und fleißig aus. Die Kreuzzüge dürften keinen bessern Darsteller finden.

Seit dem gewaltigen Gregor VII. trug sich die Curie mit Kreuzzugsgedanken, und wiederholt wandten sich die griechischen Kaiser, vom vorschreitenden Islam bedroht, an sie; im ganzen Abendlande fand sich großer Ueberfluß an thatenlustigen Männern, die im Kampfe für das Kreuz und gegen den Halbmond ritterliche Abenteuer, Gewinn und Ruhm suchten. Dazu kamen seit dem 11. Jahrhundert die häufigen Wallfahrten, welche als sehr verdienstlich zur Büßung der Sünden bezeichnet wurden, und als sicherstes Mittel galt die Pilgerschaft ins Heilige Land, wo unser Herr gewandelt. Von den siegreich vordringenden Seldschuken, welche die abendländischen Pilger und die syrischen Christen weit mehr bedrückten, als es die Fatimiden von Aegypten gethan hatten, beständig bedroht, rief Kaiser Alexius I. Komnenus 1095 den Papst Urban II. um Hülfe an, und dieser entflammte, „als erhabenster Ascet mehr denn als geistlicher Kaiser", das Abendland zur Wiederaufrichtung christlicher Herrschaft im Orient, den mystischen Drang in den Massen durch das befreiende Wort entbindend. Es ist mit Unrecht lange behauptet worden, Peter von Amiens habe zuerst zum Kreuzzuge aufgerufen; erst nachdem Urban den Weg gebahnt, trat jener auf, und niemand allerdings wirkte zündender unter dem Volke. Aber an 200000 Kreuzfahrer kamen nutzlos um, bis mit den Fürsten und Rittern politisch-praktische Elemente in den ersten Kreuzzug eintraten, und von allen Führern desselben, die vor uns Revue passiren, ist der einzige Staatsmann Bohemund von Tarent; Kugler widerlegt viele Sagen, die das Bild Gottfried's von Bouillon verschleiern. Von Anfang an litt die ganze Kreuzfahrt und mit ihr die Christenheit unter der treulosen, egoistischen Politik des Kaisers von Byzanz, der die christlichen Alliirten nur als Werkzeuge gebrauchen und durch ihre Faust seine Lande zurückerobern wollte; anstatt sich mit der Wiedergewinnung Kleinasiens zu begnügen und den Kreuzfahrern Syrien zu überlassen, also die zu erwartende Beute zu theilen, machte er sich dem ganzen römisch-christlichen Abendlande verhaßt. Obgleich die Fürsten der Kreuzfahrt stets miteinander haderten, wurde Balduin von Flandern Fürst von Edessa, Bohemund Fürst von Antiochien, Raimund von Toulouse Graf von Tripolis; Jerusalem fiel, und Gottfried, der den

Königstitel nicht annahm, ward als „Beschützer des Heiligen Grabes" der erste christliche Herrscher. Während Alexios verkehrterweise mit den Kreuzfahrern anstatt mit den Seldschuken kriegt, droht dem jungen Staate Jerusalem unter Gottfried's schwachem Scepter die Gefahr, zum Kirchenstaate zu werden; aber nach seinem Tode besteigt sein kraftvoller und weiser Bruder Balduin I. als König den Thron, bändigt den Uebermuth des Klerus und behauptet sein bedrohtes Reich mit waffengewaltiger Ritterschaft. Auf Bitten der Kreuzfahrer hin strömte aus Europa viel Volk nach dem Gelobten Lande. Da man nur vier Kreuzzüge (1097, 1147, 1189, 1204) anzunehmen sich gewöhnt hat, so wird die sehr große Pilgerfahrt von 1101 meist nicht aufgezählt, zumal sie gleich im Beginn an Zuchtlosigkeit und Uebermuth der Pilger scheiterte, ein trauriges Nachspiel der Kreuzfahrt von 1097. Und nun mußte selbst Bohemund in Antiochien am Abende seiner Tage Romantiker werden und einen Kreuzzug gegen die schismatischen Griechen antreten, auf dem er 1108 gründlich gedemüthigt wurde, unternahm König Balduin einen phantastischen Einfall in Aegypten, anstatt für die kleinen, von den Seldschuken bedrängten Christenstaaten sein Schwert zu ziehen, und fand dabei 1118 seinen Tod. Wurde auch unter seinem kräftigen Nachfolger, König Balduin II., das wichtige Tyrus erobert und das Reich sehr erweitert, so waren doch Damaskus und Haleb, die Hauptsäulen seldschukischer Macht, nicht zu nehmen. Im Kampfe gegen die Ungläubigen verdienten sich die bald zu hohem Reichthum gedeihenden Ritterorden der Tempelherren und Johanniter die Sporen.

Ein gewaltiger Feind erhob sich in dem großen Sultan von Mosul, Imadeddin Zenki, das christliche Reich bedrohend, in dem Fulko V. von Anjou seit 1131 die Krone trug. Kugler zeigt uns, wie die Sage den wackern König so ungünstig dargestellt hat, während gerade unter ihm das Reich sich bestens innerlich entwickelte und der größte Theil des ausgezeichneten Gesetzbuchs „Les assises de Jérusalem" entstand, welches irrig dem Liebling der Legende, Gottfried, zugetheilt wurde. Durch kleine Zugeständnisse war Fulko bemüht, das Aeußerste abzuwenden, als der vom Glück begünstigte Kaiser Johannes den ganzen Bestand der Kreuzfahrerstaaten bedrohte, und als nach dessen Tode die herrschsüchtige Witwe für ihr Söhnlein Balduin III. die Regentschaft übernahm, umgaben nur Feinde das neue Königreich. Die Kraft Antiochiens wurde durch den thatkräftigen Kaiser Manuel gebrochen, und zum schweren Unglück der Christenheit fiel Edessa 1144 in die Gewalt von Imadeddin Zenki. Die Lage der christlichen Staaten war eine so elende, daß das Abendland abermals Hülfe bringen mußte. Unter der zu hohem Ansehen gelangten Mönchsgeistlichkeit ragte der heilige Bernhard von Clairvaux, der unermüdliche Vorkämpfer der Theokratie, hervor, und von ihm veranlaßt, nahmen Kaiser Konrad III. und der allerchristlichste König Ludwig VII. von Frankreich das Kreuz. Fast die ganze römische Christenheit wurde zum Vernichtungskriege gegen die nichtchristliche Welt aufgeboten, auch gegen die Wenden und die Mauren der Pyrenäischen Halbinsel entbrannte ein blutiger Kampf. Von vornherein in bitterm Streit mit den Franzosen und mit Kaiser Manuel geht die deutsche Expedition 1147 durch eigene Thorheit zu Grunde; gleiches Los trifft die Franzosen; auch in Syrien sind die Monarchen unglücklich, sie müssen heimkehren, und schmählich endet der zweite Kreuzzug. Als Hauptursachen für seinen Miserfolg sind die trostlose Verkennung der irdischen Bedingungen zum Erfolg durch den heiligen Bernhard und der moralische Zerfall der Kreuzfahrerstaaten in sich anzusehen. Meistens erfolgreich stritten die Seldschuken unter dem furchtbaren Nureddin und andern Fürsten gegen die Kreuzritter; der innere Verfall griff um sich, Askalons Eroberung bot dafür keinen Ersatz, und Könige wie Balduin III. und Amalrich waren keine Vorkämpfer der Christenheit. Schon Sybel hat die verkehrte Politik des habsüchtigen Amalrich gegeißelt, der, anstatt mit Aegypten im Bunde Nureddin zu bekämpfen, in Feindschaft zu Aegypten trat und Nureddin den Sieg erleichterte. Als Saladin Aegyptens und Syriens Macht vereinigte, war das Todesurtheil der orientalischen Christenstaaten gesprochen; nie hatten diese einen solchen Feind gesehen, und wie unsaglich schwach waren die jetzigen Könige von Jernsalem, Balduin IV. und V., Guido und ihre Nachfolger! Hauptsächlich aus Mangel an verständiger und entschlossener Kriegspolitik gingen die Christenstaaten unter; Saladin brauste wie ein Sturmwind über sie herein und vernichtete 1186—89 das Reich Jernsalem und die Kleinstaaten außer Tripolis, Antiochien und Tyrus.

Europa rüstete zu einem neuen Kreuzzuge, als diese Kunde erschollen war. In Byzanz herrschte damals nicht mehr der gewandte Manuel oder der bluttriefende „Alcibiades des Komnenengeschlechts" Andronikos, sondern der elende Isaak Angelos; er schloß gegen die Seldschuken und die Christen ein Bündniß mit Saladin, wogegen Kaiser Friedrich I. Barbarossa ein nicht weniger merkwürdiges mit dem Seldschukensultan Kilidsch Arslan II. einging. Aber Friedrich hatte nicht nur schwere Kämpfe mit den Griechen durchzustreiten; auch die Seldschuken erwiesen sich höchst unzuverlässig, und als es den Deutschen schließlich gelungen war, sich durch ganz Kleinasien durchzuschlagen, hatten sie, vom Unglück mehr als jedes andere Volk auf den Kreuzzügen heimgesucht, den Tod ihres erhabenen Kaisers zu beklagen; in Jammer und Elend eilten sie heimwärts. Die Könige Philipp II. August von Frankreich und Richard Löwenherz von England traten jetzt den Kreuzzug an, schon durch ihr absolut verschiedenes Naturell zu ewigem Unfrieden verdammt: der Franzose ein energischer Staatsmann, der Engländer das Ideal fahrenden Ritterthums ohne jeden Anflug eines Regenten. Zwar wurden Cypern und Accon erobert, aber tödliche Feindschaft entzweite die Monarchen; Jerusalems Eroberung wurde gar nicht versucht; Richard, nach Philipp's Heimkehr der alleinige Leiter des Kreuzheeres, war ganz un-

fähig, einem Saladin zu widerstehen, schloß 1192 mit ihm einen schimpflichen Frieden und trat, von den getäuschten Christen verwünscht, den Rückzug an. Als Saladin, der gefährlichste Feind der Christenheit, gestorben und sein Reich in Verfall gerathen war, dachte Kaiser Heinrich VI., der weitstrebende Mann, unter dem die Staufer Macht den Zenith erreichte, an die Demüthigung des byzantinischen Reichs und an einen Kreuzzug. Aber bald nach der Eroberung von Beirut sank er ins Grab, und abermals waren die stolzen Hoffnungen der Deutschen zerstoben; sie kehrten 1197 heim, aber der 1198 gegründete Deutsche Orden setzte den Kampf fort. Wiederum sank das deutsche Kaiserthum, und um so imposanter erhob sich Papst Innocenz III. Er rief zum Kreuzzuge auf, und Venedig, wo der greise Enrico Dandolo Doge war, wollte die Kreuzidee für seinen Handel ausbeuten; die staufische Politik unterstützte aus Familienrücksichten einen byzantinischen Prinzen gegen Kaiser Alexius III. und arbeitete Dandolo in die Hände. Von ihm geleitet, ging somit das Kreuzheer nicht nach Aegypten, sondern nach Konstantinopel, das zerfallene Reich und die Hauptstadt wurden 1204 rasch erobert und Balduin von Flandern Kaiser des lateinisch-fränkischen Reichs Romanien, neben dem ein Königreich Thessalonich und verschiedene Kleinstaaten, wie Athen, Achaja u. s. w., auftauchten, während die Griechen das Kaiserthum Nicäa gründeten. Die neuen Christenstaaten befehdeten sich unaufhörlich, alle Thatkraft der Kaiser Balduin und Heinrich von Romanien blieb ohne durchgreifende Wirkung; die innere Durchbildung der Staaten, die volle Verschmelzung der Nationalitäten und die Union der Kirchen unterblieben, und darum nützten diese Staaten nicht nur nicht dem Kampfe des Kreuzes gegen den Halbmond, sondern schadeten ihm sogar; mit Byzanz war durch ihre Waffen das letzte starke Bollwerk gegen den Islam gefallen, und Tausende rüstiger Männer strömten anstatt nach Palästina nach Byzanz. Unter untüchtigen Kaisern aus dem Hause Courtenay ging Romanien rasch dem Untergange entgegen; 1261 eroberte Kaiser Michael VIII. von Nicäa Konstantinopel, und für immer war das lateinische Kaiserreich vernichtet. Auch in den länger bestehenden Kleinstaaten griffen Michael und seine Nachfolger mehr und mehr ein, ihren catalonischen Söldnern erlag fast der ganze lateinische Adel in blutigstem Kampfe, und nun tauchten die furchtbaren Osmanen aus dem Schose der Geschichte empor, die letzten Reste des Lateinerthums vertilgend.

In Vorderasien bedrohte der aufstrebende ägyptische Sultan Almelik Aladil die syrischen Kreuzfahrerstaaten, unter denen ein Schattenkönigthum Jerusalem stand, mit sicherm Untergange. Im Abendlande aber war noch immer der mystische heiße Drang nach dem Besitz des Heiligen Grabes wach, und 1212 konnte sogar, freilich durch gewissenlose Seelenverkäufer geschürt, in Frankreich und Deutschland die traurige Verirrung eines Kinderkreuzzugs ins Leben treten, um ein jammervolles Ende zu finden. In dem von Innocenz III. aufgebotenen fünften Kreuzzuge, unter dem Kugler alle dies Gebiet betreffenden Ereignisse von 1212—30 versteht, spielte Kaiser Friedrich II. bald eine große Rolle. Mit dem Tode des großen Papstes brach der machtvollste Pfeiler der Kreuzzugsidee zusammen; die allgemeine Christenheit ließ sich nicht mehr zum Kreuzzuge aufbieten, nur einzelne Fürsten und verhältnißmäßig schwache Heerscharen zogen aus, erreichten wenig und waren, als endlich Damiette ihnen 1219 zufiel, thöricht genug, den Vorschlag des ägyptischen Sultans Alkamil zu verwerfen, er wolle ihnen für Damiette das ganze Königreich Jerusalem in den Grenzen von 1187 wieder einräumen. Bald zwangen sie der Nil und die Aegypter zum Weichen; es wurde ihnen von Alkamil ein gnädiger Friede bewilligt, und 1221 verließen sie Damiette und ganz Aegypten. Kaiser Friedrich II., mit der Erbin von Jerusalem vermählt, rüstete zu neuem Kreuzzuge, während er in erbittertem Kampfe mit dem Papst lag, und als er 1228 selbst die Kreuzfahrt antrat, verbot ihm Gregor IX. dieselbe unter Flüchen: Rom vor allem schadete der Kreuzidee. Die Christen durften es als großen Erfolg ansehen, daß Alkamil 1229 dem Kaiser die Stadt Jerusalem und andere Orte abtrat, Friedrich in Jerusalem einzog und sich die Krone aufsetzte. Aber der Papst wüthete fort, bis er endlich 1230 mit dem Kaiser Frieden schloß. Die kaiserliche Macht im Orient war bald in ihrem Kern vernichtet, Jerusalem sah sich von allen Seiten bedroht, die Zukunft erschien immer trostloser, und seitdem 1244 Jerusalem, 1247 Askalon von den turkomanischen Chowaresmiern (Charismiern) erobert worden waren, existirte kein Königreich Jerusalem mehr. Freilich war Innocenz IV. für die Kreuzidee ungemein thätig, aber die Weltfehde zwischen Kaiserthum und Papstthum wirkte lähmend auf die Zeitgenossen, in denen Gottfried's Schwärmerei nicht mehr lebte; die Zeit war abgekühlt, das Abendland erschöpft und ermüdet. Nur der heilige Ludwig IX. von Frankreich, bei eminenter Staatsklugheit doch eine Idealfigur mittelalterlicher Asceſe, dachte noch wie einst Gottfried, aber sein gegen Aegypten, dann nach Syrien gerichteter Kreuzzug (1249—54) scheiterte kläglich. Die Lage der zerfahrenen und unter sich hadernden Christen im Orient wurde täglich schrecklicher, Sultan Bibars von Aegypten und Syrien drang erobernd vor, und Ludwig IX. ließ sich zu einem zweiten Kreuzzuge hinreißen. Weil Sicilien früher die Oberherrlichkeit über Tunis besessen hatte, wünschte Ludwig's Bruder, der harte Karl von Sicilien, den Kreuzzug gegen Tunis geleitet zu sehen; Ludwig operirte auf dem Boden Karthagos so verkehrt wie am Nil, und mit seinem Tode nahm die ganze Expedition 1270 ein trauriges Ende. Seit diesem sechsten Kreuzzuge, wie Kugler die Züge Ludwig's nennt, verhallten alle Kreuzpredigten wirkungslos; die Christenherrschaft in Syrien ging gänzlich unter, und als gemeinsames Opfer von Papstthum und Königthum blutete der Templerorden in Frankreich.

Ungemein viel Neues hatte das Abendland „auf seinen orientalischen Studienreisen", wie unser Autor sinnvoll die

Kreuzfahrten nennt, gelernt, jedes Gebiet des Lebens empfing Anregung und Bereicherung, auch strömten Asiens Schätze nach dem bisher geldarmen Europa, die Industrie blühte auf, befruchtet vom Thau des Orients. Der Geist moderner Cultur erwachte im Abendlande und mit ihm das Streben, den Orient vom Joche der Barbaren zu befreien. Blicken wir schließlich auf die Hauptgründe, an denen nach Kugler die Kreuzzüge gescheitert sind. Die abendländische Einwanderung in Syrien war doch nicht massenhaft genug, um auf die Dauer dem Islam zu begegnen; die griechische Politik jener Zeit kreuzte beständig die christliche Wallfahrt; hierzu kam die offene Zwietracht des Papstthums und des Kaiserthums, die sich bis zum Verfluchen einer Kreuzzugsunternehmung des Kaisers durch den Papst zuspitzte; Fürsten und Völker des Abendlandes lagen in Hader, während bei den orientalischen Franken Immoralität und Zuchtlosigkeit einrissen. So kam es, daß sich der Occident über die Verwilderung der Kreuzfahrer im Orient empörte, und daß durch den Misbrauch der Kreuzpredigt der ascetische Drang, der die Nationen begeistert hatte, erlosch. So war „der mächtige Angriffsstoß des Abendlandes gegen die seit vielen Jahrhunderten im ganzen und großen siegreich sich erweiternde Welt des Morgenlandes" gescheitert, und der Islam hatte seinen stolzesten Triumph gefeiert. Nach Döllinger waren die Kreuzzüge „die erste Phase der orientalischen Frage".

Arthur Kleinschmidt.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Süddeutsche Volksschauspiele.

Die neueste Zeit beginnt wieder einer Gattung von volksthümlicher Literatur sich zuzuwenden, welche seit längerm vernachlässigt war, jedoch in frühern Jahrhunderten eine wichtige Rolle gespielt hat, beziehungsweise auf gewissen im Volke verbreiteten Vorgängen fußt, welche den Anlaß zur Entstehung dieser Literaturgattung gegeben. Diese Vorgänge sind die schon vor Jahrhunderten insbesondere bei der Landbevölkerung üblichen dramatischen Aufführungen, welche sich in vielen Punkten unverändert zum Theil bis heute in Uebung erhalten haben. Vielfach bewegten sich diese Volksschauspiele auf religiösem Gebiete, auf dem sie wahrscheinlich überhaupt entsprossen sind, weshalb auch die Kirche deren Erhaltung und Pflege sich an vielen Orten angelegen sein ließ. Diese geistlichen Spiele hängen zusammen mit gewissen Liedervorträgen, welche ebenfalls in mehr oder weniger dramatischer Form an gewissen bestimmten Tagen des Kirchenjahres üblich waren und es wol auch bis heute sind. Die Texte erhielten sich zu Anfang durch mündliche Tradition; nur für die eigentlichen Aufführungszwecke wurden sie hier und da aufgezeichnet. Derartige Aufzeichnungen aus älterer Zeit sind in unserm Jahrhundert mehrfach veröffentlicht worden, so namentlich Mone's „Schauspiele des Mittelalters"; andere sind der Veröffentlichung nahe, wie eine wichtige tiroler Sammlung, welche J. G. Obrist in Innsbruck seit einigen Jahren vorbereitet und die er einem glücklichen Funde zu verdanken hat. Von wenigen dieser Schauspiele waren die Verfasser bekannt, wie dies ja bei der volksthümlichen Literatur gewöhnlich der Fall ist; man kann Angehörige des geistlichen Standes, später auch Schullehrer und ähnliche gebildetere Elemente der Bevölkerung als solche annehmen. Im Laufe der Zeit wurde freilich nicht alles, wie es war, gelassen; nach dem Belieben der Aufführenden wurde bald hier, bald dort etwas geändert, und es blieb vom eigentlichen Kern des Stücks oft nur noch ein Theil übrig; dafür aber bewahrte dasselbe den Charakter der Volksthümlichkeit in hohem Grade. Die Literaturgeschichte — eine Wissenschaft, welche überhaupt erst auf modernen Principien festen Fuß fassen konnte — beachtete, wie angedeutet, wenig diese poetische Gattung, und insbesondere in den letzten Jahrhunderten war man nicht darauf bedacht, derselben irgendwie Aufmerksamkeit zu schenken. Trotzdem erhielten sich die Aufführungen und selbst die handschriftlichen Aufzeichnungen derselben, allerdings nur im engen Kreise der Betheiligten, die ganze Zeit hindurch, ja im Volke waren sogar neue dramatische Spiele entstanden und in manchen derselben das religiöse Element ganz durch das profane verdrängt. Im 19. Jahrhundert begann man auf diese Volksschauspiele aufmerksam zu werden; man fand nicht nur eine Menge Material darin, welches für den Sprachforscher von Werth war, sondern man erkannte auch die Wichtigkeit derselben für die Culturgeschichte und für die Kenntniß des gesammten Culturlebens; aus den alten in diesen Stücken erhaltenen Gebräuchen waren Schlüsse auf das Leben der vergangenen Zeit möglich und manche Hülfsmittel zum Erkennen des frühern Volkszustandes, in den Schauspielen aber, als solche selbst betrachtet, lag so viel dramatische Kraft, so viel Regsamkeit, so viel Humor und treffliche Charakterisirung, endlich oft auch so viel Poesie und dichterischer Werth, daß selbst von diesem Standpunkte aus die Beachtung und Bewahrung derselben sehr wichtig erschien. Selbstverständlich war deren Wiedergabe schwierig, da sie zumeist im Dialekt gespielt wurden, den ja das Volk spricht, somit auch in demselben aufgezeichnet werden mußten, und da das Landvolk, bei welchem die Stücke am meisten und unverfälscht verbreitet waren, sich sehr zurückhaltend zeigte, auch gerade in jüngster Zeit Gebräuche und Vorgänge, welche Jahrhunderte hindurch gedauert, im Volke in Vergessenheit zu gerathen beginnen. Trotzdem hatte das Gebiet Deutschlands — es ist natürlich dies vor allem hier ins Auge gefaßt — in den letzten Jahrzehnten eine Zahl

von Arbeiten aufzuweisen, welche solche Schauspiele des Volks vorführten. Die bedeutendste Arbeit auf diesem Gebiete sind des trefflichen Karl Weinhold „Weihnachtspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien". Ihnen reihen sich die Arbeiten und Sammlungen von H. Pröhle („Volkslieder und Volksschauspiele"), Anton Peter („Volksschauspiele aus Schlesien"), K. Schröer („Schauspiele aus Ungarn"), Matthias Lexer („Schauspiele aus Kärnten") und andern an. Im allgemeinen war es hauptsächlich süddeutsches Gebiet, insbesondere dasjenige der bairisch-österreichischen Alpenländer, in welchem diese Gattung von Volksliteratur sich am meisten verbreitet zeigte. Wie in den Alpengegenden, gleichsam geschützt durch die mächtigen Gebirge und von dem Strome des dahinfluten-den Lebens der großen Außenwelt abgeschlossen, sich manches aus der urältesten Zeit im Volke unverändert erhalten hat, so dürfte auch auf diese Schauspiele die Abgeschiedenheit ihrer Aufführungs- und wol auch Entstehungsorte erhaltend gewirkt haben. Es ist ja bekannt, daß die Ursprünglichkeit eines Volks nirgends so sehr bewahrt wurde als innerhalb der Hochgebirgswelt. Es würde uns zu weit führen, hier untersuchen zu wollen, ob nicht noch andere Momente vorliegen, welche für das Vorhandensein und die Auffindbarkeit dieser Spiele gerade im Alpengebiet sprechen, wir wenden uns daher nun den Volksschauspielen selbst zu.

Dieselben zerfallen, so weit sie uns von verschiedenen Forschern neuerlich aus dem Volke gesammelt vorliegen, wie schon aus den Andeutungen am Eingange hervorgeht, in zwei Gattungen, in geistliche und weltliche. Die weltlichen Stücke hängen jedenfalls mit jenen Fastnachtsspielen eng zusammen, deren Aufführung im späten Mittelalter so beliebt und verbreitet war, ja es ist sogar nachgewiesen, daß einzelne Theile von Volksstücken mit Theilen solcher Fastnachtsspiele gleichlautend waren. Die wichtigere Gattung der hier in Rede stehenden Volksspiele ist jedoch jene, welche das Leben Jesu dramatisch behandelt oder an Momente aus demselben anknüpft. Hierher gehören die Weihnachts-, Dreikönigs- und Passionsspiele, die in großer Mannichfaltigkeit vorkommen. Zu den geistlichen Spielen gehören außerdem Stücke, wie das obersteirische Paradeisspiel (welches Weinhold mittheilt, das aber in noch andern Versionen circulirt) und Aehnliches sowie die Aufzeichnungen der allegorisch-dramatischen Aufführungen.

Von allen Sammlungen und Ausgaben, welche die hier besprochene Literaturgattung behandeln, hat aber keine den Umfang wie das neueste Werk auf diesem Gebiete, das unter dem Titel erschien:

Volksschauspiele. In Baiern und Oesterreich-Ungarn gesammelt von August Hartmann. Mit vielen Melodien, aus dem Volksmund aufgezeichnet von Hyacinth Abele. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. Lex.-8. 15 M.

Diese Arbeit faßt nicht nur alle die Resultate zusammen, welche bereits gewonnen worden sind, sondern sie bietet auch viel Werthvolles, Neues für den Cultur- und Literaturhistoriker sowol wie für den Sprachforscher. Der Herausgeber hatte schon vor fünf Jahren Gelegenheit, in einer damals erschienenen Schrift über „Weihnachtslied und Weihnachtsspiel in Oberbaiern" seinen unermüdlichen Sammeleifer und seine Genauigkeit und Gründlichkeit im Untersuchen des Stoffs zu zeigen. In derselben Weise geht er hier vor. Er gibt zunächst schon im Vorwort eine Uebersicht der über diese Gattung von Schauspielen vorliegenden Literatur, in der nichts Wesentliches übergangen ist; selbst die oft kaum bekannten Ausgaben provinzieller Spiele, welche heute schwerer zugänglich sind, werden gewissenhaft darin erwähnt.

Was die Texte der von Hartmann mitgetheilten Volksschauspiele anbelangt, so sind außer Baiern selbst, von dem insbesondere Oberbaiern, das pfälzische Gebiet und das des bairischen Waldes vertreten sind, noch von den Provinzen Oesterreich-Ungarns durchforscht worden: Salzburg, Tirol und Oberungarn. Oesterreich ob und unter der Enns, Kärnten und Steiermark dagegen werden nicht in Betracht gezogen und dürfte wol der Titel nur darauf hinweisen, daß der Herausgeber außer Baiern nur noch die angrenzenden und näherliegenden österreichischen Provinzen behandeln wollte. Trotzdem verzeichnet Hartmann 50 Nummern, die zum größten Theil die vollständigen Texte enthalten, denen nicht selten die Melodien eingefügt sind, was für den musikalischen und musikgeschichtlichen Werth seiner fleißigen Arbeit von großem Belange ist. Ausdrücklich bemerkt er in der Vorrede, daß er nur jene Gruppe von Volksschauspielen in Betracht gezogen habe, welche von den Stücken der sogenannten Bauern-Theater in Tirol und Oberbaiern verschieden sind und welche man zumeist auf dem Lande findet, wo sie oft nicht einmal auf einer Bühne, sondern unter freiem Himmel aufgeführt werden. Die Dichter der uralten Texte sind meist unbekannt; dennoch gelang es dem eifrigen Forscher, einen oder den andern derselben ausfindig zu machen. Viele der mitgetheilten Spiele knüpfen an die Festzeiten des Jahres an, wie dies nach dem oben Erwähnten häufig vorzukommen pflegt, und sind daher geistlicher Natur; besonders die Adventzeit, Weihnachten und das Dreikönigsfest scheinen hierin bevorzugt zu sein.

Der Herausgeber der Texte ist mit diesen überaus gewissenhaft vorgegangen, insbesondere auch was die Wiedergabe des Dialekts anbelangt; er hat hier das phonetische Princip durchgeführt, freilich nicht bis in seine äußersten Consequenzen. Trotzdem ist er vielleicht noch zu weit gegangen; einen Dialekt in Schriftzeichen zu fixiren, ist trotz der Beobachtung aller sprachphysiologischen Regeln fast unmöglich; man kann sich hier immer nur auf Andeutungen beschränken, die dem Nichtkenner des Dialekts niemals Tonfall und Aussprache klar machen werden; am besten wird es also wol bleiben, unserm Hochdeutsch so nahe als möglich zu kommen und besondere Laute durch möglichst einfache Zeichen unsers Alphabets darzustellen.

Hartmann fügt nicht selten jedem einzelnen Spiele interessante literarhistorische Einleitungen oder Anmerkungen

bei, welche sowol sachlicher als sprachlicher Natur sind und zum richtigen Verständniß des Textes sehr viel beitragen. Ein dem ganzen Buche angefügtes Glossar erläutert die in alphabetische Reihenfolge gebrachten Dialektausdrücke noch eingehender und ist schon an und für sich eine sehr tüchtige Arbeit. In den Vordergrund treten unter den vorgeführten Spielen jene, welche sich auf das Weihnachtsfest beziehen: es sind dies das „Ofener Christkindelspiel", das „Laufener Hirtenspiel", das „Halleiner Herbergspiel" und das „Hirtenspiel" von Laufen, das „Traunsteiner" und „Pallinger Hirtenspiel", das „Halsbacher" und „Brixlegger Hirtenspiel", das „Angerberger Hirtenspiel" und das „Oberaudorfer Weihnachtsspiel", das „Erler Weihnachtsspiel", ein „oberpfälzisches" und ein „Weihnachtsspiel aus dem bairischen Walde". Weitere geistliche Spiele sind: das „Pfingstkönigreiten bei Ofen" (ein Volksgebrauch, keine eigentliche dramatische Darstellung), das „Halleiner Dreikönigspiel", das „Halleiner Judas- oder Fastenspiel", die „Saalfeldener Passion", die „Oberaudorfer Passion", die „Erler Passionsspiele", die „Neumarkter Passion" und das „Leiden Christi" aus dem bairischen Wald. Außer diesen ausführlich behandelten geistlichen Spielen, von denen der größte Theil des Textes wiedergegeben ist, bietet Hartmann auch schätzenswerthe Mittheilungen über Volksgebräuche und Sitten, die damit im Zusammenhang stehen und über die er ebenfalls eine große Zahl von Daten gesammelt hat: so erhalten wir Nachrichten über verschiedene Weihnachtssitten in und bei Ofen, über Laufener Gebräuche u. s. w.

Was die Schauspiele auf nichtgeistlichem Gebiete anbelangt, so erhalten wir eine Zahl nicht minder interessanter Stücke; erwähnt seien insbesondere das aus Salzburg herrührende „Landständ'-Spiel", „Die Untersberger" von der Gegend des Untersbergs bei Salzburg, das laufener „Adam- und Eva-Spiel", das bairische „Kain- und Abel-Spiel", das laufener „Goliath-Spiel", das „König Salomon-Spiel", „Die vier Jahreszeiten", „Die alte und neue Mode", „Hans Nord", „Der dumme Baumann", „Der Oeltrager Veichtel", „Der Jo'l und 's schön Tresl", „Der verlorne Sohn", „Der Hennen Veichtel", „Das Jud- und Pastorspiel" und die Bruchstücke der Spiele aus dem „Isar- und Ammergebiet". Auch diesen Spielen schließen sich Schilderungen damit zusammenhängender Sitten und Gebräuche an, insbesondere aus Laufen, Hallein (Brautbegehren und Schwerttanz) und Thiersee, die Schilderung kleinerer „Drischellegspiele", des „Aurollens" und des „Wildmännli Tanzes".

Bezüglich der einzelnen mitgetheilten Stücke dürfte noch auf einiges Interessante aufmerksam zu machen sein. Hierher gehört gleich das erste, das „Ofener Christkindelspiel"; es weist große Aehnlichkeit auf mit den Spielen aus Steiermark und Kärnten, welche das gleiche Thema behandeln; hier sind sogar sieben der vorkommenden alten Melodien eingefügt, nach denen die dem Spiele eingeflochtenen Lieder gesungen werden. Einzelne dieser Lieder kommen ebenfalls in verschiedenen Gebieten der österreichischen Alpenländer vor, ein Beweis des Zusammenhangs, in dem diese Gattung der Volkspoesie mit denselben steht, sowie der sprachlichen Verwandtschaft der bezüglichen Dialekte. Ein seltsamer Volksgebrauch ist das Pfingstkönigreiten bei Ofen. Ein König mit einem Reifengeflecht, das den ganzen Körper bis an die Knie verdeckt und über das ein Büschel von „Pfingsthaaren" emporragt, führt den Zug berittener Bursche an; sechs der übrigen Reiter haben blumengeschmückte Säbel in der Hand. In diesem Aufzuge reiten an einem der Pfingsttage die Burschen vor jedes Haus, wo einer eine Geliebte hat, machen dort halt, und ein Vorsinger stimmt ein Lied an, dessen Text Hartmann genau mittheilt. Jede Schlußzeile wird von den sechs Reitern wiederholt, die während des Singens den König langsam umkreisen. Der Schluß des Liedes bezieht sich auf ein Geschenk aus dem Hause, welches denn auch nicht ausbleibt und wofür noch ein „Dank" gesungen wird. Dann sprengen alle Reiter davon.

Sehr bemerkenswerth sind Hartmann's Mittheilungen über die Theateraufführungen der Salzachschiffer in Laufen, die sich zu förmlichen Gesellschaften vereinigen, welche verschiedene, selbst modernere Stücke, meist Räuber- und Ritterschauspiele, zur Aufführung bringen, aber auch herumziehend einfach in Bauerhäusern Spiele aufführen, die hierher gehören, und von denen Hartmann mehrere Texte wiedergibt. So das „Adam- und Eva-Spiel"; es ist dies dasselbe, welches in Steiermark, allerdings vielfach in seiner Version abweichend, unter dem Namen „Paradeisspiel" vorkommt und von Weinhold sowie in Rosegger's „Heimgarten" mitgetheilt worden ist. Auch Peter, Schröer u. a. haben Theile dieses Spiels in Schlesien und Ungarn gefunden, und man hat sogar wörtliche Uebereinstimmung mit Versen des Hans Sachs darin entdeckt. Der Verfasser dieser Zeilen wird gelegentlich eine neu aufgefundene umfassende Version des steirischen Textes des „Paradeisspiels" zur Veröffentlichung bringen. Von dem „Goliath-Spiel" kann uns Hartmann sogar den Verfasser, einen Schiffer Anton Berger, nennen. Das mitgetheilte „Hirtenspiel" der Laufener ist ganz verschieden von den gewöhnlichen Weihnachtsspielen, obwol die Naivetät des Volkscharakters auch hier aus jeder Zeile hervorleuchtet; auch diesem Spiele sind die Melodien der vorkommenden Lieder einverleibt. Das „Herbergspiel" von Hallein hat wieder manche Aehnlichkeit mit den sogenannten Herbergsliedern Steiermarks und Kärntens. Diese Lieder und das Spiel tragen ihre Namen davon, weil darin Joseph und Maria vorgeführt werden, die um eine Unterkunft (Herberge) bitten; ein Wirth, der die Bittenden rauh abweist, kommt stets darin vor, so auch in dem hier mitgetheilten.

Ein besonders werthvolles Stück erscheint in dem „Erler Weihnachtsspiel", aus dem tirolischen Dorfe Erl, wo dasselbe jetzt noch aufgeführt wird. Es gehört zu den besten Pièeen dieser Gattung. Von hohem Interesse sind auch die Passionsspiele; ein solches aus Saalfelden, das

Hartmann handschriftlich erlangte und dessen Aufzeichnung von 1720 herrührt, wird in einzelnen Auszugproben mitgetheilt; auch das oberaudorfer Passionsspiel ist nur durch Proben vertreten, ebenso das neumarkter; vollständig liegt aber ein „Leiden Christi" aus dem bairischen Wald vor, das noch vor 15 Jahren aufgeführt zu werden pflegte und große poetische Schönheiten aufweist, wie z. B. die Rede des Todes zu Anfang des zweiten Aufzugs und einige der angefügten Lieder.

Besondern Werth besitzen einige dieser Volksschauspiele, weil sie einzig in ihrer Art zum ersten male hier mitgetheilt sind und interessante Einblicke in die Geschichte dieser Gattung von dramatischen Producten gewähren. So sind in Thalgau bei Mondsee zwei alte Komödien heute noch üblich: das „Landständ'-Spiel" und das „Untersberger Spiel". Ersteres stellt einen Streit zwischen den Vertretern verschiedener Stände im Lande, zwischen dem Bauer, Edelmann, Bürger und Soldaten dar und erinnert in der Sprache und Anordnung sehr an die Komödien des Hans Sachs. Der Edelmann und der Bürger sprechen hochdeutsch, die Sprache des Soldaten und des Bauers ist die mundartliche. Jedenfalls ist das „Landständ'-Spiel" seiner Entstehung nach ins 15. oder 16. Jahrhundert zurückzuversetzen. Anklänge an die Hanswurstkomödie weisen die „Untersberger" auf, worin ein Bajaz (Hanswurst) das Stück eröffnet und Sagengestalten aus dem reichen Sagenleben, das den Untersberg umgibt, vorkommen, darunter Kaiser Friedrich selbst. Eine Art Prophezeiung in Liederform (nebst der Melodie), welche alle Spieler singen, schließt das Spiel ab. Neu sind auch die Mittheilungen über die sogenannten „Drischellegspiele" aus Baiern, welche nach Beendigung der Drescharbeit auf einem Hofe zur Erlustigung der Arbeiter dienen. Sehr interessant ist in dieser Abtheilung die Nachricht über den Dichter Scholi oder Schori, der viele solcher Spiele abgefaßt hat und über dessen Persönlichkeit uns Hartmann einzelne Daten mittheilt. Wir haben es in ihm mit dem echten Vorbild eines Volksdichters zu thun, und die Schilderung seines einfachen Lebens ist vom Herausgeber der Schauspiele anziehend und genau entworfen, der auch nachweist, daß eine Reihe der in dem Werke vorkommenden Stücke diesen Dichter zum Verfasser haben: so sind von ihm abgefaßt die eben erwähnten „Untersberger", einige „Hirtenspiele", „Die vier Jahreszeiten", „Die alte und neue Mode", „Hans Nord", „Der dumme Baumann", „Der Oeltrager Veichtel" und eine Zahl anderer Komödien, die sich zumeist auf dem Profangebiete bewegen.

Was Hartmann über den Schwerttanz in Hallein mittheilt, ist weniger neu; dagegen spricht er über mehrere andere Gebräuche daselbst, die unbekannt und von culturhistorischem Interesse sind. Was den Schwerttanz und den Reiftanz, dessen er erwähnt, speciell betrifft, so wird die Hinweisung nicht unbescheiden sein, daß sowol von ersterm als auch von letzterm der Verfasser dieser Zeilen Texte veröffentlicht hat *), welche die einzigen bisher bekannten aus den Alpenländern bilden. Insbesondere war der Text eines Reiftanzes bis dahin noch nirgends publicirt.

Damit ist der Inhalt des mit so großem Sammelfleiße und mit so umfassender Sachkenntniß zusammengestellten Buchs charakterisirt. Das angefügte Glossar wird zum bessern Verständniß der Texte besonders beitragen. Jedenfalls hat Hartmann auf dem Gebiete des Volksschauspiels hier ein so vortreffliches Werk geliefert, daß es von nun an bei jeder Behandlung des Themas aufs eingehendste zu Rathe gezogen werden muß und weder von dem Literarhistoriker noch von dem deutschen Dialektforscher oder Culturhistoriker übersehen werden darf.

Anton Schlossar.

*) Den Schwerttanz in seinen „Cultur- und Literaturbildern aus Oesterreich" (Wien 1879), den Reiftanz im „Heimgarten" (1879, Octoberheft).

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von den Meyer'schen „Fach-Lexicis" ist jetzt das von Franz Bornmüller herausgegebene „Biographische Schriftstellerlexikon der Gegenwart" erschienen (Leipzig, Bibliographisches Institut). Ueber die Auffassung des Begriffs „Zeitgenossen" gibt die Vorbemerkung Aufschluß: man kann mit der dort angenommenen Erweiterung und Beschränkung desselben einverstanden sein; wir erfahren dort ferner, daß das „Schriftstellerlexikon" zum großen Theil auf Originalmittheilungen beruht und durch die Mitwirkung namhafter Autoren des In- und Auslandes zu Stande gekommen ist. Die Beiträge zur Biographie der deutschen Autoren hat meistens Professor Mähly in Basel geliefert. Die französische Literatur fand in Dr. Landsberg in Paris, die englische in Dr. Eugen Oswald in London, die italienische in Professor Hamerling in Gratz, die skandinavische in Dr. Edmund von Zoller in Stuttgart, die niederländische in Dr. Tiele in Leiden geeignete Bearbeiter. Auch die andern europäischen Literaturen wurden von erprobten Kennern derselben behandelt. Wie es sich für ein Schriftstellerlexikon ziemt, ist die Kritik der einzelnen Autoren in erster Linie auf Anerkennung ihrer Vorzüge gerichtet, während meistens in kurzer, treffender Weise auch die Schranken ihrer Begabung und ihrer Leistungen erwähnt werden. Was die Vollständigkeit betrifft, so mag man über die Aufnahme oder Nichtaufnahme einzelner Schriftsteller mit dem Herausgeber rechten: jedenfalls fehlt keiner der hervorragenden lebenden Autoren. Ob die Praxis beim Ausschluß der Verstorbenen durchweg den in der Vorbemerkung betonten Principien entspricht, darüber mag man verschiedener Ansicht sein; wir meinen, daß Autoren wie Heinrich Koenig, Max Waldau u. a. doch noch zu den mitaufzunehmenden Zeitgenossen gehören.

— Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung und die Verlagshandlung der Gebrüder Kröner in Stuttgart geben eine „Bibliothek der Weltliteratur" heraus, welche die classischen Dichterwerke Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens, Spaniens u. s. w. in vorzüglich redigirten, schön gedruckten gleichmäßigen Octavausgaben zu dem Preise von 1 Mark für den gebundenen Band enthalten soll. Für die erste Serie des Unternehmens (110 Bände) werden Goethe's, Schiller's, Lessing's, Shakspeare's, Molière's,

Calderon's, Dante's, Chamisso's, Körner's, H. von Kleist's, Platen's und Lenau's Werke angekündigt. Vier Prämienbände bringen die Biographien von Goethe, Schiller, Lessing, Shakspeare. Gleichzeitig wird ein ähnliches Unternehmen: „Wallroth's Classiker-Bibliothek", angekündigt, herausgegeben von W. Lange und R. Oeser, in 52 höchst eleganten rothen Kattunbänden, ebenfalls zu 1 Mark. Es scheint, daß die Collection Spemann, welche hierin die Bahn gebrochen hat, Anlaß zu diesen wohlfeilern Classikerausgaben gegeben. Erwähnen wir noch die wohlfeilere Reclam'sche „Universal-Bibliothek", dann die Brockhaus'sche „Bibliothek der Deutschen Nationalliteratur", in fünf Serien vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, so wird niemand mehr in Abrede stellen können, daß unsere Dichter jetzt in einer Weise, wie früher nie vorher, dem großen Publikum zugänglich gemacht werden.

— Dr. David Asher läßt in seiner Schrift „Ueber den Unterricht in den neuern Sprachen, specieller der englischen, an unsern Universitäten und höhern Schulen" (Berlin, Langenscheidt), einen Mahnruf an die Unterrichtsbehörden ergehen, der mit den Waffen scharfer Polemik und gründlichen Nachweises im einzelnen die ungenügenden sprachlichen Leistungen der höhern Unterrichtsanstalten kritisirt. Doctordissertationen und Schulprogramme in englischer Sprache, meist über Stoffe der englischen Grammatik und Literatur, bieten ihm für solche Angriffe die willkommenen Unterlagen. Hauptsächlich hebt er hervor, daß wol Altenglisch und Altfranzösisch, aber nicht die lebende Sprache zu ihrem Rechte kommt. Nur solche Candidaten sollen, wie er vorschlägt, zur Prüfung im Englischen und Französischen zugelassen werden, die durch eine schriftliche Clausurarbeit ihre ausreichende Vorbildung im Neuenglischen und Neufranzösischen bewiesen haben. Aehnliche Anforderungen sollen an die Examinatoren und an die Lehrer gestellt werden. Im Anhang sind mehrere Aufsätze aus Zeitschriften über verwandte Themata gesammelt.

— Eine überaus gelehrte und gediegene Abhandlung über „Die Thierornamentik im Norden" hat der Däne Sophus Müller, übersetzt von J. Mastorf (Hamburg, Meißner), gegeben. Der Werth des Buchs wird durch sorgfältig ausgeführte Abbildungen noch erhöht. Nirgend liegt ja die Kunst des Alterthums, in so vollen deutlichen Schichten abgelagert, so klar zu Tage wie in Skandinavien. Die Ornamentik ist der Anfang aller Kunst; die Entwickelung derselben durch die Steinzeit, die Bronzezeit, die vorclassische Periode bis herab auf diejenige des romanischen Stils gibt der Verfasser sehr eingehend. Der sogenannte „nordische Stil" ist nicht eine einzige Stilart, sondern umfaßt mehrere aufeinanderfolgende Stilbewegungen; ein verwandtschaftliches Verhältniß der spätern nordischen Ornamentik zu osteuropäischen und asiatischen Stilarten findet nicht statt. Die Thierornamentik steht mit dem Heidenthum der Nordländer in keiner Verbindung; sie ist nichts weiter als eine eigenthümliche Art der Decoration, wie die Linien- und Blattornamentik. Dem Kunsthistoriker von Fach empfehlen wir die vorliegende Arbeit auf das wärmste.

— „Die amerikanischen Eisenbahneinrichtungen" (Köln, E. H. Mayer) hat Robert von Schlagintweit gründlich und lehrreich dargestellt. Ueber alle irgend wünschenswerthen Punkte hat er Auskunft gegeben und eine anziehende Parallele zu unsern Eisenbahneinrichtungen geliefert. Allen europamüden Amerikareisenden mag dies Büchlein bestens empfohlen sein.

— „Der Untergang des deutschen Schooners R. J. Robertson und die Aufnahme der Schiffbrüchigen auf der Insel Typinsan" wird in zweiter Auflage nach dem Tagebuche des Kapitäns E. Hernsheim geschildert (Leipzig, Thiel). Wer sich für derartige Berichte interessirt, findet hier eine actenmäßig genaue, frisch und lebendig geschriebene Darstellung eines zwar traurigen, aber nichtsdestoweniger höchst interessanten Erlebnisses zur See.

Bibliographie.

Deutscher Bühnen-Almanach. 47ster Jahrg. Herausgegeben von A. Entsch. Mit dem Porträt des Herrn Director C. Maurice in Hamburg. Berlin. 12. 5 M.

Conrad, M. G., Erziehung des Volkes zur Freiheit. Eine Serie sozialpädagogischer Briefe zur Aufklärung und Mahnung für das Volk und seine Freunde. 2te Aufl. Leipzig, Findel. 1881. 8. 1 M. 20 Pf.

Dahn, F., Stalden-Kunst. Schauspiel. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 3 M.

Militärische Essays. II. Kriegseinleitungen und Aufmärsche insbesondere des Krieges 1870/71. Von R. V. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 50 Pf.

Finckh, v., Geschichte des Oldenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 91, vormals großherzoglich Oldenburgischen Infanterie-Regiments, von seiner Errichtung bis zur Gegenwart (1812—1880). Im Auftrage des Regiments und unter Mitwirkung mehrerer Kameraden verfaßt. Mit 1 Titelbild, 6 Uniformirungsbildern und 9 Karten und Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. 1881. Gr. 8. 10 M.

Fontane, T., Wanderungen durch die Mark Brandenburg. 4ter Thl.: Spreeland. Beeskow-Storkow und Barnim-Teltow. Berlin, Hertz. Gr. 8. 7 M.

Geschichte der Regenten von Hessen-Cassel. Kassel, Wigand. Gr. 8. 2 M.

Goethe's Reineke Fuchs, nach dem ersten Druck vom Jahre 1794 mit Proben der älteren Tierepen herausgegeben und erläutert von A. Bieling. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 4 M.

Güssfeldt, P., J. Falkenstein, E. Pechuël-Loesche, Die Loango-Expedition, ausgesandt von der deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrikas 1873—1876. Ein Reisewerk in 3 Abtheilungen. Mit Illustrationen, gezeichnet von A. Göring, M. Laemmel, G. Mützel. 3te Abth. 1ste Hälfte von E. Pechuël-Loesche. Leipzig, Frohberg. Lex.-8. 15 M.

Heß, W., Streifzüge durch die Natur. Populär-wissenschaftliche Schilderungen. Hannover, Weichelt. 1881. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Heyse, P., Das Glück von Rothenburg. Novelle. Augsburg, Reichel. 1881. 8. 2 M.

— — Troubadour-Novellen. 14te Sammlung der Novellen. Berlin, Hertz. 8. 6 M.

Hirschfeld, König Lear, ein poetisches Leidensbild von Shakespeare, zum ersten Male im Lichte ärztlicher Wissenschaft und gleichzeitig im Zusammenhange sowohl mit der ästhetischen Kritik als mit der Bühnendarstellung der gleichnamigen Tragödie. Eine Monographie für gebildete Leser aller Stände. Danzig, Gruihn. 12. 4 M.

Hüll, J., Dichtungen eines pfälzischen Poeten. Leipzig, Reißner. 1881. 12. 4 M.

Jahrbuch deutscher Kunst und Dichtung. Ein Album für das deutsche Haus. Unter Mitwirkung von M. Blanckarts, F. Brunold, Ada Christen ꝛc. herausgegeben von Ensemia Gräfin Ballestrem. Leipzig, Albrecht. 1881. Gr. 4. 20 M.

Janssen, J., Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. 3ter Bd. — A. u. d. T.: Allgemeine Zustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang der socialen Revolution bis zum sogenannten Augsburger Religionsfrieden von 1555. Freiburg i. Br., Herder. 1881. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Jensen, J., Das Weltprinzip der Freiheit. Beitrag zur Lösung des Problems der menschlichen Freiheit. Garding, Lühr u. Dircks. 1881. Gr. 8. 40 Pf.

Jugend-Tage. Gedichte von N. G. H. Berlin, Plahn. 8. 4 M.

Kasch, Katharina, Gedichte. Ploen, Hahn. 1881. 8. 2 M.

Kaufmann, G., Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen. 2ter Bd.: Von dem römischen Weltreiche zu der geistlich-weltlichen Universalmonarchie des Mittelalters. 419—814. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1881. Gr. 8. 7 M. 80 Pf.

Keferstein, H., Pädagogische Studien. (3te Sammlung.) Köthen, Schettler. 1881. Gr. 8. 5 M.

Kielland, A. L., Else. Eine Weihnachtsgeschichte. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von C. v. Sarauw. Berlin, Auerbach. 8. 1 M. 80 Pf.

Kinkelin, F., Die Urbewohner Deutschlands. Lindau, Ludwig. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Knauer, G., Die Reflexionsbegriffe. Eine philosophische Monographie. Abdruck seiner Promotions-Dissertation mit Jubel-Vorrede zum Centenarium der „Kritik der reinen Vernunft". Leipzig, Koschny. 1881. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Knortz, K., Aus der transatlantischen Gesellschaft. Nordamerikanische Kulturbilder. Mit dem Bildnisse James A. Garfield's. Leipzig, Schlicke. 8. 6 M.

Kock, T., Merope. Tragödie. Berlin, Behr. 8. 2 M. 40 Pf.

Köstlin, J., Luthers Leben. Mit authentischen Illustrationen: 59 Abbildungen im Text und 6 Beilagen. Leipzig, Fues. Gr. 8. 8 M.

Kruse, H., Witzlav von Rügen. Trauerspiel. Leipzig, Hirzel. 1881. Gr. 8. 2 M.

Labacher, K., Nur eine Hoffnung. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Landsberg, J., Volksthümliche Philosophie. Vorlesungen zur Belehrung und Unterhaltung. 3tes Hft.: Die Liebe. Berlin, Ißleib. 1881. Gr. 8. 50 Pf.

Lasson, A., System der Rechtsphilosophie. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 12 M.

Lessmann, O., Franz Liszt. Eine Characterstudie. Berlin, Behr. 1881. 8. 1 M. 20 Pf.

Lindner, G., Das Feuer. Eine culturhistorische Studie. Brünn, Rohrer. 1881. Gr. 8. 6 M.

Franz Liszt über die Juden. Von Sagittarius. Budapest, Grill. 1881. 8. 1 M.

Mánd, Emilie v., Ein Mann von Wort. Roman. Wien, Schworella u. Heick. 1881. 12. 3 M. 20 M.

Marquardt, Angelika v. (M. Angely), Die Königswaldes. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Martersteig, M., Jelta und Ruben. Leipzig, Liebeskind. 1881. 12. 2 M.

Martinez, C. v., D'Chiemgauer. Dresden, Pierson. 16. 1 M. 50 Pf.

Negri, C., Die politische Geschichte des Altertums verglichen mit der neuen. Autorisirte deutsche Uebersetzung von C. v. Reinhardstoettner. 1ste Lfg. Leipzig, L. Voss. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Antike Bildwerke in Rom

mit Ausschluss der grösseren Sammlungen.

Beschrieben von **Friedrich Matz.** Nach des Verfassers Tode weitergeführt und herausgegeben von **F. von Duhn.** Gedruckt mit Unterstützung des Kaiserlich Deutschen archäologischen Instituts. Band I: Statuen, Hermen, Büsten, Köpfe. Gr. 8. XVIII, 532 S. Pr. M. 12. Band II: Sarkophagreliefs. VIII, 484 S. Pr. M. 12. Band III: Reliefs und Sonstiges. Mit Registern und Karten. IV, 348 S. Pr. M. 9. In elegantem Halbfranzband geb. à Einband M. 1. 50.

Das jetzt abgeschlossen vorliegende, seit 1868 in Arbeit gewesene Werk gibt zum ersten male eine wissenschaftliche Aufnahme der reichen und bisher nur sehr ungenügend bekannten Antikenschätze, welche in und um Rom im Privatbesitz zerstreut und sonst wie verzettelt sind. Die von der sonstigen topographisch anordnenden Art ähnlicher Arbeiten abweichende sachliche Anordnung wird es bei dem ungemeinen Reichthum der vertretenen Monumentklassen ermöglichen, dies Werk als ein bequemes Nachschlagebuch über den Formen- und Vorstellungsschatz der hellenistischen und römischen Kunst und Zeit zu verwenden. Die Möglichkeit praktischen Gebrauchs in Rom ist durch topographische Register und Pläne gewährleistet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Romane und Erzählungen

von

Fredrika Bremer.

Neue Ausgabe.

In 40 Lieferungen zu je 50 Pf.

Diese neue wohlfeile Ausgabe von Fredrika Bremer's Romanen findet sicher in allen deutschen Familien freundlichste Aufnahme: nirgends sind ja die Freuden und Leiden des Familienlebens so wahr und so ansprechend wie in ihnen geschildert. Die Ausgabe wird 40 Lieferungen zum Subscriptionspreise von je 50 Pf. umfassen.

Fünf Lieferungen sind bereits erschienen; sie enthalten die Erzählungen

Die Töchter des Präsidenten.
Die Familie H.

Man subscribirt in jeder Buchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die beiden Grundprobleme der Ethik,

behandelt in zwei akademischen Preisschriften

von

Arthur Schopenhauer.

Dritte Auflage.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 5 M. 50 Pf.

I. **Ueber die Freiheit des menschlichen Willens,** gekrönt von der Königl. Norwegischen Societät der Wissenschaften, zu Drontheim, am 26. Januar 1839.
II. **Ueber das Fundament der Moral, nicht** gekrönt von der Königl. Dänischen Societät der Wissenschaften, zu Kopenhagen, den 30. Januar 1840.

Gebr. Henninger in Heilbronn.

Von den zur Ausgabe im Laufe dieses Jahres bereits voraus angekündigten Bändchen der

Deutschen Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts,

herausgegeben von **Bernhard Seuffert,**

ist unter der Presse und wird Anfang Februar ausgegeben:

— 5. —

Faust

von

Goethe.

(Fragment 1790.)

Preis ca. 70 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Heilbronn, 20. Januar 1882.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega.

Mit einem historischen Rückblick auf frühere Reisen längs der Nordküste der Alten Welt.

Von

Adolf Erik Freiherrn von Nordenskiöld.

Erster Band.

Mit 1 Porträt in Stahlstich, 206 Abbildungen in Holzschnitt und 10 Karten.

8. Geh. 11 M. Eleg. geb. 13 M.

Wie Nordenskiöld's Entdeckung und Durchsegelung der Nordostpassage als eine geographische That von eminenter Wichtigkeit die Bewunderung der ganzen gebildeten Welt erregt hat, so wird auch dem vorliegenden Werke, in welchem er selbst über seine denkwürdige Fahrt in mustergültiger Darstellung Bericht erstattet, von allen Seiten die beifälligste Aufnahme zutheil. Der erste Band ist bereits abgeschlossen und, geheftet oder in elegantem Originaleinband, durch jede Buchhandlung zu beziehen; der zweite Band befindet sich unter der Presse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jüdischdeutsche Chrestomathie.

Zugleich ein Beitrag zur Kunde der hebräischen Literatur.

Von

Dr. Max Grünbaum.

8. Geh. 14 M.

Diese Sammlung von Auszügen aus mehr als 30 zum Theil sehr seltenen oder nur im Manuscript vorhandenen jüdischdeutschen Schriften ist von hervorragendem Werth sowol für die Literaturgeschichte wie namentlich auch für die Sprachforschung; denn zahlreiche Wörter des Mittelhochdeutschen und verschiedener deutscher Mundarten, die aus unserer Schriftsprache verschwunden sind, desgleichen viele Wörter der romanischen Sprachen und Dialekte, haben sich im jüdischdeutschen Idiom erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

LITTERARISCHE RES... Breslau

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 9. Februar 1882.

Inhalt: Neue Romane. III. Friedrich Spielhagen: „Angela". Von Rudolf von Gottschall. — Zur Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Von Arthur Kleinschmidt. (Beschluß.) — Ueber das Verhältniß von Religion und Kunst. — Naturgeschichtliches. Von Richard Raab. — Culturbilder aus der Gegenwart. Von Walter Rogge. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Romane.

III.

Friedrich Spielhagen: „Angela".

Wir haben mit Ebers das niederländische Flachland, mit Eckstein das üppige Bajä und das Rom der Kaiserzeit besucht: Friedrich Spielhagen führt uns an den Genfersee, und wir athmen in seinem Roman die Luft des 19. Jahrhunderts; nicht holländische Geusen, nicht römische Cäsaren, es sind ganz moderne Pommern, Berliner und Engländer, die hier unsere Theilnahme in Anspruch nehmen. Und wenn der Name eines so geistreichen Autors das Aushängeschild eines Romans ist, so darf der Leser schon auf eine gute Bewirthung gefaßt sein.

Doch es heißt ein alter Satz: „Quandoque bonus dormitat Homerus"; auch Autoren von anerkanntem und, was mehr sagen will, anerkennenswerthem Talent haben ihre schwachen Stunden; es gibt Werke von ihnen, in denen, wenn auch die Züge ihrer hervorragenden Begabung nicht fehlen, doch der Wurf im ganzen und großen mislungen ist. Bei Spielhagen liegt die Gefahr in dem Forcirten und Grellen, in das seine reiche Phantasie, wenn sie vom guten Geschmack verlassen wird, sich mit Vorliebe versenkt. So war schon sein Roman „Die von Hohenstein" ein grell angetünchtes Jahrmarktsgemälde aristokratischer Scheußlichkeiten; ebenso mislungen war der Roman: „Allzeit voran" mit seinen Hofcarikaturen; hier aber war es mehr die Ermattung als die Uebertreibung, mehr die Interesselosigkeit als die Ueberreizung, was den Roman so wenig genießbar machte. Der Dichter eines Meisterwerks wie „Sturmflut" kann sich leicht trösten über minder gelungene Schöpfungen, die ja auch im Verzeichniß der als classisch anerkannten Werke nicht fehlen. Zu diesen müssen wir indeß auch seinen neuesten Roman rechnen:

Angela. Roman von Friedrich Spielhagen. Zwei Bände. Leipzig, Staackmann. 1881. 8. 9 M.

Sagen wir es nur gleich heraus: vieles in diesem Roman ist ins Grelle verzeichnet, und markante Charaktere, die der Dichter schaffen wollte, sind zu Carikaturen geworden. Die Heldin selbst in ihrer psychologischen Entwickelung hat etwas Verschleiertes; die überzeugende Klarheit fehlt; es ist vieles angedeutet, man muß vieles errathen, und im ganzen erweckt die Gestalt dieser „Gouvernante zu Pferde" nur geringe Sympathie.

Der Roman hat seine Vorgeschichte. Angela, die Heldin desselben, hatte in Berlin durch Klavierspielen, Stundengeben u. s. f. für ihre Geschwister gesorgt, welche mit ihr verwaist waren. Sie machte dort die Bekanntschaft des Malers Arnold Moor; es entspann sich ein Verhältniß, das bis zum Duzen und Küssen führte. Wir lesen Briefe, welche Angela damals an Arnold schrieb. Warum ging das Verhältniß auseinander? „Wir werden der Welt so lange das Schauspiel zweier Menschen geben, die einander stets widersprechen, bis wir wirklich einander nicht mehr verstehen; werden so lange vor allen Leuten, vor deinen Brüdern selbst Versteckens spielen, bis wir uns eines Tags entweder wirklich verloren haben und nicht finden, ob wir uns gleich suchen." Das waren Worte aus einem Briefe des Malers, und Angela schrieb darauf: „Aber das ist ja nicht möglich! Kann man sich selbst verlieren? Bin ich nicht du, du nicht ich?" Doch Mangel an Verständniß, gegenseitige Capriccios waren es nicht allein, was trennend zwischen die Liebenden trat. Arnold war ein talentvoller Künstler, aber er war nicht fleißig; er brauchte eine reiche

Frau! Und als ihm Angela einmal das geschrieben und ihm gerathen, eine Erdenfee mit unschätzbaren Diamanten im Brautkranz zu wählen, da erhielt sie gleich darauf, noch ehe ihr Brief in Arnold's Händen war, die Anzeige seiner Verlobung. Es werden uns in dem Roman blos Angela's Briefe mitgetheilt; für die Gouvernante, die sie aufstöbert und als Waffe benutzen will, mögen sie genügen; für die andern Leser aber bleibt der Abbruch des Verhältnisses eine brutale Thatsache, welche psychologisch doch nur höchst oberflächlich motivirt ist. In einem ihrer Monologe sagt Angela, daß Arnold, verletzt durch ihren spröden Sinn, ihre phantastischen Grillen, in einer seiner wilden Künstlerlaunen, in einem Moment nur zu erklärlicher Verzweiflung an ihrer Liebe um das reiche Mädchen gefreit habe. Immerhin bleibt die Motivirung eine äußerliche.

Angela ging nach England, wo ein Onkel von ihr lebte: dort traf sie in dem Friseurladen desselben die Lady Ballycastle, und diese engagirte sie als Gesellschafterin. Dort in Irland führten sie nun ein tolles Leben:

Wir haben einen Sommer auf einer verlassenen Orkneyinsel in der Weise des Robinson Crusoe gehaust und zu andern Zeiten auf ihrem prächtigen Schlosse Ballycastle bei der Stadt gleichen Namens in Irland Feste gegeben, in denen, nach der Versicherung der Zeitungen, die Tage von Kenilworth wieder auflebten; wir sind gegen die Regierung in eine Fenierverschwörung verwickelt gewesen, wir haben einen Sturm wüthender Fenier auf das Schloß mit gewaffneter Hand zurückzuschlagen gehabt; wir sind Monate nicht aus dem Hause gekommen, weil eine Schar von zwanzig angenommenen Waisenkindern unsere vereinte Pflege Tag und Nacht nothwendig machte, und ebenso lange nicht in ein Haus, weil wir die ganze Zeit auf einer Segeljacht verbrachten, mit der wir alle französischen und spanischen Häfen des Mittelmeers anliefen, ohne jemals ans Land zu steigen.

Lady Ballycastle war die Tochter eines tiefverschuldeten Aristokraten und hatte einen steinreichen irischen Plebejer geheirathet, der später die Baronetskrone erhielt, dann aber schon nach dem ersten Jahre der Ehe in seinem Park erschossen wurde. Das Verhältniß Angela's zur Lady war und blieb eine grausame Fehde; die Jüngere siegte und demüthigte die Mächtige. Da kam der Sohn derselben, Edward Gordon, aus Indien zurück; nicht lange dauerte es, so gewann Angela die Ueberzeugung, daß er sie liebe; doch sie erwiderte diese Liebe nicht. Er war ein Gentleman durch und durch, aber er langweilte sie. Inzwischen war von Miß Flinch, der Wirthschaftsführerin der Lady, das Geheimniß ausspionirt und ausgeplaudert worden. Angela verließ ihre Stellung und das Schloß, während Gordon auf einer Jagd in entlegenen Hochlanden weilte.

Das ist die Vorgeschichte des Romans: alle Helden und Heldinnen treffen sich nun am Genfersee; sie sind alle hierher zusammengeweht und geblasen durch des Romanschriftstellers Machtgebot, der als guter Regisseur die Einheit des Orts wahrt und für die ganze Handlung die Alpendecorationen, die er einmal dafür angeschafft, zu verwerthen sucht. Da ist der Maler Moor mit seiner reichen Frau Nanni, einer verwöhnten, launenhaften jungen Frau; da ist Angela, die eine Baronin, die Tante dieser Nanni, begleitet, da erscheint bald auch Edward Gordon: kurz, die Instrumentation ist vollzählig und die Ouverture kann beginnen.

Sagen wir kurz, wie die Handlung verläuft: Nanni, die verwöhnte junge Frau, ist äußerlich in ihrem ganzen Wesen; ihre Ehe mit Arnold vermag diesen nicht zu befriedigen. Da sieht er Angela wieder, und die alte Leidenschaft schlägt wieder in hellen Flammen auf. Zufällig kommt sie mit der Baronin, deren Gesellschafterin sie ist, in dasselbe Hotel, in dem Arnold logirt, und dieser erblickt darin eine Avance und schreibt ihr einen liebestrunkenen Brief. Angela erschrickt über die Kühnheit des Liebhabers, der inzwischen von einem Felsen gestürzt ist und sich sehr verletzt hat. Aus den Polarregionen und ihren Bärenjagden ist der Kapitän Edward, der Sohn der Lady Ballycastle, ebenfalls an den Genfersee gekommen, wohin ihn der Brief eines Freundes rief. Angela faßt den Entschluß, ihm jetzt ihre Hand zu reichen; ein schwerer Entschluß, denn er ist ihr, wie sie selbst bekannte, langweilig. Doch auch noch andere Hindernisse drängen sich dazwischen: die Lady Ballycastle haßt Angela und ist gegen die Ehe ihres Sohnes mit dieser. Ein Ausflug in die Berge bringt die Katastrophe näher; während sich Nanni von dem Sammtrock, dem Maler Benvenuto, entführen läßt, trifft Angela mitten im Schneesturm in einer Hütte im Walde mit Arnold zusammen. Angela ist halb willenlos: es folgt eine glühende, viel andeutende Liebesscene. Sie endet damit, daß Angela Arnold für immer von sich weist. Er stirbt in einem Bergstädtchen an einem Fieberanfall. Angela sucht den Tod; sie findet ihn, indem sie auf ein von den Fluten des Sees unterwühltes Gemäuer tritt und noch das Kind Arnold's und der Baronin zu retten vermag.

Das ist die Haupthandlung, eine Herzenstragödie; doch muß denn alles so tragisch enden? Gibt nicht der Autor selbst für eine Schauspiellösung die Mittel an die Hand? Wenn Arnold's Frau, Nanni, so leichtsinnig ist, mit ihrem Maler durchzugehen, was hindert denn Arnold, sich von Nanni scheiden zu lassen und Angela zu heirathen, da sie beide ja sich glühend lieben? Das ist freilich ein civilrechtlicher Ausweg, doch er hat den Vorzug der Lebenswahrheit und erspart alle die hochnothpeinlichen psychologischen Processe, zu deren Zeugen wir gemacht werden. Mit einem Wort, wir glauben nicht an die Nothwendigkeit eines tragischen Ausgangs; es ist dies die Willkür des Autors, der besonders die große Wasserkatastrophe am Schluß des Romans nicht entbehren will; er ist ja ein Meister in Schilderung solcher Katastrophen: wir brauchen nur an die Sturmflut auf der Insel Rügen zu erinnern.

Der Maler Arnold und seine Angela gehören jedenfalls in das Gebiet der problematischen Naturen; das innere Ungenügen ist ihnen angeboren, und wir zweifeln mit Recht, daß eine Ehe zwischen ihnen eine glückliche geworden wäre. Die Leidenschaft, welche beide füreinander hegen, spricht sich in einer Weise aus, welche dem Roman

einen etwas fieberhaften Pulsschlag gibt; es sind eben exaltirte Naturen, die in einem hohen Temperaturgrad der Aufregung dahinleben. Er stürzt vom Felsen, sie rennt wie sinnlos durch den Schneesturm: für so hochgestimmte Gemüther gibt es keine Unfallversicherung. Die etwas unwegsame schweizer Landschaft ist ganz dazu geeignet, den Aufgeregten allerlei unwillkommene Zufälle zu bereiten.

Immerhin hat ja die Leidenschaft ihr eigenes Recht, und man mag sich ihren Sturm und Drang wohl gefallen lassen, wenn auch das beschleunigte Tempo, das „Hurrah, Hopp, Hopp, Hopp", bisweilen den Stil in Mitleidenschaft zieht, daß er den Eindruck eines über Felsgerölle galoppirenden Rosses macht. Weniger aber sagen uns solche extreme Charaktere zu wie die Lady Ballycastle, eine höchst abenteuerliche Romanfigur, deren erstes Erscheinen fast einen komischen Eindruck macht. Diese von ihrer Energie declamirende Lady mit der riesigen Gestalt, den hochgezogenen dicken Augenbrauen, dem großen Kopf, dem gewaltigen schwarzen Fächer — eine Lustspielfigur, sagt man sich, eine groteske Gestalt für eine burleske Komödie. Das meint aber der Dichter nicht; sie ist die Heldin eines blutigen Romans, Mörderin und Ehebrecherin, hat ihren Gatten erschossen, und ihr Sohn, der Kapitän Edward, ist aus einem Verhältniß mit einem Brasilianer hervorgegangen. Der Brasilianer ist natürlich auch da, denn bei den heutigen Transportmitteln gibt es keine räumliche Entfernung mehr, keine Hindernisse für die Muse, die alle Personen aus allen Gegenden der Windrose zusammenbringen will. Ist die Lady possenhaft grotesk, so ist der alte Brasilianer lemurenhaft widrig, eine zusammengekrümmte Gestalt, die sich nicht bewegen kann.

Und welches ist die erste Begegnung zwischen den beiden Ehebrechern von früher in dem Roman? Wir wollen sie mit den Worten eines Hotelgastes erzählen:

> Gleich nach dem Frühstück heute Morgen habe sich Herr Lerma auf sein Zimmer begeben wollen und, in der ersten Etage angelangt, sein Taschentuch vermißt, das er im Speisesaal liegen gelassen. Er habe den Diener hinabgeschickt, während er selbst mitten im Corridor stehen geblieben. Stehen könne er ja zur Noth allein — auf dem einen Bein — nur nicht sich bewegen. Und das letztere sei nothwendig oder doch wünschenswerth geworden, als Lady Ballycastle eine halbe Minute darauf, aus dem Lesecabinet kommend, auf dem Wege nach ihrem Zimmer den Corridor heraufgerauscht sei. Ob Herr Lerma den Versuch gemacht, auf die Seite zu treten, und dabei gestürzt; ob die Lady nur gemeint, er werde ausweichen, und, da er nicht ausgewichen, an ihn gerannt und — wie das bei ihrer Mächtigkeit und seiner Gebrechlichkeit selbstverständlich — ihn umgestoßen — das könne er — Herr Banse — selbst nicht sagen, denn er sei erst auf dem Schauplatze erschienen, als die Lady den alten Herrn wieder aufgehoben und ihn nach seinem Zimmer getragen habe, welches ja neben dem großen von ihr bewohnten Salon liege. Nun, schwer werde er wol nicht eben sein — er bestehe ja nur aus Haut und Knochen, höchstens der Kopf falle noch ins Gewicht — indessen, er habe doch ein verzweifeltes Gesicht gemacht, gewiß aus Furcht, daß ihn die Lady werde fallen lassen. Die aber sei mit ihm abmarschirt wie eine Wärterin mit einem Kinde auf dem Arm; habe auch seinen — Herrn Banse's — Beistand und den des Dieners, der mittlerweile herzugekommen, mit stolzem Kopfschütteln schroff zurückgewiesen. Dann habe er — Herr Banse — durch die offene Thür nur noch gesehen, daß die Lady den alten Herrn auf das Sofa gelegt, und dann habe der Diener — wie es ihm geschienen, auf Befehl der Lady — ihm die Thür, sozusagen, vor der Nase zugemacht, sodaß er sich, alles in allem, einer allzu großen Liebenswürdigkeit seitens der Lady nicht rühmen könne. Es scheine, daß, um mit ihr auf einen guten Fuß zu kommen, man sich ihr zuvor in den Weg stellen und von ihr umlaufen lassen müsse, was denn doch nicht nach jedermanns Geschmack sei.

Dies Motiv kommt gleich in dem ersten Kapitel, in der Ouverture des Romans vor. Es muß doch in solchen Motivirungen ein Leitton anklingen, der zu den künftigen Situationen hinüberführt; aber das Verhältniß der Lady und des Brasilianers zueinander ist, wie wir später erfahren, ein tragisches: der Tod der beiden setzt den Schlußstein dieser Tragödie; und doch ist das Motiv des ersten Kapitels ein komisches, und zwar von jener Komik, die man als grotesk bezeichnen muß. In einem modernen Roman kann diese Zerrbildnerei einer ungezügelten Phantasie keine Stelle finden; solche Charaktere können kein Interesse einflößen; offenbar hat Spielhagen hier, ohne es zu wollen, einen falschen Ton gegriffen. Wir wenigstens haben, so oft die Lady Ballycastle erscheint oder gar die lebendige Strohpuppe des Brasilianers, das Gefühl, daß sich der Roman in ein Schattenspiel à la Chinoise verwandelt, in welchem carikirte Silhouetten auftreten.

Man sehnt sich nach dem Gegengewicht des Natürlichen gegenüber diesen krankhaft aufgedunsenen Phantasiegestalten; und das fehlt allerdings in dem Roman nicht. Die Frau Baronin Granske ist ein solches, eine naturwüchsige pommersche Gänseblume. Ueber diese Art von gemüthlichem Mutterwitz, die sich besonders im Plattdeutschen ausspricht, verfügt Spielhagen mit vielem Humor; auch die Hotelgäste, wie Herr Banse und Herr und Frau Sybold, sind wenigstens Alltagsmenschen, die nicht übel gezeichnet sind, und man befindet sich ordentlich wohl in ihrer Gesellschaft, da man es sonst mit lauter exaltirten oder halbverrückten Menschen zu thun hat. Auch der Engländer Bob ist eine ergötzliche Gestalt.

Der locale Hintergrund des Romans zerfällt in zwei gesonderte Theile: einmal das Hotelleben, dann die landschaftliche Natur der Schweiz. Das erstere mit seinen Tabled'hôtes, seinem Tellergeklapper, seinen neugierigen und bestechlichen Kellnern, den Begegnungen auf den Treppen, an den Fenstern, in den Gärten ist mit unleugbarer realistischer Wahrheit geschildert; aber es ist öde, poesielos zum Verzweifeln; jeder Schellenzug in diesen numerirten Zimmern läutet die Poesie zu Grabe. Dagegen sind die Schilderungen der Landschaft, und zwar dieser reizenden Landschaft an den Ufern des Genfersees, deren entzückende Schönheit kaum ihresgleichen hat, mit stimmungsvollem und hinreißendem Colorit ausgeführt, und daß das Werk von einem bedeutenden Autor herrührt, dafür bürgen gerade diese landschaftlichen Bilder, welche oft glücklich mit

den Stimmungen der Seele verwebt sind. Ein Cabinetsstück derartiger Malerei ist die Schilderung der Gebirgswanderung Angela's. Wie schön wird das herannahende Wetter beschrieben:

So wenig ihr verstörtes Gemüth jetzt für landschaftliche Reize empfänglich war, mußte sie es bemerken, wie sie nun, an das Geländer gelehnt, das ungeheuere Panorama überschaute: unmittelbar zu ihren Füßen, aber auch schon tief unter ihr, das mächtige Vorgebirge von Glion mit dem Dorfe rechts und dem Hotel am äußersten Rande; wieder tief unter diesem der See in seiner ganzen Ausdehnung, vom Fuße der Alpenriesen im Osten bis zu den sanften Geländen im fernsten Westen; drüben die blau-schwarze Wand der Savoyer Alpen, dräuender, finsterer als je, mit dem Wolkenungeheuer, das sich, ein Gebirge über dem Gebirge, von dem Kopfe der Dent d'Oche nach rechts und links über die Nachbargipfel gewälzt hatte und seine von der Glut der sinkenden Sonne wie in Blut getauchten grauen Arme über den Himmel daherstreckte zum Kampfe der Entscheidung, ob fürder das Licht herrschen solle oder die Finsterniß. Die Finsterniß! murmelte Angela, während ihre Blicke an den ungeheuern Dunstmassen hingen, die mit jedem Momente zu wachsen und näher zu rücken schienen, und deren breiter bleierner Schatten jetzt den zarten Silberschein auslöschte, in welchem noch eben der See geleuchtet, und jetzt das tiefe Karmin und das sanfte Rosa rings an den Bergen und Geländen. Nun kam's auf den Rand des Vorgebirges von Glion und huschte die Wiesenhänge herauf in sonderbarer, unheimlicher Eile; und kletterte jetzt an der Felsenmauer herauf, und war nun bei ihr, über ihr, über dem Walde schon, der, eben noch wie in loderndem Feuer aufflammend, plötzlich in schwärzlichem Grün dastand und dann in finsterm Grau, schweigend, lauschend auf den dumpfen Donner, der von drüben heranrollte.

Oder die weitere Wanderung durch den Schneesturm:

Sie strebte wieder aufwärts dem Walde entgegen, der sie in seinem Dunkel, in tiefster abgelegenster Schlucht bergen sollte vor aller Augen. Die Angst hatte ihr auf einmal die verlorene Kraft zurückgegeben; ja, ihr war, als würde sie auf Flügeln emporgetragen — auf Flügeln des Schneesturms, der durch die Wildniß rauschte und donnerte und in langen klagenden Tönen heulte; und die Donnerstimme sei ihre Stimme und die Klagetöne erschallten aus ihrer Brust; und sie sei eins mit den Elementen, den uranfänglichen, die nach ewigen Gesetzen webten und wirkten und tödteten und vernichteten, ohne Sünde, ohne Schuld, ohne Reue, der unglückseligen Menschen trostlosem Erbtheil. Und dann war es nicht mehr des Sturmes Heulen, sondern Nanni's Lachen, und es waren nicht mehr wehende Schneesäulen, sondern die weißen Glieder Nanni's, die nackt durch das Gestöber tanzte, eine rasende Mänade mit weithin flatterndem Haar, und nun zwischen den dunkeln Stämmen verschwand, die plötzlich aus dem Gestöber herauswuchsen mit knarrenden Aesten und ächzenden Wipfeln, von denen der Schnee auf sie herabfiel, während sie sich weiter aufwärts arbeitete, mühselig jetzt auf dem schlüpfrigen Waldboden, der die Kraft einzusaugen schien, mit welcher sie vorhin der Sturm die Steinhalde emporgetragen. Und so war's, als hätte die wilde Jagd der Gedanken, die eben noch ihr Hirn durchbraust, das Denken selbst mit fortgerissen. Sie konnte auch nichts mehr empfinden; das körperliche Gefühl selbst schien sie verlassen zu haben; sie stieß mit der unbeschützten Stirn gegen einen Ast, der sich über sie streckte, und empfand keinen Schmerz, wie in einem Traume — den sie schon einmal geträumt: eine schaurige Wildniß, in der es nicht Tag und nicht Nacht war, erfüllt mit grauen Schatten, die alles sein konnten oder waren: Bäume, Felsen, Höhlen, rauschende Bäche, aus Dunkel in Dunkel stürzend — und sie suchte jemand, der sich vor ihr versteckte, sich nicht finden lassen wollte — ihn! ihn! — und sie hatte den Traum geträumt in der Nacht, da er den Brief geschrieben, in welcher er ihr seine Verlobung mit Nanni meldete. Und jetzt sucht sie den Tod, als Sühne, daß sie weder damals noch später ihr Opfer ganz und voll gebracht und die Liebe zu ihm nicht aus dem Herzen gerissen, und ihn noch immer liebt mit einer wahnsinnigen, sündhaften, verbrecherischen Liebe, die der letzte Funke in der verglimmenden Lebensflamme ist und nur mit dem Leben verlöschen wird.

Die mit heißen Pulsen klopfende und fiebernde Leidenschaftlichkeit des Romans durchathmet auch diese Schilderungen. Auch das Schlußtableau, in welchem nur bisweilen die etwas prosaischen Kunstausdrücke der Bautechnik stören, ist mit gleichem lebhaften Colorit, mit gleich heißblütiger Empfindung, wie sie die Bilder der Anschauung durchdringt, ausgeführt.

Der Roman hat schon eine kleine Geschichte; eine Thatsache derselben gehört zu denen, welche in Bezug auf die neuere deutsche Literatur zu den Seltenheiten zu rechnen ist. Der Staatsanwalt fand Anlaß, wegen eines Passus in der „Angela" einzuschreiten, nahm aber die Anklage wieder zurück, und mit Recht! Gegenüber Poeten, die mit höhern Intentionen schaffen, sind solche Anklagen nicht am Platze, selbst wenn sie bisweilen einen falschen Accord anschlagen. Mit diesem Maßstab gemessen, würde auch der olympische Altmeister Goethe sehr zu kurz kommen, und wozu eine derartige Anklage zu einer Zeit, in welcher viele tausend deutsche Frauen und Jungfrauen den Roman Zola's: „Nana", mit Interesse lesen, natürlich in französischer Sprache, nur um sich im modernen Französisch weiter auszubilden. Woher kämen sonst die vielen tausend Exemplare, welche die deutschen Sortimentsbuchhandlungen von Zola's Originalwerk absetzen? Wir wissen nicht, ob das beanstandete Kapitel des Spielhagen'schen Romans bei der Veröffentlichung im Feuilleton des „Berliner Tageblatt" noch weiter ausgeführt war, und ob, was wir in der Buchausgabe finden, nur ein schüchternes Residuum desselben ist. Doch auch dann würden wir es immerhin nur mit einem schwächlichen Ausläufer jenes sexuellen Naturalismus zu thun haben, aus dessen knorrigen Wurzeln bei Zola ein hochragender Stamm emporwächst. Nur zweierlei möchte ich hier bemerken: die Franzosen sind in solchen Schilderungen feiner und raffinirter; sie überlassen mehr der Phantasie, während deutsche Autoren auch hierin mit einer gewissen Gründlichkeit zu Werke gehen. Dann aber will man für solche Abnormitäten die Nöthigung in den Charakteren und Situationen erblicken. In der Situation, in der wir hier Nanni sehen — sie ist in höchster Spannung, weil sie mit dem Geliebten ihrem Gatten durchgehen will —, erscheint uns dieses Capriccio einer krankhaften Sinnlichkeit als eine übel angebrachte Episode, weshalb wir uns vom ästhetischen Standpunkte dagegen erklären müssen, wie gegen alles Unmotivirte, das um irgendeines Effects willen in die Handlung eines Romans eingeschachtelt wird.

Rudolf von Gottschall.

Zur Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit.

(Beschluß aus Nr. 5.)

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von A. Brückner, F. Dahn u. s. w. Herausgegeben von Wilhelm Oncken. Berlin, Grote. 1879—81. Gr. 8. In Abtheilungen zu 3 M.

Von der äußerst interessanten „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen", die Sophus Ruge bearbeitet, liegt erst eine Lieferung vor, mit vorzüglichen Karten ausgestattet, von denen eine Catalanische Erdkarte von 1375, eine Weltkarte Fra Mauro's von 1459 und eine Erdkarte des Ptolemäus von 1513 besondere Erwähnung verdienen. In übersichtlicher und anregender Weise hat Ruge die ältesten Entdeckungsreisen in Europa, Asien und Afrika geschildert und dabei dem fabelhaften Presbyter Johannes mit seinem christlichen Reiche eine specielle Betrachtung gewidmet. Seit 1245 begegnen uns wiederholt abendländische Missionare bei den Mongolenherrschern, und als einen der vollendetsten Reiseberichte des Mittelalters hebt Ruge denjenigen hervor, welchen der im Auftrage Ludwig's IX. von Frankreich 1253—56 unter den Mongolen lebende Wilhelm von Rubruck geliefert hat. Große Weltreisen unternahm die Familie Polo in Venedig; Marco Polo wurde der berühmteste abendländische Wanderer des Mittelalters und erwarb sich durch die Beschreibung seiner Reisen und Erlebnisse unsterbliches Verdienst um die Geographie: er zuerst hatte ja ganz Asien der Länge nach durchzogen. Seinen Spuren folgten besonders Missionare, wie Johann von Montecorvino, Odorico von Pordenone, Pascal von Vittoria, Johann von Marignolli, Nicolo de Conti. Seit dem seefahrenden Prinzen Heinrich im 15. Jahrhundert standen die Portugiesen an der Spitze der Entdeckungsreisenden und erweiterten mehr als irgendeine zweite Nation die Kenntnisse der Menschheit über neue Welten. Deutsche Weisheit dient ihnen in einem Martin Behaim, und in stolzer Phalanx stehen sie vor uns von Prinz Heinrich an bis zu Vasco da Gama und Cabral.

Treten wir aus den Vorhöfen des Mittelalters in die neuere Geschichte ein, so finden wir das treffliche Werk Alfred Stern's: „Geschichte der Revolution in England", besonders durch die geschickte Schilderung der leitenden Personen anziehend. Auf dem gewaltigen Hintergrunde der Elisabethanischen Zeit hebt sich um so kläglicher die Regierung Jakob's I. und die traurige Erbschaft ab, die er Karl I. hinterließ; der lange gärende Conflict der constitutionellen Gewalten mußte unter Karl zum furchtbaren Ausbruch kommen, und bei vielen guten Eigenschaften verschuldete Karl durch seine vollendete Treulosigkeit und „jesuitische reservatio mentalis" selbst sein hartes Los in harter Zeit. Die feige Hinopferung Strafford's konnte ihn nicht mehr retten; es war zu spät, und alle Intriguen misglückten dem großen Intriguanten. Cromwell ist meisterhaft gezeichnet, nicht als der Heuchler, für den er so lange galt, sondern als der überzeugte Patriot mit dem eisernen Willen und den religiös gefärbten Ideen eines gewaltigen protestantischen Großbritannien, das der Schützer des Protestantismus in der Welt sein sollte. Aber mit dem Protector stürzen auch die Fundamente der neuen Republik zusammen, sie stand und fiel mit ihm, und das in England allein festbegründete Königthum kehrte wieder; die Republik war nie populär geworden. Die große Revolution ließ jedoch ihre Spuren im englischen Leben zurück, denn der Mord eines Königs verändert auf ewig das Angesicht einer Nation; puritanische Ideen zumal, für die ein Milton sich begeistert hatte, konnten aus dem Volkscharakter nicht verwischt werden; der Absolutismus der Stuarts ließ sich in England nicht mehr durchführen und unterlag ein zweites mal; diese zweite Revolution basirte wesentlich auf den Errungenschaften und Traditionen der ersten.

In dem Buche Martin Philippson's: „Das Zeitalter Ludwig's XIV.", zogen mich in erster Linie die Abschnitte an, welche die geistigen, culturellen und socialen Verhältnisse in Frankreich und Europa der Betrachtung unterziehen, und die mit ebenso viel Feinsinn wie Gewandtheit verfaßt sind. Ebenso packend und wahrheitsgetreu sind die politischen Zustände in allen Reichen behandelt, in die Ludwig's XIV. Streben nach einer europäischen Weltmonarchie eingriff, und vor unserm Auge laufen die zahllosen Fäden hin und her, aus denen Ludwig, „der König-Sonne", seine diplomatischen und militärischen Siegestrophäen wob. Der königliche Absolutismus eines Richelieu und Mazarin erstieg in ihm die höchste Staffel des Erreichbaren, mit scharfem Blick wählte er die richtigen Werkzeuge, Parlamente und Adel verloren ihre der Krone gefährliche Macht, der König wurde unbeschränkter Herr über Vermögen und Leben seiner Unterthanen, die sich vom armen Bauer bis zum ersten Pair, vom bildungslosen Roturier bis zu den größten Genies in byzantinischer Demuth vor ihm beugten. Seine Kriege, freche Eroberungszüge, wurden weniger vielleicht aus Beutegier geführt, als um die Stellung des ersten Königs der Christenheit zu gewinnen, und der ungeheuere Einfluß Frankreichs, seiner Macht, seines Geldes, seiner Bildung und Ueberbildung auf die einzelnen Staaten, den Philippson vortrefflich darzuthun weiß, erleichterte ihm überall dieses Streben. Daß sein Volk bei aller Pracht des Hofes hungerte, die Steuern es niederdrückten und der Landbau zu Grunde ging, kümmerte den eiteln Halbgott in Versailles, dem selbst die Kirche sklavisch diente, nicht; war ja doch Paris das Centrum der Welt, Frankreich die weltgebietende Nation, die Cultur der Erde empfing in Paris die Weihe, und Ludwig war der absolute Herrscher dieser gottbegnadeten Weltmacht. Der moderne Ikaros versengte sich aber schließlich doch die Flügel, da er allzu hohen Flug wagte; seine Weltmonarchie

ging in Scherben, als der große Oranier Wilhelm III. von England und Holland aus eine Coalition Europas gegen sie entbot. Und dabei schnitt er in sein eigenes Fleisch, indem er aus dem Gebieter seiner unduldsamen Kirche deren Diener wurde, die besten Unterthanen durch Widerrufung des Edicts von Nantes aus dem Lande trieb und durch seine Grausamkeiten gegen den Protestantismus den Zorn Europas, selbst katholischer Mächte, entzündete. Frankreich wurde einerseits ultramontan, andererseits materialistisch-nihilistisch. Ueberall trat Fäulniß zu Tage; das großartige Gebäude, das Ludwig mit dem Schweiße seines Volks aufgeführt hatte, wankte bedenklich, und am Ende des von dem Autor trefflich geschilderten Spanischen Erbfolgekriegs war Frankreichs europäisches Uebergewicht dahin, Großbritannien stand ihm mit den Generalstaaten im Schlepptau ebenbürtig zur Seite, Oesterreich bildete die dritte Großmacht, anstatt des gesunkenen Schweden erhob sich das jugendfrische Rußland, und in Preußen begann die heilsame Reaction Friedrich Wilhelm's I. gegen das Lotterregiment des Vaters. In Frankreich verfielen Literatur und Staatswesen zugleich in den letzten Jahren des strahlenden Sonnenkönigs; vor der Morgenröthe der neuen Zeit verflog das Gebilde des Classicismus, der Ludwig's Gepräge getragen, und als der König starb, stürzte sein System mit einem Schlage zusammen. Er endete unter den Flüchen seiner mishandelten Nation, und erst die Nachwelt wurde ihm wieder gerecht. Als bleibende Wirkung seines großen Zeitalters darf jedoch angesehen werden, daß noch ein ganzes Jahrhundert hindurch in der civilisirten Welt das französische Wesen das Scepter führte.

Alexander Brückner war gewiß am besten befähigt, das „Leben Peter's des Großen" an der Hand der sorgfältigsten Studien darzustellen; ist er doch wie wenige damit vertraut. Wie bei Philippson und Oncken werden eingehend die Verhältnisse der Staaten, mit denen Peter in Berührung trat, erwogen; denn mit ihnen mußte der große Reformator des halb barbarischen Rußland beständig rechnen; sonderlich kommen hierbei Schweden, Polen und die Türkei in Betracht. Ohne Frage war Peter ein furchtbarer Despot, aber er war es nicht im Sinne Ludwig's XIV. zu seiner persönlichen Befriedigung, sondern im Sinne Friedrich's des Großen zum Besten seines Reichs, und darum mußte sich mit der Furcht vor ihm bald Bewunderung mischen. Unbarmherzig riß er das sich sträubende Rußland in die europäischen Bahnen; er trat alte Traditionen und Sitten rücksichtslos nieder, beugte, obwol ein guter Russe und Christ, den stolzen Klerus tief zu Boden, wüthete gegen seinen Adel und opferte seinem Staatstriebe und Staatsziele alle widerspenstigen Elemente; selbst das Opfer des eigenen Sohns war ihm nicht zu groß. Durch sein hohes Pflicht- und Staatsgefühl wurde er der eigentliche Schöpfer des russischen Staats.

Mit großem Fleiß hat Wilhelm Oncken aus den Archiven wie aus der Literatur, die ja so überreich fließt, alles herbeigezogen, um gründlich und würdig „Das Zeitalter Friedrich's des Großen" zu schildern. Wir durchwandern Frankreich, welches, unter Ludwig XIV. ausgepreßt, unter den Orgien der Regentschaft dem Schwindel eines Law, „des ehrlichen Fanatikers des Papiergelds", zur Beute fiel und am Absolutismus krankte, den Montesquieu in seinen „Persischen Briefen" schonungslos geißelte; wir sehen in Spanien das zerfallende Königthum der Bourbons mit der unsympathischen Gestalt Alberoni's und der intriguanten Elisabeth Farnese, in England unter Robert Walpole's bestechlichem Regiment die Parlamentsherrschaft im Flor, zugleich auch die mächtige Handelspolitik des Seestaats begründet. Walpole's Charakteristik ist vortrefflich gelungen, und in Tagen wie die heutigen hat Oncken's Schilderung der irischen Bedrückungen durch die Engländer doppeltes Interesse. Aber England wurde die hohe Schule der Aufklärung, die aus den Ergebnissen der Naturforschung Leben gewann, und Voltaire machte die dort erworbene Weisheit zum Gemeingut der ganzen Welt. Gegenüber dem neu aufglühenden Fanatismus in Frankreich kämpfte er für die Toleranz, und seine philosophischen Briefe wurden zum Hohen Liede der Aufklärung; sehr farbenreich weiß Oncken Voltaire's Persönlichkeit und Wirken zu veranschaulichen und seinen eminenten Einfluß auf den ihn bewundernden Friedrich II. hervorzuheben. Nach dem Tode des Prinzen Eugen von Savoyen hatte der deutsche Kaiserstaat Karl's VI. trotz des wackern Bartenstein seine traurigste Epoche zu durchleben und verließ sich in arger Verblendung auf England und Frankreich, anstatt den reichstreuen Friedrich Wilhelm I. von Preußen durch Güte an sich zu fesseln. Diesem vielverkannten Fürsten wird unser Autor gerecht; er bezeichnet ihn als den Gründer einer monarchischen Verwaltung, eines monarchischen und national zusammengesetzten Heeres, als den Erzieher eines monarchischen Volks und als einen genialen Administrator, dessen Beamtenthum trotz mancher Schäden die Erziehungsstätte für den großen Gedanken nationalen Staatsdienstes war.

Ehrlich und offen kämpfte Friedrich Wilhelm I. an gegen seinen Kronprinzen, der ohne Wahrhaftigkeit und durchaus misleitet ihm gegenüberstand und dem biedern altväterischen Deutschen als ein weibischer und sittenloser Franzose erscheinen mußte. Grundverschiedene Naturen, konnten sie einander nicht verstehen, und weder die ganz welfisch gesinnte Mutter noch die boshaft kritisirende Schwester (Markgräfin von Baireuth) waren zu Mittlerinnen zwischen Sohn und Vater geeignet. Erst im Gefängniß brach der Sohn mit dem alten Adam; seine sinnliche Natur wurde geläutert und im Leiden gestählt, ein ganzer Mann ging er, vom Vater begnadigt, der nach Oncken seinen Tod wol nie ernstlich geplant hatte, aus dem Kerker hervor; in des Vaters Schule zu Küstrin und Ruppin wurde ihm die Unterordnung unter den Staatszweck zur zweiten Natur. Früh schon dachte er daran, Preußen auf eroberndem Wege zur Großmacht in Norddeutschland zu erheben, und in

geistvoll warnender Flugschrift bekämpfte er Fleury's scheinheilige Friedenspolitik, die nach der Weltherrschaft für Frankreich strebe. An eine ungeliebte Frau gekettet, wuchs er in die Verfassung seines Vaters hinein, und in Rheinsberg, wo er seine glücklichsten Lebensjahre verbrachte, gab er sich mit fürstlichem Pflichtgefühl den Sorgen und Erwägungen des Staatsmanns hin; genau folgte er dem Gange der Jülich-Bergischen Frage, während er sich für Wolff's Philosophie begeisterte, mit Voltaire und andern hervorragenden Geistern correspondirte, viele von ihnen um sich sammelte, selbst dichtete, schriftstellerte und musicirte. In Rheinsberg schrieb er, Macchiavelli misverstehend, seine durch die Gedanken über Königspflichten ewig interessante Gegenschrift; dem moralischen Ungeheuer, als welches ihm der große florentiner Patriot erschien, hielt er die ganz neue Lehre von den Pflichten des Königsamts entgegen: der Fürst sei der erste Diener, nicht der Herr des Staats, das Königthum sei zum Heil der Völker, nicht zur Befriedigung königlicher Lust eingesetzt. Durch diesen hohen Gedankengang, dem er, obgleich nicht selten macchiavellistisch operirend, im Leben Gestalt verlieh, hob er das Königthum und den monarchischen Staatsgedanken aus der Verderbniß, in die sie versunken waren, empor, gab ihnen den verlorenen Adel wieder, und sein Königthum erstand, wiedergeboren durch Bürgertugend. Oncken, der die rheinsberger Periode wol zu kurz geschildert hat, hebt hingegen diesen Charakter des Friedericianischen Königthums prächtig hervor. Von dem größern Sohne wahrhaft gewürdigt, starb Friedrich Wilhelm I. beruhigt über das Los seines Staats, und Friedrich II. begann echt königlich ohne Sentimentalität und Epikuräismus, wie alle Welt von ihm vermuthet hatte, seine Regierung. Gern hätte ich von Oncken die berühmte journée des dupes vom 31. Mai 1740 dargestellt gesehen. Das Königthum der Staatspflicht begann mit der Geltendmachung der alten brandenburgischen Ansprüche an schlesische Gebiete, deren Berechtigung Oncken gegenüber dem bittern Unrecht, in dem sich das habsburger Haus befand, überzeugend darthut; noch ausführlicher und deutlicher ist dies kürzlich von C. Grünhagen in der „Geschichte des ersten Schlesischen Kriegs" (Gotha 1881) geschehen. Im Gegensatz zu seinen Ministern zog Friedrich vor, erst dann mit dem wiener Hofe zu unterhandeln, als er Schlesien bereits zum Theil besetzt hatte.

Auch die Gegnerin Maria Theresia wird von unserm Autor gerecht und mit Liebe gezeichnet; die um Englands Wohl wenig besorgte Welfenpolitik Georg's II. von Großbritannien und seine schmähliche Lust, Preußen zu vernichten, werden wahrheitsgetreu verurtheilt und mit der Hauptschuld am Erbfolgekriege belastet; Baiern hingegen wird von dem Vorwurf gereinigt, in Nymphenburg im Mai 1741 einen schmählichen Vertrag mit Frankreich geschlossen zu haben, wie dies auch Grünhagen nach dem Vorbilde Heigel's unternommen. Walpole's verderbliches System blieb unter seinen Nachfolgern trotz des Ministerwechsels am Ruder, kostete England enorme Gelder gegen Preußen und nützte ihm in keiner Weise. Befremdend nimmt es sich aus, wenn Oncken im Widerspruche mit dem üblichen Brauche von „Wilhelm" Pitt, „Heinrich" Pelham u. s. w. spricht; unser Ohr und Auge wird dadurch gestört, obwol wir ganz inconsequent „William" Pitt und „Wilhelm" III. von England sagen. Sehr gewandt zeichnet Oncken die schlesischen Kriege, die zu europäischen geworden waren, bis zu ihrem Abschluß zu Aachen 1748. Die letzte mir vorliegende Lieferung seines Werks endet mit einer vorzüglichen Darlegung der bürgerfreundlichen und demokratischen Ansichten des französischen Ministers d'Argenson, der die amerikanische Revolution und die Katastrophe in Frankreich prophetisch voraussah, und mit der Charakteristik von Montesquieu's Werke „Esprit des lois", das trotz unehrenhaften Widerrufs des Verfassers noch mehr als seine „Persischen Briefe" die Bewunderung des französischen Volks im Fluge gewann. Mit großem Interesse sehen wir dem Abschluß von Oncken's weitangelegtem Werke entgegen.

Arthur Kleinschmidt.

Ueber das Verhältniß von Religion und Kunst.

Religion und Kunst in ihrem gegenseitigen Verhältniß. Dargestellt von Gustav Portig. Zwei Theile. Iserlohn, Bädeker. 1879—80. Gr. 8. 16 M.

Wir glauben die Besprechung des Portig'schen Werks nicht besser einleiten zu können als mit den folgenden Worten, die dem Werke selbst entnommen sind:

Die Geschichte beweist unwiderleglich, daß allenthalben Religion und Kunst stets in gewissem Verhältniß zueinander gestanden haben, anfangs in engerm, später in weiterm Zusammenhange lebend, die Kunst zunächst in dienender, nachher aber in selbständiger Stellung. Wenn beide nun äußerlich so eng miteinander verwachsen waren, daß man die Kunst fast die Tochter der Religion nennen könnte, so entsteht die Frage: ist ihr inneres Band ein zufälliges oder ein nothwendiges, ein zeitliches oder ein ewiges? Ist die Kunst die unentbehrliche Erscheinungsform, die Außenseite der Religion, oder ist sie nur eine vorübergehende Ergänzung oder wol gar nur ein Schmuck derselben? Erhöht die Kunst blos den äußern Reiz oder auch die innere Wirkung der Religion?

Dieses enge Band, das Religion und Kunst bisher verknüpfte, scheint sich in neuerer Zeit lösen zu wollen. Seit Goethe sein keckes Wort gesprochen:

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion —

hat sich die Zahl derjenigen vermehrt, die von einer gleichmäßigen Pflege beider Geistesmächte nichts mehr wissen

wollen, für welche die Frage vielmehr lautet: „Religion oder Kunst", wobei dann nach ihrer Ansicht die letztere in die Stelle der vermeintlich im Absterben begriffenen erstern einzutreten habe. Dieser Standpunkt ist bekanntlich zuletzt von Strauß in seinem „Alten und neuen Glauben" mit schneidender Schärfe ausgesprochen worden. Dem gegenüber vertritt das vorliegende Werk das unveräußerliche Recht der Religion in entschiedener Weise. Der Verfasser ist Theolog, er hat seinen Standpunkt von vornherein gewählt; er erörtert das Verhältniß von Religion und Kunst vom Religionsbegriffe aus; aber er verfällt nicht in den übrigens nur noch vereinzelt vorkommenden, entgegengesetzten Fehler einer starren Orthodoxie, bei der das Votum, das sie für die Religion abgab, mit einem Anathema über die Kunst gepaart war. Nach ihm ist der Mensch ebenso zur Kunst wie zur Religion geboren, beide entwickeln sich nach bestimmten, von Gott gegebenen und geleiteten Gesetzen; er selber hat erst in der einen, dann in der andern die höchste Befriedigung der Seele gesucht: er hat von beiden, sozusagen, den Beweis des Geistes und der Kraft erfahren. Da darf er wol beanspruchen, daß man von seinen Erfahrungen Kenntniß nehme und, was er davon mitzutheilen hat, prüfe. Für ihn gestaltet sich die Erörterung des Verhältnisses von Religion und Kunst zu der Frage der Superiorität der einen über die andere. Um mit seinen eigenen Worten zu sprechen:

> Was ist nun eigentlich das Ursprüngliche und Erzeugende, die Religion oder die Kunst? Ist das Absolute in erster Linie ein ethisches oder ästhetisches? Sowie sich zwei völlig parallele Linien in Ewigkeit nicht treffen können, so dürfen auch Religion und Kunst nicht als zwei durchaus coordinirte Factoren nebeneinander herlaufen: die eine muß nothwendig früher oder später, hier oder dort aus einem innern Grunde der andern sich unterwerfen. Sowie ein Kreis nur einen Mittelpunkt haben kann und nicht zwei, so gibt es auch im innersten Geistesleben des Menschen nur ein Centrum, und die Frage lautet: befindet sich die Religion oder die Kunst in demselben?

Ehe wir seine Antwort auf diese Frage mittheilen, möchten wir vorweg einige formelle Auslassungen erledigen. Der Verfasser ist darauf gefaßt, vielen abweichenden Ansichten und Urtheilen zu begegnen; er ist zufrieden, wenn man ihm zugesteht, daß seine Arbeit aus einem Geist und Guße ist. Da ihm daran zu liegen scheint, hierüber ein zustimmendes Urtheil zu hören, so bekennen wir gern, daß er bei einer erstaunlichen Belesenheit, bei der Verwerthung des reichsten Materials aus der Religions- und Kunstgeschichte, aus Philosophie und Aesthetik in einem gleichmäßigen Tone die gleiche Sicherheit bewährt. Seine Arbeit soll, was die Formgebung im Satzbau betrifft, die ungefähre Mitte halten zwischen dem Essay und dem rein wissenschaftlichen Ausdruck. Indem er die oft schwerfällige und dunkle Sprache der Gelehrten in den Ausdruck einer edeln Popularität zu verwandeln wußte, hat er sich die Sache nicht leichter, sondern schwerer gemacht. Sein Buch ist zwar vom Standpunkte der Kirche geschrieben, aber es ist keineswegs als eine Parteischrift anzusehen. Nachdem erst in neuerer und neuester Zeit über das innere Verhältniß von Religion und Kunst kritisch reflectirt worden ist, und zwar mehr von Philosophen als von Theologen, sieht er es als eine Ehrenschuld an, auch einmal vom christlichen Princip aus Stellung zur Sache zu nehmen. Außerdem bekennt er selber, daß dieses Thema um seines hohen idealen Interesses willen wohl unzählige male gestreift, aber noch nicht erschöpfend behandelt worden sei; sein Buch erhebt deshalb den Anspruch, die erste umfassende theologische Arbeit dieser Art zu sein. Wenn er dann sein Vorwort mit dem Wunsche schließt, sein Buch möge dazu dienen, daß immer mehrere vom Abbild zum Urbild, vom Schein zum Wesen, von der Phantasie zum Herzen, von der Schönheit zur Heiligkeit hindurchdringen, so hat er in diesen Worten schon seine eigene Stellung zur Sache gekennzeichnet, den Unterschied von Religion und Kunst angedeutet und zugleich der erstern die Oberhoheit über die letztere zuerkannt. Wir werden darauf noch später zurückkommen, wollen aber, um uns zu orientiren, zunächst eine Wanderung durch sein Buch antreten.

Es ist ein weit angelegtes Werk, das uns geboten wird. Der erste Band enthält die geschichtliche Grundlegung, der zweite den kritisch-systematischen Aufbau; jener behandelt mehr das äußere, dieser mehr das innere Verhältniß von Religion und Kunst; der eine wendet sich an die große Gemeinde der Gebildeten überhaupt, der andere ist mehr berechnet und geeignet für den engern Kreis von Theologen, vielleicht auch von Philosophen, Aesthetikern und Künstlern. Wir wollen wenigstens im Fluge den Inhalt des ersten Bandes streifen. Der erste Abschnitt behandelt das Verhältniß von Religion und Kunst im allgemeinen; der zweite zeigt die Verbreitung der Kunst im Leben von der Zeit der Griechen bis zur Gegenwart; der dritte trägt die Ueberschrift „Verhältniß der Kunst zur Bühne, Schule und Kirche unserer Tage"; der vierte „Vereinigung von Kunst und Religion in der Person hervorragender Künstler"; der fünfte enthält „Religion und Kunst in ihrem gegenseitigen Verhältniß bei den vorchristlichen Völkern", und endlich der sechste „Religion und Kunst im Christenthum". Es kann nicht fehlen, daß bei dieser Art der Gliederung des Stoffs die Namen vieler Künstler unter den verschiedenen Rubriken wiederkehren; auch droht bei dem Bestreben, möglichst vollständig und erschöpfend zu sein, die Fülle des Stoffs an einigen Stellen sich in eine Aufzählung von Notizen zu verlieren. Im ganzen aber gibt dieser Band dem Verfasser ein glänzendes Zeugniß von der Beherrschung des reichsten kunstgeschichtlichen Materials.

Um auch aus dem Inhalt dieses Bandes eine Probe zu geben, führen wir eine Stelle an, in der sich der Verfasser über einen vielbesprochenen Gegenstand, das Wesen des Humors, ausläßt, den er von seinem Standpunkt aus als eine eigenthümliche Empfindungs- und Anschauungsweise des christlichen Geistes in Anspruch nimmt:

Bereits während des Mittelalters begegnet uns ein Inhalt der Dichtung, welcher im Alterthum keine Analogie hat, in Shakspeare's Dramen nachher am großartigsten hervortritt, und überhaupt nur im Christenthum möglich ist: wir meinen den Humor. Während das Element der Ironie die schneidende, vernichtende Kritik ist, während die Satire die Widersprüche des Lebens aufdeckt und die Fehler der Menschen verspottet, ohne irgendwie versöhnen zu können: so ist es die Eigenthümlichkeit des Humors, in einer Welt der Sünde und des Todes unter Thränen doch lächeln zu können und mitten im Schmerze über denselben erhaben zu sein. Diese Kraft besitzt der Humor, weil der Christ als das letzte Ziel der Weltentwickelung die ewige himmlische Freude gesichert weiß. Der Humorist blickt von einem erhabenen Standorte aus auf das kindische widerspruchsvolle Treiben der Welt, zeigt das Kleinliche am Großen, weist hin auf den Gegensatz in der Menschenbrust und im Menschenleben, und hat ein lebendiges Bewußtsein um die Vergänglichkeit aller irdischen Größe: aber aus tiefem Gemüth lächelt er verzeihend, wehmüthig und versöhnt zugleich, über die Schwächen der Menschheit. Der Jude hat noch heute eine eminente Fähigkeit für kaustisch zersetzenden Witz, aber durchaus keine Anlage zum Humor. Nur der Christ, welcher die tiefsten Gegensätze des Lebens in ihrer ganzen Schärfe erkennt, ist ihrer zugleich mächtig; aus dem Bewußtsein der vorhandenen Erlösung quillt ihm eine Welt humorvollen Schmerzes, echt volksthümlichen Witzes, wie sich dies großartig zeigt in Luther's Briefen und Tischreden.

Es kommt darauf an, diesen Erklärungen weiter nachzudenken und sie auf die Wahrheit ihres Inhalts zu prüfen.

An Gehalt schwerwiegender noch als der erste Band ist der zweite. Seine erste Abtheilung „Religion und Kunst in den Systemen der hervorragendsten Philosophen und Aesthetiker" führt uns auf 314 Seiten von Pythagoras bis Melchior Meyr und A. von Eye alle die Denker vor, in deren Systemen Religion und Kunst sich berühren. Der Verfasser betont geflissentlich, daß der Unglaube auch in der Kunst sich höchster Leistungen unfähig erweise, sowie daß das Schönheitsideal des Philosophen und Aesthetikers mit seinem Gottesbegriff eng zusammenhänge. Deshalb gruppirt er die Aesthetiker der neuern und neuesten Zeit nach religionsphilosophischen Kategorien: er führt zuerst die Pantheisten unter den Aesthetikern vor, dann die Pessimisten und endlich die Theisten. Es würde uns zu weit führen, wollten wir auf diese Kritik der Philosophen und Aesthetiker näher eingehen; wir wollen jedoch zur Kennzeichnung des von dem Verfasser selbstbehaupteten Standpunktes wenigstens bemerken, daß unter den theistischen Philosophen und Aesthetikern es namentlich drei sind, die bei ihm besondere Anerkennung finden: Franz von Baader, Chr. Herm. Weiße und Moritz Carriere. Mit dem erstern fühlt er sich nach seinem eigenen Bekenntniß geistesverwandt, von Weiße rühmt er, daß nur bei seiner Behandlung des Gottesbegriffs sich das Verhältniß von Kunst und Religion in gerechter Weise feststellen lasse, und Carriere's „Aesthetik" ist ihm unter allen vom theistischen Standpunkt geschriebenen die werthvollste nach Form und Inhalt.

Nachdem bis hierher Geschichte und Kritik eine reiche Berücksichtigung erfahren haben, findet er in dem zweiten Abschnitt des zweiten Bandes, welcher „Von dem Wesen der Religion und der Kunst, sowie von ihrem innern Verhältniß" handelt, endlich Raum für eigene Aufstellungen. Es könnte scheinen, als wenn der geschichtliche und kritische Theil den systematischen so sehr überwiege, daß dadurch ein Misverhältniß in Anlage und Ausführung bemerkbar werde; aber wir dürfen nicht vergessen, daß der Verfasser bei seiner Wanderung durch das Gebiet der Religion und Kunst es wohl verstanden hat, uns beständig auf das Ziel hinzuweisen, sodaß, wenn wir demselben wohl vorbereitet jetzt näher treten, es uns nicht mehr fremd erscheint.

Ein jedes Werk, welches das gegenseitige Verhältniß von Religion und Kunst darstellen will, muß, so scheint es uns, vor allen Dingen einmal angeben, worin beide sich berühren, und dann, wodurch sie sich unterscheiden. Das geschieht hier auch auf 16 Seiten — einem fast zu geringen Raum für das wichtige Werk der Auseinandersetzung. Da wir hierin eine Hauptpartie des Buchs zu finden meinen, nach der wir bei der weiten Wanderung schon immer ausgesehen, so wollen wir die Gründe des Verfassers kurz wiederholen; wir können jedoch hier nur allgemeine Gesichtspunkte angeben

Dasjenige, worin Religion und Kunst eins sind, ist dieses: beide beruhen auf einer Thätigkeit des selbständigen menschlichen Geistes und sind anfangs in dem innersten Mittelpunkt des Menschen, dem geistleiblichen Ich, ungetrennt beieinander; wenn sie später auseinander gehen und jede den ihr eigenthümlichen Lebensgehalt offenbart, so zeigt sich sehr bald, daß die Religion der Kunst, vorzugsweise der Musik, als Ergänzung bedarf, um das Unsagbare des göttlichen Lebens, das sie mit dem Wort allein nicht auszusprechen vermag, irgendwie faßbar zu machen; in beiden bleibt der Geist an ein leibliches Element gebunden (in der Religion ist dieses leibliche Element Wort und Sacrament); beide lassen ein Urbild aufleuchten und sind eins in dem Streben nach Idealität; beide erstreben die Verklärung der ganzen Leiblichkeit durch den Geist.

Diese Gründe sind vollkommen klar, und es wird sich unsers Bedünkens etwas Erhebliches dagegen nicht einwenden lassen. Dasjenige, worin Religion und Kunst auseinander gehen und was zugleich der erstern einen Vorzug vor der andern einräumt, ist nach Angabe des Verfassers Folgendes. Die Kunst hat es nur zu thun mit der Creatur, die Religion aber mit Gott. Zum zweiten (in gesperrter Schrift gedruckt): diejenigen Begriffe, mit welchen die Religion steht und fällt, Sittengesetz und Gewissen, Sünde und Schuld, Gerechtigkeit und Gnade, existiren für die Kunst nicht. Zum dritten: die Religion hat eine tiefer gehende Wirkung, nur sie hat die Kraft, den Menschen wahrhaft zu trösten im Leid der Erde, die Kunst aber nicht. Endlich wird als besonderer Vorzug, den die Religion vor der Kunst voraus hat, noch dieser genannt, daß sie das Gebet hat. Wenn wir die beiderseitigen Gründe, zuerst diejenigen, die das Gemeinsame von Religion und Kunst darthun, und dann diejenigen, die das

Unterscheidende hervorheben, miteinander vergleichen, so finden wir, daß die Gründe der erstern Art stärker sind. Ja wir fürchten, daß unter den Gründen der letztern Art diejenigen, die der Verfasser am meisten betont, am meisten werden angefochten werden, und vielleicht nicht ohne Grund. Wir führen dies hauptsächlich deshalb an, weil nach unserm Dafürhalten hier eine weitere Arbeit einzusetzen hat. Was Religion und Kunst miteinander eint, ist ganz klar; was sie trennt, das scheint uns noch der Aufklärung zu bedürfen. Ist erst jeder von ihnen ihr eigenthümliches Lebensgebiet scharf abgegrenzt, so wird sich um so besser zwischen beiden verhandeln lassen. Wird als Organ der Kunst die Phantasie genannt, als dasjenige der Religion das Gemüth, so begründet das nach unserer Ansicht einen durchgreifenden Unterschied nicht, da auch im Kunstwerk Herz und Empfindung in reichster Weise zur Betheiligung kommen. Wird von der Kunst gesagt, daß es sich in ihr nur um Gestaltung des Stoffs handle, in der Religion aber um Selbstgestaltung, so ist das in der Sache wol richtig; aber der Verfasser scheint dann, wenn wir ihn recht verstehen und uns bemühen, seine Gedanken auf ihren einfachsten Ausdruck zurückzuführen, dieses sagen zu wollen: Sittlichkeit steht höher als Kunst, und Heiligkeit ist mehr als Schönheit. In der erwähnten Selbstgestaltung bildet der Geist sich einen neuen Leib, und es kommt durch Vermittelung göttlicher Kräfte, die in dem Menschen wirksam sind, eine geheiligte Schönheit zu Tage:

> In der Selbstverwirklichung des Geistes durch den heiligen Geist kommt zugleich ein geistartiger Naturorganismus zu Stande; das Gute wirkend, bildet der Geist zugleich das Schöne, der innere verborgene Mensch seine Erscheinung. Hier ist der innerste Punkt, wo das Ethische und das Aesthetische eins und doch unterschieden sind. Nur dasjenige Schöne, welches entweder dieser vergeistigte Naturorganismus des Menschen selbst ist, oder eine Erweiterung, ein Reflex desselben, hat wahren Werth; die heilige Schönheit ist mehr als diejenige einer sogenannten schönen Seele. Die Schönheit des Kunstwerks ist allein von der Phantasie gewirkt; die heilige Schönheit einer gottebenbildlichen Person aber von der reinen Phantasie und dem reinen gottgeeinten Willen zugleich.

So schön die angeführte Stelle auch ist, so tief gedacht nach ihrem Inhalt, so scheint es uns doch, daß durch eine solche Vermischung des Ethischen und Aesthetischen die klaren Grenzen zwischen Religion und Kunst mehr verrückt und verwischt als aufgerichtet werden. Zur Klärung des Sachverhalts scheint es uns festgehalten werden zu müssen, daß man im künstlerischen Schaffen immer seinen Gegenstand außer sich hat. Soll der Unterschied zwischen Religion und Kunst durch zwei kurze Kategorien ausgedrückt werden, so würden wir nicht, wie der Verfasser es thut, die von Schein und Wesen wählen, wobei er übrigens nicht an einen zufälligen oder wesenlosen Schein denkt; wir wissen, indem wir diese Unterschiede in das Verhalten des Subjects verlegen, im Augenblick keine andern zu finden, als die von Anschauen und Sein. Anschauung scheint uns bei dem Künstler alles zu sein. Tritt er aus ihr heraus, entweder nach oben oder nach unten, so ist es mit der Kunstthätigkeit zu Ende. Als Pygmalion die Statue, die er geschaffen, umarmen wollte, hörte er auf ein Künstler zu sein und wurde ein Liebhaber; man hätte ihm zurufen können:

> Die Sterne, die begehrt man nicht,
> Man freut sich ihrer Pracht.

Anders ist es mit dem Religiösen; überall sucht dieser ein persönliches Verhältniß mit dem Gegenstand seiner Hingebung, und eben dadurch unterscheidet er sich von dem Künstler. Nach unserer Ansicht kommt deshalb die Religiosität auch nur auf dem Boden des Theismus zu ihrem vollkommenen Ausdruck.

Die Erörterung des innern Verhältnisses von Religion und Kunst gibt dem Verfasser zuletzt noch Veranlassung, von der Bedeutung der Kunst im ewigen Leben zu sprechen. Es lag für ihn der Gedanke nahe, beide Geistesmächte von der gemeinsamen Wurzel bis in ihre fernste Entfaltung zu verfolgen und mit seinen Gedanken Himmel und Erde zu umspannen. Bei dem überaus reichen Stoff, den das Buch bietet, ist es nicht möglich, allen einzelnen Vorzügen desselben in der Beurtheilung gerecht zu werden oder jede besondere Einwendung zu Worte kommen zu lassen; wir müssen zufrieden sein, wenn es uns gelungen ist, einen Einblick in dasselbe zu gewähren. Die Theologen — denn an sie wendet sich der Verfasser in erster Linie, und ihre Sache befürwortet er auch gegenüber der Kunst — dürfen sich eines solchen Buchs freuen; aber auch die Aesthetiker werden an ihm nicht vorübergehen können. Die religiöse Glaubenswärme, die aus ihm spricht, wie die Begeisterung für Kunst, verbunden mit umfassender Kenntniß der Kunstgeschichte und eingreifendem Urtheil über künstlerisches Schaffen, machen es für die einen wie für die andern in hohem Grade empfehlenswerth.

Naturgeschichtliches.

Wanderungen durch die Pflanzenwelt der Tropen. Allen Verehrern der Natur, insonderheit den Freunden der Botanik gewidmet von Robert Avé-Lallemant. Breslau, F. Hirt. 1880. Gr. 8. 4 M.

Wenn ein neues Buch vor uns liegt, pflegen wir dasselbe zunächst zu durchblättern, um gleichsam den Odem, von welchem es durchweht ist, zu kosten. Auch ich habe dieser Gewohnheit gehuldigt, bevor ich mit dem Specialstudium der „Wanderungen" begann. Da bin ich denn von voruherein entmuthigt worden. So sorgsam ich jedes Blatt umwendete — es kamen keine Illustrationen zum Vorschein. Ich hatte es mit einem Bilderbuche ohne Bil-

der zu thun. Nur das Titelblatt ist mit einer Zeichnung geschmückt, in welcher Gräser und Wasserpflanzen sich um eine Gruppe mächtiger Farrnkräuter scharen und ein undefinirbares, vom Durst gequältes Thier zur Lagerung schleicht.

Der Mangel an Abbildungen macht sich sehr empfindlich fühlbar. Ein Werk wie das hier zu besprechende ist ohne solche an vielen Stellen nahezu unverständlich; es erfüllt seinen Zweck ebenso wenig wie ein Lehrbuch der Geographie, das ohne Atlas gelesen wird, und vermag weder zu belehren noch zu unterhalten. Was beabsichtigt der Verfasser? Eins von beiden muß er doch wollen. Avé-Lallemant widmet die Schrift „allen Verehrern der Natur, insonderheit den Freunden der Botanik". Ich habe ein offenes Auge für die mich umgebende Schöpfung und interessire mich lebhaft für Botanik, bin aber von dem hier Gebotenen sehr wenig erbaut. Das Buch fesselt höchstens den Botaniker von Fach; es unterliegt indeß kaum einem Zweifel, daß der Specialist par excellence die zur Unterstützung der Anschauung unbedingt erforderlichen Illustrationen ebenfalls vermissen wird.

Ueberdies stößt den Laien, für die das Werk bestimmt ist, die Menge von Fremdwörtern ab. Ich meine in erster Linie die specifisch technischen. Schon in der als „Rechtfertigung" bezeichneten Einleitung überrascht der Satz:

> Wenn wir die Ausdrücke endogene Gewächse und exogene nicht weiter erklären, so geschieht das in der sichern Voraussetzung, daß diese Ausdrücke und deren Bedeutung den Lesern bekannt sind.

Hier hat der Verfasser nun eine gelehrte, mit dem Griechischen vertraute Leserschaft im Sinne.

Die unmittelbar an obiges Citat sich anschließenden Worte verschaffen uns einen Vorgeschmack von dem fremdartigen Sprachgemenge, welches im weitern Verlaufe der Darstellung zum Vorschein kommt. Sie lauten:

> Wenn wir aber gar, beginnend mit endogenen Tropenpflanzen, baumartige Polypodiaceen und Cycadeen zusammenstellen, von denen die erstern doch Kryptogamen, die letztern gymnogame Pflanzen sind, also beide nicht zu den endogenen Pflanzen gehören, so darf uns das doch vielleicht nachgesehen werden, wie aus der Besprechung jener eigenthümlichen Pflanzenformen hervorgeht. Auch daß jene Rafflesien im Südosten und die merkwürdigen Welwitschien in Afrika nicht speciell hervorgehoben werden, mag verziehen werden können.

Fast jedes Blatt enthält ähnliche und noch schwerfälligere Quadersteine aus einer mit todten Sprachen aufgebauten Welt. Ich begnüge mich, folgende Beispiele hier einzuschalten:

> Nach dieser etwas langen Nymphäaceenplauderei überschlagen wir schnell die Cabombaceen, zwei Geschlechter mit drei Arten, und nennen die Nelumbiaceen, das Genus Nelumbium mit mehrern Arten, welches Genus seine Carpellen nicht in einer gemeinsamen Fruchtkapsel eingeschlossen producirt, sondern einzeln eingesenkt in einen Diskus, etwa wie die Dorstenien bei den Moraceen...
>
> Als perigyne, exogene Pflanzen haben die Solanalen eine monopetale Corolla, regelmäßige symmetrische Blumen und axillare Placenten...
>
> Aber stattlich waren auch jene Asclepien am Nil, im Felsenpaß von Silsleh und am Tempel von Kum-Ambos, die man fälschlich wegen des vielen Milchsaftes Euphorbien benannte, prächtige Exemplare von A. Syriaca pubescens! Und wie sollten sie nicht, wenn gerade Afrika recht eigentlich ein Asclepienwelttheil ist, so reich an der Gruppe der Stapelien! Und nun noch Hoya, Stephanotis, Schubertia! Nach Apocyneen duften sie zu gleicher Zeit und nach Cinchoneen und Caprifolien...
>
> Kaum hat man in naivster Kürze die 1500 Arten von Acanthaceen abgefertigt, so steht man vor einer neuen bignolialen Gruppe, vor den Scrophularineen, die sich auf die Zahl von nahezu 2000 Arten belaufen. Glücklicherweise gehören sie allen Zonen an, und sind darum keinerlei Charakterzug für die Tropen. Es sind Kräuter, Halbgebüsche und kaum je wirkliche Büsche. Linnéische angiosperme Didynamiten, Personaten u. dgl. m. bilden den Hauptstock unter ihnen. Wer Calceolarien kennt, wer die verschiedenen Verbascumarten, Linarien, Antirrhinum, Scrophularia, selbst Mimulus, Digitalis, Veronica, Euphrasia, Rhinanthus, Pedicularis und Melampyrum kennt, der wird bei der Kenntniß so vielformiger und vielfarbiger Gewächse nicht leicht eine hierher gehörige Pflanze treffen, die er nicht gleich für eine Scrophularinee ansehen sollte.

Wer riefe hier nicht aus:

> Mir wird von alle dem so dumm,
> Als ging' mir ein Mühlrad im Kopfe herum!

Zum Ueberfluß spreizen sich auch da noch Fremdwörter, wo die Ausrede, der Wissensdurst des Botanikers müsse befriedigt werden, nicht mehr gelten kann. Statt Heiterkeit finden wir „Hilarität", statt Streitfragen „Altercationen". Der Verfasser spricht von „Longävität der Keimkraft" und von einem „impossiblen Gegensatz"; er erwähnt eines Brauchs, dem man seinen „gemeinen chinesischen Namen Cha gelassen hat".

Noch in andern Beziehungen ist der Stil schwerfällig. Das Strychningift wird ein „nothwendiges Mittel zur Betreibung der Jagd" genannt.

Von den Loganiaceen wird berichtet, daß sie physiologisch an Giftigkeit die Apocyneen übertreffen und vielleicht unter allen Pflanzen die schlimmsten Gifte enthalten. Dann fährt der Verfasser fort: „Geographisch kommen sie ebenfalls in den Tropen vor." Auf S. 152 ist von „wimmelnden Aphelandraceen" die Rede, die in einsamen Gegenden besonders hübsch sein sollen.

Das Vertrauen Avé-Lallemant's zu dem Wissen, zu der Belesenheit der Leser ist weit größer, als ihnen lieb sein kann. Er setzt bei ihnen nicht allein Verständniß für alle möglichen Fremdwörter, sondern auch eine Bekanntschaft mit Dingen voraus, über welche sie von ihm erst unterrichtet zu werden wünschen. Auf S. 26 ist zu lesen:

> Daß von Astrocaryum vulgare, der Tucumpalme, der prächtige starke Faserstoff Tucum gewonnen wird, ist bekannt. Wenigstens darf man am Amazonenstrom nicht fragen, was Tucum sei, sonst ist man ein Ignorant.

Die Tucumfrage mag zum A-B-C des Brasilianers gehören; wir Europäer dürften nähern Aufschluß über

die Bereitung und Verwerthung dieses Faserstoffs erwarten. Weiterhin erfahren wir:

Die Colocasia macrorrhiza, in ganz Polynesien angebaut, liefert das bekannte Taro und den berühmten Pribrei, mit welchem man dort die Kinder dick nudelt.

Ich gestehe, daß ich weder vom Taro noch vom Pribrei je etwas gehört habe. Das gediegene „Conversations-Lexikon" von F. A. Brockhaus bringt nichts darüber. Mit der Berühmtheit des Pribrei kann es also nicht weit her sein.

Auf S. 147 ist bemerkt: „Von sonstigen Solaneen, Hyoscyamus, Belladonna u. s. w., brauche ich nichts zu sagen. Ihr arzneilicher Werth ist allgemein anerkannt." Mancher Leser wird es mit mir beklagen, daß der Arzt uns nicht über die Heilkraft der „solanalen" Pflanzen ausführliche Mittheilungen macht. Auf S. 68 heißt es:

Nach dem vielseitig nützlichen Brosimum kommen wir zu dem übel berüchtigten Genus Antiaris, dem Upasbaume mit seinen verschiedenen Arten. Von diesem javanischen Giftbaume ist schon so viel überall erzählt worden, daß wir ihn in Ruhe lassen können. Die Kunde vom Upasbaume zählt zu den „schwankenden Gestalten, die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt".

Wir wären dem Verfasser dankbar gewesen, wenn er unsere Erinnerung an den bösen Gesellen aufgefrischt hätte.

In der Beschreibung der Nesselpflanzen ist eine ganz unbegreifliche Lücke; wir lesen:

Zwei Dutzend Genera mit etwa 300 Arten bilden die Ordnung, die zu manchen medicinischen Encheiresen dient. Bei weitem wichtiger aber sind im Auslande manche Arten wegen ihres zum Theil ganz wundervollen Faserstoffs, der noch glänzender, feiner und doch stärker ist als der aus manchen Bromelien gewonnene Stoff.

Das ist alles, was wir von einem Faserstoff erfahren, welchem bereits eine deutsche Nesselindustrie ihr Dasein verdankt. Die chinesische Nessel oder das Chinagras, urtica nivea, gibt nach den gewonnenen Erfahrungen eine längere und stärkere Faser als unsere deutsche Brennessel, und wird in ganzen Ballen, zwischen Bambusstäben verpackt, aus dem Himmlischen Reiche nach Deutschland eingeführt. Kaum existirt ein Zweig der Textilindustrie, in welchem die Nesselfaser nicht mit glänzendem Erfolge benutzt worden wäre. Vom Schiffstau und Fischernetz bis hinauf zu der zarten geklöppelten Spitze zeigt die Faser eine Festigkeit, welche sogar diejenige des russischen Hanfs bei weitem übertrifft. Einem intelligenten deutschen Geschäftsmanne, F. E. Seidel, ist es 1879 gelungen, aus der Nesselfaser ein allen Ansprüchen genügendes Gespinst herzustellen. Er hat die erste deutsche Chinagras-Manufactur in Dresden begründet. Waren Errungenschaften, die so tief in das industrielle Leben eingreifen, der Erwähnung nicht werth? Oder hat vielleicht gar der Verfasser von diesen Fortschritten nichts gewußt?

Nach den tadelnden Bemerkungen darf ich die guten Seiten des Buchs nicht verschweigen. Wir finden interessante Mittheilungen. So wird erzählt, daß das Blatt der am untern Amazonenstrom wachsenden Bussupalme 60 Quadratfuß groß ist und die größte unzerrissene Blattfläche in der ganzen Natur hat. Wir erhalten ferner Aufklärung darüber, aus welchem Material die sogenannten Panamahüte verfertigt werden. Der geschmeidige, nie brechende Flechtstoff stammt von dem im nordwestlichen Südamerika „lebenden", durch ungemein zierliche, schlanke Fächerblätter ausgezeichneten Genus Carludovica und heißt in Mayabamba und Umgegend Bombanassa. Wenn hinzugefügt wird, die Panamahüte seien mit den Mayabambahüten zwar nicht zu vergleichen, so ist das freilich recht sonderbar; denn die Darstellung ließ keine andere Auffassung zu, als daß die sogenannten Panamahüte und die Mayabambahüte ein und dasselbe seien.

Weiter wird uns mitgetheilt, daß es Pflanzen gibt — die neuholländischen Casuarinen —, die niemals Blätter bekommen, und deren Holz rohem Rindfleisch ähnlich sieht.

Ich mache endlich auf die Beschreibung der Mate aufmerksam, des beliebten brasilianischen Thees, den man nicht aus Schälchen trinkt, sondern als kochendes Getränk aus einem hohlen, unten mit einem Kugelsieb versehenen Stiel (bomba) aufsaugt.

Hin und wieder erhebt sich die Diction zu poetischem Schwunge, beispielsweise in folgenden Sätzen:

Die Cedern vom Libanon sind, althistorisch wenigstens, überall verbreitet, mächtige Bäume bereits in westeuropäischen Gärten (London, Paris), herrliche Pinaceen, fast vom Habitus eines Landbaums; aber die Aeste und Zweige liegen schichtenartig und sanft sich niedersenkend übereinander weithin gestreckt, und die herrlichen Bäume schlagen, vom Abendwinde erregt, mit mächtigen Adlerschwingen auf und ab. Pinien sind die edelsten Charakterbäume Unteritaliens. Ihre dunkle Belaubung vollendet den Schatten der Wehmuth, der auf den Ruinen Latiums und Großgriechenlands ruht. Roms Villen, die Borghese und vor allem Doria-Pamfili, enthalten berühmte Pinien, so auch Neapels Umgegend. Auch von Siciliens Felsgestaden sah ich sie melancholisch herniederdüstern auf die Straße von Messina. Chinesische Cunninghamien dagegen mit fremdländischem Habitus sind mir nicht vorgekommen. . . .

Wir haben hier Anklänge an die vortrefflichen Schilderungen aus des Verfassers „Reise durch Brasilien", die er in die „Wanderungen durch die Pflanzenwelt der Tropen" einflicht. Diese Reiseepisoden sind lebensfrische Bilder in ansprechendem Gewande, für unser Buch erquickende Oasen inmitten der mit sachlichen und sprachlichen Höckern durchsetzten Wüsteneien. Es ist hier nicht meine Aufgabe, das brasilianische Reisewerk zu kritisiren. Die aus demselben entnommenen Sätze, so sehr sie nach Form und Inhalt anmuthen mögen, sind für das vorliegende Werk ein schwerer Vorwurf. Jeder Schriftsteller ist verpflichtet, bei Anführungen aus andern Büchern Maß zu halten; er muß um so engere Grenzen ziehen, wenn er sich selbst citirt. Im Widerspruch hiermit bringt Avé-Lallemant aus seinem Reisewerk nicht allein sehr häufig Auszüge, sondern sogar solche, die sich durch ihre Länge hervorthun. Das Citat über „Die Cactuswaldungen am Rio de San-Francisco in Brasilien

auf dem Wege zu den Katarakten von Paulo Affonso" umfaßt mehr als elf Druckseiten.

Das Buch schließt mit den Worten: „Möge der eine oder der andere meiner Leser diese Blätter nicht ungern gesehen haben und sie nicht unbefriedigt aus der Hand legen." Die Zahl der ganz befriedigten Leser wird keine allzu große sein.

Richard Raab.

Culturbilder aus der Gegenwart.

1. Oesterreichische Cultur- und Literaturbilder mit besonderer Berücksichtigung der Steiermark von Anton Schlossar. Wien, Braumüller. Gr. 8. 8 M.

Der Verfasser setzt seine fleißigen und mühsamen Specialstudien zur Cultur- und Localgeschichte Innerösterreichs und insbesondere der Steiermark eifrig und gewissenhaft fort. Er trägt auf diese Weise Bausteine zu umfassendern Arbeiten für den Cultur- und Literarhistoriker zusammen, gelangt aber auch immer näher an das Ziel, das er sich selbst gesteckt, durch Beleuchtung von Partien, denen bisher nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt ward, in abgerundeten Bildern Einblicke in das literarische Leben Oesterreichs zu bieten und allmählich zu einer Geschichte deutschen Geisteslebens auf österreichischem Boden zu kommen.

In dem ersten Kapitel des vorliegenden Buchs behandelt Schlossar die Literatur der wiener Musenalmanache von 1777—96, ein um so dankenswertheres Beginnen, als die betreffenden Büchelchen zu den größten Seltenheiten gehören und sehr mühsam zu beschaffen waren, während sie doch einer nähern Untersuchung schon um deswillen werth sind, weil sie das Aufklärungszeitalter Oesterreichs in ganz eigenthümlicher Weise beleuchten und uns zugleich die besten damals in Oesterreich lebenden Vertreter deutscher Poesie vorführen. Der zweite Aufsatz beschäftigt sich mit dem 1680 erschienenen Roman: „Asiatische Banise" von Hans Anselm von Ziegler, der seinerzeit einen so ungeheuern Erfolg errang, daß er eine „deutsche", eine „ägyptische", eine „engelländische Banise" veranlaßte, auch als Oper und Trauerspiel verarbeitet wurde und 1722 von der pfälzischen Hofkomödiantengesellschaft in Gratz als Haupt- und Staatsaction zur Darstellung auf der Bühne gelangte. Da es wol niemand gibt, der von diesem Opus nicht hat sprechen hören, und kaum jemand, der auch nur in der Lage wäre, es zu lesen: wird gewiß jeder Leser dem Verfasser dankbar sein für die Analyse des Romans und für das vollständige Scenarium der Haupt- und Staatsaction.

Die folgenden beiden Kapitel liefern dankenswerthe Beiträge zur Geschichte des österreichischen Theaterlebens: „Das gratzer Theater im 18. Jahrhundert", „Goethe und zwei gratzer Theaterdirectoren". Ein Schauspielhaus bestand in der steirischen Hauptstadt schon seit dem ersten Decennium des 18. Jahrhunderts; an den Bau des neuen Theaters aber wurde, auf eigenste Anregung der Kaiserin, von den Ständen erst im letzten Jahrzehnt der Regierung Maria Theresia's Hand gelegt. Ein sehr tüchtiges dramatisches Walten, das selbst von der wiener Hofburg nicht in Schatten gestellt ward, machte sich nun an der gratzer Bühne geltend, als 1791 Bellano von Weimar, wo er mit Goethe zusammen gewirkt, nach Gratz übersiedelte und dort als Director eintrat, weil Goethe die Leitung der weimarer Bühne damals selbst übernahm. Als Bellano nach sechs Jahren sich ins Privatleben zurückzog, ward er auf seinem Posten durch einen andern Weimarer abgelöst, Karl Domaratius, der sich des Beifalls Goethe's erfreute hatte und das gratzer Directorat bis 1813 führte. Der persönliche Verkehr mit Schiller und Goethe hatte Domaratius' Geschmack gebildet, und er war nun erfolgreich bemüht, den classischen Einflüssen, die in Weimar auf ihn eingewirkt, auch in Gratz festen Boden zu verschaffen. Die beiden Schlußabhandlungen: „Der Schwerttanz in Obersteiermark" und „Die deutschen Volkslieder in Steiermark", liefern hochinteressante Beiträge zur Volkskunde und Kenntniß der Volkspoesie in Oesterreich. Namentlich die Beschreibung des Schwerttanzes erinnert in der That lebhaft an die Schilderung, die Tacitus in seiner „Germania" vor bald achtzehn Jahrhunderten von den Kampfspielen unserer Vorväter gibt, wenn er Kap. 26 schreibt, daß sie allenthalben eine Art der Schaustellung haben, wobei nackte Jünglinge zum Scherz zwischen Schwertern umherspringen.

2. Rußland vor und nach dem Kriege. Auch „aus der Petersburger Gesellschaft". Leipzig, Brockhaus. 8. 7 M. 50 Pf.

Der Verfasser ist durch seine „Bilder" und „Neuen Bilder aus der Petersburger Gesellschaft" als intimer Kenner und geistreicher Schilderer russischer Verhältnisse und Persönlichkeiten dem lesenden Publikum längst von der vortheilhaftesten Seite bekannt. So bedarf denn auch diese Arbeit keiner weitern Empfehlung, als daß sie sich durchaus auf der Höhe der frühern Werke erhält. Das vorliegende Buch zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste sich mit innern russischen Zuständen beschäftigt, während die andere es mit den Beziehungen Rußlands zum Oriente zu thun hat. Als Einleitung dient ein Kapitel „Von Geschlecht zu Geschlecht", worin der Autor von dem Satze ausgeht:

> Daß an der Newa, Wolga und Moskwa immer wieder Dinge passiren, die im übrigen Europa unmöglich wären, hört nicht auf, Gegenstand endloser Verwunderung bei Deutschen, Franzosen, Engländern u. s. w. zu sein, und doch liegt Eine Erwägung, die das anscheinende Räthsel mindestens zur Hälfte löst, außerordentlich nahe. Die Russen von heute sind entweder Söhne und Enkel von Leibeigenen-Besitzern oder Nachkommen ehemaliger Leibeigener,

oder sie haben die Leibeigenschaft noch selber durchgekostet. Ob man nun die Antecedentien des Kaiserhauses und des hohen Adels, oder der Beamtenschaft, oder des Bürger- und Bauernstandes ins Auge faßt, allenthalben sieht man die Wiege der heutigen Generation von Zuständen umgeben, für die man keine andere Bezeichnung als die der Barbarei gebrauchen kann.

Die Väter der heutigen Diplomaten, Generale, Minister waren Leiter der Zarenmorde von 1769 und 1801, Menschen, von denen Herzen treffend sagt, daß sie „die Morgue westeuropäischer Aristokraten mit der Kühnheit und Verschlagenheit kosakischer Atamans verbanden". Es gibt keinen russischen Kaufmann, dessen Vater nicht noch die Erlaubniß, in der Stadt wohnen zu dürfen, seinem Leibherrn durch Entrichtung eines von letzterm beliebig bemessenen Obrok hat erkaufen müssen. Alexander II. war der Enkel jenes Kaisers Paul, der dem Zeitalter der schlimmsten Cäsaren anzugehören schien, und seines Vaters Bruder war jener Großfürst Konstantin, dessen Wildheit den Erfurter Congreß in Erstaunen setzte und der sich selbst zur Regierung eines modernen Staates für unfähig erklärte. Um dies näher auszuführen, wird zunächst „Die vorhergegangene Generation" geschildert: Großfürst Konstantin und Kaiser Alexander I., sowie der Archimandrit Photi, der durch eine höchst charakteristische Pfaffenintrigue jenen den Dunkelmännern tödlich verhaßten Jugendfreund Alexanders, Fürsten Galyzin, zu stürzen und vom Cultus- und Unterrichtsministerium zu entfernen wußte. Dann folgt ein Abschnitt über „Das höhere Beamtenthum", hauptsächlich nach den Aufzeichnungen des Generals Shirkowitsch; darunter tragikomische Geschichten aus der Zeit Nikolaus', bei denen zum Theil schon die heutige Generation nicht mehr zu fassen vermag, wie ihre Väter sich dergleichen gefallen lassen konnten. Als Specimina der „Aristokratie" werden angeführt die Familie Jakowlew-Herzen und „der Nestor hochgeborner Schurken", wie der Komödiendichter Gribojedow einen der berüchtigtsten Bauernschinder, General Ismailow, Gouverneur von Tula, titulirte. Weiter finden wir gelungene Porträts von den Fürsten Wjäsemski und Tscherkaßki, sowie Essays über Bakunin und den Radicalismus, über russische Universitäten und Mädchenerziehung; endlich über Juri Samarin's panslawistische Angriffe auf die Ostseeprovinzen. Der zweite Abschnitt bespricht „Die nationale Auffassung der orientalischen Frage"; dann in einem „Der Krieg und die Dynastie" überschriebenen Kapitel: die Parteien und Stimmungen vor der Kriegserklärung; die Wirkungen der Siege und Niederlagen von 1877; Iwan Aksakow und die Nationalpartei; den großen Nihilistenproceß; endlich „Die neue Lage und die neuen Minister" bis zu den Attentaten der Wera Sassulich und Solowjew's.

Walter Rogge.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Der neueste Band der „English Men of Letters" ist „De Quincey" betitelt und diesem in Deutschland so wenig bekannten Schriftsteller gewidmet. Der Verfasser ist David Masson, dem wir die umfassendste Biographie Milton's verdanken. Nach dem Urtheile der bedeutendsten Literarhistoriker zählt De Quincey zu den besten Prosaikern Englands. Für Deutschland hat er das besondere Interesse und um dessen Literatur das Verdienst, einer der ersten unter den Engländern gewesen zu sein, die sich mit ihr beschäftigt und sie ihren Landsleuten zu vermitteln gesucht haben. Sein Hauptwerk ist bekanntlich „Confessions of an Opium Eater".

— Von nicht geringem Interesse ist „The Correspondence of Robert Southey with Caroline Bowles", herausgegeben von Edward Dowden, und zwar nicht sowol wegen des Briefwechsels dieses ehemaligen Poeta laureatus mit seiner nachmaligen Gattin, als vielmehr wegen des Anhangs, der seinen bisher ungedruckten Briefwechsel mit Shelley enthält. Dieser, damals eben erst seine glänzende Reihe poetischer Schöpfungen beginnend, ist in seiner liebenswürdigen Bescheidenheit noch voller Ehrfurcht vor dem verhältnißmäßig so unbedeutenden, ihm nicht entfernt ebenbürtigen und nur durch seine äußere Stellung und wol auch sein Alter imponirenden Dichter, während der letztere im falschen Hochgefühle seiner Ueberlegenheit dem jungen Anfänger fast mit Grobheit begegnet. So recht ein Beispiel von dem aufgeblasenen Zopfthum gegenüber dem himmelstürmenden und — die Erde bezwingenden Genius!

— A. H. Bullen hat „The Works of John Day", eines der obscursten und schwächsten der Dramatiker aus dem nach-Elisabethanischen Zeitalter (1657—1734), gesammelt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen zum ersten mal herausgegeben. Auch Day wie seine Zeitgenossen und Vorgänger, Shakspeare nicht ausgeschlossen, sündigt oft gegen den guten Anstand, doch ist er immerhin zartfühlender als die Mehrzahl derselben. „Ein großer Dichter", sagt das „Athenaeum" von ihm, „war Day zwar nicht, wol aber ein ergötzlicher Schriftsteller."

— „Pygmalion" betitelt sich die neueste Dichtung von Thomas Woolner. Gewiß ein passendes Thema für einen Dichter, der zugleich Bildhauer ist; doch scheint ihm der Wurf diesmal nicht gelungen zu sein, und soll er es nicht verstanden haben seiner Dichtung jenes Leben einzuflößen, welches sein Titelheld seiner Statue zu verleihen vermocht haben soll. Keinesfalls soll diese neue Dichtung Woolner's einen Fortschritt gegen seine vielbewunderte erste Schöpfung; „My Beautiful Lady", bezeichnen.

— Wie alljährlich brachte auch das „Athenaeum" in seiner letzten Nummer des eben verflossenen Jahres einen Bericht über die deutsche Literatur aus der Feder ihres für diesen Zweck ständigen Mitarbeiters Robert Zimmermann. Er spricht sich jedoch meist über bereits verjährte Erscheinungen aus und läßt vieles Bedeutende vermissen. Die Redaction des „Athenaeum" täuscht sich und ihre Leser, wenn sie in diesem Berichte ein treues Bild der heutigen deutschen Literatur zu erblicken glaubt.

In der Sammlung der „Philosophical Classics", welche bei Blackwood u. Sohn in London erscheint, hat Professor Adamson eine vorzügliche Darstellung des Fichte'schen Systems veröffentlicht. Sie soll so vortrefflich sein, daß sie die genannte Wochenschrift, welche in dieser Sammlung bisher nicht viel Ersprießliches erblicken konnte, dazu bestimmt hat, ihre Meinung zu Gunsten derselben zu ändern. Es soll dem Verfasser besonders gelungen sein, die Vermittelung Fichte's zwischen Kant und Hegel in recht klares Licht zu stellen. Auch weist er nach, daß Carlyle's Grundgedanken nur Fichte'sche seien.

Ein Gleiches geschieht seitens E. D. Mead in seinem „The Philosophy of Carlyle". Wenigstens weist er auf die Aehnlichkeit der Weltanschauungen beider hin, ohne jedoch die Entlehnungen Carlyle's von Fichte zu betonen. Auch bei Kant hat nur dessen ethische Seite den schottischen Philosophen angezogen.

— Wie zu erwarten stand, hat Sebastian Hensel's herrliches Buch über die Mendelssohn-Familie bald einen Uebersetzer ins Englische gefunden, da man bekanntlich Felix Mendelssohn-Bartholdy drüben unter allen deutschen Tondichtern nächst Händel am meisten verehrt und liebt. Und so wird denn auch „The Mendelssohn Family", von Karl Klingemann vortrefflich übertragen, von der englischen Presse so warm begrüßt und empfohlen, wie das Original es in Deutschland geworden, und man findet, daß durch dieses Buch das Interesse der mit Recht so außerordentlich bewunderten „Briefe" von Felix Mendelssohn-Bartholdy nur noch erhöht wird, da man aus demselben die Familienglieder kennen lernt, an welche sie gerichtet waren. Unter diesen nimmt Fanny Hensel natürlich den ersten Rang ein; doch interessirt man sich drüben auch lebhaft für die Biographie des Großvaters, Moses Mendelssohn, und seines Sohnes Abraham, des Vaters des Componisten.

— Das hervorragendste Werk der französischen Literatur der letztern Zeit ist entschieden „Marc Aurèle" von Ernest Renan, welches den Schlußband seines Werks über „Les origines du Christianisme" bildet. Der Verfasser beschäftigt sich weniger mit seinem Titelhelden, als man erwarten sollte, und auch nur oberflächlich mit dessen berühmtem Buche. Hingegen geht er ausführlich auf Marc Aurel's feindliche Stellung zum Christenthume ein und sucht sie entschuldigend dahin zu erklären, daß die Verfolgungen viel mehr politisch als religiös waren, und daß er ebenso wenig wie die meisten andern hochgestellten Römer die entfernteste Vorstellung davon hatte, was dies Christenthum eigentlich sei. Der erstere Grund ist aber nun nicht neu, und der zweite verschlimmert die Schuld nur, statt sie zu mildern.

— „Lamennais" von A. Ricard ist eine gute Biographie dieses merkwürdigen und volksthümlichen Priesters, wenngleich vom orthodoxen Standpunkte geschrieben.

Wenn auch von geringerm Interesse, so ist doch „Le marquis de Grignan" von F. Masson immerhin erwähnenswerth.

— „Hector Berlioz — Lettres intimes". Diese, an einen vertrauten Freund gerichteten Briefe legen Zeugniß von der ausschließlichen Concentrirung auf seine Kunst ab, welche diesen excentrischen Musiker kennzeichnete, und werden gewiß allen Musikfreunden willkommen sein.

— „Un condottiere au XVe siècle" von G. Yriarte befaßt sich mit einem hervorragenden Charakter aus der Zeit der Renaissance, Sigismondo Pandolfo Malatesta, und besonders mit den auffallenden architektonischen Schöpfungen seiner Hauptstadt. Der Verfasser geht leicht über die Greuel hinweg, die seinem Helden zur Last gelegt werden, und sein Buch leidet an abspringender Behandlung, die beim Leser einen confusen Eindruck zurückläßt. Es enthält jedoch viel Belehrung und prachtvolle Illustrationen.

Ein ähnliches Werk, was Kunstwerth der Illustrationen anlangt, ist „Les précurseurs de la renaissance" von E. Muntz, welches eine Skizze der Kunst des 13., 14. und der ersten Jahre des 15. Jahrhunderts in Italien enthält.

— Von Jules de Glouvet liegt abermals eine ausgezeichnete Schöpfung: „Le Berger" betitelt, vor. Es übertrifft dieser neueste Roman des originellen Dichters seinen „Le marinier" und ist ebenso gut, wo nicht noch besser als „Le forestier", was kein geringes Verdienst ist.

Bibliographie.

Bormann, E., Mei' Leibzig low' ich mir! Nagelneie Boëfieen. Mit Gupfern in feinen Holsschnidde von den agademischen Professer der Mahlergunst E. Ille. Leipzig, Liebeskind. 8. 1 M. 50 Pf.

Jonas, F., Christian Gottfried Körner. Biographische Nachrichten über ihn und sein Haus. Aus den Quellen zusammengestellt. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 5 M.

Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. 20stes Heft: Allgemeiner Ueberblick des deutsch-französischen Krieges von Anfang September 1870 bis zur Beendigung der Feindseligkeiten. Der Waffenstillstand und der Präliminarfrieden. Der Rückmarsch des deutschen Heeres und der Frankfurter Frieden. Die Occupation. Rückblicke auf die Feld-Telegraphie, das Feld-Postwesen, den Munitionsersatz, die Verpflegung, den Sanitätsdienst, die Seelsorge, die Rechtspflege und das Ersatzwesen des deutschen Heeres, sowie die Verhältnisse in der Heimath und die Ergebnisse des Krieges. Mit 5 Karten und 1 Skizze. Berlin, Mittler u. Sohn. 1881. Gr. 8. 10 M.

Lothholz, Selbstbiographie des Primaners Wilms aus den Acten des königlichen und Gröningschen Gymnasiums zu Stargard in Pommern. Berlin, Calvary u. Comp. 1881. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Mephius, C. F., Für Herz und Scherz. Stuttgart, Metzler. 1881. 16. 2 M.

Moldenhaner, E. F. T., Das Weltall und seine Entwickelung. Darlegung der neuesten Ergebnisse der kosmologischen Forschung. 1ste Lfg. Köln, Mayer. Gr. 8. 80 Pf.

Nachtigal, G., Sahârâ und Sûdân. Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika. 2ter Thl. Mit 46 Holzschnitten, 4 Karten und 4 Schrift-Tafeln. Berlin, Weidmann. 1881. Gr. 8. 20 M.

Nadler, K. G., Fröhlich Palz, Gott erhalts! Gedichte in Pfälzer Mundart. Herausgegeben von einem Rheinländer. Mit einem Wörterbuch. München, Bibliographisch-artistisches Institut. 1881. 8. 1 M. 40 Pf.

Naeher, J., Land und Leute in der brasilianischen Provinz Bahia. Streifzüge. Nebst genauer Angabe der Reisegelegenheiten nach Brasilien und Beschreibung der Seefahrt von Hamburg nach Brasilien. Mit gegen 50 Illustrationen, nach den Originalen des Verfassers. Leipzig, G. Weigel. 1881. Gr. 8. 6 M.

Neumann-Spallart, F. X. v., Uebersichten der Weltwirthschaft. Jahrg. 1880. Stuttgart, Maier. 1881. 8. 8 M.

Niemann, A., Betrachtungen eines Baumeisters über Erdbeben und Vulkane. Berlin, Ernst u. Korn. 1881. Gr. 8. 60 Pf.

Nievert, Helene, Um eine Menschenseele. Phantasie. Gotha, F. A. Perthes. 1881. 8. 1 M. 40 Pf.

Nohl, L., Mosaik. Für Musikalisch-Gebildete. Leipzig, Gebr. Sens. Gr. 8. 6 M.

Nonne, L., Georg von Frundsberg. Roman aus der Reformationszeit. 2 Bde. Gotha, F. A. Perthes. 1881. 8. 6 M.

Italienisches Novellenbuch. Uebersetzungen von H. Hart, J. Hart, W. Lange und K. Telmann. Mit einer Einleitung von H. Hart. Berlin, Auerbach. 8. 3 M. 60 Pf.

Frankfurter Novitäten-Bühne. Nr. 2: Die Doppelprobe. Lustspiel von E. Salinger. — Nr. 3: Auf Regen folgt Sonnenschein. Dramatische Plauderei von F. Grieben. Frankfurt a. M., Koenitzer. 8. à 90 Pf.

Neuer Perlenkranz deutscher Schriftsteller in Poesie und Prosa. Gesammelt von Elise Brandhorst. 1ste Sammlung. Hannover, Weichelt. 1881. Gr. 8. 3 M.

Pfeil, Lucie Gräfin, Gedichte. Breslau, Max u. Comp. 8. 3 M.

Neuer Phantasus. Romantische Familienbibliothek, herausgegeben von P. Jüngling. 1ster Bd. Berlin, Kogge u. Fritze. 12. 6 M.

Pica, O., Frankreich und Deutschland. Eine Parallele in strategischer und anderer Beziehung. 4te bis 7te Aufl. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 M.

Prilius, L., Glücksfee. Ein Gedicht. Wien, Perles. 8. 2 M.

Prölß, R., Geschichte des neueren Dramas. 2ter Bd. 2te Hälfte: Das neuere Drama der Engländer. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 13 M. 50 Pf.

René, E., Sultan und Prinz. Trauerspiel. Wien, Wallishausser. 12. 3 M.

Rößler, R., Gemittliche Geschichten. Humoresken in schlesischer Mundart. Berlin, Janke. 1881. 8. 2 M.

Rothenburg, Adelheid v., geb. v. Zastrow, Die Nähterin von Stettin. Eine Erzählung aus der Zeit der Thränen und Wunder. 2 Bde. Gotha, F. A. Perthes. 8. 6 M.

Saar, F. v., Gedichte. Heidelberg, Weiß. 8. 3 M. 60 Pf.

Salis, Meta v., Gedichte. Zürich, Schmidt. 1881. 8. 2 M.

Samhaber, E., Walther von der Vogelweide. Laibach, v. Kleinmayr u. Bamberg. 12. 2 M. 60 Pf.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und F. Pfaff. 6ter Bd. 7tes Hft.: Der Kapitalismus in der Gelehrtenwelt. Von A. Mayer. Heidelberg, C. Winter. 1881. 8. 80 Pf.

Sartorius, E., Ulfila. Dramatische Dichtung. Stuttgart, Metzler. 12. 1 M. 20 Pf.

Schack von Igar, E., Conflicte. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Metzler. 8. 8 M.

Schaefer, J. W., Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert. In übersichtlichen Umrissen und biographischen Schilderungen. 2te verm. und vollständig umgearb. Aufl., herausgegeben von F. Muncker. Leipzig, T. O. Weigel. 1881. 8. 9 M.

Friedrich Wilhelm von Seydlitz, königlich preußischer General der Cavallerie. Der deutschen Reiterei gewidmet von einem deutschen Reiteroffizier. Kassel, Kay. Gr. 8. 6 M.

Stanislas, A., Wandervögel. Geschichten eines fahrenden Gesellen. Breslau, Leuckart. 16. 3 M.

Storck, F., Freudvoll und leidvoll. Ein lyrischer Cyklus. Neue wohlfeile Ausgabe von: „Von Haus und Herd". Elberfeld, Faßbender. 1881. 16. 1 M. 50 Pf.

Stummer von Tavarnok, Amalie, Ereignißvolle 24 Stunden und eine Erzählung. Wien, Konegen. 12. 1 M. 60 Pf.

Uhlenhorst, U. von der, Stimmen durch den Lenz. Gedichte. Regensburg, Manz. 1881. 12. 2 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Athenaïs.

Geschichte einer byzantinischen Kaiserin
von
Ferdinand Gregorovius.
Zweite unveränderte Auflage.
8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Auf dem Hintergrunde jener merkwürdigen Uebergangsepoche, in welcher das antike Heidenthum den letzten Verzweiflungskampf mit dem christlichen Glauben kämpfte, zeichnet der Verfasser in diesem seinem neuesten Werke mit gewohnter Meisterschaft das Bild der schönen und geistreichen Tochter des athenienfischen Philosophen Leontios, die, nachdem sie in Konstantinopel das Christenthum und den Namen Eudokia angenommen, als Gemahlin des Kaisers Theodosius II. den byzantinischen Thron bestieg und ihr ereignißvolles Leben zu Jerusalem beschloß. Die spannende Schrift enthält zugleich ein lebendiges Sittengemälde der ersten byzantinischen Zeit und Schilderungen der Städte Athen, Konstantinopel und Jerusalem im 5. Jahrhundert.

Schon wenige Tage nach seinem Erscheinen war dieses neue Buch des berühmten Autors vergriffen und liegt jetzt in zweiter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von
Karl Goedeke und Julius Tittmann.
Zweite Auflage. 8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Eine in zweiter Auflage erschienene reichhaltige Sammlung deutscher Lieder aus dem Zeitalter der Reformation, umfassend Volks- und Gesellschaftslieder, Geistliche Lieder, Historische Lieder, Meisterlieder mit Worterklärungen, Quellennachweisen und literargeschichtlichen Einleitungen versehen. Sie bildet zugleich den ersten Band der von K. Goedeke und J. Tittmann herausgegebenen „Dichter des sechzehnten Jahrhunderts", wovon bisjetzt 15 Bände vorliegen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Religiöse Reden und Betrachtungen.

Von
Dr. **Adolf Hausrath,**
ord. öff. Professor der Theologie an der Universität Heidelberg.
Zweite vermehrte Auflage.
Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Vorliegende Sammlung von Predigten des bekannten heidelberger Theologen, ein in sich zusammenhängendes Erbauungsbuch bildend, das alle wesentlichen religiösen Fragen in populärer Weise bespricht, hat sich in vielen protestantischen Kreisen heimisch gemacht. Die hierdurch nöthig gewordene zweite Auflage ist durch drei Reden vermehrt worden.

Conversations-Lexikon.

Dreizehnte
umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.
Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte.
In 240 Heften à 50 Pf.

Brockhaus' Conversations-Lexikon ist das älteste und angesehenste aller derartigen Werke. Die neue Auflage ist **vollständig umgearbeitet** und **wesentlich erweitert**, besonders durch Beigabe von **zahlreichen Abbildungen** auf 400 Tafeln und Karten, die auch einen geographischen **Atlas** enthalten, sowie im Texte.

In allen Buchhandlungen werden Unterzeichnungen angenommen und sind die bisjetzt erschienenen Hefte nebst ausführlichem Prospect zu haben.

Neue wohlfeile Ausgabe der Illustrirten Bibel.

Im Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien:

Die Bibel.

Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von
E. Bendemann, F. Fischer, G. Jäger, F. Overbeck, A. Rethel, L. Richter, J. Schnorr von Carolsfeld, F. Schubert, E. Steinle u. a.
Dritte Auflage.
Neue Ausgabe in 50 Lieferungen à 30 Pf.

Durch diese neue wohlfeile Lieferungsausgabe ist Gelegenheit geboten, die rühmlichst bekannte, von den ersten deutschen Künstlern in deutschem Geiste illustrirte Bibel als Haus- und Familienschatz nach und nach zu erwerben. Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen darauf an und legt die ersten Lieferungen zur Ansicht vor; auch kann die Illustrirte Bibel gleich vollständig, geheftet und in verschiedenen Einbänden, geliefert werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Histoire abrégée et élémentaire
de la
Littérature française
depuis son origine jusqu'à nos jours.
Par
Louis Grangier.
Sixième édition revue et augmentée.
8. Geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.

Bereits in fünf Auflagen hat sich diese gedrängte, aber vollständige und übersichtliche Geschichte der französischen Literatur als ein vorzügliches Werk bewährt, das in zahlreichen Schulanstalten Deutschlands wie des Auslandes als Lehrbuch eingeführt ist und zugleich als kundigster Führer bei Auswahl der Lektüre empfohlen werden kann. Gegenwärtige sechste Auflage ist vom Verfasser abermals sorgfältig durchgesehen und bis auf die neueste Zeit ergänzt worden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMANNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 16. Februar 1882.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Präsident Garfield als Schriftsteller und Dichter. Von Rudolf Doehn. — Neue Gedichte eines Todtgesagten. Von Alexis Aar. — Heinrich von Kleist in der Schweiz. Von Karl Siegen. — Der Schluß des preußischen Generalstabswerks. — Ein neuer Roman von Karl Emil Franzos. Von Alfred Friedmann. — Die Lösung der Wallenstein-Frage. Von Hans Prutz. — Feuilleton. (Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Präsident Garfield als Schriftsteller und Dichter.

Schon ein flüchtiger Blick in die Tagespresse der großen transatlantischen Republik beim Beginn dieses Jahres zeigt, daß das Andenken des Märtyrerpräsidenten James A. Garfield bei dem Volke der Vereinigten Staaten noch immer im höchsten Grade heilig gehalten wird. Trat doch auch mit Garfield im März des Jahres 1881 ein Mann an die Spitze der Union, dessen Charakter und politische Laufbahn ihm die Sympathien nicht nur seiner Nation, sondern auch der ganzen gebildeten Welt in ungewöhnlichem Maße gewonnen hatten, ein Mann von großer staatsmännischer Bildung, voll von hohen, schwungvollen Ideen und gewinnendster Herzensgüte. Verschiedene Regenten und Staatsmänner alter und neuer Zeit haben Muße gefunden, neben ihren Regentenpflichten den Wissenschaften mit Ernst und Erfolg obzuliegen und sich als Schriftsteller und Dichter hervorzuthun. Was die neueste Zeit betrifft, so verweisen wir in dieser Beziehung auf einen Prinzen aus dem Hause der Hohenzollern, auf den König von Schweden und die Königin von Rumänien; unter den hervorragenden Staatsmännern neuester Zeit aber sind in erster Linie Engländer schriftstellerisch und dichterisch thätig gewesen. So z. B. suchte und fand der Vater des jetzigen Lord Derby Erholung von seinen Mühen und Kämpfen in der Uebersetzung griechischer, lateinischer und deutscher Gedichte; der Earl of Beaconsfield (Benjamin D'Israeli) verfaßte eine ganze Reihe von Romanen, außer seinen Jugendschriften „Vivian Grey", „Venetia" und „Contarini Fleming", die bekannte Trilogie „Coningsby", „Sybil" und „Tancred", endlich die Romane „Lothair" und „Endymion". Beaconsfield's großer politischer Gegner, Gladstone, hat sich ebenfalls wiederholt literarisch hervorgethan und namentlich als einen genauen Kenner des Homer bewährt. Unter den Amerikanern ist aus früherer Zeit Thomas Jefferson, der Verfasser der Unabhängigkeitserklärung, und aus neuester Zeit James A. Garfield zu nennen, dessen tragisches Ende, wie Karl Schurz sagte, „alle civilisirten Nationen um sein Todtenbett versammelte". Von Kindheit an auf harte Arbeit angewiesen, entwickelte sich Garfield gleichmäßig an Körper, Geist und Herz. „Armuth", sagte er in seinen unlängst zu Boston in Massachusetts veröffentlichten „Lebensmaximen", „ist lästig und unbequem, das kann ich selbst bezeugen; aber in neun Fällen von zehn ist es das Beste, was einem jungen Manne widerfahren kann, über Bord geworfen und gezwungen zu werden, zu schwimmen oder zu sinken. Wenn die Fähigkeit zu harter Arbeit nicht selbst ein Talent ist, so ist sie doch der möglichst beste Ersatz dafür." Auf dem Williams-College im Staate Massachusetts, wo er unter der Oberleitung des verdienstvollen Dr. Hopkins studirte, widmete er sich mit Eifer dem Studium der alten Sprachen; auch konnte er sich im Deutschen gewandt ausdrücken und war wohlbewandert in den Werken Goethe's, Schiller's und anderer deutscher Dichter, während er von den englischen Schriftstellern außer Shakspeare vorzugsweise Dickens, Thackeray und Tennyson liebte. Geschichte gehörte zu seinen Lieblingsfächern; mit Vorliebe trieb er deutsche Geschichte, und daß er diese recht gut kannte und überhaupt dem Deutschthum zugethan war, hat er wiederholt in Wort und That bekundet, so z. B. in der trefflichen Rede, die er am 17. Februar 1880 im Repräsentantenhause zu Washington-City zu Ehren des deutsch-amerikanischen Abgeordneten Schleicher aus Texas hielt, und in der Anrede, die er am 18. October des genannten Jahres an eine große Anzahl deutscher Bürger aus Cleveland richtete. Von dem

sittlichen Idealismus, der ihn dem Wesen des germanischen Volksstammes so nahe brachte, hat er wiederholt Zeugniß abgelegt, unter anderm in den schönen, hochpoetischen Worten: „Die Weltgeschichte ist ein göttliches Gedicht, dessen einzelne Gesänge die verschiedenen Nationen bilden. Die einzelnen Worte sind die einzelnen Menschen. Die Melodie dieses göttlichen Liedes tönte durch alle Jahrhunderte, und obgleich der Gesang durch das Gebrüll der Kanonen und das Wehgeschrei der Sterbenden unterbrochen wurde, so hat der demüthige Lauscher, der Philosoph und Geschichtschreiber, doch stets die göttliche Melodie vernommen, aus welcher die Hoffnung und das Herannahen einer bessern Zeit hervortönt."

Bei seinem Abgange vom Williams-College schrieb Garfield einen religiös-philosophischen Essay über das Thema: „Das Sichtbare und das Unsichtbare" („The Seen and the Unseen"). Seiner religiösen Richtung nach gehörte er zu der Sekte der Campbelliten, die, von Alexander Campbell gestiftet, alle Dogmen und Glaubensbekenntnisse verwarf und deren einzige Richtschnur die Bibel war; Gastfreundschaft, Bruderliebe und Wohlwollen gegen alle, ohne Unterschied des Standes und der Abkunft, erkannten die Campbelliten als ihre leitenden Grundsätze an, während sie in der umgebenden Natur und in der Geschichte der Menschheit die Offenbarung des göttlichen Geistes erkannten. Im Sommer des Jahres 1867 besuchte Garfield Europa und bereiste England, Deutschland und Frankreich. Um sich in der Volkswirthschaft zu vervollkommnen, lernte er die französische Sprache und studirte die nationalökonomischen Schriften der Franzosen in der Ursprache. Unter seinen uns bekannt gewordenen prosaischen Schriften nennen wir die Essays über den „Amerikanischen Census", über „College-Erziehung" und die „Zustände der Republik". Auch auf dem Gebiete der Poesie hat sich Garfield mit Glück versucht, wie die nachstehende kleine Dichtung, „Herbstgedicht" betitelt, die wir im Urtext und in einer gelungenen Uebersetzung von dem Deutsch-Amerikaner E. A. Zündt hier folgen lassen:

Old Autumn, thou art here! Upon the earth
And in the heavens the signs of death are hung:
For o'er the earth's brown breast stalks pale decay,
And 'mong the lowering clouds the wild winds wail,
And sighing sadly shout the solemne dirge
O'er Summer's fairest flowers, all faded now.
The Winter-God, descending from the skies,
Has reached the mountain tops, and decked their brows
With glittering frosty crowns, and breathed his breath
Among the trumpet-pines, that herald forth
His coming.
Before the driving blast
The mountain-oak bows down his hoary head
And flings his withered locks to the roughgales,
That fiercely roar among his branches bare,
Uplifted to the dark, unpitying heavens.
The skies have put their mourning garments on,
And hung their funeral drapery on the clouds.
Dead nature will soon wear her shrouds of snow
And lie entombed in Winter's icy grave.
Thus passes life. As heavy age comes on,
The joys of youth — bright beauties of the Spring —
Grow dim and faded, and the long dark night
Of death's chill winter comes. But as the Spring
Rebuilds the ruined wrecks of winter's waste,
And cheers the gloomy earth with joyous light,
So o'er the tomb the star of hope shall rise
And usher in an ever-during day.

Die Uebersetzung von E. A. Zündt lautet also:

Da bist du, alter Herbst! Schon stehn auf Erden
Und an dem Firmament des Todes Zeichen;
Bleicher Verfall beschleicht die braune Erde,
Durch droh'nde Wolken heult der wilde Sturm
Ein schaurig Todtenlied des Sommers Kindern,
Den schönsten Blumen, — alle sind verblüht.
Des Winters Gott stieg aus den Wolken nieder,
Auf Bergeshöhen lagert er und schmückt
Mit eiskrystallenen Kronen ihre Stirnen;
Durch Tannenwipfel fährt sein Hauch und kündet
Sein Nahen an.
Vor seinem Wehen beugt
Ihr knorrig Haupt die stolze Bergeseiche;
Zum trüben Himmel ragen ihre Aeste,
Und zornig durch die nackten Zweige braust
Der Sturm, der die zerzausten Locken schüttelt.
In Trauer hat der Himmel sich gekleidet,
Und aus den Wolken hängt sein Leichentuch.
Bald deckt Natur der weiße Sarg von Schnee
Und in des Winters Eis liegt sie begraben.
So flieht das Leben hin! Das hohe Alter naht;
Der Jugend Lust, des Frühlings Blütenschönheit,
Sie schwinden hin, und finstre lange Nacht
Kommt mit des Todes Bangen. — Doch so wie
Der Lenz aus Winters Träumen sich erhebt,
So wird der Hoffnung Stern hoch überm Grabe
Den neuen Tag, der ewig währt, verkünden.

Die vorstehende Probe von Garfield's Dichtungsweise erinnert lebhaft an die gedankenreichen poetischen Naturschilderungen seines Landsmannes William Cullen Bryant; es durchweht sie eine wehmüthig-ernste, fast religiöse Stimmung, die aber nichts gemein hat mit weichlicher Sentimentalität; sie legt Zeugniß ab für die poetische Richtung, welche der verstorbene Präsident der Vereinigten Staaten nicht selten auch in seinen öffentlichen Reden kundgab. Kam es doch öfter vor, daß Garfield während der Zeit, wo er als Congreßmitglied in Washington-City weilte, sich mit den alten Classikern beschäftigte. Als ihn eines Tags ein Freund in seiner Wohnung zu Washington-City besuchte und ihn unter lateinischen Büchern begraben fand, antwortete Garfield auf die Frage, was denn dies zu bedeuten habe: „Ich fühlte mich durch die beständigen politischen Tagesfragen und Kämpfe so ermüdet und überarbeitet, daß ich eine Erholung haben mußte, und da habe ich mir aus unserer Congreßbibliothek alle Bücher zusammengesucht, die über den Horaz handeln. Ich lese die Gedichte des alten Römers, komme dadurch auf andere Gedanken und habe Erholung und geistigen Gewinn zugleich." Bei dieser Gelegenheit mag bemerkt werden, daß Garfield nicht nur häufig den Horaz las, sondern auch manche seiner Dichtungen in metrischer Uebersetzung ins

Englische übertrug. Es ist übrigens gegründete Aussicht vorhanden, daß in nicht zu langer Zeit eine vollständige Sammlung von Garfield's Schriften im Druck erscheinen wird. Ende October 1881 richtete nämlich Frau Lucretia Garfield an den Obersten Rockwell, den Privatsecretär ihres verstorbenen Gatten, ein Schreiben, in welchem folgender Passus vorkommt: „Es ist mein Wunsch, daß eine Biographie und eine passende Sammlung des literarischen Nachlasses des Generals Garfield nach einer sorgfältigen Sichtung seiner Schriften veröffentlicht werde. Zu diesem Zwecke bitte ich Sie, zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, daß ich diese meine Absicht sobald wie möglich zu verwirklichen suchen werde." Mit Bezug hierauf theilte dann Oberst Rockwell durch die Tagespresse unter anderm Folgendes mit: „Selbst für diejenigen, welche die große Arbeitskraft und das vielseitige Wissen des Generals Garfield kennen, ist der Umfang, die Mannichfaltigkeit und die vortreffliche Ordnung seines literarischen Nachlasses erstaunenswerth. Frau Garfield weiß dies zu würdigen, und da sie davon überzeugt ist, daß das dauerndste Monument dem verstorbenen Präsidenten auf der Grundlage dessen errichtet werden muß, was er gesagt, gethan und gewesen, so beabsichtigt sie, ein derartiges Unternehmen mit Liebe und Sorgfalt auszuführen. Ein solches Denkmal läßt sich indeß erst errichten, wenn die Welt das Großartige seiner Laufbahn und seines Charakters besser würdigen gelernt hat, und darf deshalb erst nach längerer Zeit erwartet werden."

Rudolf Doehn.

Neue Gedichte eines Todtgesagten.

Schauen und Schaffen. Neue Gedichte von Albert Möser. Stuttgart, Levy u. Müller. 1881. 8. 3 M. 60 Pf.

Soeben ist im Göschen'schen Verlage eine „Deutsche Poetik" von Dr. C. Beyer erschienen, ein stattliches Werk, denn der erste Band allein füllt 765 Seiten. In diesem Buche wird der seit Anfang der sechziger Jahre rühmlichst bekannte und in allen literarischen Zeitschriften wiederholt genannte Dichter Albert Möser als im Jahre 1877 verstorben aufgeführt; Albert Möser, der bis zur Gegenwart ununterbrochen und meist unter seinem vollen Namen in den verschiedensten Blättern Poesie- und Prosaarbeiten veröffentlicht, der nur erst im Beginne des vorigen Jahres seinen bisherigen beiden lyrischen Sammlungen („Gedichte", 2. Aufl., und „Nacht und Sterne") eine neue, dritte hinzugefügt hat! Jene irrthümliche Todesnachricht soll zwar unser Vertrauen in die Lebensfähigkeit und Existenzberechtigung der erwähnten „Deutschen Poetik" nicht erschüttern. Wol aber gereicht es uns zur größten Freude und Genugthuung, an der Hand der letzten Gedichtsammlung Möser's darzuthun, nicht nur daß er noch lebt und schafft, sondern daß es seiner überaus frischen dichterischen Lebenskraft gelungen ist, sich wiederum neue Bahnen zu erschließen, neue Gebiete zu erobern.

Was die weitsichtigsten seiner Beurtheiler beim Erscheinen der ersten Gedichtsammlung voraussagten, ist voll und ganz in Erfüllung gegangen: Möser ist auf dem von ihm gepflegten Gebiete der Lyrik der ersten einer, wenn nicht der erste geworden. Seine beiden Geistesverwandten Stephan Milow und Hieronymus Lorm überragt er an Weite des Gesichtskreises, Reichthum der Farben und Reinheit der künstlerischen Weltauffassung, die namentlich bei Lorm getrübt ist von dem „Erdenreste" seines tief beklagenswerthen, aber für das Gesammtbild des Lebens doch nicht allein maßgebenden persönlichen Schicksals. Albert Möser's dichterische Thätigkeit ist ausschließlich auf die Lyrik beschränkt geblieben: es kann dahingestellt werden, ob individuelle Anlage, oder Zeit und Verhältnisse ihn hierzu veranlaßten. Und innerhalb der Lyrik hat seine Muse eine ganz bestimmte Richtung eingeschlagen: die sogenannte Gedanken- oder reflectirende Lyrik. Diese Bezeichnungen sind weder glücklich noch ihren Begriffen nach zutreffend. Man kann eine Gedankenlyrik als besondere Kunstgattung weder im Gegensatze zu einer gedankenlosen (wie sie allerdings häufig genug vorkommt) noch auch zu einer Stimmungslyrik gelten lassen, da Stimmung die Basis eines jeden Gedichts sein muß. Reflectirende oder wol gar reflectirte Lyrik aber würde dem Begriffe nach zur Voraussetzung eines Gegensatzes nöthigen, wie er zwischen einem naiven Mädchen und einer alten Kokette besteht. Die Bezeichnungen sind allerdings bequem, und jeder gebildete Leser weiß, was mit ihnen gemeint ist: nur haben sie zu der vielfach ungerechten Beurtheilung der damit bezeichneten Poesien nicht wenig beigetragen.

Alle Poesie, zum mindesten die Lyrik, wurzelt im Gemüthe und seinen Stimmungen. Letztere werden aber ebenso von äußern wie von innern Vorgängen angeregt, von den Wechselfällen des Lebens ebenso wie von den Errungenschaften unsers geistigen Trachtens, von dem Anblicke eines Naturbildes nicht weniger als von den Blicken in Geistestiefen, die sich uns erschließen. Jeder, der die Philosophie nicht blos als Verstandesexercitium, als dürre Rechenkunst betrieben, hat die Erfahrung an sich machen können, wie tief und nachhaltig das Erforschen der Dinge unser Gemüth ergreift, welch mächtige, ja oft leidenschaftliche Stimmung die Erkenntniß ewiger Wahrheiten zu erregen vermag. Diese Stimmungen drängen so gut wie andere zum künstlerischen Ausdrucke im Gedicht, und sie haben das gleiche Recht auf künstlerische Gestaltung wie jene. Manch gutes Kirchenlied ist von solcher Art, vor allen das berühmte Notker'sche „Media vita in morte sumus"; auch in den Monologen von Goethe's „Faust" bricht diese, wir möchten sagen philosophische Lyrik viel-

fach durch. Was aus derartigen Stimmungen heraus geschaffen wird, sind auch keineswegs Lehrgedichte. Das Lehrgedicht nimmt, obwol wir seit den Gnomen Solon's und Theognis', seit Lukrez, seit Freidank's „Bescheidenheit" manches außerordentlich Werthvolle dieser Gattung besitzen, in der Poesie doch immer eine problematische Stellung ein, die um so unsicherer wird, je weiter es sich in abstracte Gebiete verliert. Aber die Gedichte Möser's, in denen sich die Weltanschauung eines Plato, eines Schopenhauer, eines Laplace spiegelt, wollen nicht Philosophie dociren. Möser ist diesen Forschern der Wahrheit mit heiß empfindendem Herzen gefolgt, ihre Lehren haben abwechselnd Freude und Staunen, Schmerz und Demüthigung in ihm wachgerufen, er hat sie dadurch innerlich erlebt, und wenn seine Gedichte zuweilen jene Lehren in sich aufgenommen haben, so geschieht es nur in der Weise, wie wenn jemand durch Wiederholung einer eben gehörten Kunde seiner Freude oder seinem Schmerze über dieselbe Ausdruck verleiht. C'est le ton qui fait la musique! heißt es eben auch hier, und Albert Möser verfügt über den wahren Brustton der Empfindung.

Daß Gedichte wie die seinigen nicht Aussicht haben, im eigentlichen Sinne populär zu werden und, wie es Platen sich wünschte, noch nach Jahren im Munde verliebter Knaben und Mädchen zu erklingen, liegt an der Unzugänglichkeit des großen Publikums für die geheimnißvollen Schauer, welche den Weltweisen den Räthseln des Lebens gegenüber erfassen. Ueber den Werth oder Unwerth der Gedichte entscheidet es dagegen nicht, und Möser selbst, dem als wahrem Priester des Schönen sein Dichterberuf ein heiliges Bedürfniß, nicht Mittel zum Zwecke ist, rechnet nicht mit dem Lorber, den die Menge bietet. Seine Losung lautet anders. So heißt es in der neuen Sammlung:

Oft frag' ich: Ist ein Kranz noch zu erringen,
Und lohnt sich's noch zu reimen und zu dichten?
Und in mir tönt es: Woll' auf Ruhm verzichten!
Was ihr auch schafft, die Nacht wird es verschlingen.

Und doch, mag unsrer Lieder Laut verklingen,
Mag fliehn der Schwarm des Schönheitsdienstes Pflichten,
Der Dichter darf verstummen drob mit nichten
Und Hohn der Zeit nie lähmen seine Schwingen.

Es gilt: erglüht als würd'ge Tempelwächter,
Des Schönen Hort zu schützen vor Vernichtung
Und tren das heil'ge Feuer zu bewahren,

Zu weichen nicht, dem Spotte der Verächter
Und — rettend das Palladium der Dichtung —
Den Weg zu ebnen künft'gen Sonnenaaren.

„Schauen und Schaffen" betitelt sich die neue Gabe Möser's. Schauen und Schaffen ist ja der Inbegriff dessen, was den wohlverstandenen Lebensberuf, den einzig wahren und echten Lebensgenuß des reifern Mannes bildet: das leidenschaftlich-himmelanstürmende Tichten und Trachten des Jünglings schwindet, aber das Schauen wird dafür klarer und umfassender, das Schaffen sicherer und befriedigender. So auch bei Möser. Zwar verleugnet er seine frühere Natur noch immer nicht, welche die Dinge sub specie aeternitatis sieht und selbst unter den heftigsten Eindrücken des Lebens sich das Bewußtsein der Allgemeinheit und Nothwendigkeit menschlichen Schicksals wahrt. Möser ist eben eine durch und durch philosophisch angelegte Natur. Aber es ist nicht mehr allein die idealistische Weltanschauung Plato's und Schopenhaner's, welche in seinen frühern Sammlungen fast ausschließlich herrschte und deren Reflexe aus dem Gemüthe dort einen unübertrefflichen, oft geradezu classischen Ausdruck fanden; auch die Weltanschauung eines Darwin und Laplace hat jetzt auf den Dichter gewirkt und ihm eine neue Unendlichkeit geoffenbart, in deren Spiegel die Dinge der Welt neue Gestalt und neues Ansehen gewinnen. Hierher gehören die Gedichte „Am Bodensee", „Auf der Höhe des Grimselpasses", das ganze dritte Buch der „Vermischten Gedichte", aus denen wir als besonders gelungen „Die Steinkohle", „Das Paradies" und „An den Mond" — letzteres als naturalistisches Gegenstück zu mancher wohlbekannten Apostrophe an den nächtlichen Freund — hervorheben möchten, endlich unter den „Oden und Hymnen", die mit der frühern Form auch den frühern Inhalt am meisten bewahrt haben: „Die Erde", „Vor den Gebeinen eines Urmenschen", „Die Asteroiden". Leider verbietet uns der Umfang dieser Gedichte, mehrere von ihnen an dieser Stelle mitzutheilen; wir beschränken uns daher auf ein einziges, welches wir für eins der bedeutendsten dieser Art halten, „Das Paradies":

Sehnsucht, die in irdischen Bezirken
Nie noch sah vollkommnen Daseins Alter
Und mit Wehmuth weilt im Thal der Mängel,
Sehnsuchtsglut mit Phantasie im Bunde
Hat, was stets als goldnes Ziel sie lockte,
Weit entrückt zum Anbeginn der Zeiten,
Und sie schuf vom Paradies die Sage,
Wo im Frieden holder Zaubergärten
Göttergleiche Menschen selig weilten.
Aber ach, nur Fabel ist's und Dichtung,
Und wir wissen's anders längst und besser.
Nie geblüht im Anbeginn der Zeiten
Hat den Menschen reinen Glückes Wunder;
Grauser Kampf titanenhafter Kräfte,
Wilde Zwietracht zwischen Glut und Wasser
Hat auf Erden schreckenvoll gewüthet.
Und als mählich sich der Kampf geschlichtet
Und lebend'ger Wesen Schar entstanden,
Lebte dumpf der Mensch noch manch Jahrtausend
Mit der Thierheit glücklos in Verthierung,
Und erst langsam, langsam, nach Aeonen
Hat sein Geist der Roheit sich entwunden,
Und er hob von Stufe sich zu Stufe.
Aber ach, noch sehr liegt er im Argen,
Wahn noch herrscht und Niedertracht und Bosheit!
Doch empor stets gehn der Menschheit Wege;
Und das sie am Anbeginn der Zeiten
Einst gesucht, des Glückes sel'ges Alter,
Hoffnung nun mit Sehnsuchtsdrang im Bunde
Sucht es fern am Abschluß aller Tage.
Wohl, es sei! Gar trostreich wirkt der Glaube:

All der Menschheit Mühn und heißes Ringen
Nicht umsonst und fruchtlos wird es enden,
Und wie lang' auch Kampf und Zwist noch tobe,
Einst noch kommt des Friedens Reich und Glückes;
Sieghaft einst in strahlender Vollendung
Werden Menschen froh auf Erden schreiten,
Fremd dem Streit, und werden sein wie Götter.
Und also im Wandelgang der Zeiten
Naht das Paradies, das wir ersehnen.
Und daß um so bälder es mag nahen,
Leb' ein jeder so, daß es, wenn alle
Also lebten, heut gleich könnte blühen.
Zugewandt sei jeglicher dem Lichte,
Lebe selbstlos, rein und treu dem Höchsten!
Dann vielleicht wird rascher sich beflügeln,
Der jetzt zögernd schleicht, der Lauf der Zeiten,
Und in näh'rer Zukunft, als wir ahnen,
Schwelgt der Mensch in Paradieseswonnen.

Wie in diesen Zeilen, die für den Charakter der Sammlung nahezu typisch sind, so liegen fast überall die beiden Weltanschauungen im Kampfe miteinander. Und obwol der alte Idealismus hin und wieder noch Siege feiert, wie in den Gedichten „Am Königssee", den Sonetten „Gottsucher sind wir all'" und „Platon auf Sunium" und in der Mehrzahl der Oden und Hymnen, so hat doch die neue Anschauung der Dinge ein entschiedenes Uebergewicht durch Farbenpracht und Reiz der Neuheit. Nicht blos in kosmogonischen Speculationen übrigens, sondern auch in ihren gegenwärtigen Erscheinungen hat der Dichter nähere Fühlung mit der Natur gesucht und gewonnen. Sie hat ihn mit dem Weltleide versöhnt:

Sonst, wenn des Frühlings erste Boten nahten,
Ward wach im Busen Sehnsucht sondergleichen,
Ein Glück, ein ganzes Glück wollt' ich erreichen
Und jagt' ihm nach durch Wälder, Fluren, Saaten.

Nun weiß ich, Glück, drum meine Lippen baten,
Es blüht nicht in des Erdballs weiten Reichen;
Genug, wenn das Geschick mit grimmen Streichen
Mich herb nicht stört in rüst'gen Geistesthaten.

Und fremd der Jugend Sehnsuchtsdrang, dem leeren,
Nach öden Winters leidenreichen Schrecken
Spür' ich beglückt schon hohe Seelenwonne,

Wenn heim die ersten Wandervögel kehren,
Wenn Veilchen aus dem Gras die Häupter strecken
Und Knospen schwell'n im milden Licht der Sonne.

Das ganze zweite Buch der „Vermischten Gedichte" zeugt von innigstem Seelenverkehr des Dichters mit der Natur; seine „Episteln" („Auf Rügen" und „Auf dem Rütli"), an eine bekannte Bühnenkünstlerin gerichtet, liefern den Beweis, welch feines Verständniß er hat für die bezaubernde Großartigkeit und den idyllischen Reiz nicht weniger als für den Humor des Lebens am Meere und in den Alpen. Selten kommt es allerdings vor, daß er hierüber sich selbst vergißt: dann aber wirkt die Innigkeit seiner Empfindung im Vereine mit der Formvollendung seiner Sprache und seiner Maße bestrickend, wie im „Sommermorgen":

O goldne Morgenfrühe
In lichter Sommerzeit!
Der Schein verräth, der glühe:
Die Sonn' ist nicht mehr weit;
Der Fink ist schon am ersten wach
Und weckt mit seinem muntern Schlag
Die andern Vögel alle.

Der Wind streift leise, lose
Der Birke grünes Haar,
Es flattert um die Rose
Ein buntes Falterpaar,
Im Thauschmuck steht das Lilienbeet,
Und schweigend durch die Runde geht
Die kühle Morgenstunde.

Noch ruhn im Schlafgemache
Die Menschenkinder all',
Nur dort dem Haus am Bache
Entsteigt des Rauches Schwall,
Draus tritt die Hirtin schön und jung,
Holt Wasser sich zum Morgentrunk
Und singt ein Lied von Liebe.

Die vier Idyllen („Auf dem Alpsee", „Am Meere", „In Weimar", „In der Heimat"), welche bereits früher in besonderer Ausgabe erschienen sind und reichen Beifall erworben haben, behandeln einen kleinen Liebesroman in Dialogform nach Art von Goethe's „Neuem Pausias". Die wahrhaft musikalische Behandlung des Distichon, die fast antike Anmuth des Wechselgesprächs verleiht den Idyllen ihren Werth, auch wenn darin die Situation zuweilen etwas künstlich erscheint und nicht überall den Eindruck des Erlebten macht.

Zum Schluß noch ein Wort über die „Romanzen und Balladen" sowie über die „Deutschen Kaiserlieder", die zusammen mehr als den dritten Theil der Sammlung einnehmen. Es sind, zum größten Theil wenigstens, keine eigentlichen Balladen; vielmehr sind diese Gedichte zumeist unter den neugeschaffenen Begriff der „historischen Lyrik" einzuordnen: lyrische Ergüsse oder Monologe historischer Persönlichkeiten. Zwar tragen einige von ihnen allerdings die plastischen Hautreliefzüge, welche der echten Ballade eigen sind: so „Das Gastmahl des Skopas", „Kaiser Julian in Delphi", „Cromwell", und vor allem die humoristischen: „Der Astrolog Ludwig's XI." und „Rusch von Rotenburg". Die meisten andern aber und zwar zum Theil gerade die besten, wie „Pygmalion", „Das Perikleische Zeitalter", „Der Bildhauer des Nero", „Delphinengesang" und andere, geben uns in den körperlosen Umrissen sagenhafter und historischer Persönlichkeiten und Begebenheiten des Dichters eigene Gedanken und Gefühle, die Darstellung dessen, was „nie veraltet, weil es sich nie und nirgends begeben" hat. So darf es uns auch nicht wundernehmen, wenn er zuweilen, wie in „Pygmalion", dessen Flehen um Beseelung seines Marmorbildes hier keine Erhörung findet, geradezu von der Ueberlieferung abweicht, oder wenn er, wie in „Cromwell", der packenden Anekdote den Vorzug vor der geschichtlichen Wahrheit gibt. Möser's Muse, wenn sie auch in dem prunkenden Rüstzeug der Sage und

Geschichte an glühender Farbenpracht wie an überzeugender Kraft gewinnt, wenn sie auch namentlich in den „Kaiserliedern" den idealen Patriotismus, die tiefe innige Heimatsliebe des Dichters offenbart, die sich in frühern Sammlungen hinter einem gewissen unausgesprochenen Kosmopolitismus verbarg — sie bleibt doch überall dieselbe. Und es kann nicht anders sein. Der Künstler und mithin auch der Dichter kann nur schaffen, was er im Geiste schaut. So hat das „Schauen und Schaffen" einen nothwendigen innern Bezug zueinander.

Wenn der Volksmund meint, daß fälschlich Todtgesagte nur um so länger leben, so wollen wir hoffen, daß diese Meinung sich an Möser in vollem Grade bewährt, und herzlich wünschen, daß er immer mehr, immer weiter „schauen und schaffen" möge, ihm und uns zur Freude und Befriedigung.

Alexis Aar.

Heinrich von Kleist in der Schweiz.

Heinrich von Kleist in der Schweiz. Von Theophil Zolling. Nebst 38 bisher ungedruckten Briefen von H. von Kleist, C. M. Wieland, Ludwig Wieland, J. G. Herder, Karoline Herder, H. Zschokke, Jens Baggesen, H. Geßner, F. X. Bronner, J. R. Meyer. Stuttgart, Spemann. 1882. Lex.-8. 10 M.

Diese verdienstvolle Schrift von dem jetzigen Herausgeber der „Gegenwart" wird der von Jahr zu Jahr sich vergrößernden Kleist-Gemeinde gewiß viel Freude bereiten. Man mag im ganzen manches gegen das Ueberhandnehmen solcher Monographien einzuwenden haben; eine gute Monographie muß jedem, nicht nur den speciellen Verehrern des Mannes, dem in derselben ein Denkstein gesetzt werden soll, willkommen sein, besonders wenn sie das Verdienst hat, einzelne dunkle Punkte aufzuhellen oder hinsichtlich des Ganzen Licht und Schatten richtig vertheilt zu haben. Beides aber hat Theophil Zolling in zufriedenstellender Weise erreicht; und wer da weiß, wie viele dunkle Punkte gerade in Heinrich von Kleist's ereignißvollem Leben der Aufklärung bedürftig waren und zum Theil noch sind, wer ferner bedenkt, daß durch die Vernichtung der meisten Briefe des Dichters oder durch deren überpietätvolle Verwahrung seitens einiger ihrer Besitzer die völlige Kenntniß von Kleist's Lebens- und Bildungsgang erschwert worden ist, der muß mit um so größerer Freude jede Gabe begrüßen, welche uns gestattet, das Leben des begabtesten deutschen Romantikers näher kennen zu lernen.

Zolling's Schrift, welche, beiläufig in groß Octav auf Büttenpapier gedruckt, auch äußerlich einen recht günstigen Eindruck macht, hat sich gerade die Zeit aus Kleist's Leben herausgegriffen, welche unstreitig hinsichtlich jedes großen Dichters die interessanteste ist: diejenige des erwachenden Dichtergeistes, die Zeit von Kleist's erstem Aufenthalt in der Schweiz. Die Aufgabe, welche Zolling sich hier gestellt hat, war um so dankenswerther, als in der That betreffs jener Zeit bisher nur unzureichende Quellen eröffnet waren, Zolling aber eine Reihe der wichtigsten Quellen überhaupt zum ersten mal erschließt. Tieck, Kleist's erster Biograph, der in den Jahren 1821 und 1826 auch zuerst nach des Dichters Tode dessen Werke herausgab, hat für seinen schweizer Aufenthalt nur einige Zeilen der Erwähnung, wiewol er persönlich mit Kleist befreundet war. Erst Zschokke verbreitete, 1842, etwas mehr Licht über diese Episode, indem er in seiner „Selbstschau" uns erzählt, wie Kleist im Zschokke'schen Hause verweilt und gleich ihm selbst und Wieland durch einen Kupferstich „La cruche cassée" zum poetischen Wettkampf, zur dichterischen Verherrlichung des betreffenden Gegenstandes, der Geschichte eines zerbrochenen Krugs, angeregt worden sei, und was er dann in Thun getrieben. Dann trat 1848 Bülow hervor mit Veröffentlichung zweier pariser Briefe Kleist's, welche uns mit dem ursprünglichen Zweck seiner ersten Schweizerreise vertraut machen; auch finden wir bei Bülow noch einige kürzere Notizen hierüber, freilich ohne großen Belang, und Wahrheit mit Dichtung vermischt. Julian Schmidt berührt 1859 die erste Schweizerreise nur flüchtig. Im Jahre 1860 aber wurde betreffs derselben wieder eine empfindliche Lücke ausgefüllt, indem Koberstein vier Briefe Kleist's aus Bern, Thun und von der Aarinsel an seine Schwester Ulrike veröffentlichte, von denen besonders der letzte für uns von Wichtigkeit ist. Hierauf fußend, läßt dann Wilbrandt den Dichter auf der Aarinsel am Ausgange des Thunersees sein Liebesidyll mit der Fischerstochter Mädeli, mit der er allein ein Landhaus bewohnte, ausspinnen, und schließlich stellte der Unterzeichnete noch einige Daten fest und verwies auf hierhergehörige Reminiscenzen aus spätern Gedichten Kleist's. Auch versuchte ich schon damals (1876), sowol bei Zschokke's Sohn in Aarau als auch bei dem Pfarramt in Thun noch weitern Aufschluß über einige dunkle Punkte zu erhalten, leider vergebens, und ich hatte beinahe schon die Hoffnung aufgegeben, daß noch etwas mehr Licht in die Sache kommen werde. Zum Glück hat sich die Befürchtung als unbegründet erwiesen: den eifrigen Nachforschungen Zolling's, dem es vergönnt war, an Ort und Stelle zu recherchiren, ist es gelungen, über einzelnes bisher noch unklar Gewesene die erfreulichsten Aufklärungen zu erhalten, indem ihm achtunddreißig seither ungedruckte Briefe von Kleist selbst, vom alten Wieland und dessen Sohn Ludwig, von Zschokke, Heinrich Geßner, Herder, Baggesen, Bronner und J. R. Meyer zur Veröffentlichung übergeben wurden, aus Geßner's und Zschokke's Nachlaß, und er diese brieflichen Mittheilungen noch durch solche, die er in Thun, Bern, Zürich u. s. w. mündlich empfangen, zu ergänzen vermochte. Auf diese Art war er

denn auch vor allen im Stande und dazu berufen, unter Verarbeitung des ihm so reichlich zugegangenen Materials in nahezu erschöpfender Weise den Aufenthalt Kleist's in der Schweiz zum Vorwurf einer Monographie zu machen, und man darf sagen, er hat sich seiner Aufgabe mit großem Geschick entledigt.

Dem eigentlichen Gegenstand schickt Zolling eine pietät- und verständnißvolle Würdigung des jungen Kleist voraus, die in kurzen Umrissen dem ebenso genialen wie unglücklichen Dichter gerecht wird. In dem nächsten Kapitel begleitet er den Dichter auf seiner Reise von Berlin über Paris nach Basel an der Hand des bekannten Quellenmaterials und widerlegt — wol mit Recht — die übrigens schon von Tieck selbst nicht vertretene Behauptung, daß Kleist vom preußischen Ministerium ein Reisestipendium erhalten habe. Das nächste Kapitel, das an sich manches Neue bringt, befaßt sich ausschließlich mit Heinrich Zschokke, den Kleist in Basel besuchen wollte, aber dort nicht mehr antraf, weil nach des Verfassers Feststellung Zschokke bereits am 24. November 1801, also wenige Wochen vor Kleist's Ankunft, nach Bern übergesiedelt war; daß Kleist den Freund schon von Frankfurt a. O. her kannte, wie Koberstein vermuthet, haben auch wir Grund anzunehmen. Nur ist hier zu berichtigen, daß Kleist, als er 1787 nach Berlin in Pension kam, noch nicht Waise war; denn sein Vater starb erst am 18. Juni 1788; auch machte er den Rheinfeldzug nicht als Fähnrich mit, sondern erhielt das Patent erst nach seiner Rückkehr aus diesem Feldzuge am 14. Mai 1795. Daß Zschokke den Freund bei der Durchreise von Frankfurt nach Frankreich und der Schweiz in Berlin, beziehentlich Potsdam besucht hat, wie Zolling annimmt, ist allerdings sehr glaubhaft, um so mehr, wenn er Kleist schon in Frankfurt hatte kennen lernen. Hierauf macht uns der Verfasser mit den beiden andern berner Freunden Kleist's, mit Heinrich Geßner, dem Sohne des Idyllendichters und des alten Wieland Eidam, sowie mit dem jungen Ludwig Wieland, näher bekannt, über welche beide wir bisher wenig gewußt haben; besonders interessant ist zu lesen, wie durch Baggesen's Brautwerbung Vater Wieland zu der Verheirathung seiner Tochter bestimmt worden ist, Zolling fügt sogar gewissenhaft den Trauschein bei. Schade nur, daß es eben nicht viel Gutes ist, was wir hier — zum ersten mal — über die beiden Dichtersöhne erfahren, die nach den überzeugenden Ausführungen der vorliegenden Schrift nicht gerade in die Fußstapfen ihrer Herren Väter getreten waren.

Noch werthvoller erscheint uns das fünfte Kapitel, das uns den berner Dichterbund vorführt. Hier erfahren wir neben vielem selbstverständlich Bekannten doch auch einiges Neue, das auf den Titelhelden des Buchs Bezug hat und für Kleist-Verehrer gewiß von Interesse ist. So wird uns erst hier die Wohnung gezeigt, in der des Dichters unsterbliches Lustspiel: „Der zerbrochene Krug", concipirt worden ist: es ist dies Zschokke's Junggesellenwohnung in der Gerechtigkeitsstraße neben dem Café italien zu Bern, was sich Bern besuchende Kleist-Freunde merken können. Ferner bestätigt Zolling, daß wir, wenn auch nur in bedingter Weise, als die Wieland'sche Preiswettdichtung dessen Lustspiel „Ambrosius Schlinge" anzusehen haben; die Aehnlichkeit desselben mit Kleist's „Zerbrochenem Krug" und Zschokke's gleichnamiger Novelle ist indeß, wie die in unserer Schrift zuerst veröffentlichte Inhaltsangabe der halbvergessenen Wieland'schen Komödie bezeugt, eine ziemlich geringe und das Stück an sich werthlos. Desto interessanter ist der Hinweis auf Heinrich Geßner's Umdichtung der auch mir bisher entgangenen Prosaidylle Salomon Geßner's: „Der zerbrochene Krug", aus der wir ersehen, daß Kleist die darin enthaltene Krugbeschreibung, allerdings frei, zur Krugbeschreibung seiner Frau Marthe benutzt hat; denn wenn man beide Erzählungen genau vergleicht, so ist die Aehnlichkeit so frappant, daß einem Zolling's Vermuthung zur Gewißheit werden muß. Bedauerlich ist es, daß es auch ihm nicht geglückt ist, den Brief aufzufinden, in dem der junge Wieland seinem Vater den Dichter der „Schroffensteiner" als ein außerordentliches Genie schildert; der Brief ist zweifellos verloren und nur die Antwort darauf erhalten.

Betreffs des Bildes, das die berner Freunde zu dem Dichterwettkampf begeisterte, des „La cruche cassée", ist es interessant und überraschend, daß Debucourt außer dem bekannten Bilde, auf das Zolling seinerzeit zuerst hingewiesen und das von mir zuerst wieder zum Abdruck gebracht worden ist, noch ein anderes humoristisches Bild unter demselben Namen gemalt hat, welches gleichsam eine Art Vorgeschichte der betreffenden Gerichtsscene darstellt und wiederum (was bisher nicht anzunehmen war) auf das berühmte Bild „La cruche cassée" von Greuze zurückgeht; letzteres wäre demnach, wenn auch nur ganz indirect, als das Urbild anzusehen, dem auch Kleist seine dichterische Intention verdankte. Das directe Vorbild zu den Dichtungen der Freunde bleibt indeß trotzdem das Debucourt'sche Bild, das auch Zolling's Buch schmückt. Die nächsten drei Kapitel dienen im wesentlichen dazu, schon Bekanntes zu bestätigen, tragen indeß auch zur nähern Charakteristik Zschokke's und Kleist's manches bei.

Zu den interessantesten Kapiteln gehört das zehnte: „Auf der Aarinsel", in Betreff dessen gerade Referent wiederholt vergebliche Nachforschungen angestellt hat. Hier hat der Autor an Ort und Stelle sehr willkommene Entdeckungen gemacht. Wenn wir mit Andacht und geheimnißvollem Schauer die Stätte betreten, wo ein großer Dichter sein Bestes geschaffen, so dürfen wir es Zolling aufrichtig Dank wissen, daß er nach langem Mühen endlich das Landhaus aufgefunden, in dem Kleist an seine „Schroffensteiner" die letzte Feile gelegt, in seinem Kopfe Pläne auf Pläne schmiedete, der Vollendung seines „Guiscard" sich näher als je sah und auch die komische Muse ihm zum ersten mal hold war, sodaß eins ihrer schönsten Kinder, das Lustspiel „Der zerbrochene Krug", hier im stillen heranreifen konnte. Zolling weist so ziemlich überzeugend nach, wo dies Landhaus

stand und noch heute unversehrt steht, und bringt uns, was gewiß viele mit mir freudig begrüßen, eine Abbildung dieses Häuschens, in dem Kleist wol die glücklichsten Stunden seines Lebens verbracht hat, auch wenn wir Zolling's Ansicht uns anschließen wollten, daß es einzig die Muse gewesen, mit der Kleist hier innigen Umgang gepflogen. Referent hält aber mit Wilbrandt nach wie vor daran fest, daß der Dichter hier auch für sein Herz volle, wenngleich nur vorübergehende Befriedigung fand. Ja es ist in der That nicht recht begreiflich, warum Zolling selbst den Werth seiner weitern Entdeckung, daß dieses „Mädeli" des Dichters allem Anschein nach Margarethe Furer hieß, durch das Ableugnen eines ernstern Liebesverhältnisses herabmindert. Wäre hier zu derartigen längern Ausführungen Raum und Ort, so könnte ich, abgesehen von Kleist's ziemlich sichern Andeutungen, den Verfasser durch verschiedene Auseinandersetzungen in seinem eigenen Buche widerlegen. Alle Ehrfurcht vor der thuner Stadtchronik, den Polizeiprotokollen und den Kirchenbüchern, aber warum hätte Kleist nicht ein mit ihm allein im Hause wohnendes reizendes Naturkind lieben können, ohne daß die hochweise Polizei, die Kirche und die thuner Fama auch nur die leiseste Ahnung davon zu haben brauchten! Und wollte die Verwandte Kleist's, welche im Besitz von Briefen der Margarethe Furer ist, reden: wer weiß, wie schlecht da vor diesem positiven Zeugniß wenigstens Stadtchronik und Polizeiprotokolle bestehen würden, die nichts bezeugen können, als daß sie zufällig nichts wissen, was eben nicht viel besagen will; und ich möchte den sehen, der deshalb auf den Menschen Kleist den ersten Stein zu werfen wagte! Daß das Mädeli übrigens dem Dichter, wie Bülow fabulirt, seine Liebe mit Untreue belohnt habe, glaube ich selbst nicht, und auch hiergegen hat Zolling meines Erachtens — nach dem Vorhergehenden freilich unabsichtlich, da er ja das Liebesverhältniß überhaupt nicht recht zugibt — genügende Beweise erbracht. Auch seine Vermuthung, daß zu dem Dorfrichter Adam der übereifrige berner Polizeidirector Wild Modell gesessen (wie Mädeli zu Evchen!), erscheint mir ganz plausibel. Ebenso gebe ich dem Autor gegen Bülow und Wilbrandt recht, wenn er behauptet, daß an der Schlußredaction der „Schroffensteiner" weder Heinrich Geßner noch Ludwig Wieland theilgehabt, und daß das Trauerspiel gleich anfangs von Kleist in Versen abgefaßt worden sei, sowie daß dem Dichter bei dem blinden Sylvius seines Dramas zweifellos der blinde Flötenspieler Dulon vorgeschwebt habe. Ebenso braucht man kein Kleistomane zu sein, wenn man Zolling's Ansicht theilt, daß Kleist's Dichterkraft bei seinem frühzeitigen Tode noch keineswegs erschöpft war, daß vielmehr der Dichter noch manche herrliche Perle der Poesie hätte ans Licht fördern können.

Im Anhange endlich und einem Nachtrag dazu veröffentlicht der Verfasser eine ganze Reihe noch nicht oder doch nur bruchstückweise abgedruckter Briefe, von denen die wichtigsten in der Monographie selbst benutzt worden sind, und zwar finden sich solche Briefe von Baggesen an Heinrich Geßner und dessen Braut, von X. Bronner, von Herder, L. Wieland und Zschokke an H. Geßner, von Meyer und Geßner an Zschokke, von Kleist (ein bisher nur im Auszug bekannt gewesener Brief) an ebendenselben, ein Brief von Zschokke an G. Lamme und — bei weitem zum größern Theil — Briefe vom alten Wieland an seinen Sohn Ludwig, an Judith Geßner und an seinen Tochtermann Heinrich Geßner und dessen Frau Charlotte. Der Forscher wird in diesen Briefen noch eine Fülle literarhistorisch nicht unwichtiger Einzelheiten entdecken und namentlich die Briefe Vater Wieland's mit Sympathie lesen. Diese Familienbriefe tragen mehr dazu bei, uns den Oberon-Sänger als Menschen näher zu rücken, als manche dickleibige Biographie, und schon um des Verdienstes willen, uns mit diesen Briefen bekannt gemacht zu haben, gebührte dem Verfasser des Buchs, welches so interessante Aufschlüsse über das Leben des bedeutenden Romantikers gibt, unser wärmster Dank.

Karl Siegen.

Der Schluß des preußischen Generalstabswerks.

Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Zweiter Theil. Geschichte des Kriegs gegen die Republik. Zwanzigstes Heft: Allgemeiner Ueberblick des deutsch-französischen Kriegs von Anfang September 1870 bis zur Beendigung der Feindseligkeiten. Der Waffenstillstand und der Präliminarfrieden. Der Rückmarsch des deutschen Heeres und der Frankfurter Frieden. Die Occupation. Rückblicke auf die Feldtelegraphie, das Feldpostwesen, den Munitionsersatz, die Verpflegung, den Sanitätsdienst, die Seelsorge, die Rechtspflege und das Ersatzwesen des deutschen Heeres, sowie die Verhältnisse in der Heimat und die Ergebnisse des Kriegs. Mit 5 Karten und 1 Skizze. Berlin, Mittler u. Sohn. 1881. Gr. 8. 10 M.

Mit dem jetzt der Oeffentlichkeit übergebenen zwanzigsten Hefte hat das Generalstabswerk über den Deutsch-französischen Krieg seinen Abschluß erhalten; diese Vollendung des Werks, welches trotz der knappen, sich jedes nicht zugehörigen Beiwerks enthaltenden Fassung zu fünf stattlichen Bänden angewachsen ist, muß als ein wichtiges Ereigniß für die gesammte Militärliteratur angesehen werden.

Wenn trotz der großen Mühe und Sorgfalt, welche die Durchsicht und die Vergleichung der unzähligen Befehle und Berichte der einzelnen Commandobehörden und Truppentheile des deutschen Heeres in Anspruch genommen hat, sowie der vielen Zeit, welche auf das genaue Studium der einschlagenden, auch von französischer Seite inzwischen erschienenen Darstellungen über einzelne Abschnitte des Kriegs verwendet werden mußte, in kaum zehn Jahren der

Große Generalstab ein so gediegenes Geschichtswerk wie den von der Akademie der Wissenschaften mit der goldenen Denkmünze nebst Geldpreis gekrönten „Deutsch-französischen Krieg" vollendet hat, so muß zugestanden werden, daß er das ungeheuere Material in verhältnißmäßig kurzer Zeit bewältigt habe. Hierzu kommt, daß dem Werke, trotzdem sich an seiner Bearbeitung in der Reihe von Jahren eine große Zahl von Offizieren betheiligt hat, doch eine in allen seinen Theilen übereinstimmende Gestaltung verliehen wurde und es ein homogenes Ganzes bildet.

Gleich den andern, früher gegebenen Uebersichten ist auch der allgemeine Ueberblick über den Deutsch-französischen Krieg von Anfang September 1870 bis zur Beendigung der Feindseligkeiten, womit das vorliegende Schlußheft eingeleitet wird, mit meisterhafter Kürze und Schärfe geschrieben.

Hieran schließt sich eine gedrängte Geschichte der Ausführung des Waffenstillstandes, der sich daraus ergebenden Aufstellung der beiderseitigen Streitkräfte, der allgemeinen Verhältnisse und der Verhandlungen während des Waffenstillstandes, des Präliminarfriedens, des Rückmarsches des deutschen Heeres, des Commune-Aufstandes in Paris und des Frankfurter Friedens, der Demobilmachung und der Occupation. Den größten Theil des Hefts füllt eine äußerst inhaltreiche Uebersicht der im Dienste des Kriegs verwendeten Hülfskräfte und des in ihm aufgewandten Personals und Materials; es werden in Organisation und Wirksamkeit geschildert: die Feldtelegraphie, das Feldpostwesen, der Munitionsverbrauch und -Ersatz, die Verpflegung der Armee, der Sanitätsdienst nebst freiwilliger Krankenpflege, die Seelsorge, die Rechtspflege, das Ersatzwesen des deutschen Heeres und die Verhältnisse in der Heimat. Nicht allein die Großartigkeit der Verhältnisse, sondern auch die alle andern Kriege überragende Großartigkeit der Leistungen und Erfolge tritt daraus überwältigend zu Tage und legt ein glänzendes, Achtung gebietendes Zeugniß ab für die Genialität der Heeresleitung und die Pflichttreue und Vaterlandsliebe des deutschen Volks.

Das große Werk schließt mit einer „kurzen Zusammenstellung der Ergebnisse des Kriegs"; bei einer Gesammteinbuße des deutschen Heeres von 6247 Offizieren und Beamten, 123453 Mannschaften, von welchen 40743 auf Todte, und davon 70 Procent durch Einwirkung äußerer Gewalt Getödtete kommen, ferner 14595 Pferden, 1 Fahne und 6 Geschützen wurden 11860 französische Offiziere und 371981 Mann während des Kriegs gefangen nach Deutschland abgeführt, ferner hatten 7456 Offiziere, 241686 Mann in Paris die Waffen gestreckt, und endlich sind 2192 Offiziere und 88381 Mann der französischen Ostarmee mit 285 Geschützen über die schweizer Grenze getreten.

Die Kriegsbeute der deutschen Truppen belief sich auf 107 Adler und Fahnen, 1915 Feldgeschütze und Mitrailleusen und 5526 Festungsgeschütze.

Als höchsten Preis des großen siebenmonatlichen Kampfes nennt das Werk in seinem Schlußsatz die Wiedererrichtung des Deutschen Kaiserreichs.

Von den zahlreichen und interessanten Anlagen sind hervorzuheben ein: „Sach- und Namensregister" über alle fünf Bände des Werks, welches für dessen Handgebrauch sich als unentbehrlich herausstellen wird, und ein „Gefechtskalender"; dieser enthält, nach der Zeitfolge übersichtlich geordnet, alle Kämpfe, bei welchen mindestens eine geschlossene Compagnie, Escadron oder Batterie gefochten hat, also auch diejenigen, welche im Texte des Generalstabswerks in Rücksicht auf die Uebersichtlichkeit der Darstellung nicht Aufnahme finden konnten, sowie einige andere bemerkenswerthe Vorgänge ohne Nennung der etwa daran betheiligten Truppen; auch führt er stets bei den einzelnen Kämpfen alle diejenigen Truppen auf, welche zu eigener Waffenwirkung gekommen sind oder Verluste erlitten haben, außerdem aber bei den Schlachten insbesondere auch die Truppenkörper, welche während des Kampfes auf dem Schlachtfelde selbst als Reserven verwendet wurden. Mit diesen Angaben schließen wir unsere Betrachtungen über das der höchsten Anerkennung werthe Werk, welches, im Geiste echter Wissenschaftlichkeit verfaßt, Zeugniß ablegt von deutscher Gründlichkeit und Wahrhaftigkeit.

Ein neuer Roman von Karl Emil Franzos.

Ein Kampf ums Recht. Roman von Karl Emil Franzos. Zwei Bände. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 10 M.

„An den Ufern der Havel lebte um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein Roßhändler, Namens Michael Kohlhaas, Sohn eines Schulmeisters, einer der rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit." So fängt H. von Kleist's historische Erzählung an. „Das Rechtsgefühl aber machte ihn zum Räuber und Mörder." Dem Kohlhaas werden von dem Junker von Tronka ein paar Prachtpferde zu Schindmähren verarbeitet, und der Roßhändler, „dessen Rechtsgefühl einer Goldwage glich", setzt wegen der überdies ganz unrechtmäßig zurückgehaltenen Pferde Himmel und Erde in Bewegung, um zu seinem Rechte zu gelangen. Da ihm die Gerichte dies nicht schaffen, holt er es sich selbst. Sein Weib stirbt durch den Lanzenstich eines Landsknechts. Er überfällt Tronkenburg, steckt Wittenberg in Brand, er nennt sich einen Statthalter des Erzengels Michael, einen provisorischen Weltregierer; Martin Luther's Drohbrief schreckt ihn nicht, eine Unterredung mit dem Reformator überzeugt ihn nicht, ein

Großkanzler, ein Prinz, ein Kürfürst mischen sich in die fatale Angelegenheit; es spielt eine bedenkliche Geschichte mit einer Wahrsagerin gegen das Ende herein; dem Kohlhaas wird schließlich sein Recht nach dem Wortlaut des Gesetzes, dann wird er geköpft, und so endet sein durch fremde Willkür verpfuschtes Leben.

Ein ähnliches Ereigniß verlegt Franzos in die Bukowina zu den Ruthenen, und er weiß zunächst eine so intensive Localfarbe über seine Menschen und Landschaften zu breiten, daß man sofort einsieht, man habe es hier nicht mit Land und Leuten zu thun, die bereits gründlich und zur Genüge geschildert worden, sondern mit etwas eigenartig Fesselndem und durchaus Originellem. Daß er Rivalen auf diesem fremdländischen Grund und Boden hat, thut dem Werth seiner Arbeit keinen Abbruch. „Die Ruthenen, nun der friedlichste und unterdrückteste slawische Stamm, sind einst das wehrhafteste und keckste Glied dieser Völkerfamilie gewesen, ewig zu Raub- und Rachekriegen geneigt, der Schrecken ihrer Nachbarn, der Polen, Moskowiter und Rumänen.“ Diese Charakteristik des Volks, die uns Franzos gibt, paßt — nur umgekehrt — auf seinen durchaus sympathischen Helden. Der Taras Barabola war einst ein friedlicher, dann ein unterdrückter, endlich wird er ein kecker und wehrhafter Mann. In dieser Darstellung des Werdens liegt einer der größten Vorzüge des Franzos'schen Romans: es entwickelt sich alles auf der unverrückbaren Basis des Charakters nach der unerbittlichen Verkettung von Ursache und Wirkung. Dieses Bloßlegen des psychologischen Vorgangs mit derselben Genauigkeit, wie uns der Anatom die Venen, Sehnen, Nerven des Körpers zeigt, ist ein Hauptverdienst unsers Autors, und er thut es in viel idealerer Weise, weil der Psychologe eben idealer vorgehen kann als der Physiologe. Dieser folgt den feinsten Windungen der Materie, jener den zartesten Wallungen des Gemüths und der Seele.

Taras ist ein uneheliches Kind. Er kann nicht einsehen, warum ihn die rohen Naturmenschen büßen lassen für einen Fehler, den seine Mutter großherzig auf sich nimmt, während der Vater das Kind verleuguet, sich aber von ihm ernähren läßt. Die Ermahnung der Mutter, gerecht zu sein, schlägt tiefe Wurzeln in des Knaben Gemüth. Er vergilt seinen Peinigern mit Wohlthaten; er ist der Samariter des Evangeliums. Er wird ein fleißiger Knecht, in Ackerwirthschaft und Viehzucht durchaus tüchtig erfahren; ein Zufall verschlägt ihn aus der Ebene zu dem Volke des Gebirgs, und hier wird er ein Reformator der Sitten und der Arbeit. Er liebt ein reiches Mädchen, er flieht es, um es nicht unglücklich zu machen. Sie sucht ihn auf der Heide auf, er geleitet sie zurück — aus Ehrgefühl. Sie wird krank — und sein Weib, auf das er nun bauen kann, was auch das Schicksal verhänge. Aus dem Verspotteten wird ein begüterter Hochangesehener. Dieser Personification des Rechtsgefühls gegenüber stellt nun Franzos den Wenzel Hajek, einen Böhmen, Mandatar des Grafen Georg Borecki. Graf Borecki „war ein fleißiger, thatkräftiger Cavalier, welcher sich gründlichen Studien über das junge Frankreich widmete, soweit es weiblichen Geschlechts war, und bei Mabille tanzte. Seiner Güter dachte er nur, wenn er Geld brauchte, aber darum dachte er ihrer so oft wie der eifrigste Landwirth.“ Hajek wird zur möglichst ausgiebigen Verwaltung derselben nach Zulawce geschickt; er glaubt durch den sanften, alle auf Rechtstitel gestützten Forderungen willig leistenden Taras das ganze in Waffen starrende Dorf am leichtesten unterwerfen zu können. Langsam, aber verhängnißvoll läßt Franzos diese beiden Schachspieler Zug um Zug thun. Alle auftretenden Nebenpersonen leben: der betrunkene Pfarrer Martin, der immer dem recht gibt, der zuletzt auf ihn eingesprochen, der Richter Stephan, die später eingreifenden Advocaten, polnischen Grafen und Gräfinnen, alle werden mit einem spannenden curriculum vitae eingeführt. Was die wilden Dörfler mit den Waffen erfechten wollen, erledigt Taras durch Kreisamt und Gerichte; die Robot, die Tributpflicht, die das Dorf verweigert, setzt er durch und leistet sie im Nothfalle mit eigener Kraft und Habe. Als endlich der Mandatar einen Acker für die Herrschaft in Anspruch nimmt, welcher der Gemeinde gehört, und hüben und drüben Blut geflossen, beschließt Taras, dieses Unrecht nicht zu dulden. Er hat sich in der Verderbniß der Welt ein Kindesherz bewahrt und glaubt nach seiner Mutter Gebot, wer recht thut, dem müsse auch stets hienieden sein Recht werden. Hier tritt nun der große tragische Conflict ein. Da eine Grenzverrückung stattgefunden, wird die Gemeinde abschlägig beschieden. Die Wirkung auf Taras ist eine ungeheuere, vernichtende. Es ist unmöglich, an dieser Stelle auf alle die feinen oder großartigen Züge hinzuweisen, welche in der nun beginnenden Odyssee nach dem Recht, der Kolchisfahrt nach dem Goldenen Vlies der irdischen Gerechtigkeit, das Werk zu einem so hervorragenden machen. Was Taras, was die einfache Bäuerin Annsia, sein Weib, wird, während das Schicksal sie zermalmt, das zu zeigen, war eine der künstlerischen Aufgaben, die sich der Verfasser stellte. „Trauriges geschieht oft, Tragisches selten; die wenigen reinen echten Trauerspiele, welche das Schicksal auf Erden dichtet, haben stets solche Menschen zu Helden“ wie diesen Taras. Er hat eben das beste Herz, und das kann offenkundig geduldetes officielles Unrecht am wenigsten begreifen. „Ich würde ihn verstehen, wenn er erst vierzehnjährig wäre“, denkt der auch trefflich gezeichnete Pope Leo, der Nachfolger Pfarrer Martin's, über ihn. Aber Taras denkt: „Wer den Weg des Rechts wandelt, muß doch schließlich sein Ziel erreichen.“

Jede einzelne Fahrt, die Franzos nun seinen Helden thun läßt, ist ein kleines Cabinetstückchen. Besonders die Schilderung der Fahrt zum Kaiser in Wien. „Du Aermster!“ schluchzte Annsia und bedeckte sein Haupt mit Küssen und Thränen. „Graue Haare! Graue Haare!“ So kommt der kräftige Mann zurück; er hat den Kaiser gesehen, der sich um Kartenhäuschen bekümmert und sich mit Taras'

Nationalanzug, nicht aber mit seinem Rechtsfall beschäftigt. Taras hat auch im Audienzsaal die babylonische Sprachenwirrniß Oesterreichs gehört — eine köstliche Satire auf noch heute bestehende Zustände. Er hat auf seinem weiten Wanderwege nach Wien nicht einen Glücklichen getroffen; er ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß alle Menschen, wie der Pope sagt, Gottes Kinder, aber daß Gott, wie die Aeltern, nur Leben und Erziehung geben, darüber hinaus aber nicht wirken können, daß für sein Gerecht- oder Ungerechtsein jeder später selbst einzustehen hat. Es gibt einen Zufall, aber nicht er treibt sein Spiel mit uns, sondern im Gegentheil, wir treiben es mit ihm. Nun langt auch des Kaisers abschlägiger Bescheid ein. Taras vermacht Hab und Gut seinem Weibe, seinen Kindern und rechtfertigt sich in einer langen Rede wegen seiner Richterthätigkeit im Dorfe Zulawce. Viele haben diese Rede für zu lang erklärt, ich kann kein überflüssiges Wort darin finden. Diese Scene vor der Dorfschenke, diese rührende Selbstanklage Taras', der nichts Nachtheiliges gegen sich zu sagen weiß, als daß er Hochmuth gefühlt, weil er sich so kreuzbrav und gerecht wußte, während er allen Lastern, selbst dem Meineid, gegenüberstand; die Scene, in der er sein Leben von Anfang bis zum Ende bloßlegt und dann, Weib und Kind verlassend und dem Elend preisgebend, für das abstracte Recht, nicht für selbsterlittenes Unrecht, in den Bergwald wie der Corsicaner in den Buschwald geht, wie er ein Hajdamak wird: diese Scene ist mit einer heutzutage seltenen Kraft und überzeugenden Klarheit dargestellt. Taras wird der Rächer allen Unrechts im Lande, der Vertheidiger allen Rechts, gegen wen es immer sei — des Bauern gegen den Fronherrn, des feudalen Barons gegen den ungerechten Knecht, des eigenen Mitkämpfers gegen die andern outlaws, die andern Banden des Bergwaldes oder der Tiefebene, wenn sie Unrecht anstatt Recht üben; er duldet nicht, daß ein Kreuzer genommen, ein Geschenk ins Lager geführt werde; kurz, er ist — das Recht!

Natürlich findet er unter den ihm Zuströmenden kaum einen, der auf die Dauer mit diesen Zuständen zufrieden ist, besonders da sie mit unerhörter Kühnheit und Lebensgefahr, wie der Byron'sche Wolf, in die Hürden fahren müssen, um Missethat, Schändung, Rechtsverkümmerung zu sühnen. Mit Christus vergleichen ihn seine Landsleute. Ein einziger Jude, der auch bitter Unrecht erlitten, und sein alter Knecht Jemilian stehen ihm treu und verständnißvoll zur Seite. Selbst sein charaktergroßes, todesmuthiges Weib misversteht ihn in seiner männlichen Starrheit, als ihm durch Restituirung des Ackers scheinbar sein ganzes Recht geworden war. Aber ein paar ausgemachte Schurken täuschen den Rächer, sodaß er an dem vermeintlichen Peiniger und Schänder eines Dorfes Vergeltung übt, an einem — Gerechten! Da sieht Taras ein, daß er sich zu weit vermessen, als er sämmtliche Leitersprossen zwischen dem Menschen und der höchsten Gerechtigkeit, Gott, herstellen zu können glaubte. Und weil er somit selbst ein unvergütbares, fürchterliches Unrecht begangen, stellt er sich den Gerichten.

Kohlhaas kämpft noch um sein persönliches Recht im Jahre 1550; Taras in den Vormärztagen für das Recht aller, sich und sein Heim, sein großes Weib, seine Kinder dagegen gering, für nichts achtend.

Kleist's Sprache in der Erzählung ist nicht mehr die unserige, sie klingt wie ein Speerstoß eines reisigen Landsknechts zur Reformationszeit; seine Charakteristik ist mehr Farbenskizze als vollendetes Bild. Franzos' Stil ist prägnanter als der Kleist's; und ich möchte den sehen, der die huzuler Gestalten, der den Taras Barabola, die Annsia und zahllose andere wieder vergessen könnte! Auf seine Charaktere ist in ihrer Continuität Verlaß. Die Unfreiheit des menschlichen Willens ist auf den Charakter gebaut. Jeder muß thun, was er thut. Taras kennt sein Weib so gut, daß er trotz des Gerüchts weiß, sie könne im höchsten Unglück nicht wahnsinnig geworden sein. Ohne Lohn erfüllt er seine ihm von seinem Gewissen aufgebürdete Mission. Es ist großartig gedacht und innerlichst wahr, daß er augenblicklich zu Grunde gehen muß, sobald er sich auch nur des geringsten Unrechts zeihen kann. Versöhnend wirkt am Schlusse die Versöhnung mit Annsia, seinem Weibe, das ebenso starr von ihm blieb, als es einst dem Gerechten zur Seite stand. Gerade die frühern Schwankungen und Beleidigungen Annsia's ihrem Gatten gegenüber machen sie uns lieber und werther, weil sie weniger vollkommen, menschlicher erscheint.

Rudolf von Ihering sagt in seinem „Kampf ums Recht": „Die ideale Auffassung des Rechts bildet nicht das Vorrecht höher angelegter Naturen, sondern der Roheste ist ihr ebenso zugänglich wie der Gebildetste, der Reiche wie der Aermste. ... Der Kampf ums Recht ist die Poesie des Charakters."

Es ist Franzos gelungen, seinen Charakterkopf Taras poetisch zu verklären, und ich muß bekennen, daß ich in seinem Werke selbst vergeblich nach Schatten suchte.

Alfred Friedmann.

Die Lösung der Wallenstein-Frage.

Die Lösung der Wallenstein-Frage. Von Edmund Schebek. Berlin, Th. Hofmann. 1881. Lex.-8. 12 M.

„Den Manen des Herzogs von Friedland" gewidmet, gibt sich das vorliegende merkwürdige Buch schon dem Titel nach als den Abschluß jener längern Reihe von wichtigen archivalischen Forschungen, die während der letzten Jahre über die Katastrophe Wallenstein's von verschiedenen Seiten angestellt worden sind, und die in der Beurtheilung des gewaltigen Kriegshelden und namentlich der dafür maßgebenden Frage nach der Art und dem Grade seines Verschuldens einen vollkommenen Umschlag zu seinen Gunsten bewirkt haben. Die Arbeit von Edmund Schebek lehrt uns — ein höchst überraschendes Ergebniß, an dem aber angesichts des vorliegenden Materials ein Zweifel nicht mehr erlaubt ist — in einer bestimmten Persönlichkeit die Urheberin aller der Anklagen kennen, welche, ohne thatsächliche Begründung, immer wieder und wieder vorgebracht, mit unermüdlicher Geschäftigkeit immer durch neue Kanäle und in tausend wechselnden, blos dem Kern nach gleichen Gestalten in das Ohr der Mächtigen geblasen, den Herzog erst bei dem ihm so ganz verpflichteten Kaiser, dann bei seinen Fürsprechern am wiener Hofe, bei seiner eigenen Armee und endlich bei allen seinen Zeitgenossen in ehrabschneiderischer Weise zum Verräther stempelten, um dieses saubere Geschäft mit gleichem Eifer und mit ähnlichem Erfolge auch noch bei der Nachwelt fortzusetzen.

In der Zeit, da Schiller seinen „Wallenstein" dichtete, galt die Schuld des Herzogs von Friedland im allgemeinen als eine erwiesene Thatsache, wenn man auch über die Absichten und Ziele, die dabei maßgebend gewesen waren, noch keine genauere Kenntniß gewonnen hatte. Erst als die so lange ängstlich gehüteten Archive der historischen Forschung zugänglicher wurden, namentlich in den vierziger und funfziger Jahren, sind die Materialien allgemeiner bekannt geworden, auf die sich die herkömmliche Meinung von dem Verbrechen Wallenstein's stützte. Es galt danach für ausgemacht, daß derselbe, vom Ehrgeiz verblendet, inmitten des mit dem großen Kriege über Deutschland hereingebrochenen Chaos sich selbst zu einem mächtigen Fürsten habe aufschwingen wollen, daß er nach dem Kurhut gestrebt oder gar die böhmische Königskrone zu gewinnen getrachtet habe, daß er sein Ziel zu erreichen gedacht mit Hülfe der von ihm zum Dienste des Kaisers geschaffenen Armee, in offener Rebellion gegen seinen Kaiser und Herrn, und daß er, um des Erfolgs ganz sicher zu sein, sogar mit dem von ihm bekämpften Schweden in Verbindung getreten sei und sich so der denkbar schwersten Art von Landes- und Hochverrath schuldig gemacht habe.

Im Laufe der Jahre hat sich darin eine fortschreitende Wandlung vollzogen, und somit wird man Wallenstein ganz anders beurtheilen müssen. Niemand wird ihn noch einen Verräther nennen dürfen; im Gegentheil, man wird mit dem allmählichen Bekanntwerden der durch die kritische Forschung gewonnenen neuen Ergebnisse in immer weitern Kreisen sich daran gewöhnen, in Wallenstein einen von den Männern zu ehren, die in trüber Zeit Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hatten, welche wußten, wessen das so namenlos elende Deutschland vor allem bedurfte, einen Mann, der mit dieser Erkenntniß den Willen und die Kraft verband, Abhülfe zu schaffen und dem deutschen Volke die zu einer gedeihlichen Entwickelung nach innen und einer achtunggebietenden Stellung nach außen unerläßlichen Bedingungen zu erwerben. Der feige Mord, dessen Opfer er wurde, ist für die Schicksale Deutschlands verhängnißvoll geworden: durch ihn allein wurde der schon sechszehn Jahre wüthende Krieg um fernere greuelvolle vierzehn Jahre verlängert, durch ihn Deutschland fernern Religionskämpfen preisgegeben, dem Ausland überantwortet und zum Bentestück schwedischer und französischer Vergrößerungssucht gemacht. Schon Ranke hatte in seiner Monographie über Wallenstein, ohne die Schuldfrage zu verneinen, doch auf die hohen politischen Ziele hingewiesen, die der Herzog, nicht zu seinem persönlichen Vortheil, sondern zum Besten des Reichs erstrebt zu haben scheine, und hatte die nationale Verdienstlichkeit und die moralische Berechtigung dieser Entwürfe den Anklagen Wallenstein's gegenüber nachdrücklich betont. Indem er auf diese Seite den Ton legte, mochte er auf der andern doch aber nicht leugnen, daß Wallenstein zur Erreichung an sich löblicher Ziele Mittel angewandt habe, die als verbrecherische bezeichnet werden müßten. Ranke schlug also im ganzen einen Mittelweg ein, und mehr — das muß zugegeben werden — ließ sich angesichts der damals für diese Frage vorliegenden Materialien vom Standpunkte der Forschung aus kaum thun.

Heute liegen die Dinge aber ganz anders. Seitdem nämlich die verdienstlichen Forschungen von Hallwich („Wallenstein's Ende. Ungedruckte Briefe und Acten", 2 Bde., Leipzig 1879) aus der so gut wie vollständig zusammengebrachten Correspondenz des Herzogs — und zwar aus ebendenselben Briefen, Entwürfen und Acten, die nach des Herzogs Ermordung, theils mit Wallenstein's Nachlaß, theils aus dem seiner Vertrauten, theils bei den inhaftirten Unterhändlern, von der kaiserlichen Regierung in Besitz genommen waren, um auf Grund derselben die Schuld und damit die Berechtigung der blutigen That zu Eger der Mit- und Nachwelt darzuthun — den unwiderleglichen Nachweis geführt haben, daß der wiener Hof auch nicht eine einzige Zeile in seiner Hand gehabt hat, die er zur Begründung der gegen Wallenstein erhobenen Anklagen hätte vorbringen können, daß mithin alles, was man gegen den Ermordeten von Amts wegen vorbrachte, der scheinbar vorhandenen actenmäßigen Begründung thatsächlich vollkommen entbehrte, also wenn nicht vom Hofe erfun-

den, doch gewissenlosen Verleumdern ohne genügenden Beweis leichtsinnig geglaubt und nachgesprochen war: seitdem ist der Hochverräther Wallenstein ein für allemal aus der Geschichte in das Gebiet der historischen Fabel oder der tendenziösen Lüge zu verweisen.

Von jenen Hallwich'schen Forschungen nun, die nach dieser Seite hin geradezu abschließend sind, ist Schebek ausgegangen, um die Quelle der über Wallenstein ausgesprengten Lügen zu ermitteln, und das höchst überraschende Resultat seiner umsichtigen Forschungen bietet er uns in dem vorliegenden Buche, das halb untersuchend, halb darstellend zugleich alles das actenmäßige Material enthält, welches für die in Rede stehende Sache irgend in Betracht kommt. So wenig glaublich es zunächst klingen mag, Schebek erbringt den actenmäßigen, urkundlichen Beweis dafür, daß, wenn der gewaltige Herzog von Friedland auch viele offene und geheime Widersacher und Neider hatte, sein Sturz und sein blutiges Ende doch in der Hauptsache den rastlosen Intriguen eines einzigen wüthenden Gegners zuzuschreiben sind — dem kaiserlichen Geheimenrathe Wilhelm Grafen Slawata. In diesem lernen wir einen politischen Intriguanten kennen von einer Rührigkeit, einer Verwegenheit, vor allem aber einem Erfolge, daß ihm kaum irgendein anderer Mann dieses Schlags als ebenbürtig an die Seite gesetzt werden kann.

Wilhelm Slawata von Chlum und Koschumberg war 1572 als Sprößling eines heruntergekommenen böhmischen Adelshauses geboren, trat, um sich die Hand einer reichen Verwandten und die Erwerbung des dieser zustehenden fürstlichen Vermögens der betreffenden Linie zu sichern, zum Katholicismus über, nachdem er sich durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Italien, Sicilien und Malta und durch Studien in Siena dazu vorbereitet hatte. Zu Ende des Jahrhunderts bereiste er dann ganz Deutschland, Dänemark, Holland, England, Schottland, Frankreich und Spanien. Heimgekehrt, wurde er 1600 Kämmerer und Hofmarschall Kaiser Rudolf's, vermählte sich 1602 mit Lucie Ottilie aus der Neuhauser Linie der Gosenberger, an die nach ihres einzigen Bruders Tode 1604 der fürstliche Landbesitz dieses Hauses in Böhmen und Mähren fiel; dann war er eine Zeit lang Burggraf von Karlstein, wurde 1611 Oberst-hoflehnrichter und 1612 Kammerpräsident. Bald that sich Slawata neben Lobkowitz als einer der eifrigsten Vorkämpfer der katholischen Partei hervor: wie er 1609 seine Mitwirkung bei der Durchführung des Majestätsbriefs verweigert hatte, so war er nach dem Regierungsantritt Matthias' neben Martinitz der beredteste Wortführer einer rücksichtslosen katholischen Fraction. Bekannt ist, wie Slawata deshalb als eins der ersten Opfer der Erhebung im Mai 1618 fallen sollte, aber durch eine glückliche Fügung dem ihm durch den Sturz aus dem Fenster zugedachten Tode entging. Nachdem er dann einige Zeit in Verborgenheit gelebt, floh er aus Böhmen, bis durch die Schlacht am Weißen Berge für ihn und seinesgleichen die Zeit der Ernte gekommen war. Von Ferdinand II. in allen Aemtern und Würden bestätigt, wurde Slawata 1621 in den Grafenstand erhoben, erhielt 1623 das Amt eines Oberstlandrichters, dann das eines Oberstlandkämmerers, 1625 das eines Oberstlandhofmeisters und die Würde eines Geheimraths. Ihm wurde weiterhin der Vorrang eingeräumt vor allen Grafen mit dem Titel „Regierer des Hauses Neuhaus", 1628 wurde er Oberstlhofkanzler, 1630 bekam er die Pfalzgrafenwürde und 1643 das Goldene Vlies. Im Jahre 1652 starb er. Slawata erscheint als einer der Heißsporne der katholischen Fraction, namentlich auch wegen seiner intimen Verbindung mit dem Jesuitenorden. Seine Correspondenz weist viele Briefe an Jesuiten auf; dem Pater Ferus (Georg Plachy) übertrug er die Revision der deutschen Uebersetzung seines (böhmisch geschriebenen) Geschichtswerks; ein belgischer Jesuit, Pater Julius de Coure, war sein vertrauter geistlicher Rathgeber, und am 19. September 1645 schrieb er an den Jesuitengeneral Pater Vincenz Carafa nach Rom, er habe schon vor 28 Jahren den Wunsch gehegt, in den Jesuitenorden zu treten, und sei nach dem Tode seiner Gemahlin (1633) auch dazu entschlossen gewesen; sein Beichtvater aber habe ihm gerathen, daß er noch ferner dem Staate seine Dienste widmen möge; doch bat er noch bei dieser Gelegenheit um die Erlaubniß, auf dem Todtenbette die drei kleinern Ordensgelübde ablegen zu dürfen und in dem Gewande eines Laienbruders der Jesuiten in irgendeiner ihrer Kirchen begraben zu werden: wirklich ist Slawata dann auch in der Jesuitengruft zu Neuhaus bestattet worden.

Dieser Zug charakterisirt den Mann zur Genüge; Falschheit und Zähigkeit weist Schebek an einer langen Reihe von Thatsachen als die Grundzüge seines Wesens nach; daraus entspringen bei ihm Verstellung, Lüge, Verschmitztheit, Heuchelei, Gleißnerei und Verleumdung, aber auch Klugheit, Vorsicht und Geschmeidigkeit. Außerordentlich war seine Geschäftskenntniß und Geschäftsgewandtheit: umfassenden Blicks übersah er gleichmäßig die innere und die auswärtige Politik; dazu besaß er eine fast gelehrte Bildung, namentlich große Belesenheit in der Geschichte und in den Classikern. Und alle diese Eigenschaften hat Slawata nun zu vollster Wirksamkeit entfaltet in seinem langjährigen, consequenten Kampf gegen Wallenstein. Denn das ist, kurz zusammengefaßt, das wichtige Ergebniß der von Schebek im neuhauser Archiv aufgefundenen Correspondenz, Entwürfe, Notizen und historischen Werke Slawata's, daß wir nun mit voller Bestimmtheit ihn als den Urheber des Lügengewebes bezeichnen können, dem Wallenstein zum Opfer fiel und von dem auch die Geschichtschreibung so lange getäuscht worden ist. Mit Recht bemerkt Schebek in Bezug darauf:

> Proteusartig, in den verschiedensten Gestalten und mit den verschiedensten Waffen führt er diesen Kampf. Jeder Handlung, jeder Lage sieht er die Seite ab, welche sich gegen den Feind ausnutzen ließe und richtet danach sein Geschoß ein, und im rechten Augenblick wird es auch abgedrückt. Kommt es dennoch zuweilen vor, daß eins versagt oder über das Ziel hinausfliegt, so verliert er deshalb den Muth nicht; bei nächster Gelegenheit

steht er schon wieder kampfgerüstet auf dem Platze. Zudem versteht er es, mächtige Bundesgenossen zu gewinnen. Es wäre ein Irrthum, ihn für ein Werkzeug der Jesuiten oder einen Agenten Baierns und Spaniens zu halten. Im Gegentheil! Er selbst war es, welcher den Papst, Baiern und Spanien herbeirief. Bei ersterm, welcher Wallenstein lieber auf seine, beziehungsweise Frankreichs Seite gezogen hätte, war zwar der Versuch misglückt; der Mitwirkung Baierns und Spaniens sowie aller bei Hofe oder in der Gentry über den Herzog Misvergnügten bediente er sich bei dem aus eigenem Antriebe und zur Stillung des eigenen Hasses unternommenen Werke. Ebenso verhält es sich mit den Generalen, welche zur Ausführung seiner Entwürfe zum Sturze des Generals geworben wurden. Alles bewegte sich nach den Fäden, die von einer unsichtbaren Hand gezogen wurden, und zwar ohne daß vielleicht einer von den Hauptpersonen der Intriguen sich dessen bewußt wurde, daß sie geleitet werden, anstatt zu leiten. Darin bekundet er sich eben als Meister des Ränkespiels, daß er jedem Mithandelnden die Ueberzeugung, sein eigenes Interesse stehe in Frage, beibrachte oder ließ, sich selbst aber im Hintergrunde hielt.

Wir müssen an dieser Stelle natürlich darauf verzichten, in allen Einzelheiten die Beweisführung zu wiederholen, die Schebek an der Hand der von ihm aufgefundenen Archivalien für diese von ihm gegebene Charakteristik Slawata's beigebracht hat. Nach derselben kann es aber keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß Wallenstein den langjährigen, vielverschlungenen, erstaunlich fein entworfenen und meisterhaft durchgeführten Intriguen dieses seines Todfeindes erlegen ist, der sich unter der Maske der bewundernden Freundschaft in sein Vertrauen zu stehlen wußte. Slawata rühmt sich selbst einmal, er habe mit Wallenstein lange Umgang gepflogen und sein Naturell sozusagen anatomisirt. Seine genaue, durch die schärfste Beobachtungsgabe vermittelte Bekanntschaft mit den Eigenthümlichkeiten des Herzogs in Umgang und Rede setzt ihn dabei in den Stand, seinen Schilderungen den Anstrich des Glaubhaften zu verleihen. So umgibt er, wie Schebek actenmäßig nachweist, Wallenstein jahrelang mit einem Netze von Spinnen und liegt selbst beständig auf der Lauer: er hat eine förmliche Witterung dafür, was sein Opfer in dieser oder jener Situation im Sinne führen konnte. Natürlich traut er ihm immer das Schlechteste zu. In seiner Berechnung weiß er die von ihm ausgesonnenen Anschläge des Herzogs gerade dort anzubringen, wo sie am empfindlichsten berühren mußten und wo auch das thatkräftigste Eingreifen in seinem Sinne zu gewärtigen war. So verhetzte er Wallenstein planmäßig bei aller Welt, beim Kaiser und beim Thronfolger, bei den hohen Würdenträgern, bei der Geistlichkeit, beim Adel, beim Militär, im In- und Auslande, bei Freund und Feind. Den Haß Maximilian's von Baiern macht sich Slawata zu Nutze, um so Wallenstein's Sturz zu Regensburg (1630) herbeizuführen; so wirkt er auch in der Folgezeit mit verdoppeltem Eifer und Aufbietung aller Kräfte, als der verhaßte Gegner durch die Ereignisse des Jahres 1632 noch einmal zu glänzender Herrlichkeit aufgestiegen war. Die Mittel, deren er sich dabei bediente, waren verschiedene: viel wirkte er durch eine weit ausgebreitete Correspondenz, manches konnte er in amtlicher Eigenschaft durch Gutachten und Denkschriften thun; in andern Fällen nahm er zu anonymer Schreiberei seine Zuflucht, vor allen Dingen aber stand er, der Wallenstein wegen der mit Wissen und Willen des Kaisers angeknüpften Unterhandlungen mit Sachsen und Schweden als Hochverräther denuncirte, selbst mit dem Auslande, namentlich mit Spanien, in der allerintimsten Verbindung und trug kein Bedenken, den Gesandten und Agenten des katholischen Königs die wichtigsten Geheimnisse seines Amts preiszugeben, um sie dadurch zur gemeinsamen Vernichtung Wallenstein's zu gewinnen. Auf Slawata führen, wie erst die entscheidenden Gutachten, welche die Ermordung des Herzogs als nothwendig darstellten, so nachher die amtlichen Denkschriften zurück, welche das Geschehene rechtfertigen sollten, und als Geschichtschreiber hat Slawata endlich die von ihm erfundene Fabel von dem Hochverrath Wallenstein's auch in die geschichtliche Ueberlieferung eingeführt und so noch die Nachwelt irregeleitet und belogen.

Spät, aber glänzend ist Wallenstein gerechtfertigt, und er verdient es, in dem Andenken des deutschen Volks allein in seiner wahren historischen Gestalt fortzuleben.

Hans Prutz.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Wir wollen zwar nicht behaupten, daß unsere Bühne an einen Wendepunkt gelangt sei und der Geschmack des Publikums sich wieder mehr dem ernsten Drama zuwende; aber Thatsache ist doch, daß in letzter Zeit mehr als früher verschiedene Bühnen den Versuch machten, auch tragische Novitäten zur Geltung zu bringen. Wir erwähnten schon das manheimer Preisstück „Luigia San-Felice" von Richard Voß, das, nachdem am ersten Abend einzelne Acte einen zweifelhaften Erfolg gehabt, von Hofrath Werther so umgearbeitet wurde, daß die anstößigen Stellen fortfielen. In dieser Gestalt wurde es den Manheimern wieder vorgeführt und stieß diesmal auf keine Opposition. Adolf Wilbrandt's „Kriemhild" ist am berliner Hoftheater und am leipziger Stadttheater in Scene gegangen: die Herren von Hülsen und Dr. Förster, beide Mitglieder des berliner Comité, welches den Schiller-Preis zu vertheilen hat, sind jetzt ihren Verpflichtungen gegen ein Stück nachgekommen, um dessentwillen der Dichter diesen Preis erhalten hat. Wilbrandt's geniale Begabung ist von Publikum und Kritik gleichmäßig anerkannt worden; wir haben dies Preisstück schon früher in d. Bl. gewürdigt. In Leipzig, wo Wagner's „Nibelungen" seit Jahren das Theaterrepertoire in regelmäßiger Wiederkehr des ganzen Cyklus beherrschen, vermochte Wilbrandt's „Kriemhild" indeß auf das mit dem Nibelungenstoff übersättigte Publikum keine nachhaltige Wirkung auszuüben.

Wilbrandt's Trauerspiel „Robert Kerr", welches wir in d. Bl. eingehend gewürdigt haben und welches zur Haupthandlung die zweite Handlung in der „Arabella Stuart" des Heraus-

gebers d. Bl. hat, ist am Hoftheater in Kassel in Scene gegangen, ohne das Publikum sehr zu erwärmen, während die Kritik die großen dichterischen Vorzüge des Stücks mit Recht hervorhob.

Einen durchaus tragischen Helden, dessen geistige Bedeutung sich in einem Drama schwer erschöpfen läßt, hat Rudolf Stegmann sich gewählt in seinem Trauerspiele „Julian der Abtrünnige", welches am dresdener Hoftheater mit Erfolg in Scene ging. Dieser an der Scheide zweier Weltalter stehende rückwärts gewandte Fanatiker des Heidenthums in einer Zeit, welche dem Christenthum zum Siege verhalf, eignet sich mehr zum Heros einer philosophischen Dichtung, trotz des tieftragischen Zugs, der in dieser interessanten Gestalt unverkennbar ist. Eine Hauptheldin des Stegmann'schen Dramas ist die slawische Prinzessin Basilia, welche, in Liebe zu Julian erglühend, die Hinneigung desselben zum heidnischen Cultus mit dem Feuer ihrer Leidenschaft nährt.

In Weimar kam ein Trauerspiel „Ludwig XI." von Lothar Clement, ebenfalls mit gutem Erfolg, zur Aufführung. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an das Stück „Ludwig XI. in Peronne" von Joseph Freiherrn von Auffenberg, welches seinerzeit eins der beliebtesten Repertoirestücke war. Nach dem Roman Walter Scott's „Quentin Durward" gedichtet, enthält es in dem König Ludwig XI. und seinem Barbier Olivier vortreffliche Charakterrollen.

Am münchener Hoftheater wurde ein Schauspiel von Karl Heigel: „Josephine", welches die Gemahlin des Kaisers Napoleon zum Helden hat, mit Erfolg gegeben, während in Frankfurt das Trauerspiel „Laroche" von Dr. F. L. Neubürger Beifall fand. Auch dies Stück spielt in der Napoleonischen Zeit: der Held ist ein Secretär des Kaisers, ein Jude mit großen socialen Reformplanen, der an Lassalle erinnert und auch dessen Schicksal theilt, in einem Duell wegen eines Liebeshandels zu fallen.

Ein eigenartiges Experiment hat Otto Devrient gemacht, indem er auf der Bühne des berliner Victoria-Theaters das Schauspiel Calderon's „Ueber allen Zauber Liebe" zur Darstellung brachte. Natürlich lassen sich solche Galvanisirungen nicht ohne Hülfe der Musik und glänzender Inscenirung ins Werk setzen: und so hat denn auch das Victoria-Theater, dessen Maschinerien und Decorationen sich ja oft bewährt haben, das Seinige gethan, um den spanischen Hellenismus dem Publikum annehmbar zu machen. Der Held des Stücks ist Odysseus und die Heldin nicht etwa die liebenswürdige Nymphe Kalypso, sondern jene Zauberin Circe, welche die Genossen des abenteuernden Seehelden in Schweine verwandelte. Dieser Hintergrund der Handlung hat etwas Bedenkliches; die Komik des Stücks zeigt eine brüske Naivetät; nur die Liebesscene zwischen Odysseus und Circe, als der erstere vom Schatten des Achilleus abberufen wird, hat poetische Glut. Wir halten derartige Experimente mit Stücken, die einer fremden Weltanschauung angehören oder gar aus zwei Weltanschauungen künstlich zusammengeflickt sind, für durchaus unfruchtbar.

Auf dem Gebiete des Lustspiels herrscht neben Schönthan und Moser, die in „Krieg im Frieden" ein treffliches, von frischer Laune beseeltes und an ergötzlichen Genrebildern reiches Lebensbild geschaffen, während Moser's „Reif von Reiflingen", der aus „Krieg im Frieden" zu dramatischer Selbständigkeit emancipirte Held, noch nicht auf den Bretern erschienen ist, Hugo Bürger, ein Dichter, dem Moser's Leichtigkeit und graziöse Laune fehlt, der seine gediegenen Tendenzen etwas schwerfällig in Scene setzt. Sein Schauspiel „Gold und Eisen" ist nun auch in Leipzig gegeben worden, hat aber nur wenig angesprochen. Der Gegensatz zwischen Speculation und Arbeit ist nicht tief genug erfaßt, und man hört gleichsam zu sehr das Knarren und Aechzen der dramatischen Maschinerie. Einzelne Lustspielscenen sind gut entworfen und ergötzlich. Ueber das neueste Stück Hugo Bürger's: „Der Joursix", welches am hamburger Thaliatheater und am berliner Wallner-Theater mit Erfolg in Scene ging, gehen die Urtheile auseinander. Es scheint leichtern Kalibers zu sein, als seine zusammengetiftelten Tendenzstücke, und mehr gesellschaftliche Thorheiten zu geiseln. Der Joursix einer Frau Buchholz steht im Mittelpunkte der Handlung; der erste und erfolgreiche Liebhaber ist ein Afrikareisender, der den Joursix durch seine Anwesenheit verherrlicht. Das hohle Treiben in diesen Salons wird in ergötzlicher Weise persiflirt: aber die Handlung ist arm und ohne Spannung.

Ob „Die Spinne", das neue Lustspiel des Grafen Moy, das in München eine freundliche Aufnahme fand, über alle deutsche Bühnen kriechen wird, ist fraglich, da der Stoff etwas absonderlicher Art ist. Es handelt sich um eine Familienaussöhnung, welche zwei Liebenden zugute kommt; sie wird durch eine merkwürdige Spinne herbeigeführt, durch welche der eine alte Aristokrat, ein Spinnenfreund, der aber dem andern spinnefeind ist, auf das Gut desselben gelockt wird. Man rühmt den Dialog, die Handlung selbst soll ziemlich dürftig sein.

Das Schauspiel „Verfehmt" von M. Brée, welches am berliner Nationaltheater mit Beifall in Scene ging, ist ein oberbairisches Volksstück, dessen Held, ein edelmüthiger junger Bauer, für den Vater seiner Geliebten schuldlos eine lange Zuchthausstrafe absitzt.

Bibliographie.

Darwin, C., Die Bildung der Ackererde durch die Thätigkeit der Würmer, mit Beobachtung über deren Lebensweise. Aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. Mit 15 Holzschnitten. Mit Zusätzen nach dem 5. Tausend des Originals. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 4 M.

Holub, E., Die Colonisation Afrikas. A. Die Franzosen in Tunis. Vom Standpunkte der Erforschung und Civilisirung Afrikas. Wien, Hölder. 1881. Gr. 8. 1 M.

Hofäns, W., Friedrich Wilhelm Rust und das Dessauer Musikleben 1766—1796. Dessau, Barth. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Mehring, F., Herr Hofprediger Stöcker, der Socialpolitiker. Eine Streitschrift. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 2 M.

Natorp, P., Descartes' Erkenntnisstheorie. Eine Studie zur Vorgeschichte des Kriticismus. Marburg, Elwert. Gr. 8. 4 M.

Ranke, L. v., Weltgeschichte. 2ter Thl.: Die römische Republik und ihre Weltherrschaft. 2 Abthlgn. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 20 M.

Riehm, E., Religion und Wissenschaft. Rektoratsrede. Gotha, F. A. Perthes. 1881. Gr. 8. 60 Pf.

Schmid, E. v., Die zweite Schlacht bei Villiers am 2. Dezember 1870. Mit 2 Karten. Stuttgart, Metzler. 1881. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Schopf, A., Nationalepos und Balladendichtung. Eine ethnographische Studie. Wien, Gerold's Sohn. 8. 80 Pf.

Schröder, E., Lichtstrahlen aus Friedrichs des Großen Schriften. Halle, Schwetschke. 12. 2 M. 40 Pf.

Seitz, H., Anton Greiner. Ein Sang vom Thüringer Schneekopf. Hildburghausen, Kesselring. 12. 1 M. 50 Pf.

Stein, Marie, Die Zwillingsbrüder. Eine Erzählung für ihre jungen Freundinnen. 2 Bde. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1881. 12. 6 M.

Stern, A., Ohne Ideale. Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 10 M.

Stieve, F., Ueber die ältesten halbjährigen Zeitungen oder Messrelationen und insbesondere über deren Begründer Freih. Michael v. Aitzing. München, Franz. 1881. Gr. 4. 3 M.

Strackerjan, L., Von Land und Leuten. Bilder und Geschichten aus dem Herzogthum Oldenburg. Oldenburg, Schulze. 1881. Gr. 8. 2 M.

Strassburger Studien. Zeitschrift für Geschichte, Sprache und Litteratur des Elsasses, herausgegeben von E. Martin und W. Wiegand. 1stes Heft. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 2 M.

Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von W. Maurenbrecher. 6te Folge. 1ster Jahrg. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 M.

Thackeray, W. M., Memoiren eines englischen Livreebedienten. Aus dem Englischen von L. Willmore. München, Bibliographisch-artistisches Institut. 8. 2 M.

Thönes, C., Die christliche Anschauung der Ehe und ihre modernen Gegner. Eine von der Haager Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion gekrönte Preisschrift. Leiden, Brill. 1881. Gr. 8. 5 M.

Trabert, F., Sterne und Blumen. Religiöse und weltliche Dichtungen. M. Gladbach, Riffarth. 1881. 8. 6 M.

Die Unsterblichkeitsfrage im Lichte des Materialismus. Versuch einer Lösung in positivem Sinne. St. Gallen, Huber u. Comp. 1881. 8. 1 M.

Ein Vorschlag zur Beilegung des Culturkampfs. Von einem freisinnigen Katholiken. Leipzig, O. Wigand. 1881. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wahrmund, A., Babylonierthum, Judenthum und Christenthum. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Anzeigen.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in **Freiburg i/B.** und Tübingen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Soeben ist erschienen:

Faust.

Ein Fragment

von

Goethe

(1790)

In der **ursprünglichen** Gestalt neu herausgegeben

von

Wilhelm Ludwig Holland,

Professor an der Universität Tübingen.

Kl. 8. (168 u. X Seiten.)

Ausgabe auf Druckpapier M. 1. —

Ausgabe auf holländischem Büttenpapier M. 4. —

Der Neudruck ist nach Dr. S. Hirzel's Exemplar des echten Fragment-Druckes seiten- und zeilengleich hergestellt; das Format stimmt mit dem des Originaldruckes überein; die zum Neudruck verwendeten Typen sind denen des alten Druckes möglichst ähnlich gewählt worden.

Seiner eigenthümlichen Ausstattung wegen wird dieser interessante Neudruck auch Bücherliebhabern, sowie dem größern Publikum willkommen sein.

Kritische Bemerkungen finden sich im Nachwort des Herausgebers.

Die

Deutsche Socialdemokratie.

Ihre Geschichte und ihre Lehre.

Eine historisch-kritische Darstellung

von

Franz Mehring.

Dritte vermehrte Auflage.

Preis: Elegant geheftet 4 M. 50 Pf.

Bremen.

C. Schünemann's Verlag.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

PRÉCIS MILITAIRE

DE LA CAMPAGNE DE 1813 EN ALLEMAGNE.

8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Ein deutscher Offizier unterwirft in dieser Schrift die strategischen Operationen Napoleon's und diejenigen der Verbündeten in den Kämpfen von 1813 einer vergleichenden Kritik und knüpft daran interessante Bemerkungen über das Wesen und die Aufgaben der modernen Kriegskunst.

WESER-ZEITUNG

(Bremen)

Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen Postanstalten

pr. Quartal 7 Mark.

Inserate pr. Zeile 25 Pf.

Probenummern versendet gratis

Die Expedition der „Weser-Zeitung", Bremen.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Thatsachen zur Pocken- und Impffrage.

Eine statistisch-ätiologisch-kritische Studie

von **Dr. med. H. Böing,**

praktischem Arzt und Impfarzt zu Uerdingen a. Rh.

Gr. 8. VI, 112 S. Preis M. 2. 50.

Diese Schrift, welche sich weit über die in der Impffrage herrschende Tageslitteratur erhebt, ward von einem Impfarzt in der Absicht unternommen, die Nothwendigkeit des Zwangsimpfgesetzes wissenschaftlich und erfahrungsmässig festzustellen; die Resultate seiner historischen und kritischen Untersuchungen, deren Schwerpunkt doch in den streng methodisch verwertheten statistischen Ermittelungen beruht, haben ihn genöthigt, schweren Herzens zu der entgegengesetzten Ansicht überzugehen. Die Schrift ist für Aerzte von Interesse; sie trägt das Motto: „Die Resultate wissenschaftlicher Arbeit müssen hingenommen werden, wie sie auch fallen, gleichgültig, ob sie dem Forscher selbst oder der Gesammtheit die schwersten Opfer auferlegen.

R. Volkmann."

Herr Hofprediger Stöcker

der

Socialpolitiker.

Eine Streitschrift

von

Franz Mehring.

Preis: Elegant geheftet 2 Mark.

Bremen.

C. Schünemann's Verlag.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MODERN AMERICAN LYRICS.

Edited by

Karl Knortz and **Otto Dickmann.**

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

(Mit Beilagen von: **Freund & Jeckel** in **Berlin** und der **C. F. Winter'schen** Verlagshandlung in **Leipzig.**)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMANNISCHE LESEHALLE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 23. Februar 1882.

Inhalt: Oelschläger's neue Dichtungen. Von Rudolf von Gottschall. — Pädagogische Schriften. Von A. Sulzbach. — Karl Goedeke's „Grundriß". — Literatur über den Selbstmord. Von H. von Scheel. — Unterhaltungsliteratur. Von Richard Weiland. — Ein Beitrag zur Hygieine. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt; Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Oelschläger's neue Dichtungen.

Novellen in Octaven von Hermann Oelschläger. Leipzig, Staackmann. 1882. 12. 6 M.

Die plauderhafte Muse des Ariosto, Bernardo Tasso, Pulci hat zuerst in Wieland's freizügigen Ottave rime eine Wiedergeburt gefunden; dann bemächtigte sich der Genius Lord Byron's dieser poetischen Darstellungsweise in den Spenserstrophen seines satirischen Epos „Don Juan" und seiner venetianischen Bambocciade „Beppo"; neuerdings aber, namentlich durch Paul Heyse, den Grafen Adolf von Schack und Ernst Eckstein, ist diese Form in der deutschen Dichtung eingebürgert worden und hat bei aller Verschiedenartigkeit der dichterischen Individualitäten doch einen gleichartigen Grundton behauptet.

Was sie charakterisirt, ist die freieste Form des subjectiven Humors und eine Gleichgültigkeit gegen den Stoff, die Fabel der Erzählung; diese Gleichgültigkeit darf allerdings keine vollständige sein, denn das wäre ein künstlerischer Fehler; aber die Begebenheit, die Handlung selbst steht für den Dichter immer erst in zweiter Linie; sie ist gleichsam nur das Blatt, an welches die Seidenraupe ihr werthvolles Gewebe spinnt. Schon von der romantischen Ironie galt dasselbe, doch spielte hier die Weltanschauung eine große Rolle: das Ich triumphirte, indem es alle Dinge der Welt zu einem wesenlosen Schein herabsetzte oder mit ihnen ein keckes Spiel trieb. Die neuen plauderhaften Poeten lassen die reale Welt bestehen; aber sie springen von einer Erscheinung zur andern über, in äquilibristischem Spiel. Die Losung heißt freilich hier: nicht bei der Stange bleiben, allen Ideenassociationen, die sich darbieten, blindlings folgen, eine Phantasiearabeske in die andere schlingen und so das Gefühl der Freiheit, das den Dichter beseligt, auch in dem Leser wecken.

Für diese Spaziergänge des Esprit hat man verschiedene Rhythmen gewählt, mit Recht aber den Reim, selbst den Reimluxus für nöthig gehalten; denn es liegt in dem Phantasiespiel selbst eine gewisse Ueppigkeit, die auch in der Form den entsprechenden Ausdruck finden muß. Reich an wiederkehrenden Reimen ist Lord Byron's Spenserstrophe; die freien Stanzen Wieland's setzen auch gelegentlich dichte Reimtrauben an; die strengere Form der Ottave rime bietet sich mit ihren je drei wiederkehrenden Reimen auch zu so üppigen Phantasiespielen dar; ja in dem Gegensatz zwischen einer architektonisch strengen Strophenform und diesen springenden Gedankengängen liegt selbst ein gewisser Reiz der Darstellung, der Humor des Contrastes: es muß in der Behandlung der Reime und in dem Hinüberziehen der Sätze von Zeile zu Zeile, in den Enjambements, eine sich gegen die Strenge der Form kehrende Ironie hervortreten.

Hermann Oelschläger hat für seine „Novellen in Octaven" die regelrechten italienischen Ottave rime, die Strophe Tasso's und Ariosto's, gewählt und auch die Gesetze derselben streng beobachtet, aber ihnen gleichsam ein Schnippchen geschlagen durch die abenteuerlichen Reime und die Satzeinschachtelungen, welche dem stolzen Gang der Strophen einen Knüppel in den Weg werfen. Die Ottave rime erscheinen so im Vexirspiegel des Humors, ähnlich wie die Spenserstrophe in Byron's „Don Juan". Dadurch ist indeß nicht ausgeschlossen, daß bei Oelschläger die Ottave rime bisweilen mit dem edeln Vollklang ihrer angeborenen Schönheit erscheinen, wenn der Ton ernster Dichtung in Empfindungen und Schilderungen angeschlagen wird.

Eine Bizarrerie des Reims, die von Oelschläger sehr oft benutzt wird, besteht in den Fremdwörtern, z. B.:

Für mich wär' solch ein Fall sehr problematisch.
Viel besser ist es und von größ'rem Nutzen,
Des Sanges erste Strophen gleich emphatisch
Fremdländisch reimend tüchtig aufzustutzen.
Das macht perplex! Der Leser folgt ekstatisch
Den Zauberkünsten, die so trefflich putzen,
Und wickelt dankbar dann vom Kopf zur Sohle
Den Dichter in die schönste Gloriole.

Eine andere liegt darin, daß unvollständige Worte in den Reim gesetzt werden, z. B.:

— — — — — tief unten links
Prangt in der Ecke: „Lady X. X. pinx."

Oder:

Doch nimmt denn meiner Hans sich an, der Herr
Referendar und Lieutenant i. d. R.

Dann liegt eine vis comica in den Reimen, die aus zwei Wörtern bestehen:

Doch schrie sie, ja, sie schrie. Und wie laut schrie sie!
Um Hülfe, Rettung! Eine solche Lage,
Zum Tod gefährlich, hatte ja noch nie sie
Gesehen seit dem Anfang ihrer Tage.
Müd' ward ihr Arm; schon sank bis übers Knie sie
Zurück ins Wasser, das mit wild'rem Schlage
Sie stets bedrängte — jetzt ein Schrei — ein Stoß —
Ein Wellenberg — da läßt die Aermste los.

Dann nehmen sich die humoristischen Octaven die Freiheit gegen das sonst gültige Gesetz, gleichgültige oder nichtssagende Wörter, z. B. so, und, allenfalls, schließlich, in den Reim zu setzen und andere derartige Capriccios, wie sie dem Dichter die humoristische Inspiration eingibt:

Du schönstes auf dem ganzen Erdenrund!
Mit deinen Almen, deinen Sammetwiesen,
Mit deinen Heerden, Wäldern, Deandln und
Den Felsenschluchten, draus die Achen schießen.

Ein solches Capriccio in Octaven ist die Dichtung „Bernardo", ein Nichts von Stoff, kaum eine Anekdote. Der Titelheld ist ein Hotelier in Berchtesgaden, von dessen Tod der Dichter Kunde erhalten: er erinnert sich an einen im Hotel und dem Garten desselben in Studenten- und Künstlerkreisen zugebrachten Abend; Mondschein, ein heranziehendes Gewitter bilden den decorativen Schmuck der Scene. Bernardo will für einen Italiener gelten, doch er ist ein polnischer Jude und hat weibliche Anverwandte in einem Gartenhäuschen versteckt, wo sie durch nächtigen Gesang sich verrathen. Ein liebliches Mädchen, Assy, das einen jungen Grafen liebt, ist eine episodische Gestalt im Rahmen dieser „Novelle", wenn man, wo keine Handlung ist, von einer Episode sprechen darf.

Doch mit den Arabesken graziöser Plauderei hat der Dichter diesen dürftigen Kern der Handlung umsponnen; seine Octaven schweifen auf das Gebiet der neuern Literatur, der italienischen Malerei, der neuesten Judenhetzen, des herrschenden Schwindels hinaus und stecken im Vorüberfluge manches satirische Lichtchen an. Eine komische Wirkung liegt in dem fortwährenden Räuspern dieser Muse, ehe sie zu Worte kommt, ein Räuspern, das sich durch lange Stanzen hindurchzieht. So zögert der Dichter, ehe er mittheilt, was sein Held eigentlich ist, ehe sein Vers eingesteht, daß es sich nur um einen Hotelier handelt:

Denn ich, ich liebt' ihn ja gar sehr. Indessen
Der Leser will, verwöhnt, heut einmal nun
Nur hören von ägyptischen Prinzessen,
Die wie berliner Hofrathstöchter thun.

Schon längst sind ihre Mumien zerfressen,
Auch ihre Geister könnten füglich ruhn,
Doch kommen sie zu jedem Weihnachtsfeste
Ins deutsche Land als unfehlbare Gäste.

Auch Nero ist jetzt wieder Mode worden,
Und Messalina rast in wildem Fest;
Tiberius naht mit seinen Spintrier-Horden
(Jedoch gezähmt) von Capris Felsennest;
Ein andrer bringt uns aus dem hohen Norden
Siegmund — Sieglinde's scheußlichen Incest,
Und alle sind gelobt, geehrt, gepriesen —
Bernardo, sprich, was thust du neben diesen?

Lieblich ist die Schilderung der schönen Assy; aber auch die Nacht im Park wird in stimmungsvollen Strophen geschildert:

Still lag der Park, im Schutz der nächt'gen Horen,
Leis athmend wie im Banne holder Träume;
Allein der Brunnen plätscherte verloren,
Und durch die alten, schwarzen Lindenbäume
Zog süßer Duft. Doch aus des Himmels Thoren
Brach dann und wann entlang die Wolkensäume
Des Horizonts ein jäher Wetterschein
Und blitzte bleich hier in die Nacht herein.

O reicher Zauber tief verschwiegner Stunde,
Wenn uns des Sommers laue Nacht umfängt,
Die mit der Blüt- und Sternenpracht im Bunde
Das arme Herz aufs äußerste bedrängt!
Kein Sträuben hilft. Es zieht den Mund zum Munde
Mit Allgewalt, an schönen Lippen hängt
Des ganzen Daseins Räthsel und wird endlich
In weißen Armen uns so leicht verständlich.

Die Behandlungsweise ist in der ersten Dichtung: „Die Reise nach dem Engadin", ganz dieselbe; doch da diese größer ist und vier Gesänge umfaßt, so muß der Stoff doch auch etwas mehr Handhaben für novellistische Behandlung bieten. Ein Ehepaar reist in der Schweiz und erlebt dabei allerlei Abenteuer: einen Hotelbrand in Chur, bei welchem Anlaß dem Baron ein schönes Weib in die Arme geräth; eine andere Wirthshausnacht, wo ein englischer Master und eine englische Mistreß, mit denen sie zusammengesperrt werden, sehr ungestört Nachttoilette machen; ein Wagenumsturz, der sie in den Inn schleudert u. dgl. m. Auch eine gegenseitige Entfremdung der beiden Ehegatten tritt ein: sie findet einen Jugendfreund, mit dem sie in die Gletscherwelt hinaufabenteuert; er trifft das in Chur gerettete Fräulein wieder, die sich als russische Nihilistin entpuppt und ihm sehr unangenehme Verlegenheiten bereitet; doch am Schluß tönt alles wieder in den vollen und beruhigten Accorden des ehelichen Glücks aus.

Daß sich an dem etwas stärkern Faden dieser Erzählung eine Schnur von Reflexionen und Schilderungen ganz wie in „Bernardo" anreiht, ist selbstverständlich. Es finden sich darunter sehr anmuthende humoristische Glossen und satirische Streiflichter, treffende Bemerkungen de omnibus rebus et quibusdam aliis, auch poetisch werthvolle Beschreibungen der alpinen Welt. Die folgende Schilderung des Flüchtens aus dem Brande ist uns durch jüngste Ereignisse sehr nahe gerückt:

Wohin? Zum Hof hinunter mit den andern!
Die reine Stromflut war's, die sich ergoß
Durchs Treppenhaus, das reine Völkerwandern
Von der Mansarde in das Erdgeschoß,
Aus allen Ländern dieser Welt, bekanntern
Und fremderen, ein buntgemischter Troß,
Der fluchend vorwärts drängte, lärmte, stieß
Und seinem Nächsten Zähn' und Fäuste wies.

O Menschlichkeit — du Wahn, sobald die Noth
Die Bestie jählings in dem Menschen weckte,
Die sich bis dahin unter dem Gebot
Der Heuchelei so wunderbar versteckte.
Unwiderruflich reißen Angst und Tod
Die Larve einem jeden ab, und deckte
Sie selber Königen das Angesicht,
Der Angst des Todes widerstehn sie nicht.

Die Angst des Todes, die Begier zum Leben
Macht jeden wahr. Das ist die goldne Frist,
In der er, wenn ihm alle Fibern beben,
Endlich auf die Komödie vergißt,
Die ärmliche, an die er all sein Streben
Gesetzt. Jetzt zeigt es sich, was an ihm ist.
Legt erst der Tod die Hand schon auf die Klinke,
Greift niemand nach Perrüke mehr und Schminke.

Und was bleibt übrig? Nackte Selbstsucht springt
Dich fletschend an wie eine Tigerkatze,
Und wenn der Sprung — wie immer — gut gelingt,
Zerbricht die Knochen dir ein Schlag der Tatze.
Der schöne Ruf: Barmherzigkeit! verklingt
Leer in der Luft. Der Selbstsucht Höllenfratze
Stürmt über Leichen hin durch Wust und Nacht,
Bis denn auch ihr der Tod ein Ende macht.

Welche schönen, volltönenden Ottave rime die Dichtung auch enthält, beweise folgende Probe:

Und Wunder, ja, doch groß, voll düstrer Pracht,
Voll Majestät, umgeben neu sie wieder,
Der Arvenwälder ernstgestimmte Nacht,
Der Berge hochgestreckte Riesenglieder,
Ein Kaisermantel fließt, sanft abgedacht,
Der Gletscher leuchtend von den Spitzen nieder,
Von Höhen, welche nie ein Fuß beschreitet,
Grandios bis in das Thal hinabgebreitet.

So ragt in stiller Größe das Genie,
Wie die Natur hier einsam thront und schweigt,
Dem Licht nur und der Sphärenharmonie
Ernst zugewandt; nichts Irdisches erreicht
Ihr Haupt; zu ihren Füßen sehen sie,
Was sterblich ist, was mit der Stunde steigt
Und mit ihr fällt; der Zeiten rascher Flug
Berührt sie nicht, sie sind sich selbst genug.

Am meisten novellistisch von diesen poetischen Erzählungen ist die dritte: „Das Landhaus vor dem Thor." Da sind abenteuerliche Verwickelungen, die Liebe zu einer geheimnißvollen Schönen, die gelegentliche Verwechselung derselben mit einer häßlichen Alten, bis sich zuletzt die schöne Camilla als eine reiche Witwe entpuppt, deren Vermögen, dem Testament des verstorbenen Gatten zufolge, nach ihrem Tode der Kirche anheimfallen soll. Die Ballabenteuer und ähnliche Scenen sind zum Theil mit vielem Humor erzählt. Der deutsche Kunstgelehrte erhält zuletzt die Hand der schönen Römerin, die sich schon früher ihm ganz insgeheim im Dunkel hingegeben hat.

Wir theilen aus dieser Erzählung den geistreichen Preishymnus auf die Reclame mit:

Da bist du schon, gesegnet sei dein Nahn,
Sei mir gegrüßt, der ich auf Tod und Leben
Mich anvertrau'! Du blickst mich freundlich an
Und deine Gunst läßt hoffend mich erbeben.
Reich' mir die Hand, ich küsse sie, und dann
Magst zur Fanfare du den Arm erheben,
Den königlichen, königliche Dame,
Beherrscherin der Welt, Göttin Reclame!

Wo du einherziehst, läuten alle Glocken,
Kanonen donnern und die Fahnen wehn,
Trompeten schmettern, Geigentöne locken,
Der Pöbel drängt, man kann beinah nicht gehn.
Du aber schüttelst lachend aus den Locken
Goldmünzen, die nur Blech sind, nah besehn,
Und alles brüllt: Geheiligt sei dein Name,
Zukomme uns dein Reich — Heil dir, Reclame!

Von bunter Mütze ist dein Haupt beschattet,
Dein Mund ist frech, doch kräftiglich geschwellt,
Sodaß du, deren Lunge nie ermattet,
Posaunend auch nachhaltig füllst die Welt.
Die Brust umzieht dir, üppig ausgestattet,
Ein Schlangenthier vom letzten Jahrmarktzelt,
Wo ich dich sah, ganz heiser schon vom Schrein:
Herein, ihr Damen und ihr Herrn, herein!

Drommetenbläser und Standartenträger,
Seiltänzer, Gaukler, Drucker, Redacteurs
Umtanzen dich, Agenten und Verleger,
Gastwirthe, Wechsler, Commis-Voyageurs.
Mit Höllenlärm ziehn dann die Tamtamschläger
Vorbei, die Penny-a-liners und Claqueurs,
Und ganz zum Schluß kommt schmunzelnd angetreten
Das Heer der Tagesgötter und Propheten.

Hurrah und Tusch! Wie schreiten sie geschmückt
Und stolz einher! Schweigt still, ihr eitlen Spötter!
Armdick ums Haupt gewundner Lorber drückt
Sie fast zu Boden, all' die guten Götter,
Und Ehr' und Reichthum haben sie gepflückt,
Und ihr seid arm wie ein westfäl'scher Kötter —
Drum ruf' ich laut: Heil, Heil dir, edle Dame,
Zukomm' auch mir dein Reich — Heil dir, Reclame!

Daß die Novelle, das Kind des Boccaccio, mag sie nun in Prosa auftreten oder im rhythmischen Gewande, sich gewisser poetischer Licenzen erfreut und Situationen schildern darf, die mit der landesüblichen Moral nicht immer stimmen, ist bekannt genug: auch diese „Novellen in Octaven" schildern bisweilen Liebeshändel, welche sich nicht in den Schranken der Sitte halten, doch sie schildern stets mit Grazie, mit Esprit, in ebenso feinsinniger wie formgewandter Weise.

Hermann Oelschläger hat seine Formgewandtheit erst vor kurzem durch eine treffliche Uebersetzung der Liebesgedichte des Ovid an den Tag gelegt. So leichtgeflügelt diese plauderhaften Octaven der neuen Gedichtsammlung erscheinen, so künstlerisch durchgefeilt sind sie, und gerade

das anscheinend Saloppe, das der strengen Regel spottet, ist die Frucht eines ernsten Fleißes, der jedes Wort und jeden Reim sorgsam erwägt. Es sind nicht nur geistreiche humoristische, es sind auch dichterisch schöne Strophen in diesen „Novellen", welche dem Talent eines Poeten von so ernstem Streben, daß es nicht auf die bequeme Gunst der Mode achtet, das beste Zeugniß ausstellen.

Rudolf von Gottschall.

Pädagogische Schriften.

1. Beiträge zur Umgestaltung des höhern Schulwesens von Walter Pohlmann. Erstes Heft: Zur Umgestaltung des Gymnasiallehrplans. Berlin, Wohlgemuth. 1881. Gr. 8. 80 Pf.
2. Ueber die allgemeine Bildung auf Gymnasien und Realschulen und über die Nothwendigkeit der Gleichberechtigung beider Lehranstalten. Pädagogische Erwägungen von H. Griesbach. Ludwigslust, Hinstorff. 1881. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Betrachtungen über unser classisches Schulwesen. Leipzig, Abel. 1881. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Grundzüge der wissenschaftlichen Pädagogik und das akademische Seminar. Von Oskar Waldeck. Leipzig, Mutze. 1881. Gr. 8. 1 M.
5. Universität und Specialistenthum. Rede, beim Antritt des Rectorats am 17. October 1880, gehalten von H. Schmidt-Rimpler. Marburg, Elwert. 1881. Gr. 8. 75 Pf.
6. Unsere Töchter und unsere Söhne. Von Ernest Legouvé. Mit Ermächtigung des Verfassers übersetzt von Agathe Schmid. Mit einem Vorworte von Dr. Mich. Troppau, Gollmann. 1881. 8. 4 M.
7. Pädagogische Reden und Abhandlungen über Volkserziehung und Lehrerbildung von C. Kehr. Gotha, Thienemann. 1881. Gr. 8. 3 M.

Durchliest man die verschiedenen Schriften, die seit den letzten zehn bis zwanzig Jahren Stellung zur Schulfrage genommen haben, so wird man die Schwierigkeit nicht verkennen, die einem Schulgesetze, das nur annähernd alle befriedigen könnte, sich bietet. Wünsche ganz entgegengesetzter Art, weit auseinandergehender Richtungen, welche nicht die geringste Aussicht auf ein Sichvereinigen erhoffen lassen, wollen zur Geltung kommen, und so ist ein Meinungsstreit entfacht, der einmal in ruhigern Zeiten schätzenswerthes Material zum Aufbau eines Gesetzes liefern wird. Wie aber auch die Meinungen auseinandergehen, ob das Princip nebeneinanderstehender selbständiger Schulen, ob ein Organismus auf der breiten Basis der allgemeinen Volksschule, ob innerhalb dieses Organismus eine Bi- oder Trifurcation, ob Einheitsschule oder getrennte höhere Schulen, und wie sich diese Fragen noch weiter abzweigen lassen — alle geben sie schon dadurch, daß sie sich zu Reformvorschlägen veranlaßt sehen, ihre Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Schulverhältnissen kund; aus den Ansichten aller hört man heraus, daß die Leistungen der Schule nicht dem Aufwande entsprechen und nicht der Kraft, die für sie eingesetzt wird; „wir haben in unsern Schulen zu viel und zu wenig!" das ist der Grundton, der aus den Worten aller derer, welche sich berufen fühlen, in Schulangelegenheiten das Wort zu ergreifen, hervorklingt.

Die ersten drei der vorliegenden Bücher beschäftigen sich mit den höhern Schulen, und hier schon tritt die Differenz hervor, daß die beiden ersten nichts von der Einheitsschule wissen wollen, während die „Betrachtungen" in derselben das Heil der Zukunft erblicken.

Von dem Gedanken, daß „nicht Breite, sondern Tiefe des Wissens" die Schule zu erzielen habe, ausgehend, will Walter Pohlmann in der Schrift „Beiträge zur Umgestaltung des höhern Schulwesens" (Nr. 1) untersuchen, auf welchem Wege dieses Ziel in unsern Schulen zu erreichen sei. Unsere Gymnasien bürdeten sich zu viel auf; der Schüler müsse seine Arbeitskraft in zu vielen Fächern zersplittern; er könne deshalb nicht das richtige Verständniß der Classiker trotz vieler Zeit, die darauf verwendet wird, gewinnen, und was man nicht verstehe, dafür könne man sich nicht begeistern; daher die Erscheinungen, daß von den jungen Studirenden, sobald sie ihr Abiturientenzeugniß in der Tasche hätten, die Griechen und Römer beiseite gelegt würden. Da nun das Studium der Classiker für die Gymnasien das Wesentliche sei, so müsse dem Zuviel durch Verminderung der Lehrfächer abgeholfen werden. Das soll nun die Grundlage für den Vorschlag geben, Mathematik, Rechnen und Naturwissenschaften mit der II B abzuschließen und den neusprachlichen Unterricht vollständig aus dem Gymnasium zu verbannen.

Der Verfasser erkennt selbst an, daß diese Klage nicht neuen Datums ist; citirt er ja einen hierauf bezüglichen Ausspruch F. Thiersch's aus dem Jahre 1838; damals aber war das Gymnasium noch allen den Wissenszweigen verschlossen, die nicht das classische Gebiet berührten, und doch setzten auch die damaligen Abiturienten ihre classischen Studien nach dem Verlassen des Gymnasiums nicht fort, doch waren sie bestrebt, alles „was sie auf den Gymnasien gelernt und geübt haben, wie eine widerwärtige Last von sich zu werfen und ihm für immer den Rücken zu kehren". Da war es sicherlich nicht das Vielerlei, das die Gymnasiasten nicht in die Tiefe der alten Classiker eindringen ließ und sie an einer Begeisterung für dieselben hinderte. Das dürfte uns aber wol auch den Fingerzeig geben, daß hier anderswo der Hebel anzusetzen sei, und zwar bei der Methode. Die classischen Studien sind durch philologische Quisquilien der Jugend verleidet worden; die haarspaltenden Untersuchungen über Lesarten, die dem Philologen von Fach wol als das Bedeutsamste bei der Lektüre erscheinen mochten, haben die Versenkung in den Geist des Schriftstellers verhindert und so kann das Studium dem-

jenigen, dessen größte Lust es nicht ist, „wenn er Regenwürmer findet", keinen Genuß an den Classikern gewähren. Daß eine Vermehrung der Stunden für die classischen Sprachen und der von vielen so sehr angefochtene lateinische Aufsatz neuen Geist in dieses Studium bringe, glauben wir nicht; eher wäre eine Beschränkung der Stundenzahl, dagegen aber mehr Lektüre und weniger Grammatik dazu angethan, diesem Studium mehr Reiz zu geben und dasselbe zu neuem Aufschwung zu beleben.

Es ist hier nicht der Ort, die Einzelvorschläge zu prüfen, die der Verfasser macht, um das Gymnasium zu entlasten und den Unterrichtsstoff zu concentriren, beziehungsweise eine größere Vertiefung zu ermöglichen; aber im allgemeinen wollen wir doch bemerken, daß wir das Absetzen der neuern Sprachen vom Unterrichtsplan für eine Schädigung unserer Bildung halten, und daß ein solcher Vorschlag auch niemals schon aus dem Grunde in die That wird übersetzt werden können, weil die Meinung, die Kenntniß des Französischen und Englischen gehöre, abgesehen von jedem praktischen Nutzen, zu einer guten Bildung, schon zu sehr sich bei uns festgesetzt hat. Die Widerlegungen, die der Verfasser den Gründen für die Nothwendigkeit der Kenntniß der lebenden fremden Sprachen gegenüberstellt, haben uns nicht überzeugen können.

Wie der Verfasser der eben besprochenen Schrift ist auch H. Griesbach in dem Buche „Ueber die allgemeine Bildung auf Gymnasien und Realschulen und über die Nothwendigkeit der Gleichberechtigung beider Lehranstalten" (Nr. 2) gegen die Einheitsschule; er tritt aber weniger mit Vorschlägen für eine Umgestaltung hervor, als er sich vielmehr die Frage vorlegt, ob die beiden höhern Lehranstalten: Realschule erster Ordnung und Gymnasium, in Bezug auf Vermittelung allgemeiner Bildung gleichwerthig seien, und kommt zu dem Resultat, daß beide ihren Lehrgegenständen nach gleicherweise erziehen und bilden, und daß darum — und das ist der Kern der ganzen Abhandlung — die Realschulen in Betreff der Berechtigung den Gymnasien gleichzustellen seien. Wenn der Verfasser auch das Studium der alten Classiker auf Gymnasien nicht beschränkt, sondern wie ein Philologe der alten Schule griechisches Scriptum und lateinischen Aufsatz beibehalten wissen will, so nimmt er doch nicht den engherzigen Standpunkt ein, das Heil nur in jenen Sprachen zu suchen. „Wahrlich, wer da glaubt, das Ideale in uns könne nur durch das griechische Alterthum gebildet werden, der negirt allen Einfluß der Blütezeit in Wissenschaft und Kunst seines eigenen Volks und anderer moderner Nationen." Er schließt sich der Ansicht des Schotten Bain an, daß das griechische Alterthum auch durch Uebersetzungen uns ganz und voll vermittelt werden könne. Daß die Realschule weniger geeignet sei, das Ideale in den Schulen zu pflegen, als das Gymnasium, und daß das Mehr an positiven Kenntnissen, welches erstere vermittelt, „schädliche Oberflächlichkeit" erzeuge — dem tritt der Verfasser ganz entschieden entgegen. Ein solches Urtheil ist um so schwerwiegender, als wir ihm selten bei einem Philologen und Gymnasiallehrer begegnen, und des Verfassers Eintreten für die Gleichstellung beider Lehranstalten daher um so bedeutungsvoller.

Ganz im Gegensatz zu den vorhergehenden Schriften verlangen die „Betrachtungen über unser classisches Schulwesen" eines Anonymus (Nr. 3) die Einheitsschule. Der Verfasser hat seine Gedanken in die Form von Aphorismen gekleidet und packt daher auch da, wo wir ihm widersprechen möchten, durch Prägnanz des Ausdrucks und durch Schärfe der Dialektik. Die classischen Studien will er beschränkt wissen; er verweist sie in die drei obersten Klassen der Schule und dort auch nur als für Philologen, Juristen, Theologen und Philosophen obligatorische Lehrfächer. Es sei verkehrt, die Erkenntniß des griechischen Lebens zum Mittelpunkte des heutigen höhern Schulunterrichts zu machen, denn dasselbe sei unsern Anschauungen ganz fremd.

Die griechische Götterlehre ist bei uns nur noch parodistisch populär zu machen; der aus Kunst und Leben des Alterthums überall athmende Cultus der jugendlichen männlichen Schönheit, der innige und schwärmerische Verkehr der Männer und Jünglinge ist heutzutage unverständlich; die Stellung der Frauen ist eine vollständig veränderte; die Begeisterung für körperliche Kunstübungen liegt bei uns darnieder und ist auf Kunstreiterbuden, bierselige Turnfeste, Kasernenhöfe und den Fechtboden farbengeschmückter Studenten beschränkt; auch der Tyrannenhaß, der die antiken Herzen durchzuckte, ist nicht jedermanns Sache. Sogar die alten Dramen haben auf der Bühne keine Anziehungskraft, und weder die mühsamsten Uebersetzungen des Textes noch die bändereichen Untersuchungen musikalischer Philologen und philologischer Musiker über die Rhythmen der Chorlieder haben die alte Tragödie dem Schicksale einer bloßen Bucherxistenz entreißen können.

Wir sind der Ansicht, daß der Verfasser hier in manchem zu weit gegangen ist, und wollen nicht alles in diesem Satze unterschreiben; daß aber vieles zutrifft und zwar genug, um zu beweisen, daß nicht das Griechische zum Mittelpunkte des höhern Unterrichts zu machen sei, wird man wol zugeben müssen. Soll aber der altclassische Unterricht überhaupt von Nutzen sein, so, meint der Verfasser, muß das Bestreben, Textkritik vorwiegend zu üben, zurücktreten. Man habe früher bei schlechtern Texten mehr erreicht als jetzt bei den hergestellten. Der Inhalt sei die Hauptsache, und dieser stehe oft in wunderbarem Gegensatze zu dem Herausgeber oder Erklärer des Autors: „Ein alter Professor, der keine drei Worte spricht, ohne zu stottern, liest mit Vorliebe über die alten Redner; wer sich nie um Philosophie bekümmert hat, erklärt den Plato, und wer keinen Witz hat — edirt die Komiker." Der Verfasser fürchtet, daß dieser Drang, Philologie zu treiben, auch noch die Germanisten anstecken werde. Es seien also Gymnasium und Realschule zu einer höhern Schule zu verschmelzen, in welcher außer den in den drei obern Klassen zu lehrenden classischen Sprachen Französisch, Englisch, Culturgeschichte, Naturwissenschaften und Verfassung des eigenen Landes zu lehren sei.

Mit der Schulorganisationsfrage geht die Lehrerfrage Hand in Hand. Daß der wissenschaftlichen Pädagogik ein

ihr „gebührender Platz im obersten Staatserziehungsinstitute" einzuräumen sei, will Oskar Waldeck in seiner Schrift „Grundzüge der wissenschaftlichen Pädagogik und das akademische Seminar" (Nr. 4) befürworten und die Nothwendigkeit beweisen. Dieses thut er nun, indem er den wissenschaftlichen Charakter der Pädagogik nachweist; er zeigt, wie ungeschulte Lehrer in ihrem Amte aus Unwissenheit sich gegen die ersten Gesetze der Pädagogik versündigen und damit unsäglichen Schaden anrichten, führt uns das Unzulängliche der gegenwärtigen Wirksamkeit der Universitäten für die Erziehungslehre vor und entwirft endlich den Plan eines mit der Universität verbundenen pädagogischen Seminars.

Die Hauptaufgabe der Erziehung findet der Verfasser darin, „das Kind so früh als möglich zum Bewußtsein seiner Individualität zu bringen". Diese Aufgabe ist nicht leicht; die Wissenschaft hat die Wege zu zeigen, die, um sie zu lösen, betreten werden müssen. Aber nicht Theorie allein genügt, sondern auch praktisch muß der angehende Lehrer sich üben können. Aller Fortschritt der wissenschaftlichen Pädagogik nützt nichts, „wenn ihre Vertreter wie eine feile Waare sie dem ersten besten Hohlkopf hinwerfen, in dessen Händen sie wie eine Magd um ein Handgeld das grobe Tagewerk verrichten muß". Der Staat hat das größte Interesse daran, das Wohl der heranwachsenden Jugend tüchtigen Lehrern anzuvertrauen; nicht Pedanten sollen berufen werden, nicht „hinbrütenden Grüblern" werde Notiz- und Klassenbuch überantwortet, „die mit ihrem Stifte — dieser Mordwaffe — die besten Genien ruiniren". Die Vorträge der Professoren an der Universität können nicht ein pädagogisches Seminar ersetzen, welches Theorie und Praxis verbindet, und das geeignet ist, den Schulen tüchtige Lehrkräfte zu geben. Die gedankenreiche und höchst anregende Schrift ist jedem, der sich für die Schule interessirt, zu empfehlen.

Die Rede: „Universität und Specialistenthum" (Nr. 5), mit welcher H. Schmidt-Rimpler sein Rectorat an der Universität zu Marburg angetreten hat, richtet sich gegen die Sucht, ein Specialstudium zu treiben, bevor man dem Allgemeinen seine Arbeitskraft gewidmet und es im großen und ganzen erkannt hat. Erst wenn die Studien vollendet, wenn „auf der Universität ein ausreichen des Wissen in den gesammten, für den zukünftigen Beruf erforderlichen Fächern und gleichzeitig ein Verständniß für ihren innern Zusammenhang gewonnen ist, dann ist es Zeit, ein Fach, eine Specialität mit Vorliebe dauernd zu pflegen, sein wissenschaftliches Steckenpferd zu reiten". Und in der That liegt die Gefahr sehr nahe, daß allzu frühes Specialstudium den wahren wissenschaftlichen Sinn ertödtet und mehr das Handwerkerthum begünstigt.

Eine hübsche Gabe reicht uns der geistvolle und gelehrte Akademiker Ernest Legouvé in seiner Schrift „Unsere Töchter und unsere Söhne" (Nr. 6). Es ist eine Erziehungslehre in Lebensbildern, die, im Feuilletonstil geschrieben, zugleich unterhalten und belehren. Zuweilen schweift der Verfasser auch in ein anderes Gebiet über; wir haben aber keine Ursache, solche Excursionen zu bedauern. Wie er es versteht, auch eine psychologische Untersuchung dem Leser zu einer angenehmen Lektüre zu machen, möge folgende Stelle zeigen:

> Durch welches Mittel, durch welche Methode sind unsere unvollkommenen Eigenschaften zu pflegen und zu entwickeln? Ich begreife leicht die verschiedenen Arten, einen Fehler zu verbessern; es handelt sich nur darum, etwas zu strafen, einzuschränken, zurückzudrängen, kurz zu ertödten. Aber zum Aufblühen, zum Entstehen, zum Leben bringen! Um wie viel ist dieses Werk schwerer! Wenn euer Kind nur einen Funken von Güte, nur einen Keim von Aufrichtigkeit, nur ein Theilchen von Muth hat, wie sollt ihr es anfangen, um aus diesem Funken eine Flamme, aus diesem Keim einen Zweig, aus diesem Theilchen ein lebendiges und festes Ganze zu machen? Diese Frage hat mich oft aufgeregt in meinen Studien über die Beziehungen der Väter und der Kinder des 19. Jahrhunderts, und ich hatte noch keine Lösung für dieselbe gefunden, als mir im vergangenen Sommer der Gartenbau eine lieferte; als ich, den Geist ganz von dieser Frage eingenommen, in meinem Garten hin- und herwandelte, schien es mir, als ob ein Rosenstock mir antworte. Wenn man einen Rosenstock von seltener und zarter Gattung besitzt, wenn man fürchtet, ihn zu verlieren, und ihn doch behalten will, was thut man? Man nimmt sein Pfropfmesser, man löst von dem schwachen Bäumchen eine Knospe, ein Auge, wie man sich in der Pflanzenkunde ausdrückt, und pfropft es auf einen kräftigen wilden Rosenstock. Im nächsten Sommer, wenn sich dieses Auge mehrere Monate hindurch von den starken Säften des Wildlings genährt hat, wird es ebenfalls ein starker Rosenstock, welcher sich mit breiten Blättern und mit reichem Laubwerk entfaltet. Nun, jede Seele hat ihre Wildlinge, ich will damit sagen: ihre natürlichen und kräftigen Anlagen, in welchen der kräftige Saft der Heckenrose des Waldes kreist. Bei dem einen ist es die Festigkeit, bei dem andern die Zärtlichkeit; bald ist es der gesunde Verstand, bald ist es die Phantasie; manchmal ist es die verwickelte Anlage eines Fehlers, wie z. B. der Hochmuth, welcher einerseits an den Stolz, den man eine Tugend nennen kann, andererseits an die Eitelkeit, welche das größte aller Laster ist, grenzt, obgleich die Eitelkeit nicht in den Hauptsünden inbegriffen ist, ohne Zweifel, weil sie für sich ganz allein schon zwei oder drei andere in sich begreift. Nun denn, warum sollten die Väter nicht die Gärtner nachahmen? Warum sollten wir nicht in der Erziehung unserer Kinder trachten, ihre schwachen Eigenschaften auf ihre kräftigen aufzupfropfen? Warum z. B., wenn unsere Kinder nur von Zeit zu Zeit muthig sind, d. h. halb muthig, halb kleinmüthig, warum sollten wir nicht ihren Kleinmuth zu irgendeiner tapfern starken Tugend in die Kost geben? Ich höre da eure Einwendung: der Muth ist eine Gabe der Natur, Sache des Temperaments, man hat ihn oder man hat ihn nicht; er wird weder erlernt noch erworben. Ich protestire gegen diese Theorie; man darf niemals die Vergrößerung der Erbsünde zugeben, und die verbotenen Eigenschaften den verbotenen Früchten zuschreiben. Soll ich es euch gestehen? Es scheint mir, daß mein gärtnerisches Vorgehen sich besonders auf den Muth anwenden läßt.

In diesem Sinne fährt nun der Verfasser fort, indem er seine Theorie an Beispielen aus dem Leben entwickelt. Wir sehen, er weiß unterhaltend zu belehren, und dies ist ein großer Vorzug des Buchs. Kehrt er auch bisweilen

darin zu sehr den Akademiker hervor, wie denn in den Unterhaltungen mit den Kindern nicht immer der kindliche Ton richtig getroffen ist, so thut das dem Buche doch durchaus keinen Eintrag; vielleicht scheint uns auch der Ton bisweilen deshalb nicht der richtige zu sein, weil der Inhalt des Buchs uns nicht in seinem ursprünglichen Sprachgewande übermittelt wird. Uebrigens ist die Uebersetzung eine treffliche, wenigstens liest sie sich gut; wenn dieselbe aber auch in den ernsten Unterredungen mit den Kindern diese mit „Sie" anredet, so scheint sie sich doch etwas zu ängstlich an das Original gehalten zu haben. Jeder Mutter möchten wir die Lektüre dieses schönen Buchs empfehlen.

Die „Pädagogischen Reden und Abhandlungen über Volkserziehung und Lehrerbildung" von C. Kehr (Nr. 7) tragen schon durch den Namen ihres Verfassers ihre Empfehlung in sich selbst. Der Verfasser ist Schulmann durch und durch, dem es mit seinem Berufe Ernst ist und dem für die heilige Sache das Herz warm schlägt. Ein reiches Wissen und eine schöne Darstellungsgabe machen seine Arbeiten interessant und anregend. An dieser Stelle auf die Aufsätze näher einzugehen, verbietet uns der uns zugemessene Raum; wir müssen uns damit begnügen, die Themata der zwölf Abhandlungen hier anzuführen: 1) „Unsere Zeit und die Stellung der Lehrer zu derselben"; 2) „Die Erziehung zur Freiheit"; 3) „Ueber das Gemüth und seine Bildung"; 4) „Worauf kommt es in unsern Volksschulen jetzt hauptsächlich an?"; 5) „Herzog Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha als Förderer der Volksschulen und Begründer der Lehrerseminare"; 6) „Johann Heinrich Pestalozzi"; 7) „Beiträge zur individuellen Erziehung"; 8) „Ueber den Lehrermangel und die Mittel zu seiner Abhülfe"; 9) „Unter welchen Bedingungen und durch welche Mittel läßt sich im Seminare eine tüchtige Ausbildung der Seminaristen in der praktischen Pädagogik ermöglichen?"; 10) „Festrede zur Jubelfeier des funfzigjährigen Bestehens der Provinzial-Taubstummenanstalt zu Halberstadt"; 11) „Rede zur Todtenfeier des Schulraths Dr. Karl Schmidt"; 12) „Worte des Abschieds an die Seminarabiturienten".

Nicht allein der angehende Lehrer, sondern auch der, welcher bereits auf eine vieljährige Praxis zurückblickt, wird aus dem schönen und inhaltreichen Buche viel lernen können.

A. Sulzbach.

Karl Goedeke's „Grundriß".

Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. Von Karl Goedeke. Dritter Band. Siebentes (Schluß-) Heft. Dresden, Ehlermann. 1881. Gr. 8. 4 M. 60 Pf.

„Endlich!" — ruft gewiß der Verfasser dieses „Grundrisses" aus und wir mit ihm; er glücklich, von der seit einem Vierteljahrhundert auf ihm ruhenden alten Last frei zu sein; wir froh, die neue Last unserm Bücherrepositorium einverleiben und den durch das vorliegende Schlußheft nun endlich bindbaren dritten Band neben die schon längst dort prangenden beiden ersten Bände stellen zu können. Aber nicht blos erst bindbar, sondern durch das in diesem Heft enthaltene Register auch erst recht benutzbar wird jetzt der Schlußband. Denn man weiß ja, daß Goedeke's „Grundriß" weniger eine durch originelle Eintheilungsgründe, neue Gesichtspunkte, interessante Streiflichter und fesselnde Darstellung zu fortlaufender Lektüre geeiguete Geschichtserzählung ist, als vielmehr seinen Hauptwerth hat in der von keinem andern ähnlichen Werke auch nur annähernd erreichten Fülle des Materials und dem einen integrirenden Bestandtheil bildenden gelehrten Apparat: den mit großem Spürsinn ans Licht gezogenen entlegenen und entlegensten, kleinen und kleinsten Literaturdenkmälern, den mit stupendem Fleiße zusammengetragenen biographischen und bibliographischen Notizen. Und in diesem Irrgarten verschollener Autoren und massenhaft aufgehäufter Notizen ist der leitende Faden eines Registers nicht blos wünschenswerth, sondern nothwendig, um ohne allzu großen Zeitverlust zu dem gesuchten Punkte zu gelangen.

Als eine Ergänzung zu allen übrigen so zahlreich vorhandenen deutschen Literaturgeschichten muß Goedeke's „Grundriß" betrachtet werden; er ist der Codex diplomaticus zu den historischen Darstellungen der andern, ein echtes Nachschlagewerk im besten Sinne des Worts, nicht zu oberflächlicher Orientirung, sondern zu gründlicher Unterrichtung. Als solches sind die beiden ersten Bände längst im Gebrauch aller Literaturfreunde und bei allen tiefer gehenden Studien auf dem Gebiete der deutschen Dichtung ein unentbehrliches Hülfsmittel geworden, dessen außerordentliche Genauigkeit bis in die kleinsten Details, dessen große Treue und Zuverlässigkeit in allen Angaben von den Benutzern hoch geschätzt wird. Doch würde man sehr irregehen, wenn man in dem Werke eine blos compilatorische, nur mit der Schere gemachte Arbeit erblicken wollte! Dies ist es auch in seinen rein bibliographischen Partien nicht; auch in ihnen steckt außer dem zusammentragenden Fleiße zugleich ein gutes Stück eminent gelehrter, kritisch sichtender und das verworrene Material planvoll ordnender Forschung. Auch ist der Verfasser, dem man in den ersten Bänden manche Lücken und Incongruenzen nicht mit Unrecht vorgeworfen hat, mit dem Fortschreiten seines Werks entschieden gewachsen. Dies ist schon räumlich ersichtlich: die Periode von 1815—30 nimmt beinahe einen ebenso breiten Raum ein wie die ganze übrige Zeit bis dahin. Dadurch ist freilich eine große Disproportion der Theile entstanden. Möchte es dem Verfasser noch vergönnt sein, eine neue Auflage

seiner ersten beiden Bände zu veranstalten, in der er dieselben auf die Höhe des dritten Bandes zu heben vermag.

Letzterer ist mit dem siebenten Heft nun complet geworden. Damit ist ein vorläufiger Abschluß erreicht, leider nur ein äußerlicher, und eigentlich auch kaum dieser, denn vom achten Buch erhalten wir nur den ersten Abschnitt, der mit dem Jahre 1830 schließt. Von einer Fortführung bis zur Gegenwart, wie der Verfasser anfangs beabsichtigt hatte, sieht er aus persönlichen Beweggründen zunächst ab. Dies ist sehr bedauerlich. Es wird sich nicht so leicht jemand finden, der in seinem Geiste und mit seiner Gelehrsamkeit das Werk zu Ende zu führen die Lust und die Kraft hätte.

Der dritte Band behandelt im siebenten Buche die Zeit der Romantischen Schule. Hier schließen sich an die Schriftsteller hervorragenderer Bedeutung oder bestimmter Richtung die untergeordnetern an, nach den Ländern ihrer Geburt und innerhalb dieser Grenzen nach der Zeit ihres ersten Auftretens geordnet. Aehnlich ist die Anordnung im achten Buche, das die Zeit von 1815—30 umfaßt. Doch ist diese Periode wie die vorhergehende in dem Sinne zu verstehen, daß nur die innerhalb dieses Zeitraums zum ersten mal an die Oeffentlichkeit getretenen Schriftsteller dahin gezogen, dann aber auch gleich bis an das Ende ihrer Laufbahn verfolgt werden. Diese Eintheilung und Anordnung hat ihr Misliches. Das erstmalige öffentliche Auftreten ist ja ein durch allerlei Zufälligkeiten bedingtes, sehr verschiedenes bei den einzelnen Schriftstellern; manche erobern dadurch mit einem Schlage eine hervorragende Stellung und üben sofort einen bedeutsamen Einfluß aus, während die meisten, wenn überhaupt, nur allmählich durchdringen und erst in späterer Zeit ihre Hauptwirksamkeit entfalten. So fällt die lebendigste Wirkung der Dichter des Zeitraums von 1815—30 erst in die dreißiger und vierziger Jahre. Daher kann es, namentlich bei der Kürze dieser Periode nicht fehlen, daß Zusammengehöriges getrennt wird, daß Dichter, die in eben diesen Jahren Mitstrebende waren, gar nicht genannt sind, weil sie erst nach 1830 auftraten, was um so mislicher ist, als durch den erfolgten Abschluß des Werks uns die Hoffnung auf die erwünschte Ergänzung in einem nachfolgenden Abschnitt genommen ist. So vermißt man, um nur ein Beispiel anzuführen, neben den übrigen Schwaben den etwas jüngern Mörike, obwol sein intimer Freund Ludwig Bauer schon mit zu dieser Periode gezogen werden mußte. Vielfach hat sich der Verfasser genöthigt gesehen, in eine frühere Zeit zurückzugreifen. So ist uns besonders aufgefallen, daß E. T. A. Hoffmann erst im achten Buche vorkommt, während man ihn doch sowol seiner Zeit nach als auch des Charakters seiner Schriften wegen, die ganz der Romantik angehören, im siebenten Buche sucht. Wenn der Verfasser bei Zschokke dies Zurückgreifen damit motivirt, daß sein literarischer Schwerpunkt erst in diese spätere Periode falle, so hebt er damit seinen ersten Eintheilungsgrund selbst wieder auf, und dasselbe Argument träfe ja auf viele andere der hier schon behandelten Autoren zu. Auch die provinzielle Anordnung hat etwas Schwankendes; bei vielen konnte nicht der Ort der Geburt maßgebend sein, sondern der ihrer Wirksamkeit, und bei einem bewegten Leben bleibt auch da die Wahl sehr mislich.

Die Schwierigkeit, eine andere und bessere Eintheilung zu treffen, verkennen wir nicht. Die geschilderte Zeitperiode reicht zu nahe an die unmittelbare Gegenwart heran, als daß eine richtige Gruppirung nach innern Gesichtspunkten schon immer möglich wäre, und die erdrückende Masse der dii minorum gentium entzieht sich von vornherein einer solchen Einordnung. An einzelnen zusammenfassenden Ueberblicken, an Vor- und Rückverweisungen läßt es der Verfasser nicht fehlen. Aber die große Masse des Buchs zerfällt in eine Menge zusammenhangsloser biographischer Darstellungen. Wir dürfen jedoch nicht außer Acht lassen, was man bei dem ausgedehnten Umfange des Werks leicht vergißt, daß der Verfasser nur einen „Grundriß" liefern, daß er nur das Material darbieten will, aus dem erst die zusammenfassende Geschichte aufzuerbauen ist. Anfänglich hatte er diese gleichfalls selbst schreiben wollen; es bleibt zu bedauern, daß er davon Abstand genommen, er wäre auch zu diesem Unternehmen, das sich gewiß durch seine Eigenartigkeit auszeichnen würde, hervorragend befähigt gewesen. Dies beweisen die eingehenden Charakteristiken, die er, über seinen ursprünglichen Plan hinaus, wol gewissermaßen als Ersatz für die uns entgehende Gesammtdarstellung, den hervorragendsten Dichtern in diesem dritten Bande hat zutheil werden lassen und die oft sich als sehr wichtige Beiträge zu eindringenderer Erkenntniß der Betreffenden erweisen.

Schon früher hatte er Goethe in einer Weise bevorzugt, daß er damit allerdings ganz aus dem Rahmen seiner Darstellung heraustrat. Jetzt ist er im allgemeinen gleichmäßiger vorgegangen. Doch ist deutlich erkennbar, wie häufig specielleres Studium, besondere Vorliebe oder Abneigung ihn zu größerer Breite geführt haben, sodaß einige Willkür nicht ausgeschlossen bleibt. Ausgezeichnet sind diese biographischen Skizzen durch ein selbständiges, immer wohlmotivirtes, Leben und Dichten in engem Zusammenhange betrachtendes Urtheil. Meistens fällt dasselbe sehr streng, ja, wie uns dünkt, außerordentlich hart und zu endgültig absprechend aus. Diese Strenge geht aus einer an sich zwar lobenswerthen einheitlichen Lebensanschauung des Verfassers hervor, die uns aber, wenn sie zum absoluten Maßstab für die Beurtheilung von Dichterpersönlichkeiten genommen wird, doch etwas zu einseitig vorkommt. Als besonders eingehend heben wir hervor die Lebensumrisse von Grillparzer, E. T. A. Hoffmann, Heine, Immermann, Grabbe, Raupach, Platen, Raimund, Hoffmann von Fallersleben. Mit manchen wird man, wie schon angedeutet, nicht einverstanden sein. Von Heine's Charakteristik gibt der Verfasser selbst zu, daß er auf Zustimmung nicht rechnen könne. Auch Immermann ist wol zu ungünstig beurtheilt, wenn man bedenkt, daß dieser eben erst, allerdings

etwas spät, seinen Höhepunkt erreicht hatte, als er leider zu frühzeitig starb. Dagegen erscheint Platen, für den der Verfasser besonders enthusiasmirt ist, über Verdienst und über die Wirkung hinaus, die er ausgeübt hat, erhoben. Auch mit der Gleichstellung, ja Ueberordnung Raimund's über Shakspeare als Lustspieldichter werden sich viele nicht befreunden können. Aber wie man sich auch zu diesem allen und anderm stellen möge, immer wird Goedeke's Auffassung anregend wirken und zu neuen Studien und erneuter Prüfung auffordern. Unangenehm berührt nur die fast persönlich-gehässig erscheinende Art, wie Hoffmann's von Fallersleben fahrendes Vagantenthum geschildert wird.

Sehr dankenswerth ist die an die Spitze der einzelnen Paragraphen gestellte Bibliographie der wichtigsten Zeitschriften, Almanache, Taschenbücher u. s. w. Diese sind zum Theil sehr selten geworden, in completen Reihen gewöhnlich kaum noch irgendwo vorhanden, und doch sind sie von großer Wichtigkeit für den Entwickelungsgang vieler Schriftsteller, die in ihnen zuerst an die Oeffentlichkeit getreten sind. Die vorzüglich gearbeiteten Bibliographien der einzelnen Schriftsteller ermöglichen uns, da sowol die Gesammtausgaben, wo es nöthig ist, analysirt, als auch die erwähnten Zeitschriften und andere Sammelwerke excerpirt worden sind, in ihrer chronologischen Anordnung einen raschen Ueberblick über die gesammte literarische Thätigkeit der betreffenden Autoren. Zu loben ist auch der Versuch des Verfassers, beim Drama, wo er sich keineswegs auf die gedruckte Literatur beschränkt, die Geschichte der Theater soweit mit heranzuziehen, als eine Wechselwirkung zwischen der Bühne und der Production nachweisbar ist. An eine Uebersicht der Dialektdichtungen reiht sich ferner eine solche der geistlichen Dichtung und der „Autodidakten". Den Schluß machen die Uebertragungen aus fremden Sprachen. Man kann in Zweifel sein, ob auch sie in eine Geschichte der deutschen Dichtung gehören. Wol kann in dem Umfange, in dem Goedeke sie gibt, der auch die fabrikmäßigen Uebersetzungen Scott'scher und Cooper'scher Romane mit aufführt. Zur Kennzeichnung der Geschmacksrichtung der betreffenden Periode und zur Würdigung des Kampfes, den die einheimische Production mit der fremdländischen zu bestehen hatte, sind sie freilich wichtig genug, sodaß auch dies weite Ausholen immerhin dankenswerth bleibt.

Aus dem Angeführten ersieht man, eine wie reiche Fülle von Belehrung aus dem Goedeke'schen Werke zu schöpfen ist. Doch stößt man außer den erwähnten noch auf so manche andere gelegentliche ganz erwünschte Zusammenstellungen, so von Griechenliedern, von Verhängniß- und Schauertragödien, eines Kindertheaters, im Anschluß an Sessa's „Unser Verkehr" (1814) von dadurch hervorgerufenen Judenstücken u. s. w.

Bei dieser großen Mannichfaltigkeit, bei diesen vielen Tausenden von Notizen ist es wahrlich kein Wunder, wenn auch einzelne Unrichtigkeiten mit unterlaufen und einzelne Ergänzungen sich nöthig machen. Namentlich je mehr sich der Verfasser der neuesten Zeit nähert, wird es dem einen oder andern möglich sein, aus zufälliger persönlicher Kenntniß hier und da etwas hinzuzufügen oder zu berichtigen. Es wäre kleinlich, an dieser Stelle Derartiges herauszuheben, ganz ungerechtfertigt aber, dem Verfasser aus solchen Lücken einen Vorwurf zu machen. Leider klagt er über Mangel an Theilnahme. Sein Buch werde zwar viel benutzt, aber wenig gekauft. Wir glauben, die Unabgeschlossenheit desselben ist seiner Verbreitung bisher hinderlich gewesen, und hoffen, daß mit dem nun erfolgten Abschluß auch die Aufmerksamkeit eines größern Publikums sich ihm zuwenden werde, das hier einen treuen und zuverlässigen Führer in dem Wirrsal der neuern wie der ältern deutschen Literatur findet.

Literatur über den Selbstmord.

1. Der Selbstmord. Ein Kapitel aus der Moralstatistik, von Heinrich Morselli. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 50. Band). Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 6 M.
2. Der Selbstmord als sociale Massenerscheinung der modernen Civilisation. Von T. G. Masaryk. Wien, Konegen. 1881. Gr. 8. 6 M.
3. Ueber acuten und chronischen Selbstmord. Ein Zeitbild von A. von Oettingen. Dorpat, Karow. 1881. Gr. 8. 2 M.

Das Buch von Heinrich Morselli, „Der Selbstmord" (Nr. 1), welches in zweckmäßig abgekürzter deutscher Bearbeitung hier vorliegt, in der nichts Wesentliches des italienischen Originals fehlt und die andererseits noch Zusätze neuerer Zahlen enthält, bietet demjenigen, der sich nicht speciell mit dem Thema des Selbstmordes beschäftigt hat oder beschäftigen will, die beste Uebersicht und das meiste Material nach allen Seiten hin. Man darf es als eine vortreffliche Fortsetzung und Erweiterung der bekannten, 1864 erschienenen Schrift von Adolf Wagner über „Die Gesetzmäßigkeit in den scheinbar willkürlichen menschlichen Handlungen" bezeichnen, die sich in ihrem zweiten Theile sehr ausführlich mit der Statistik der Selbstmorde beschäftigt. Allerdings muß man Morselli's Buch ebenso wie das Wagner'sche insofern mit besonderer Vorsicht und nüchterner Kritik lesen, als man sonst leicht dazu verführt werden könnte, einen ursächlichen Zusammenhang zwischen gewissen Eigenschaften der Selbstmörder und ihrer Todesart zu finden, während es sich in der That nur um ein Nebeneinander handelt. Es wird nämlich von diesen wie andern Schriftstellern häufig von Selbstmord-Motiven oder -Ursachen in einer Weise gesprochen, welche das richtige Verhältniß nicht genügend klarstellt. Wir wollen das an den folgenden drei Beispielen zu erweisen suchen.

Erstens. Man findet, daß Länder mit überwiegend protestantischer Bevölkerung verhältnißmäßig sehr viele Selbstmorde haben, und sagt nun: der Protestantismus begünstige die Selbstmorde, sei ein Motiv zum Selbstmord. Also die Confession soll für die Neigung zum Selbstmord bestimmend sein, und um das zu beweisen, setzt man ganz naiv protestantisch, katholisch, jüdisch als Confessionen nebeneinander! Als ob die jüdische Confession, beziehungsweise Religion nicht durch die doch viel tiefer sitzende Eigenschaft der Nationalität, des Stammes gegeben wäre; und als ob für die große Masse, und auch an und für sich, verhältnißmäßig so geringfügige Unterschiede wie die der christlichen Religionsbekenntnisse für die größere oder geringere Disposition zum Selbstmord bestimmend sein könnten. Hier ist also in unzutreffender Weise ein Zusammenhang angenommen, ganz abgesehen davon, daß die Beobachtung an und für sich nicht richtig ist, denn es gibt sowol protestantische als auch katholische Bevölkerungen mit geringen wie mit hohen Selbstmordziffern.

Zweitens. Man findet, daß die Selbstmorde in den großen Städten besonders häufig sind, und constatirt nun einen Einfluß der Großstädte auf die Häufigkeit des Selbstmordes. Dies ist zwar nicht ebenso unrichtig wie beim ersten Fall, aber doch nur bedingt richtig. Denn das Leben in der Großstadt an und für sich ist keine Ursache, die den Selbstmord fördert; wohl aber begünstigt es die Entstehung von Zuständen, welche dann ihrerseits die Entstehung des verzweifelten Entschlusses zur Selbstentleibung begünstigen. Der Kampf um das Leben ist in der socialen Einsamkeit, in welche die Großstadt den Einzelnen so leicht versetzt, besonders empfindlich und bedrückend; die Erwerbsverhältnisse unterliegen häufigen Schwankungen, die Ansprüche werden leicht stärker gesteigert als die Erwerbskraft, schlechte Wohnung, Luft und Nahrung führen leichter krankhafte Zustände herbei: diese Verhältnisse der Großstadt untergraben die Lebenskraft vieler Personen, welche draußen gesund geblieben wären. Zudem sind die Großstädte die Sammelpunkte des rohesten und wildesten Theils der Bevölkerung, dessen innerlich ungezügelte Leidenschaften ihn leicht in verzweifelte Lagen bringen. Aus solchen Umständen geht die im Vergleich zu derjenigen des übrigen Landes größere Häufigkeit der Veranlassungen zum Selbstmorde in den Großstädten hervor; man darf aber nicht unmittelbar Großstadt und Häufigkeit des Selbstmordes in ursächlichen Zusammenhang bringen. Besser organisirte Großstädte als unsere modernen könnten vielleicht günstigere Bedingungen bieten.

Drittens. Man findet, daß durch wirthschaftliche Noth, z. B. Verlust des Ernährers, Erwerbsunfähigkeit infolge außerehelicher Schwangerschaft, oder durch Krankheit, z. B. des Pellagra, gequälte Menschen sich besonders häufig selbst tödten. Hier liegt Ursache und Wirkung klar, ein ursächlicher Zusammenhang wird hier richtig angenommen.

Im Eifer der Selbstmordstatistik wird aber öfters versäumt, den Selbstmordmotiven in der angedeuteten Weise genauer nachzugehen. Auch Morselli ist von diesem Vorwurf nicht ganz freizusprechen; sein Bestreben, die Beziehungen zwischen den physischen, socialen, psychologischen Verhältnissen und dem Selbstmorde allseitig zu beleuchten, verleitet ihn wol hier und da, Vergleiche mit statistischen Zahlen anzustellen und Zusammenhänge zu suchen, wo das Suchen vergeblich sein muß; indessen ist seine Darstellung überall lehrreich und anregend, und die große Menge des Materials ist in vortrefflicher Weise verarbeitet.

Die Schrift „Der Selbstmord als sociale Massenerscheinung der modernen Civilisation", von T. G. Mazaryk (Nr. 2), macht von den statistischen Ziffern, die er zum großen Theil von Morselli entlehnt, nur einen nebensächlichen Gebrauch; seine Arbeit ist philosophisch ernst und tief gedacht, insbesondere sind seine psychologischen Betrachtungen lesenswerth. Bezüglich des Hauptergebnisses aber, das er aus seinen Betrachtungen zieht, dürfte er im Unrecht sein. Er erklärt nämlich, ebenso wie A. von Oettingen in dem Buche „Ueber acuten und chronischen Selbstmord" (Nr. 3), als die eigentliche Ursache der Massenerscheinung des Selbstmordes die Irreligiosität; er meint, die „Halbgebildeten, deren Sittlichkeit und Religiosität mangelhaft ist", seien diejenigen, welche die Masse der Selbstmörder liefern; und zwar gewinnt er diese Ueberzeugung aus einer Untersuchung der Völker auf ihre Religiosität und Irreligiosität und entsprechende geringe oder große Selbstmordhäufigkeit. Angenommen nun, Mazaryk's Beobachtung sei richtig, es fänden sich wirklich bei „irreligiösen" Völkern die meisten Selbstmorde und umgekehrt — folgt denn daraus, daß die Selbstmorde aus Irreligiosität hervorgehen? Irgendeine logische Nöthigung zu dieser Folgerung liegt nicht vor. Es können viele andere Ursachen vorhanden sein, welche Irreligiosität und häufige Selbstmorde gleichzeitig erscheinen lassen, und es ist eine ganz willkürliche Annahme, daß die Selbstmorde immer oder besonders häufig bei dem „irreligiösen" oder „halbgebildeten" Theil des Volks vorkommen. Was Mazaryk und Oettingen aus den statistischen Zahlen herauslesen wollen, liegt nicht darin, und was sie hineinlesen, ist unrichtig. Sie stellen die Sache so dar, als ob die große Masse des Volks der „Halbbildung" verfallen wäre, während das doch nur einen ganz geringen Bruchtheil trifft, die große Masse aber bisjetzt nicht über die elementarsten Kenntnisse hinauskommt und sich das bischen Lesen und Schreiben mit Mühe conservirt; sie gehen von der Voraussetzung aus, daß die „Irreligiosität" ein hervorstechender Zug der Jetztzeit sei, während in der That dem unbefangenen Beobachter der Geschichte wol noch zu keiner Zeit so viel Zeichen innerlichen religiösen Interesses im Volke entgegengetreten sind wie heutzutage. Es will scheinen, daß hier Statistik und Moralphilosophie gegenseitig sich nicht viel genützt haben. Was aus dem statistischen Material über den Selbstmord zu machen oder nicht zu machen ist, hat übrigens Referent in seinem Artikel

„Der Selbstmord und die moderne Civilisation" im Novemberheft 1881 von „Unsere Zeit" darzulegen sich bemüht, und darf die Leser, welche sich für den Gegenstand näher interessiren, wol darauf verweisen.

Noch möge hier beiläufig auf ein gleichfalls im vorigen Jahre erschienenes französisches Werk über den Selbstmord: „Le Suicide ancien et moderne" (Paris 1881), das den verdienten Statistiker A. Legoyt zum Verfasser hat, aufmerksam gemacht werden. Dasselbe hat neben den genannten insbesondere dadurch Interesse, daß es, wie der Titel andeutet, seinen Gegenstand geschichtlich beleuchtet, sowol in Hinsicht darauf, was uns über Selbstmorde in früherer Zeit berichtet wird, als welche Ansichten sich über den Selbstmord in der Literatur finden. H. von Scheel.

Unterhaltungsliteratur.

1. Der Diamantschleifer. Roman von Rosenthal-Bonin. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 5 M.

Der Autor hat durch eine Anzahl Novellen, von denen besonders eine Sammlung „Unterirdisch Feuer" aufrichtiges Lob verdiente, sich hervorragend in seinem Fach gezeigt. Heute liegt von ihm ein umfangreicheres Werk vor. Der Gang der Haupthandlung ist folgender: Ein junger Diamantschneider, Paul Sivers, Waise und ohne Kenntniß seiner Herkunft, wird aus der Diamantschleiferei von „Snyders Söhne" in Amsterdam plötzlich entlassen, weil er einen ansehnlichen Diamant durch unglückliches Spalten verdorben hat. Nachträglich wird er auch noch als Dieb verfolgt, da der verunglückte Stein mit seinem Weggang verschwunden ist. Wir finden den jungen Mann, wie er in Rotterdam vor dem Hause des Kapitäns van Heeren, von Hunger entkräftet, zusammenbricht, und von dessen Tochter, die schnell Interesse an ihm nimmt, ins Haus aufgenommen und gepflegt wird.

Der Vater, als er solches erfährt, ist über eine so voreilige Gutmüthigkeit ungehalten, findet aber in Paul Sivers nach kurzer Rücksprache mit demselben einen durch sein Aeußeres und seine Bildung sich empfehlenden Mann. Er beschließt, da Sivers ohne alle Mittel und Verbindungen ist, ihn als Matrosen in seine Dienste zu nehmen, um seine Unerfahrenheit im Seewesen bei einem verbrecherischen Vorhaben zu benutzen. Der Kapitän, früher sehr bemittelt, jetzt aber stark verschuldet, will nämlich durch eine rasche That sich aus seiner peinlichen Lage befreien. Er geht mit angeblich geladenen Waaren, die er hoch versichert hat, in See und steckt sein Schiff in Brand. Paul Sivers wird vom Steuermann, einem Afrikaner, aus Eifersuchtsmotiven und weil er glaubt, daß Paul den Kapitän für den Brandstifter halte, nach heftigem Kampfe ins Meer geschleudert. Eine Schwimmjacke rettet ihn, aber er wird von der ganzen Mannschaft der Brandstiftung geziehen. Der Kapitän erhält die Versicherungssumme nicht ausgezahlt, da Beweise des Betrugs, ein statt mit Wein mit Wasser gefülltes Faß, unter den Trümmern sich gefunden haben. Er wird eingezogen, jedoch vor dem Urtheil vom Schlage getroffen, als er hört, daß Paul Sivers sein todtgeglaubter Sohn ist, den er in seiner ersten Ehe mit einer Jüdin in Batavia gezeugt und um den er sich, da er auch die Frau verlassen, seit seiner Geburt nicht mehr gekümmert hatte. Dem vom Diamantdiebstahl, nachdem der wahre Dieb entdeckt worden ist, und von der Brandstiftung freigesprochenen, schwergeprüften Sivers reicht die Tochter seines frühern Principals, des Herrn Snyder, von der er geliebt wird, ihre Hand.

Alle Vorzüge, die des Verfassers Novellen zieren, classische Knappheit in Form wie Inhalt, überraschende Wendungen, gleichmäßig sich steigernde, immer spannende Handlung, finden wir auch hier wieder. Aber das weitere Gewand des Romans verlangt eine entsprechendere Ausfüllung wie breitere Ausführung der Vorgänge und der sonst gut angelegten Charaktere. Die psychologische Entwickelung der letztern fehlt; sie werden zu wenig von innen beleuchtet, und Wandlungen, durch die Verhältnisse veranlaßt, vollziehen sich nicht mit der Ausführlichkeit, wie sie ein größer angelegtes Werk nöthig macht. Alles tritt mit scharfen Contouren vor die Augen, wie in einem Frescogemälde, aber beim Nähertreten fehlen Feinheit und Farbenglanz. Der Kapitän van Heeren hat alle Motive zu einem Charakterbilde, und die beiden Frauengestalten vertrügen bei ihrem Interesse für Sivers eine bedeutsamere Behandlung. Interessant geschildert sind die Nachforschungen des Entdeckungsbeamten Blomkist und seine stufenweisen Erfolge; auch Anläufe zum Humor fehlen nicht, wie in den Gestalten Rosinens und des um sie werbenden Klas Klocksteen. Am meisten gelungen sind solche Vorgänge, wo die handelnden Personen auf beschränktem Terrain miteinander in Conflict gerathen und im Kampf mit den Elementen Kraft und Leidenschaft zeigen. Der Brand des Schiffs bei Nacht auf offenem Meer und die dabei sich vollziehende Katastrophe ist ergreifend geschildert. Trotz der Ausstellungen, zu denen wir uns veranlaßt sahen, wird das Werk den Leser befriedigen.

2. Neue Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Ebhardt. 1881. Gr. 8. 6 M.

Die erste dieser Geschichten: „Ein kleiner Roman", ist in fließendem Erzählerton geschrieben, gleicht aber ehrm einer Plauderei für sich als für andere, weil sie in Erinnerungen an vergangene Tage schwelgt. Die Verfasserin kann es nicht übel nehmen, wenn ihr nicht von allen

Seiten gleiches Interesse entgegengebracht werden wird, denn subjective Empfindungen und Betrachtungen sind nur dann sympathisch, wenn wir mit demjenigen, der sie äußert, schon sehr vertraut sind und durch langen Umgang sein Wesen liebgewonnen haben. Lebenserfahrung und Beobachtungsgabe kann der Verfasserin nicht abgesprochen werden. In dieser Erzählung ist wenig Spannung; ein geschehener Vorgang ist in verblaßten Farben, ohne Wirkung wieder ans Tageslicht gezogen.

In „Lotti, die Uhrmacherin" sind der Inhalt und die Begebenheiten nicht gewöhnlicher Art, aber man vermißt eine interessante Ausbeutung derselben, wenn auch vereinzelte hübsche Züge uns anmuthen. Eine locale Schilderung ist gleich im Anfang glücklich versucht, um uns in Stimmung für die daselbst sich abspielende Handlung zu bringen. Leider wird dieselbe durch eine zerstreuende Breite der Darstellung abgeschwächt. Recht treffend ist das Urtheil der Verfasserin über den Sensationsroman, den sie „eine klägliche Misgeburt unsers schreiblustigen Jahrhunderts" nennt:

> Da war dem Thier im Menschen jede Regung abgelauscht und mit schamloser Genauigkeit auseinandergesetzt. Da war eine gezwungene erlogene Sinnlichkeit, aus der die offenbare Ohnmacht mit bleicher Fratze hervorgrinste. Da war die Fülle niederer Wirklichkeit aus dem seichten Strom des gemeinen Lebens geschöpft, da fehlte alle höchste Wahrheit, die der Poesie. Da war endlich der Nothbehelf, der armselige einer lahmen Phantasie, das mit photographischer Treue und Verzerrung gezeichnete Portrait; Persönlichkeiten, aus dem Schutz des Hauses gerissen und an den Pranger gestellt, zur Augenweide eines Publikums, demjenigen verwandt, das sich zu den Hinrichtungen drängt.

Dagegen werden die Idealisten so geschildert:

> Sie wohnen in einer Nußschale unter dem Dach, plagen sich ums tägliche Brot, verzichten auf alle Annehmlichkeiten des Lebens, um nichts zu schmälern an einem eingebildeten Werth. . . . Sie haben recht! . . .

Die letzte Gabe: „Nach dem Tode", zeichnet sich durch klaren Ausdruck aus und zeigt weniger Unsicherheit und Verschwommenheit im Urtheil. Auch erhebt sich hier die Sprache zuweilen zu schwungvollem Erguß, und man begegnet festerer Haltung, bestimmtern Zielpunkten und größerer Klarheit in der Darstellung seelischer Vorgänge. Die Verfasserin tadelt hier, wessen sie sich selbst in der ersten Erzählung schuldig gemacht: die Ausdauer eines plaudernden Mundes ist oft ein länger Ding als eines Mannes Geduld.

Die beste, ja eine durchweg zu lobende Arbeit ist die zweite Erzählung: „Die Freiherren von Gemperlein." Hier sind zwei Brüder, die letzten ihres Stammes und einem uralten Geschlecht angehörig, mit wenigen Strichen trefflich geschildert. Ihre politischen Ansichten stehen sich schroff gegenüber. Der eine ist feudal, der andere radical. So kommt es zwischen beiden, die ein Gut zusammen besitzen, dessen Theilung sie täglich hitzig erörtern, doch nie vollziehen, weil man sich die Ausführung überlegen muß, zu fortwährenden Kämpfen, politischen Debatten, bei denen aber das brave Herz, die unzerstörbare Liebe zueinander trotz aller Meinungsverschiedenheit immer durchleuchtet. Sehr ergötzlich ist die Art und Weise, wie beide Brüder in die Ehe zu kommen trachten, wie der feudale Freiherr drei Jahre in einen Druckfehler verliebt ist, während der andere sich von einem bürgerlichen Mädchen geliebt wähnt, ohne auch nur ein einziges mal die Wahrheit dieser Annahme zu untersuchen, und wie er zuletzt zu seinem Staunen erfährt, daß dasselbe schon seit Jahren verheirathet ist; ebenso, wie beide sich den Hang nach Hirngespinsten und Chimären vorwerfen, und einer dem andern den guten Rath gibt, sich an das Reale und Wirkliche zu halten. In wahrhaft rührendem Licht erscheinen beide Brüder am Schluß, wo einer für den andern einer vermeintlichen Liebe entsagt und beide füreinander den Brautwerber machen. Schließlich bleiben trotz aller guten Vorsätze, ihren Stamm in Ehren zu halten, beide Brüder unvermählt. Nach dieser Erzählung darf man weitern Arbeiten der Verfasserin mit Interesse entgegensehen.

Richard Weiland.

Ein Beitrag zur Hygieine.

Die Verhütung von Krankheiten des Leibes und der Seele bei dem Einzelnen und der Gesellschaft. Studien zur Gesundheitslehre von Eduard Reich. Jena, Costenoble. 1882. Gr. 8. 10 M.

Hygiene — so schreibt Pettenkofer und die andern sprechen's deshalb mühsam den Franzosen nach; unser Autor dagegen gebraucht das deutscher Zunge geläufigere und mindestens gerade so richtige Hygieine — ist die modernste Losung der Medicin, seitdem man gefunden hat, daß trotz aller „großen Fortschritte" der Neuzeit, die Einzelbehandlung nicht genügt. Freilich jene wird wol so wenig wie diese Krankheit und Sterben merklich verringern; aber sie verspricht es, und sie hofft es statistisch nachzuweisen. Hoffen und Versprechen waren in der praktischen Medicin immer stark vertreten; warten wir also ab, ob es diesmal anders wird, ob die Hygieine Wort hält. Während heutzutage gar mancher die Hygieine erst zu cultiviren beginnt, um durch dieses modernste Fach rascher zu einer Stellung zu gelangen, nachdem die Gründung von Wochenschriften u. s. w. allein nicht mehr schnell genug dazu führen will, hat Reich schon vor fünfundzwanzig Jahren sich als hygieinischer Schriftsteller bekannt gemacht und von da an unermüdlich als solcher gewirkt. Freilich — er hat (deshalb?) noch die

jetzt veraltete Manier, Hygieine des Leibes mit der der Seele zugleich abzuhandeln; denn was ist einem modernen Mediciner Seele und Geist? Nichts als Worte, Worte! Ein berühmter Nervenphysiologe sagte seinen Schülern in der Vorlesung: „Ueber diese Phantasiegebilde spricht kein echter Physiologe, das überläßt man den Philosophen.“ Um also Reich's Auffassungs- und Denkweise zu verstehen, muß man in eine frühere Zeit zurückgreifen, in der selbst die Physiologen noch eine Seele kannten; die Pfahlwurzel derselben ruht in dem Boden der frühern philosophischen, idealistischen Medicin, an deren Stelle jetzt die rein thatsächliche (positivistische, realistische, materialistische) getreten ist, nach der hin sie nur einzelne Seitenwurzeln treibt. Der Speculation gehört ein großer Theil von Reich's Buch an, und er verleiht diesem dadurch einen Hauptreiz, daß er sie mit den Thatsachen in Einklang setzt oder doch zu setzen sucht. Trotzdem ist das Buch aber jedem denkenden Laien leicht verständlich, und gerade der Gegensatz zu der heutigen Richtung der Medicin wird manchen Leser besonders anmuthen und anregen. Dazu kommt noch die warmherzige Humanität des Verfassers:

Die Medicin hat die Aufgabe, diese gesammten Störungen zu beseitigen, ferner solche zu verhüten und die Gesundheit des persönlichen und gesellschaftlichen Organismus zu erhalten. Aus diesem Grunde gibt es eine private und sociale, eine heilende und eine vorbauende Medicin. Aus diesem Grunde kommt der Menschlichkeit, der Barmherzigkeit der größte Einfluß zu auf dem Gebiete auch der socialen und der vorbauenden Medicin. Wegen des immer mehr und mehr aufwuchernden Materialismus und Egoismus, der unsere Zeit vollkommen beherrscht, wurde der rechnende Verstand das Mittel zu Erreichung aller Zwecke, und das Gefühl der Barmherzigkeit, der unmittelbaren Menschlichkeit im täglichen Leben und in der Medicin immer mehr zurückgedrängt —, zum Schaden der Heilung und Bewahrung vor den Uebeln des Leibes und der Seele. Wir wollen und müssen die Menschlichkeit wieder in ihr gutes Recht einsetzen, auch innerhalb der Heilkunst und zunächst innerhalb dieser. Die Medicin muß aufhören, erbarmungsloses Handwerk zu sein, und Pflege der Wohlfahrt werden. Die Medicin muß Erkenntniß sein, Kunst der Barmherzigkeit, Praxis der Religion der Liebe.

Und das Buch predigt diese Liebe auf vielen Seiten.

Dazu weiß Reich alles trotz seiner großen Gelehrsamkeit auf geschmackvolle Weise und mit Esprit vorzutragen. Ist er doch auch vorzüglich in der französischen Literatur zu Hause, und schreibt er doch einige Kapitel des Buchs sogar französisch („Pensées sur la politique naturelle“ und „Des livres“). In diesen ist er ganz Franzose. Dagegen ist er in andern Abschnitten wieder ebenso ganzer Deutscher, z. B. in den Abschnitten „Anthropologisches“, „Humanistisches“, dessen „Das Individuum und der Aether“ ein Arzt aus der echt deutschen naturphilosophischen Schule geschrieben haben könnte.

An dieser Mischung von französischem und deutschem Wesen ist wol seine Heimat schuld; stand doch seine Wiege auf slawischem Grund und Boden, und beobachtet man doch gerade an den Slawen oft dieses In- und Nebeneinander von französischen und deutschen Bildungselementen. Mehr als andere Werke des Autors scheint uns das vorliegende diesen Charakter zu tragen.

Eine Angabe des Inhalts ist nicht möglich auf engem Raume; denn fast jeder der 572 Paragraphen müßte skizzirt werden, um die Originalität und Mannichfaltigkeit des Buchs zu zeigen. Um aber wenigstens noch ein prägnantes Beispiel von des Autors Auffassungsweise zu geben, wollen wir eine Stelle aus dem Kapitel „Ueber die Frauen und die höhern Interessen; Gedanken und Betrachtungen“ hierhersetzen:

Der Staatshygieiniker sieht mit Bedauern auf das Treiben neumodischer Zwerge, welche durch Recepte und Curorte die Nervosität zu bannen sich mühen. . . . Die Ernährung der armen Klassen des Volks, also der Proletarier, ist zu erbärmlich, die der Reichen zu üppig. Aus beiden Extremen folgt mittelbar und unmittelbar Nervosität. . . . Die Näherin ißt sechsmal die Woche Kartoffeln und einmal die Woche zweihundert Gramm elenden Fleisches; verzehrte sie täglich zu ihren Kartoffeln dreihundert Gramm Hülsenfrüchte, so ließe ihre Ernährung gar nichts zu wünschen übrig, und bei etwas Bewegung an freier Luft und Sorge für Pflege der Haut wäre von Nervosität kaum die Rede. . . . Die Frau der reichen Klassen ißt täglich die substantiösesten Speisen und nimmt die erregendsten, nahrhaftesten Getränke auf. Dies Uebermaß kann der Organismus, selbst wenn er es verdaut, nicht verwerthen, weil die Arbeit nicht entsprechend ist der Nahrung. Störungen des Stoffwechsels sind die Folge, und das Endergebniß ist Nervosität.

Ob die oben berührte und skizzirte humane Auffassungsweise des Verfassers nicht doch ein wenig zu weit geht, wollen wir dahingestellt sein lassen; jedenfalls entspringt sie dem besten Herzen. Aber — so lehrt das harte Leben — es gibt gar zu viel Menschen, die so großer Humanität nicht werth sind und sie nicht zu würdigen wissen, denen gegenüber man aber als Arzt gar zu leicht von einer etwas zu sentimentalen Auffassung Gebrauch macht — auf eigne und auf fremde Kosten.

Das Buch Dr. Reich's, das wir empfehlen, wird dem Leser zum Zeugniß eines guten, unserer Zeit vielfach fremd gewordenen guten Geistes dienen und dadurch erfreuliche Eindrücke hinterlassen.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Einer der namhaftesten deutschen Schriftsteller der Neuzeit, Berthold Auerbach, ist am 8. Februar in Cannes in Südfrankreich gestorben, wo er für seine körperlichen Leiden Genesung suchte, nachdem dieselben ihn schon drei Monate vorher in Canstatt fast an den Rand des Grabes geführt hatten. Der Schüler Spinoza's schied dahin in einer Zeit, in welcher die milde Weisheitslehre des Philosophen von Amsterdam unter den tumultuarischen Bestrebungen der antisemitischen Partei nicht zu Worte kommen konnte, und er selbst empfand es tief, daß auch er, der jüdische Schriftsteller, mit unter der Proscription leiden mußte, welche der Volkshaß über die Anhänger seines Glaubens verhängte.

Berthold Auerbach wird als Schöpfer der dorfgeschichtlichen Erzählungen in der Literatur seinen Platz behaupten; er gehört zu den Autoren, welche eine lange Epoche hindurch Mode gewesen sind. Man kann die Schriftsteller danach in zwei Kategorien sondern; es gibt solche, denen diese Gunst der öffentlichen Meinung nie zutheil geworden ist. Zu diesen gehört z. B. Auerbach's entschiedener Gegner, Karl Gutzkow, der trotz seines rastlosen Strebens und trotz der verschiedenartigen poetischen Gattungen, die er pflegte, der geistigen Richtungen, die er vertrat, niemals Mode geworden ist.

Doch ein Autor, der eine neue tonangebende Richtung eingeschlagen hat und sich jenes Beifalls erfreuen durfte, der in den weitesten Kreisen ein Echo weckt, ein Echo, das sich oft im leeren Nachsprechen der von der Mode vorgesagten Losungen äußert, ist auch wieder in vieler Hinsicht ein Sklave seines Erfolgs. Versucht er andere Bahnen einzuschlagen, so begegnet ihm das allgemeine Mistrauen, welches sogar im Stande ist, seine Kraft zu lähmen, und ein Miserfolg ist denen am empfindlichsten, welche einmal die Lieblinge des Tags gewesen sind. Auerbach wagte sich auf das Gebiet des großen Romans; doch nur sein Roman „Auf der Höhe", in welchem ein starker dorfgeschichtlicher Bestandtheil war, hatte Erfolg. Der Autor war gleichsam auf die Dorfgeschichten vereidet und man sah in seinen andern Versuchen fast einen Abfall von seiner Fahne, wenn man auch allen, selbst den dramatischen, das Wohlwollen entgegenbrachte, welches ein Liebling des Publikums mit Recht in Anspruch nehmen darf. So ist er denn auch in seinen letzten Erzählungen wieder zur Dorfgeschichte zurückgekehrt, zu jener Rubrik der Literatur-geschichte, die seinem Namen Dauer verbürgt.

Geboren wurde Berthold Auerbach am 28. Februar 1812 zu Nordstetten im Schwarzwald von jüdischen Aeltern; er sollte anfangs jüdische Theologie studiren, wandte sich aber in Tübingen, München und Heidelberg dem Studium der Rechte, dann der Geschichte und Philosophie zu. Seine Betheiligung an burschenschaftlichen Bestrebungen hatte ihn 1836 auf die Festung Hohenasperg geführt, wo er einige Monate Strafarrest erduldete. Dann wandte er sich ganz der Literatur zu: es war damals die Blüte der jungdeutschen Epoche; doch Auerbach trat an die allgemeinen Reformideen heran, indem er sich einen festen positiven Boden und eine bestimmte Specialität wahrte. Seine schriftstellerische Thätigkeit ging von dem Judenthum aus. Seine erste Schrift war „Das Judenthum und die neueste Literatur" (1836); dann sollte eine Galerie berühmter und geistreicher Juden, Biographien in Romanform folgen unter dem Gesammttitel „Das Ghetto", von denen zwei Romane: „Spinoza" (2 Bde., 1837) und „Dichter und Kaufmann" (2 Bde., 1839), erschienen. Als Jünger Spinoza's bewährte er sich auch durch die Uebersetzung von Spinoza's „Sämmtlichen Werken" (5 Bde., 1841).

Immerhin bleibt es merkwürdig, wie der spinozistische Denker, der jüdische Autor den Weg fand zu den Dorfgeschichten, in denen die vorzügliche Darstellung des christlich-deutschen Volkslebens der Bauern im Schwarzwalde einen sensationellen Erfolg hatte. Doch das Talent scharfer Beobachtung ist jüdischen Autoren eigen; es sind zum Theil treffliche Realisten, wie Leopold Kompert, Emil Franzos u. a. beweisen. Diese eine Seite jüdischer Begabung steht selbständig neben der andern, welche die Feuerwerke eines glänzenden Esprit beherrscht und den Schlagwitz zur Geltung bringt, wie Heine, Saphir und zahlreiche Feuilletonisten der Neuzeit. Auch die Spinozistische Weltanschauung, deren erstes Gesetz die Naturnothwendigkeit und der Causalnexus der Ereignisse ist, gibt einer Darstellung des Volkslebens sehr mächtige Handhaben. So ist es begreiflich, wenn Auerbach sich aus der philosophischen Gedankenwelt heraus dem Volksleben zuwendete und seine „Schwarzwälder Dorfgeschichten" (2 Bde., 1843) schrieb, die in vieler Hinsicht epochemachend wirkten. Sie waren auf der Grundlage des realen Lebens aufgebaut, ein Gegenschlag gegen die weitausgreifenden, etwas luftigen jungdeutschen Theorien und das Zukunftspathos der damals herrschenden politischen Lyrik. Die Mehrzahl dieser ersten Geschichten war skizzenhaft und ging nicht viel über das Genrebild mit novellistischer Färbung heraus; erst die spätern, besonders die zuerst in der „Urania" erschienene, „Dorf und Stadt" (1848), welche die Frau Birch-Pfeiffer gegen den Willen des Autors dramatisirte, können für größere Erzählungen gelten. Der dritte und vierte Band der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" erschien 1853 und 1854, eine Volksausgabe in acht Bänden 1871. In zahlreichen Auflagen und Uebersetzungen wurden diese Erzählungen Auerbach's verbreitet. Nach mancherlei andern literarischen Versuchen kehrte er immer wieder zu dieser Gattung zurück; so schuf er die kleinen Romane, welche vielleicht seine besten Leistungen auf diesem Gebiete sind: „Barfüßele" (1856), „Joseph im Schnee" (1860) und „Edelweiß" (6. Aufl. 1873). Und noch einmal nach seinen größern Romanen kehrte er in den letzten Jahren vor seinem Tode zu seiner Jugendliebe zurück in den Erzählungen „Landolin von Reutershöfen" (1871) und „Brigitta" (1880).

Nicht die Treue des dorfgeschichtlichen Colorits, welche bei den ersten Erzählungen wol für den günstigen Erfolg den Ausschlag gab, fiel für denjenigen der spätern hauptsächlich ins Gewicht: es war neben der Schilderung des Dorflebens die immer mehr zum Durchbruch kommende Spinozistische Weltanschauung, welche sich in Lehrern oder sonstigen geeigneten Persönlichkeiten selbständige Träger suchte, aber auch oft in die Naivetät der Dorfkinder mit hereinspielt. Er machte diese Naivetät dadurch interessant und genießbar; aber sie verlor auch viel von ihrer ursprünglichen Frische.

Mit einem ersten größern Roman, der wenig Anklang fand, „Neues Leben" (3 Bde., 1851), war er schon in der Blütenepoche seiner dorfgeschichtlichen Schöpfungen aufgetreten, doch ohne Erfolg. Zehn Jahre später verfaßte er den Roman „Auf der Höhe" (3 Bde., 1861), jedenfalls sein bestes größeres Werk, in welchem Schilderungen vom Fürstenhof und Bauernhof sich wirksam ablösen, die psychologische Darstellung von Interesse ist, die bäurische Naivetät meist glücklich zum Ausdruck kommt und vor allem das Tagebuch seiner büßenden Heldin von geistigen Aromen aus der philosophischen Küche des Spinozismus duftet. „Das Landhaus am Rhein" (5 Bde., 1869), ein Roman, in welchem ein amerikanischer Sklavenhändler eine Hauptrolle spielt, hat trotz einzelner Sensationsmotive kein fesselndes Interesse, und die vaterländische Familiengeschichte „Waldfried" (3 Bde., 1874)

athmet zwar eine ehrenwerthe patriotische Gesinnung, ist aber zerstückelt, ohne durchgehenden Faden und im ganzen sehr ermüdend. Seine volksthümliche schriftstellerische Richtung hat Auerbach in dem „Gebildeten Bürger" (1842), „Zur guten Stunde", Volkserzählungen, durch seinen Kalender „Der Gevattersmann" (1845—47) und sonst bewährt. Sein Leben war das Leben eines Schriftstellers, anfangs nomadisch umherziehend; wir finden ihn in Breslau, wo er seine erste Frau fand, in Wien, Dresden, Stuttgart: zuletzt ließ er sich in Berlin nieder, auch vom Hofe bevorzugt, in weiten Kreisen anerkannt und bewundert, bis die antisemitische Bewegung ihn aus der Stadt Moses Mendelssohn's vertrieb und er vor dem aufgewirbelten Flugsand der märkischen Orthodoxen die Flucht ergriff.

Deutsche Literatur.

Das Prachtwerk: Ariost's „Rasender Roland", illustrirt von Gustav Doré, in der metrischen Uebersetzung von Hermann Kurz und mit einer Einleitung und Anmerkung von Paul Heyse (Breslau, Schottländer), hat mit der achtundfunfzigsten und neunundfunfzigsten Lieferung seinen Abschluß erhalten. Die reiche Phantasie Doré's verleugnet sich auch in diesen Illustrationen nicht; doch gerade in den großen Bildern, in den Massentableaux, welche Kämpfe zu Land und Meer darstellen, überwiegt der phantastisch düstere Zug der Doré'schen Manier, während in den kleinern Holzschnitten sich manches liebliche und ansprechende Bild findet. Das Gesammtwerk wird jedenfalls eine Zierde der Albumtische in Salon und Boudoir sein. Die Vorzüge der Uebersetzung von Hermann Kurz sind ja allgemein anerkannt.

Die „Gustav Freytag-Galerie" (Leipzig, Schloemp) umfaßt 30 Photographien, die in 15 Lieferungen erscheinen. Von den letzten uns vorliegenden Bildern sind drei aus Freytag's Dramen entnommen: „Maria von Burgund und Maximilian" aus der „Brautfahrt", „Mit falscher Karte", eine Sensationsseene aus „Graf Waldemar" und „Georg und Valentine", der nächtliche Besuch Saalfeld's bei der Valentine aus dem letztern Drama. In der Valentine des letzten Bildes erkennen wir unschwer Franziska Ellmenreich wieder. Die Bilder sind dramatisch lebendig gehalten; die Gestalten auf denselben decken diejenigen der Dichtung. Das vierte Bild ist der letzten Erzählung der „Ahnen": „Aus einer kleinen Stadt", entnommen; es zeigt uns die Begegnung zwischen dem Oberst Dessalle, dem Dr. König und Henriette. Die „Gustav Freytag-Galerie" sowol in der photographischen Prachtausgabe wie in der kleinern Cabinetausgabe wird allen Verehrern des Dichters in hohem Maße willkommen sein: sie bringt uns keine fragwürdigen Figuren, sondern alle sind im Geiste des Dichters conceipirt und ausgeführt.

Von der illustrirten und mit entsprechendem Text begleiteten Galerie der „Bäder- und Sommerfrischen" (Leipzig, Schloemp) liegen zehn Lieferungen vor. Auch dies Unternehmen wird viel Anklang finden: es orientirt vortrefflich über die landschaftliche Lage und die Vorzüge der einzelnen Badeorte. Die Ansichten stammen alle aus authentischen Quellen her; so ist auch das Bild von Görbersdorf von Dr. Brehmer, dem Besitzer der Anstalt, selbst eingesendet worden.

— „Unser Kaiser Wilhelm" von C. Römberg (Berlin, Militaria) ist ein patriotisches Büchlein, wie diese Verlagshandlung deren schon mehrere dem deutschen Publikum dargeboten hat. Jedem deutschen Jüngling wird das Buch eine hochwillkommene Gabe sein in der schlichten Art, wie das Leben unsers erhabenen Monarchen, seine wahrhaft deutsche Treue, seine gewissenhafte Pflichterfüllung, sein gerechter und wohlwollender Sinn ohne jede Phrase geschildert wird.

— Der Vortrag, den Secondelieutenant O. von Rohr über „Den Antheil Blücher's an den Befreiungskriegen" (Oldenburg, Schulze) wol ursprünglich innerhalb des Offiziercorps eines Regiments gehalten, hat sich die Aufgabe gestellt, darzuthun, daß der „alte Blücher" nicht nur ein guter Haudegen, sondern auch ein umsichtiger Feldherr gewesen ist. Der Verfasser entledigt sich seiner Aufgabe sehr geschickt und in conciser markiger Sprache. Mancher junge Offizier wird das kleine Heft gern lesen und Belehrung aus demselben schöpfen, aber auch für weitere Kreise ist der Inhalt nicht ohne Interesse, da man hier der historisch festgestellten Thatsache gegenüber noch häufig der Ansicht begegnet, daß mit „dem Husarenthum" dieses echt deutschen Feldherrn der Freiheitskriege seine Bedeutung erschöpft sei.

Bibliographie.

Arnoldt, E., Kant's Jugend und die fünf ersten Jahre seiner Privatdocentur, im Umriss dargestellt. Königsberg, Beyer. Gr. 8. 2 M.

Fischer, G., Die Elegieen des Albinus Tibullus. In modernen Rhythmen. Ulm, Kerler. 12. 2 M.

Fricke, F. R., Glaube, Hoffnung, Liebe nach Dante. Eine Skizze zur Einführung in das Verständniß und den Gedankenkreis des Dichters. Halle, Fricke. 8. 1 M. 50 Pf.

Funken. Lieder von Heinz von der Donau. Stuttgart, Greiner. 8. 1 M.

Gerbel-Embach, K. N. v., Religiöse Dichtungen. Heilbronn, Henninger. 1881. 8. 1 M.

Altpreußische Geschichten von dem Einen und dem Andern. Berlin, Hertz. 8. 5 M.

Giberne, Agnes, Vater und Tochter. Eine Erzahlung aus dem Englischen. Autorisirte Uebersetzung von Marie Morgenstern. Basel, Schneider. 8. 4 M. 20 Pf.

Goldschmidt, L., Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften. Studien und Vorschläge. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Grosse, J., und E. Friese, Unter den Linden. Romantisches Volksschauspiel aus der Vorzeit Berlins. Dresden, v. Grumbkow. 8. 1 M. 50 Pf.

Grübel's Gedichte in Nürnberger Mundart. In einer Auswahl herausgegeben von F. Hartmann. Mit Wörterbuch. München, Bibliographisch-artistisches Institut. 1881. 8. 2 M.

Hagemann, P., Ernstes und Heiteres. Gedichte. Dorpat, Laatmann. 12. 75 Pf.

Halm, Margarethe, Aus der Dornenhecke. Metaphysische Gedichte. Dresden-Striesen, Heinze. 12. 1 M. 80 Pf.

Henzen, W., Die Anbetung der Hirten. Ein Weihnachtsvorspiel. Mit einer Musikbeilage. Berlin, F. Luckhardt. 8. 1 M.

Herbert, L., Deutsch und Slavisch. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 3 M. 50 Pf.

Herrig, H., Harald der Wiking. Oper. Musik von A. Hallén. Berlin, F. Luckhardt. 1881. 8. 50 Pf.

Hertzka, O., Poetische Versuche. Wien, Perles. 8. 3 M.

Hillern, Hermine v., Der Skalde. Episches Gedicht. Berlin, A. Duncker. 8. 1 M.

Hirsch, F., Aennchen von Tharau. Ein Lied aus alter Zeit. Leipzig, Reißner. 8. 2 M.

Hückstädt, E., Geschichte der Stadt Pasewalk von der ältesten bis auf die neueste Zeit. 1ste Lfg. Pasewalk, Schnurr. Gr. 8. 50 Pf.

Huxley, T. H., Allgemeine Einführung in die Naturwissenschaften. Deutsche Ausgabe von O. Schmidt. Straßburg, Trübner. 12. 80 Pf.

Just, L. E., Gottes heiliger Prophet. Allen Freunden des göttlichen Wortes gewidmet. Hagen, Risel u. Comp. 8. 2 M.

Kommunismus und Wahlreform. Unkenruf eines alten Abgeordneten. Leipzig, Roßberg. Gr. 8. 1 M.

Krylow's, J., sämmtliche Fabeln. Nach Versmaß und Reimfolge aus dem Russischen übersetzt von C. v. Gernet. Leipzig, O. Wigand. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.

Laveleye, E. de, Der wahre Grund der seit 1873 bis jetzt anhaltenden wirthschaftlichen Krisis und das einzige Mittel zu ihrer Heilung. Uebersetzt durch O. v. Bar. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1881. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Loersch, H., Briefe von Karl Friedrich Eichhorn und zwei an ihn gerichtete Schreiben, zur Säcularfeier seines Geburtstages herausgegeben. Bonn, Marcus. 1881. Gr. 8. 2 M.

Marshall, Mrs., Zuletzt. Eine Erzählung. Deutsche autorisirte Ausgabe von Marie Morgenstern. Hamburg, Grädener u. Richter. 8. 3 M. 60 Pf.

Max, J., Herbstblätter. Ein Traum. Hagen, Risel u. Comp. 8. 2 M.

Meißner, A., Die Prinzessin von Portugal. Novelle. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Moltke, M., Neuer deutscher Parnaß. Silberblicke aus der Lyrik unserer Tage. Leipzig, Rühle. 8. 3 M. 50 Pf.

Oser, F., Geistliche Triolette. Eine Gabe für die Leidtragenden und für die Kirchen-Componisten. 1852—1881. Bern, Wyß. 12. 2 M. 60 Pf.

Prinzinger d. Ae., A., Die Keltenfrage, deutsch beantwortet und theilweise zum Vortrage gebracht in der Versammlung der wiener anthropologischen Gesellschaft zu Salzburg am 12. August 1881. Salzburg, Dieter. 1881. Gr. 8. 80 Pf.

Ein neues Wahlgesetz. Offener Brief an Se. Durchlaucht den Reichskanzler Fürsten von Bismarck von Simplicius Berolinensis. Berlin, Volksbuchhandlung. 1881. 8. 30 Pf.

Anzeigen.

Gebr. Henninger in Heilbronn.

In den nächsten Tagen erscheint:

Faust

ein Fragment

von

Goethe.

(Deutsche Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert, Nr. 5.)

Preis 80 Pf.

Die Vorbemerkung des Herausgebers führt aus, dass 1790 zwei verschiedene Auflagen des Faust-Fragments erschienen sind,

deren **erste** dem oben angezeigten Neudrucke zu Grunde gelegt,

deren **zweite** soeben bei J. C. B. Mohr erneuert worden ist.

Um das Nachschlagen zu erleichtern, ist dem Neudrucke ausser der üblichen durchlaufenden Zählung des Fragments die Schröer'sche und die von Loeper'sche Verszählung beigefügt.

Heilbronn, 10. Februar 1882.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Babylonierthum, Judenthum und Christenthum.

Von

Dr. Adolf Wahrmund.

8. Geh. 6 M.

Der Verfasser, Docent an der Universität und der Orientalischen Akademie in Wien, behandelt die semitische Frage in großen Zügen von weltgeschichtlichen Gesichtspunkten aus, namentlich gestützt auf die von den neuern Aegyptologen und Assyriologen zu Tage geförderten Ergebnisse. Auch wer die Consequenzen, welche der gelehrte Verfasser aus den Thatsachen zieht, nicht überall sich anzueignen vermag, wird doch den geistreichen Ausführungen desselben mit gespanntem Interesse folgen. Die Judenfrage erscheint hier in einer ganz neuen Beleuchtung.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschienen:

Romane von Felix Dahn:

Sind Götter? Die Halfred Sigskaldsaga. Ein nordischer Roman aus dem 10. Jahrhundert. Vierte Auflage. Preis brosch. M. 4. 50. Eleg. geb. M. 5. 50.

Ein Kampf um Rom. Historischer Roman. Achte Auflage. 4 Bände. Preis brosch. M. 24. Eleg. geb. M. 28.

Früher erschien:

Odhin's Trost. Nordischer Roman aus dem 11. Jahrhundert. Vierte Auflage. Preis brosch. M. 8. Eleg. geb. M. 9. 50.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Erster Jahrgang. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt:

Die Kassettenbriefe der Königin Maria Stuart, von Prof. Dr. Harry Breßlau in Berlin. — Lord Bolingbroke, von Prof. Dr. Carl von Noorden in Leipzig. — Zur Geschichte der katholischen Reformation im nordwestlichen Deutschland 1530—1534, von Staatsarchivar Dr. Ludwig Keller in Münster. — Ein Inquisitionsproceß aus dem Jahre 1568, von Prof. Dr. Karl Benrath in Bonn. — Die Pack'schen Händel, von Dr. Wilhelm Schomburgk (†). — Der Augsburger Religionsfriede, von Prof. Dr. Moritz Ritter in Bonn. — Der russische Hof unter Kaiserin Elisabeth, von Prof. Dr. Ernst Herrmann in Marburg. — Ueber die Objectivität des Historikers, von Prof. Dr. W. Maurenbrecher in Bonn.

Das „Historische Taschenbuch", von welchem bereits 50 Jahrgänge erschienen, beginnt hiermit eine neue Folge. Die Herausgabe derselben übernahm Professor Wilhelm Maurenbrecher in Bonn, der im Vorwort zu diesem ersten Bande das zeitgemäße Programm entwickelt, dessen Verwirklichung er sich zur Aufgabe gestellt hat. Zugleich ward auch die äußere Ausstattung den Erfordernissen der Gegenwart angepaßt. Das „Historische Taschenbuch" wird deshalb gewiß in weitern Leserkreisen wie unter den Historikern von Fach zahlreiche neue Freunde und Abnehmer finden.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Deutsche Litteraturzeitung.

Herausgegeben von **Dr. Max Roediger,**

Privatdocenten an der Universität Berlin.

Wöchentlich eine Nummer von 2—3 Bogen. Preis vierteljährlich 7 Mark.

Die Deutsche Litteraturzeitung bietet ihren Lesern eine **knappe Uebersicht über alle Gebiete der Litteratur,** indem sie die neu erscheinenden litterarischen Erzeugnisse nach Mafsgabe ihrer Bedeutung ohne eingehende fachmännische Erörterungen behandelt. Neben der deutschen Litteratur wird auch die **ausländische,** soweit sie für deutsche Wissenschaft in Betracht komnit, in den Kreis der Besprechungen gezogen, nur hinsichtlich der **schönen Litteratur** beschränkt sich die DLZ. auf die wichtigsten Erscheinungen Deutschlands.

Schon heute darf auf die grössere Ausdehnung, welche den

wissenschaftlichen Mittheilungen

gegeben worden ist, als auf eine wichtige Verbesserung aufmerksam gemacht werden. Daneben bildet die

Inhaltsangabe aller wissenschaftlichen Zeitschriften etc.

von einiger Bedeutung einen ständigen Theil jeder Nummer, wie ihn **keine Zeitschrift** in dieser Ausdehnung — wir geben den Inhalt von ca. **500 Zeitschriften aller Länder** an — bisher geboten hat.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Bestellungen nehmen neben diesen auch Postanstalten an.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Silhouetten

zu

Gregorovius' „Euphorion"

von

Marie Rehsener.

12 Folio-Tafeln. In Mappe. 6 M.

Gregorovius selbst äussert über dieses neue Kunstwerk, das die Hauptscenen aus seiner beliebten Dichtung „Euphorion" in graziös entworfenen Illustrationen vorführt: „Die Silhouetten sind über mein bestes Erwarten hinaus gelungen. Es ist das sicherlich eine künstlerische Leistung sowol in Composition und Zeichnung als in der Reproduction."

(Mit einer Beilage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und dem **Literarischen Anzeiger** Nr. 3.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICHE UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 2. März 1882.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Ueber den Begriff der Reminiscenz. Von Albert Moeser. — Zur griechischen und römischen Literatur. Von Karl Siegen. — Der achte Theil des „Neuen Plutarch". Von Ferdinand Brockerhoff. — Neue Romane. — Zur Geschichte Nordamerikas. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber den Begriff der Reminiscenz.

Unter den Ausstellungen, welche den Dichtern und speciell den lyrischen heutzutage von der Kritik entgegengehalten werden, ist eine der am meisten vorkommenden diejenige der Reminiscenz. Unter Reminiscenz versteht man hier und ist im Folgenden durchgängig gemeint ein — natürlich unbewußtes und unfreiwilliges — Anklingen an ein einzelnes Wort oder eine einzelne Redewendung bei einem andern Dichter, und eine derartige Verwandtschaft des Ausdrucks pflegt von den Kritikern stets als ein Beweis von der Unselbständigkeit des betreffenden Dichters in vorwurfsvollem Tone erwähnt zu werden. Dem gegenüber scheint es mir nicht überflüssig, einmal auf folgende zwei Punkte aufmerksam zu machen.

Erstens: es ist keineswegs alles Reminiscenz, was auf den ersten Blick vielleicht so scheint und von den Kritikern als solche geltend gemacht wird. Hierfür läßt sich ein unwidersprechlicher Beweis erbringen, wenn der getadelte Autor nachweisen kann, daß er die betreffende gleich- oder ähnlichlautende Stelle, oder das ganze Werk, oder den ganzen Autor gar nicht gekannt hat; und solche Beweise sind in neuerer Zeit unter andern von Felix Dahn (in der „Dichterhalle") und Julius Wolff (in der „Gegenwart") erbracht worden. Der letztere namentlich hat schlagend dargelegt, daß ein von ihm im „Tanhäuser" gebrauchter Ausdruck ganz und gar unabhängig davon auch von Dingelstedt in einem damals noch ungedruckten und erst später zu Tage getretenen Albumblatt angewendet worden ist. Aber auch wenn der Nachweis totaler Unbekanntschaft mit dem betreffenden Autor oder der betreffenden Stelle nicht geführt werden kann, so ist damit eine Reminiscenz immer noch nicht nachgewiesen. Es würde sich hier die schwierige psychologische Frage erheben: wie lange kann — bei der Masse dessen, was wir lesen — das einzelne Gelesene derart in uns nachwirken, daß wir, ohne selbst darum zu wissen, einen einzelnen Ausdruck daraus reproduciren, und wenn hierfür eine feste Grenze auch schwerlich gesetzt, eine befriedigende Antwort überhaupt kaum gegeben werden kann, so dürfte doch beim erbrachten Nachweis eines bedeutenden Zeitraums, der seit der Lektüre verstrichen, die Wahrscheinlichkeit mindestens dafür sein, daß es sich nicht um eine Reminiscenz handelt.

So kann ich aus meiner eigenen Praxis anführen, daß es mir höchst überraschend war, in einem in Träger's „Album" gedruckten Gedicht von mir durch Alexis Aar auf eine Reminiscenz an Scheffel's „Trompeter von Säkkingen" aufmerksam gemacht zu werden, während ich auf das bestimmteste versichern konnte, daß ich jenes Gedicht seit zehn Jahren nicht in der Hand gehabt und überhaupt nur einmal gelesen hatte. Noch länger war ich H. Heine fern geblieben, der mich in Jünglingsjahren begeistert, hinterher aber meine Sympathie verloren hat. Und doch, wiewol ich das betreffende Gedicht aus den „Nordseebildern" funfzehn, ja vielleicht zwanzig Jahre lang nicht gelesen hatte, bin ich in neuester Zeit aufmerksam gemacht worden, daß sich der in meinen „Idyllen" gebrauchte Ausdruck „wiegenliedheimlich" bereits bei Heine findet. Ich glaube, es handelt sich hier um so lange Zwischenzeiten, daß von einer Reminiscenz kaum noch die Rede sein kann. Freilich wird man einwenden: die Reminiscenz braucht ja nicht aus der Lektüre des Werks selbst zu stammen, sondern sie kann infolge eines gelesenen Citats haften geblieben sein, und überhaupt kann der Kritiker bei vermeintlicher Entdeckung einer Reminiscenz unmöglich erst immer beim Dichter anfragen, wie lange er den ältern

Autor nicht gelesen hat, und da auch gegen den ersten Satz nichts einzuwenden ist, so soll der Kritik die objective Hervorhebung von sogenannten Reminiscenzen keineswegs verwehrt werden.

Eine andere Frage wird nur immer die sein, ob es sich um eine wirkliche Reminiscenz, oder nur um ein ganz zufälliges Zusammentreffen handelt. Denn es läßt sich mit voller Berechtigung der Satz aufstellen, daß gewisse ähnliche Situationen auch gewisse ähnliche Ausdrucksweisen mit sich führen oder im Gefolge haben werden, ohne daß der eine Dichter vom andern im mindesten beeinflußt zu sein braucht. So z. B. habe ich in meinem Normannenliede (in „Schauen und Schaffen") den Ausdruck gebraucht: „wir haben sie niedergeritten", und bin dann darauf hingewiesen worden, daß diesen Ausdrnck auch Freiligrath gebraucht habe. Ich behaupte aber, daß ihn jeder Dichter bei jedem Reiterkampf gebrauchen kann, ohne daß seine Selbständigkeit anzutasten ist. Denn der Ausdruck ist ein ganz und gar allgemeiner; sonst könnte möglicherweise auch das Generalstabswerk bei Schilderung des Reiterkampfs von Mars-la-Tour der Reminiscenz geziehen werden. Ich für meine Person gestehe, daß ich diesen Ausdruck nicht weggeschafft hätte, auch wenn ich vor dem Druck darauf aufmerksam gemacht worden wäre, und daß mir in einem solchen Falle durchaus das Wort am Platze zu sein scheint: pereant, qui ante nos nostra dixerunt.

Zweitens: ob ein einzelner Ausdruck, eine einzelne Wendung eine Reminiscenz ist oder nicht, das ist für den ästhetischen Werth des Gedichts eine im ganzen ziemlich untergeordnete Frage. Denn der Werth des Gedichts wird nicht durch den einzelnen Ausdruck, sondern durch den eigensten Gedanken des Gedichts, durch die gesammte Formgebung und die Congruenz beider bedingt. Was sollte beispielsweise aus der Werthschätzung der griechischen und römischen Dichter werden, wenn man den Begriff der Reminiscenz in dem hier in Rede stehenden Sinne auf sie anwenden wollte? Dieselben Ausdrücke und Redewendungen kommen bei ihnen zu hunderten vor; ja es ist ein probates Mittel der Commentatoren, Parallelstellen anzuführen und von der einen auf die andere ähnliche Stelle ein Schlaglicht fallen zu lassen; die Commentatoren danken Gott, wenn sie solche Parallelstellen finden und auf diese Weise Zweifelhaftes aufhellen können, und es ist noch niemand eingefallen, Sophokles daraus einen wesentlichen Vorwurf zu machen, weil sich gewisse Wendungen bei ihm ganz ebenso wie bei Aeschylus finden. Denn die dichterische Selbständigkeit liegt nicht in der einzelnen Wendung. Vielmehr kann ein Gedicht sehr eigenartig sein, obwol es irgendeinen Ausdruck mit einem andern gemein hat. Und umgekehrt braucht ein späterer Dichter auch nicht ein einziges Wort eines frühern Gedichts zu entlehnen, und doch kann das zweite ein vollkommen unselbständiger Abklatsch des ersten sein. Der letztere Fall wäre bei Betrachtung des Begriffs der Originalität genauer zu beleuchten, und auch dieser Begriff, über den ich gleichfalls nicht alle hergebrachten Ansichten theile, soll mir demnächst Gelegenheit zu einer besondern Auseinandersetzung geben.

Albert Moeser.

Zur griechischen und römischen Literatur.

1. Geschichte der antiken Literatur von Jakob Mähly. Zwei Theile. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.
2. Euripides' ausgewählte Dramen. Uebersetzt von Jakob Mähly. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1881. 8. 2 M.
3. Griechische Lyriker. Uebersetzt von Jakob Mähly. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1881. 8. 1 M. 75 Pf.
4. Römische Lyriker. Uebersetzt von Jakob Mähly. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1881. 8. 1 M. 75 Pf.

Wenn irgendeiner berufen ist, die classische Literatur weitern Kreisen zugänglich zu machen, so ist es der auch als Dichter geschätzte baseler Professor Jakob Mähly, den das griechische Alterthum in Wort und Schrift seit langen Jahren beschäftigt hat; wir brauchen außer an seine mehr für Fachkreise bestimmten kritischen Schriften über den „Oedipus Coloneus" des Sophokles und andere Dichterwerke nur an sein auch vom großen Publikum seinerzeit freudig begrüßtes bedeutendes Werk „Die Frauen des griechischen Alterthums", zu erinnern. Um so mehr müssen wir es darum willkommen heißen, daß derselbe Gelehrte uns gleichzeitig mit drei neuen, die classische Literatur betreffenden Werken beschenkt, von denen das erste die Geschichte der antiken Literatur behandelt, während die drei andern uns griechische und römische Dichtungen in deutschem Gewande übermitteln.

Die „Geschichte der antiken Literatur" (Nr. 1) beschäftigt sich im ersten Theil mit der Poesie, im zweiten mit der Prosa der Griechen und Römer. Das Werk ist weniger für Gelehrte als für gebildete Laien bestimmt und soll auch denjenigen als Wegweiser dienen, welche niemals „an der Quelle saßen" und doch gern sich einen Einblick in jene Welt des Worts und der Schrift verschaffen möchten, die gleich des Lebens Mai „nur einmal und nicht wieder" blühte. Trotzdem ist der Verfasser doch etwas zu bescheiden, wenn er die Frage aufwirft, ob er „auch in einigen Partien solchen Gelehrten genügen oder sie wenigstens zum Nachdenken anregen werde, die unparteiisch genug sind, durch die landläufigen Superlative der Bewunderung hindurch auf den Grund des Positiven und Wirklichen zu blicken". Vielmehr werden auch Gelehrte in mehr als nur einigen Partien auf Ansichten und Urtheile stoßen, welche sich von der üblichen Schablone losgemacht und eine durchweg eigenartige, durch treffende

Motivirung unterstützte Anschauung an den Tag legen. Ja noch mehr, der ganze Plan, nach dem sich Mähly seine „Geschichte der antiken Literatur" zurechtgelegt hat, ist so durchaus des Verfassers ureigenstes Werk, daß ihn schon deshalb auch Gelehrte sich etwas näher ansehen sollten und Laien besonders viele Freude daran haben werden. Populäre Geschichten der gesammten classischen Literatur existiren ja ohnedies meines Wissens noch nicht, wenigstens nicht solche, welche, in jeder Beziehung brauchbar, sich wirklich Bürgerrecht in allen Schichten des gebildeten Laienpublikums erworben hätten, und schon aus diesem Grunde füllt Mähly's verdienstliches Werk eine empfindliche Lücke aus. Was dem Werke aber erst so recht eigentlich sein bestimmtes Gepräge gibt, ist eben, von Einzelurtheilen ganz abgesehen, in erster Linie der großartige Plan, nach dem Mähly die Verwandtschaft der römischen Literatur mit der griechischen oder, wenn wir wollen, ihre Abhängigkeit von dieser trotz der Sprachverschiedenheit in der augenscheinlichsten Weise klarlegt. Der Verfasser behandelt nämlich das griechische und römische Schriftthum gewissermaßen als eins und unter denselben Rubriken, sodaß beispielsweise sich der epischen Poesie der Griechen gleich die der Römer anschließt, worauf er erst zur lyrischen Poesie der Griechen und dann wieder der Römer übergeht und so fort. Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß ein solcher Plan wie alles in der Welt auch seine Schattenseiten hat, welcher Erkenntniß Mähly selbst sich nicht verschließen kann und will. Ist doch, wie er in der Einleitung nachdrücklich betont, der Entwickelungsgang beider Literaturen ein beinahe entgegengesetzter, indem die griechische Literatur in normaler Weise von der Poesie, und zwar vom Nationalepos, zur Prosa vorschreitet, während in der römischen Literatur umgekehrt die Prosa der Poesie vorhergeht und ein eigentliches Nationalepos gar nicht oder doch nicht mehr existirt, in dem also überhaupt die Griechen eine natürliche Volksliteratur, die Römer aber von Anfang an nur ein auf künstlicher Gelehrsamkeit fußendes Schriftthum besitzen. Ferner dürfte nicht aus dem Auge gelassen werden, daß so ganz strict und consequent sich der Plan schon deshalb nicht durchführen läßt, weil, auch von dem erwähnten Hauptunterschied der beiden Literaturen abgesehen, nicht überall den einzelnen Unterabtheilungen sich die beabsichtigte Gruppirung anpaßt. So entspricht der Satire der Römer, welche Mähly mit Recht der epischen Poesie zuweist, die der Griechen nicht, denn diese hat ihren Platz in der lyrischen Poesie, und solcher Unterschiede lassen sich noch mehrere aufweisen. Schließlich könnte dem Verfasser gegnerischerseits neben manchem andern noch der Einwand gemacht werden — und er wird zweifellos aus dem Arsenal kritischer Ausstellungen hervorgeholt werden —, daß bei seinem Verfahren sowol die griechische Literatur wie die römische aus ihrem innern Zusammenhange herausgerissen wird. Indeß bleibt es ja bei der sonstigen geschickten Eintheilung des ganzen Stoffs jedem unbenommen, einfach die ihm nicht genehmen Kapitel zu überschlagen, denn so sehr sie alle sich dem einen großen Plan unterordnen, so bildet doch auch jedes Kapitel wieder ein in sich abgeschlossenes Ganzes. Und lassen wir selbst alle die Einwände gelten, welche gegen diesen Plan gemacht werden, so hat derselbe doch auch nicht nur seine Berechtigung, sondern er empfiehlt sich angesichts des größern Leserkreises, auf den das Werk berechnet ist, von selbst. Jeder, der die altclassische Literatur als ein Ganzes auffaßt und die Griechen als das, was sie nun einmal sind, als die Vorbilder der Römer, muß den Wunsch hegen, gleich nach jedem einzelnen Fach der griechischen Literatur das demselben entsprechende der römischen kennen zu lernen; denn das Verständniß der griechischen Literatur in ihrer theilweise fragmentarischen Gestalt wird uns durch das der römischen Tochterliteratur wesentlich erleichtert; ja wir können für letztere ohne Kenntniß der erstern überhaupt kein richtiges Verständniß haben, sie in der Abhängigkeit von ihrem Vorbild nicht so würdigen, wie es nöthig ist. Darum eben ist es all den vorerwähnten Einwänden gegenüber immerhin ein nicht genug anzuerkennendes Verdienst des Verfassers, diesen Weg eingeschlagen zu haben. Auch daß er bei Allbekanntem nur kürzere Zeit verweilt, muß als ein Vorzug des Werks gelten, denn das, was er an solchen Stellen sagt, erfüllt vollständig seinen Zweck. Wo wäre sonst, wollte er sich über Sophokles, Plautus, Terenz, Thucydides ausführlicher verbreiten, als er gethan, ein Ende zu finden, und welche Ausdehnung hätte das ohnedies umfangreiche Werk gewinnen müssen, wenn er z. B. über Homer alles hätte beibringen oder auch nur erwähnen wollen, was in der überreichen Homer-Literatur bis auf unsere Tage an gelehrten Schätzen aufgespeichert worden ist! Und dennoch enthält auch der Artikel über Homer bei Mähly nicht weniger als 24 Seiten und ist, wie billig, einer der größten im ganzen Buche. Ein Mehr wäre hier jedenfalls von Uebel gewesen; denn aller Weisheitsschrullen und Betrachtungen der alten und neuern Philologie über Homer zu gedenken, lohnte wol erstens kaum der Mühe und hätte ferner den eigentlichen Zweck gänzlich verfehlt, den das Buch verfolgt. Das Buch ist für weitere Schichten des gebildeten Laienpublikums bestimmt, welche scholastische Spitzfindigkeiten und speciell nur gelehrte Kreise interessirende Fragen herzlich gleichgültig lassen. Aus diesem Grunde darf man darin auch nicht die Besprechung oder auch nur Erwähnung aller derjenigen suchen, welche im classischen Alterthum sich literarisch bethätigt haben, man würde sich sonst sehr enttäuscht fühlen. So beschränkt sich die Besprechung des alexandrinischen Epos auf die Hauptrepräsentanten desselben, selbst die bloße Namensnennung solcher Autoren, welche auf den Ausbau und die Fortentwickelung dieser Literatur ohne Einfluß gewesen sind, ist mit Recht unterblieben: Mähly will eben nicht eine Bibliographie bieten, er will nicht ausschließlich Fachgelehrten, Philologen und Alterthumsfreunden dienen, sondern dem ganzen gebildeten deutschen Publikum, und da war Beschränkung und Maßhalten

ganz von selbst geboten. Etwas anderes ist es, ein antiquarisch-historisches, etwas anderes wieder, wie hier, ein ästhetisches Werk im Auge haben.

Was nun die Eintheilung des Werks betrifft, so behandelt Mähly, wie schon angedeutet, indem er immer das betreffende Fach der römischen Literatur, wo es vorhanden ist, dem der griechischen folgen läßt, im ersten Bande die gesammte Poesie, im zweiten die Prosa. In der Poesie führt die epische den Reigen, an diese reiht sich die lyrische, den Schluß bildet die dramatische Dichtung. Den Anfang der Prosa macht die Geschichtschreibung, an welche sich Beredsamkeit, Philosophie, Epistolographie und Roman anreihen, jedes einzelne Fach wieder mit seinen scharf abgegrenzten Unterabtheilungen. Ein Namen- und Inhaltsverzeichniß erleichtert das Nachschlagen. Die ganze Eintheilung spricht für sich selbst, wiewol sie den Reiz der Neuheit nicht hat und auch ein solcher ohne Schädigung des Plans nicht wol auffindbar gewesen wäre. Inhaltlich aber ist das Werk eine durchweg eigenartige Arbeit, obgleich es Mähly's Absicht selbstverständlich weder war noch sein konnte, die Dinge auf den Kopf zu stellen und mit paradoxen Ansichten hervorzutreten, um originell zu erscheinen. Vielmehr schließt sich Mähly in der Hauptsache den landläufigen Urtheilen über das und jenes Fach, über dieses und jenes Werk nothwendig an, doch hat er sich überall bemüht, dieselben, soweit es der Raum irgend zuließ, auf seine Weise zu beleuchten und zu begründen, und indem er zugleich nicht selten Schlaglichter auf die moderne Literatur fallen läßt und Vergleiche zwischen dieser und der antiken Literatur anstellt, fördert er des Lesers Verständniß für die letztere in erfreulichster Weise und erhöht zugleich deren Interesse für die einzelnen Werke des classischen Alterthums. Wir müssen uns damit begnügen, nur einige wenige und kurze Proben aus dem Werke mitzutheilen, doch wird schon aus dem Wenigen der Leser auf das Ganze schließen können und zu der Ueberzeugung gelangen, daß er es hier mit einer höchst werthvollen literarhistorischen Leistung zu thun hat. So heißt es z. B. in der Einleitung treffend:

> Die Griechen hatten von der Literatur und der Kunst die glückliche Auffassung, daß sie recht eigentlich Sache der ganzen Nation und mehr oder weniger ihr Lebensberuf seien. Unsere moderne nach allen Richtungen hin zersplitterte Thätigkeit läßt eine solche Anschauung nicht mehr zu. Bei uns gilt die Literatur höchstens als eine angenehme Zugabe zu den Mühen der herben Lebensaufgaben, dort war sie neben der öffentlichen Praxis der zweite und ebenso nothwendige Theil des Lebens. Bei solcher Anschauung war es möglich, daß die größten Aufgaben gelangen; man brauchte mit seiner Zeit und seiner Kraft nicht zu kargen, man durfte sich mit voller Lust in seinen Stoff vertiefen, denn man erfüllte ja damit nur seine Bestimmung. Anders schon dachten die Römer: ihr praktischer und mehr auf das Aeußere gerichteter Sinn stellte dem Leben andere, nach ihrem Urtheil richtigere Aufgaben; die Eroberer und Gesetzgeber des Erdkreises durften ihre Kraft schlechterdings nicht an die Spiele der Phantasie und die Blumenpflege des Gemüths vergeuden.

Man bemerke zugleich, wie übrigens durchgehends in dem Werke, die gewählte, an manchen Stellen sogar dichterische Sprache, die, wie auch möglichst prägnante Kürze, ein weiterer Vorzug dieser Literaturgeschichte ist. Ebenso knapp wie treffend ist z. B. Mähly's Urtheil über die Vorstufen und Bedingungen der Homerischen Poesie. Hier heißt es:

> In keiner Literatur als der griechischen ist es wol der Fall, daß am Beginn derselben sofort eine vollkommene, für eine große Gattung mustergültige und unerreichte Meisterschöpfung uns entgegentritt. Aber gerade hierin auch liegt ein deutlicher Hinweis auf das, was vorhergegangen. Die griechische Entwickelung ist keine andere als die der übrigen Culturvölker, sonst wäre sie naturwidrig. Jene frühern Gedichte bestanden hier so gut wie anderswo, aber sie sind der Vergessenheit anheimgefallen, und zwar aus dem Grunde, weil das Vollkommenere sie entbehrlich machte und sie in diesem aufgegangen waren. Wir können ihre Spuren durch kritische Analyse bloßlegen und zwar aus Homer selber. Homer ist einer jener Aöden gewesen, wie er sie uns schildert, von ihnen blos unterschieden durch sein Genie und seine umfassendere Thätigkeit.

Obwol diese Ansicht an sich keine neue ist, so verdient sie doch der Form wegen, in welche sie gekleidet ist, als Beispiel für die Haltung des Ganzen hervorgehoben zu werden. Was dagegen die Eigenartigkeit der Mähly'schen Urtheile betrifft, so möchte unter anderm auf das hinzuweisen sein, was er über die hervorragendsten römischen Dichter sagt; Virgil und auch der Lyriker Horaz, wenigstens was seine Originalität angeht, kommen da ziemlich schlecht weg; desto höher stehen dem Autor Tibull und Ovid; letztern besonders stellt er

> unter den Auserwählten aller Zeiten und Literaturen, wenn glückliche Anlage und die Summe der Talente für den Dichterberuf gewogen werden, in erste Reihe; übertroffen hat ihn in der dichterischen Virtuosität keiner, kaum einer ihn erreicht.

Und Ovid ist bei aller Virtuosität ein wahrer Dichter von Gottes Gnaden, wie Mähly eingehend nachweist.

Zum Schluß finde noch die Stelle hier ihren Platz, die von der Entwickelung der griechischen Tragödie handelt:

> Man hat ganz irrthümlich jene tetralogische Einrichtung des Aeschylus zu einer dichterischen Schönheit, ja Nothwendigkeit gestempelt und gemeint, in den drei Abstufungen trete Anfang, Mitte und Ende einer Handlung auch äußerlich zur Erscheinung — während Aeschylus sie nur als Mittel gebrauchte, um über einen rein äußerlichen Umstand, der nicht zu beseitigen war, nämlich die Länge der Aufführungszeit, so glimpflich als möglich hinwegzukommen. Der Fortschritt des Aeschylus liegt nicht und sollte nicht liegen in der Vermehrung der Zahl der Stücke, sondern in der Verminderung ihres Umfangs; denn jetzt nahmen drei Stücke denselben Raum ein wie früher eins. Die Wahrheit ist, daß sogar Aeschylus die Stoffe zu seinen Tetralogien aus verschiedenen Mythenkreisen nahm, und daß vollends seit Sophokles' Neuerung von realer oder idealer Einheit gar keine Rede sein kann.

Mögen denn die Proben, die zufällig sämmtlich dem ersten Theil des im zweiten Theil nicht minder trefflichen Werks entnommen sind, genügen. An dem und jenem ließen sich wol noch kleine Ausstellungen machen; so halte ich wenigstens im Gegensatz zu Mähly die Kallinos-Elegie ganz zuverlässig für Fragment; so hätten bei Erwähnung

des Plautinischen „Amphitruo", wie dies bei andern Stücken geschehen, die bekannten französischen und deutschen Umarbeiter genannt werden können, und Aehnliches mehr. Doch können dergleichen geringfügige Mängel den Werth dieser populären Literaturgeschichte des Alterthums nicht beeinträchtigen.

Mußten wir dem vorerwähnten Werke seiner besondern Eigenart wegen eine längere Betrachtung widmen, so können wir uns hinsichtlich der drei folgenden kürzer fassen; denn hier kommt es im Wesentlichen blos auf die Uebersetzungen griechischer Dichterwerke an, und eine haarscharfe, Wort für Wort aufs genaueste mit dem Original vergleichende Controle kann nicht Zweck d. Bl. sein, sondern gehört in philologische Fachzeitschriften.

Zunächst also: „Euripides' ausgewählte Dramen" (Nr. 2). Weshalb die Wahl Mähly's zuerst auf Euripides verfallen, weiß ich nicht; doch läßt sich gegen diese Wahl auch keine besondere Einwendung machen, um so weniger, als zu erwarten steht, daß den vorliegenden Uebersetzungen Mähly's noch weitere von ihm, besonders die der Sophokleischen Dramen folgen werden. Und da er nun einmal gerade an Euripides herangegangen, so können wir nicht umhin, die von ihm getroffene Auswahl der Dramen dieses „Philosophen auf der Bühne" zu billigen; denn in der That sind die drei Dramen, mit denen uns der Uebersetzer wieder näher bekannt macht, nämlich „Medea", „Hippolyt" und die „Iphigenie bei den Tauriern", wenn wir nicht etwa die „Iphigenie in Aulis" mit dazu rechnen wollen, das relativ Beste, was wir von Euripides besitzen. Auch daß Mähly eine Biographie des Dichters und eine Würdigung seines Charakters und Talents sowie seiner Dichtungen mit ihren Licht- und Schattenseiten der Uebersetzung der drei Dramen vorausgeschickt hat und außerdem am Schluß noch eine Reihe kurzer Anmerkungen folgen läßt, muß man willkommen heißen. Besonders charakteristisch ist und verdient auch hier wiedergegeben zu werden, was er über den sogenannten Deus ex machina sagt, der bei Euripides gleich unvermeidlich wie der Prolog, ja noch unvermeidlicher und dabei bedenklicher ist als dieser. Es heißt da:

> Diese Einrichtung ist der letzte Nothanker, um die schiffbrüchige Handlung vor dem Untergange zu bewahren; sie tritt ein, wo kein menschlicher, d. h. dichterischer, Ausweg aus dem brandenden Meer der Intrigue und Verschlingung der Thatsachen mehr möglich oder wenigstens dem Genie des Dichters erfindbar ist. Nichts Bequemeres für das dichterische Unvermögen: wo die Noth am größten, da ist die Hülfe der Gottheit am nächsten — und diese Hülfe ist keine von der Gottheit freiwillig geleistete, sie ist eine bloße Scheinhülfe! Wahrhaftig, ein guter Dichter sollte nicht „in dem Dinge" sein wollen! Und Euripides? Es war ihm ja weniger um eine regelrechte und künstlerisch durchgeführte Handlung zu thun, als um seine Weisheit, sein Pathos, seine sentenziöse Moral, seine Predigt — und die war ja bereits (gegen Ende des Stücks!) an den Mann gebracht —, was sollte und brauchte er noch weiter im Schweiße seines Angesichts nach einem passenden Abschluß zu suchen? Euripides ist eben trotz alles schönen Talents von der Signatur der Zeit so stark und tief geprägt, daß seine übrigen Züge daneben erblassen. Diese Signatur, die in Sokrates, seinem Freunde, den stärksten und imposantesten Ausdruck fand, ist das Verstandeswesen, die Bewältigung alles dessen, was die Menschenseele in Leid und Freude bewegt, durch den grübelnden Denkproceß; dieses ist das A und O seiner Kunst.

Was nun die Uebersetzungen selbst anlangt, so haben wir deren bereits, abgesehen von der früher mustergültigen, jetzt etwas veralteten Bothe'schen, mehr oder minder gute in nicht geringer Zahl, so von Minckwitz, Fritze, Kock, Hartung, Oswald Marbach und Donner. Mähly hat sich an keinen der Vorgänger gehalten, sondern steht, wie er selbst sagt, beim Uebersetzen lediglich „auf dem Seinigen". Im Gegensatz zu den meisten dieser Uebersetzer hat er, hierin dem Beispiel Oswald Marbach's und Adolf Wilbrandt's folgend, die Chorgesänge modernisirt, d. h. in gereimte Verse gebracht, wodurch er freilich wol den Zorn aller Pedanten (und deren sind leider nicht wenige) auf sein Haupt heraufbeschworen, dafür aber sich den aufrichtigsten Dank aller Freunde des Schönen verdient hat. Ich selbst habe mich vielfach mit den griechischen Chorgesängen beschäftigt und bin seit Jahren der Ansicht, daß es unrecht sei, die deutsche Sprache in das altgriechische Metrum hineinzwängen zu wollen. Denn man eifre für diesen Zwang so viel man wolle, ein Zwang bleibt es doch, und ganz gelingen wird ein solches schwieriges Experiment selbst dem Begabtesten nicht. Ja ich für meinen Theil wäre sogar noch ein Stück weiter gegangen und hätte statt des Trimeters im Dialog den fünffüßigen Jambus angewendet; denn zumal für den Vortrag will sich auch unser deutscher Trimeter auf die Dauer nicht recht eignen. Indeß lesen sich Mähly's Trimeter bei alledem recht fließend und geben, soweit ich es verfolgen konnte, das Original correct und in poesievoller Weise wieder; vor der Hartung'schen Uebersetzung z. B. gebe ich in dieser Beziehung unbedingt der von Mähly den Vorzug. Noch mehr aber ist dies der Fall hinsichtlich der Chorgesänge, welche Mähly mit wahrer Meisterschaft übersetzt hat. Nehmen wir unter anderm die erste Chorstrophe der „Medea". Wie schwerfällig nimmt sich diese in der Verdeutschung des alten Bothe aus:

> Hörtest du, o Zeus, Erd' und du, Sonne,
> Wie das unselige Weib ausklaget
> Ihren Schmerz? O Thörichte, welch unersättlich Verlangen ziehet dich nach dem Gatten
> Und beschleunigt den Tod, der fern war?
> Nicht flehe du solches!
> Hat dein Gatt' ein neues Gemahl erwählet,
> Schwer zürne du nicht ihm darum!
> Zeus wird, was er that, dir rächen.
> Nicht traure so schmerzlich um ihn, der dir einst
> Vermählet ward!

Wer sich da durchwindet! Schon bei Hartung z. B. ist diese Stelle etwas genießbarer:

> Hörst du es, o Zeus und Erd' und Licht,
> Welch ein Wehruf von der unseligen
> Ehfrau hertönt?

Was, Thörin, so unersättlich
Verlangst du des Mannes Liebe?
Was suchst du des Tods Erlösung?
Das flehe mit nichten!
Hat ein neues Band deinen Gemahl entfremdet,
Zeus wird mit dem Recht (was tobst du!)
Dir dafür Rache verschaffen: Härm' dich nicht
Zu sehr, weinend um deinen Ehgemahl!

Nun halte man Mähly's Uebersetzung dagegen:

O käme zu uns sie heraus ans Licht
Und hörte die Stimme, die sänftigend spricht!
Vielleicht, sie lauschte dem Klange;
Sie scheuchte des Zorns schwer lastende Wucht
Und den Trotz in die Flucht.
Mir soll's nicht fehlen am Drange
Des Eifers für Freunde. So gehe denn schnell
Und treibe zur Eil' und bring sie zur Stell',
Geh', führ' sie heraus,
Bevor sie noch Unheil stiftet im Haus;
Denn wild und graus
Tobt ihr im Gemüthe das Leiden.

Ich dächte, das wäre deutsch und verständlich, und ist dazu völlig correct übersetzt. Freilich das Originalmetrum ist es nicht; wer das nun einmal vorzieht, nun der lese auch ferner die „Medea"-Chorgesänge in Hartung's, meinethalb gar in Bothe's Verdeutschung, und wenn diese Lektüre ihm ein Genuß däucht, so ist er in der That zu beneiden.

Die „Griechischen und römischen Lyriker" (Nr. 3 und 4) endlich bietet uns Mähly gleichwie die Dramen des Euripides nur in einer Auswahl: die römischen, weil sonst der betreffende Band zu umfangreich geworden wäre und manches Erzeugniß der römischen Lyrik aus verschiedenen, leider auch ästhetischen und sittlichen Gründen sich nicht wol für einen größern Kreis deutscher Leser, am allerwenigsten aber für unsere Frauenwelt eignet; die griechischen hauptsächlich deshalb, weil bedauerlicherweise von manchem der hier vorgeführten Dichter überhaupt nicht viel mehr, wenigstens nichts Vollständiges erhalten ist, also bei mehr als einem der bedeutendsten Lyriker die Auswahl des Darzubietenden dem Herausgeber nicht schwer werden konnte. Vielleicht wäre es sogar angänglich gewesen, die Proben der römischen Lyrik noch etwas mehr zu reduciren; so würde ich unter denselben gern den Brief an die Pisonen missen, der allein funfzehn Seiten Raum einnimmt, obwol gerade er als ästhetische Abhandlung in Versen dem Gebiete der eigentlichen Lyrik doch nicht angehört. Ich verstehe und würdige Mähly's gute Absicht vollkommen, den Dichter, dessen stärkste Seite seine eigentlich lyrischen Gedichte, die Oden und Epoden, nicht sind, durch Heranziehung wenigstens einer Epistel neben einigen Satiren von seiner schönsten Seite zu zeigen; ebenso darf nicht unerwähnt bleiben, daß gerade dieser Brief, welcher die größten Textschwierigkeiten darbietet, von Mähly meisterhaft übersetzt worden ist. Trotzdem läßt sich über die Nothwendigkeit der Aufnahme dieses Briefs, dessen ästhetischer Werth dadurch nicht im mindesten beeinträchtigt werden soll, in diese Sammlung wol streiten. Dagegen hätte Pindar etwas reichhaltiger vertreten sein können; dieser nimmt in der Mähly'schen Sammlung kaum über vier Seiten ein; ich hätte neben den hier wiedergegebenen kürzern olympischen Oden, deren Wahl an sich ja eine durchaus glückliche zu nennen ist, wenigstens noch eine der längern, etwa die dritte („Auf Theron von Girgenti") oder die sechste („Auf Agesias von Syrakus") übersetzt gewünscht, da wir erst aus diesen ein rechtes Bild von dem großartigen Strophenbau der Pindarischen Oden gewinnen können. Im übrigen sind von den griechischen Lyrikern — mit Ausnahme des Theognis, des unechten Anakreon, der Bukoliker und der „Anthologie", hinsichtlich deren eine gewissenhafte Auswahl, so wie sie Mähly getroffen, nur zu billigen ist — alle noch vorhandenen und in ihrer theilweise fragmentarischen Gestalt nur einigermaßen vollständigen und werthvollen Gedichte in der Mähly'schen Sammlung vertreten, welche in dieser Beziehung, abgesehen von den obenerwähnten Ausnahmen, auf vollständige Wiedergabe der leider so trümmerartig uns überlieferten griechischen Lyrik Anspruch machen kann.

Die Uebersetzungen selbst, denen knapp gehaltene und allgemein verständlich geschriebene Einleitungen vorangehen, halten sich, sowol was die griechischen als was die römischen Lyriker betrifft, mit größter Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt an das Original, ohne demselben Gewalt anzuthun. Man merkt es ihnen an, daß hier kein trockener Schulmann, sondern ein Dichter das Verdeutschungswerk übernommen hat. Da Mähly, wie bei der Uebersetzung der Euripideischen Fabeln, auch hier seinem eigenen Geständniß zufolge von fremden Uebersetzungsvorbildern, sowol von den ältern: Voß, Passow, Weber, W. von Humboldt, Richter, Bode, Binder, Hertzberg, Ellissen, wie von denen der neuern und neuesten Zeit: Seeger, Gruppe, Dörr, Moritz Schmidt, Mörike, Emanuel Geibel, Paul Heyse und wie die Meister der Uebersetzungskunst alle heißen, sich ganz fern gehalten hat, so ist es freilich oft schwer zu entscheiden, wem der Preis der besten Uebersetzung gebührt, ob Mähly oder einem andern, und so ließen sich leicht Beispiele genug anführen, in denen Mähly von andern übertroffen ist, aber auch ebenso wieder solche, wo ihm die und jene Stelle — denn nur um einzelne Stellen kann es sich ja bei diesem Wettstreit so vieler Rivalen handeln — besser als den meisten andern gelungen ist. Wir wählen aus der Sammlung der römischen Lyriker ein Gedicht von Catull, nach Lucian Müller's Originalausgabe das zweite dieses Dichters, und lassen zunächst in eigener Prosaübersetzung, die nichts weiter als wörtlich sein will, dies kleine Gedichtchen: „An den Sperling der Lesbia", folgen, der wir sodann die metrischen Uebersetzungen Heyse's und Mähly's zur leichtern Vergleichung gegenüberstellen. Wörtlich sagt Catull: „Sperling, du Liebling meines Mädchens, das mit dir zu spielen, dich am Busen zu hegen, dir, wenn du herumfliegst, die Fingerspitzen hinzuhalten und dich zu scharfen Bissen auf-

zuhetzen pflegt, wenn es meinem lieben Schätzchen gefällt, wer weiß was zu tändeln, um dich als Herzenstrost im Schmerz zu benutzen, um — möcht' ich wetten — die drückende Liebesglut zu stillen: o könnte ich mit dir spielen wie sie selbst und des Herzens düstere Sorge lindern! Das wäre mir so willkommen wie jenem betenden Mägdlein in der Sage der goldene Apfel, für den es den lange geschlossenen Gürtel löste.“

In Heyse's Verdeutschung lautet das Gedicht also:

Sperling, meiner Geliebten kleiner Liebling,
Den im Busen sie hegt, mit dem sie tändelnd
Dem Anflatternden ihre Fingerspitze
Gibt, zu schärferen Bissen ihn zu reizen,
Wenn mein goldnes Holdchen so gelaunt ist,
Was Anmuthiges, wie sie liebt, zu spielen,
Welch ein Tröstchen in ihrem Leid, vermein' ich,
Daß der ängstliche Brand ein wenig ruhe:
Könnt' ich spielen mit dir wie deine Herrin,
Könnte lindern des Herzens bittre Wehen,
Mir willkommener wär' es als dem schnellen
Mägdlein, sagen sie, einst der goldne Apfel,
Der den lange geschlossnen Gürtel löste.

Mähly dagegen übersetzt das zierliche Liedchen folgendermaßen:

Sperling, meiner Geliebten Herzenspüppchen,
Den sie streichelt und küßt, mit dem sie tändelt,
Dem den Finger sie reicht, nach dem er lüstern,
Um den Schnabel im Picken dran zu üben,
Wenn mein Holdchen, das süße, so gelaunt ist,
Sich ein Späßchen mit irgendwas zu machen,
Zu vergessen das Schmerzchen, das sie peinigt,
Und, ich wette, den heißen Brand zu kühlen:
Könnt' ich tändeln mit dir, wie sie's gewohnt ist,
Ach, es wär' mir so lieb wie jenem schnellen
Mädchen — weißt du? — der goldne Apfel damals,
Der den Gürtel, den lang gepreßten, löste.

Man wird mir zugeben, daß, abgesehen von kleinen Abweichungen voneinander, beide Uebersetzungen gleich gewissenhaft sich dem Original anschmiegen und beide trotz geringfügiger Mängel als wohlgelungen gelten müssen, ja daß bei Mähly die Construction noch übersichtlicher und einfacher ist als bei Heyse; ob eine freiere Uebersetzung, die jedoch in beider Absicht nicht lag, namentlich unter Hinzuziehung des Reims nicht noch weitere Leserkreise anzuziehen geeignet wäre, das ist freilich eine andere Frage, die sich angesichts von Mähly's freier Uebertragung der Euripideischen Chorgesänge wol so rundweg nicht verneinen läßt. Was aber irgend von einer nicht freien Uebersetzung billigerweise erwartet werden kann, das hat Mähly in nahezu vollendetem Grade erreicht.

So schwer es mir wird, aus der Anzahl des vielen Vortrefflichen, das Mähly's Uebersetzungen bieten, nur eine einzige Probe auszuwählen, so legt mir doch der Raum d. Bl. solche Beschränkung auf, und so begnüge sich denn der Leser mit dieser einen Probe und halte sich versichert, daß ähnliche vorzügliche Uebersetzungsspenden fast auf jeder Seite dieser beiden Sammlungen seiner harren. Wir wählen das stimmungsvolle Gedicht „Frühling“ von Ibykus, das in Mähly's Uebersetzung sich nahezu wie das Original selbst liest:

Lenz ist da, wo der Quittenbaum
Blüht, vom nährenden Thau benetzt,
Wo's im Garten der Nymphen sproßt,
Trieb an Trieb, und im schattigen
Rebenlaube die Beere schwillt
An den saftigen Ranken.

Ruhlos aber im Herzen tobt
Eros, gleich dem Gewittersturm,
Der von Thrakien her sich wälzt.
Kypris sendet den Rasenden,
Der mit sengender Wuth mich faßt
Und die Tiefen der Seele mir
Riesenmächtig erschüttert.

Es sollte mich wahrhaft freuen, wenn den Leser infolge dieser Probe nach Mehrerem gelüstete und diese beiden Sammlungen den ihnen gebührenden Ehrenplatz in der Bibliothek recht vieler Bürgerhäuser einnähmen!

Karl Siegen.

Der achte Theil des „Neuen Plutarch“.

Der Neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Rudolf von Gottschall. Achter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 6 M.

Die historische Forschung hat in unsern Tagen manche verkannte Größe, manche übelberufene Persönlichkeit wieder zu Ehren gebracht; die Zahl der „Rettungen“, die mit größerm oder geringerm Erfolge versucht worden sind, ist nicht unerheblich. Weit öfter aber geschieht es, daß die scharfe und unerbittliche Kritik den Ruhmeskranz grausam zerpflückt, den die gläubige Ueberlieferung um das Haupt eines ihrer gefeierten Helden gewunden hatte. Bald stellt sie die Bedeutung, wenn nicht gar die Wirklichkeit der Handlungen in Abrede, auf welche das Ansehen eines Mannes sich stützt; bald erklärt sie dieselben aus dem zufälligen oder auch nothwendigen Gange der Dinge, wo dann für das persönliche Verdienst wenig Raum bleibt, oder sie führt sie, wenn eine entscheidende Einwirkung der handelnden Person außer Frage steht, auf Motive zurück, welche dieser nicht zur Ehre gereichen und den Werth ihres Thuns herabsetzen. Eine solche Herabsetzung erfährt auch „Franz von Sickingen“ in der übrigens sehr interessanten Biographie, mit welcher Hans Prutz den vorliegenden Band des „Neuen Plutarch“ eröffnet. Nicht als ob die hervorragenden Eigenschaften des Mannes in ihr verkannt oder verkleinert würden; sie läßt seine heldenmüthige

Tapferkeit, seinen hohen aufstrebenden Sinn, sein entschlossenes thatkräftiges Wesen zur vollen Geltung kommen. Dazu fügt sie andere weniger bekannte Vorzüge. Sie rühmt den Eifer und das Geschick, womit er den Familienbesitz durch zahlreiche neue Erwerbungen ansehnlich vermehrte und den Werth desselben durch Steigerung des Ertrags bedeutend hob. Sie hebt auch das seltene organisatorische Talent hervor, welches ihn befähigte, die altübliche ritterliche Art der Kriegführung mit der in den letzten Jahrzehnten ausgebildeten neuern — die schwergerüstete Reiterei mit dem neugebildeten Fußvolk — zu vereinigen und die Vortheile, welche jede von beiden darbot, richtig auszunutzen. Indeß bei aller Anerkennung, die sie ihm und seiner Begabung zutheil werden läßt, schildert sie ihn doch als einen Mann, der auf das Maß der ihm vielfach zugesprochenen Bedeutung keinen begründeten Anspruch habe:

Er schien ihr zufolge mehr, als er war, und er wollte mehr scheinen. Er spielte den Beschützer einer Sache, die ihm eigentlich nur Nebensache war, jedenfalls weit hinter seinen eigenen Angelegenheiten zurückstand, die er aber zu der seinen machte, um die für sie in Bewegung gesetzten gewaltigen nationalen Kräfte für seinen eigenen Vortheil arbeiten zu lassen. Vergebens würde man bei ihm eine höhere Idee, ein höheres politisches und nationales Ziel suchen. Er setzte stets seine eigenen Interessen, seinen rein persönlichen Vortheil über die Interessen und den Vortheil der Gemeinschaft, für die er zu kämpfen vorgab, und trug sogar kein Bedenken, die große heilige Sache der in den Wehen einer Wiedergeburt ringenden Nation, für die er kein volles Verständniß und keine ganz reine Theilnahme besaß, doch insofern unwürdig auszubeuten, als er sie zum Deckmantel für die Förderung seiner persönlichen Absichten machte.

Es ist jedoch nicht die Meinung des Verfassers, daß Sickingen die ihm zugeschriebene Rolle mit klarem Bewußtsein oder gar mit berechnender Ueberlegung gespielt habe. Nach seiner Auffassung war und handelte er so, wie er nach Herkunft und Bildungsgang sein und handeln mußte. Einem ritterlichen Geschlecht entsprossen und in ritterlichen Kreisen aufgewachsen, wurde er selbst „ein eingefleischter Reichsritter, der das gewöhnliche Lebensziel eines solchen, den unabhängigen Besitz von Reichthum und Macht, in der hergebrachten gewaltthätigen, Recht und Gesetz verachtenden Weise anstrebte". Er unterschied sich von seinen minder bedeutenden Genossen, welche, dem Fürstendienste abgeneigt, durch kecke Fehde und wüsten Straßenraub ihre Glücksgüter zu verbessern suchten, eigentlich nur durch den größern Maßstab seines rechtlosen Thuns und Treibens. Seine historische Bedeutung aber liegt darin, daß er für das Alte eintrat, der zum guten Theil schon dahingesunkenen Vergangenheit ihr Recht in der Gegenwart und auch noch einen Platz in der Zukunft erkämpfen wollte, indem er den Versuch machte, den seiner ehemaligen Bedeutung schon lange beraubten deutschen Ritteradel wieder zu dem zu erheben, was er früher gewesen war, zum Träger der militärischen Vollkraft des Reichs und damit zu dem im politischen Leben zuerst und vornehmlich tonangebenden Factor. Er hat diesen Gedanken mit bewunderungswürdiger Kraft und Energie, auch im Anfang wenigstens mit einigem, Glück verheißenden Erfolge durchgeführt, freilich nur, um bald hernach von der Höhe, zu der er sich emporgeschwungen hatte, nach kurzem schwankenden Beharren auf derselben in jähem Sturze hinabgerissen und zerschmettert zu werden:

Er büßte damit einen großen Irrthum und ein großes Verschulden: den Irrthum, daß er die überlebten Institutionen einer zu Grunde gehenden Zeit einer neuen Epoche aufnöthigen wollte, — das Verschulden, daß er dies that nicht um der Allgemeinheit, sondern nur um seiner selbst willen, und daß er, um dies durchzusetzen, die durch die Reformation entfesselten geistigen und sittlichen Kräfte der deutschen Nation sich dienstbar zu machen versuchte und dadurch gewissermaßen entweihte. Mit ihm, dem letzten Ritter, ging das mittelalterliche Ritterthum, ging das Mittelalter selbst unrettbar zu Grunde.

Man sieht, daß des Verfassers Urtheil über den Charakter und die Bestrebungen Sickingen's einer Verurtheilung recht nahe kommt. Wir glauben aber nicht, daß es ihm gelungen ist, dasselbe ausreichend zu begründen. Wenigstens hat er uns von einer persönlichen Schuld Sickingen's in dem Sinne, in welchem er sie ihm beimißt, nicht überzeugt. Daß selbstsüchtige Motive auf die Handlungsweise des Mannes einen großen Einfluß übten, unterliegt allerdings keinem Zweifel. Doch folgt daraus nicht, daß sie ihn ausschließlich bestimmten, und daß die Sache der religiösen und nationalen Freiheit, für die er einzutreten behauptete, ihm im Grunde gleichgültig gewesen. Wir möchten überhaupt weniger sein Wollen als sein Können in Frage stellen. Es fehlte ihm, scheint uns, an umfassender Einsicht und besonnener Ueberlegung, und wenn er es trefflich verstand, militärische Streitkräfte zu sammeln und zu organisiren, so wußte er sie doch nicht zu entscheidenden Siegen zu führen. Er ist auch in dieser Beziehung mit Wallenstein zu vergleichen, mit welchem der Verfasser ihn in eine vielfach zutreffende Parallele stellt.

Einsam und verlassen ist der Besiegte und auf den Tod verwundete Sickingen in einer Felsenkammer seiner zertrümmerten Burg aus dem Leben geschieden. Ein schöneres Ende nahm ein anderer Held, den uns Friedrich Althaus in höchst anziehender Darstellung vorführt. Auch „Admiral Nelson" starb mitten im Kampfe, aber des entscheidenden Siegs gewiß, den er über die Feinde seines Vaterlandes erfochten hatte. Es war eine glänzende, an großen Thaten und hohen Ehren reiche Laufbahn, die mit diesem ruhmvollen Tode abschloß. Der schwächliche Pfarrerssohn aber, dem es bestimmt war, sie zu durchlaufen, schien sich in jungen Jahren wenig für sie zu eignen. Zwar fehlte es ihm schon damals nicht an unerschrockenem Muth; als man einst den vermißten Knaben nach langem Suchen fern vom älterlichen Hause auffand und ihn fragte, ob er in seiner Verlassenheit keine Furcht verspürt habe, antwortete er: „Furcht? das kenne ich nicht, was ist das?" Auch trat der feurige kühne Geist, der ihn durch sein ganzes Leben beseelte, zeitig hervor. Doch war seine Gesundheit so zart, daß der mit dem Commando eines Kriegs-

schiffs betraute Onkel, als der Vater ihn ersuchte, den Knaben seinem Wunsche gemäß mit sich zu nehmen, seine Zustimmung mit den Worten gab: „Was hat der arme kleine Horatio verbrochen, daß er vor allen andern für das rauhe Leben zur See bestimmt wird? Indeß laßt ihn nur ommen!“

Er kam denn, erst zwölf Jahre alt, und hatte in nächster Zeit Gelegenheit, auf weiten Fahrten in das nördliche Polarmeer, nach West- und Ostindien sich in den selbstgewählten Beruf einzuleben und dessen Beschwerden und Entbehrungen kennen zu lernen. Der Verfasser begleitet ihn bei diesen ersten Expeditionen ebenso treu und achtsam wie auf seinem spätern Lebenswege, der keineswegs immer glatt und eben dahinlief. Wol gelangte er durch Muth, Eifer und Tüchtigkeit sehr bald zu einer höhern Stellung, er war schon mit zwanzig Jahren Fregattenkapitän; aber es gab im Fortgange der Zeit doch manche Hemmungen und Widerwärtigkeiten, die einen weniger festen Sinn von der eingeschlagenen Bahn zurückgeschreckt haben würden. Wiederholt wurde er von schwerer Krankheit heimgesucht; nicht selten trat äußerste Erschöpfung ein, welcher der schwache Körper erliegen zu müssen schien; später verlor er in den Kämpfen um Corsica ein Auge, bald hernach vor Teneriffa den rechten Arm. Dazu kam, daß seine Leistungen oft nicht die verdiente und erwartete Anerkennung fanden. Wiederholt erfuhr er Gleichgültigkeit, Nichtbeachtung und kränkende Zurücksetzung, die den ehrgeizigen, selbstbewußten Mann tief verstimmten. Doch der ihm einwohnende starke Geist überwand immer wieder die Schwäche des Körpers wie das Gefühl des erlittenen Unrechts. Seine Feuerseele dürstet nach Ruhm und bewahrt sich trotz aller Enttäuschungen den festen Glauben, daß sie ihr Ziel früher oder später erreichen wird. Wie sehr er sich zuweilen nach einem stillen friedlichen Dasein sehnt, er kann nicht ruhen, sobald sich die Aussicht auf ehrenvolle Thaten eröffnet. Wird dann, was er vollbracht, verkannt oder unterschätzt, so tröstet und beruhigt ihn das Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben. Denn der brennende Ehrgeiz, der ihn beseelt und zu rastloser Thätigkeit anspornt, sucht seine Befriedigung doch nur auf dem ehrenhaften Wege treuer, uneigennütziger Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes.

Man erkennt die noble, echt männliche Denk- und Sinnesweise Nelson's besonders aus zahlreichen Briefstellen, die der Verfasser in die Erzählung der thatsächlichen Vorgänge eingeflochten hat. Werth und Reiz der Darstellung sind durch diese unmittelbaren Zeugnisse von dem innern Leben des Helden wesentlich erhöht worden. Einen fernern großen Vorzug derselben bedingen die anschaulichen, höchst lebendigen, mitunter glänzenden Schlachtenbilder, die sie an uns vorüberführt. Einige kurze Stellen aus der Schilderung der Schlacht von Abukir mögen zum Beweise dienen. Dieselbe beginnt:

Als um 5½ Uhr die englische Flotte zum Angriff vorrückte, neigte die Sonne sich bereits zum Untergange. Der Abend war heiter, die See ruhig; die Küste zwischen Rosette und Alexandria lag da im Farbenglanze des scheidenden Tags, weithin erfüllt von dunkelwogendem ägyptischen Volke, das herbeiströmte, dem Kampfe zuzuschauen. Ein sanfter Nordwestwind trieb die mächtigen schwimmenden Citadellen mit vollen Segeln der Bai von Abukir zu.

Weiterhin folgt der Untergang des französischen Admiralschiffs:

Es war etwas nach 9 Uhr, als das Feuer auf dem L'Orient ausbrach. Admiral Brueys war schon vorher gefallen. Nicht lange, so wurden die Flammen des gewaltigen Schiffs Meister. Es war ein großartiger Anblick, um so mehr als dieser mächtige Brand allmählich das ganze Schlachtfeld mit den kämpfenden Flotten aufhellte und auf Meer, Land und Himmel die Nacht in einen düster glänzenden, ahnungsvollen Tag verwandelte. Kampfgeschrei und Schlachtendonner rollten indeß weiter. Manche von der Mannschaft des L'Orient sprangen über Bord, um sich durch Schwimmen vor der drohenden Zerstörung zu retten; einige klammerten sich an die umherwogenden Trümmerstücke, andere wurden durch die englischen Boote aufgegriffen oder in die Luken der nächsten Schiffe hineingezogen. Die größere Zahl jedoch hielt auf dem brennenden Schiffe aus, und aus dem untern Deck wurde bis zuletzt gefeuert. Endlich um 10 Uhr flog das französische Admiralschiff in die Luft mit einer Erschütterung, die bis in den Grund aller Schiffe hinein gefühlt wurde. . . .

Variatio delectat, auch in einer Reihenfolge von Biographien. Unser „Plutarch“ hat deshalb wohlgethan, den beiden kriegerischen Söhnen des Mars einen Zögling der friedlichen Musen folgen zu lassen, und wir danken es ihm um so mehr, da derselbe ein so großer Künstler und ein so liebenswürdiger Mensch ist wie „W. A. Mozart“. Neues freilich wird man in der von August Reißmann verfaßten kurzen Lebensgeschichte des genialen Musikers kaum finden; doch liest man auch das Bekannte in seiner schlichten, durch geschickte Einfügung brieflicher Mittheilungen und kleiner anekdotischer Züge belebten Erzählung gern wieder. Insbesondere erregt die recht eingehende Schilderung der Kindheit und Jugend Mozart's ein lebhaftes Interesse. Es ist doch eine höchst merkwürdige und überaus anziehende Erscheinung, dieses Wunderkind, das, kaum vier Jahre alt, durch seine Fortschritte im Klavierspiel allgemeines Staunen erregt, im fünften Lebensjahre bereits zu componiren beginnt und im sechsten hinlänglich entwickelt ist, um auf einer Kunstreise durch die Hauptstädte Europas für seine Leistungen überall bewundernde Anerkennung zu finden. Einen eigenen Reiz übt die kindliche Unbefangenheit, die der kleine Virtuose auf seinen Kunstreisen an den Tag legt. Als er einst in Wien bei der Kaiserin war, führten ihn zwei der Erzherzoginnen, von welchen die eine die nachmalige unglückliche Königin von Frankreich, Marie Antoinette, war, herum. Er fiel auf dem ihm ungewohnten geglätteten Fußboden. Die eine der Prinzessinnen machte sich nichts daraus; die andere, Marie Antoinette, hob ihn auf und war sehr freundlich gegen ihn. Er sagte zu ihr: „Sie sind brav, ich will Sie heirathen!“ Die Pompadour aber mußte es büßen, daß sie ihn abwehrte, als er sich, auf einen Tisch gestellt,

gegen sie neigte, um sie zu küssen. Unwillig fragte er: „Wer ist die da, daß sie mich nicht küssen will? Hat mich doch die Kaiserin geküßt!“ Er gab eben viel auf solche Beweise von Zuneigung; selbst liebevollen Sinnes, sehnte er sich von früh auf nach Liebe, die ja auch als ein Grundzug durch alle seine Werke geht. Uebrigens wirkten der eigene Drang und Trieb wie die verständige und energische Leitung des Vaters dahin, daß er bei dem Erreichten nicht stehen blieb, sondern in ernster Arbeit unablässig weiter strebte. Bei seiner wunderbaren Begabung ließen die Früchte dieses beharrlichen Fleißes nicht auf sich warten. Immer zahlreicher und bedeutender wurden die Werke, welche er in rascher Folge ans Licht förderte, als die Vorläufer jener großen Schöpfungen, die ihm für alle Zeiten eine hervorragende Stelle unter den größten Meistern der Tonkunst sichern.

Der Verfasser hat neben und mit dem äußern Lebensgange Mozart's dessen künstlerische Entwickelung, soweit dies auf beschränktem Raume möglich war, in ihren wesentlichen Zügen klargelegt, auch die Momente gebührend hervorgehoben, die von außen her für sie bestimmend und fördernd gewesen sind. Er zeigt insbesondere, wie Mozart sich schnell und leicht die überlieferten musikalischen Formen aneignet, um sie mit souveräner Meisterschaft zu beherrschen und mit dem reichen Inhalte seines vollen und warmen Herzens zu erfüllen. Indem er ferner die Beziehungen des Componisten zu seinen Vorgängern, namentlich zu Gluck und Haydn erörtert, weist er genauer nach, inwiefern sich derselbe auf sie stützt und über sie erhebt. Mit Recht geht er über die Arbeiten der frühern Zeit kurz hinweg. Um so länger verweilt er bei den großen Opern und Instrumentalwerken, um sowol ihren eigenthümlichen Werth und Gehalt, wie auch ihr Verhältniß zueinander ins Licht zu setzen. Er faßt dann schließlich in einem gedrängten Résumé zusammen, was Mozart in den einzelnen von ihm cultivirten Gattungen der Musik geleistet, und stellt den vielfach entscheidenden Einfluß fest, den er auf die spätere Entwickelung wie der Tonkunst überhaupt so der deutschen insbesondere geübt hat. Dabei betont er nachdrücklich die culturhistorische Bedeutung seiner Werke, „die, meist aus volksthümlichem Boden erwachsen, dem eben deshalb für sie empfänglichen Volke den Inhalt des eigenen Lebens in reinerer Gestalt nahe bringen, sodaß es mit demselben auch seine edlere Erscheinung überkommt und damit allmählich einen höhern Grad der Cultur erreicht“.

Ferdinand Brockerhoff.

Neue Romane.

1. Ein Blättlein Liebe. Roman in fünf Abtheilungen von Emile Zola. Deutsch von Fritz Wohlfahrt. Zwei Bände. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1881. 8. 4 M. 50 Pf.

Madame Helene Grandjean ist eine Witwe von etwa 38 Jahren. Monsieur hatte in Marseille das arme Mädchen geheirathet, und in den ersten Jahren ging es ihnen ziemlich schlecht, bis ein Oheim ihnen 10000 Francs Rente vererbte. Nun wollten sie von Marseille nach Paris übersiedeln: aber am Tage ihrer Ankunft wird der Mann von einer Krankheit befallen und stirbt im Hotel. Helene befindet sich in Paris allein mit ihrem Kinde, dem klugen aber kränklichen Hannchen. Eines Nachts wird das Kind vom Starrkrampf befallen, die Mutter läuft in ihrer Todesangst selbst nach einem Arzte und trifft den Doctor Deberle, einen schönen Mann, der überdies Millionär ist, ein elegantes Haus und eine nicht minder „elegante“ Frau besitzt. Beide verbringen die Nacht am Bette des Kindes, bis der Starrkrampf vorüber ist.

Dies ist die Exposition des Romans, das Weitere ist leicht zu errathen. Doctor Deberle und Madame Helene vergessen sich in einer schwachen Stunde; Hannchen stirbt und Helene — heirathet einen gutmüthigen alten Freund. Seit „L'Assommoir“ und „Nana“ kennt alle Welt Emile Zola, selbst diejenigen, die nie ein Wort von ihm gelesen haben, was übrigens weder eine Schande noch ein Verlust wäre. Alle Welt weiß, daß Emile Zola ein Naturalist oder Realist ist, und daß seine Werke durch einen stark sinnlichen Zug sich auszeichnen. Im großen und ganzen hat die Welt recht, und auch der vorliegende Roman könnte ein solches Urtheil rechtfertigen. Zola geht hier zwar nicht so weit wie etwa in „Nana“; aber die Schilderung der Scene, in der Helene sich hingibt, ist abscheulich pikant. Auch sonst noch finden sich Stellen, an welchen nicht blos die berliner Polizei Anstoß nehmen könnte. Was den Realismus anbelangt, so verleuguet sich Zola's — und der neuern französischen Schule überhaupt — Meisterschaft in der photographisch getreuen Wiedergabe des Lebens auch hier nicht. Schon der Starrkrampf Hannchen's ist so lebenswahr geschildert, daß jeder Familienvater, der je am Krankenbette seines Kindes stand, die peinliche Erinnerung an jene Stunde aufsteigen fühlt; noch eindrucksvoller, ja geradezu dem Leser physischen Schmerz bereitend, ist die Schilderung der letzten Krankheit und des Todes von Hannchen. Wohl ist es auch eine Kunst, das Leben so anschaulich wiederzugeben, aber künstlerisch, d. h. ästhetisch schön, ist dieses Raffinement, mit dem der Effect erzielt wird, sicher nicht.

Was hier von den Hauptscenen gesagt wurde, gilt auch von den Episoden und den Charakteren; es sind photographische Copien der Natur. Im ganzen steht dieser Roman höher als die andern bekanntern Werke Zola's; als Lektüre ist er immerhin interessant, und dann — könnte mancher deutsche Romanschriftsteller etwas daraus lernen;

wohlgemerkt aber nicht die Unarten. Die Ueberſetzung läßt manches zu wünſchen übrig.

2. Böſe Saat. Roman von Daniel Reſen. Berlin, Janke. Drei Bände. 1881.

Ruſſiſche Geſellſchafts- und Sittenzuſtände werden in neuerer Zeit mit einer gewiſſen Vorliebe in Romanen behandelt. Es iſt dies übrigens auch erklärlich; denn Rußland bietet Seſationelles und Abenteuerliches genug, und der Nihilismus läßt ſich in Romanen trefflich verwerthen. Das Publikum nimmt auch das Unglaublichſte und Unwahrſcheinlichſte willig hin, wenn es ihm in ruſſiſchem Gewande geboten wird, denn es hält in Rußland alles für möglich. Dem vorliegenden Roman muß man es zum Lobe nachſagen, daß er keine allzu ſtarken Zumuthungen an die Gläubigkeit des Leſers ſtellt, auch den Nihilismus nur discret berührt und keine Greuel- und Schauderſcenen bietet. Im übrigen iſt die ganze ruſſiſche Geſellſchaft, die uns da vorgeführt wird, mehr oder weniger anrüchig; die einzigen zwei anſtändigen Perſonen haben deutſches Blut in ihren Adern. Die Fabel des Romans ſei hier nur kurz angedeutet. General Doroteew („Mars und Apollo in einer Perſon") wird nach K. verſetzt, hier verführt er die Gattin eines kleinen Beamten, der ſich darauf in den Strom ſtürzt, und verſtößt dann die Geliebte, um eine reiche Erbin zu heirathen. Die Tochter der Verrathenen wächſt zu einer blendenden Schönheit heran, welche alle Männer bezaubert und — in Paris natürlich — eine leicht zu errathende Rolle ſpielt. Zu ihren Sklaven zählt auch der Sohn des Generals, der ſchließlich um ihretwillen zum Diebe und von dem Gemahl der Koketten, einem kaukaſiſchen Fürſten, niedergeſchoſſen wird. Um dieſe Hauptperſonen gruppiren ſich noch einige Familien, deren Mitglieder ruſſiſche Charaktertypen darſtellen ſollen, wie man ſie aus Turgenjew's u. a. Werken kennt. Die Figuren ſind zwar nicht durchaus originell, aber ziemlich gut gezeichnet; wenigſtens wird der Natürlichkeit und Wahrheit nirgends Hohn geſprochen. Man wird den Roman mit Intereſſe leſen, wenn auch ohne einen nachhaltigen Eindruck zu empfangen, da ihm das poetiſche Element faſt gänzlich fehlt. Die beſte Partie iſt unſtreitig im erſten Bande die Schilderung des Familienlebens und ſchließlichen Elends des Beamten Petrowitſch.

3. Die Sturmhexe. Roman von Gräfin M. Keyſerling. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt. 1881. 8. 5 M.

Der Graf von Montedelſaſſo hat zwei Söhne: Aldo, der ältere, iſt illegitim, Sohn einer Kunſtreiterin; der jüngere, Coſimo, ſtammt aus einer ſtandesgemäßen Ehe. Die Ammen der beiden erweckten ſchon in den Kindern den gegenſeitigen Haß und nährten dieſen auf jede Weiſe. Beide werden Seeoffiziere; in einer dunkeln Nacht ſtoßen die Schiffe, auf welchen ſich die Brüder befinden, zuſammen; Aldo, mit einem Boote ausgeſandt, trifft ſeinen Bruder mit den Wogen kämpfend und — rettet ihn nicht. Coſimo gilt als todt und Aldo als künftiger Erbe; doch die Gewiſſensbiſſe laſſen den jungen Mann nicht ruhen und raſten. Er hatte überdies früher eine junge Dame kennen gelernt, deren Vater im Glauben, Aldo ſei der rechtmäßige Sohn des Grafen, ihm ſein Haus öffnete. Da er nicht wagte, die Täuſchung einzugeſtehen, verließ er die Geliebte, welche nun einen andern heirathet. In ſeiner düſtern Stimmung hatte er mit der Pflegetochter der Wirthin Nenna in Porto Venere getändelt und das Mädchen verführt. Um dieſelbe warben zwei Männer, Pietro, der Sohn der Wirthin, und Cornaro, ein Zimmermann. Pepa hatte ſich für Pietro erklärt und war deſſen Braut geworden; aus Rache hatte Cornaro mit Hülfe der geldgierigen Nenna das Mädchen in die Hände Aldo's geſpielt, welcher ſchließlich des Verhältniſſes überdrüſſig wird, worauf Pepa aus dem Hauſe flieht. Coſimo war indeſſen von entflohenen Sträflingen gerettet, mit dieſen gefangen und mehrere Monate lang in Haft behalten worden. Nun kehrt er nach Hauſe zurück, mit tiefem Groll gegen den Bruder, bis das Geſtändniß der ſterbenden Amme und ein gegenſeitiges Ausſprechen die Brüder verſöhnt. Pietro iſt indeſſen auch heimgekehrt, erfährt, daß ſeine Braut verführt worden iſt, fordert Aldo in einer Sturmnacht zum Ringkampf auf dem Felſen bei Porto Venere, und beide ſtürzen ins Meer. Nenna wird darüber wahnſinnig und heißt von nun an die Sturmhexe von Porto Venere.

Das iſt der weſentliche Inhalt der Erzählung, auf welche die Bezeichnung Roman eigentlich nicht ganz paßt. Das Talent der Verfaſſerin bewährt ſich in der lebendigen Schilderung der Vorgänge; gelungen ſind auch die Charaktere aus dem Volke, insbeſondere iſt Nenna trefflich gezeichnet. Ein weiterer Vorzug iſt die fließende Darſtellung, welche Weitſchweifigkeit vermeidet; einen tiefern Gehalt wird man jedoch vergeblich ſuchen. Der Roman zählt zu den Producten der modernen Unterhaltungsliteratur, die beſtimmt ſind, zu zerſtreuen. Unter dieſen gehört er allerdings zu den beſſern.

4. Die Eichhofs. Roman von M. von Reichenbach. Berlin, Janke. 1881. 8. 4 M.

Wie ſchon der Titel verräth, behandelt der Roman die Schickſale einer adelichen Familie, beziehungsweiſe zweier, da es ja Liebespaare geben muß. Wer einigermaßen unſere Romanliteratur kennt, weiß ſo ziemlich, was ein derartiger Roman enthalten kann. Vorurtheile, Schulden der Herren Söhne Gardeoffiziere, einige Misverſtändniſſe zwiſchen Liebenden und Ehegatten, eine Mesalliance, etwa noch ein Duell oder ein Selbſtmord — damit ſind ſo ziemlich alle Ingredienzien zu einem Roman „aus der vornehmen Welt" gegeben. Von der größern oder geringern Geſchicklichkeit des Autors hängt es nun ab, ob das Gericht mehr oder minder ſchmackhaft iſt. Bei dem heutigen Stande der literariſchen Production muß man froh ſein, wenn ſolche Werke keine allzu großen Geſchmackloſigkeiten und Unwahrſcheinlichkeiten enthalten und wenn man

hier und da einen Gedanken findet, der nicht von Stilunkraut überwuchert ist. M. von Reichenbach besitzt genügendes Talent, um einen in diesem Sinne guten Roman zu Stande zu bringen, und somit dürfte auch der vorliegende ein dankbares Publikum finden, welches der spannenden Handlung Interesse abgewinnt.

5. Unter blauem Himmel. Novellen von Hans Hoffmann. Berlin, Paetel. 1881. 8. 4 M.

Italien hat von jeher auf deutsche Naturen eine große Anziehungskraft ausgeübt, und nicht zu zählen sind die italienischen Novellen, die unsere Literatur besitzt. Da unsere größten Meister mit Vorliebe den Schauplatz für die Lösung ihrer novellistischen Probleme nach Italien verlegten, so zögerten die Schüler natürlich nicht, das Beispiel nachzuahmen; bot sich ja hierbei auch eine günstige Gelegenheit, zu copiren. Auch die vier Novellen Hoffmann's „spielen" (sit venia verbo) unter dem blauen Himmel Süditaliens. Die erste „Der faule Beppo" führt uns eine Art männlichen Aschenbrödels vor. Beppo ist zu nichts zu gebrauchen und wird von allen verhöhnt und verstoßen. Um seiner Schwester die Heirath zu ermöglichen, wird er zum Diebe; am Hochzeitstage gesteht er dann die That. Der Diebstahl war nämlich an dem geizigen Vater des Bräutigams verübt worden, welcher, solange er im Besitz des Geldes war, seine Einwilligung zur Heirath verweigert hatte.

„Der schöne Checco" ist ein blinder häßlicher Knabe, welchen seine Mutter und später alle Welt den schönen Checco nennt; auch läßt man ihn in dem Glauben, er sei wohlhabend. Seine Jugendgespielin, die reizende Carmela, sorgte für ihn, und als ihre Mutter stirbt, heirathet sie ihn. Das Paar lebt glücklich, bis ein Arzt an dem Blinden eine Operation versucht, welche auch wirklich gelingt. Checco sieht: wird aber jetzt auch der Täuschung bewußt, in der er gelebt hat; er erkennt seine Häßlichkeit, und glaubt nicht mehr, daß ihn Carmela lieben könne; er entflieht, und Carmela wird wahnsinnig. Freunde bringen ihn jedoch zurück, und der Arzt heilt auch Carmela; beide werden ein glückliches Paar, trotz der Intriguen des Pfarrers Don Clemente, der die Ansicht vertritt, daß menschliche Kunst nicht gegen ein göttliches Verhängniß ankämpfen dürfe.

„Ein käufliches Herz". Anarella ist nahe daran, ihren abwesenden Verlobten um eines reichen Mylords willen aufzugeben. „Ihr wollt mich ihm abkaufen!" rief sie fröhlich lachend, „das ist ein sehr guter Gedanke." Als jedoch der Verlobte erscheint, wird sie sich ihrer Liebe bewußt, und nachdem sie ihre Verirrung gründlich gebüßt hat und vernünftig geworden ist, heirathen sich beide.

Die letzte Novelle: „Die heilige Barbara", halten wir für die beste. Der Tochter eines von Grenzjägern erschossenen Schmugglers erscheint die heilige Barbara im Traume und befiehlt ihr, den Vater zu rächen. Als Mörder bezeichnet ihr die Vision den Grenzjäger Cicillo Tosti, den das Mädchen ohnehin haßt, das heißt unbewußt liebt. Während sie sich nun vorbereitet, den Racheact zu vollziehen, hat sie das volle Gefühl ihrer innigen Liebe zu dem Grenzjäger, und anstatt ihn zu erschießen, rettet sie ihn. Nun stellt sich auch heraus, daß Tosti gar nicht in der Gegend war, als der Vater erschossen wurde. Diese Novelle ist gut durchgeführt und verdient volle Anerkennung. Ihr zunächst steht die Novelle „Der schöne Checco", in welcher auch so ziemlich alle Anforderungen erfüllt sind, die man vom künstlerischen Standpunkte aus an eine Novelle stellt. Die erste dagegen ist mehr Skizze, die dritte nicht originell. Sprache und Stil sind zu loben.

6. Der Stadtschreiber von Liegnitz. Historischer Roman von L. Habicht. Drei Theile in einem Band. Zweite Auflage. Breslau, Trewendt. 1881. 8. 3 M. 60 Pf.

L. Habicht zählt unstreitig zu unsern besten Erzählern, wenn er auch etwas spät Anerkennung gefunden hat. Seine Romane zeichnen sich durch eine interessante Fabel, scharfe Zeichnung der Charaktere und edle Einfachheit des Stils aus. Diese Vorzüge finden sich auch in dem vorliegenden Romane, der bereits in zweiter Auflage erschien. Er behandelt eine Episode aus der Geschichte Schlesiens: den Versuch des Stadtschreibers und spätern Bürgermeisters Bitsch von Liegnitz, die Stadt von den Piasten unabhängig zu machen. Es geht ein stark dramatischer Zug durch den Roman; von Kapitel zu Kapitel steigert sich das Interesse an den trefflich geschilderten Gestalten und den lebendigen, bewegten Situationen. Da der Roman bereits bei Erscheinen der ersten Auflage entsprechend gewürdigt wurde, so können wir uns heute auf die Bemerkung beschränken, daß er zu den besten seiner Gattung zählt.

Zur Geschichte Nordamerikas.

Beiträge zur Geschichte der Nordamerikanischen Union von Rudolf Döhn. Erster Band. — A. u. d. T.: Die Administration der Präsidenten U. S. Grant und R. B. Hayes. Leipzig, Grunow. 1881. Gr. 8. 6 M.

Der Werth eines jeden auf der Geschichtsforschung beruhenden Werks hängt davon ab, ob dasselbe auf sittlichem oder praktischem Gebiete Nutzen schafft, ob es nach Inhalt und Darstellung rührt und begeistert, anregt und interessirt, ob die darin niedergelegten Thatsachen und Ideen in ihrer Anwendung auf die Gegenwart uns richtige Bahnen vorzuzeichnen, uns vor falschen zu warnen vermögen. Dies sind demnach auch die Gesichtspunkte, von denen aus Geschichtswerke beurtheilt werden müssen. Geschähe das immer, so könnte man sich der Mehrzahl unserer heutigen

Geschichts-, namentlich Sonderwerke gegenüber nur ablehnend verhalten.

Wenden wir die an die Spitze gestellten Grundsätze auf das Werk Döhn's an, so müssen wir constatiren, daß es die Probe in jeder Beziehung besteht. Es ist ein Werk mitten aus dem frisch schlagenden Leben gegriffen und für dasselbe geschrieben. Der Verfasser gibt in diesen „Beiträgen", deren Titel den architektonischen Aufbau des Inhalts kaum errathen läßt, die Fortsetzung seines 1868 erschienenen Buchs „Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten von Nordamerika", und schildert in ansprechender Form und mit kräftigen Zügen die politische Geschichte derselben in den letzten zwölf Jahren. Was den praktischen Werth des Buchs angeht, so können wir uns den Sätzen des Verfassers im Vorworte anschließen. Denn es unterliegt für alle Wissenden kaum einem Zweifel, daß eine nähere Bekanntschaft mit dem Entwickelungsgange der Nordamerikanischen Union gerade für uns Deutsche von nicht zu unterschätzender Bedeutung und hohem praktischen Interesse ist. Ein nicht geringer und nicht der schlechteste Theil der Bevölkerung der Vereinigten Staaten ist deutschen Ursprungs; das deutsche Element hat von jeher einen wesentlichen Einfluß auf die Geschichte der überseeischen Republik ausgeübt, und in der neuesten Zeit nimmt die Auswanderung aus Deutschland nach Amerika größere Ausdehnung an als je zuvor. Gerade jetzt, wo in allen Culturstaaten neue sociale Formen sich durchzuringen streben, sind die politischen und wirthschaftlichen Leistungen, Versuche und Erfahrungen des amerikanischen Volks von unleugbarer Wichtigkeit und zwar besonders für uns Deutsche, da der staatsrechtliche Charakter jenes Bundesstaats mit demjenigen des Deutschen Reichs mehrfach verwandt ist und darum in seiner geschichtlichen Entwickelung uns vorbildliche oder warnende Bahnen zeigt. Ueber die Fähigkeit und Bekanntschaft des Verfassers auf dem von ihm behandelten Gebiete brauchen wir uns nicht auszulassen, er ist infolge seiner Schriften und seiner Veröffentlichungen in „Unsere Zeit", „Grenzboten" u. s. w. als Autorität in amerikanischen Verhältnissen, die er aus siebzehnjähriger Anschauung kennt, hinlänglich anerkannt.

Von seiner Darstellung sagt er in der Einleitung, daß er sie möglichst objectiv gehalten habe; glücklicherweise meint er damit nicht jene jetzt herrschende Objectivität, die wichtige wie unwichtige Ereignisse, gute und böse Thaten mit Seelenruhe hintereinander her erzählt, ohne je zu einer subjectiven Aeußerung sich hinreißen zu lassen. Er nimmt vielmehr energisch Partei für Wahrheit, Recht und Ehre, und nur die Rücksicht auf diese heiligsten Güter des Menschen, welche einzig und allein die Grundlage der gedeihlichen Entwickelung einer Republik bilden können, bestimmen sein Urtheil über die sich abspielenden Parteikämpfe. Diese Grundsätze aber bringen es mit sich, daß das Werk eine Reihe wahrhaft erhebender Betrachtungen bietet und daß das erste Kapitel unwillkürlich zu einem Hochgesange für deutsches Wesen, deutsche Gesinnungstüchtigkeit im fremden Lande wird.

Er behandelt in demselben die achtjährige Administration des Präsidenten Ulysses S. Grant, jene Zeit, wo unter der hohlen Phrase, daß nur der Wille des Volks ausgeführt werden solle, eine durchaus egoistische Parteipolitik das Schiff der Vereinigten Staaten hinausschleuderte auf die klippenreiche, sturmbewegte See herzlos genährter Entzweiung der doch nach einem neuen festen Liebesbande verlangenden Nord- und Südstaaten und der immer mehr um sich greifenden Corruption in der staatlichen und communalen Verwaltung, daß es ängstlich wie dem Untergange nahe umherlavirte. In diesem Dunkel aber erscheint der herrliche Karl Schurz, der nicht müde wird, in seinen mächtig ergreifenden, von praktisch-idealem Geiste getragenen Reden immer und immer wieder die Söhne seines Adoptivvaterlandes darauf hinzuweisen, daß nur die unverbrüchliche Wahrung der Ehre und des Rechts und die Wiedererweckung des Gefühls innerer Zusammengehörigkeit die festen Anker für die neu geeinten Staaten sein könnten.

Die fortwährende Gegenüberstellung von Grant und Schurz ist ungemein glücklich und von schönster Wirkung. Wenn uns in der Geschichte des untergehenden Achäischen Bundes tiefes Weh beschleicht bei dem Anblicke, daß Tag um Tag feilere Schurken die Arena beschreiten, um sich den schnöden Sold des Vaterlandsverrathes streitig zu machen, während die bessern Elemente, die Vertreter einer mit Klugheit vertheidigten Ehre, mehr und mehr schwinden und dem hinsterbenden Vaterlande verzweifelnd den Rücken kehren, so spielt sich hier das herzerhebende Schauspiel ab, daß immer, je einseitiger das Parteiinteresse auf den Schild erhoben und je mehr die Rücksicht für das Gemeinwohl unter die Füße getreten wird, auch auf der andern Seite die Kämpen um Ehre und Recht sich mehren und enger zusammenscharen um den deutschen Vorkämpfer und muthvoller ihre Waffen rühren im Dienste des Ideals und des Vaterlandes.

Die Spannung, in welcher wir im ersten Kapitel fortwährend gehalten werden, steigert sich im zweiten, welches uns die Vorgänge bei der Präsidentenwahl im Jahre 1876 eingehend und lebendig schildert. Es ist bekanntlich der denkwürdige Kampf zwischen Tilden und Hayes. Diese Personenfrage aber war eine wahre Lebensfrage für die Union; denn es handelte sich darum, ob die Grant-Wirthschaft noch vier weitere lange Jahre andauern solle, oder ob endlich in der Besetzung der Aemter eine gründliche Reform eintreten, ob man von dem Unwesen der Papiergeldzahlung zum ehrlichen Hartgeld übergehen und mit redlichem Herzen eine wirkliche Versöhnungspolitik zwischen Nord und Süd anbahnen solle. Für diese drei Hauptpunkte trat Rutherford B. Hayes mit aller Entschiedenheit ein, und auf seiner Seite finden wir wiederum mit Karl Schurz, dem trefflichen Finanzminister, den Verfasser. Er weiß bei aller objectiven Darstellung beider Seiten

doch unsere Theilnahme in hohem Grade für Hayes in Anspruch zu nehmen; wir begleiten ihn mit stets wachsender Theilnahme durch den aufregenden Wahlkampf bis zur Electorenwahl vom 7. November 1876. Das Resultat desselben bringt aber nur den Kampf um den Präsidentenstuhl in eine neue Phase. Am 2. März 1877 entschied sich der Sieg für Hayes.

Seine Verwaltung ist der Gegenstand des dritten Kapitels. Die Scene ändert sich, unsere Theilnahme bleibt. Dem Programm, mit welchem Hayes seine Candidatur dem amerikanischen Volke empfahl, jubelten wir freudig zu und sahen seiner Verwirklichung entgegen. Aber was sich vor uns entwickelt, ist leider ein ähnliches Bild wie im ersten Kapitel; nur haben die Rollen gewechselt. Während dort die vergeblichen Reformbestrebungen von der in der Minderzahl befindlichen Gegnerschaft des Präsidenten ausgingen, sehen wir hier, wie der Präsident, von Schurz als dem Finanzminister unterstützt, im Kampfe um diese Reformen von der eigenen Partei im Stiche gelassen, nur den geringsten Theil derselben zu verwirklichen vermag. Wenn wir so trotz redlichen Strebens ihm nur wenig thatsächliche Ergebnisse nachrühmen können, so hat er doch viel dazu beigetragen, die republikanische Partei aus der moralischen Versumpfung der Grant-Periode zu retten und es zu ermöglichen, daß sein Nachfolger in seine Fußstapfen treten kann. Den letzten Versuch, den die Grant-Partei gegen die Reformrepublikaner zu Gunsten ihres Führers unternimmt, schildert das Schlußkapitel. Dieser Kampf zwischen Garfield und Grant, und die liebevolle Schilderung des hochherzigen und ehrenwerthen Garfield gehören zu den Glanzpunkten des Buchs. So sind wir an der Hand des Verfassers in der unmittelbaren Gegenwart angelangt. Drei Anhänge, welche kurz den innern Zusammenhang des Attentats auf Garfield, den letzten Census der Vereinigten Staaten und seine Bedeutung, endlich den wenig aussichtsvollen interoceanischen Kanal behandeln, vermehren noch den Reichthum des Inhalts in dankenswerther Weise.

Das Buch ist allen zu empfehlen, die sich in schneller und angenehmer Weise über die gegenwärtigen amerikanischen Verhältnisse zu unterrichten wünschen, und welche von einem Geschichtswerk nicht nur Geschichte und Thatsachen registrirt wissen wollen, sondern auch verlangen, daß es den ganzen innern Menschen anrege und ergreife.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber die Schrift: „Dorothea von Schlegel, geb. Mendelssohn, und deren Söhne Johannes und Philipp Veit", herausgegeben von J. M. Raich, sagt die „Saturday Review", Nr. 1364: „Es wäre kaum billig, zu behaupten, es würden allein die Freunde des Skandals von diesem Briefwechsel in ihrer Erwartung getäuscht, denn auch Freunden von Biographie und Literaturgeschichte wird es so ergehen. . . . Man kann kaum bezweifeln, daß Dorothea Briefe hinterlassen habe, die ihres Rufs als geistreicher Frau viel würdiger sind als die an ihre Söhne, während sie ihren Kunststudien in Rom oblagen, und diese bilden den Hauptinhalt der vorliegenden Bände. Sie zeigen die sorgfältige, zärtliche Mutter und die kluge, beobachtende Frau, sind aber freilich weder mehr noch weniger interessant als der Familienbriefwechsel Tausender von gescheiten Frauen, von denen die Welt nie gehört hat. Die dürftige Correspondenz aus der Zeit, wo sie sich noch nicht bekehrt hatte, ist in eben dem Grade interessanter, wie die Gesellschaft, mit der sie damals umging."

Derselben Nummer entnehmen wir folgende Urtheile:

„Hat «Lessing's Leben» von Heinrich Düntzer auch nicht die Ansprüche auf das literarische Verdienst der Biographien Lessing's von Sime und Miß Zimmern, so nimmt es doch seine eigene, besondere Stellung ein, die ihm ein Recht auf Veröffentlichung gibt. Es ist äußerst nützlich als leichtes und zuverlässiges Nachschlagebuch betreffs der Hauptsachen aus dem Leben Lessing's und steht etwa in demselben Verhältniß zu Biographien, die in einem mehr rein literarischen Geist ausgeführt sind, wie ein gutes biographisches Handbuch zur Geschichte eines Landes".

„F. J. Freiherrn von Reden-Esbeck's Monographie «Karoline Neuber und ihre Zeitgenossen; ein Beitrag zur deutschen Cultur- und Theatergeschichte» ist zu lang für die Bedeutung des Gegenstandes, aber höchst schätzbar als die geistig feine Unterhaltung eines Liebhabers des Dramas und bedarf keiner Empfehlung, was die Ausstattung und interessanten Facsimiles von Autographen und Theaterzettel betrifft."

„«Fürst Alexander Nikolajewisch Galitzin und seine Zeit, aus den Erlebnissen des Geheimraths Peter von Goetze» ist voller Interesse, wenngleich eher als Beitrag zu unserer Kenntniß einer interessanten Phase der russischen Geschichte denn als Biographie des Fürsten selbst."

Was „Kufra; Reise von Tripolis nach der Oase Kufra" von Gerhard Rohlfs betrifft, so wird neben dem Werke selbst besonders noch Ascherson's Anhang über die von der Fahrt heimgebrachten Pflanzen sowie das Verzeichniß der Proben und der geschichtliche Ueberblick der nordafrikanischen Botanik als ein werthvoller Theil gerühmt.

„G. Zart's «Einfluß der englischen Philosophie seit Baeon auf die deutsche Philosophie des 18. Jahrhunderts»", heißt es dann, „ist vielleicht weniger interessant als Beitrag zu seinem eigentlichen Gegenstande denn als Skizze einer Anzahl verdienstvoller Philosophen, meist Anhängern von Leibniz oder Wolf, die fast sämmtlich in Vergessenheit gerathen waren."

„Woldemar Kaden's «Skizzen und Culturbilder aus Italien» sind zwar noch leichter als seine frühern, aber so frisch und unterhaltend geschrieben, wie es der Verfasser nur beabsichtigen konnte. Nur vermögen wir nicht die Erheblichkeit eines Essay über einige mit Goethe's «Faust» zusammenhängende Punkte abzusehen, dessen «Italienische Reise» sicherlich eher in dem Werk Berücksichtigung verdient hätte."

„In R. Prölß' «Das neuere Drama in Frankreich» herrscht eine auffallende Gleichgültigkeit gegen das Verhältniß bezüglich der ungleichen Vertheilung des Raumes zwischen dem classischen und modernen französischen Drama, da jenes vier Fünftel vom ganzen Buche einnimmt, obgleich eine Belehrung darüber viel zugänglicher ist. Seine Darstellung des romantischen Rückschlags in Frankreich und seiner mannichfachen Entwickelungen muß als dürftig und unbefriedigend erklärt werden, während

seine Behandlung der classischen Periode gut und ausführlich ist."

„Mit «Ein Kampf ums Recht», Roman von K. E. Franzos, hat der Verfasser abermals einen entschiedenen Erfolg errungen, der nur durch die Thatsache eingeschränkt ist, daß er sich diesmal Kürze und Vollenduug hat weniger angelegen sein lassen. Die Erzählung von Taras ist entschieden zu lang. Dennoch ist sie voll feinen Gefühls und belebter Charaktermalerei, untermengt mit prachtvollen Naturschilderungen."

„Die Epen des Homer" von Adolf Kiene wird von der „Saturday Review" als eine seltene, aber willkommene Erscheiuung in der deutschen Kritik begrüßt, insofern der Verfasser nicht nur die künstlerische Einheit der Epen, sondern auch ihre gemeinsame Autorschaft tapfer versicht.

„Der Euphuismus, sein Wesen u. s. w." von F. Landmann wird als wirklich bedeutender Beitrag zum kritischen Studium der Elisabethanischen Literatur bezeichnet. Der Euphuismus sei hier mit größerer Genauigkeit definirt als bisher und bis zu seiner Quelle in einer ausländischen (spanischen) Literatur verfolgt.

Ebenso werden Adolf Palm's „Briefe aus der Bretterwelt" als ein werthvoller und unterhaltender Beitrag zur Geschichte der Bühne in Deutschland begrüßt.

Als meist sehr gut gewählt werden auch die Abhandlungen im „Shakspeare-Museum", herausgegeben von Max Moltke, bezeichnet. Der beste Beitrag sei ein zu Weimar im Jahre 1847 in deutscher Sprache, doch augenscheinlich von einem Engländer gehaltener Vortrag, in welchem die Behauptung, die Deutschen hätten Shakspeare entdeckt, wirksam abgefertigt wird und die Mängel der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung witzig, aber gutmüthig bloßgestellt werden. (!) Mit seinen „Shakspeare's Hamlet-Quellen" habe derselbe Herausgeber den Shakspeare-Forschern einen nützlichen Dienst geleistet, heißt es dann, und wir freuen uns, daß dem strebsamen Manne von drüben diese Anerkennung für seine jahrelauge Thätigkeit auf diesem Gebiete endlich zutheil geworden. „Amtmanns Magd" von E. Marlitt sei weniger interessant, als die meisten Romane der Verfasserin. Er sei zwar hübsch und gut geschrieben, aber etwas schwach.

Von Hermann Lingg's „Byzantinische Novellen" heißt es, sie ließen zwar als Geschichte zu wünschen übrig, seien aber von poetischer Sympathie für die barbarische Pracht und den glanzvollen Verfall der byzantinischen Periode durchweht, die ihnen echte Lebenskraft verleihen.

Ferner sagt das englische Blatt: „Die Schriftsteller unserer Tage zeigen eine entschiedene Neigung dazu, Herausgeber von Monatsschriften zu werden. Der hervorragende Romandichter Sacher-Masoch, der bisher für einen literarischen Guerrilla oder Freischärler gehalten worden, tritt jetzt als regelmäßiger Führer an der Spitze einer sehr achtenswerthen Rekrutenschar auf. Der Hauptanspruch seiner Monatsschrift «Auf der Höhe» auf besondere Aufmerksamkeit besteht in ihrem kosmopolitischen Charakter und besonders in der Stärke der österreichisch-slawischen und magyarischen Elemente, die bislang unvollkommen in der periodischen Literatur des westlichen Europa vertreten waren. Ihr schwacher Punkt, in der ersten Nummer wenigstens, ist Vergessenheit des Faust'schen Ausspruchs: «Name ist Schall und Rauch», da die Bedeutung der Beiträge von Vogt, Bluntschli und Madame Adolphe Adam kaum der Berühmtheit dieser Schriftsteller entspricht. Reichlichen Ersatz indessen bietet des Herausgebers eigene Novelle «Der Juden-Raphael», die zwar, was die Handlung betrifft, etwas unwahrscheinlich, aber in glänzendem Stil abgefaßt und voll drastischen Humors und ausgesuchter Wortmalerei ist und eine Lösung von echtem Pathos hat. Die interessantesten der übrigen Beiträge zur ersten Nummer sind Fastenrath's Berichte über die madrider Calderon-Feier und Oberst Corvin's Erinnerungen an MacClellan's schwer errungenen Sieg zu Antietam-Creek in «Auf dem Kriegspfad», in der zweiten Nummer F. von Löher's «Berichte über die Jesuiten in Deutschland während ihrer Blütezeit» und L. Lévin's «Anfänge des Wahlsystems in Frankreich beim Beginn der Revolution»."

Bibliographie.

Aus der Gesellschaft. Ein Almanach von M. Bern. Leipzig, Lenz. 16. 75 Pf.

Avenarius, F., Deutsche Lyrik der Gegenwart seit 1850. Eine Anthologie mit biographischen und bibliographischen Notizen. Aus den Quellen. Dresden, Ehlermann. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Baumgarten, M., Auf dem Wege nach Canossa. Eine christliche Ansprache an das deutsche Gewissen. Berlin, Stuhr. 1881. Gr. 8. 2 M.

Böhme, E., Bunte Blätter. Dichtungen. Leipzig, Rasch u. Comp. 12. 1 M. 20 Pf.

Böttcher, K., Aus meiner Wandermappe. Novellistische Herzens- und Länderstudien. Dresden, v. Grumbkow. 8. 5 M.

Brandis-Zelion, Emma v., Der Erbe von Adlerhorst. Roman. Paderborn, Schöningh. 1881. 8. 4 M. 20 Pf.

Bredt, V. R., Riviera di Ponente. Novellistische Culturbilder. Leipzig, O. Wigand. 1881. 8. 2 M.

Breitner, A., Der Mönch von Mattsee. Ein Sang aus dem Salzachland. Leipzig, Oelsner. 8. 3 M.

Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. Auswahl aus seinen Werken, eingeleitet von K. Gerok. Mit Porträt von Matthias Claudius. Gotha, F. A. Perthes. 8. 2 M.

Escherich, E., Runkelstein. Erzählung. München, Th. Ackermann. 1881. Br. 8. 1 M.

Faller, E., Das Gscheidtlinger Dichteralbum. Poetischer Blüthenstrauß, gesammelt im Schoß einer süddeutschen Kleinstadt. Aarau, Sauerländer. 12. 2 M. 80 Pf.

Gallerie berühmter Schweizer der Neuzeit. In Bildern von F. und H. Hasler. Mit biographischem Text von A. Hartmann. 1ster Bd. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 4. 20 M.

Gerrard, T. H., Die Nachtwandlerin. Roman aus dem Englischen. Deutsch von E. Ormay. Kaiserslautern, Rohr. 8. 1 M.

Husen's, C. v., Odyssee-Bilder. Nausikaa's Verschüttung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M.

Charles Kingsley. Briefe und Gedenkblätter, herausgegeben von seiner Gattin. Ergänzungen zur 1sten Auflage, in autorisirter deutscher Uebersetzung von M. Sell. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 30 Pf.

Kreiten, W., S. J., Heimathweisen aus der Fremde. Aachen, Kaatzer. 8. 1 M. 50 Pf.

Nuss, C., Theater und Kirche. Vortrag. Halle, Mühlmann. 8. 1 M.

Posselt's, L., Kreuz- und Querzüge durch Mexiko und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Nach Tagebuchaufzeichnungen bearbeitet von F. Maurer. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Prittwitz-Gaffron, C. v., Lieder und Balladen. Reichenbach i. Schl., Hoefer. 8. 6 M.

Schultz, E., Das Lied vom Weihnachtsbaum. Frei nach Schiller's Glocke. Frankfurt a. M., Neumann. 8. 65 Pf.

Senberlich, R., Wilder Garten. Neue Gedichte. Riga, Kymmel. 1881. 8. 3 M.

Sturm, A., Ein Thüringer-Wald-Märchen. Zauberstück. Rudolstadt, Hofbuchdruckerei. 8. 80 Pf.

Teweles, H., Die Schauspielerin. Schauspiel. Prag, Dominicus. 1881. 8. 1 M. 60 Pf.

Voß, H. v., Die Ahnen des Reußischen Hauses mit besonderer Rücksicht auf Weida und die Voigtswürde, ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte und Staatsverfassung. Lobenstein, Teich. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Waldemar, H. R., Feldblumen. Märchen. Hagen, Risel u. Comp. 12. 3 M.

Walker, Mathilde, Gedichte. Stuttgart, Greiner. 16. 3 M.

Weber, M., Ueber die socialen Pflichten der Familie. Gesammelte Aufsätze aus den Jahren 1875—1881. Herzberg a/H., Simon. 8. 1 M.

Weddigen, F. H. O., Geschichte der Einwirkungen der deutscben Litteratur auf die Litteraturen der übrigen europäischen Kulturvölker der Neuzeit. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 M. 50 Pf.

Weitbrecht, C., und R. Weitbrecht, Nohmôl Schwôbagschichta. Stuttgart, Kohlhammer. 8. 2 M. 20 Pf.

Werner, R., Berühmte Seelente. XVII. Jahrhundert. Jean Bart. Du Quesne. De Ruiter. Mit 3 Porträts. Berlin, Janke. Gr. 8. 9 M.

Wesselу, J. E., Lose Blätter aus der Culturgeschichte. Berlin, Hanow. 8. 3 M.

Wilberforth, Lucie, Ein Liebling der Frauen. Briefe aus Kanarienheim. Hameln, Schmidt u. Suckert. 12. 1 M. 75 Pf.

Wilbrandt, A., Novellen aus der Heimath. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 8 M.

Wildenstein, O., Lieder. Aachen, Kaatzer. 8. 75 Pf.

Willfried, H., Die Livergnas. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 3 M. 50 Pf.

Wohlmuth, Eugenie, Was 's Moidl erzählt. Aus dem Tiroler Volksleben. Wien, Perles. 8. 1 M. 50 Pf.

Zimmermann, R., Anthroposophie im Umriss. Entwurf eines Systems idealer Weltansicht auf realistischer Grundlage. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 M.

Zola, E., Im Bauch von Paris. Roman. Deutsch von F. Wohlfahrt. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1881. 8. 2 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Praktischer Lehrgang zur Erlernung der

Schwedischen Sprache

für den Schul- und Privatunterricht.

Von **E. Funk.**

Zweite vermehrte Auflage. 8. Geh. 3 M.

Diese Anleitung zur schnellen und leichten Erlernung der schwedischen Sprache, die bereits in zweiter mit einem Wörterbuch vermehrten Auflage vorliegt, hat sich als sehr brauchbar, besonders auch zum Selbstunterricht für junge Kaufleute bewährt. Gleichzeitig erschien:

Schlüssel zum Praktischen Lehrgang der schwedischen Sprache von E. Funk. 8. Geh. 80 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Erster Jahrgang. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt:

Die Kassettenbriefe der Königin Maria Stuart, von Prof. Dr. Harry Breßlau in Berlin. — Lord Bolingbroke, von Prof. Dr. Carl von Noorden in Leipzig. — Zur Geschichte der katholischen Reformation im nordwestlichen Deutschland 1530—1534, von Staatsarchivar Dr. Ludwig Keller in Münster. — Ein Inquisitionsproceß aus dem Jahre 1568, von Prof. Dr. Karl Benrath in Bonn. — Die Pack'schen Händel, von Dr. Wilhelm Schomburgk (†). — Der Augsburger Religionsfriede, von Prof. Dr. Moritz Ritter in Bonn. — Der russische Hof unter Kaiserin Elisabeth, von Prof. Dr. Ernst Herrmann in Marburg. — Ueber die Objectivität des Historikers, von Prof. Dr. W. Maurenbrecher in Bonn.

Das „Historische Taschenbuch", von welchem bereits 50 Jahrgänge erschienen, beginnt hiermit eine neue Folge. Die Herausgabe derselben übernahm Professor Wilhelm Maurenbrecher in Bonn, der im Vorwort zu diesem ersten Bande das zeitgemäße Programm entwickelt, dessen Verwirklichung er sich zur Aufgabe gestellt hat. Zugleich ward auch die äußere Ausstattung den Erfordernissen der Gegenwart angepaßt. Das „Historische Taschenbuch" wird deshalb gewiß in weitern Leserkreisen wie unter den Historikern von Fach zahlreiche neue Freunde und Abnehmer finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aufwärts!

Neue religiöse Gedichte

von

Julius Sturm.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine neue Sammlung religiöser Gedichte von Julius Sturm, dem Dichter der bereits in neunter Auflage vorliegenden „Frommen Lieder", darf des freundlichsten Willkommens sicher sein. Das elegant ausgestattete Buch eignet sich namentlich auch als passendes Geschenk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Praktischer Lehrgang zur Erlernung der

Spanischen Sprache.

Zum Selbstunterricht und Schulgebrauch.

Von **Victorio J. Horowitz.**

8. Geh. 1 M. 80 Pf.

Wer die spanische Sprache in möglichst kurzer Zeit so weit erlernen will, um sich hinlänglich darin verständlich machen zu können, findet in diesem Lehrgang das geeignetste Hülfsmittel.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Babylonierthum, Judenthum und Christenthum.

Von

Dr. Adolf Wahrmund.

8. Geh. 6 M.

Der Verfasser, Docent an der Universität und der Orientalischen Akademie in Wien, behandelt die semitische Frage in großen Zügen von weltgeschichtlichen Gesichtspunkten aus, namentlich gestützt auf die von den neuern Aegyptologen und Assyriologen zu Tage geförderten Ergebnisse. Auch wer die Consequenzen, welche der gelehrte Verfasser aus den Thatsachen zieht, nicht überall sich anzueignen vermag, wird doch den geistreichen Ausführungen desselben mit gespanntem Interesse folgen. Die Judenfrage erscheint hier in einer ganz neuen Beleuchtung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Selbstmord.

Ein Kapitel aus der Moralstatistik.

Von

Heinrich Morselli.

Mit einer lithographirten Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 50. Band.)

Mit diesem Werke liefert der Verfasser, Professor der Psychiatrie an der Universität Turin, einen äusserst wichtigen Beitrag zur Socialwissenschaft; noch nirgends ist so umfangreiches und zuverlässiges statistisches Material über den Selbstmord dargeboten und in so vielseitiger, lichtvoller Weise verarbeitet worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleiner italienischer Briefsteller

zum Studium für Deutsche.

Mit Worterklärungen und Anmerkungen

herausgegeben von

Johann Lardelli.

8. Geh. 1 M.

Mit diesen 100 ausgewählten Briefen aus der Privat- und Handelscorrespondenz, zum Theil den besten Schriftstellern entnommen, bietet der Herausgeber ein treffliches Hülfsmittel zur Bildung im italienischen Briefstil.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMANNSCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 9. März 1882.

Inhalt: Neue Dramen. Von Heinrich Bulthaupt. — Neue Romane. IV. Karl Frenzel: „Die Geschwister". Von Rudolf von Gottschall. — Zur socialen Literatur. — Weckruf zu einer deutschen überseeischen Politik. Von Alfred Kirchhoff. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Dramen.

1. Wilhelm von Grumbach. Historisches Drama in fünf Aufzügen von Julius W. Braun. Leipzig, Mutze. 1881. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Tempesta. Trauerspiel in fünf Acten von Ferdinand von Saar. Heidelberg, Weiß. 1881. 8. 2 M.
3. Firdusi. Trauerspiel in fünf Acten von Joseph Bendel. Prag, Dominicus. 1881. Gr. 8. 3 M.
4. Heinrich IV. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Elisabeth von Berge. Breslau, Kiepert. 1880. 8. 3 M.
5. Des Namens Ehre. Drama in vier Aufzügen von Albert Gaebeler. Hamburg, Kriebel. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.
6. Lustspiele von Albert Gaebeler. Hamburg, Kriebel. 1881. 8. 3 M.

Die vorliegende Collection neuer Dramen hat, mit einer einzigen Ausnahme, bei aller Verschiedenheit der künstlerischen und unkünstlerischen Individualitäten, die in ihr zu Tage tritt, einen gemeinsamen Zug, den Mangel an dramatischem und theatralischem Leben, der leider ja weitaus der größten Zahl der massenhaft erscheinenden Bühnennovitäten anhaftet. Die Ausnahme bildet Julius W. Braun's „Wilhelm von Grumbach" (Nr. 1), und auch dieses Stück leidet außer an einem großen Cardinalübel an allerlei kleinen Gebrechen, die ihm den Weg über das fallen- und versenkungsreiche Podium sicherlich erschweren würden. Trotz allem verdient es hier an erster Stelle genannt zu werden. Ein, wie man wol annehmen darf, noch junger Poet hat sich in ihm mit erfreuender Wärme eines Stoffs bemächtigt, der an und für sich entschieden dramatisch ist, und der im großen und ganzen auch mit richtigem Gefühl für den Unterschied, der das historische Gesetz vom dramatischen trennt, frei umgestaltet ist. Der Held der berühmten Grumbach'schen Händel, den kaiserliche und pfäffische Willkür schmählich hin- und herzerrte und, nachdem sie ihm das unverantwortlichste Unrecht zugefügt, endlich selbst zur Verletzung des Rechts trieb, trägt das tragische Malzeichen sichtbar auf der Stirn; sein furchtbarer Tod auf dem Marktplatz zu Gotha ist der ergreifende Schluß eines von dramatischen Motiven erfüllten, länger als zwanzig Jahre währenden Trauerspiels. Wenn ein solcher Mann zum Helden eines Dramas erwählt wird, so liegt darin schon die Gewähr einer nicht wirkungslosen Bühnenarbeit. Bei Braun ist Wilhelm von Grumbach im Beginn des Stücks gerade willens, nachdem er Melchior von Zobel zum Bischof von Würzburg gekürt, sich dem öffentlichen Leben und damit allem Streit zu entziehen und auf seinen Gütern sich selbst zu leben, mit einer Gattin, die er in des neuen Bischofs Nichte, Anna von Hutten, zu gewinnen hofft. Er ist ein bescheidener, gerechter und milder Mann. Seinem eigenen Wunsche, seine Besitzung Rimpar selbst zu bewirthschaften, zuwider, überläßt er das Gut einem frühern Versprechen gemäß, an das sein Pächter ihn erinnert, diesem auf weitere sechs Jahre, bewegt durch den Gedanken, daß des Pächters krankes Weib in jener Scholle ihr Kind beerdigt hat und in Schwermuth an das kleine Grab gebannt ist. „Ihr habt die Macht und gebt mir doch mein Recht", kann der Beglückte ihm sagen. Und in dies edle und friedliche Leben greift neidisch das brutale Unrecht ein. Bischof Melchior glaubt Grumbach's freien ritterlichen Sinn beugen zu müssen. Er verlangt die geschichtlichen zehntausend Gulden, die sein Amtsvorgänger Konrad dem Grumbach geschenkt hat, zurück, weil sie dem Kapitel und nicht der Privatschatulle des Bischofs entzogen seien, und als Grumbach die Rückzahlung schon zugesagt, auch noch Rimpar und den Wald Gramschatz. Der Weigerung des Ritters folgt ein Act der Expropriation und auf Anrufung des Reichskammergerichts zu Wetzlar ein ungerechter Urtheilsspruch zu Gunsten des Bischofs. Die Braut wird dem Werbenden vorenthalten. Endlich reißt dem besonnenen Manne, der sich bis dahin

gewaltsam beherrscht hat, die Geduld, und in offener Fehde bricht er gegen den großen Unheilstifter los. Schon scheint der Sieg über die Bischöflichen ihm und den Seinigen gewiß zu sein — da liefert ihn ein Zufall in die Hände seines Todfeindes. In Frankfurt a. M. empfängt ihn der Kerker, ein schmählicher Tod scheint unvermeidlich. Und was geschieht nun? Maximilian II. erscheint als der echte Maschinengott, äußert seine Verwunderung über die Grumbach'schen Händel, entlarvt den ungerechten Richter, liefert den Bischof dem Henker aus und spricht kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit „frei von Schuld des Landfriedensbruchs Wilhelm von Grumbach und die, so zu ihm hielten". Es ist kaum zu glauben, daß ein Dramatiker, der im übrigen Talent zeigt, stehe er auch noch in den ersten Anfangsstadien des Schaffens, derart mit seinem Stoffe verfahren konnte. Nicht daß der historischen Treue Gewalt angethan wird, ist das Tadelnswerthe. Sie hätte immer verletzt werden mögen, wenn die Aenderung nur einen dramatischen Gewinn gebracht hätte. Hier aber bietet die Geschichte einen echt tragischen Schluß, und der Dichter umgeht ihn und substituirt statt seiner einen Act schwächlicher moralischer Justiz: jene bekannte poetische Gerechtigkeit, die Gute und Böse genau nach ihren Verdiensten mißt und die für zahlreiche Literarhistoriker ein festes Dogma ist, wenn auch das Leben und eine glänzende Reihe tragischer Meisterwerke ihr widerspricht: „Othello", „Lear", „Emilia Galotti", „Kabale und Liebe". Es gibt ja kaum ein tragischeres Problem als das Geschick eines Mannes, der aus Liebe zum Recht Unrecht thut, der, da ihm die Welt das Seine vorenthält, zur Selbsthülfe greift. Wie herrlich ist der Stoff der Kleist'schen „Kohlhaas"-Novelle behandelt! Wie greifen die Ringe ineinander, eine kleine Schuld in die andere, wie verschlingen sich kaum unterscheidbar Recht und Unrecht, bis endlich die riesige Kette fertig ist, welche Städte und Länder in Fesseln schlägt und die furchtbarste Anarchie mit sich schleift! Wilhelm von Grumbach wäre ganz und gar dazu geschaffen, der dramatische Kohlhaas zu werden, und wie stark schon das Stoffliche einer solchen Handlung das Publikum zu ergreifen vermag, bewies mir das ein ähnliches Thema behandelnde Trauerspiel „Raudeck" von Georg Müller, das auf dem bremer Stadttheater in der vorigen Saison einige Aufführungen erlebte: ein talentvolles, kräftiges Stück, aber durchaus kein Meisterwerk — und doch erzielte es gerade bei dem naiven Theil des Publikums einen zweifellosen Erfolg. Um diesen würde Julius W. Braun sich mit dem Schluß seines „Wilhelm von Grumbach", wenn das Stück zur Aufführung kommen sollte, sicherlich gebracht haben. Auch sonst hat das Stück manche dramatische Ungehörigkeiten aufzuweisen: vor allem eine Sitzung des Reichskammergerichts, in der allerdings „kurz, nervose und deutlich, auch unterschiedlich und klar", aber mit einer solchen Misachtung aller Formalien Recht gesprochen wird, daß sie selbst unter dem Präsidium eines solchen Beugers der Justiz, wie es des Autors Oberrichter Hieronymus Hofmann gewesen sein muß, zu den Unmöglichkeiten zählt. Zudem ist die ganze Scene nichts als ein rein äußerlicher Vorgang, dem, wie es bei einem solchen Act der Jurisdiction nicht anders sein kann, alle dramatische Bewegung fehlt. Es würde genügen, zu wissen, daß dem Ritter Unrecht widerfahren ist, und die Wirkung zu sehen, welche die Mittheilung des Spruchs auf ihn ausübt. Sonderliche Originalität verräth das Werk nicht, aber es empfiehlt sich trotz der erwähnten und einiger anderer Fehler durch eine gewisse einfache Kraft, die sich auch in der schlichten, an guten Mustern geschulten Sprache kundgibt, und durch manche insbesondere theatralische Vorzüge. Die obenerwähnte Scene zwischen Grumbach und seinem Pächter Wolfskehle, der Einbruch der Bischöflichen auf Rimpar, der Ausbruch der Empörung — das sind gute, wirksame Scenen, die den Glauben erwecken, der Autor dieses historischen Schauspiels werde noch einmal ein durchgängig gutes Bühnenstück schreiben.

Poetisch viel feiner und reifer, aber leider völlig undramatisch ist Ferdinand von Saar's „Tempesta" (Nr. 2), wie „Wilhelm von Grumbach" ein Prosadrama. Saar genießt den Ruf eines feinsinnigen Dichters nicht mit Unrecht. Sein Lebensbild „Innocens" hat verdientermaßen die dritte Auflage erlebt; in Zeitschriften und Anthologien taucht hier und da ein neues, zart empfundenes und originelles lyrisches Gedicht von ihm auf; aber im Drama versagen ihm die Kräfte. „Tempesta" ist eine Eifersuchtstragödie schlimmster Art, und der Held ärger als Shakspeare's Leontes und Calderon's Dom Gutierre. Die untragischste aller Leidenschaften, untragisch, weil sie jedes Motivs entbehren kann und gerade bei völligem Mangel aller Motive die größten Dimensionen annimmt, ist hier zur Qual eines armen Weibes und der Leser durch fünf Acte entfesselt. Was wendet Shakspeare im „Othello" alles auf, um dem Mohren eine Handhabe für seinen Grimm zu schaffen: ein krauses Spiel von Zufällen, Verwechselungen und Lauscherkunststücken, kleinliche Mittel zwar, aber doch hinreichend, um bei der innern Disposition Othello's die Katastrophe herbeizuführen. Wie fest schließt Schiller den Ring der Intrigue, an der Ferdinand und Luise zu Grunde gehen: der Brief von Luisens Hand, das Sakrament, das ihr die Lippen schließt, das scheinbar zufällige Verlieren des Briefs bei der Parade, Luisens Geständniß, gefestigt durch die Sorge für ihren Vater. Peinlich wirkt dagegen im „Wintermärchen" die Eifersucht des Leontes, der grundlos in die verrückteste Raserei ausbricht! Ferdinand von Saar's Held, der holländische Maler Peter Molyn, von seiner Meisterschaft in der Marine Tempesta genannt, ist ein noch schlimmerer Berserker. Er hat mit seiner Gattin Giovanna vor der Verfolgung der italienischen Regierung, die in ihm den Ketzer und zugleich den Mörder eines päpstlichen Nepoten an das Messer liefern will, bei dem Grafen Vitaliano Borromeo auf der Isola-Madre im Lago-Maggiore Schutz gefunden. Der Graf ist ein Don Juan, und sein alter

mürrischer Diener Moro, der ihn mit einer Marchesa Naldi vermählt zu sehen wünscht, fürchtet nicht ganz mit Unrecht, die schöne Römerin könne das Herz seines Gebieters aufs neue zu einer flüchtigen Neigung entzünden. Aber es geschieht nichts, gar nichts; der Graf unterdrückt eine kaum aufsteigende Wallung sofort wieder, Giovanna macht über den Grafen die nicht einmal ausgesprochene Bemerkung: Graf Borromeo ist ein schöner Mann. Wie Don Cesar und Donna Diana pactiren sie stillschweigend, daß die Liebe auf beiden Seiten fortbleibe. Trotzdem genügt für Messer Tempesta ein einziger Blick, um ihn in Flammen zu setzen, die des alten Dieners Ungeschick peinlich schürt. Der Graf will den Unglücklichen vor der Verfolgung der römischen Häscher schützen, aber Tempesta eilt ihnen, bei einer rasch improvisirten Flucht mit seiner Gattin, direct in die Arme, und er glaubt, da der Graf den Flüchtigen nachsetzt, um ihnen Mittel und Wege zur Rettung zu zeigen, seinen Verdacht gegen Giovanni erwiesen: ein Degenstoß von seiner Hand macht dem Leben der grausam mishandelten Frau ein Ende. Der Autor hat seinem Drama als Motto das Wort des Seneca: „Velle non discitur", mitgegeben — es bestätigt nur, daß Saar für das Drama nicht berufen ist. Nicht eine angeborene unbesiegbare Neigung, sondern gerade das Wollen macht den dramatischen Helden. Seine Leidenschaft soll ihn tragen, aber nicht knechten. Auch der Charakteristik fehlen Knorr und Knubben, es ist alles zu elegant und gleichförmig. Nur die Sprache zeigt den durchgebildeten Schriftsteller und den Poeten; sie fließt melodisch dahin und führt in einigen feinen Bemerkungen werthvolle Goldkörner mit sich. Herausheben lassen sie sich nicht wohl. Aber im Zusammenhange wirken sie fesselnd und erfreuend.

Auch Joseph Bendel's Trauerspiel „Firdusi" (Nr. 3) hat keine größere Anwartschaft auf die Bühne als Saar's Drama. Es ist dem Grafen von Schack gewidmet und ehrt diesen ausgezeichneten Kenner der Spanier und Orientalen auch dadurch, daß es seinen „Stimmen vom Ganges" das Märchen von der Tochter des Riesenkönigs Prabhavati und dem Götterjüngling Pradyumna, seinen „Heldensagen des Firdusi" eine Uebersetzung der Satire, die in Firdusi's Leben und natürlich auch im Drama eine entscheidende Rolle spielt, entlehnt und in den Context aufgenommen hat. Das Stück ist eine weiche, lyrisch geartete Dichtung, aber Handlung und Diction entbehren des dramatischen Markes. Daß Firdusi die kaum gewonnene Gunst des Sultans Mahmud alsbald auch wieder verliert, weil er sich weigert, die Poesie zu commandiren und den Feldherrn Abdel-Hussein angemessen zu besingen, erweckt für seine freie stolze Dichterseele Sympathie. Auch in der Opposition, die er dem wortbrüchigen Sultan bereitet, als dieser ihm für sein „Königsbuch" statt der contractlich bedungenen 60000 Goldstücke nur ebenso viele Silberlinge auszahlen läßt, steht jeder anständige Mensch gewiß auf seiner Seite. Der freiwillige Tod seines jungen Sohnes, den der Sultan auf Abdel-Hussein's Anstiften verbannt, weil er für dessen schöne Tochter in Liebe erglüht ist, häuft Leiden auf Firdusi's altes Haupt, die ihm unser Mitleid sichern. Sein Ende im Angesicht der Heimat, die ihn kalt empfängt, rührt uns. Aber diese einfachen Vorgänge legen sich in einem fünfactigen Drama zu breit aus, und den Mangel der äußern Action durch desto reichere Gestaltung der psychologischen Entwickelung im Innern des Helden zu ersetzen, scheint der Autor nicht fähig zu sein. Die Beschäftigung mit der indischen Poesie wird ihm auch schwerlich die dramatischen Kräfte stählen. Vielleicht die lyrischen. In den Liebesscenen redet der Dichter oft sehr anmuthig, ohne, wie es ihm sonst leicht widerfährt, in eine vage, allgemeine Schönrednerei zu verfallen, und ein recht hübsches Ghasel documentirt geschickte Anpassung an die Form, die Rückert und Platen einst mit solcher Virtuosität gehandhabt und mit solchem Glück in Deutschland eingebürgert haben:

Laß dir dies Blatt, mein holdes Wesen, sagen:
Die Sonne bist du meinen Lebenstagen,
Der Stern in dunkler Nacht, dem treu mein Schifflein
Im Sturme selbst folgt ohne Furcht und Zagen;
Mein Schicksalsbuch sind deine holden Augen,
Aus dem ich will mein Glück und Weh erfragen;
Mein Talisman, mein heil'ger, deine Liebe,
Das Größte, Kühnste will ich muthig wagen;
Die Stärkung bist du meiner schwachen Kräfte,
Und leicht vermag das Schwerste ich zu tragen;
Mein Lenz bist du, an dessen duft'gen Blüten
Nicht Sonnenglut noch rauhe Fröste nagen;
Mein alles du, ja meines Lebens Leben,
Mein Tod ist, deiner Liebe zu entsagen!

Etwas schärfer spitzen sich die Conflicte in Elisabeth von Berge's „Heinrich IV." (Nr. 4) zu. Es ist ein gut gemeintes, nicht talentloses Stück, das seinem Helden, dessen Bild in der Geschichte durch die einseitigste Parteinahme einen unverdienten Heiligenschein erlangt hat, auch die tragische Märtyrerkrone und mit ihr die poetische Verklärung zu verschaffen bestrebt ist. Nur kommt die Verfasserin damit über die gewöhnliche Phrase nicht hinaus. Oder was ist es anderes, wenn Heinrich declamirt:

Ja, hier nun steh' ich, mit erhobnem Schwert,
Das lang erstrebte Ziel mir zu gewinnen,
Mir und der Mit- und Nachwelt. Denn nicht nur
Sich selber lebt der bessre Mensch. Er fühlt,
Daß er der ganzen Menschheit angehört,
Daß ihrem Dienste seine Kraft geweiht
Sein muß, ob ihn das Schicksal hochgestellt,
Ob eng und klein sein Wirkungskreis gezogen.
Denn jedes Menschendasein ist ein Glied
Der Kette doch, an die geheimnißvoll
Sich alles Werden reiht, vergänglich zwar
Als Einzelnes, doch unvergänglich als
Das Große, Allgemeine. Und wer fragt
Noch nach der eignen Endlichkeit, ist er
Sich selbst bewußt, daß er geschaffen, was
Ein Menschenleben überdauert?

Solche Worte entspringen vielleicht aus einer edeln, idealistisch angelegten Natur — aber künstlerisch betrachtet,

sind sie nichts als ein Product des Misverständnisses der Schiller'schen Diction, die seit Theodor Körner, Auffenberg und Klingemann in der deutschen Verstragödie ihre tauben Nachblüten treibt und die in ihrer bauschigen Gewandung alle charakteristischen, individuellen Merkmale versteckt und verwischt. Wenn die Schöpfer solcher „schwungvollen" Blankverse doch einmal genau zusehen wollten, wie bei dem großen Dichter auch der allgemeinste Gedanke Farbe und sinnliches Leben gewinnt, ganz abgesehen davon, daß seinem Schwunge eine tonische Kraft und Schönheit innewohnt, die für die meisten seiner Nachahmer Geheimniß geblieben ist. Blos dadurch, daß man richtig scandirt, hebt man ein Drama nicht in die ideale Sphäre; sehr oft aber täuscht das dichterische Unvermögen durch den fünffüßigen Jambus über die Schwächen seiner Producte hinweg, und Schiller muß bei einer realistischen Opposition vielleicht gar für die Sünden dieser Dichter büßen. Auch die Verfasserin der vorliegenden Tragödie möge dies beherzigen. Bei stärkerer Concentration läßt sich wol Besseres von ihrem Talente erwarten. Jedenfalls verrathen einige ungewöhnliche Situationen und deren dramatische Ausbeutung (die Begegnung der Königin Maria von Medici mit Henriette d'Entraigues, der Geliebten Heinrich's, ein großer Auftritt zwischen dem König und seiner Gattin, in dem die Krönungsfrage und die Verbannung des Florentiners Concini heftig pro et contra verhandelt wird), daß es Elisabeth von Berge an dramatischem und theatralischem Verständniß nicht mangelt. Die eigentliche dramatische Fabel, Heinrich's Kampf gegen die Uebergriffe des Klerus und die gegen sein Leben gerichtete Verschwörung, die mit dem Dolchstoße Ravaillac's endigt, ist freilich interesselos. Einzelheiten wie die genannten verrathen aber ein anerkennenswerthes Geschick. Das Beste des Dramas ist eine Scene des letzten Actes kurz vor Heinrich's Gang zum Tode durch Mörderhand. Königin Maria bereut ihren Antheil an dem Complot und will ihren Gemahl zurückhalten. Er erblickt in ihrer wachsenden Angst, welche durch die Erwähnung der Warnungsstimmen, die Heinrich „im ahnungsvollen Ohr" gehört, verstärkt wird, ein Zeichen ihrer Liebe; zärtlicher als sonst wendet er sich zu ihr, während sie, dadurch noch mehr erschüttert, unter dem Bewußtsein ihrer Schuld fast erliegt. Erhöht wird der Widerstreit der Gefühle in der Brust der Königin noch, als nach Heinrich's Abgang ihr Günstling Concini in bittere Klagen gegen sie ausbricht. Den Schluß bildet ein leider wiederum nur rhetorischer Panegyrikus Sully's auf den Ermordeten.

Von Elisabeth von Berge's Drama zu den Werken Albert Gaebeler's (Nr. 5 und 6) geht es immer noch mehrere Schritte abwärts. „Des Namens Ehre" behandelt im Lapidarstil ein uraltes Thema: Des Grafen Tochter liebt des Försters Sohn und gibt ihm ein nächtliches Rendezvous; ein ungetreuer Kammerdiener bestiehlt seinen Herrn und weiß den Verdacht auf den Begünstigten der Grafentochter zu lenken — mit gutem Erfolg, denn der Unschuldige wird eingekerkert; da bekennt Agnes ihrem Vater, daß sie den vermeintlichen Dieb liebe, daß sie ihn in der Nacht zu sich bestellt habe, daß er an dem ihm imputirten Verbrechen unschuldig sei; der Graf weiß Rath: um seine Tochter mit einem adelichen Roué zu vermählen, dessen Vermögen den Ruin der gräflichen Finanzen abwenden soll, läßt er dem Eingekerkerten im Namen seiner Tochter die Aufforderung zukommen, schleunigst zu entfliehen; das geschieht, das Mittel verfängt, Agnes von Eberstein erblickt in dieser heimlichen Flucht ein Anzeichen der Schuld ihres Geliebten und — wird die Braut und Gattin des Barons von Halbach. Damit sind wir erst am Schluß des zweiten Acts angelangt, und mit Siebenmeilenstiefeln schreitet die Handlung vorwärts. Im dritten kehrt der junge Förster zurück, um seine Unschuld zu beweisen, er stellt sich förmlich und kalt seiner frühern Liebe, der jetzigen Baronin von Halbach, vor; sofort lösen sich aber alle alten Misverständnisse, die Versöhnten beschließen zu fliehen — da erscheint der Baron, erblickt die beiden in einer Umarmung und schießt, kurz angebunden, den Räuber seiner allerdings sehr problematischen Ehre nieder. Zuletzt gibt es noch eine Schwurgerichtsverhandlung, die mit der Freisprechung des Barons endigen würde, wenn nicht im letzten Augenblicke noch, nachdem es schon zum Fallen des Vorhangs geläutet, eine neue Person, Arabella, aufträte, sich auf den Baron stürzte und ihn zur Strafe für gebrochene Treuschwüre erdolchte.

Auf das dürre und dürftige Product näher einzugehen, verlohnt sich nicht, und auch seine Erwähnung an dieser Stelle brauchte über eine flüchtige Notiz nicht hinauszugehen, wenn nicht einige Bemerkungen, die den „Lustspielen" desselben Autors vorgedruckt sind, dafür sprächen, daß von anderer, schätzenswerther Seite dem von mir vorderhand noch bezweifelten Talente Albert Gaebeler's Beachtung geschenkt worden. Diese Sammlung enthält nämlich die Lustspiele „Die Rivalen" (drei Acte) und „Emma Wolke" (ein Act), die beide auf dem Titelblatt als „von der Direction des Thaliatheaters in Hamburg zur Aufführung definitiv angenommen" bezeichnet werden, und das dreiactige, Fräulein Marie von Ernest gewidmete Lustspiel „Der Pessimist". Ein Avis an den Leser macht uns überdies noch mit der „einem eigenhändigen Schreiben" des Herrn Director Maurice entnommenen Beurtheilung der „Rivalen" und eines Schauspiels von Gaebeler „Schloßbach und Sohn" bekannt. Es heißt darin: „Beide Stücke verrathen unbedingt bedeutendes Talent zur Charakterschilderung und sind die Schöpfungen einer gebildeten, mit Menschenkenntniß begabten Schriftstellerei." Die Verlagsbuchhandlung glaubt sich damit „jeder weitern Empfehlung der vorliegenden dramatischen Erzeugnisse enthoben" erachten zu können. Und dennoch muß man fürchten, daß dem Verfasser durch diese schönen Worte trügerische Hoffnungen erweckt werden. Seine Lustspiele sind witz- und humorlose Arbeiten, die weder durch die Fähigkeit glücklicher Charakterisirung noch durch Bühnengeschick für

ihre Mängel entschädigen. In dem Stücke „Der Pessimist" wird der Vertreter des Pessimismus durch einige Flaschen Wein und ein Liebesverhältniß von seiner Philosophie geheilt. Wenn der Autor die Frage, mit der er sein Werk beschließt: „Nun, Doctorchen! Bist du mit meinem Stück zufrieden?" an mich gerichtet hätte, ich würde ihm ein unerschrockenes „Nein!" geantwortet haben.

Heinrich Bulthaupt.

Neue Romane.

IV.

Karl Frenzel: „Die Geschwister".

Wenn man von einer Gutzkow'schen Schule der Romandichtung sprechen kann, so wird der geistreiche Feuilletonist der „National-Zeitung" mit seinen Romanen jedenfalls derselben zugezählt werden müssen. Wir sprechen durchaus nicht von einer Schule im Sinne der Nachahmung: Gutzkow war überhaupt kein Autor, der dazu verlocken konnte. Seine Eigenart hatte etwas Sprödes, fast Abstoßendes; das geistig Würzige und Aromatische seiner Darstellung, das Feinspürige seiner Welt- und Lebensauffassung hing mit seinem eigensten Wesen zusammen und entzog sich jeder Nachahmung. Die Subtilität seiner Motivirungen verlor sich bis in das feinste Geäder der Beziehungen und Zusammenhänge des Lebens, so wie er auch im persönlichen Verkehr und in der Beurtheilung anderer ein ganzes Netz der feinsten Fäden herüber- und hinüberspann, die bisweilen ganz in den Lüften schwebten. Diese Peinlichkeit eines nie befriedigten Scharf- und Spürsinns war einmal eine seiner Eigenheiten; doch auch seine glänzenden Vorzüge gehörten nicht zu denen, welche irgendein schnellfertiges Talent sich aneignen könnte, die es zur Schau stellen kann, als wären sie seine eigenen. Sein Pathos war so originell wie sein Esprit: das war ein anderer Stil als in den Jambentragödien, ein anderer Geist als in den Zeitungsfeuilletons. Beides war vielen nicht sympathisch, aber in beiden war nichts Landläufiges und Triviales.

Wenn wir von einer Gutzkow'schen Schule sprechen, so meinen wir die Richtung, deren Hauptvertreter er war und die in offenbarem Gegensatz steht mit dem naiven Realismus Auerbach's und Freytag's. Auf die ganze Cultur der Gegenwart gerichtet, allen Fragen zugewendet, welche nicht blos einzelne grüblerische Gemüther, sondern die hervorragenden Köpfe unserer Zeit wie die Massen selbst beschäftigen, zeichnete er seine Charaktere in dies Netz der geistigen Beziehungen hinein, verwebte die religiösen, politischen, socialen Richtungen mit ihrer Eigenart, sodaß sie ein Theil ihres Wesens wurden, und machte sie, ohne ihr selbständiges Leben zu opfern, zu Trägern seiner geistreichen Reflexionen. Die epische Naivetät Freytag's und Auerbach's geht den ganz entgegengesetzten Weg; die reale Welt ist ihr die Hauptsache, und nur ein leiser Widerschein jener Welt der Ideen fällt in die Lebenskreise, in denen sich ihre Helden bewegen.

Daß Karl Frenzel dieser Gutzkow'schen Richtung angehört, beweist sein neuester Roman:

Die Geschwister. Roman in vier Büchern von Karl Frenzel. Vier Bände. Berlin, Paetel. 1881. 8. 12 M.

Wir bewegen uns in der neuesten Zeit, in der Zeit nach dem großen Kriege, in der Epoche der Gründungen: und zwar hat der Dichter die Handlung in die Provinz Schlesien verlegt, nicht in jene großartigen Gebirgsgegenden, deren landschaftliche Reize die poetische Schilderung herausfordern, sondern dorthin, wo die Eisenbahnzüge aus dem Posenschen eintreffen, also nach Niederschlesien. Freundlich ist die alte Stadt gelegen mit ihrem Rathsthurm, ihren Mauern, überragt von dem Schloß, das mit blinkenden Fenstern auf dem Hügel über ihr liegt; der Wald hinter dem Schloß, ein anmuthiges Thal, das sich unter ihm hinzieht, bilden eine Landschaft, deren wechselnde stimmungsvolle Beleuchtung für ein poetisches Colorit hinlängliche Ausbeute gibt.

Jeder Roman hat gewisse locale Mittelpunkte, und man könnte von ihnen aus topographisch den Umkreis der ganzen Handlung aufnehmen. Das Schloß auf dem Berge, das Schloß des Fürsten, der Bahnhof, dessen Inspector einer der Helden des Romans ist, und das weiße Haus eines reichen Fabrikbesitzers sind dessen Mittelpunkte; die kleine Stadt mit ihren Honoratioren spielt mit herein. Es ist eine Stadt ähnlich derjenigen, welche Freytag im letzten Bande seiner „Ahnen" schildert, nur daß die Kleinstädterei am Anfange unsers Jahrhunderts fast gänzlich von der Welt abgeschlossen war, weil noch nicht die Puls- und Schlagadern der Eisenbahnsysteme die Circulation der Ideen und der Menschen bis in die entlegensten Gegenden förderten.

Einmal springt die Handlung aus der schlesischen Stadt- und Landidylle hinüber in die Hauptstadt, wo eine ihrer grellsten Katastrophen sich abspielt.

Die Geschwister sind der junge reiche Fabrikherr Egon Tornow und seine Schwester Magda: welche beide durch allerlei Irrungen hindurch zuletzt ein ersehntes Glück erreichen. Bei Magda liegt das Hemmniß in der Vergangenheit, die sich allmählich für uns erhellt; Egon aber verstrickt sich vor unsern Augen in eine Reihe von verhängnißvollen Abenteuern und Unternehmungen, aus denen er sich erst am Schluß des Romans zu einer harmonischen Existenz herausrettet.

Karl Frenzel hält sich an die alten guten Traditionen der Romandichtung, welche die hervorragenden englischen und französischen Schriftsteller — abgesehen von dem jungen brüsken, naturalistischen Nachwuchs — und auch Gutzkow, Spielhagen und gleichartige Autoren stets beobachtet haben und denen sie zum großen Theil ihre Erfolge verdanken. Wir meinen, daß diese Traditionen im Wesen des Romans begründet und ästhetisch berechtigt sind. Der Roman soll spannen und zwar besonders durch Räthsel der Vergangenheit, die er aufgibt und deren Lösung uns beschäftigt; er soll fesseln durch die Schilderung bunter Abenteuer und merkwürdiger Verwickelungen, die er uns vorführt, und dabei die ganze Romantik entbinden, deren unser modernes Leben noch fähig, die durch die reglementmäßigen Normen, Einrichtungen und Gesetze noch nicht verlöscht ist; er soll uns so eine lebhafte Unterhaltung gewähren, ohne seinen höhern Aufgaben, der Darstellung lebenswahrer Charaktere, der Durchführung von Gedanken, die eine allgemein menschliche Wahrheit oder eine für die Gegenwart wichtige Bedeutung haben, untreu zu werden. Wir halten es für eine falsche Vornehmheit, wenn unsere begabten Genremaler auf dies alles glauben verzichten zu dürfen, weil dergleichen nur für Colportageromane und die sogenannten Leihbibliothekenschmöker passe. Die meisten machen aus der Noth eine Tugend; denn sie besitzen nicht den Reichthum phantasievoller Erfindung, und indem sie damit sehr haushälterisch umgehen, folgen sie nur dem richtigen Instinct, der sie abhält, über das Maß ihres Talents hinauszuschreiten. Nur in einem der Freytag'schen Romane findet sich ein solcher romantischer Zug, in der „Verlorenen Handschrift"; doch muß man zugeben, daß gerade diese Partien die schwächsten des Werks sind. Dies gilt namentlich von der Zigeunerromantik gegen den Schluß hin. Auch in der letzten Erzählung der „Ahnen" ist das Streben nach solchen Verwickelungen unverkennbar; doch weiß der Dichter nirgends die Leser in lebhaftere Spannung zu versetzen; man folgt mit mäßigem Antheil der anmuthigen Darstellung; denn die Vorzüge liegen hier in einer Genremalerei, welche alles Detail mit feiner Kunst ciselirt. Das Muster von Dickens ist unverkennbar; nur fehlen eben die Sensationsmotive, an denen die größern Romane des englischen Humoristen so reich sind.

Jenseit des Rheins hat sich jetzt eine neue Schule aufgethan, welche ebenfalls diese conventionellen Kunstgriffe der Romandichtung, wie sie es nennt, verschmäht und nur dadurch zu wirken sucht, daß sie das Leben nachzeichnet, aber nicht mit der Kupferstichmanier der deutschen Realisten, sondern mit den dicksten Strichen. Dieser Naturalismus braucht zu seinen Wirkungen jene Ueberraschungen nicht, welche selbst der Meister der italienischen Novelle, Boccaccio, in vieler Hinsicht das Vorbild dieser Vertreter der nackten Lebenswahrheit, und alle seine italienischen und englischen Schüler nicht verschmäht haben. Wozu jene verdeckten Schüsseln des Romans? Wirkt es nicht besser, wenn der Plumpudding der rohesten, ans Licht gezerrten Mysterien des Lebens mit dem angezündeten Spiritus des Cynismus, der ihn mit greller Flamme beleuchtet, dem Leser vorgesetzt wird?

Es sind zwei Hauptheiden des Frenzel'schen Romans, um deren Vergangenheit ein mysteriöses Dunkel schwebt, das sich erst im Verlaufe der Erzählung und mit einer wohlberechneten Allmählichkeit lichtet. Magda Tornow, die Schwester des jetzigen Inhabers des reichen Handels- und Wechselhauses Tornow u. Comp., welches zugleich eine bedeutende Weberei und Teppichfabrik in der Nähe der kleinen Stadt besitzt, wird als ein reiches, liebenswürdiges Mädchen von schlanker Gestalt und classischen Zügen, einem Gesicht, dessen Schnitt und strenge Anmuth an einen Kameenkopf erinnern, geschildert; sie liebte den ländlichen Aufenthalt in der Villa und beschäftigte sich mit der Fürsorge für die Arbeiterfamilien der Fabrik. Warum heirathete sie nicht? Eine Dame, die über ein freies Vermögen von 200000 Thlr. verfügte? Der Staatsanwalt, der sich vermuthlich einen Korb geholt, vermuthet, die Geschichte müsse doch einen Haken haben. Und so war es auch: die Leser gewinnen bald die Ueberzeugung, daß sie es mit einer problematischen Natur zu thun haben. Sie hat zwei Verehrer: den Bahnhofsinspector von Barnim, einen frühern Offizier, der wegen leichtsinniger Schulden den Dienst verlassen mußte, nach China und Japan ging, von dort zurückkam vor dem Ausbruch des Kriegs, den er tapfer mitkämpfte, und jetzt sich als geläuterter tüchtiger Charakter bewährt, und den Herrn von Rodenschildt, den Erzieher des fürstlichen Erben auf dem Schlosse, einen gewandten Jesuiten, der auf ihre Hand speculirt. Wärmern Herzensantheil flößt ihr nur der erstere ein; doch trotzdem ist sie auch ihm gegenüber kühl und zurückhaltend. Langsam treten wir der Lösung dieses Räthsels näher. Magda ist in der That eine Magdalena: sie hat sich in blinder Liebesleidenschaft einem frühern Commis hingegeben, der sich dann als Betrüger demaskirte, auch nach Ostasien flüchtete, aber zurückkehrte, um seine Ansprüche auf Magda's Hand geltend zu machen. Da ereilt ihn ein jäher Tod, und Magda reicht dem Herrn von Barnim, den sie schon vorher in die Verirrung ihrer Jugend eingeweiht hat, ihre Hand.

Ein anderer problematischer Charakter ist die Fürstin, die junge Frau eines ultramontanen Aristokraten, eine Französin, über deren Vergangenheit ebenfalls ein Dunkel schwebt, welches nach und nach aufgeklärt wird. Adoptirt von einem adelichen Fräulein, führte sie den Namen desselben; aber sie ist die Tochter eines Abenteurers, der auf einmal auf dem Jahrmarkt des Städtchens auftaucht in einem Circus als Löwenbändiger. Der Fürst war früher mit einer Schwester des Herrn von Barnim verheirathet, hatte aber mit seiner spätern zweiten Frau schon damals ein Verhältniß. Die Briefe der ersten Gattin an ihren Bruder, welche eine alte Dienerin, Martha Lebrecht, aufbewahrt, werden für diese verhängnißvoll; Herr von Rodenschildt will sich derselben als einer guten Beute für seine Intriguen bemächtigen, weil er glaubte, Magda's Geheim-

niß dadurch in seine Hände zu bekommen, denn die Alte hatte sie an diese adressirt. Nicht ohne Kampf gelingt es ihm, die Briefe ihr zu entreißen. Martha schlägt zu Boden; der Schreck und die Folgen des Falls rauben ihr das Leben. Als Rodenschildt später diese Papiere dem Fürsten insgeheim zusendet, ruft dieser Herrn von Barnim zu sich, an den jene Briefe gerichtet waren; doch dieser verbrennt sie, ohne sie zu lesen.

Die junge Fürstin hat Magda's Bruder, Egon, in ihre Netze gezogen; das Verhältniß der beiden ist von dem Dichter sehr discret behandelt, wir möchten sagen etwas zaghaft; er fürchtete seinen Helden zu compromittiren. Doch der Roman hat das Recht, auch leidenschaftliche Verirrungen in allen ihren Consequenzen zu schildern. Egon läßt sich durch den Fürsten, der nicht nur ein Anhänger der ultramontanen Partei ist, sondern auch, um seinen etwas zerrütteten Vermögensverhältnissen aufzuhelfen, sich bei gewagten Unternehmungen betheiligt, verleiten, einen großen Theil seines Vermögens bei einer Eisenbahnspeculation zu riskiren, welche fehlschlägt. Egon ist dem Bankrott nahe und wird nur durch die Liebe seiner Schwester gerettet, die ihr großes Vermögen ihm zur Verfügung stellt. Er heirathet die goldhaarige Ada, die frühere Kunstreiterin, die Mignon des Romans, die ihm schon lange ihr ganzes Herz geschenkt hat.

Es fehlt in dem Roman nicht an grellen Katastrophen: wir erwähnen außer dem Tode der Martha Lebrecht das Attentat des tobsüchtigen Fürsten auf seine Frau, bei welcher er Ada verletzt, den Tod des Löwenbändigers, der von der Maschine der Eisenbahn erfaßt und zerstückt wird, als er den Zug retten will, dem verbrecherische Hände Steine und Sprenggeschosse auf das Gleis geworfen hatten. Zu den Sensationsmomenten gehört auch das Verschwinden Rodenschildt's, über welches der Dichter selbst am Schluß einen geheimnißvollen Schleier breitet. Seinen Hut findet man in den Wellen des Bachs dicht neben der Bahn schwimmend. War er verunglückt? War er ermordet worden? Hatte ihn bei jener Explosion auf dem Eisenbahndamm der Finger Gottes berührt? Hat er sich ganz dem Dienste der Kirche oder dem Kloster gewidmet? Es ist indeß eine offene Frage, ob der Romandichter noch zuletzt seinen Lesern irgendeine Auskunft schuldig bleiben darf.

Die Charaktere des Romans sind gut gezeichnet und gruppirt, nicht blos die Hauptgestalten, auch die mehr episodischen Figuren. So ist der klerikale Hauslehrer Demuth, der hinter seiner schüchternen Maske so viel Omnipotenz verbirgt und so viele wichtige Fäden in Händen hält, ein scharfgezeichneter Charakter, und sehr sympathische Gestalten sind der heitere Künstler Gustav Kraus und seine Geliebte aus den Kreisen der haute-finance, Clarisse Kronheim, vor allem der liebenswürdige Bummler Gerhard Schling. Alle diese Charaktere, besonders auch Rodenschildt, erinnern zwar nicht direct an Gutzkow'sche Vorbilder; aber sie haben einen verwandten Zug mit den Gestalten, welche jener Autor darzustellen liebte.

Karl Frenzel ist anerkannt als Feuilletonist und kritischer Kopf. Abgesehen von seinen dramaturgischen Aufsätzen hat er im Feuilleton der „National-Zeitung" oft eine Art von kurzathmigen Essays veröffentlicht, in denen er mit großer Feinsinnigkeit die Weltlage, die Tendenzen der Zeit und einige ihrer wichtigsten Probleme beleuchtet. Es ist selbstverständlich, daß er diese geistige Atmosphäre auch über seinen ganzen Roman auszubreiten weiß, in welchem kirchenpolitische Bestrebungen, ferner das Gründerthum, an dem sich die hohe Aristokratie betheiligt, mit in die Fäden der Handlung verschlungen sind und namentlich die Tüchtigkeit des soliden Kaufmannstandes und Beamtenthums dem Glücksritterthum entgegengesetzt wird, das in alle Kreise einzugreifen droht, in einzelnen problematischen Existenzen aber, wie Rodenschildt, seine specifischen Vertreter findet. Doch wir halten es für einen Vorzug des Romans, daß wir nirgends auf den selbständigen Essay, auf von der Handlung losgelöste Excurse stoßen, daß Frenzel dem Hange zu geistreichen Reflexionen und der Begabung für dieselben nirgends nachgegeben hat, sondern daß die eingeflochtenen geistigen Perspectiven nicht aus dem Rahmen der Handlung und des von ihr gebotenen Dialogs herausfallen.

Der Stil Frenzel's hat nicht entfernt jenen pretiösen Anflug, der den Stil unserer neuen Modedichter charakterisirt, und den wir selbst schon mehrfach als ein „Zappeln nach Classicität" bezeichnet haben. Ebenso wenig erinnert er an die kraus verschlungene Prosa Gutzkow's, deren ineinandergeschobene Perioden durch allzu reiches Zuströmen von Gedanken geschaffen wurden, die nicht immer Platz für selbständige Ausbreitung fanden. Frenzel's Stil ist klar, bestimmt, bezeichnend, fast nie zu höherm Schwung sich erhebend, doch auch nie zu den Trivialitäten der Alltagsschriftsteller herabsinkend; er ist der Ausdruck einer harmonischen Bildung, welche auch den allzu reichlichen Consum von brillantem Esprit verschmäht.

Eine Unterhaltung zwischen Magda, Egon, Rodenschildt und Barnim mag die Art und Weise illustriren, wie Frenzel seine Gedankenschätze im Roman verwerthet:

„Verstehe ich Sie recht, Herr von Rodenschildt, so halten Sie unsere Gesellschaft nicht mehr für fähig, originale Menschen, ein tragisches Geschick hervorzubringen?" — „Im allgemeinen ja. Wir reisen alle; mit einer märchenhaften Schnelligkeit bewegen wir uns von Ort zu Ort. Für Goethe wäre es ein hoher Genuß gewesen, mit einem Manne zu reden, der in dem Innern von Afrika gewesen. In jeder größern Stadt gibt es jetzt einen Afrikareisenden. In Bezirksvereinen hält er Vorträge. Von den Pyramiden erzählen wir wie von den Standbildern auf den öffentlichen Plätzen unserer Heimat. Durch die sonnenheißen Gassen von Pompeji ist man im Mai mit einer Dame gewandert, der man im October im Tuileriengarten die Hand reicht. Und doch wie flach, wie grau erscheint das alles gegenüber dem bunten Leben des 18. Jahrhunderts! Keiner unserer Staatsmänner hat eine Jugend gehabt wie die Mirabeau's, keiner unserer Helden ein Leben geführt wie der Marschall von Sachsen. Garibaldi ist gewiß ein berühmter Abenteurer, aber er hat kein Schicksal wie Paoli. Dabei rede ich gar nicht von den originalsten Männern, von Bonaparte als Helden, von Cagliostro als Schwindler. Wir sind arm an Charakterköpfen." — „Nein",

mischte sich Egon in das Gespräch, „sie sehen nur anders aus als früher. Die Stände haben ihre charakteristischen Unterschiede, die Völker ihre nationalen Trachten verloren: aber wie wunderbar hat sich dafür das Gesammtleben aller gestaltet! Stolz dürfen wir fragen: was ist uns zu hoch? was ist uns zu tief? Wenn wir nur das nächste Jahrhundert abwarten könnten! Wie romantisch werden unsere Urenkel unser Zeitalter finden! Weil der Geizige bei uns sein Geld nicht mehr vergräbt, gibt es darum keine Harpagons? Ist der erfinderische Kopf, der aus Nichts, aus einer Gründung, aus einer Art Weltschöpfung auf dem Papier Gold zu machen weiß, nicht eine ebenso originale Erscheinung wie die guten Leute, die früher nach dem Stein der Weisen suchten? Welch ein Zauberstab ist das Geld! Es verwandelt Wüsteneien in Paradiese, es durchgräbt die Alpen, es legt durch die Weltmeere gedankentragende Drähte, es umspinnt die Erde mit einem ungeheuern eisernen Netz. Und das wäre nicht abenteuerlich, nicht phantastisch? Es gäbe nur Tragödien der Liebe und der Eifersucht, nur den tragischen Sturz eines Cäsars, es gäbe keine Tragödie des Goldes? Ich halte sie gerade für das Trauerspiel der Jetztzeit.“ — „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles: es ist wahr, aber es ist auch gemein“, entgegnete Edmund. — „Gemein wie das Leben. Aber ist der, welcher viel zu erwerben versteht, geringer als der Soldat, der viel erobert? Schlägt er nicht so gut seine Schlachten mit offenen und heimlichen Feinden wie der Held? Hat ein großer Besitz nicht ebenso seine poetischen Spiegelungen, seine dämonischen Versuchungen wie die königliche Macht?“ redete Egon eifrig weiter. „Die Schönheit, die Geselligkeit, die Unabhängigkeit — sind sie nicht an den Reichthum gebunden? In einem armen Volke steht kein Phidias auf; der arme Mann muß seine Stimme überall verkaufen. Das Eisen, glaube ich, hat seine Herrscherrolle auf Erden ausgespielt: es lebe das Gold!“ — „Der Reichthum ist mir immer nur als ein Mittel zum Zweck erschienen“, meinte Edmund. „Wenn ich besitze, was ich brauche, geht mein Wunsch kaum danach, über das Bedürfniß hinaus zu erwerben. Ich habe bisjetzt weder die Lust noch die Kraft in mir gefühlt, eine Million zu gewinnen, und damit fehlt mir vielleicht der richtige Gradmesser für die Werthschätzung des Geldes. Aber wer weiß, vielleicht werde ich auch noch einmal ein Ritter des Goldes!“ — „Von dem Gelde rede ich nicht schlecht“, sagte Fritz. „Wer es entbehrt hat wie ich, wer mit Anspannung all seiner Kräfte, mit Darangabe seiner Hoffnungen, seiner Jugend darum hat werben müssen wie ich, der fürchtet seine dämonische Macht.“ — „Aber Sie hänften doch nicht Gold auf Gold um des Besitzes willen?“ — „Ich legte Dollar auf Dollar, um meine Ehre wieder einzulösen.“ — „Und da beginnt die Tragödie“, rief Egon. „An dem Besitz hängt eben die Ehre, die Freiheit, die Möglichkeit, Gutes zu schaffen, vielen zu helfen, der Freund seiner Freunde zu sein. Früher mochte man Blutsfreundschaften, Waffenbrüderschaften schließen: was sollte mir jetzt Ihr Degen oder Ihr Revolver nützen? Im gegebenen Augenblick wird mir Ihre Börse, Ihr Credit viel bedeutendere Dienste leisten. Wir sind noch zu sehr in den Anschauungen des eisernen Zeitalters befangen, um offen anzuerkennen, daß all unsere theuersten Güter im Banne des Goldes liegen, daß sie nicht mehr wie früher auf der Spitze des Schwerts schweben, sondern, so häßlich Ihnen das Bild erscheinen mag, im Geldschrank wohnen.“

Noch eine Probe lebendiger Schilderung, die Flucht Rodenschildt's:

Still und öde sind die Gassen, 2 Uhr schlägt es von den Thürmen. Eine friedliche Mainacht mit kühlem Winde, das am Himmel dahinziehende Gewölk silbern vom Monde angehaucht. Die Massen, die so lange plaudernd und wie in Erwartung großer Dinge an den Ecken gestanden, haben sich endlich zur Ruhe begeben. Keinem Menschen begegnet Edmund, nur sein eigener Schritt hallt unheimlich vom Pflaster wieder. Das Unbewußte in ihm führt ihn geraden Wegs zum Bahnhof. Die Bahn entlang schreitend, hofft er in zwei bis drei Stunden die nächstgelegene kleinere Anhaltestation nach Süden zu erreichen und dort, wo er unbekannt ist, ein Billet für den in der Morgenfrühe nach Wien durchfahrenden Zug zu nehmen. Zuweilen bleibt er stehen, horcht zurück, wendet sich mit scheuem Blicke um, ob er verfolgt werde. Niemand ist hinter ihm her als seine eigene Furcht. Aber wenn er Gespenster sähe, es wäre kein Wunder — was hat er in den letzten vierundzwanzig Stunden erlebt! Hinüber und herüber ist er von Hoffnung und Angst geworfen worden. Alles und alle haben sich wider ihn verschworen, Menschen und Dinge; der Gott dieser Welt, der Zufall, hat sich heute ihn und nur ihn zum Spielball seiner dämonischen Laune auserlesen! Sein trotziger Stolz findet in diesem Kampfe des übermächtigen Schicksals gegen ihn, den schwachen und hülflosen Sterblichen, eine Art bitterer Genugthuung. Sein Herz verhärtet sich in solchen Betrachtungen während seines Ganges, jeder Nerv in ihm stählt sich. Er wird sich nicht wie ein armseliger Sünder zu Boden strecken lassen oder gar um Gnade betteln, sondern dem Feind die Stirn bieten und kämpfend fallen. So lange er selbst noch nicht an der Rettung verzweifelt, ist sie möglich. Da leuchten die Laternen und Signale des Bahnhofs. Sie erwarten den Personenzug, der spät abends von Breslau abgegangen, und den Vergnügungszug aus dem kleinen Badeorte, wo eine größere Anzahl friedberger Bürger, Männer und Frauen, die Einweihung des neuen Curhauses hat mitfeiern helfen. Unterhalb des Bahnhofs, auf der Wiese, sucht Edmund seinen Weg, an den Tornow'schen Fabrikgebäuden kommt er vorbei; er überschreitet den aufgeworfenen Damm der neuen Eisenbahn. Wie viele Träume, Gedanken, Pläne und Hoffnungen liegen da — ein Stück von ihm! Ein Jahr lang hat ihn das unablässig beschäftigt, seine Kräfte in Anspruch genommen, ihn von seinen frühern Beziehungen losgerissen ... Vergebene Mühen, vergängliche Entwürfe! Ein neues Leben muß er beginnen, das ruhelose Leben eines Abenteurers. Wohin wird ihn die Welle verschlagen? Nur die Thoren sinnen darüber nach. Was hat ihm all sein Rechnen geholfen? Den Augenblick ergreifen, ihn festhalten und ausgenießen, rücksichtslos, unbekümmert, keinen Freund, keinen Vertrauten haben als sich selbst — das ist die ganze Lebenskunst. Jetzt hat er das Hauptgebäude des Bahnhofs, die langgestreckte Bahnhofshalle, die Fabriken, das weiße Haus Magda's hinter sich ... Er wird sie nie wiedersehen, diese Orte; unwillkürlich wendet er sich zum letzten male nach ihnen um. Vor ihm hemmt ein Hinderniß seinen Weg, ein kleiner Bach, der hier die Stadtwiesen begrenzt; niederes Weidengebüsch hängt von den Ufern hinüber. Unterhalb überbrückt ihn die Eisenbahn; wenn er sich den Damm hinaufarbeitet und an den Schienen entlang geht, kommt er schneller über das Hemmniß hinweg, als wenn er weiter oberhalb eine hölzerne Brücke aufsucht. Kaum aber hat er die ersten Schritte den Abhang emporgethan, hört er ein Geräusch von den Weiden her ... ein unheimliches Geflüster, leise Schritte ... er wirft sich hinter den Gebüschen lang auf den Boden nieder ...

Wir empfehlen den Lesern diesen Roman, der ohne die Prätensionen culturgeschichtlicher Bedeutung oder gespreizter Classicität uns das Geschick zweier Geschwister in lichtvoller Darstellung vorführt und interessante Zeit- und Lebensbilder damit verknüpft. Rudolf von Gottschall.

Zur socialen Literatur.

1. Fünfundneunzig neue Thesen, dem deutschen Volke gewidmet zum 31. October 1877. Ein Versuch zur Versöhnung aller Religionsparteien von F. Killisch. Zürich, Schmidt. 16. 1 M. 60 Pf.
2. Staat und Sonntag von M. Rieger. (Zeitfragen des christlichen Lebens, Bd. 2, Heft 4.) Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
3. Unsere Zeit und die sie unterscheidenden Merkmale nach der Heiligen Schrift beleuchtet in vier Vorträgen von L. A. Woringer. Augsburg, Preyß. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Deutsche Volksschriften. Erster Band: Der Socialismus. Von A. Lammers. Breslau, Köbner. Gr. 16. 50 Pf.
5. Staat und Gesellschaft in den volkswirthschaftlichen Systemen der Gegenwart beleuchtet vom Standpunkte der christlichen Ethik von Wilhelm Hauck. Berlin, Schleiermacher. 1880. 8. 1 M. 80 Pf.
6. Ein Mahnruf an unsere Zeit auf Grund des tiefsten Zusammenhangs ihrer Verirrungen nebst Andeutungen für den wahren Fortschritt von Ulrich Rudolf Schmid. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. München, Th. Ackermann. 1880. Gr. 8. 2 M.
7. Pro Caesare. Social-conservative Betrachtungen von Freiherr von Thielmann. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 2 M.

Dem Verfasser der „Fünfundneunzig neuen Thesen", F. Killisch (Nr. 1), erscheint unsere Zeit günstig für eine neue Reformation, da jeder Denkende davon überzeugt sein müsse, daß einerseits die kirchliche Dogmatik nicht mehr aufrecht erhalten werden kann, andererseits die menschliche Gesellschaft, wenn sie sich vom Christenthum lossagt, einer socialen Revolution entgegentreibt. Daß die Entwickelung des wahren Christenthums seit dem Concil von Nicäa unterdrückt worden ist, während die Geistlichkeit ein Glaubensgebäude aufgeführt hat, das heute in dem unübertrefflichen Glaubenssatze von dem unfehlbaren Papste gipfelt; daß schon die Apostel über Christi Wort hinausgegangen sind und neue Lehren, welche Christus selbst nicht gelehrt hatte, vorgetragen haben; daß der Papst die christliche Lehre vermöge seiner Auslegung derselben zu einem Mittel für Erringung weltlicher Macht misbrauchte; daß Luther, welcher von der Autorität des Papstes frei machte, manche Irrthümer in seine Reformation aufnahm, und daß diese Irrthümer bis auf den heutigen Tag als Wahrheiten verkündigt werden — hält der Verfasser für die Hauptursachen unserer schlimmen Zustände. Die extremen Parteien, sowol die Orthodoxen als auch die Freisinnigen, hätten große Fehler gemacht: jene, indem sie dem Glauben zu viel, diese, indem sie ihm gar nichts zumutheten. Der ganze Werth des Alten Testaments beruht nach der Ansicht des Verfassers darin: daß es die Uranfänge des Glaubens an einen einigen Gott lehrt; daß es die hohe Begeisterung des Volks Israel für diesen Glauben gegenüber dem Götzendienst aller andern damaligen Völker zeigt; daß es in den Psalmen und in einigen andern Theilen ein Ideal tiefster Frömmigkeit und Demuth vor Gott offenbart — während alles andere, die Geschichte von der Schöpfung, von der Sündflut und die andern Historien, als Mythe bezeichnet wird. Das sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß wünscht der Verfasser durch ein neues Glaubensbekenntniß ersetzt zu sehen. Andererseits hätten die Freisinnigen, namentlich die Naturforscher, bei ihrem kritischen Verfahren das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, nicht blos die Dreieinigkeit, sondern auch die Existenz des einen Gottes, die Unsterblichkeit u. s. w. geleugnet und von aller Religion sich abgewandt. Dem gegenüber verlangt der Verfasser das Festhalten an gewissen christlichen Grundgedanken und bezeichnet als solche den Glauben an Gott und an Unsterblichkeit der Seele, erklärt für das Panier der künftigen christlichen Religionsgemeinschaft die Liebe zu Gott und zum Nächsten und stimmt für die Beibehaltung der kirchlichen, wenn auch freien Religionsgemeinschaft, mit Predigt und Gesang, mit Taufe und Abendmahl, mit Confirmation und kirchlicher Trauung. Die fünfundneunzig Sätze, sehr präcis gefaßt, handeln von Gott, von Christus und dem Heiligen Geist, vom Alten und Neuen Testament, von der christlichen Lehre und Moral, von kirchlichen Einrichtungen, von dem Verhältniß zwischen Kirche und Staat, und sprechen sich aufs freimüthigste darüber aus, was die neue Reformation behalten und was sie aufgeben solle. Die Unterordnung der Kirche unter den Staat und die Oberaufsicht des Staats über alle Religionsgemeinschaften verstehen sich nach diesen Prämissen von selbst. Die drei letzten Thesen warnen vor einer Verschleppung dieser Reform, da sonst Unglaube und Materialismus immer mehr zunehmen und die Staaten ihr Ende in Revolutionen finden würden, auf welche die schwarze und die rothe Internationale hinarbeiten, welche beide als Feinde der staatlichen Ordnung von allen Gutgesinnten bekämpft werden müßten, und stellen als Hauptgrundsätze des wahren Christen die drei Sätze auf: Demuth vor Gott! Liebe zum Vaterlande! Achtung vor dem Gesetz!

Daß in unserer materialistischen Zeit, bei der Verwilderung der Massen, bei der Gleichgültigkeit für religiöse Belehrung und Erbauung, der Sonntag mehr als gut ist zu Lustbarkeiten benutzt wird, ist eine unleugbare Thatsache. Mit der Schrift „Staat und Sonntag" (Nr. 2) betritt M. Rieger zuerst den historischen Weg und fragt, was der Sabbat bei den Juden gewesen, wie der Sonntag bei den ersten Christen, zur Zeit der römischen Kaiser, unter den Merovingern und Karolingern gefeiert worden sei, was für Anordnungen die römische Kirche, die Reformation, die christliche Obrigkeit der nachreformatorischen Zeit getroffen habe, wie sich der moderne Staat zu der Sonntagsfrage verhalte, was in England und in Nordamerika Gesetz und Sitte verlange, was für Erfolge die auf dem Continent unternommene Agitation habe, und was für Verstöße die Obrigkeit sich zu Schulden kommen

lasse, wovon einige auffallende Beispiele angeführt werden. Daran reiht der Verfasser die Grundzüge einer Reform, welche sich hauptsächlich auf das Verbot der geräuschvollen und öffentlichen Lustbarkeiten theils für die hohen Festtage, theils für gewisse Stunden der Sonntage, auf Beschränkung des Eisenbahndienstes, auf Verbot der Fabrikarbeit, auf Beschränkung der Handwerkerarbeit und des Handels, auf organische Einfügung des Gottesdienstes in die Fortbildungsschule bezieht. Die Durchführung solcher Reformen erwartet er nicht von der Sitte, sondern von dem Gesetz. Wie die frühere Sonntagssitte durch das Gesetz geschaffen war, so soll dieses auch bei der Wiederherstellung derselben den größten Einfluß haben. Doch ist der Verfasser nicht so sanguinisch, zu hoffen, daß die moderne Gesetzgebung ohne äußere Einflüsse sich dieser Sache annehme; er glaubt vielmehr, daß sie erst unter dem Eindruck schreckenerregender Zeiterscheinungen mit vollem Ernst auch der ethischen Seite ihrer Aufgabe werde gerecht werden.

L. A. Woringer, der Verfasser der über „Unsere Zeit" (Nr. 3) gehaltenen vier Vorträge ist der Ansicht, daß wir dem Ende der Dinge sehr nahe sind. Er sieht die Christenherzen mehr und mehr mit Weltsinn erfüllt, mit Leidenschaft für Genuß und Vergnügen jeder Art, findet, daß ihr Streben hauptsächlich dem erlaubten und unerlaubten Gelderwerb gilt, welcher die Mittel zum Genuß bieten soll, und bezeichnet als Ursache solcher Gesinnung das Widerchristenthum, welches verheerend alle Klassen der Völker der Christenheit durchsäuert. An Warnungen, sagt der Verfasser, hat es Gott nicht fehlen lassen. Als solch große Warnungszeichen führt er an: die Revolution von 1789 mit ihren Folgen, die Revolutionen von 1830 und 1848, die Commune von 1871. Da aber die Christenheit auf diese Warnungen nicht hört und immer tiefer sinkt, so ist auch der Anfang vom Ende da, unsere Zeit ist „die letzte", die Wiederkunft Christi ist nahe. Bevor diese erfolgt, kommt eine große Trübsal über die Christenheit; die Gottlosigkeit nimmt zu; Gott wird nicht mehr wie jetzt geleugnet, sondern obgleich die Gottlosen wissen und anerkennen, daß er ist, werden sie ihn lästern, ja sogar Gott selbst zum Streit herausfordern. Damit beginnt das Weltgericht, durch welches alle Gottlosen vernichtet werden, während das kleine Häuflein der Frommen dadurch gerettet wird, daß Christus ihnen in den Wolken entgegenkommt und sie zu sich auf den Berg Zion entrückt.

Der Verfasser spricht sich über diese bevorstehenden Thatsachen mit großer Zuversicht und Sicherheit aus, als Beweismittel hauptsächlich die Offenbarung Johannis benutzend, wie alle, die über „die letzten Dinge" sprechen oder schreiben, und die dort geschilderten Zustände mit den unserigen vergleichend. Aber auch vorausgesetzt, daß die Offenbarung Johannis wirklich eine göttliche Offenbarung ist, kann doch niemand leugnen, daß wir bisjetzt noch niemand gefunden haben, der im Stande wäre, diese bilderreiche Sprache zu deuten und die Beziehung dessen, was durch die Visionen angedeutet ist, auf die Ereignisse in der Geschichte der Entwickelung des Christenthums zu finden und vollends über das zeitliche Eintreten der Wiederkunft Christi und des Gerichts auch nur annähernd eine Angabe zu machen. Für diese Offenbarung fehlt uns nichts mehr und nichts weniger als selbst wieder eine Offenbarung, und alle diejenigen, welche sich bisher daran versucht haben, sind daran gescheitert.

Nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung bespricht A. Lammers in der Schrift über den „Socialismus" (Nr. 4) das Ziel desselben, welches in der Gleichheit des Verbrauchs und Genusses besteht. Da dieses Ziel nur dadurch zu erreichen ist, daß das, was der Einzelne besitzt und erwirbt, in den Besitz und Erwerb des Ganzen übergeht und Staat und Gesellschaft zu einer großen socialistischen Nationalfabrik umgewandelt werden, so stellt der Verfasser die Frage auf, was wol das Ergebniß dieser Gesammtarbeit wäre, welchem nicht mehr der Eifer des individuellen wirthschaftlichen Selbsterhaltungstriebes zur Seite stände. Es ist begreiflich, daß das Gesammterzeugniß dieser nationalen Arbeit nothwendig weit geringer ausfiele, da jeder einzelne Arbeiter im Durchschnitt mit außerordentlich verringertem Eifer dazu mithelfen würde. Was die deutsche Arbeiterwelt, nachdem sie durch Lassalle's Agitation aufgerüttelt worden war, für die Socialdemokratie besonders zugänglich gemacht hat, ist nach des Verfassers Ansicht die Verleihung des allgemeinen directen Stimmrechts. Dadurch sahen sich die Arbeiter den andern Staatsbürgern politisch gleichgestellt. Diese Stellung betrachteten sie nur als ein Mittel zu ihrem eigentlichen Zweck. Das Stimmrecht war ihnen eine Abschlagszahlung und verlieh ihnen ein wichtiges Recht, durch welches sie, nur auf ihre materiellen Interessen, nicht auf ihre staatlichen Pflichten sehend, ihr Gleichheitsideal verwirklichen zu können hofften. Wie die Bauern von 1524 und 1525 Luther's Lehre von der evangelischen Freiheit als Verkündigung der Freiheit von Abgaben, Steuern und Frondiensten auffaßten und einem sehr bedenklichen Communismus huldigten, so leiteten die heutigen Arbeiter aus der ihnen zugefallenen politischen Gleichberechtigung den Anspruch auf Gleichheit der Güter und des Genusses ab, welcher allein sie einen realen Werth beilegen. Die drei letzten Kriege, welche für die politische Gestaltung Deutschlands entscheidend waren, erregten in ihnen den Gedanken und die Hoffnung, daß, wenn es ihnen nicht gelinge, die Mehrheit in der Volksvertretung zu erringen und dadurch die Regierung von sich abhängig zu machen, irgendein gewaltsamer Schlag, sei es eine Revolution oder ein Krieg, ihnen plötzlich die Aepfel der Hesperiden in den Schos werfen werde. Der Verfasser weist das Utopische dieser Vorstellungen nach, zählt auf, was durch Corporationen und Privaten auf dem Gebiete der Armenpflege und des Schulwesens zur Erleichterung und zur Hebung des Arbeiterstandes geschehen sei und fortwährend geschehe, und erklärt zuletzt, daß der stetige Fortschritt einer freien, in

innerm und äußerm Frieden erhaltenen Gesellschaft die Idee des Communismus so weit realisiren werde, als sie vernünftig sei, daß aber jede gewaltsame Verwirklichung derselben den Arbeiterstand selbst aufs empfindlichste treffen würde.

In der Schrift über „Staat und Gesellschaft" (Nr. 5) will Wilhelm Hauck die Anschauungen, Ziele und Bestrebungen der nationalökonomischen Parteien der Gegenwart hinsichtlich der Ausgestaltung des Verhältnisses von Staat und Gesellschaft zur Darstellung bringen. Dabei stellt er die einzelnen Parteien und ihre Grundsätze nicht blos vergleichungsweise nebeneinander hin, sondern sucht möglichst klar darzulegen, wie ein System aus dem andern sich entwickelt hat, und beleuchtet die verschiedenen Ansichten und Bestrebungen vom Standpunkte der christlichen Sittenlehre. Das Resultat seiner Untersuchungen ist, daß weder die Kathedersocialisten noch die schwarze Internationale (die katholisch-sociale Partei), weder die Socialconservativen noch die Stöcker'sche christlich-sociale Partei ein gesundes, Staat und Gesellschaft befriedigendes System herzustellen vermögen, daß vielmehr nur auf dem Grunde der religiösen und sittlichen Principien des Christenthums der Ausbau und Weiterbau des staatlichen Gemeinwesens und des Gesellschaftslebens erfolgen und so das Reich Gottes wahrhaft gefördert werden könne, für das es allerdings gar nicht gleichgültig sei, was für einen volkswirthschaftlichen Untergrund es habe.

Getragen von Patriotismus, bespricht Ulrich Rudolf Schmid in dem „Mahnruf an unsere Zeit" (Nr. 6) die verschiedenen Verirrungen, welche sich in den Anschauungen des deutschen Volks eingenistet haben und welchen er vorzugsweise die Schuld an der Verschlechterung unserer socialen Lage zuschreibt. Als solche Verirrungen bezeichnet er die Sucht nach Frauenemancipation, das Verlangen nach republikanischen Einrichtungen, die zu große Milde in Zucht und Strafe, die Geringschätzung der Kirche und der Geistlichkeit, die Einrichtung der Geschworenengerichte, die Einführung der allgemeinen directen Wahlen, die Trennung von Kirche und Schule, den Civiltrauungszwang u. s. w. In Zusammenhang mit diesen Verirrungen bringt er die Socialdemokratie, sofern diese den gleichen Ursprung hat wie jene und auf geistigem Wege nur durch Bekämpfung jener bekämpft werden kann. Besonders förderlich für die Socialdemokratie hält er die Einführung der allgemeinen directen Wahlen, sofern dadurch die Arbeiterpartei auf die Erringung politischer Macht als des einzigen Mittels zur Erreichung ihrer Ziele hingewiesen und an ein geschlossenes, mitunter gewaltsames Auftreten gewöhnt wird. Der in der menschlichen Natur verborgene Drang nach schrankenloser Freiheit, nach Befreiung von jeglicher Fessel und Schranke, der in der Socialdemokratie seine höchste Entwickelung gefunden hat, kann, sagt der Verfasser, sofern er auf der Verwerfung des Glaubens an Gott und auf dem Glauben an die Allmacht der Menschheit beruht, nur dadurch bewältigt werden, daß dem gegenüber durch Erziehung und Unterricht das Gefühl der menschlichen Schwäche zum Bewußtsein gebracht wird, vermöge dessen der Mensch vor der Allmacht Gottes sich beugt und mit Dankbarkeit, Demuth und Genügsamkeit alles aus der Hand Gottes empfängt. Als besonders wünschenswerthe Reformen erwähnt er die Verwandlung der directen Wahlen für Reichstag und Landtag in indirecte, die Aufhebung der Geschworenengerichte, die Befreiung von dem Civiltrauungszwang, wobei immerhin der Standesbeamte einen Erlaubnißschein geben könne, die Verschärfung der Strafen, die gemeinschaftliche Verwaltung der Volksschule durch Staat und Kirche mit einer Synodalverfassung, das Verbot der confessionslosen Schulen und die Duldung der Simultanschulen nur unter den dringendsten Umständen.

Die „Social-conservativen Betrachtungen" des Freiherrn von Thielmann (Nr. 7) wollen Mittel zur Heilung der socialen und wirthschaftlichen Schäden ausfindig machen und verlangen zu diesem Zweck eine größere Concentration des staatlichen Gedankens in Deutschland und die Unterstützung einer idealen Lebensanschauung, die im größten Theil unsers Volks nur auf religiöser Grundlage gedeihen kann und zur Erhaltung eines sittlichen Kerns im deutschen Volkscharakter erstrebenswerth und politisch geboten ist. Diese Betrachtungen führen ihn zu dem Ergebniß, daß derjenige Zustand, welchen die auf der Humanitätsidee basirte constitutionell-liberale Entwickelung für die europäische Staatenfamilie, besonders für diejenigen Länder, in denen das rein kaufmännische Interesse die andern nicht absorbiren konnte, geschaffen hat, nicht als ein dauerhafter und für die Zukunft segenbringender erscheint. Zwar ist die Vermehrung der Production und die Ansammlung von materiellen Schätzen durch die Herrschaft des Liberalismus ermöglicht worden; aber die verschiedenen Gesellschaftsklassen wurden nicht miteinander versöhnt, vielmehr schroffer einander gegenübergestellt und dadurch ein stetiges Zusammenarbeiten für materielle und ideale Zwecke unmöglich gemacht. Die richtige Lösung der socialen Frage, welche für uns so manche Gefahren in sich schließt, findet der Verfasser nur in der Rückkehr zur gegenseitigen Verbindung und wechselseitigen Verpflichtung, in der Neuknüpfung eines dem feudalen Bande analogen, alle Gesellschaftsklassen umfassenden Bandes, und als die für diesen neuen Feudalismus passende Form bezeichnet er den socialen Imperialismus. Nachdem Deutschland theilweise ein Handels- und Industriestaat geworden, ist es nicht mehr möglich, auf Zustände, die dem reinen Ackerbaustaat nützlich und in demselben möglich waren, zurückzugreifen. Der Verfasser gibt daher zu, daß die durch die liberale Wirthschaftslehre geschaffene Freiheit und Gleichheit und die von ihr vorgeschriebene Productionsweise beibehalten werden muß, verlangt aber, daß darüber die Staatsidee, die Zusammengehörigkeit der Einwohnerschaft eines Staatsverbandes, nicht fallen gelassen werden darf, und daß der so gestellte Staat diejenigen Vortheile, welche dem Handels- und Industriestaat gestattet sind, auch dem eigenen Volke gewähre. Das jenem zu Grunde liegende Freihandels-

princip kann Deutschland, das in den meisten wirthschaftlichen Beziehungen dem Westen Europas untergeordnet, dem uns verschlossenen Osten dagegen überlegen ist, ohne einen wirthschaftlichen Selbstmord zu begehen, nicht annehmen. Solange der Osten unserer Industrie und unserm Handel nicht geöffnet ist, müssen wir ein gemischtes System beibehalten, und zwar zum Schutz für die Nahrungsquelle unserer Bevölkerung. Um jedoch die verderblichen Folgen des Liberalismus zu beseitigen und den zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern bestehenden Gegensatz möglichst auszugleichen, verlangt der Verfasser im Interesse der Humanität und der Staatsklugheit die Einführung desjenigen Staatscommunismus, dessen Richtung und Zielpunkte uns Friedrich der Große theilweise schon vorgezeichnet hat. Die erste Aufgabe des socialen deutschen Staats besteht in der Besitznahme des Verkehrswesens, dieser Grundlage für Handel und Industrie, die zweite in der Uebernahme des Versicherungswesens, die dritte und schwierigste in der Gestaltung des socialen Staats als Selbstproducent, als Großindustrieller, wodurch ihm die Möglichkeit gegeben ist, den Lohnregulator für das gesammte wirthschaftliche Leben im Lande abzugeben. Ein so gestaltetes sociales Deutschland würde aber als Spielball der Parteien seinen Pflichten nicht genügen, bei dem heutigen Parlamentarismus seine Aufgabe nicht erfüllen können, setzt vielmehr eine starke Vergrößerung der kaiserlichen Macht voraus, die weder durch den Parlamentarismus beschränkt werden darf, noch fortwährend auf das deutsche Kleinfürstenthum Rücksicht zu nehmen hat. „Wir wollen ein mächtiges Kaiserthum herstellen, und unsere Devise kann nur sein: «Pro Caesare!»“, schließt der Verfasser seine Schrift.

Weckruf zu einer deutschen überseeischen Politik.

Ueberseeische Politik, eine culturwissenschaftliche Studie mit Zahlenbildern von Hübbe-Schleiden. Hamburg, Friederichsen u. Comp. 1881. Gr. 8. 5 M.

Wenige Schriften haben in jüngster Zeit so viel und so mit Recht von sich sprechen machen, wie diese mit echt patriotischem Feuereifer verfaßte Broschüre des wissenschaftlich (als Schüler unsers berühmten Roscher) tüchtig geschulten und mit der Praxis überseeischen Handelsverkehrs aus eigener Erfahrung vertrauten Hamburgers Dr. Willy Hübbe. Sie beruht auf einem umfangreichen Studium der neuern handelsstatistischen Literatur, wie sie namentlich in englischer Sprache vorliegt, meist aber mit indolenter Hochachtung nur als schätzbares Material und nur von ferne betrachtet zu werden pflegt.

Schneidig hält uns phlegmatischen Deutschen der Verfasser das farbenreich glänzende Bild der Wohlfahrt Englands und der Niederlande vor und mahnt uns, keine Zeit verstreichen zu lassen, um nun, wo wir endlich staatlich geeint sind, noch Antheil zu gewinnen an den Gütern der weiten Erde, wie jene glücklichern deutschen Brüder an der Rheinmündung und jenseit des Kanals uns aufzuraffen aus der Armuth, aus bedrohlichen socialen und wirthschaftlichen Zuständen durch Ausstrecken unserer Hand über das Weltmeer hinaus, wo möglich in den überreichen und noch so fragmentarisch ausgenützten Tropengürtel.

Ausdehnung unsers Wirthschaftsgebiets! so heißt also auch hier die Parole. Und wer könnte daran zweifeln, daß unser Volk, solange es sich einengt in die für seine fast unvergleichlich rasch wachsende Kopfzahl zu engen Reichsgrenzen, sein materielles und geistiges Kapital übel verzinst, eine Menge talentvoller Kräfte durch Mangel an Bethätigungsgelegenheit zu Unzufriedenheit und schmollender Thatenlosigkeit verdammt oder dieselben, wenn sie im immer mächtiger wogenden Auswanderungsstrom — der aus unserm Reich ist ja der gewaltigste des ganzen europäischen Festlandes — in die Ferne ziehen, nicht nur der eigenen Nationalkraft verloren gehen, sondern die nebenbuhlerischen Heersäulen unserer wirthschaftlichen Gegner jenseit des Meeres ansehnlich verstärken sieht!

Nicht schelsüchtig, vielmehr in der edeln Absicht, uns noch zur rechten Stunde zur Nacheiferung zu spornen, verdeutlicht uns der Verfasser mit Hülfe unwiderlegbarer Zahlenbeweise (in saubern Täflein dem Text eingedruckter „Zahlenbilder“) den ungeheuern Vortheil des überseeischen Geschäfts, theils desjenigen mit großen Colonialgebieten von einer der heimatlichen treu nachgebildeten Cultur (wie für den Engländer Nordamerika und Australien solche sind), theils desjenigen mit Tropenländern, die wie Vorderindien oder Java durch die europäische Initiative, das europäische Kapital, kurz die wirthschaftliche Organisation (das „Management“) des Europäers mit ihrer dicht gedrängten Volksmasse nicht Colonialgebiete des letztern werden können, aber unter seiner Einwirkung der ebengedachten Art (für welche hier der Ausdruck „Cultivation“ eingeführt wird) Fundgruben für doppelseitiges Glück werden: vortheilhafteste Absatzgebiete heimischer Waaren, lucrativste Productionsstätten für kostbare Roherzeugnisse, beste Anlagegelegenheiten europäischen Kapitals, Tummelplatz für jedwede wackere Kraft, die daheim entbehrlich, und dabei eben hierdurch Räume der Verjüngung gealterter Eingeborenen-Nationalität (Vorderindien) oder überhaupt erst des Erwachens bisher fast nutzlos hinvegetirender Menschen zu rüstiger Arbeit und also zu dem Antheil am Arbeitssegen (Java).

In letzterer Beziehung reicht der Verfasser mit vollem Recht den Niederländern vor den Engländern die Palme. Männer, die wie Russel Wallace das Management der Briten in Ostindien mit dem der Holländer zumal in

Java an Ort und Stelle vergleichen konnten, waren bei unparteiischer Abwägung auch stets dieser Ansicht. Darum betont der Verfasser auch mit gutem Grunde das reich verdiente Glück der so unselig (durch unsere eigene Schuld) uns entfremdeten Inhaber der Rheinmündungen, nachdem er in kurzer Ueberschau den national kräftigenden Einfluß überseeischer Politik auch bei den übrigen Nationen unsers Erdtheils, sogar den romanischen, vorgeführt hat.

Nächst England gewährt uns Niederland das hervorragendste Beispiel einer nationalen Entwickelung: von den kleinsten materiellen Anfängen zu einer weltumfassenden Wirthschaftsmacht — lediglich durch den Welthandelsgeist des Volks. Unter allen Völkern der Welt haben die Niederländer sich in der Weltwirthschaft unstreitig als die größten Meister des Managements bewiesen; sie haben auf Java und Madura culturelle Leistungen vollbracht, wie sie selbst den Briten bisjetzt nicht geglückt sind. Von allen Ländern der Welt ist daher auch Niederland das reichste; aber obwol es ebenfalls an Bevölkerungszuwachs alle andern Länder der Welt, England nicht ausgenommen, bedeutend übertrifft, so ist dennoch gegenwärtig seine Volkszahl zu gering und sein Kapital noch nicht stark genug, um der ungeheuern Ausdehnung seines überseeischen Wirthschaftsgebietes, das über funfzigmal so groß ist als das Mutterland, völlig zu genügen.

Durch manches der erwähnten Zahlenbilder fällt helles Licht auf das Handinhandgehen überseeischen Handelsgewinns und heimischen Wohlstandes. So stellt sich (in Reichsmark):

	der jetzige Betrag der Einfuhr per Kopf	das Nationalvermögen per Kopf der Bevölkerung
in den Niederlanden	auf 438	9510
„ Großbritannien	„ 251	5434
„ Frankreich	„ 112	4443
„ Deutschland	„ 84	—

Da der Vergleichsposten für unser Reich hier entfiel, so fügen wir aus einer andern Tabelle einen ungefähren Ersatzvergleich hier bei: denkt man sich das gesammte jährliche Volkseinkommen gleichmäßig auf die Bewohner des vereinigten Königreichs der britischen Krone vertheilt, so kommt auf jeden Einzelnen 1876 dort die Summe von 708 M., bei uns hingegen nur die von 265 M.

Von allgemeinerm Interesse mag es noch sein, wenn ich hier auch die Entwickelung der obersten Steuerklasse mit Einkommen über 10000 Pfd. St. (200000 M.) gebe. Ich benutze dabei zugleich diese Gelegenheit, um einem in Deutschland weit verbreiteten Irrthume entgegenzutreten, dem nämlich über die Bedeutung des Begriffs „Upper-Ten-Thousands", oder wie es der Volksmund nur abgekürzt nennt, die „Upper-Tens". Eins der besten berliner Blätter brachte sogar im vorigen Jahre die possirliche Bemerkung, daß in Berlin so und so viele Postbeamte auch „Obere-Zehntausend" seien, weil sie zu den 10000 höchstbesteuerten Personen gehörten. Mit dieser Bezeichnung aber belegt man in England nur die reichen Leute, nämlich diejenigen, welche ein jährliches Einkommen von „Ueber-Zehntausend-Pfund" genießen.

Aus der dann folgenden Tafel wird ersichtlich, daß das glückliche Albion schon im Jahre 1853 solcher Krösusse mit 200000 oder mehr Mark jährlicher Einkünfte über 1100 zählte, seitdem aber deren Zahl so stark gewachsen ist, daß sie bereits 1877 die 2000 beinahe füllte, während wir in Preußen noch gegenwärtig wenig über 100 „Upper-Tens" haben.

Aber eine weit trübere Einsicht gewinnen wir, wenn wir mit dem Verfasser die vergleichende britisch-preußische Steuerstatistik in die untern Scalagrade verfolgen:

„Proletariat" nenne ich die Volksklasse derjenigen Personen und Familien mit Einkommen von unter 12—1500 M., welche bei unsern gegenwärtigen Verhältnissen trotz aller Volksschulen und anderer vortrefflichen Absichten sich in der hoffnungslosen Lage befinden, von der Pflege aller ideellen Cultur ausgeschlossen zu sein, und in denen jeder Aufschwung zu höherer geistiger Entwickelung durch äußere materielle Noth während der ganzen Dauer ihres Lebens erdrückt wird. Eine einfache logische Schlußfolgerung führt von selbst zu der Vermuthung, daß diese Volksklassen, sobald sie allgemeiner zu dem Bewußtsein kommen, daß sie zu civilisirten Menschen veranlagt sind und doch aller eigentlichen höhern Cultur entbehren, daß sie dann sich zunächst gegen alle bestehenden Verhältnisse auflehnen werden, und zwar ohne auch nur im geringsten ein Urtheil über die Zweckmäßigkeit ihrer Bestrebungen zu haben. Sie werden mithin, wenn sie die Oberhand gewinnen, ihrer ungebildeten Natur gemäß zeitweilig das Chaos an Stelle der Cultur wiederherstellen. An der ungeheuer überwiegenden Zahl dieser Klasse ermißt sich die unglückliche Stellung Preußens und Deutschlands im Gegensatze zum britischen Königreiche am allerdeutlichsten. Während hier das Verhältniß der gebildeten, respective Bildung ermöglichenden Klassen zum Proletariat sich wie 2 : 7 verhält, stellt sich dasselbe in Preußen wie 2 : 29. Erhöht wird aber die Gefahr der Sachlage für uns noch durch den Umstand, daß diese Klassen in England längst von aller Besteuerung ihres Einkommens befreit sind (ja sogar seit 1877 auch alle Personen der „gebildeten Klassen", welche nicht ein declarirtes Einkommen von mindestens 3000 M. beziehen); in Preußen aber ist man bei den heutigen rathlos beschränkten Verhältnissen der deutschen Nation leider genöthigt es zu versuchen, auch aus jenen untersten Volksklassen, die nichts haben, doch noch etwas herauszupressen.

Hinsichtlich der nähern Beweisführung, daß unserer Nation allein aus überseeischer Politik eine radicale Hülfe aus seiner wirthschaftlichen Nothlage erwachsen könne, müssen wir auf das Werk selbst verweisen. Der Verfasser fordert wol durch manche schroffe Aeußerung den Widerspruch heraus, so z. B. wo er die kühne Behauptung wagt, die deutsche Nation habe noch nie einen Act der „extensiven Cultur" vollbracht — als wenn die Eroberung der ganzen Osthälfte Deutschlands nach Einwanderung der Slawen in dieselbe für das Deutschthum im Verlauf der zweiten Hälfte des Mittelalters kein derartiger Act gewesen wäre —; indessen seinem heiligen Eifer für eine große, ja rettende Idee sieht man gern solche an sich unschädliche Ueberreiztheiten nach. Tapfer und nicht übertrieben ist auch seine Abwehr gegen die kleinliche Angst, was das seegewaltige England sagen würde zum thatkräftigen Einschlagen einer überseeischen Politik unsers Reichs, als wären wir durch eine geheime Feme dazu verurtheilt, trotz all unserer Talente und unserer überquellenden Volkskraft von allen großen Nationen Europas allein uns einpferchen zu lassen in unsere vier Pfähle:

Es ist heute nicht einmal mehr zweifelhaft, daß sich England nicht mit Sicherheit gegen eine Invasion schützen kann, falls solche von Deutschland, verbündet mit nur einem der drei Erbfeinde Großbritanniens, jemals sollte versucht werden müssen. Die officielle Beurtheilung der letzten britischen Manöver soll sogar dahin gehen, daß eine zahlreiche feindliche Flotte selbst den stärksten Kriegshafen Englands, Portsmouth, würde forciren können, und wie viel leichter würde nicht die Landung an irgendeinem günstigen Platze der ganz unbeschützten und gar nicht vollständig zu schützenden Küsten Englands sein, auch abgesehen von der doch nicht seltenen Eventualität, daß diese Küsten in dichten Nebel gehüllt sind. Gegen einen unter dem Schutze solches Nebelschleiers operirenden Feind würde das allmächtige Großbritannien fast wehrlos sein wie ein Kind.

Sehr zweckmäßig für Einführung dieses so zeitgemäßen Buchs in einen weitern Leserkreis hat sich die Verlagshandlung zu einer mehrfachen Ausgabe desselben entschlossen: außer dem vollständigen (übrigens nicht mehr als 257 Seiten umfassenden) Buche wird sowol der Anhang „Studien über Statistik des Welthandels", als auch der Haupttheil ohne diesen Anhang apart zum Preise von je 3 M. abgegeben. Im Interesse unserer nationalen Wohlfahrt muß man diesem Werke wie der jüngsten, in demselben Geist geschriebenen Broschüre Hübbe-Schleiden's: „Deutsche Colonisation", die allerweiteste Verbreitung wünschen.

Alfred Kirchhoff.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Sehr empfehlenswerth ist das „Illustrirte Gesundheitslexikon" von Joseph Ruff (Straßburg, Schultz u. Comp.) wegen seiner populären faßlichen Darstellung, und weil es durchgehends auf dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft steht; es enthält physiologische, anatomische, pathologische Artikel; die Heilkunde ist beachtet, soweit es diätetische Maßregeln gilt; doch auch die medicinische Heilkunde kommt zu ihrem Recht.

Der Kritik über Albert Möser's „Schauen und Schaffen" gab unser Mitarbeiter Alexis Aar die Ueberschrift „Neue Gedichte eines Todtgesagten" (Nr. 7 f. 1882), unter Berufung darauf, daß in Konstantin Beyer's „Poetik" Möser als im Jahre 1877 verstorben aufgeführt wurde. Wir erfahren von dem Verfasser der „Poetik", daß dies nur auf einem Druckfehler beruht, da die Parenthese statt hinter „Mosenthal" hinter „Möser" gesetzt wurde. Möser ist übrigens in dieser seit 25 Jahren mit größtem Fleiße vorbereiteten „Poetik" mehrfach erwähnt, auch einmal mit einem Beitrag aus dem Jahre 1881.

Theater und Musik.

Shakspeare's „Antonius und Kleopatra" ist in der Dingelstedt'schen Bearbeitung jetzt auch am leipziger Stadttheater in Scene gegangen und zwar in guter, lebendiger Inscenirung. Dingelstedt gehört jedenfalls zu den gewandtesten und unerschrockensten Bearbeitern: gleichwol war es ihm nicht möglich, der unglaublichen Scenenzersplitterung dieser altbritischen Römerhistorie für unsere Bühne Herr zu werden. Der zweite Act der Bearbeitung hat immer noch vier Verwandlungen, was bei dem Zwischenvorhang geradezu eine Zerfällung in fünf Acte bedeutet. Dabei springt die Handlung von Europa nach Afrika und von Afrika nach Europa: Phantasiesprünge, die man sich jetzt nur noch in einem Zaubermärchen gefallen läßt. Die Katastrophe der Seeschlacht von Actium ist von Shakspeare selbst schon sehr stiefmütterlich behandelt worden, obschon sie für den Gang der Haupthandlung die entscheidende Katastrophe bildet. Hierin war der Italiener Costa in seiner Tragödie „Kleopatra" bei weitem kühner und glücklicher. Abgesehen von den großen Scenen zwischen Antonius und Kleopatra, welche das ganze Genie des britischen Dichters athmen, enthält sein Stück viel Primitives, Chronikartiges, wir möchten sagen dramatisch Atomistisches. So ist z. B. eins der wichtigsten Momente und Motive die Ehe des Antonius mit Kleopatra und die Verhandlungen darüber in Rom. Hier, wenn irgendwo, muß doch das Publikum einen Blick in das Herz des Antonius und den Conflict gewinnen, in den ihn dieser Antrag, dem er seine Zustimmung ertheilt, versetzt. Und gerade hier läßt uns der Dichter ganz im Stich, und auch Dingelstedt hat ebenso wenig hier wie in den Scenen, welche die Schlacht bei Actium betreffen, Einlagen modernen Stils angebracht, vor denen er sonst nicht zurückschreckt. So hat er mehrfach die Abgänge der Haupthelden mit poetischem Schwung ausgestattet, wozu er bisweilen Stellen aus andern Scenen des Stücks benutzte. Ganz eingelegt hat er die Scene zwischen Cäsar und Octavia; eine ähnliche Scene findet sich in Kotzebue's Schauspiel „Octavia", wo sie aber inniger mit der Haupthandlung zusammenhängt. Das große Geschick Dingelstedt's zeigt sich indeß trotz der Sprödigkeit des Stoffs in der Zusammenrückung einzelner Scenen, Gliederung der Acte u. s. f. Sein bedeutendes Regietalent mochte sich besonders durch die Scene auf der Galere des Pompejus bei dem Cap Misenum angezogen fühlen, die in der That eine der bessern, dramatisch gegliederten Ensemblescenen Shakspeare's ist und eine theatralisch wirksame Inscenirung zuläßt.

— Wir haben den Dramen Murad Efendi's in Nr. 48 und 49 d. Bl. f. 1881 eine eingehende Besprechung zugewendet und dabei unser Bedauern ausgesprochen, daß die deutschen Bühnen den begabten tragischen Dichter nicht nach Gebühr gewürdigt haben, wie denn ja überhaupt die Tragödie das Stiefkind unsers Theaters ist. Eine rühmliche Ausnahme machte gerade in Bezug auf die Dramen Murad's das oldenburger Hoftheater, und es ist erfreulich, daß sich in Deutschland noch immer hier und dort eine solche Stätte für die Pflege der Tragödie aufthut. In Oldenburg sind fast alle Dramen Murad Efendi's zur Aufführung gekommen: in der Saison 1874—75 „Selim III.", 1875—76 „Marino Falieri" und „Bogadil", 1876—77 „Selim III." und „Johanna Gray", 1877—78 „Marino Falieri" und „Ines de Castro", 1881—82 „Bogadil" und „Selim III.", welches letztere Drama sich also vorzugsweise auf dem Repertoire behauptet hat.

Diese Begünstigung eines modernen talentvollen Tragikers, der zu früh für die Bühne dahinschied, ist wol vorzugsweise das Verdienst des Freiherrn R. von Dalwigk, der seit längern Jahren Mitglied der großherzoglichen Theatercommission in Oldenburg ist. In einer „Chronik des alten Theaters", das im vorigen Jahre durch einen neuen prächtigen Bau ersetzt wurde, hat er uns eine trefflich geschriebene Geschichte des Hauses und seiner künstlerischen Erlebnisse in der Zeit von 1831—81 gegeben. Nimmt das oldenburger Theater in räumlicher und finanzieller Beziehung auch nur einen bescheidenen Rang ein, so hat es doch eine ruhmvolle künstlerische Vergangenheit, die sich in den Namen des kunstsinnigen Großherzogs Paul Friedrich August, des eifrigen,

später nach Stuttgart berufenen Intendanten Ferdinand von Gall, und vor allem Julius Mosen's, des Dramaturgen der Bühne, zusammenfassen läßt. Aber auch als pecuniäre Gründe den jetzigen Großherzog veranlaßten, dem Theater den Charakter eines Hoftheaters zu nehmen und ihm nur noch eine Subvention angedeihen zu lassen (die übrigens mit den Jahren bedeutend zunahm und jetzt weitaus den größern Theil der zur Unterhaltung des Theaters nöthigen Fonds beträgt), cultivirten die Directionen im Einvernehmen mit der vom Hofe eingesetzten Commission das schauspielerische Ensemble mit solcher Sorgfalt, daß die Aufführungen sowol auf dem Gebiete der Tragödie als des Lustspiels (die Oper ist ausgeschlossen) einen bemerkenswerthen Rang einzunehmen fortfuhren. Dazu hält sich das Repertoire jetzt wie früher mit der classischen Dramenliteratur ebenso wie mit den bessern neuen Schöpfungen in stetem Bezug. Die verschiedenen Wechselfälle des Theaters erzählt der Verfasser anschaulich, ohne Parteilichkeit, die kritischen Bemerkungen, die er über die aufgeführten Werke und hier und da über einige schauspielerische Leistungen macht, verrathen einen geläuterten Geschmack, und alles in allem ist die fleißige kleine Arbeit als ein dankenswerther Beitrag zur Theatergeschichte zu begrüßen.

— Adolf Wilbrandt hat die „Elektra" des Sophokles nach seiner Bearbeitung und ebenso das Satyrspiel „Der Cyklop" des Euripides am wiener Burgtheater zur Aufführung gebracht. Das Drama von Sophokles wirkte ausnehmend, besonders durch das Spiel von Fräulein Wolter in der Titelrolle, während das Satyrspiel, trotz der originellen Darstellung des Cyklopen durch Herrn Gabillon, einen etwas befremdenden Eindruck machte.

— Victorien Sardou's „Odette" ist an mehrern deutschen Bühnen, wie am berliner Residenz- und am hamburger Stadttheater, zur Aufführung gekommen, mit dem sensationellen Erfolg, der bei Sardou'schen Stücken stets durch die großen Affectscenen hervorgerufen wird. Es handelt sich in dem Stücke um eine leichtfertige Mutter, welche dem Glück ihrer Tochter im Wege steht. Geschieden von Tisch und Bett, aber den Namen des Gatten führend, hat sie durch ihr abenteuerndes, wüstes Leben diesen Namen entehrt: nach einer rührenden Scene des Wiedersehens mit der Tochter beschließt sie, dieselbe glücklich zu machen, indem sie sich selbst das Leben nimmt und so den Stein des Anstoßes aus dem Wege räumt, welcher die Vereinigung des liebenden Paares hindert. Sardou's Polemik in diesem Stücke richtet sich gegen die Unauflöslichkeit der Ehen in Frankreich, die es möglich macht, daß der Name des Gatten durch die von Tisch und Bett geschiedene Gattin fortwährend compromittirt werde. Wir finden hier die supplementarischen Farben zur „Cyprienne". Wilbrandt hat in seinem „Johannes Erdmann" dasselbe tragische Motiv behandelt, das aber auf der Grundlage der französischen Gesetzgebung reeller und glaublicher sich gestaltet.

Aus der Schriftstellerwelt.

Wir erwähnten bereits, daß die berliner Staatsanwaltschaft gegen Spielhagen's „Angela" klagend auftreten wollte, die Klage aber zurücknahm. Gegen Otto Gensichen's „Felicia" wurde die Klage wegen unsittlicher Darstellungen vom Staatsanwalt eingereicht, aber vom Gericht, welches die Dichtung im Zusammenhang auffaßte und keine Verherrlichung des Ehebruchs darin sah, zurückgewiesen. Es fehlt in Gensichen's „Felicia" allerdings nicht an einigen etwas gewagten Darstellungen, besonders in den Bordellscenen in Kopenhagen; doch sie verherrlichen keineswegs das Laster. Unsers Erachtens sollten Werke mit dichterischen Intentionen, auch wo sie sich einige Ausschreitungen zu Schulden kommen lassen, immer nur vor das ästhetische Tribunal gezogen werden. Was würde sonst aus vielen classischen Poeten, aus Wieland, Heinse, Thümmel, die unangefochten so viele schlüpfrige Scenen schilderten? Die Nuditätenscene in Goethe's „Briefen aus der Schweiz" ist entschieden anstößiger als die beanstandeten Schilderungen in Gensichen's „Felicia".

Bibliographie.

Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers Fürsten R. Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von A. v. Klinkowström. Autorisirte deutsche Original-Ausgabe. 5ter Bd. — A. u. d. T.: 2ter Thl.: Friedens-Aera 1816—1848. 3ter Bd. Wien, Braumüller. Gr. 8. 13 M.

Boisgobey, F. du, Die geopferte Hand. Deutsch von G. Manfred. 2 Bde. Kaiserslautern, Rohr. 8. 2 M.

Bolze, H., Glaube und Aberglaube in der neueren Naturwissenschaft. Danzig, Axt. Gr. 8. 75 Pf.

Boshaftes von der Gattin und Schwiegermutter. Eine Sammlung von Sprüchen, Scherzreimen und Anekdoten. Leipzig, Thiel. 12. 1 M.

Brendicke, H., Grundriss zur Geschichte der Leibesübungen. Köthen, Schettler. 8. 2 M. 40 Pf.

Brockhus, L., Albrecht der Entartete, Landgraf von Thüringen. Historisches Drama aus Deutschlands Vergangenheit. Itzehoe, Nusser. 8. 3 M.

Bunge, R., Ausgewählte Festspiele und Opern-Dichtungen. Köthen, Schettler. 12. 5 M.

Claudius, M., Auswahl aus den Werken des Wandsbecker Boten. Herausgegeben und mit einer Biographie versehen von K. Trompetter. Mit 10 Abbildungen. Gütersloh, Bertelsmann. 12. 3 M.

Daum, H., Gustav Adolf in Deutschland. Epische Dichtung. Frankfurt a. M., Bockelmann. 8. 4 M.

Die Dioskuren. Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie. 11ter Jahrgang. Wien, Hof- und Staatsdruckerei. Gr. 8. 6 M.

Politische Eintagsfliegen aus Oesterreich. 2te umgearb. u. verm. Aufl. Wiener-Neustadt, Lentner. 1881. 8. 80 Pf.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 135: Die Leiche im Seewalde. Nach einer wahren Begebenheit. Roman von A. Koller. Berlin, Behrend. 1881. 8. 50 Pf.

Hessische Erinnerungen. Aus den Papieren eines verstorbenen kurhessischen Offiziers. Kassel, Klaunig. 8. 2 M.

Größler, F., Maximilian. Dramatische Dichtung in 2 Thln. Stuttgart, Ullrich. 12. 3 M.

Heim, A., Ueber Bergstürze. Mit 1 Tafel. Zürich, Wurster u. Comp. Gr. 4. 2 M.

Helfert, Freih. v., Der Wiener Parnaß im Jahre 1848. Wien, Manz. Gr. 8. 8 M.

Kraus, C., Wer war's? Lustspiel. Mainz, Thelemann. Gr. 8. 2 M.

Liliencron, A. v., Wera Paulowna oder die Entscheidung im Schipka-Paß. Hildburghausen, Gadow u. Sohn. 8. 3 M.

Manchot, C., Das Christenthum und die moderne Weltanschauung. Ein protestantisches Bedenken. Bremen, Rousel. Gr. 8. 40 Pf.

Marxen, C., Die Grundlage des Rechts, nachgewiesen. Itzehoe, Nusser. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Natur und Gnade. Klänge aus der Einsamkeit. Gnadau. 12. 80 Pf.

Ney, H., Gedichte. 4te sehr verm. Aufl. Hamburg, Kriebel. 8. 3 M.

Pohl, C. F., Joseph Haydn. 2ter Bd. Mit einem Porträt. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 9 M.

Pulszky, F., Meine Zeit, mein Leben. 3ter Bd.: In der Verbannung in Amerika und England. Autorisirte Uebersetzung. Pressburg, Stampfel. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Rangabé, A. R., Der Vorabend. Dramatisches Gedicht. Aus dem Griechischen übersetzt von O. A. Ellissen. Breslau, Schottländer. 12. 3 M.

Rochefort, A., Der Präriegeist. Wilde Szenen aus Wald und Prärie. Deutsch von Marie Westensee. Kaiserslautern, Rohr. 1881. 8. 1 M.

— — Die Rose von Hermosilla. Eine Erzählung von den Goldsuchern an der Pacific-Küste. Deutsch von Marie Westensee. Kaiserslautern, Rohr. 1881. 8. 1 M.

Rummel, J. H. J., Leben und Streben. Dichtungen. Warburg, Quick. 1880. 16. 2 M.

Schack von Igar, Verwirrte Fäden. Roman. Leipzig, Schulze u. Comp. 8. 4 M.

Schroeder, C., Das Schloß am Meere. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Schubert, F. C., Napoleon I. oder eines großen Schicksals Fluth und Ebbe. Charakterbild. München, Franz. Gr. 8. 1 M.

Spencer, H., System der synthetischen Philosophie. 4ter Bd. — A. u. d. T.: Die Principien der Psychologie. Autorisirte deutsche Ausgabe. Nach der 3ten englischen Auflage übersetzt von B. Vetter. 1ster Bd. Mit 15 Holzschnitten. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 12 M.

Stackelberg, N. v., Otto Magnus von Stackelberg. Schilderung seines Lebens und seiner Reisen in Italien und Griechenland. Nach Tagebüchern und Briefen dargestellt. Mit einer Vorrede von K. Fischer. Mit Stackelberg's Bild nach Vogel von Vogelstein. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 9 M.

Wohin steuern wir im deutschen Reich? Ein Entweder-Oder für den deutschen Liberalismus. Basel, Schwabe. Gr. 8. 1 M.

Brennende Zeit- und Streitfragen, herausgegeben von Lederſteger. 2tes Hft.: Das Schwinden des Deutschthums in Oesterreich von Lederſteger. Berlin, Allgemeine Verlags-Agentur. Gr. 8. 60 Pf.

Anzeigen.

Neue Gedichte eines Todtgesagten.

Die in Nr. 7 d. Bl. von Alexis Aar eingehend gewürdigten Neuen Gedichte von

Albert Möser,

Schauen und Schaffen,

geheftet M. 3.60., eleg. geb. M. 4.50.,

sowie desselben Dichters frühere Sammlung

Nacht und Sterne,

Neue Gedichte,

geheftet M. 3.—., eleg. geb. M. 4.—.,

sind in sämmtlichen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig oder ohne Aufenthalt durch dieselben zu beziehen.

Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Praktischer Lehrgang zur Erlernung der

Spanischen Sprache.

Zum Selbstunterricht und Schulgebrauch.

Von **Victorio J. Horowitz.**

8. Geh. 1 M. 80 Pf.

Wer die spanische Sprache in möglichst kurzer Zeit so weit erlernen will, um sich hinlänglich darin verständlich machen zu können, findet in diesem Lehrgang das geeignetste Hülfsmittel.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bergmännisches Wörterbuch.

Verzeichniß und Erklärung der bei Bergbau, Salinenbetrieb und Aufbereitung vorkommenden technischen Ausdrücke.

Nach dem neuesten Stande der Wissenschaft, Technik und Gesetzgebung

bearbeitet und herausgegeben von

Julius Dannenberg,

Bergwerksdirector zu Hänichen im Königreich Sachsen,

und

Dr. Werner Adolf Frantz,

vormaligem General-Secretär im Montanbezirk Oberschlesien.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Veranlaßt durch die Wahrnehmung, daß die vorhandenen Wörterbücher der Berg- und Hüttenmannssprache, weil sie theils veraltet, theils unvollständig sind, dem gegenwärtigen Bedürfniß nicht mehr genügen, bieten die beiden Verfasser, zwei langjährige erfahrene Praktiker, das vorliegende Bergmännische Wörterbuch. Kuxinhaber und Actionäre von Bergbaugesellschaften, Verwaltungsbeamte, Juristen, Schöffen und Geschworene erhalten damit ein Hand- und Nachschlagebuch von bisher unerreichter Vollständigkeit und Zuverlässigkeit der gegebenen Erklärungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

НАШЪ ОСТЗЕЙСКІЙ ВОПРОСЪ.

8. Geh. 1 M. 50 Pf.

Der anonyme Verfasser, eine den petersburger Hofkreisen nahestehende Persönlichkeit, erörtert in dieser Schrift die Vorschläge zur staatlichen Reorganisation der Ostseeprovinzen Livland, Estland und Kurland.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Praktischer Lehrgang zur Erlernung der

Schwedischen Sprache

für den Schul- und Privatunterricht.

Von **E. Fnnk.**

Zweite vermehrte Auflage. 8. Geh. 3 M.

Diese Anleitung zur schnellen und leichten Erlernung der schwedischen Sprache, die bereits in zweiter mit einem Wörterbuch vermehrten Auflage vorliegt, hat sich als sehr brauchbar, besonders auch zum Selbstunterricht für junge Kaufleute bewährt. Gleichzeitig erschien:

Schlüssel zum Praktischen Lehrgang der schwedischen Sprache von E. Fnnk. 8. Geh. 80 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jüdischdeutsche Chrestomathie.

Zugleich ein Beitrag zur Kunde der hebräischen Literatur.

Von

Dr. Max Grünbaum.

8. Geh. 14 M.

Diese Sammlung von Auszügen aus mehr als 30 zum Theil sehr seltenen oder nur im Manuscript vorhandenen jüdischdeutschen Schriften ist von hervorragendem Werth sowol für die Literaturgeschichte wie namentlich auch für die Sprachforschung; denn zahlreiche Wörter des Mittelhochdeutschen und verschiedener deutscher Mundarten, die aus unserer Schriftsprache verschwunden sind, desgleichen viele Wörter der romanischen Sprachen und Dialekte, haben sich im jüdischdeutschen Idiom erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

REISE IN DER TROAS IM MAI 1881.

VON

Dr. HEINRICH SCHLIEMANN.

Mit einer Karte. 8. Geh. 2 M.

Diese neue Schrift des berühmten Verfassers bildet eine wichtige Ergänzung zu allen seinen bisher erschienenen Werken, indem sie über die Topographie der Troas in vielen Punkten neues, die frühern Annahmen berichtigendes Licht verbreitet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 16. März 1882.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Ueber Bühnenbearbeitungen von Dramen. Von Rudolf von Gottschall. — Zur neuesten erzählenden Literatur. Von J. J. Honegger. — Culturhistorisches. — Vermischte Schriften. Von Gustav Portig. — Nachgelassene Gedichte. Von Rudolf Kulemann. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber Bühnenbearbeitungen von Dramen.

Von dem Wechsel der theatralischen Einrichtungen werden auch alle Dramen berührt, welche in einer frühern Epoche gedichtet und für eine andere Bühne bestimmt waren. Das Theaterwesen ist großen Veränderungen unterworfen, die oft plötzlich eintreten, oft sich allmählich im Laufe der Zeiten vollziehen. So hat die jüngste Generation die Einführung einer durchaus nicht geringfügigen Neuerung, des Zwischenvorhangs, erlebt, welcher auf die ganze Gestaltung der dramatischen Production von Einfluß geworden ist. Auch der Geschmack des Publikums, der im Theater immer competent ist, weil ihm der dramatischen Production gegenüber das Lynchrecht, das Recht mißliebige Poeten und Darsteller zu theeren und zu federn, nicht genommen werden kann, ist fortwährendem Wechsel und Wandel unterworfen und verlangt, soweit nicht der Kern eines Dichtwerks dadurch gefährdet wird, entgegenkommende Berücksichtigung. So ist's natürlich, daß in erster Linie die Regisseure, die ja auch bei neuern Stücken ihren Rothstift oft genug in Thätigkeit setzen, dann die dichterisch begabten oder dichterisch angeflogenen Bühnenleiter und schließlich viele freizügige Dramaturgen sich mit der Bearbeitung und Einrichtung von dramatischen Dichtungen für die Bühne beschäftigen.

Da wir in einem Zeitalter leben, welches an das alexandrinische allzu sehr erinnert, in welchem wenigstens zahlreiche Apostel des Alexandrinerthums das große Wort führen, so steht der Cultus der durch Bildung und Studium angeeigneten Vergangenheit in voller Blüte, und niemals war man mehr beeifert, ein Excerpt der ganzen dramatischen Weltliteratur auf die Bühne zu bringen, als gerade jetzt. Das Schaffen der Gegenwart wird möglichst gering geachtet, und wer einen guten alten Dichter für die Bühne zurechtmacht, der dünkt sich, weil ein Ueberschuß der freigewordenen Classicität auch auf ihn ausströmt, einem neuen Dichter überlegen, der zwar selbständig producirt, aber doch sehr unclassische Werke, denen der verschönernde Rost der Jahrhunderte fehlt.

Unsere Bühne selbst ist durch Ausbildung der Maschinerien aneignungsfähiger geworden; der Kreis des Darstellbaren hat sich erweitert; schüchterne Andeutungen früherer Bühnen können jetzt zu glänzender Ausführung kommen. Was das antike Theater, was die Shakspeare-Bühne mit beschränkten Mitteln, letztere oft mit der primitivsten Zeichensprache vorführte: das erscheint jetzt mit dem blendenden Glanz der Scene, die oft eine selbständige Wirkung für sich in Anspruch nehmen darf.

Was ist nicht alles bühnenfähig und bühnenmöglich gemacht worden! Das antike Drama, die Sophokleische „Antigone", der neuerdings die „Elektra" in der Wilbrandt'schen Bearbeitung folgte, und sogar der „Cyklop" des Euripides. Was die „Antigone" betrifft, so wies die berliner Aufführung, für welche sich König Friedrich Wilhelm IV. und Ludwig Tieck so lebhaft interessirten, den Weg, wie dem Zeitgeschmack fernliegende Dichtungen demselben sich am besten annähern lassen: es geschieht dies mit Hülfe der Musik und zwar der modernen Musik; feinfühlige Tondichter wie Mendelssohn schlugen die Brücke vom Dionysos-Theater in Athen zum Hoftheater auf dem Gensdarmenmarkt. Und die Musik desselben Componisten gab dem Elfenreigen des Shakspeare'schen „Sommernachtstraum" das Geleite, und der großartige Hochzeitsmarsch flößte selbst für die Vermählung des Theseus, eine sehr trockene Thatsache des Feenstücks, warmes Interesse ein.

Ueberhaupt war in Shakspeare ein bedeutender Dichter gefunden, welcher der neuen Bühne erst erobert werden mußte: seine Scenenconglomerate, seine oft marionetten-

artige Skizzenhaftigkeit in den Historien, die auf die einfachen Einrichtungen der altbritischen Bühne zurückzuführen sind, waren für ein mehr ausgebildetes Theater unmöglich; da galt es zusammenzuziehen, Scenen fortzuschneiden, Verbindungen herzustellen, gleichzeitig die Cynismen zu beseitigen oder den ungenießbaren Schwulst, der im Geschmack der damaligen Zeit lag, kurz, den Urwald des Genius zu lichten. Unsere Classiker gingen hierin mit ihrem Beispiel voran: Schiller modernisirte und vereinfachte den „Macbeth", jedenfalls noch das einheitlichste aller Shakspeare'schen Trauerspiele; Goethe richtete „Romeo und Julie" für die Bühne ein. Beide Dichter gingen kühn genug zu Werke. Die romantischen Dramaturgen zeigten mehr Pietät gegen das Original und hätten Shakspeare am liebsten mit Haut und Haar auf die Bühne gebracht. Außerdem bildete man für die gangbarsten Shakspeare-Dramen Bühneneinrichtungen, die allmählich traditionell wurden, meistens nicht zum Vortheil der Stücke. Anfangs begnügte man sich mit den großen Trauerspielen; dann wurde der Shakspeare-Cultus Mode. Waren „Richard III." und „König Heinrich IV.", vorzugsweise der erste Theil oder beide, in einer zusammenfassenden Einrichtung bereits auf der Bühne heimisch, so eroberten Dingelstedt und nach ihm Oechelhäuser den ganzen Historiencyklus für die deutsche Bühne; dem „Sommernachtstraum" folgte das „Wintermärchen" trotz seiner im großen und ganzen kindischen Composition, den Lustspielen, die schon Holtei und Deinhardstein für die deutschen Bühnen eingerichtet, eine große Zahl der andern, oft für unsern Geschmack verfänglichen und ungenießbaren, den Römerdramen „Julius Cäsar" und „Coriolanus" neuerdings sogar das fragmentarisch zerrissene Schauspiel „Antonius und Kleopatra". Neben Shakspeare, dem Hauptobject der dramatischen Vivisection, wurden Calderon, trotz seiner specifisch spanisch-katholischen Poesie, Molière, Beaumarchais und andere Dichter fremder Völker für unsere Bühne erobert; der zweite Theil von Goethe's „Faust", obschon man einen Tragelaphen nicht vor das große Publikum bringen soll, wurde mit Musik und Tanz und gelegentlich mit dem Dreifächerwerk der Passionsdramen zur Aufführung gebracht. Zahlreiche Bearbeiter fanden dann die Kleist'schen Stücke, und auch einige Kraftdramatiker, die mit ihren Siebenmeilenstiefeln über die Bühne wegsetzten, wie Grabbe und J. L. Klein, wurden auf dem Prokrustesbette unserer Theaterconvenienzen für die neue Bühne mit dem Zwischenvorhang zurechtgemacht. Viele dieser Erwerbungen waren ein Gewinn für die Bühne, viele aber auch nur Experimente von zweifelhaftem Werth: die Stillosigkeit wurde dadurch begünstigt, ein vager Kosmopolitismus, welcher der kräftigen Entwickelung des nationalen Dramas im Wege war.

Wohl aber tauchten bei diesen Bearbeitungen manche für die ästhetische Beurtheilung nicht unwichtige Fragen auf. Wie tief darf der Bearbeiter in den künstlerischen Organismus des Originals eingreifen? Was zunächst Kürzungen betrifft, so erwiesen sie sich als unvermeidlich; die alten Dramen waren alle zu lang für die Ausdauer des modernen Publikums, und Shakspeare's Stücke mußten in der That mit dem Barte des Polonius zum Barbier. Mußten sich doch selbst Schiller's Dramen, an denen sonst nicht viel zu ändern war, wesentliche Kürzungen gefallen lassen. Streichen ist zwar an und für sich keine sonderlich schwierige Arbeit; der Rothstift entwurzelt in einer Secunde einen ganzen Wald von Versen und Gedanken; doch mit dieser Waldverwüstung verschlechtert sich sehr oft das dichterische Klima: es werden feinere Motive, Uebergänge, Beziehungen, vorbereitende Nuancen dabei mit beseitigt. Ja man kann wol sagen, daß die meisten conventionellen Bühneneinrichtungen, z. B. diejenige der letzten Acte von „Hamlet", geradezu unverständlich und unsinnig sind: daher die neuen Versuche Oechelhäuser's mit den Shakspeare-Dramen. Sieht man indeß ein Stück in der einen und dann in der andern Bearbeitung, so glaubt man verschiedene Stücke zu sehen.

Dichter, die eine primitive Bühne hatten, wie Shakspeare, oder die sich um die Bühne überhaupt nicht kümmerten, wie Goethe im „Faust", gefallen sich im buntesten Scenenwechsel. Seitdem der Zwischenvorhang eingeführt ist, wird aus jeder Verwandlung ein Zwischenact, und die Nothwendigkeit, die Scenen zusammenzurücken, wird immer dringlicher. Ohne eine gewisse Gewaltsamkeit geht das in der Regel nicht ab, und es findet sich da oft allerlei zusammen, was sich verwundert ansieht. Da zwischen den Verwandlungen in der Regel von dem Dichter ein gewisser Zeitraum gedacht wurde, der bei der Umarbeitung fortfällt, so muß durch irgendeinen Zusatz der Zusammenhang hergestellt werden. Bei den atomistischen Kampfscenen Shakspeare's macht dies die geringste Mühe, da dieselben in der Regel auf verschiedenen Stellen desselben Schlachtfeldes spielen.

Schwieriger ist die Frage, ob stilistische Aenderungen zulässig sind. Jeder Autor hat seinen Stil und jeder Stil die Vorzüge seiner Fehler; mit den letztern werden auch oft die erstern über Bord geworfen. Gleichwol ist der Stil, abgesehen von schriftstellerischer Eigenart, auch vom Zeitgeschmack abhängig. Wer eine ältere Dichtung im ungeänderten Original liest: der trägt den literarhistorischen Rücksichten Rechnung. Was von der Bühne heute zum Publikum spricht, muß die Wirkung unmittelbarer Gegenwart haben. Shakspeare's Stil z. B. ist oft überladen mit Bildern, bisweilen schwülstig und verworren; sein Witz ist oft forcirt, oft cynisch: eine Lichtung für die Bühne der Gegenwart ist unerläßlich, aber keineswegs leicht; denn man kann einige Schwungfedern mit verschneiden. Schon das Streichen hat bei längern dichterischen Reden seine großen Bedenken. Laube hatte besonders darin eine unglückliche Hand, weil ihm alles Stilgefühl fehlte: er brachte damit manche Scene um ihre Wirkung.

Wie steht es aber mit den Zusätzen? Dürfen ältere Werke dadurch auf den modernen Horizont visirt werden? Hierin ist Dingelstedt in den Shakspeare-Historien und in

„Antonius und Kleopatra" am weitesten gegangen: allerdings waren chronikartige Stücke wie „Heinrich VI." nur in solcher Weise genießbar zu machen. Was bei den Aufführungen applaudirt wurde, war meistens mehr Dingelstedt als Shakspeare: denn das Hinzugedichtete gemahnte so vertraut und sympathisch, und es waren außerdem meistens auf den Effect zugespitzte Actschlüsse. Wohl fühlte man den grundverschiedenen Ton heraus; bisweilen wurden auch Charaktere, wie die wilde Margarethe in „Heinrich VII.", durch sentimentale Liebesscenen gefährdet: davon abgesehen, war Dingelstedt im ganzen ein geschickter und genialer Dramaturg.

Der übertriebene Eifer, Altes und Fremdländisches, wie z. das spanische und sogar das indische Drama, für unsere Bühne einzurichten, macht zuletzt die Repertoires zu Studienmappen und verkümmert den Aufschwung der nationalen Production, die im Geist des Jahrhunderts schafft. Einrichtungen deutscher, nicht bühnengerechter Dichter werden von diesem Vorwurf indeß nicht betroffen. Jede Einrichtung eines ältern Classikers verlangt nicht blos die äußerliche Bühnenkenntniß des Regisseurs, sondern durchgebildetes Stilgefühl, genaue Würdigung dramatischer Motivirung bis in ihre feinsten Verzweigungen und womöglich eine congeniale Dichternatur. Die Bühnentexte, nicht blos Shakspeare's, sondern auch unserer deutschen Classiker, sind übrigens fast alle einer Revision und Neueinrichtung bedürftig: sie erben sich wie eine ewige Krankheit fort.

Rudolf von Gottschall.

Zur neuesten erzählenden Literatur.

1. Matthias Overstolz. Roman aus Kölns Vergangenheit von Ernst Harmening. Zwei Bände. Mülhausen i. E., Busleb. 1881. 8. 5 M.
2. Skizzen, Geschichten und Gedichte. Von Friedrich Spielhagen. Leipzig, Staackmann. 1881. 8. 3 M. 50 Pf.
3. Drei Erzählungen. Von Friedrich Spielhagen. Leipzig, Staackmann. 1881. 8. 1 M.
4. Völkerfrühling. Drei historische Novellen von Albert Lindner. Berlin, Hanow. 1881. 8. 4 M.
5. Aus Palast und Hütte. Novellen von Valeska von Gallwitz. Leipzig, Schulze u. Comp. 1881. 8. 4 M.
6. Ada, Novelle von Lilla Gräfin von und zu Egloffstein. Magdeburg, Heinrichshofen. 1881. 8. 2 M.
7. Zerbrochene Kronen. Historische Erzählung von Adolf Glaser. Berlin, Behrend. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Meist kleinere Sachen; das einzige zusammenhängende Werk von namhafter Ausdehnung ist das erste, ein historischer Roman in des Wortes ausgesprochenster Bedeutung. Außerdem sind es, wenn wir von Spielhagen's Reisebildern und Gedichten absehen, lauter Erzählungen, die sich genau in novellenartige und in mehr oder weniger streng historische scheiden. Zwei der Autoren haben, was wir bei dieser Klasse von Schriftstellern nicht gewohnt sind, ihren Productionen orientirende, halb polemische Vorbemerkungen beigegeben.

Beginnen wir mit der größten einheitlichen Composition: „Matthias Overstolz" von Ernst Harmening (Nr. 1). Lange schon und wiederholt habe ich für die Existenzberechtigung des angefochtenen historischen Romans gesprochen, und wenn unser Autor dies in der Einleitung ebenfalls thut, so redet er mir nach dem Herzen; empfindet doch auch er es mit etwas Unbehagen, daß die belletristische Kritik den Romanen aus grauer Vorzeit mit Mistrauen begegne. Er berührt nebenbei den oft erhobenen Vorwurf der Geschichtsverderbung, bezweifelt mit Fug, daß solcher gegen einen Autor berechtigt sei, der gar nicht Geschichte schreiben will, legitimirt sich aber speciell für seinen Gegenstand durch Berufung auf die Rechtsgrundlagen.

Wir sind in Köln und stehen im 13. Jahrhundert, einer interessanten Zeit, einer Periode des Ringens und Kämpfens allüberall. Bricht doch damals bereits in etwas der Bann des Mittelalters; hebt mit dem aufstrebenden Städtewesen schon jener Klassenkampf an, der langsam aber sicher Feudalwesen und Ritterthum von der geschichtlichen Bühne verdrängt hat, und nimmt durch die verschiedenartige Verflechtung mit diesem neuen Stände- oder Klassenstreite die ewige Fehde zwischen geistlicher und weltlicher Macht ganz neue Formen an. Dafür ist gerade Köln, die alte mächtige Sancta Colonia am herrlichen Rheinstrom, ein ebenso gewichtiger wie charakteristischer Platz. So läßt sich denn auch der fundamentale Inhalt des zweibändigen Romans mit einem Worte bezeichnen: es ist der wiederholt in blutige Feldzüge ausgelaufene Rechtsstreit zwischen dem mächtigen und gewaltthätigen Erzbischof Konrad von Hochstaden und der Stadt, resp. den herrschenden Geschlechtern, als deren geistiges Haupt Matthias Overstolz das Centrum der Erzählung bildet. Und gerade in jener Zeit wird der Kampf nuancirt durch das Eingreifen des bürgerlichen oder handwerksmäßigen Elements der Zünfte, das als Feind des Patriciats eine Zeit lang ins Bündniß mit dem Erzbischof tritt, allerdings ein nicht recht haltbarer oder zuverlässiger Bundesgenosse. Abgeschwächt lebt sich der Kampf dann aus unter Engelbert, dem weniger mächtigen und auch nicht so energischen Nachfolger Konrad's.

Was die historischen, cultur- und sittengeschichtlichen Elemente des Romans betrifft, so sind Münz- und Steuerfragen, Zoll- und Handelsstreitigkeiten, die bestrittenen Competenzen geistlichen und weltlichen Gerichts: die besprochenen Rechtsgrundlagen, und eine Rolle spielt darin die große Gestalt des grundgelehrten Albertus Magnus. Bewaffnung und Kampfart, das Gerichtsverfahren, das Zunft-

und Schöffenwesen der Stadt, letzteres nach alter Rechtssitte noch in der Hand des Patriciats, dann zufolge des Bündnisses mit dem geistlichen Herrn eine Zeit lang in der knorrigen Faust etlicher großthuenden Handwerksmeister; die häusliche und die gesellschaftliche Lebensweise der vornehmen Geschlechter und des Bürgerstandes; das kölner Studententreiben in der Schule und beim Zechen, wobei der ewige, in der Regel benebelte Student Klaus Ratz das bemooste Haupt und zugleich die lustige Person spielt; die rechtlose Stellung der Juden in ihrem abgesonderten Viertel: das sind die allgemeinen Grundlagen, auf denen sich das Zeitgemälde aufbaut.

Als die lebendigsten, ansprechendsten und auch am besten ausgeführten Bilder heben wir hervor: das in eigenartig interessanten Formen sich bewegende Gerichtsverfahren in peinlichen Fragen auf Leben und Tod; das patricische Kneipleben in der Richerzechheit (Richerzeche) der Stadt, wobei eine Reihe von bezeichnenden Gestalten anschaulich vorgeführt werden, von den ehrwürdigen und mannhaften bis zu den nichtig gespreizten; ein Pfändungsact in traurig verarmter Handwerkerfamilie, der dem stolzen Patricier zu einer edeln Handlung Anlaß gibt.

Nun die romanhaften Partien des Buchs. Da ist in Bologna der schöne und kurze Liebestraum des reichen patricischen Studenten Matthias und der schönen Südländerin Clotilde Amalazzi, einer Verwandten des Erzbischofs, die später noch wiederholt in die Geschichte eingreift. Der Traum wird von Matthias brüsk verscheucht aus Mistrauen und Eifersucht, die sich erst nach langen Jahrzehnten, als beide auf der Neige der Jahre angekommen, als unbegründet erweisen; aber der Irrthum hat genügt, um zwei Leben das schönste Glück zu rauben. Matthias hat eine Pflichtheirath geschlossen und ist wenige Jahre mit einer herzlos kalten Schönheit verbunden gewesen, die ihm Sohn und Tochter hinterließ. Clotilde blieb unvermählt. Nun aber tritt die eigenthümliche Schicksalswendung ein: des Matthias Sohn Gerhard und Clotildens Nichte Luise, zuerst in den Straßen der Stadt bei einem Auftritt sich treffend, bei welchem Gerhard sich ihr ritterlich helfend nahen kann, fassen Liebe zueinander; sie werden nach mehrjähriger Wartezeit und nach schweren Prüfungen, die namentlich den Mann treffen, welcher wegen seiner geheimen Beziehung zu der Gastfreundin des Erzbischofs und daraus entstehender Irrungen sogar einmal in den Verdacht des Verraths an der Stadt geräth, ein glückliches Ehepaar. Noch romantischer ist das Liebesverhältniß von Gerhard's Schwester Linda; ihr Erkorener ist der unter ihrem Stande stehende Kaufmannssohn Philipp Herbert, seit er sie als Kind aus den Fluten des Rheins gerettet hat. Nun tritt folgende Verwickelung ein: Philipp wird unter stark verdächtigenden Umständen des Mordes geziehen an dem Patriciersohn Dietrich aus dem Geschlecht der Wisen; das Todesurtheil wird über ihn gefällt. Nach geweihtem Brauch hat aber der Erzbischof oder sein stellvertretender Gerichtsvogt das Recht, den Sünder begnadigt in die Verbannung außer Landes zu entlassen, wenn eine reine Jungfrau ihn frei bittet und sich ihm als verlobt erklärt. Diese Jungfrau ist Linda. Matthias, zwar durch die nicht standesgemäße Verbindung etwas gedemüthigt, willigt doch in den überraschend herbeigeführten Ehebund. Die jungen Leutchen, von beiden Häusern reich ausgesteuert, leben beglückt in Worms, bis die Zeit Philipp's Unschuld aufdeckt. Damit ist das romantische Element der Erzählung berührt: eine zigeunerhafte Bettler- und Gaunerbande, in Kölns Nähe gelagert, liefert ein ungemein anschauliches Bild — zerlumpte Weiber, ein scheinbar verkommener junger Mann und ein Mädchen von dämonischer Schönheit, die dem Vagabunden ihre Gunst verspricht, wenn er den Patriciersohn Dietrich, der sie tödlich beleidigt hat, umbringe; er thut es, wird aber um den gehofften Lohn betrogen und macht nach Jahren, noch tiefer gesunken, in einem kölner Kloster sterbend das entscheidende Geständniß. Recht romantisch macht sich auch die Entführung des durch die Bischöflichen gefangenen Gerhard, wobei Luise und ihre verschmitzte Zofe Lizzi die Hand im Spiele haben.

Der Roman, in allen Stücken regelrecht aufgebaut, hat den Vorzug, gerade das zu halten, was er verspricht, und klar zu zeichnen, was der Autor mit seines Geistes Auge von jenen bewegten Zeiten geschaut hat. Es ist Natur darin. Composition und Sprache sind einfach; man nennt das eine correcte Arbeit.

Wenden wir uns zu den „Skizzen, Geschichten und Gedichten" (Nr. 2), sowie zu den „Drei Erzählungen" (Nr. 3) von Friedrich Spielhagen, dem berühmtesten Namen, und verständigen wir uns zunächst über den relativen Werth des Gegebenen.

„Von Neapel nach Syrakus" und „Herbsttage auf Norderney" sind zwei Reisebilder großen Stils (jenes von 1873, dieses von 1864), die an Werth genau gleichstehen, und zwar ist dieser Werth nicht gering. Es macht eben keinen Unterschied, daß das erste in rosigen Tinten, das zweite grau in grau gemalt ist; entspricht das ja beidemal der Färbung von Himmel, Meer und Land. Neben diesen beiden Reisebildern kommt wenig in Betracht eine ihnen folgende Federzeichnung in sieben Seiten, ein Appendix.

„Das Skelet im Hause" und „Die Dorfkokette" sind zwei Arbeiten, die sich an Werth ebenso gleichkommen, wie die beiden Reisebilder, die ich oben nebeneinander stellte; und zwar finden sich darin alle Vorzüge der Spielhagen'schen Erzählungskunst wieder; die Kunst, das Wort ist zu betonen. Ganz anders „Breite Schultern" und „Der Vergnügungscommissar"; das sind unbedeutende Geschichten, und für das, was sie leisten, braucht es bei weitem nicht eines so berühmten Autornamens. Die erste derselben wird in meinen Augen auch nicht durch die Anmerkung des Verfassers gehoben, daß aus ihr nachträglich der Roman „Hammer und Amboß" entstanden ist.

Die „Gedichte", unter dreißig Titeln, eins episch lose

gestrickt, dann eine Reihe fein gebauter Sonette, würden eine gesonderte Betrachtung fordern.

Wenden wir uns zu Spielhagen als Reiseschriftsteller. Es wird noch lange nicht ausgesungen oder ausgeschrieben sein, Italien, das unsterbliche Land unserer Sehnsucht; noch lange nicht trotz aller der vielen Mittelmäßigkeiten, die sich an ihm versucht und vergriffen haben, so arg, daß uns alle Reisebücher über Italien verdächtig geworden. Wer es aber versteht, 230 Seiten über die Tour von Neapel bis Syrakus so zu schreiben, daß wir nicht einen Augenblick ermüden bis zum Ende, daß uns immer wieder eine nicht abzuweisende Anziehung aus diesen Bildern erwächst: der ist ein Meister in seiner Art. Spielhagen hat es verstanden. Und wer den herbstlich grauen Nebelbildern des Nordens denselben Reiz zu geben weiß, der ist wieder ein Meister, wol noch der größere. Er hat auch das verstanden. Nicht als ob wir „Die Herbsttage auf Norderney" der wunderbaren Zeichnung gleichstellen dürften, die uns Wilhelm Jensen von dem trostlos weltverlassenen Eilande Sylt geliefert hat; diese unermeßliche Tiefe und Intimität des Blicks und Gemüths findet sich nur einmal. Aber kurz, etwas davon und viel liegt auch in Spielhagen. Er hat vorzügliche Gaben, um zu sehen und zu zeichnen, zumal auch das, was ordinäre Menschenkinder nicht sehen: gesunde Augen, die sich durch keine gelehrten Brillen beirren lassen; eine künstlerisch leicht erregbare Phantasie; Leichtigkeit der Darstellung, gleich beschwingt im Pathos wie im Humor; ein Gemüth, das sich allen Schönheiten der Natur und allen charakteristischen Zügen des Menschentreibens bereitwillig und weit öffnet; vor allem eine Sprache, die von A bis O der natürliche, durch keine erkältende Reflexion abgekühlte Spiegel ist jener langen, langen Liebe und Sehnsucht, die alle in nebeligen Nordlandregionen Geborenen von Zeit zu Zeit unwiderstehlich nach dem sonnenüberfluteten Süden treibt. Es liegt etwas Warmes und Duftiges in seiner Manier, etwas das empfunden sein will.

Weil er die Dinge gibt, wie er sie fühlt, aus voller Herzenswahrheit heraus — das thun die meisten ex-officio nicht —, darum fühlen wir ihm nach; wir genießen mit, und ein Strahl der verklärenden Sonne Italiens fällt auf die Blätter, wenn wir sie lesen. Es liegt viel Gemüth und viel Geist in diesen Blättern, dazu ein urgesunder Humor, der gern etwas Komik hineinwirft, aber von der liebenswürdig unschuldigsten Sorte. Das Glück, daß es ihm gegeben ward, das Land seiner Sehnsucht wirklich zu betreten, guckt dem Verfasser voll aus beiden Augen heraus; das Herz quillt ihm über, und so schreibt er, und neben dem gemessenen Ernst treibt die Laune ihr schnakisches Spiel. Aber trotz alles Glücks hütet sich Spielhagen mit fast peinlicher Aengstlichkeit davor, sehen zu wollen, was er nicht gesehen hat; er will keine fingirte Reisebeschreibung geben, wie wir deren gerade über Italien zum Ueberfluß und Ueberdruß haben. Neapel stimmt ihn heiter, Palermo ernst, Syrakus fast melancholisch, und die Reflexe liegen in sehr bestimmten Schattirungen vor. Dankbar in hohem Grade sind wir ihm auch dafür, daß er uns mit gelehrten Untersuchungen und dem antiquarischen Ballast gründlich verschont hat; wir wollen nicht den Registrator hören. Wohl aber wird uns eine ähnliche Unart lästig, an die sich auch andere schon gestoßen haben: die übermäßige Sucht des Citirens, sei's aus dem alten Homer oder Thucydides, sei's aus Shakspeare, seien es Aussprüche minorum gentium — eine entstellende Unart. Wollen wir ihm ja gern ohnedies aufs Wort glauben, daß er seine Alten kennt und den britischen Heros auch und noch einige dazu. Doch hiervon abgesehen, ist eine Fülle von Gedanken, von überraschenden Gedanken fast lässig hingeworfen; und neben leichtern finden sich solche, welche als Lichtblitze, als Offenbarungen erscheinen, wie sie nur dem Beglückten kommen und nur zur rechten Zeit und am rechten Ort; es sind Gedanken des Dichters und Sehers. Spielhagen hat Italien in Wahrheit gesehen, genossen, empfunden. Es hält schwer, Partien von ganz besonderer Auszeichnung herauszugreifen; Auffassung und Darstellung halten sich von Anfang bis zu Ende auf gleicher Höhe, jener Höhe, die nur den exquisiten Weihezeiten des Lebens eigen ist. Von einem Herabsinken des Tons kann kaum irgendwo die Rede sein, auch da nicht, wo der Autor sich sichtlich gehen läßt, denn dann läßt er das Feuerwerk des Humors und der Laune spielen, liebenswürdig schalkhaft. Schwer ist auszuwählen; doch seien ganz besonders erwähnt folgende Kapitel: „Straßenleben in Neapel"; „Capri" und „Ana-Capri" — das wunderbare Eiland hat es ihm angethan; „Palermo", „Taormina" mit einem schwachen Anflug von Banditenabenteuer. Wenn er einmal, wie in Syrakus, den Kopf voll der welthistorisch großartigen Dinge aus Thucydides, mit allem Eifer in die alte Welt sich verliert; wenn er sich die dem modernen Auge nicht mehr reconstruirbare alte Stadt vergegenwärtigen möchte und in dem mächtigen Hafen die für die Weltgeschicke entscheidende Riesenschlacht der unglücklichen Athener wogend schauen will: so liegt in seinem Gebaren auch nicht die Spur von jenem antiquarischen Grübeln und gelehrten Spreizen, das uns die herrlichsten Dinge der Welt abstoßend, ja verhaßt machen könnte. Alles geht natürlich zu; es handelt sich um einen dem Geist oder noch besser dem Gemüth aufgegangenen Momente, da der weltgeschichtliche Verlauf in großen Zügen sich vor dem heller gewordenen Auge abrollt und unmittelbar die alten Riesenbilder der Geschichte an unsere modernste Anschauung heranträgt. Und etwas geradezu Rührendes liegt darin, wenn der mit heiligem Eifer in seine demonstrirende Aufgabe vertiefte Cicerone, der sich so etwas wie der Genius der Stadt zu sein vermeint, welchem allein die alten und die neuen Geheimnisse des schicksalsschweren Fluchs der Erde aufgegangen seien, auf die leicht hingeworfene, modern ungläubige Bemerkung eines der Wanderer „Ich sehe nichts" (nämlich von den alten, großen, weltbestimmenden Dingen, die sich da abspielten), stolz bescheiden und

fast nur für sich leise die Antwort hinmurmelt: „Io vedo tutto!“ Das ist eben das Geheimniß: alles zu sehen! Zwei Bilder aber, in meinen Augen von ganz gleichem Werth, sind es, in denen der Dichter das Schönste und Ergreifendste geleistet hat. Das eine ist der Moment, da er zu Palermo im Garten der Villa Serra di Falco die gesuchte einsame Palme wirklich findet, die ihm nach einer unvergeßlichen Jugendlektüre und, sagen wir, Jugendliebe das idealisirte Sinnbild des herrlichen Italien geworden, jene Palme der Sehnsucht, auf deren Anblick er so lange, ein halbes Menschenleben lang gewartet. Es ist einer der seltensten Augenblicke im Menschenleben, ein Augenblick voll der schwerst wiegenden Poesie; und was er hier sieht und empfindet, das zu sehen und zu empfinden ist nur dem Dichter gegeben. Und das andere Bild, wieder aus Palermo, ist der Gang hinauf nach Monreale, die Straße, das Kloster und in der Kirche das gewaltige eindrucksschwere melancholische Christusbild. Hat uns die Palme das Gemüth geweitet, aufgethan zu einem Jubelruf, so machen hier die unsichere, düstere, einsame Straße, das riesige Kloster und in der Kirche das schwermüthig ernste Bild des gekreuzigten Welterlösers einen Eindruck, als ob mit Einem Schlage eine ganze Offenbarung der modernen Weltgeschichte in uns aufblitzte; und nicht übel sucht unser Autor gerade in diesem Bilde die tiefste Erklärung für den fast ans Düstere streifenden Eindruck des Ernstes, den ihm Palermo überhaupt gemacht hat — Lehre vom Kreuz, die Atmosphäre von Monreale über der Stadt.

Der Stil Spielhagen's in der Reisebeschreibung ist ganz eigenartig, ein Stil, der sich überstürzt, überwirft, unruhig, hastig, in Sprüngen gehend und mit fliegendem Haar; diese sonnentrunkene Sprache scheint hingeworfen im Moment der Inspiration, eilig Bild auf Bild thürmend; es gilt eben gerade den Moment. Und in gleicher Art faßt die Sprache den Leser; sie setzt ihn mit in Glut, macht seine Pulse klopfen. Nun wohl; wir sind sehr gut im Stande, eine solche Sprache zu schätzen, sie nachzufühlen. Aber eins darf und soll nicht verschwiegen werden, und es ist ein eigenes Zeichen, wenn die Kritik das nicht hat sehen oder sagen wollen: er geht wirklich aus Rand und Band, dieser Courierstil; er stürzt sich kopfüber, fährt aus dem Gleise. Es gilt die Wette, daß ich eine ansehnliche Zahl von Perioden aus diesen 230 Seiten herauslesen will, die nicht einmal mehr grammatisch richtig sind; angefangene Zwischensätze ohne logischen Schluß, zerstückt übereinander geworfene Satzpartien, ein Gewirr von Epitheten und Objecten, aus denen sich der Autor selbst nicht mehr herausfindet, oder doch nur mit Schaden. Das muß gesagt werden und gerade einem Autor von Spielhagen's Bedeutung; es muß constatirt werden, daß diese Behandlung der deutschen Sprache wiederum nur die viel beklagte und doch umsonst bekämpfte Verwilderung fördern kann. Was die Großen sündigen ... Es gibt nun einmal Gesetze, die man nicht ungestraft überspringt.

Wir sprechen nicht weiter von den „Herbsttagen auf Norderney“. Von ihnen gilt das Gleiche wie von der italienischen Reise, nur daß das Bild, wol mit noch mehr Humor abgefaßt, ein direct umgekehrtes ist. Es ist auch da die volle poesiegetragene Intimität jener Auffassung, welche die Seele der Landschaft wiedergibt. Und wie dort im Süden Sonne und Licht die Seele, so sind es hier Nebel und Regen und Dünensand und die drohende Wellenbrandung, trübe, grau, chaotisch, traurig, Meer und Land und Himmel alles ineinander verfließend; lauter unsicher verschwommene Umrisse ohne Grenzen, das schärfste Gegenspiel der classisch-plastischen Linien des Südens. Das sind Tage und Striche, in denen man den Ossian lesen soll. Es gibt selten anschaulichere Komik, die doch wieder ein gut Theil Wehmuth in sich trägt, als das Bild von dem melancholischen Hammel Norderneys, der ganz in diese Welt paßt, ureingeboren ihr angehört.

Hier folge eine einzige Stilprobe und keine der schlimmsten:

Und als endlich in der Jahre Umwallung gnädige Götter mir den höchsten Wunsch ganz und voll gewährten; wir nicht wieder — wie schon zweimal: in Flüelen und in Insbruck — vom seltsamsten Misgeschick verfolgt auf der unter scheinbar glücklichsten Auspicien begonnenen Römerfahrt umkehren mußten; als wir nun wirklich den Brenner überstiegen, die Chiusa di Verona im Sturm des thalwärts brausenden Eisenbahnzugs genommen hatten; als wir durch Verona, Padua kamen, durch die vielfach überschwemmte Po-Ebene und das unendliche Gequak der Frösche nächtlicherweile in das säulengetragene Bologna einfuhren und nach kurzer Rast weiter nach Florenz und weiter nach Rom, und selbst in Rom! — immer war die Sehnsucht meines Busens nicht gestillt; immer und überall hatte es mich weiter, weiter nach Süden gezogen, nach dem Lande, das, wie Schinkel in seinen „Reisebriefen“ sagt, „der Nordländer meint, wenn er an Italien denkt“, wenn er von Italien spricht, wenn er Goethe's unsterbliche Verse von dem Lande, „wo die Citronen blühn, im dunkeln Laub die Goldorangen glühn“, andachtsvoll, als wäre es ein Gebet — und meistens ist es ja eins! — recitirt.

Das ist eine in den Augen jedes geläuterten ästhetischen Geschmacks vertrackte, unausstehliche Schreibweise.

Sprechen wir jetzt von Spielhagen als Erzähler. „Das Skelet im Hause“, Titel nach Shakspeare, ungemein wenig Handlung und doch welche Spannung! Die Scene ist ganz kurz folgende. Ein norddeutscher Kaufherr hat sich am Rhein eine glänzende junge Frau geholt, bei der Brautwerbung aber verschwiegen, daß sein Millionenhaus, welches die eigenen Schiffe auf dem Meere führt, nach alt überlieferter Familiensitte daneben immer noch Kleinhandel in einem offenen Laden betreibt, vielleicht weil ein Ahn, der auf diesem Wege die Fundamente seines Wohlstandes legte, dies aus Pietät seinen Nachkommen vorschrieb. Das unglückliche Schild, vorerst aus Furcht vor dem Misfallen der jungen Frau und ihrer Aeltern abgenommen, ist eben das Skelet im Hause. Dazu kommt: unmittelbar vor der Hochzeitsreise ist der Kaufmann gerade wegen des fatalen Schildes mit seinem vertrauten Diener in heftigen Streit gerathen und hat zum ersten mal auf ihn losgeschlagen; der Diener ist entsprungen und auf ganz räthselhafte Weise verschwunden geblieben.

Das ist im Grunde alles Thatsächliche, und daraus hätte eine gewöhnliche Feder sehr wenig gemacht, etwa eine leichte humoristische Skizze zur Unterhaltung für eine müßige Stunde. Und was hat Spielhagen aus dem dürftigen Stoff gemacht? Alles was die feinste Kunst der Zeichnung herstellen kann. Die Spannung, Schritt um Schritt, ist nach seiner Berechnung aufs höchste gesteigert, streift hart an die Tragik. Wir fürchten schweres Unglück, mindestens die Lösung der eben glücklich eingegangenen Ehe. Der Gemahl, etwas schwer angelegt und schwerfällig sich bewegend, träumt bereits vom Schlimmsten; am Ende hält er sich selber wegen des Auftritts mit dem Diener halb und halb für einen Mörder, wie denn das in bekannter Weise zum Schlechtesten bereite Gerücht ihn wirklich zu einem solchen stempelt; kurz er hat die männliche Klarheit und Besonnenheit so verloren, daß er keinen natürlichen Ausweg ergreift. Die Frau aber wird gleich beim Eintritt in das etwas unheimlich große und alte Haus mit so viel gespenstisch schreckhaften Sagen und dunkeln Andeutungen überschüttet, daß sie nicht anders als in Seelenangst gerathen kann. Die Krisis steht auf der Spitze. Da bricht die glücklich unbefangene Natur des Weibes durch; der verschwundene junge Mann und die unglückliche Krämerfirmatafel finden sich miteinander ein, und schließlich erholt sich die Geängstigte für den ausgestandenen Schreck dadurch, daß sie einem gehässig sich einmischenden Beamten, der bereits so weit gegangen ist, auf Mord zu fahnden, einen empfindlichen Schabernack spielt. Die ganze dramatische Schlußentwickelung ist auf einen einzigen Abend zusammengedrängt, den ersten, den die junge Frau im Hause zubringt; die Luft wird rasch gesäubert. Kunstvoll und doch ganz naturgemäß ist der Uebergang eingeleitet von der höchsten Beängstigung zum übermüthig tollen Spaß; wir kommen nicht aus der Ueberraschung heraus. Zwei Figuren interessiren durch ihre Zeichnung: das ist die alte Haushälterin Frau Uelzen, eine Schwatzbase und Klatschschwester der heillosesten Sorte, die mit ihrem unsinnigen und nebenbei nichts weniger als unschuldigen oder gutmüthigen Geplauder bald schweres Unglück angerichtet hätte. Viel verwickelter ist der Charakter des Doctors, eines in alles eingeweihten Hausfreundes; er ist eine Art Curiosum und benimmt sich der jungen Frau des beklommenen Freundes gegenüber bei dem allerdings nicht leichten Versuch, aufzuklären und zu helfen, recht bocksbeinig, in Summa aber doch als tüchtiger Mann und Charakter. Die Zeichnung ist mit Kunst durchgeführt. Eigentlich, so sagt uns das kritische Gewissen, wäre die Erzählung für die magere Handlung, die sie gibt, zu weit gesponnen; aber wir kommen keinen Augenblick zum Bewußtsein, daß dem so ist; die Kunst der Entwickelung und der Steigerung in den Situationen und in der psychischen Entfaltung der Persönlichkeiten ist so groß, daß sie uns jeden Mangel verdeckt. Wir sind fast verleitet zu sagen, dem gewandten Autor ist das Kunststück gelungen, aus nichts etwas zu machen.

Inhaltlich bedeutender, wirklich von innerm Gehalt und daneben ebenso kunstvoll ausgebaut ist „Die Dorfkokette". Wir können noch kürzer resumiren, und doch handelt es sich um ganze Lebensgeschichten. Ein Heimatloser, der bis dahin nach dem bekannten unmenschlichen Polizeirecht von Dorf zu Dorf, von Provinz zu Provinz gehetzt worden ist, findet in einer großen Gutsherrnfamilie nicht blos bleibenden Schutz, sondern eine immer ehrenvollere Stellung, bis er durch seine Tüchtigkeit zum Aufseher eines großen Vorwerks aufsteigt. An der Gutsfamilie hängt er mit fast sklavischer Treue, verliebt sich in ein schönes und kokettes Mädchen, das in der Familie erzogen wird. Diese tändelt mit ihm und andern, und in der Eifersucht schneidet er ihr ein Ohr ab, geht dann in Kriegsdienst, bald verschollen, und kommt erst nach Jahren und als Krüppel zurück. Interessant ist es, daß erst nach der erlittenen grausamen Verstümmelung in dem bisher leichtlebigen Geschöpf die echte Liebe zu dem seltsamen Manne aufloht; sie glaubt fest an seine Wiederkehr trotz der Berichte von seinem Tod; und ihr Vertrauen wird belohnt: die beiden, geläutert, werden glücklich, und ihre Familie steigt zu Ehre und Ansehen auf. Auch hier die gleiche furchtbare Spannung bis zum fatalistischen Wetterschlag, dann die absteigende Besänftigung; auch hier die gleiche feine seelische Entwickelung mit den erschütternden Gemüthsübergängen. Es sind zwei seltsame und in der That seltene Wesen: Bertha, von armer Familie, aber von der Gutsherrin fast als Pflegekind erzogen, reizend schön, in allen Formen bestechend, sorglos muthwillig dahinlebend, bis das Verhängniß ihre Seele weckt, und der scharf zugeschnittene, verschlossen schweigsame, fast melancholische, aber ungemein tüchtige, thatkräftige und treue Konrad Krüger. Es sind zwei eigenartige Charaktere, und ohne heftige Erschütterung kann es kaum abgehen, wenn die beiden aneinander gerathen; aber sobald sie sich einmal ernstlich gefunden, müssen sie sich für das Leben gehören; gerade die schneidenden Gegensätze ketten sie aneinander: das ist logisch. In der Erzählung liegt ebenso viel Lebenswahrheit wie Poesie.

J. J. Honegger.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Culturhistorisches.

1. Der Einfluß des Islam auf das häusliche, sociale und politische Leben seiner Bekenner. Eine culturgeschichtliche Studie von Karl Nathanael Pischon. Leipzig, Brockhaus. 1881. Gr. 8. 3 M.

Es ist die Arbeit eines Berufenen, die wir vor uns haben. Der Verfasser lebte acht Jahre als Geistlicher der preußischen Gesandtschaft in Konstantinopel und bereiste so fast die ganze europäische und asiatische Türkei; er spricht demnach aus eigener Anschauung. Es ist zwar nicht alles neu, was er von den Zuständen unter den Mohammedanern erzählt; aber in dieser erschöpfenden Zusammenstellung, wie er sie gibt, erhalten wir von der Cultur des Orients in neuerer Zeit ein vollständigeres Bild, als es je bisher geliefert worden ist. Pischon bespricht zuerst das häusliche Leben der Muslimin (das ist der richtige Ausdruck für „Gläubige", aus dem das deutsche „Muselmänner" corrumpirt ist, grammatikalisch verwandt mit „Islam", d. h. wahre Religion, und salâm, Heil) und zwar vorab das Verhältniß zwischen Mann und Frau. Wo der Weiberkauf und die Vielweiberei, an welchen Gebräuchen der höhern Naturvölker der Islam nichts änderte, unerschüttert herrschen, da ist an ein inniges Familienleben nicht zu denken; es herrscht in den mohammedanischen Haushaltungen beständige Eifersucht zwischen den Frauen und ihren Kindern, die nicht selten zu Giftmord führt. Die Monarchen aber begnügen sich nicht einmal mit den dem Gläubigen gestatteten vier Frauen, sondern kennen in dieser Beziehung, gleich ihrem Vorbilde Mohammed, kein Maß und Ziel. Der Verfasser zählt einige islamitische Völkerschaften auf, die monogamisch leben, meist solche, deren Voräitern Griechen, Juden oder Christen gewesen; er irrt jedoch, wenn er die zu denselben gehörenden Berber, die ein von den Arabern unterjochtes Urvolk Nordafrikas sind, für Nachkommen der Vandalen hält. Letztere lebten in Afrika in sehr geringer Anzahl und sind spurlos verschwunden. Wenn wir lesen, wie besonders in den türkischen Familien die Söhne verhätschelt werden, so darf uns der Verfall der Welt des Islam nicht mehr wundern. Weiter wird von den dienenden Personen gehandelt, zu welcher Stellung sich kein freier Muslim herabläßt und die lediglich aus gekauften Sklaven oder deren Nachkommen bestehen und der Willkür ihrer Herren völlig preisgegeben sind, ausgenommen zu Tödtung oder schwerer Verletzung, aber im ganzen nicht schlecht behandelt und häufig freigelassen werden.

Auf das sociale Leben der Islambekenner übergehend, bespricht Pischon die Umgangsformen derselben, wobei er ihre Ruhe und ihr Vermeiden öffentlichen Skandals hervorhebt, ihre religiösen Gebräuche im Hause mit Anschaulichkeit schildert, ihre Art und Weise zu wohnen, zu essen, zu trinken, zu rauchen, und ihre Engherzigkeit und Abschließung gegen Andersgläubige beschreibt. Der Verfasser ist im Zweifel, wann das Tabackrauchen nach dem Orient gekommen, und stellt irrthümlicherweise dessen Alter bei den Eingeborenen Amerikas mit demjenigen bei den Asiaten und Afrikanern auf eine Linie, während doch feststeht, daß der Taback nur in Amerika einheimisch und erst nach der Entdeckung Amerikas durch die Europäer zu allen übrigen Völkern gelangt ist. Sehr interessant ist die Schilderung der häuslichen und öffentlichen Feste (eigentliche Familienfeste gibt es nicht), die meist religiöser Art sind und einen für uns ermüdenden eintönigen Charakter haben. Darstellung der Bestattungsgebräuche und Schilderung der Gräber bei den Mohammedanern schließt dieses Kapitel. Es folgt die Uebung der Wohlthätigkeit im Bereiche des Islam, die nicht unbedeutend ist; geringere Pflege jedoch als Witwen und Waisen, Armen und gewöhnlichen Kranken widmet man den Irren, die in Ketten gelegt, aber als eine Art Heiliger mit frommer Scheu betrachtet werden.

Ein weniger erfreuliches Kapitel ist das, welches von der geistigen Bildung der Islamiten handelt. Es hebt hervor, daß bei den Jüngern Mohammed's die heilige Pflicht, den Koran zu lesen, und das hohe Verdienst, das mit dessen Abschreiben erworben wird, eine allgemeine Bildung, wenigstens im Lesen und Schreiben und in der Kenntniß der arabischen Sprache, bewirkt haben, welche im Mittelalter der Volksbildung des christlichen Europa weit voraus war, jedoch mit der Zeit nicht vorgeschritten und jetzt hinter dem Abendland viel weiter zurückgeblieben ist, als dieses früher hinter dem Islam. Koran und Gebete dürfen in keiner andern Sprache als der arabischen existiren, und dies hat zur Folge, daß bei dem Mangel einer methodischen Erlernung dieses edeln Idioms und seiner Gesetze das Gelesene und Gebetete vom Volke unverstanden bleibt, namentlich da es für dasselbe keine methodisch gebildeten Lehrer gibt und in den Elementarschulen der Unterricht nur in mechanischem Herplappern und Auswendiglernen des Koran, des einzigen mohammedanischen Schulbuchs, besteht, geleitet von ungebildeten Greisen, die das Lehramt als letzten Versuch zur Erwerbung ihres Lebensunterhalts betrachten. Die wissenschaftliche Thätigkeit der Araber im Mittelalter ist vielfach übertrieben worden, da sie in Wahrheit nur Reproduction indischer, persischer und griechischer Weisheit und Forschung war (unsere sogenannten arabischen Ziffern sind bekanntlich indische); aber jene Leistungen waren großartig gegenüber den heutigen im Bereiche des Islam, dessen höhere Schulen, soweit es sich nicht um die von Europäern geleiteten Anstalten handelt, nichts als Koranschulen für die Ausbildung von Geistlichen, Juristen und Professoren solcher Anstalten sind und sich daher auf die arabische Sprachlehre, die mohammedanische Theologie und die Jurisprudenz des Koran beschränken. Mit Ausnahme der Hochschule innerhalb in Kairo, welche in ihrer Art und in

jener Schranken bedeutend ist, taugen alle diese Anstalten nichts; die gefeierten hohen Schulen aus der Glanzzeit der Ommajaden, Abbasiden und Ghaznaviden sind versunken und vergessen. Die jetzigen mohammedanischen Aerzte sind Quacksalber und Taschenspieler und selbst im crassesten Aberglauben befangen, und ein für seine Gesundheit besorgter Muslim vertraut sich nur christlichen oder jüdischen Aerzten an. Die Rechtspflege kann sich, weil an den Koran gebunden, der unter Nomaden des 7. Jahrhunderts entstand, nicht entwickeln, und ist richterlicher Willkür anheimgegeben, bei welcher „Ungläubige" stets unrecht haben. Auch besteht die Blutrache noch immer zu Recht, und die Todesstrafe findet barbarische Anwendung, ebenso Körperverstümmelungen. Geschichte und Geographie von Ungläubigen bewohnter Länder haben für den Muslim kein Interesse.

Während so der Verfasser die Wissenschaft der Mohammedaner nicht rühmen kann, vertheidigt er dagegen ihre Kunst, welche freilich nur Bau- und Dichtkunst umfaßt, dieselbe hat aber seit Jahrhunderten keine Fortschritte gemacht und zehrt nur von der Vergangenheit. Kräftiger hat sich eine Anzahl von Industrien des Orients erhalten, doch auch sie vermehren sich nicht und müssen dem abendländischen Gewerbfleiße gegenüber den kürzern ziehen.

Der Verfasser verbreitet sich ferner über den Glauben der Islamiten an die Vorherbestimmung der Ereignisse und zeigt, wie dieser von Mohammed nicht gelehrte Glaube sich nach und nach entwickelte, was die verschiedenen Sekten des Islam davon dachten und denken und wie derselbe schließlich alle Energie der morgenländischen Völker gelähmt hat. Zu dem Einfluß des Islam auf das politische Leben seiner Bekenner übergehend, zeigt der Verfasser, wie diese Religion, als eine erobernde, auf dem staatlichen Gebiete selbständiger gewirkt hat als auf irgendeinem andern. Der Islam trat von Anfang an mit dem Anspruch auf Weltherrschaft auf und machte es sich zur Aufgabe, die Götzendiener auszurotten, wenn sie sich nicht bekehrten, von den „Schriftbesitzern" aber (Parsen, Juden und Christen) Tribut zu nehmen als Anerkennung der Oberherrlichkeit des Khalifen über die ganze Welt! Dieses Dogma beherrscht den rechtgläubigen Muslim immer noch, und gerade an dem Widerspruch zwischen ihm und der thatsächlichen gegenwärtigen Demüthigung des Islam durch die christlichen Mächte müssen, wie der Verfasser sagt, die mohammedanischen Staaten zu Grunde gehen, was durch eine türkische Verfassung und ähnliche kaum denkbare Institutionen nicht vermieden werden könnte. Auch die fortschreitende Verweltlichung des ehemals theokratischen Khalifats als Sultanat nimmt demselben das Ansehen bei den Gläubigen. Die puritanischen Sekten der Wahabiten in Arabien und der Babisten in Persien tragen ebenfalls das Ihre zur Zersetzung der Herrschaft des Islam bei. Die Mittheilungen des Verfassers über diese beiden Sekten sind zu gutem Theile neu und sehr interessant. Einschneidend sind seine Schlußbetrachtungen über die hoffnungslose Lage des Islam und seine Unfähigkeit zur Fortentwickelung. In dieser Ausführung begegnen wir indessen einigen Irrthümern. So spricht der Verfasser von dem Sturze der mohammedanischen Herrschaft in Kaschgar durch die Chinesen und nennt die 1878 von den Chinesen unter Greueln eingenommene Stadt Talifu, als ob sie zu Kaschgar gehörte, während sie reichlich die halbe Länge Asiens davon entfernt in der ebenfalls einige Jahre lang durch die dort zahlreichen Mohammedaner vom „Reiche der Mitte" losgerissenen Provinz Yünnan im Süden Chinas liegt! Er spricht ebendaselbst von der „Bulgarei", während es nur ein „Bulgarien" gibt. Dann sagt er: nur unter den am wenigsten cultivirten Mohammedanern, den Tschuktschen, Samojeden, Jenisei- und Altai-Tataren, sei es dem griechischen Doppelkreuz gelungen, dem Islam einige Eroberungen wieder abzugewinnen. Weder Tschuktschen noch Samojeden noch Jenisei-Tataren (worunter wahrscheinlich die Jakuten gemeint sind) waren jemals Mohammedaner, sondern ausschließlich, die nur zum Schein Getauften nicht einmal ausgenommen, Schamanen-Gläubige; nur die Altai-Tataren sind Mohammedaner, haben aber sicher sehr wenig griechische Proselyten geliefert. Der Verfasser gibt zum Schlusse gutgemeinte Rathschläge, wie den Völkern des Islam aus ihrer Versunkenheit aufzuhelfen wäre; ein Urtheil darüber müssen wir der Zukunft überlassen.

2. Traube und Wein in der Culturgeschichte. Von Georg Thudichum. Tübingen, Laupp. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Wein hat bereits eine reiche Literatur; da sich aber seine Freunde kaum je vermindern werden, so dürften auch Bücher über ihn stets wieder Anklang finden. Vor 14 Jahren erschien eine „Geschichte des Weins und der Trinkgelage" von Rudolf Schultze (Berlin 1867), welche umfassender, lebendiger, anziehender und sprachgewandter geschrieben war als das vorliegende Buch. Zwar tritt das letztere mit großem gelehrten Apparat auf; aber bei genauerm Nachsehen macht doch manches stutzen. Gleich am Anfang leitet der Verfasser den Namen „Wein" aus dem „indogermanischen" Orient ab und begründet dies — etwa durch das Indische und Persische? Nein, man höre: durch — das Hebräische, Aethiopische und Georgische! Heutzutage statt Linné „Linnäus" (und zwar in Antiqua) zu schreiben wie auch „Herodotus", erinnert doch gar zu sehr an die Sprech- und Schreibweise des 17. Jahrhunderts. Indessen verräth der Verfasser andererseits fleißige wissenschaftliche Forschung und reiche Kenntnisse; nur ist seine Darstellung oft nachlässig, ungewandt und unbeholfen. Nach einer Einleitung, in welcher er die Frage nach der Urheimat des Weins (mit Recht) unentschieden läßt, beginnt er seine Wanderung durch die Weinländer der Erde mit Asien: er berührt China, Indien (hier heißt es, die Siapusch wohnen „östlich", statt westlich vom Indus, und Kabul stehe „unter mohammedanischer Herrschaft der Afghanen"; mohammedanisch ist doch Kabul selbst und sind wol die Afghanen, aber nicht

ihre Herrschaft!), Persien (hier heißt es: wie tief seine Machthaber stehen, habe neuerlich sein reisender Schah dem verwunderten und „beschämten" Europa „bethätigt" Europa braucht sich doch für den unreinlichen Schah nicht zu schämen!), Mesopotamien und die Kaukasusländer, Arabien (wo der Verfasser mit Fug die Heuchelei in dem Weinverbote des Koran geißelt), Kleinasien, Syrien, Palästina (dieses Land habe „einen größten" Namen in der Geschichte, statt: einen der größten!). Es folgt Afrika, von welchem Erdtheile Aegypten, Abessinien und die Mittelmeerküste besprochen werden, nicht aber der bekannte Capwein, der freilich aus Europa kommt, aber auch der Wein Amerikas und Australiens, dessen mit einigen Worten gedacht wird. Nach einigen weitern Worten über die Wanderung der Pflanzen kommt der Verfasser auf Europa zu sprechen und betrachtet zuerst den Weinbau der Griechen (warum hier die Inconsequenz in der Namenschreibung? warum die lateinischen Formen Lenäus, Jacchus, Hercules neben den griechischen Dionysos, Apollon und Herakles? warum „Thrakier" statt Thraker, warum Ceres und Proserpina bei Griechen, statt Demeter und Persephone?), dann den Weinbau der Römer, gleich ersterm mit Ausführlichkeit und Sachkenntniß, den in Spanien, Gallien (er weiß, was bisher niemand wußte, daß auch Rhätien von „Galliern" bewohnt gewesen sei!), Deutschland, Ungarn und Britannien. Die neuere Zeit ist gegenüber der alten in Europa stiefmütterlich behandelt und man vermißt namentlich eine specielle Aufzählung der jetzt Wein producirenden Gegenden und ihrer charakteristischen Unterschiede, was doch gewiß für viele Leser Werth gehabt hätte.

3. Aus deutscher Culturgeschichte. Bilder und Skizzen aus dem Leben vergangener Tage. Hannover, Meyer. 1878. 8. 4 M.

Der etwas anspruchsvolle Titel verbirgt lediglich eine neue (die dritte von uns in d. Bl. angezeigte) und diesmal anonyme Lebensgeschichte, welche im ehemaligen Königreich Hannover während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts spielt. Dieselbe schildert nacheinander das Leben in einem kleinen, dann in einem großen Dorfe, dann in einer kleinen Stadt, hierauf die geschichtlichen Wechselfälle im Königreiche bis zum Tode des Königs Ernst August, und bringt endlich Skizzen aus des Verfassers Reisen in der Schweiz, in Böhmen, im Harz u. s. w. Allgemein Interessantes oder den Titel Rechtfertigendes haben wir darin leider nicht gefunden, wenn auch die realistische Färbung und Detailmalerei des Inhalts und die zahlreichen Schnurren und Anekdoten Manchen ansprechen dürften.

4. Die historische Küche. Ein Culturbild von Eufemia von Kudriaffsky. Wien, Hartleben. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.

Die Verfasserin hat ein ziemlich mühsames Werk unternommen, indem sie versucht, zusammenzustellen und in lesbare Form zu bringen, was und wie im Laufe der Zeiten die Menschen gegessen und getrunken haben. Das geschmackvoll ausgestattete Buch enthält sechs ethnographische und darauf noch sieben eigentlich culturhistorische Kapitel. Erstere stellen den Geschmack in Auswahl der Nahrungsmittel und Getränke bei den „fremden Völkern" (will sagen bei den außereuropäischen), dann bei den europäischen: den Griechen, den Römern, den Angelsachsen, den Normannen, Franzosen und Deutschen dar. Die letztern Kapitel behandeln die Einrichtungen und Gebräuche der Tafel, das Benehmen beim Mahle, die Gasthöfe (nebst der Gastfreundschaft), die National- und Festspeisen, die Geschmacksrichtungen und Leckerbissen, die Küche (mit Koch und Köchin) und das Kochen (nebst den Kochbüchern). Die Verfasserin hat bei ihrer Arbeit sich ebenso sehr einer eleganten, witzigen und gefälligen Schreibart, wie eines großen gewissenhaften Eifers in Sammlung ihres zersplitterten Stoffs befliſſen.

Im ersten Kapitel haben wir die Erwähnung der vorgeschichtlichen „Küchenabfälle" (Kjökkenmöddinger) an den Küsten fast aller Erdtheile vermißt; überhaupt geht dasselbe über viele Zeiten und Völker, wie auch über die unter denselben einzuhaltende historische Ordnung etwas rasch und leicht weg; es beschäftigt sich freilich mit einer Masse von Culturkreisen, mit den alten Pfahlbauern, mit den Hebräern, Aegyptern, Nubiern, Indern, Malaien (hier heißt es falsch: Battäer, statt Battas), Chinesen (die Japaner sind übergangen!), Arabern, Persern, Kalmücken, Tungusen, Tscherkessen, Grönländern, Indianern, Australiern und Polynesiern (die Negerstämme, Hottentotten u. s. w. sind weggelassen!). Mit Recht ist größere Aufmerksamkeit den europäischen Völkern gewidmet. Wohl schwerlich wird irgendein nennenswerther Umstand im Buche vermißt werden, der den Cultus des Magens bei den Griechen, den Römern und den nördlichern Völkern Europas erläutert. Wir dürfen hinsichtlich alles Nähern auf das interessante und von ungewöhnlicher Belesenheit zeugende Buch selbst verweisen. Eine ziemliche Anzahl von Schreib- oder Druckfehlern in Eigennamen wird für eine etwaige neue Auflage zur Berichtigung empfohlen.

5. Costümgeschichte der Culturvölker. Von Jakob von Falke. Stuttgart, Spemann. 1880. Hoch-4. In Lieferungen zu 1 M. 50 Pf.

Die Costümgeschichte und ihr Verhältniß zur allgemeinen Culturgeschichte der Menschheit ist das eigenste Gebiet des Verfassers, dessen Name wol erforderlich war, um mit der auffallend großen Zahl von gegenwärtig erscheinenden und schon vorhandenen Costümgeschichten, welche doch kaum ein großes Publikum finden, wetteifern zu können. Er hat indessen diesmal darauf verzichtet, die menschliche Tracht von ihren ersten Anfängen an in ihrer Entwickelung zu verfolgen, und beschränkt sich auf die Darstellung des Costüms der wichtigsten Culturvölker. In den Heften, welche das Alterthum betreffen, sind, ausschließlich nach Originalquellen, die Trachten der Aegypter.

Assyrer, Meder und Perser, Griechen, Römer und Byzantiner, in anziehender Weise und stets im Zusammenhang mit der allgemeinen Culturentwickelung dargestellt. In den folgenden Heften wird die Fortsetzung des bereits begonnenen Mittelalters, dabei namentlich die Tracht des Ritterthums und Kriegerstandes, das Costüm der Reformationszeit, die Herrschaft der spanischen Mode, das Costüm des Dreißigjährigen Kriegs und der Beginn der französischen Modeherrschaft, die Rococotracht des 18. Jahrhunderts, die Tracht der Revolution und die neuern und neuesten Moden illustrirt und geschildert. Das ist namentlich auch der Fall bei den für die europäische Gesellschaft so entscheidenden französischen Moden, und wir dürfen auf die Darstellung derselben im 17. und 18. Jahrhundert, auf die feinen Uebergänge in den einzelnen Epochen als auf die gelungensten Abschnitte des verdienstvollen Werks hinweisen. Dabei ist der Verfasser namentlich bedacht, die Entwickelung einer Costümperiode aus der Erbschaft einer frühern nachzuweisen, und wir besitzen in dem Werke einen nicht überflüssigen weitern Beitrag zu der interessanten Geschichte des wechselnden Geschmacks in der Kleidung. Die Ausstattung des Buchs in Text und Illustrationen (zahlreiche Holzschnitte und ein Farbenbild) ist lobenswerth.

6. Geschichte der Literatur des skandinavischen Nordens von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Frederik Winkel Horn. Leipzig, Schlicke. 1880. Gr. 8. 12 M.

Wenn die Literatur der in Abstammung, Sprache und Sitte eng zusammenhängenden nordgermanischen Völker, welche schon bei ihrem ersten Auftreten ein so imposantes, ergreifendes und erschütterndes Werk wie die „Edda" schuf, von einem nordischen Verfasser selbst geschildert wird, so ist das gewiß ein den Literaturfreund jeder gebildeten Nation zu Dank verpflichtendes Unternehmen. Das Buch Horn's in Kopenhagen zerfällt naturgemäß in drei Abtheilungen: die altnordische Literatur, Dänemark und Norwegen, Schweden. Wir brauchen nur eine Reihe von Namen zu nennen, um dem außerordentlichen Reichthum der Literatur dieser schwach bevölkerten Länder von rauhem Klima allgemeine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Zuerst entwickelt sich, eine eigenartige Erscheinung, in dem kalten, öden, aber vulkanischen Island, dieser merkwürdigen Wikingercolonie, der blutrothe Nordlichtschein der Edda- und Saga-Dichtungen, gekrönt von Snorri Sturluson's reckenhafter Heimskringla und getragen von den prächtigen Gestalten der begeisterten Skalden; die Völsunga- und Vilkina-Saga streifen in Stoff und Zeit an die deutsche Nibelungendichtung. Ragnar Lidbroks-Saga leitet zur wahren Geschichte, Nornagests-Saga zum christlichen Gesichtskreise hinüber, und auch der Norden nimmt theil an der mitteleuropäischen Hinneigung zu dem mystischen Sagenkreise des Gral. Horn's Buch unterrichtet uns auch über die wenig bekannte neuere literarische Thätigkeit auf der entlegenen Insel des Hekla und Geyser. In der dänisch-norwegischen Abtheilung führt es uns durch die lateinische Literatur des Mittelalters, neben welcher die nordische Kraft verschwunden schien, aus welcher aber der Stern Saxo's des Grammatikers hervorleuchtet. Im Volksmunde lebt jedoch die germanische Eigenart weiter in zahlreichen Liedern und Sagen, und bereitet so die Bewegung zur Zeit der Reformation vor, wo die Muttersprache wieder auflebte. Sie blieb dann während des 16. und 17. Jahrhunderts in den Banden einer gelehrt-theologischen Richtung und wurde auch zeitweise wieder durch die Sprache Roms verdrängt, erlebte aber ihre Auferstehung in Ludwig Holberg's vaterländischem Streben, dem im 18. Jahrhundert das Zeitalter der Aufklärung folgte, dessen Träger Ewald Heiberg und Baggesen sind. Die neueste Zeit endlich bringt die Namen von Oehlenschläger, Andersen, Heiberg dem Jüngern, H. Hertz. Norwegens neueste Literatur, deren Sprache sich von der dänischen nur durch ausgedehntere Aufnahme von Dialektformen unterscheidet, hat auch bei uns durch Munch, Björnson, Ibsen u. a. einen guten Klang erhalten.

Die Geschichte der schwedischen Literatur seit dem Mittelalter bietet ähnliche Phasen dar wie jene der dänischen; ja während des Mittelalters ist sie nicht nur von der lateinischen Schreibung verdrängt, sondern auch vom deutschen und dänischen Schriftthum abhängig. Die Reformation und die Befreiung Schwedens durch Gustav Wasa führen auch die Selbständigkeit der schwedischen Art herbei, die im 17. Jahrhundert ihre Sprache ausgebildet, im 18. sich von fremden Elementen gereinigt und im 19. hohe Triumphe gefeiert hat; wir brauchen nur an die Namen Esaias Tegnér, Geijer, Almqvist, an die der vielgelesenen Novellistinnen Bremer, Flygare-Carlén u. s. w. und an die poetische Thätigkeit der zwei jüngsten schwedischen Könige zu erinnern. Auch die mit Runeberg erwachende finnische Literatur erhält ihren Platz in dem verdienstvollen Buche Horn's.

7. Erinnerungen Hans des berner Milizen. Von J. C. Ott. Neue Folge. Bern, Krebs. 1878.

Das lesenswerthe Büchlein enthält 1) „Erlebnisse in Piemont vom October 1848 bis Mai 1849"; 2) „Die Stutzerfahrt nach Sicilien 1860" (wohin damals der Verfasser als Abgeordneter eines schweizerischen Vereins Garibaldi einen Ehrenstutzen überbrachte); 3) eine kleine Sammlung von Gedichten.

8. Züricher Taschenbuch auf das Jahr 1879 und 1880. Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde. Neue Folge. Zweiter und dritter Jahrgang. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1879—80. Gr. 8. Jeder Jahrgang 5 M.

Diese zwei Jahrgänge des von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde herausgegebenen, mit Illustrationen ausgestatteten Taschenbuchs bringen allerlei Interessantes, namentlich zur Geschichte von Zürich. Wir

erwähnen daraus: das züricherische Wohnhaus im 16. Jahrhundert; Geschichte des Rathsherrn Konrad Wiedmüller, welcher im 17. Jahrhundert in Lyon zum Eintritte in ein Kloster gezwungen wurde, dann aber bei einem Besuche in Zürich die Kutte wegwarf, zum Glauben der Väter zurückkehrte, sich verheirathete und Rathsherr wurde; die Schenkung des Bürgerrechts der Gemeinde Oberstraß bei Zürich an den Prinzen (spätern Kaiser) Napoleon im Jahre 1838; ein Festspiel zur Becherweihe einer Zunftgesellschaft von Gottfried Keller u. s. w.

Vermischte Schriften.

1. Die einheitliche Weltanschauung und die Grundzüge des menschlichen Gesellschaftslebens von A. Reichenbach. Berlin, Ißleib. 1881. Gr. 8. 6 M.

Der Verfasser veröffentlicht eine Frucht dreizehnjährigen Denkens und Forschens, welche er selbst als skizzenhaft bezeichnet, obwol sie einen respectabeln Umfang erreicht hat. Er geht von der Ueberzeugung aus, daß unser ganzes gesellschaftlich-staatliches Leben einer gründlichen Umgestaltung bedarf, und zwar aus dem Princip des Monismus heraus. Diesen hält er für den relativ am meisten berechtigten unter den philosophischen Standpunkten. So behandelt er denn im ersten Abschnitt die alte Weltanschauung und deren Zersetzung; er prophezeit die baldige Auflösung des Christenthums, welchem er die Ptolemäische Weltanschauung imputirt. Gott sei nach christlicher Lehre durch die Sünde der ersten Menschen unendlich beleidigt worden, die Priesterschaft verlange blinden Glauben und unbedingten Gehorsam; doch sei die Reformation die Mutter der modernen Weltanschauung. Die christliche Moral reiche für die große menschliche Gemeinschaft nicht aus, ja sie stehe oft im Widerspruch mit wahrer Sittlichkeit überhaupt. Darum müsse eine neue (zweiter Abschnitt) einheitliche Weltanschauung gesucht werden, welche in folgenden Wahrheiten besteht. Nichts ist dauernd als der Wechsel, der Stoff ist die realisirte Kraft, das Vergängliche setzt ein Unvergängliches voraus; das Grundprincip der Welt ist absolutes Sein, absolute Kraft und absolute Vernunft; auf dem Wege der Entwickelung und Differenzirung muß auch der Mensch aus dem Thier sich entwickelt haben; wer sich selbst erkannt hat, wer weiß und will, was er soll, und thut, was er will, der ist ein wahrer Mensch. Die Religion ist die Philosophie des Volks; sie ist aufzufassen von der Verstandes- oder dogmatischen Seite, von der Vernunft- oder sittlichen Seite und von der Gemüths- oder Cultusseite; der civilisirte Mensch ist nur in der civilisirten Gesellschaft denkbar; Geistliche kann die freie Religionsgemeinde nicht haben.

Die voranstehenden Proben werden genügen, um dem Kundigen zu offenbaren, weß Geistes Kind der Verfasser ist. Es ist uns sehr achtungswerth, wenn auch der nichtgeschulte Denker, der nicht wissenschaftlich Durchgebildete sich mit allen wichtigen Fragen des Menschenlebens beschäftigt. Es ist aber kein gutes Zeichen unserer Zeit, daß immer wieder derartige wohlgemeinte, aber aus allen möglichen Quellen stammende Sätze als echte Philosophie, als Heilmittel des kranken Volkslebens ausgegeben werden.

2. Altes und Neues. Von Friedrich Theodor Vischer. Zweites Heft. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1881. Gr. 8. 5 M.

Das vorliegende Buch enthält nur Abdrücke aus Zeitungen; die erste Abhandlung „Zur Vertheidigung meiner Schrift «Goethe's Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts» (1875)" hat in dem Februar- und Märzheft der „Deutschen Revue" von 1880 gestanden; der zweite „Gottfried Keller" in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" von 1874; der dritte „Ein italienisches Bad" und der vierte „Noch ein Wort über Thiermishandlung in Italien", gleichfalls in der augsburger „Allgemeinen Zeitung". Letztere beiden Aufsätze behandeln denselben Gegenstand. Man kann ja recht wohl den Standpunkt der Humanität theilen, welchen Vischer hier einnimmt; daß aber derartige Sachen darum in ein neues Buch mit aufgenommen werden, weil der Titel den Namen eines berühmten Aesthetikers trägt, das können wir nicht billigen. Es ist peinlich, gegen einen namhaften Gelehrten auftreten zu sollen; dennoch gebietet die höhere Rücksicht auf das Lesepublikum, dagegen zu protestiren, daß jedes irgendwo geschriebene Wort auch für Bibliotheken conservirt werden soll. Werthvoller sind die beiden ersten größern Abhandlungen, obwol auch hier der bald zu breite, bald zu sprunghafte Stil störend einwirkt. Man muß die wirklich brauchbaren Perlen bei Vischer von zu vielem Gestrüpp befreien, in welches sie verwickelt sind. Interessant sind des Verfassers Auseinandersetzungen mit folgenden Vertretern der neuesten Faust-Literatur: Oswald Marbach, K. J. Schröer, G. von Loeper, Franz Dingelstedt, Julian Schmidt, W. Gwinner, Kuno Fischer, O. Vilmar.

Wo irgendein Kritiker etwas von Vischer's Meinung Abweichendes sagt, meint letzterer einen gegen ihn gerichteten Angriff pariren zu müssen; der ganze Wirrwarr der Kritik, den der „Faust" hervorgerufen, dieses Gemisch von philologischer Silbenstecherei, ästhetischer Kritik und antiquarischer Forschungen muß wenigstens durchsichtiger und in seinen Resultaten greifbarer gehalten werden, wenn es mehr sein soll als eine gelehrte Zänkerei. Es thut wahrlich noth, daß die Periode des „Hineingeheimnissens" in den „Faust" endlich einmal aufhöre, daß die Werthschätzung dieses gewaltigen Gedichts nicht in blinde Vergötterung ausarte, daß die Weltanschauung, von welcher aus dieses Werk betrachtet wird, allemal genau präcisirt werde. Den Fachgelehrten empfehlen wir den Vischer'schen Aufsatz, dem großen Publikum bleibt er ungenießbar.

3. Unsere Zeit und unsere Kunst. Zwei Bücher im Anschluß an ein Buch. Von Hans von Wolzogen. Leipzig, Gebr. Senf. 1881. Gr. 8. 3 M. 75 Pf.

„Zu einer Gemeinde, welcher durch eine neue Offenbarung der große Glaube an eine über die Welt hinausführende Macht gegeben ist, denkt der Verfasser zu reden, wenn er sich an die Freunde Wagnerischer Kunst wendet, um sie auf die Mittheilungen eines einsamen Hellsehers aufmerksam zu machen." „Das «Lied vom Siege—fried» konnte nicht zum Gesange eines Reichs werden, wo der Sieg so bald zu einem Siege der Sorgen sich umgestaltet hatte!" „Es kommt darauf an, daß das Echte und Beständige eines Volkswesens gepflegt werde, damit es bei einer gewaltsamen Umwälzung zum Vorbilde zukünftiger Neuorganisation übrigbleiben könne." Dieser rettende Factor ist nach Wolzogen die deutsche (d. h. die Richard Wagner'sche) Kunst.

Im ersten Buche wird nun gehandelt über die sociale Frage und den politischen Liberalismus. Unter der Ueberschrift „Die Marxische Theorie vom Arbeitswerthe" empfangen wir eine Verherrlichung von Konstantin Frantz als des Apostels des socialistischen Staats. Der Marx'sche Satz: „der Güterwerth ist gleich dem Arbeitsquantum", wird widerlegt und das Kapital definirt als der Ueberschuß der Production, welcher durch Fleiß und Sparsamkeit über den Consum hinaus erworben wird. Hierauf folgt, wiederum an der Hand von K. Frantz, eine sehr scharfe und abwehrende Kritik des Liberalismus. Derselbe habe den Egoismus der Individuen, als das eigentliche Menschenrecht, befreit; der sogenannte „Volkswille" werde stets durch eine Minorität (von Tonangebern) majorisirt; Vertreter des deutschen Volks könnten nicht durch bloße Menschenhaufen, sondern durch organische Körperschaften gewählt werden. Durch die genannten Abhandlungen zieht sich als rother Faden die Verherrlichung der „Kunst"; sie münden ein in den Satz: „Wir werden von nun an nicht mehr eigentlich als politische, sondern als künstlerische Menschen und ganz und gar als die Jünger unsers Meisters (d. h. des Messias von Baireuth) uns fühlen dürfen." Darum wird nun im zweiten Theil „die Religion der Zukunft als eine aus der Musik geborene" gedacht. Dieses rettende Kunstwerk der Zukunft ist Wagner's „Parsifal":

Das Christenthum hat in einer ihm wesenhaft feindseligen Welt einzelne gewaltige Lebenszeichen von sich gegeben, zum Leben ist es noch gar nicht gelangt. Aber es hat doch eine neue Sprache gefunden: die harmonische Musik, es hat uns bis zum „Parsifal" geführt. Damit ist eine christlich-germanische Kunst unter uns getreten. Die Geschichte des deutschen Geistes spielt in der Zeit der großen Propheten, die ihn den Heiland glauben lehren, der da kommen soll!

Weiter wird dann gehandelt über Schiller und Goethe, die modernen Dichter u. s. w., und der preußischen Macht eine Förderung der künstlerischen Cultur abgesprochen. Zum so und so vielten male langt nun Wolzogen bei Wagner an, um mit dem Aufgebot des höchsten Pathos denselben zu glorificiren. Da hören wir folgendes Orakel:

Die Macht der Musik führte ihn zu den Tiefen der Menschenseele und durch diese hindurch in die Weltseele hinein. Der metaphysische Heilsglaube an die Verneinung des Willens zum Leben ward ihm durch die Musik verklärt zur idealen Trostgestalt des christlichen Erlösungsglaubens selber. . . . Im „Parsifal", der ethisch religiösen Ergänzung des metaphysisch-tragischen Werks der Nibelungen, hat die Musik den deutschen Geist wieder zurückgeführt an ihre Heimstätte der christlichen Religion. . . . Die bairenther Schule ist eine große Möglichkeit zur Begründung einer künstlerischen Cultur in der Erhaltung und Befestigung traditionstreu ausgeführten nationalen Kunststils, nicht eines einzelnen Meisters, sondern der Gesammtheit frei und echt wirkender nationaler Meisterkraft.

Wir haben uns darauf beschränkt, den Verfasser selber reden zu lassen; in einem Principienstreit läßt sich eben niemand durch Worte bekehren. Wolzogen's Buch ist ja selbst ein Zeichen der Zeit, zum Glück unschädlich für alle die, welche nicht zur großen Wagner'schen „Kunstgemeinde" gehören. Das selbständig Gedachte in dieser Schrift rührt von Konstantin Frantz her; das Uebrige mag im besten Falle der Erguß einer edeln, wohlmeinenden Persönlichkeit sein; rein objectiv angesehen, kehrt doch darin der krankhafte, einseitige Idealismus des Sektengeistes, der Hochmuth Schopenhauer's, die berauschende Schwülstigkeit und das Ueberwuchern des Effects wieder, wie solches sich findet in des „Meisters" Werken. Trotzdem wollen wir uns den Genuß einiger Wagner'scher Schöpfungen nicht verderben lassen!

Gustav Portig.

Nachgelassene Gedichte.

Lieder von August von Nitschke. Nach dem Tode des Verfassers zum Besten der Schiller-Stiftung herausgegeben. Leipzig, Scholtze. 8. 5 M.

Auf 276 Seiten finden wir 207 Gedichte mannichfaltigen, meist kleinen Inhalts, gewidmet „dem Freunde; der Geliebten und aller Welt". Tiefe und Innigkeit des Gefühls zeichnen die meisten Gedichte aus; wir meinen, daß sie einem edeln Gemüthe entstammen. Im Einklange damit steht die gute Form; wir begegnen fast keinem einzigen falschen Reim. Wir erwähnen dies ausdrücklich, weil sich in andern Sammlungen so viele falsche Reime finden. Unser Dichter ist vermuthlich Norddeutscher. Wenn nicht, nahm er das Auge zu Hülfe, um die Buchstaben zu unterscheiden, was der Süddeutsche gewöhnlich nicht thut und daher so viele falsche Reime macht, weil er sich lediglich aufs Ohr verläßt.

Hier aus den Gedichten sofort und fast aufs gerathewohl eine Probe:

Die Rose läßt die Blüten hangen:
Ihr wird zu schwer die feuchte Last!
Ein Schauer kam vorbeigegangen,
Dem zitternd sie erlegen fast.

Doch wie der warme Strahl der Sonne
Siegreich aus Nebelwolken bricht,
Erhebt sie zu dem Quell der Wonne —
Durch Thränen lächelnd — ihr Gesicht.

Vieles andere Gute schließt sich daran, z. B.: „Letzter Wille"; „Der Wünsche Fahrt"; „Jagd"; „Gruß in die Ferne"; „Trinklied"; „An mein Waldschlößchen".

Doch haben wir manches auszusetzen. Die Kritik darf nicht pure verwerfen oder anerkennen, sondern muß, selbst innerhalb eines beschränkten Raums, durch Motivirung die Sache zu fördern suchen. Ja, das Schlechte kann ihr als willkommener Anlaß zur Hervorhebung des Gegensatzes dienen.

Viele Reime stehen dem Verfasser zu Gebote, aber er thut darin des Guten doch zu viel, d. h. die Reime, nicht selten in einem kleinen Gedicht fünfmal wiederholt, reißen wie Töne den Gedanken fort, statt daß dieser sie an sich ziehen und gleichsam unter schützendem Fittich beschränken sollte, damit nicht Verflüchtigung und Unklarheit eintritt. „An Cora" ist ein Beispiel davon, das nicht vereinzelt dasteht.

Zuweilen paßt nicht Bild zu Bild. „Dem Kinde bringt Gewittersturm Erquickung", (sehr fraglich) heißt es. Dann:

Und meinst du ja mal, daß die Pein,
Verzehrend schlag' im Herzen ein —
Getrost ein Lied in Donnerrollen
Besänftigt des Gewitters Grollen!

Dies Donnerrollen paßt nicht zu „fromm Gemüth und kindlich-froher Sinn", womit das achtzeilige Gedicht beginnt.

Oder die Stetigkeit des Bildes wird unterbrochen:

Da zieht voll Majestät hervor
Der Schwan aus Bucht und Hafen.

Bucht und Hafen ist Haus und Jugend, die Flut vor ihm das weite Leben.

Nun taucht er in die Fluten sich,
Als wär' er ganz verloren —
Und wieder hat ihn jugendlich
Der Welle Schos geboren.

Dem Herrscher von der blauen Flut,
Im Spiegel klarer Wellen,
Mag wohl ein jugendfrischer Muth
Den Busen höher schwellen.

Nun aber heißt es:

O könntest auf der hellen Bahn
Vergangner, schöner Zeiten
Auch du, mein Herz, ein weißer Schwan,
So stolz daniedergleiten!

Gehört die helle Bahn, d. h. die Jugend, zur Vergangenheit, so kann man auf dieser nicht mehr daniedergleiten. Vordersätze und Schlußsatz würden sich zueinander fügen, wenn es hieße: O hättest du gekonnt, o Herz!

Oder die Vertiefung fehlt, wie z. B. in „Windstille", wo die gute Form den Mangel an tieferm Gehalt nicht ersetzen kann:

Langsam hinzieht das Schiff die grünen Wellen.
Am Steuer weilt ein gramvoll bleiches Weib.
Hinabgebeugt den wunderschönen Leib,
Als wolle sie den Fischen Garne stellen.

Kein Lüftchen mag sich in den Segeln fangen,
Stumm ist und leer der weite, wüste Raum.
Nicht hoch hinauf am Kiele sprüht der Schaum:
Still liegt die Meerflut wie in Todesbangen.

Als wolle sie den Fischen Garne stellen,
Hinabgebeugt den wunderschönen Leib —
Verlangend in die Wogen schaut das Weib,
Wild aufgelöst der Locken dunkle Wellen.

Ein Vogel läßt sich auf die Masten nieder,
Als nähm' er theil an ihrem Misgeschick.
Gen Osten fliegt hinaus ihr wilder Blick —
Zum Tod ermüdet, traurig kehrt er wieder.

Und wie noch immer nicht die Segel schwellen,
Als ob der Himmel wär' ein stummes Grab —
Da taucht verzweifelnd sie ins Meer hinab,
Daß über ihr sich schließen kalt die Wellen!

Warum stürzt sich das Weib in die Wellen? Weil Windstille ist? Aber „nicht hoch hinauf am Kiele sprüht der Schaum". Also doch keine absolute Windstille, folglich immer noch ein, wenn auch schwaches, Anschwellen der Segel, das zu Hoffnungen berechtigt. Dann im Widerspruch damit der Satz: „Und wie noch immer nicht die Segel schwellen" — da stürzt sie sich verzweifelt ins Meer. Trotz guter Form ein ärmliches Motiv! Um ein besseres ausfindig zu machen, denken wir uns, daß da im Ost ein Sturm war, wobei der Kapitän oder Steuermann, welchen die Frau liebte, ums Leben kam. Nun Windstille, ein Symbol für die schweigende Vertiefung ins Andenken des Verstorbenen — dann sucht sie schließlich die Tiefe des Meers oder den Tod.

Oder Unklarheit in Beziehung auf die Gedanken, da diese eben dem Reime geopfert werden:

Und kommt sehnsüchtig ihr gezogen,
Athmende leise Gedanken!
Besprecht, besänftigt der letzten Wogen
Wildes und irrendes Schwanken!
Wann alle zu Grunde versanken,
Liebchen, o laß die Gedanken!

Wer soll versinken? Die Wogen? Ist etwa der Meeresgrund ein Sieb? Oder sollen die Gedanken versinken? Aber diese sollen ja gerade gezogen kommen!

Genug indeß! Jedenfalls überwiegt in der Sammlung das Gute bedeutend. Und so glauben wir, sagen zu dürfen, daß die Gedichte, abgesehen von dem guten Zweck, nämlich: „Herausgegeben zum Besten der Schiller-Stiftung", sich durch sich selber Eingang verschaffen werden. Die Ausstattung ist vorzüglich.

Rudolf Kulemann.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

In der russischen Monatsschrift „Věstnik Evropy“ findet sich bei Gelegenheit einer Besprechung von Georg H. Schneider's im Häckel'schen Sinne geschriebenen Buche: „Der thierische Wille“, das als eine solide, gehaltvolle Arbeit bezeichnet wird, wenn sie auch ihren Zweck, eine vergleichende Physiologie des Willens zu bieten, wegen mangelnden Vorarbeiten nicht ganz erreicht habe, folgende Bemerkung über Häckel selbst und die jüngere Generation deutscher Gelehrter: „Häckel ist nicht frei von Phantasien, aber diese Phantasien gründen sich auf präcise Daten, wie sie auf wissenschaftlichem Wege gefunden werden, und sind deshalb entschuldbar, weil sie den allgemeinen Gang der wissenschaftlichen Arbeiten in der Gegenwart nicht stören; sie zeugen nur von Leidenschaftlichkeit für den Gegenstand, rufen lebhafte Debatten hervor, erzeugen eine ganze Literatur, ziehen so das Publikum in die Polemik hinein und tragen indirect dazu bei, daß sich das Niveau der Kenntnisse und hauptsächlich das der Weltanschauung erhöht. ... In Deutschland hat sich ein Typus junger Gelehrter ausgebildet, die, indem sie monistischen Ideen ergeben sind (Deutschland ist das Vaterland des modernen Monismus), vor keiner Frage zurückschrecken, und wenn es nöthig ist, über Dinge, die für sehr ehrwürdig gelten, mit einem solchen Mangel an Ehrerbietung sprechen, als wenn es sich um irgendeinen Bathybius oder einen andern niedern Gegenstand handelte. Sie erkennen keine «den Menschen erhebende Täuschung» an, und wenn ihre Schlußfolgerungen manchmal auch an großer Uebereiltheit, Kühnheit leiden, so sind doch darin keine Motive zu finden, die den Zielen der Naturwissenschaft fremd, oder gar direct feindlich wären; keine Strömung einer primitiven Weltauffassung ist zu fühlen; man sieht, sie sind nicht blos das Resultat von Ideen, die in einem gewissen Lager herrschen, sondern auch das Resultat einer tiefen Gelehrsamkeit, und das nimmt sehr für dieselbe ein.“

— Die deutsche Uebersetzung des ersten Bandes der „Geschichte der slawischen Literaturen“ von A. N. Pypin und V. D. Spasović (Leipzig, Brockhaus) liegt schon längere Zeit im Buchhandel vor, doch scheint die deutsche Presse im allgemeinen wenig Notiz von derselben nehmen zu wollen. Außer einigen, zum Theil ziemlich ausführlichen und durchweg anerkennenden Besprechungen in literarischen und gelehrten Fachzeitschriften (unter andern den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“), ferner in österreichischen und deutsch-russischen, sogar auch französischen und slawischen Blättern ist uns eine Besprechung des Buchs in einer im Deutschen Reiche selbst erscheinenden Zeitschrift bisher noch nicht vor Augen gekommen. Ganz anders dürfte man sich in Frankreich seitens der Presse zu der französischen Ausgabe des Werks verhalten, von der bei E. Leroux in Paris der erste Band erschienen ist. Der französische Uebersetzer und Herausgeber, Ernest Denis, hat freilich auch seinem Publikum gegenüber ein leichteres Spiel; er konnte eine Saite anschlagen und hat es auch gethan, die ein Buch stets populär macht in Frankreich sowol wie bei den — Slawen. Er schließt seine Vorrede mit folgenden Worten: „Ich werde glücklich sein, wenn es mir gelingt, bei den lateinischen Völkern einige Sympathien für die Slawen (einen Volksstamm von 80 Millionen, der zu einem intellectuellen Leben erwacht ist und nach Unabhängigkeit strebt) zu erwecken, und wenn ich nach dem schwachen Maß meiner Kräfte dazu beitragen könnte, diese beiden Rassen einander zu nähern, die so viel gemeinsame Eigenschaften haben, und die auch die Nothwendigkeit einander nahebringen muß, gegen die furchtbaren Gewaltthätigkeiten (redoutables envahissements) der germanischen Rasse zu kämpfen, von der beide in gleicher Weise bedroht sind!“ Der erste Band des Werks enthält die Literaturen des sogenannten südöstlichen Zweigs des slawischen Volksstammes mit Ausschluß der Nord- oder Großrussen, also der Bulgaren, Serbokroaten, Slowenen und Süd- oder Kleinrussen; der zweite, bisher nur im russischen Original vorliegende Band die des westlichen Zweigs, der Polen, Czechen und Slowaken, des baltischen Slawenthums mit dessen Ueberrest den Lausitzer-Serben (Wenden). Von besonderm Interesse ist die Einleitung und die Schlußabhandlung des Werks, welche die Resultate der slawischen Entwickelung zusammenfaßt und sie mit der allgemeinen Cultur in Beziehung bringt. Ein noch nicht geschriebener dritter Band soll die großrussische Literatur enthalten.

Bibliographie.

Arneth, A. Ritter v., Heinrich Freiherr von Haymerle. Ein Rückblick auf sein Leben. Berlin, Janke. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Bartscher, F., Der innere Lebensgang der Dichterin Luise Hensel, nach den Original-Aufzeichnungen in ihren Tagebüchern vorgelegt. Paderborn, F. Schöningh. 12. 3 M. 60 Pf.

Heinrich von Campello. Eigene lebensgeschichtliche Aufzeichnungen zur Begründung seines Austritts aus der päpstlichen Kirche. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 M.

Czedik, E., Lieder. Wien, Klinkhardt. 8. 2 M.

Droysen, H., Athen und der Westen vor der sicilischen Expedition. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Edler, K. E., Notre Dame des Flots. Eine Glocknerfahrt. Zwei Novellen. Wien, Faesy. 16. 2 M. 40 Pf.

Zur Geschichte der Straßburger Kapitulation von 1681. Historische Rückblicke eines Elsässers auf die Zeit von 1648 bis 1697. Straßburg, Schultz u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Geyer, M., Der Musenhof zu Löbichau. Eine literarisch-historische Skizze. Altenburg, Bonde. 12. 60 Pf.

Goltz, G. Freih. von der, Kurze Geschichte des 1. Garde-Regiments zu Fuß von 1806 bis auf die Gegenwart. Berlin, Mittler u. Sohn. 1881. 8. 50 Pf.

Hart, H., und J. Hart, Kritische Waffengänge. 1stes Hft.: Wozu, Wogegen, Wofür? Der Dramatiker Heinrich Kruse. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M.

Hellenbach, L. B., Die neuesten Kundgebungen einer intelligiblen Welt. Wien, Rosner. 1881. 8. 1 M. 20 Pf.

Kraft, G., Johannes. Roman. Frankfurt a. M., Koenitzer. 8. 2 M.

Leischner, H., Feldblumen. Dichtungen. Leipzig, Mutze. 12. 3 M.

Ludolf, K., Der Sprachen- und Völkerkampf in Ungarn. Ein Bericht- und Mahnwort an das deutsche Volk. Leipzig, Mutze. 8. 1 M. 50 Pf.

Mila's Gedichte. Leipzig, Berndt. 12. 2 M.

Die Nationalitäten-, d. i.: Sprachenfrage in Oesterreich. Ein Vorschlag zu ihrer Lösung von einem Deutsch-Oesterreicher. Wien, Rosner. 1881. Gr. 8. 1 M.

Noetel, R., Ueber Goethes Egmont. Vortrag. Kottbus, Differ. Gr. 8. 40 Pf.

Obrecht, J. J., Ueber die öffentliche Meinung und die Presse. Vortrag. Chur, Kellenberger. Gr. 8. 1 M.

Raimund, G., Von Hand zu Hand. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Raschig, E., Selbsterkenntnis nach wissenschaftlichen Prinzipien, nebst einer offenen Frage an die Gebildeten unserer Zeit. Leipzig, Barth. 8. 2 M.

Rauneck, R., Opfer modernen Frohndienstes. Gekrönte Preisschrift. Basel, Bahnmaier. 8. 4 M. 40 Pf.

Richard, O., Phaëton, oder der Menschen Ringen und Streben. Drama. Hamburg, Grüning. 16. 2 M.

Roeco, W., Kinner un ohle Lüde. En plattdütsche Geschichte ut'n Bremer Lanne. Bremen, Schünemann. 8. 3 M.

Rom als Hauptstadt von Italien. Freiburg i/Br., Herder. 1881. Gr. 8. 60 Pf.

Schulenburg, W. v., Wendisches Volksthum in Sage, Brauch und Sitte. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 4 M.

Schulte, J. F. v., Karl Friedrich Eichhorn. Rede. Mit dem Bruchstücke einer Autobiographie. Bonn, Hochgürtel. 1881. Gr. 8. 1 M.

Uhlmann, A., Kulturkampf-Novellen. 2ter Bd.: Wahl hat Qual. Hagen, Risel u. Comp. 8. 3 M.

Waldeck, O., Armin, Fürst der Cherusker. Ein dramatisches Gedicht. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 2 M.

Walter, H., Der Golem. Eine Prager Sage. Wien, Rosner. Gr. 8. 2 M.

Weber, T., Zur Kritik der Kantischen Erkenntnißtheorie. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Werner, R. M., Lessings Emilia Galotti. Nebst einem Anhang: Die dreiactige Bearbeitung. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Wolff, E., Deutscher Städte Ehrenpreis. Oden und Elegien. Apolda, Lauth. 16. 30 Pf.

Anzeigen.

Verlag von R. Damköhler. Berlin N.

Schiller. — A. Buttmann: Die Schicksals-Idee in Schiller's „Braut von Messina" und ihr innerer Zusammenhang mit der Geschichte der Menschheit. M. 2. 50.

Schlenther, Fl. Stirb und Werde. Ein Lebensbild nach Lucrez und Andern. M. 5. —.

Tappert, W. Gedichte. Eleg. geb. M. 3. —.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Einfluss des Islâm

auf das häusliche, sociale und politische Leben seiner Bekenner.

Eine culturgeschichtliche Studie

von

CARL NATHANAEL PISCHON.

8. Geh. 3 M.

In dieser interessanten, für Staatsmänner, Theologen, Ethnologen und Geschichtsforscher besonders werthvollen Schrift theilt der Verfasser die Beobachtungen über den Islâm mit, die er während seines achtjährigen Aufenthalts in Konstantinopel als Geistlicher der deutschen Gesandtschaft sowie auf seinen Reisen durch die europäische und asiatische Türkei zu sammeln Gelegenheit hatte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

COMMENTAIRE
SUR
LES ÉLÉMENTS DU DROIT INTERNATIONAL
ET SUR
L'HISTOIRE DES PROGRÈS DU DROIT DES GENS
DE **HENRY WHEATON.**

PAR

WILLIAM BEACH LAWRENCE.

TOME QUATRIÈME.

In-8. Geh. 7 M. 50 Pf. Geb. 9 M.

Dieser neue Band des Lawerence'schen Commentars zu den zwei berühmten völkerrechtlichen Werken des amerikanischen Staatsmanns Wheaton führt den Specialtitel: „Études sur la Juridiction consulaire en pays chrétiens et en pays non chrétiens et sur l'Extradition", und ist zu obigem Preise auch einzeln verkäuflich. Band I—III kosten zusammen geh. 18 M., geb. 22 M. 50 Pf.

Die beiden Werke Henry Wheaton's erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln:

Éléments du droit international. Cinquième édition. 2 volumes. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'a nos jours. Quatrième édition. 2 volumes. 8. Geh. 12 M. Geh. 15 M.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

*Der **1. Band** der neuen (13.) illustrirten Auflage,*
60 Bogen Text mit 42 eingedruckten Abbildungen und 35 separaten Tafeln oder Karten enthaltend,
ist soeben erschienen und geheftet (7 M. 50 Pf.) oder gebunden (in Leinwand 9 M., in Halbfranz 9 M. 50 Pf.) in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Romane und Erzählungen
von
Fredrika Bremer.
Neue Ausgabe.

In 40 Lieferungen zu je 50 Pf.

Diese neue wohlfeile Ausgabe von Fredrika Bremer's Romanen findet sicher in allen deutschen Familien freundlichste Aufnahme: nirgends sind ja die Freuden und Leiden des Familienlebens so wahr und so ansprechend wie in ihnen geschildert. Die Ausgabe wird 40 Lieferungen zum Subscriptionspreise von je 50 Pf. umfassen.

Funfzehn Lieferungen sind bereits erschienen; sie enthalten die Erzählungen

Die Töchter des Präsidenten. 7. Auflage.
Die Familie H. 4. Auflage.
Das Haus. 2 Theile. 8. Auflage.
Die Nachbarn. 2 Theile. 8. Auflage.

Man subscribirt in jeder Buchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Jahr 1866.
Memoiren zur Zeitgeschichte. Zweite Abtheilung.

Von

Oskar Meding. (Gregor Samarow.)

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Unter dem Titel „Das Jahr 1866" veröffentlicht der frühere Regierungsrath und Vertraute des Königs Georg V., Oskar Meding, als Romanschriftsteller bekannt unter dem Pseudonym Gregor Samarow, die zweite Abtheilung seiner „Memoiren zur Zeitgeschichte", deren erste Abtheilung: „Vor dem Sturm" die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sich gezogen hat. Der vorliegende Band, in welchem der Verfasser die für Deutschlands Neugestaltung so wichtigen Ereignisse des Jahres 1866 auf Grund zahlreicher bisher ungedruckter Documente und zum großen Theil als Augenzeuge darstellt, wird sicher das allgemeine Interesse in noch weit höherm Grade erregen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICHE KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 23. März 1882.

Inhalt: Schriften zur Geschichte der deutschen Literatur. Von Karl Schröder. — Zur neuesten erzählenden Literatur. Von J. J. Honegger. (Beschluß.) — Deutsche Geschichte. Von Hans Prutz. — Vermischte Schriften über ausländische Literatur. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Schriften zur Geschichte der deutschen Literatur.

1. Geschichte der deutschen Dichtung von den ältesten Denkmälern bis auf die Neuzeit. Von Otto Roquette. Dritte durchgesehene Auflage. Zwei Theile in einem Band. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Die Beschäftigung mit der Geschichte der deutschen Literatur hat in den letzten Jahren einen erstaunlichen Umfang gewonnen. Fast jedes Jahr bringt uns eine oder mehrere neue Literaturgeschichten, mit oder ohne Illustrationen, und neben den neuen behaupten sich auch die ältern Werke auf dem Markt. Von Roquette's „Geschichte der deutschen Dichtung", die 1862 zuerst erschien, liegt uns die dritte Auflage vor, gewiß ein Beweis, daß das Publikum an der frischen, lebendigen und klaren Darstellungsweise des Verfassers Geschmack gefunden hat. Diese Eigenschaft ist in der That dem Buche in hohem Grade eigen und macht es vorzugsweise geschickt, den gebildeten Laien — und diesen hat der Verfasser ausschließlich im Auge — in die Geschichte der deutschen Dichtung einzuführen. Wir heben die anschaulichen Inhaltsangaben der größern Dichtungen des Mittelalters, den anmuthigen Abschnitt über das Volkslied besonders hervor. Auch glauben wir dem Verfasser, daß er „nicht müde geworden ist, an dem Werke zu arbeiten", und sind bereit anzuerkennen, daß „Irrthümer und viele Mängel auch der zweiten Fassung" ausgeglichen sind; wir können es auch an und für sich nicht tadeln, wenn er nicht „allen Ausstellungen der Kritik einfach durch Abänderungen antworten zu dürfen glaubte". Wie aber, wenn die Kritik von durchaus berufener Seite kam und offenbare Mängel genau bezeichnete? Dann, meinen wir, war es doch Pflicht des Autors, ihr Gehör zu schenken und sie nicht so vornehm zu ignoriren, wie es Roquette stellenweise gethan hat. Man hat es z. B. an der ersten Auflage mit Recht gerügt, daß in der Inhaltsangabe des „Nibelungenliedes" den einzelnen handelnden Personen Gefühle und Empfindungsäußerungen untergeschoben sind, von denen das Lied nichts weiß, und die sie bei den Voraussetzungen der deutschen Gestalt der Sage gegenüber der nordischen gar nicht haben können. Trotzdem erscheinen die beanstandeten Stellen in unveränderter Gestalt auch in der dritten Auflage.

Die ältere Literatur ist überhaupt die schwächste Seite des Buchs. Hier ist offenbar der Verfasser weniger zu Hause; er geht über die Dichtungen zweiten Rangs sehr rasch hinweg — z. B. hat ein so bedeutendes Werk wie das „Passional" gar keine Erwähnung gefunden — und hat es nicht verstanden oder verschmäht, sich mit der neuern Forschung auf diesem Gebiete abzufinden, obwol deren Resultate größtentheils unschwer zu erreichen sind. Nur ein paar Beispiele statt vieler. Wir wollen es nicht zu schwer rügen, daß Wernher, der Dichter des „Marienlebens", noch immer als Wernher von Tegernsee aufgeführt wird; aber das „Rolandslied" darf nicht nach wie vor in die Jahre 1173—77 statt um 1130 gesetzt werden, und ebenso wenig ist es statthaft zu behaupten, daß „in neuester Zeit der Buchdrucker Barkhusen als Verfasser des «Reinecke Vos» aufgefunden worden ist". Beiläufig gesagt: was soll wol bei der Erwähnung dieses Gedichts der Laie mit den in Parenthese beigefügten Jahreszahlen 1498—1517 anfangen? Wer wird daraus entnehmen können, daß der erste (lübecker) Druck 1498, der zweite (rostocker) 1517 erschien? Und diesem zweiten ist dann noch ein Dutzend anderer Drucke gefolgt.

Das sind Einzelheiten, die unser günstiges Gesammturtheil nicht ändern, die aber doch hervorgehoben werden müssen. Mag das Buch immerhin für Laien berechnet sein: auch der Laie muß, ja gerade er, dem die Mittel zur Controle nicht zur Hand sind, in erhöhtem Maße verlangen, daß derjenige, der sich zu seiner Führung erbietet, ihn nicht irre leite.

Unter den Druckversehen ist uns eins als besonders störend aufgefallen. Der „gelehrte Thomas Klatter und sein Sohn Felix" (Klatter steht auch im Register) sind doch wol sicherlich Thomas Platter, der arme Hirtenknabe aus dem Wisperthal, später Buchdrucker und Schulrector in Basel, und dessen Sohn Felix, ein berühmter baseler Arzt, beide durch Gustav Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" auch weitern Kreisen bekannt geworden. Die von Roquette zu dem Namen des Felix beigefügten Jahreszahlen sind nicht auf ihn, vielmehr auf Thomas zu beziehen.

Roquette debutirte als Literarhistoriker 1860 mit einer Biographie Johann Christian Günther's, jenes hochbegabten, aber durch die Ungunst äußerer Umstände wie durch eigene Schuld früh zu Grunde gegangenen Dichters, welcher die mit Martin Opitz begonnene Reihe der epochemachenden ältern schlesischen Poeten abschließt. Günther hat, wie schon in früherer, so auch in neuester Zeit die literarhistorische Forschung lebhaft beschäftigt. Seit Eitner in einem Gymnasialprogramm von 1872 die völlige Unzuverlässigkeit des bis dahin als Hauptquelle benutzten zeitgenössischen Biographen Steinbach (1738) dargethan, hat Tittmann in der Einleitung zu seiner Ausgabe von ausgewählten Gedichten Günther's („Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts", 6. Bd., Leipzig 1874) ein besseres Bild des Dichters zu zeichnen versucht, aber seine Arbeit kann nicht als abschließende betrachtet werden. Werthvolle Beiträge zu einer künftigen neuen Biographie Günther's bietet die Schrift:

2. Neue Beiträge zur Biographie des Dichters Johann Christian Günther nebst einem Anhange, welcher die wichtigsten handschriftlichen Inedita der breslauer Stadtbibliothek enthält. Herausgegeben von Max Kalbeck. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 2 M.

Kalbeck stellt zunächst auf Grund des gränwitzer Kirchenbuchs das von Tittmann angezweifelte Jahr 1695 als Günther's Geburtsjahr fest. Er gibt dann, gegen Steinbach und Tittmann polemisirend, Beiträge zu einer Chronologie der Günther'schen Gedichte — ein um so schwierigeres Beginnen, als Günther, wie Kalbeck selbst meint, „wissentlich und mit Absicht eine künstliche Verwirrung in seinen Liebesangelegenheiten, resp. in deren poetischen Reproductionen angerichtet hat, um allzu vorwitzige Spürnasen und Zwischenträger irre zu leiten". Es folgt dann eine Darstellung des „krausen Liebesromans", der sich zwischen Günther und Leonore abspielte, eine Darstellung, die viel Ansprechendes hat und auf allseitigere Zustimmung rechnen dürfte als das, was Kalbeck über des Dichters Verhältniß zur Frau von Breßler vorbringt. Den Schluß bilden, als das Werthvollste an dem Schriftchen, ungedruckte, theils lateinische, theils deutsche Briefe Günther's, Mittheilungen aus zweien seiner Taschenbücher, endlich eine Selbstvertheidigung des Dichters gegen eine Schmähschrift, die der Magister Fritsche von Goldberg im Jahre 1720 gegen ihn veröffentlicht hatte, alles den handschriftlichen Schätzen der breslauer Stadtbibliothek entnommen. Besonders die Taschenbücher mit ihren Gedichtconcepten, geschäftlichen Notizen, Briefabschriften u. dgl. sind von hohem Interesse: sie gewähren einerseits „einen Blick in die kleinen häuslichen Leiden des in die Enge getriebenen Gelegenheitsdichters", andererseits offenbart sich in ihnen die wechselnde Stimmung des innerlich haltlosen Poeten, der unmittelbar auf das Concept zu einem tief empfundenen Bußliede ein cynisches Epigramm folgen läßt. Auch können wir in ihnen die eilfertige Art und Weise der poetischen Production Günther's betrachten: inmitten der leicht hingeworfenen Verse, deren Günther einmal, wie er mit starker Uebertreibung an einen Freund schreibt, an einem Tage über zweitausend gedichtet haben will, finden sich zahlreiche leere Stellen, zuweilen ist nur das Anfangswort und der Endreim einer Zeile notirt; das Fehlende zu ergänzen, blieb einer glücklichern Stunde, einem sorgfältigern Nachdenken vorbehalten. Manche derartige Lücken mögen spätere Herausgeber nach eigenem Ermessen zum Schaden des Dichters selbst ausgefüllt haben. Die Antwort Günther's an Fritsche, voll Ironie und derben Witzes, ist so fließend und gewandt geschrieben, daß ihr ein Ehrenplatz unter den Prosawerken der damaligen Zeit gebührt; der Herausgeber will sogar in ihr einen Hauch Lessing'schen Geistes spüren.

Gleichfalls mit Günther beschäftigt sich ein höchst wunderliches Werk:

3. Neue Entdeckungen zur Biographie des Dichters Johann Christian Günther aus Striegau in Schlesien. (1695—1723.) Von Gregor Konstantin Wittig. Mit einem Porträt des Dichters, einem Situationsplane seines Vaterhauses und einer Lithographie von Striegau zur Günther-Zeit. Erstes Heft. Striegau, Hoffmann. 1880. Gr. 8. 75 Pf.

Eine aus Unwillen und Heiterkeit gemischte Empfindung erregend, liefert diese Schrift ein abschreckendes Beispiel, wohin eine wohlmeinende Begeisterung führen kann, wenn ihr Zweckbewußtsein und Disciplin völlig mangeln. Das erste Heft enthält größtentheils eine Darlegung der Jugenderinnerungen des Verfassers, der sich „trotz aller Bescheidenheit genöthigt sieht", mit ihnen zu beginnen. Der Kernpunkt dieser mit massenhaften kleinlichen Einzelheiten über Lebens- und Besitzverhältnisse von Gevatter Schneider und Handschuhmacher in Striegau vollgepfropften Jugenderinnerungen ist, daß die Aeltern des Verfassers, die am 31. October 1844 „nach Striegau angezogen kamen", Anfang October 1845 in ein Hinterhäuschen zogen, gelegen neben einem Grundstück, welches vor mehr als hundert Jahren dem Doctor Johann Günther, dem Vater des Dichters, „nach sicherer Ortsüberlieferung" gehört hat. Da nun der Verfasser auf diese Weise „seine ersten Instructionen über unsern Dichter aus eigener Autopsie (!) entnommen hat", da er ferner zwischen seinem und Günther's Lebensgange und Charakter einige Aehnlichkeit findet (er hat z. B. ebenso wie Günther Stipendien bekommen, Privatstunden gegeben und Freitische genossen; ebenso wie Günther fürchtete auch er schon in seiner Jugend sich nicht,

nachts einen Kirchhof zu betreten!), so glaubt er, den Lebensgang des Dichters Günther „in verschiedenen Hinsichten entsprechender" beurtheilen zu können, „als dies vielleicht besser Situirten möglich ist", und „möchte dieses alles fast als eine Vorbestimmung betrachten, welche mich dereinst gleichsam wider Willen dazu führen sollte, Zeugniß über eine versunkene Zeit aus Erinnerungsmomenten zu geben, welche mich gewissermaßen physisch und geistig mit dem vergessenen Dichter in Contact brachten".

Von „neuen Entdeckungen" zur Biographie Günther's ist, wie man sieht, in vorliegendem Heft nicht viel zu bemerken. Von dem, was im übrigen dem Leser noch für schöne Dinge bevorstehen, verräth das Inhaltsverzeichniß einiges: z. B. das sechste Kapitel handelt „Ueber den bisherigen Stand der Alterthumsforschung in Striegau" und das siebente Kapitel schildert „Striegau vor, während und nach den beiden Bränden von 1718 und 1719" — Dinge, welche mit der Günther-Forschung in kaum erkennbarem Zusammenhange stehen und doch wol nur geborene Striegauer interessiren können oder diejenigen, die gleich dem Verfasser Striegau als ihre „geistige Geburts- und Vaterstadt" betrachten. Wir unsererseits verzichten auch gern auf das vierte Kapitel: „Das Aeußere und Innere von des Dichters Geburtshaus vor und nach dem Brande vom 13. März 1718", und erwarten selbst vom fünften Kapitel: „Ein ehemaliger Brandstifter gibt eine unerwartete Auskunft über den frühern Bestand des Günther-Gartens", keine besondere Belehrung.

Uebrigens gedenkt der Verfasser außer vorliegender Schrift noch einen besondern Band „Urkunden und Beläge zur Günther-Forschung" herauszugeben. Einige Andeutungen, die sich bereits im ersten Heft über den Charakter dieses bevorstehenden Buchs finden, erwecken die Vorstellung, daß auch aus ihm die Literaturgeschichte keinen Nutzen ziehen werde.

Beigegeben ist dem Heft ein recht schlechtes Holzschnittporträt Günther's, welches den im achtundzwanzigsten Lebensjahre verstorbenen Dichter als einen guten Funfziger erscheinen läßt, und ein großer „Situationsplan vom Günther-Haus und -Garten in Striegau".

4. Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Dreizehnter Band: Die Schauspiele der Englischen Komödianten in Deutschland. Herausgegeben von Julius Tittmann. Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 3 M. 50 Pf.
5. Ueber den Einfluß des holländischen Dramas auf Andreas Gryphius von R. A. Kollewijn. Amersfoort, Slothouwer. 1880. 8. 1 Fl. 25 Cts.
6. Die Dramatisirungen der Susanna im 16. Jahrhundert. Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des deutschen Dramas. Von Robert Pilger. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
7. Zur Entstehungsgeschichte des neuern deutschen Lustspiels. Von Wilhelm Creizenach. Halle, Niemeyer. 8. 1 M.

Mit einer werthvollen Publication beschenkt uns Julius Tittmann: „Die Schauspiele der Englischen Komödianten in Deutschland" (Nr. 4). Es ist bekannt, daß die ersten berufsmäßigen Schauspieler in Deutschland die seit Ende des 16. Jahrhunderts im Lande umziehenden sogenannten Englischen Komödianten waren; in den Städten und an den Fürstenhöfen schlugen sie ihre Bühnen auf und spielten sie ihre Stücke, die sie aus der Heimat mitgebracht hatten, und anfangs wahrscheinlich in englischer Sprache, bis sie allmählich, mit der Sprache des Landes vertrauter geworden und durch einheimische Darsteller verstärkt, dieselben auch deutsch aufführten. Der Einfluß dieser Fremdlinge auf die Entwickelung der Bühne wie der dramatischen Dichtung in Deutschland ist ein nicht geringer gewesen. Die erste Sammlung der „Engelischen Comedien und Tragedien" in deutscher Sprache erschien 1620 im Druck; aus diesem sehr selten gewordenen Buche gibt nun Tittmann eine Auswahl der merkwürdigsten Stücke. Das Ganze zu reproduciren, verbot sich aus Rücksichten auf den Leserkreis, für den die Sammlung bestimmt ist; denn Ton und Haltung der Stücke überschreiten zum Theil das Maß des heute Zulässigen und Möglichen sehr beträchtlich. Von den nicht mitgetheilten Stücken wird in der Einleitung kurz gehandelt und damit „eine Veranschaulichung des allgemeinen Charakters des bunten Repertoire der fremden Wandertruppen auch in ihren weniger bedeutenden Stücken" ermöglicht. Die vollständig abgedruckten Stücke sind: die Komödien „von der Königin Esther", „vom verlorenen Sohn", „von Fortunato", „von Jemand und Niemand", „von Julio und Hippolyta", „von eines Königes Sohn aus Engelland und des Königes Tochter aus Schottland", endlich „Ein lustig Pickelhärings-Spiel, darinnen er mit einem Stein gar lustige Possen machet". Kurze Anmerkungen unter dem Text erleichtern das sprachliche Verständniß; über die zu Grunde liegenden Stoffe und die anderweitigen dramatischen Bearbeitungen derselben handelt die Einleitung, die freilich bei der unendlichen Fülle des Materials, bei den zahllosen Verzweigungen der Themata in den verschiedensten Literaturen sich starke Beschränkung auferlegen mußte.

Neben den Engländern haben namentlich im 17. Jahrhundert auch die Niederländer erheblichen Einfluß auf die deutsche Kunsttragödie geübt, wie ja in Nachfolge der englischen auch niederländische Schauspielertruppen in Deutschland, wenigstens dem nördlichen, auftraten. Ganz besonders der hervorragendste deutsche Dramatiker des 17. Jahrhunderts, Andreas Gryphius, hat starke Einwirkungen der Niederländer erfahren, und zwar nicht erst mittelbar durch niederländische Komödianten, sondern ganz direct während seines Aufenthalts in den Niederlanden. Diese Einflüsse der niederländischen Dramatiker auf Gryphius im Einzelnen nachzuweisen, unternimmt R. A. Kollewijn's (Nr. 5) fleißige und in der Hauptsache wohlgelungene Arbeit. Die Ergebnisse derselben sind folgende: Gryphius' „Gibeoniter" sind eine wörtliche Uebersetzung von Vondel's „Gebroeders", welche 1639 zuerst erschienen, zu einer Zeit also, wo Gryphius sich in Leiden aufhielt. Beim „Leo Armenius" verfuhr Gryphius in der Wahl des Stoffs ganz selbständig,

auch die „Katharina von Georgien" weist nur gelegentliche Anklänge an Vondel's „Maagden" auf. Der „Carolus Stuardus" erschien gleichzeitig mit Dullaert's „Karel Stuart" (1649), sodaß eine gegenseitige Beeinflussung ausgeschlossen erscheint; wenn gleichwol in beiden Stücken sich stellenweise große Uebereinstimmung zeigt, so erklärt sich das daraus, daß Gryphius wie Dullaert hier gleichmäßig unter dem Einfluß von Vondel's Dichtweise standen, wie auch beide den Zusatz im Titel des Stücks: „ermordete Majestät" und „rampzalige majesteit" von Vondel's „Maria Stuart of gemartelde majesteit" entlehnten. Zwischen Gryphius' „Papinianus" und Vondel's „Palamedes" herrschen mannichfache enge Beziehungen: „es wird aber schwerlich zu entscheiden sein, ob Gryphius die Vondel'sche Tragödie mit vollem Bewußtsein zu seinem «Papinianus» benutzte, oder diesen nur unter dem unwillkürlichen Einfluß des «Palamedes» verfaßt habe". Was die Komödien des Gryphius anlangt, so stimmen verschiedene Stellen seines „Peter Squenz" mit Gramsbergen's „Hartoog van Pierlepon" überein; doch rührt dieser Umstand daher, daß beide einer gemeinsamen Vorlage, die schon eine Entstellung des Shakspeare'schen Textes (des Zwischenspiels im „Sommernachtstraum") war, folgten. Für den „Horribilicribrifax" verzichtet Kollewijn auf die Annahme einer Beeinflussung des Gryphius durch ein niederländisches Original, erbringt aber dafür den überraschenden Beweis, daß „Die geliebte Dornrose", die bisher allgemein für eine Originalarbeit des Gryphius gegolten hat, mit starker Benutzung von Vondel's Schauspiel „De Leeuwendalers" gearbeitet ist. Bei dieser Anlehnung im großen und ganzen zeigt aber doch Gryphius im einzelnen viel Originalität und ist in manchen Dingen seinem Vorbilde überlegen.

Kollewijn hat sich durchweg darauf beschränkt, die Uebereinstimmungen, Entlehnungen u. dgl. zu constatiren; einer ästhetischen Würdigung der behandelten Stücke, einer Untersuchung darüber, ob Gryphius da, wo er von seinen Vorlagen abwich, nicht etwa mit künstlerischem Bewußtsein handelte und Besseres leistete, ist er aus dem Wege gegangen. In der Charakterisirung, der Abwägung der Werthunterschiede zwischen den verschiedenen Bearbeitungen eines und desselben Stoffs durch mehrere Dichter leistet mehr Robert Pilger's Schrift (Nr. 6) (ein Separatabdruck aus dem elften Bande der „Zeitschrift für deutsche Philologie"), welche die Dramatisirungen eines der beliebtesten Stoffe im ältern deutschen Schauspiel einer vergleichenden Beurtheilung unterzieht. Nicht weniger als sechzehnmal in dem Zeitraum vom 15. bis zum 17. Jahrhundert ist, soweit unsere Kenntniß reicht, die Historie von Susanna und Daniel dramatisirt worden, theils in lateinischer, theils in deutscher Sprache. Von diesen sechzehn Spielen hat Pilger die ihm erreichbaren zehn (die andern mögen zum Theil verloren sein) eingehend untersucht, wobei er dann mehrfach Veranlassung findet, die Behauptungen und Urtheile anderer Literarhistoriker zu berichtigen. Am längsten verweilt er bei der vielgerühmten „Susanna" des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, die er sehr scharf beurtheilt: eigenen Werth will Pilger diesem Stück, abgesehen von der Sprache, nur in dem sehr ausgedehnten Beiwerk zuerkennen; im übrigen sieht er in ihm nichts als eine theils freiere, theils wörtlich sich anlehnende, durchweg aber höchst ungeschickte Bearbeitung der lateinischen „Susanna" des Nicodemus Frischlin. Diese Ansicht weicht von der herkömmlichen erheblich ab, wird aber sehr gut begründet. Zum Schluß behandelt der Verfasser die komischen Zwischenspiele in dem Stück des Herzogs, die werthvollsten Theile des Ganzen, und tritt der Auffassung entgegen, daß der Narr, dem ein so breiter Raum in den Dramen des fürstlichen Dichters zugewiesen ist, sein Vorbild wesentlich in der komischen Figur der Englischen Komödien habe.

Die kleine Schrift „Zur Entstehungsgeschichte des neuern deutschen Lustspiels" von Wilhelm Creizenach (Nr. 7) knüpft an Gottsched, den rührigsten und eifrigsten Vorkämpfer der Reformbestrebungen auf dem Gebiete des deutschen Theaterwesens in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, an und gibt zunächst eine Uebersicht über den Zustand, in dem Gottsched bei seinem Auftreten das Lustspiel antraf. Dann wird der Versuch gemacht, Gottsched's etwas verworrene Ansichten über die Komödie darzulegen, und die Abschaffung der Harlekinaden durch die Neuber'sche Truppe weitläufig behandelt; was Gottsched selbst und seine Frau für die Hebung des komischen Dramas praktisch geleistet, findet Erwähnung, und schließlich wird die Entwickelung des deutschen Lustspiels bis gegen das Ende der dreißiger Jahre unsers Jahrhunderts verfolgt, wo sich infolge verschiedener Ereignisse ein neuer Abschnitt eröffnet. Das Schriftchen ist mit viel Sachkenntniß, wenngleich nicht sehr übersichtlich geschrieben.

8. Ueber den Iwein des Hartmann von Aue. Ein Vortrag von Ludwig Blume. Wien, Hölder. Gr. 8. 72 Pf.

In diesem Vortrage gelangt ein hohes Selbstbewußtsein und eine starke Geringschätzung der Leistungen anderer, unter denen sich Namen vom besten Klange finden, zum Ausdruck. Das möchte nun dem Verfasser hingehen, wenn er selber Besseres als seine Vorgänger oder wenigstens überhaupt etwas Tüchtiges böte. Davon aber haben wir nichts entdecken können. Denn das, was er sehr wortreich und pathetisch als seine neue und tiefe Auffassung der dem Iwein zu Grunde liegenden Idee anpreist, scheint uns auf dasselbe hinauszulaufen, was längst von andern als Conflict zwischen Minne und Heldenthum bezeichnet wurde.

9. Verhältniß der polnischen Sage von „Walgierz Wdały" zu den deutschen Sagen von „Walther von Aquitanien" von Robert Rischka. Brody, Rosenheim. 1880. Gr. 8. 1 M.

Die polnische Sage von „Walgierz Wdały" (Walther der Wohlgerathene) zeigt in ihrem ersten Theil starke Verwandtschaft mit dem „Waltharius" des Eckehard von Sanct-Gallen, und es ist vielfach die Meinung geäußert worden,

daß sie direct aus Eckehard's Gedicht herstammen. Dieser Ansicht tritt Rischka entgegen. Den deutschen Ursprung der Sage leugnet er nicht, aber polnische wie Eckehard'sche Fassung sollen dem gleichen germanischen Urgrunde entsprossen sein. Zur Unterstützung seiner Ansicht weist Rischka auf eine sehr beachtenswerthe nahe Verwandtschaft der polnischen Walther-Sage mit der Erzählnng von Hother und Baldur bei Saxo Grammaticus hin. Wenn er aber daraus den Schluß zieht, daß die polnische Sage „den germanischen Charakter in seiner ältesten Ausstattung darstellt", so steht dem entgegen, daß schon die früheste Ueberlieferung, die wir von der Walther-Sage besitzen, nämlich ein im Jahre 1860 aufgefundenes angelsächsisches Bruchstück aus dem 9. Jahrhundert, einen wesentlichen Punkt mit der Erzählung bei Saxo gemein hat. Die Verknüpfung der mythischen Tradition, welche Saxo wiedergibt, mit der Walther-Sage wird sich also nicht erst in der polnischen Sage vollzogen haben.

Den zweiten Theil der letztern bildet die Erzählung von der Buhlschaft der Helgunde mit Wislaw während Walgierz' Abwesenheit, von dessen Zurückkunft, Gefangennahme, listiger Befreiung und Rache. Rischka bemüht sich, einen untrennbaren Zusammenhang beider Theile darzuthun und auch im zweiten einen Naturmythus nachzuweisen, den nur „Gedankenträgheit" verkennen könne. Wir halten diesen Passus der Arbeit für ganz verfehlt. Gewiß theilen wir nicht die auch von Rischka zurückgewiesene Meinung, daß der zweite Theil nur „eine von dem lasciven Geiste des Mittelalters eingeflochtene Zuthat" sei, aber wir erkennen in ihm eine dem Verfasser unbekannt gebliebene, ursprünglich selbständige, einem ganz andern Sagenkreise angehörige Sage, die mit der von Walther später verschmolzen wurde: ein Verfahren, für welches zahlreiche Analogien vorliegen.

Geschrieben ist das Buch in einem Stil, der die Vermuthung erwecken könnte, als sei das Deutsche gar nicht die Muttersprache des Verfassers, und gedruckt mit einer geradezu empörenden Nachlässigkeit.

Karl Schröder.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur neuesten erzählenden Literatur.

(Beschluß aus Nr. 11.)

1. Matthias Overstolz. Roman aus Kölns Vergangenheit von Ernst Harmening. Zwei Bände. Mülhausen i. E., Busleb. 1881. 8. 5 M.
2. Skizzen, Geschichten und Gedichte. Von Friedrich Spielhagen. Leipzig, Staackmann. 1881. 8. 3 M. 50 Pf.
3. Drei Erzählungen. Von Friedrich Spielhagen. Leipzig, Staackmann. 1881. 8. 1 M.
4. Völkerfrühling. Drei historische Novellen von Albert Lindner. Berlin, Hanow. 1881. 8. 4 M.
5. Aus Palast und Hütte. Novellen von Valeska von Gallwitz. Leipzig, Schulze u. Comp. 1881. 8. 4 M.
6. Ada. Novelle von Lilla Gräfin von und zu Egloffstein. Magdeburg, Heinrichshofen. 1881. 8. 2 M.
7. Zerbrochene Kronen. Historische Erzählung von Adolf Glaser. Berlin, Behrend. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

In dem „Völkerfrühling" von Albert Lindner (Nr. 4) ist es recht leicht, sich über den Charakter dieser historischen Erzählungen, nach zwei Richtungen wenigstens, klar zu werden; wir brauchen im Grunde nur den Verfasser selber in dem kurzen Vorwort „An den Leser" sprechen zu lassen. Er sagt:

Alle drei Nummern behandeln, und zwar die erste und dritte historische, die zweite fingirte Vorgänge, welche bis dicht an die Schwelle einer ausbrechenden großen Bewegung, aus nationalem Elend und Daniederliegen bis in das Morgenroth einer aufgehenden bessern Zukunft heranführen. Die erste schildert demgemäß den Ausgang des Dreißigjährigen Kriegs bis zur Thronbesteigung des Großen Kurfürsten, dessen ordnende Hand die Quadern eines jungen starken Preußen in die Wogen der Zeit legt, die später das Fundament eines geeinigten mächtigen Deutschland zu bilden bestimmt sind. Die zweite schildert ein Stück aus der Feudal- und Rococozeit, dessen Ausgang, von der blutigen Röthe der Revolutionsära bestrahlt, in die Zeit des Mündigwerdens der Völker, in die Zeit der constitutionellen Verfassungen hinüberleitet. Die dritte befaßt sich mit den Tagen der Napoleonischen Vergewaltigung Europas, bis sie im russischen Winter von 1812 ihr Gericht findet. Sie leitet in die patriotische Erhebung Deutschlands, in die glorreichen Tage der Befreiungskriege hinüber.

Damit ist eine Seite der Frage einfach klar gelegt; wir sind über den Inhalt und, soweit das vom Inhalt bedingt ist, auch ein wenig über das Wesen der drei Erzählungen orientirt.

Eine ganz andere, nämlich eine streng ästhetisch-kritische Frage streifen die folgenden Bemerknngen. Etwas polemisirend meint Lindner: Kritiker, welche ihren Beruf nur in Tadel und Ausstellungen erblicken, könnten etwa gegen die Composition seiner Novellen einwenden, sie enthielten einen viel zu starken dramatischen Gang, der sich mit der Natur der epischen Kunst nicht vertrage. Dann fährt er fort:

Wenn epische Kunst in willkürlicher Durcheinanderhäufung von Thatsachen, Cultur- und Localschilderungen, breiten Reflexionen und allerlei Detailmalerei bestehen soll, so mögen sie recht haben. Ich aber meine, daß eine Kunst, die von Haus aus das Recht beansprucht, lose und willkürlich in der Form zu sein, nur gewinnen kann, wenn sie in die strengere Schule einer höher organisirten Kunst geht und von derselben künstlerische Anordnung der Handlung, einen auf dramatischen Effect hin gefügten Bau, eine unzerbrechliche Gliederung des Geschehenden und eine mit plastischer Kraft ausgestattete Charakteristik der Figuren lernt. Mit einem Wort meine ich: es kann der Novelle unter keinen Umständen schaden, wenn sie von der dramati-

schen Kunst das Nothwendige vom Zufälligen sondern lernt. Die erzählende Poesie nimmt ohnehin auf der Stufe der redenden Künste die unterste Stelle ein; sollte es vom Uebel sein, wenn man sie durch die einer höher stehenden Kunst abgelauschte künstlerische Form einer höhern Kunststufe nähert und damit den Leser an künstlerische Züchtung seines ohnehin in unsern Tagen so verwilderten Kunstgeschmacks herauzwingt?

Einen Versuch zur Lösung der Aufgabe in diesem Sinne will er mit seinen drei Erzählungen gemacht haben.

In der ersten Erzählung handelt es sich um das erste Emporsteigen des jungen Preußen, und um nichts Geringeres als um Tod oder Leben des alt und schwach gewordenen Kurfürstenthums Brandenburg. Der Kanzler Schwarzenberg, unter dem laxen Kurfürsten Georg Wilhelm allmächtig, eigentlich mehr kaiserlicher Parteigänger als preußischer Beamter, geht offenbar darauf aus, die brandenburgischen Marken dem schwachen Herrn zu entwinden und in die Hände des Kaisers zu spielen. Das erste kräftige Eingreifen des jungen Kurprinzen Friedrich Wilhelm in die Zügel des verlassenen Staats und der damit nothwendig verbundene Sturz des Kanzlers bezeichnen die große historische Wendung, nicht für den Einzelstaat allein, sondern für ganz Europa. Die Haltung des von der Misère der Zeit bis zur Verzweiflung bedrückten berliner Bürgerthums, ganz besonders des völlig verkommenen kleinen Handwerkerstandes; die Stellung des Militärs nach zwei auseinandergehenden Richtungen: der Truppen nämlich, die in fast vaterlandsverrätherischem, d. i. im kaiserlichen Sinne gestimmt und verwendet werden, und der Truppen echt brandenburgisch-vaterländischen Charakters; die fortwährende Furcht und Bedrängniß der zwischen die Kaiserlichen und die Schweden eingezwängten, jeweiligen Ueberfällen und Brandschatzungen preisgegebenen Hauptstadt; das lustige Treiben von allerlei Gaukler-, Bettler- und Gaunerbanden, wie sie in so zügellosen Zeiten an allen Ecken und Enden aufschießen; Salonleben, Soldatenstreiche und Diplomatenintriguen: das sind die aufs große Allgemeine gehenden, die cultur- oder sittengeschichtlichen Unterlagen, auf denen die romanhaftern persönlichen Geschicke sich aufbauen. Interessant ist der Schluß: das erste Eintreten Friedrich Wilhelm's in die Geschichte, indem der junge Kurfürst dem alten Kanzler zugleich als dessen Ankläger und Richter gegenübertritt.

Sehr eigenartig muthet eine durch und durch mittelalterlich romantische Episode an, deren Held die Person des ausgezeichneten Patrioten, Hauptmann von Burgsdorf, ist. Infolge eines kleinen nächtlichen Abenteuers ist der wackere Mann nahe daran, in die Netze der verführerisch schönen und koketten Kanzlerstochter Eva zu fallen, die aber vielmehr an ihn ihr Herz verliert, das bisher mit allen Männern gespielt hat. Da tritt ein seltsamer Zufall ein. Ein reizendes Seiltänzermädchen, noch halb Kind, ist beim ersten Anblick des Hauptmanns zu seinem willenlosen Sklaven geworden und agirt selbst mit eigener Lebensgefahr für ihn, während wunderlicherweise auch er, der bis dahin von keiner Frau Gefesselte, wie von einem elektrischen Funken erfaßt für das arme Mädchen glüht; kurz, die durch des Kurfürsten Gnade zum reich dotirten Fräulein von Leskau Erhobene wird das bis in den Tod ergebene Weibchen des starken Mannes. In diesem Verhältniß liegt eine ganz eigene und rationell kaum erklärliche psychische Romantik, die unwillkürlich an das ganz gleichartige Verhängniß im „Käthchen von Heilbronn" erinnert; in der That, kaum mögen zwei seelische Verwickelungen größere Aehnlichkeit und mehr von traumartiger Romantik an sich haben.

Die zweite Erzählung trägt ein viel seltsameres, ein tragisch erschütterndes Gepräge und scheidet sich von den beiden andern deutlich dadurch ab. Streng historische Elemente finden sich darin nicht, wohl aber eine universell gültige Sittengeschichte des untergehenden ancien régime, hineingedrängt in eine Familiengeschichte mit düsterstem Rahmen. Es ist außerordentlich viel und schwer verwickelte Handlung in dem Stück, innere und äußere, und auf die innere Handlung, auf die schweren Seelenentwickelungen, die sich rasch, kräftig und bestimmt von unsern Augen entfalten, hat der Autor augenscheinlich große Sorgfalt gelegt. Das Ganze läuft in beschleunigtem und so consequent dramatischem Gange ab, daß wir eine vollkommene Tragödie in den Schlußacten vor uns haben; es fehlt nichts als die Verse. Ein schreckend Bild und doch voller Naturwahrheit. Das Grundthema ist eine unglückliche Jugendliebe, die Folgen hat. Die schöne junge Gefallene, von dem Geliebten getrennt, heirathet den alten und vornehmen Marquis von Saint-Lô ohne Liebe und spielt dann mit Ehren die Repräsentantin des stolzen Feudalsitzes, auf das Glück der Liebe verzichtend. So schleichen die Jahre hin; da naht das Verhängniß. Ein Verwandter des Hauses, Herr von Léry, welcher der schönen Frau nachstellt, kommt in den Besitz des lange gehüteten unseligen Geheimnisses und will sie damit unter seinen Willen zwingen. Der Vater des Kindes und dieses selbst, das ihre schwer gekränkte Familie seinerzeit einem Bauern zur Auferziehung übergab, sind völlig ihren Augen entschwunden. Da tauchen beide rasch nacheinander auf, und damit stehen wir in der Krisis. Der Mann, in der Welt verschlagen und zu ärmlicher Existenz verurtheilt, vergiftet sich; der Besuch der Marquise bei seiner Leiche auf dem Kirchhof zu Evreux ist der erste Schritt zur Entscheidung. Das Kind, das den rohen Pflegeältern entlaufen ist, wird durch den Neffen des Marquis ins Schloß aufgenommen und von der Mutter erkannt. Bald lieben sich die beiden jungen Leute; diese Entdeckung bewegt den adelsstolzen Feudalherrn zu einem interessanten Familiengericht; der Neffe aber, trotz angedrohter Enterbung, bleibt fest. Es ist eine äußerst spannende Scene, zumal die volle Entdeckung, in die Hand des Bösewichts Léry gelegt, an einem Haar hängt. Unterdeß läuft das Spiel hinter den Coulissen weiter: die Marquise, ihrem großmüthigen alten Beschützer dankbar, will um keinen Preis der Welt das schwere Geheimniß ihres Jugendlebens offenkundig werden und damit

einen Flecken auf die Ehre des Hauses Saint-Lô fallen lassen; der niederträchtige Verfolger aber, der bereits einen schlau berechneten, doch durch die wachsame Gemahlin vereitelten Mordversuch auf den Marquis gemacht hat, drängt und stachelt. Kein Mittel der Rettung sehend, vergiftet die Unglückliche erst den Verfolger und dann auf dem Grabe des unvergessenen Geliebten sich selbst. Im gleichen Augenblick fängt die Revolution an über Frankreich hinzubrausen. Der Marquis läßt nach den furchtbaren Schicksalsschlägen die jungen Leute sich verbinden, will aber sonst den verhaßten neuzeitlichen Forderungen kein Zugeständniß machen. Als einer der ersten Emigranten verläßt er sein Schloß und Frankreich. Die Alten sind vom Schauplatz abgetreten; mit den unter glücklichern Auspicien vereinten Jungen eröffnet sich eine neue Zeit, ein neuer Tag der Weltgeschichte.

Mit diesen farblosen Strichen ist das Skelet einer Geschichte gegeben, die in vielem an die gewohnten Criminal- und Effectstücke erinnern könnte; doch hüte man sich wohl, sie mit diesen zusammenzustellen; ihr Gehalt ist ein höherer.

Die dritte Erzählung schildert das Aufsteigen der deutschen Nationalerhebung gegen den Dränger Napoleon, den mit Gefahr des eigenen Kopfes unternommenen berühmten Abfall des Generals York, dessen Seelenkampf in dem Conflicte der Pflichten mit drastischen Strichen vorgeführt ist; wohl spielt dabei der große Freiherr von Stein die entscheidende Rolle. Das ist die geschichtliche Seite. Das romanhafte Element ist daneben gerade stark genug: man nehme die gewichtig mitredende Geschichte der Liebe zwischen der zuerst einem Verräther an der Nation verlobten, aber dann mit ihm brechenden und nun entschieden mithandelnden Tochter des Gymnasialdirectors Delbrück und dem gediegenen Hauptmann Gräff (vergleiche den Hauptmann von Burgsdorf in der ersten Erzählung); man nehme den durch die Dazwischenkunft der beiden Genannten vereitelten Versuch einer Gefangennahme York's durch die mistrauisch gewordenen Franzosen, überhaupt allerlei militärische Quartier- und Lagerscenen, wie z. B. jene gemüthvoll ansprechende improvisirte soldatische Weihnachtsfeier in den öden Schneeflächen an der litauischen Grenze.

„Völkerfrühling" hat der Autor seine Novellen genannt. Es ist das Erwachen von Nationen nach schwerem Schlaf und Druck; es ist ein Schauspiel, der Verherrlichung jedenfalls ebenso werth wie das vielbesungene Aufwachen der Natur aus dem Winterschlaf, ebenso großartig, nur viel seltener als dieses.

Unter dem Titel „Aus Palast und Hütte" hat Valeska von Gallwitz (Nr. 5) vier Erzählungen geliefert; drei sind eigentlich blos knapp umrahmte Skizzen, zur ausgebauten Novelle ist nur die erste gediehen. Ein Wort zunächst über jene: „Des Vaters Fluch" ist ein Nachtbild düsterster Art. Der junge Graf Wartenberg ist zum Spieler und Fälscher ausgeartet; die Mutter stirbt aus Gram; der Vater ruinirt sich, um die Schulden des Missrathenen zu zahlen und so die Ehre des Hauses zu retten; die arme Klara, deren Liebe den Gesunkenen bessern sollte, arbeitet für sich und den alten Herrn ums Brot; der verkommene Sünder sucht schließlich die Ahnengruft als fremder Bettler auf. Es ist Lebenswahrheit darin. „Der Mutter Segen" bietet das volle Gegenstück, wie schon der Titel sagt. Die ganze Hauptaction ist auf ein paar Stunden zusammengedrängt; Ort: das Schlachtfeld von Weißenburg; wir haben also eine Scene aus dem großen deutsch-französischen Kriege vor uns. Inhalt: Eine alte französische Mutter verliert in jener gewaltigen Schlacht den einzigen Sohn; von Ahnungen gequält, ist sie in jenen Tagen dem Heere gefolgt und findet den geliebten Todten auf der Walstatt. Neben ihm liegt ein Preuße, auch auf den Tod verwundet. Die Französin in ihrer Bitterkeit will den Nationalfeind verkommen lassen, da stöhnt er das Wort „Mutter". Sie schrickt auf, nimmt sich des Feindes statt des eigenen todten Sohnes an, pflegt und rettet ihn; er lohnt ihr, die lebensmüde dem Grabe zugeht, mit der Liebe eines Sohnes, erbt dafür von ihr noch ein kleines Kapital und kehrt dann beglückt zur echten Mutter und liebenden Braut zurück. Diese Situationen und ihre Träger sind von hoher und ergreifender menschlicher Liebenswürdigkeit. So auch die letzte Erzählung „Marie". Eine junge arme Näherin, während des Winters mit dem blinden Vater in kalter Bodenkammer logirt, ist auf das letzte Stadium des Hungers heruntergekommen und entschließt sich aus Verzweiflung, zum ersten mal betteln zu gehen. Da führt der Zufall einen großmüthigen Arzt vorbei; er rettet die an der äußersten Grenze des Elends Angekommenen und gewinnt dafür in der reinen Jungfrau eine liebende Gattin. Sie sind dünn gesäet, die Doctor Werner! Das ist der einzige Einwurf gegen das fesselnde Lebensbildchen.

Die Hauptnummer: „In der Fremde", bietet die volle Lebensgeschichte einer Frau vom Kinde bis zur gereiften Jungfrau und glücklichen Gattin. Die Erzählung spielt in Deutschland und England. Editha von Förster wird durch eine junge und herrschsüchtige Stiefmutter schlau aus dem Vaterhause gedrängt, bei reichen Verwandten und in einer vornehmen Pension erzogen, doch ohne Liebe; sie ist um ihre Jugend gebracht. Als Jungfrau heimgekehrt, verlobt sie sich einem Gespielen ihrer Kindertage; er entpuppt sich aber als leichtfertiger, gewissenloser Mensch, sie löst auf feine Weise das unhaltbare Band und geht als Gesellschafterin einer sehr reichen Familie nach England. Hier wird sie der Liebling der gemüthreichen alten Hausfrau, von der herzlos oberflächlichen Tochter dagegen als Spielball ihrer Launen misbraucht, wogegen sie freilich die weibliche Würde zu wahren versteht. Von dem zurückgekehrten Lord erst stolz ignorirt, gewinnt sie ganz ungesucht durch Schönheit und Geist, Herzensreinheit und Charakterstärke bald seine volle Hochachtung, dann dessen hingebende Liebe und wird zu seiner glücklichen Gattin erhoben. Uebrigens sehen wir trotz des feinen Abschlusses gerade genug von dem bekannten Zuschnitte der hohen englischen Gesellschaft durchschimmern, um in unserer Abneigung gegen sie bestärkt

zu werden. Die Geschichte ist so einfach natürlich wie möglich und ist doch die eines halben Lebens und vollen Herzens.

Es besteht eine nicht zu übersehende Differenz zwischen dieser Verfasserin und derjenigen der folgenden Novelle. In der letztern spricht immer die Frau der vornehmen Welt, und selbst in dem Feinsten und Besten, was ihre Erzählung bietet, in der Selbstentwickelung ihrer Heldin, ist immer noch viel von salonartigem Schliff. Bei jener dagegen ist es einfach das gemüthvoll angeregte Weib, das in wahren und reinen Tönen spricht und uns herzlich fesselt. Es ist wahr, Valeska von Gallwitz idealisirt: Idealgestalten sind Editha und der hochherzige englische Lord, sind Marie und der edle Doctor Werner; und trotzdem bewahren auch sie noch genug Lebenswahrheit in sich, um nicht schattenhaft zu verblassen. So könnten die Menschen sein, wenn sie es auch durchweg nicht sind. Ein reicher Fonds von Gemüth! Gleich im Anfange von „In der Fremde" die so weich und doch so ergreifend zum Herzen sprechende Scene des Scheidens, als der von der zweiten Frau beherrschte und gequälte Vater in bitterer Wehmuth sich die geliebte Kleine vom Herzen reißen läßt und diese, fast noch unbewußt, in tiefem Weh empfindet, daß eine kalte Hand in ihr zartes Leben eingegriffen und ihr das Kindesglück geraubt hat. Und wie man ein Kindesgemüth ansassen und nicht auffassen soll, läßt sich da auch mit vollständiger Klarheit lernen: Puppen oder Menschen erziehen! In der leichtfertigen Kokette Paula ist der Gegensatz zur charakterfesten Editha gegeben; in der letztern Freundin Marie und dem Bruder Heinrich, die ein Paar werden, spielt sich eine fast romantisch naive kleine Liebesgeschichte ab, wie sie selten so rein zwischen einer armen Musiklehrerin und einem angehenden Offizier vorkommen dürfte. Das stille Gemüth und die friedliche Phantasie der Verfasserin bevorzugen gute Menschen und reine Regionen.

Was in der kurzen Novelle „Ada" der Gräfin Lilla von und zu Eglofffstein (Nr. 6) an Gehalt zu suchen ist, das liegt ausschließlich auf seiten der seelischen Zeichnung und trifft vor allen andern die Gestalt, nach welcher mit Recht als dem lebenden Centrum die Erzählung sich benennt. Ada ist ein zwanzigjähriges Mädchen höhern Standes, das in eigenartiger Situation sich entwickeln und bewähren soll. Die Geschichte spielt bis zur Krisis in dem eleganten Weltcurort Nizza. Ada, eine Deutsche, erscheint zunächst als ein fast bis zum Uebermuth lebensfrohes, schönes und reiches Mädchen, bis das Leben tiefernsten Gehalt in ihr aufdeckt. Die Geschichte ist diese: Viel umflattert und umworben, hält sie ihr Herz frei, bis der Rechte kommt; das ist ein Russe von ausgezeichneter Familie, Herr von Maritzky. Die zwei, füreinander geschaffen, werden gleichzeitig von den Pfeilen des tückischen Gottes Amor getroffen, zunächst zu schwerer Prüfung und zum Leide. Der junge Mann ist nämlich schon verheirathet, doch unglücklich, die kranke Frau im Irrenhaus; Schicksalsfrage, wie lange die Unheilbare aushält, und ob sie nicht endlich noch gar die beiden Gesunden mit ihren doch nun auch nur halben Herzen überdauert. Die Fundamentalfrage ist: wie läutern und stählen sich die zwei Betroffenen im Kampf mit dem Unvermeidlichen? Bleiben sie rein und groß? Und da hat nun die Verfasserin alle Liebe auf ihre Hauptgestalt geworfen. Es vergehen sieben Jahre des Hangens und Bangens; jedes kämpft in sich, und schon sind sie zum völligen Entsagen gekommen, als der Tod eingreift: die Kranke macht Platz, ein neuer Tag bricht an. Wie wäre die andere Lösung gewesen, die das Leben in ähnlichen Krisen etwa auch darbietet, daß nämlich eins der Gesunden mitten aus dem Zagen und Hoffen herausgerissen, dem Tod überantwortet worden wäre? Die psychische Zeichnung — und in ihr ruht alles — ist nicht ohne Wahrheit; übrigens aber hat die Erzählung in den Nebenpartien etwas zu viel vom modern eleganten Welttou, von Salonmanier. Der Stil ist nicht tadellos; gewisse Manieren der Satzführung mindestens unschön. Zum Verdienst rechnen wir es auch an, daß da und dort die Hohlheit und Oberflächlichkeit der vornehm nichtsthuenden Gesellschaftskreise mit ironischem Anfluge gezeichnet ist: man nehme den Zech- und Schwatzcirkel der jungen Fante von . . . in London House und im weitern Verlauf eine Anzahl ebenbürtiger Klatschschwestern, ganz nach dem Leben. Die Familie Maritzky ist ganz ideal gehalten.

Zum Schluß Adolf Glaser's „Zerbrochene Kronen" (Nr. 7). Die Erzählung ist offenbar eine bloße Nebenschöpfung, eine Federübung des so bekannten und beliebten Autors, der ja gleichzeitig in dem Roman „Moderne Gegensätze" ein größeres Werk geschaffen hat. Wir stehen in der Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung unter dem eisernen Napoleonischen Druck. Centrum der Erzählung ist das Ländchen und das abgesetzte Herrscherhaus Braunschweig, dieses nach zweifacher Richtung. Die Schlacht bei Jena ist geschlagen; der berühmte und unglückliche Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, zum Tod verwundet, sucht und findet zu Ottensen eine Friedensstätte, um zu sterben. Nun handelt es sich um eine doppelte Action. Auf deutschem Boden sind es die Versuche des von dem Verstorbenen zum Nachfolger ernannten Herzogs Friedrich Wilhelm und seiner Gesinnungsgenossen, den umgestürzten Thron wieder aufzurichten. Auf dem Boden von England aber, wohin uns ein wichtiger Theil der Handlung führt, spitzt sich alles Interesse in dem gleichzeitig das Haus Braunschweig treffenden Drama zu, dem sehr übel berüchtigten Skandalproceß, welchen der schrankenlos ausgelassene Kronprinz und spätere König Georg IV. im Verein mit der hohen englischen Aristokratie gegen seine ihm verhaßte Gemahlin Karoline führt und nicht ruhen läßt bis zum Tode der unglücklichen Frau. Leidlich zusammengehalten werden beide Theile der Handlung durch die Person eines diplomatischen Hauptagenten der schwer verfolgten Fürstenfamilie, der nach beiden Richtungen thätig und so ziemlich der Held in der Erzählung ist. Eine der besten Seiten

an der Arbeit ist der in wiederholtem Ansatz gemachte Versuch, den Charakter jener allerdings ganz eigenartigen und etwas excentrischen, aber darum nicht unedeln Fürstin anschaulich darzulegen. Einige Charakterzeichnungen, französisches und deutsches Wesen im schroffen Gegensatz zeigend, ragen hervor. Im ganzen wird man aber dem Werkchen kein großes Gewicht beizulegen haben.

J. J. Honegger.

Deutsche Geschichte.

Während unsere Geschichtschreibung sich der Behandlung gerade der ältesten Zeiten deutschen Volksthums lange Jahre hindurch ziemlich fern gehalten hat, wendet sie sich derselben in neuester Zeit mit gesteigertem Eifer und unverkennbarer Vorliebe zu. Denn die Geschichtsforschung hat auch diesen Stoff stets als einen besonders wichtigen erkannt und unausgesetzt zum Gegenstande ihrer methodischen Studien gemacht: die ungewöhnliche Schwierigkeit desselben, die Unfertigkeit des zu bearbeitenden Materials und die stete Bereicherung desselben durch die neuerdings so schwunghaft betriebene eigentliche Alterthumsforschung ließen eine zusammenfassende Behandlung als unthunlich erscheinen. Sprachforschung, Rechtsgeschichte, Verfassungsgeschichte, topographische Specialforschung, Alterthumskunde haben erst den Boden bereiten müssen, auf dem eine wissenschaftlich begründete abschließende Behandlung der ältesten deutschen Geschichte möglich wurde. Es handelt sich zudem bei dieser Arbeit nicht um eine einfache Popularisirung der von der Wissenschaft gewonnenen Ergebnisse, sondern um die streng wissenschaftliche Zusammenfassung einer schwer übersehbaren Masse von Einzelforschungen, von denen namentlich in früherer Zeit manche durch ihren dilettantischen Charakter der Sache mehr Schaden gethan als Förderung gewährt haben. Leider fehlt es auch heute noch immer nicht an solchen dilettantischen Versuchen: dieselben machen einen um so befremdlichern Eindruck, je mehr gerade auf diesem Gebiete durch ein Zusammenarbeiten der verschiedenen sich ergänzenden Specialfächer die strengste wissenschaftliche Methode mit ihrer unerbittlichen Kritik zur Herrschaft gebracht worden ist. Zuweilen vermag man wirklich nicht zu fassen, in welcher Absicht und zu welchem Zweck Schriften jener ältern Art noch jetzt in die Welt hinausgesandt werden, denen nicht selten auch der nicht fachmännisch geschulte Leser den Dilettantismus und die Unwissenschaftlichkeit ansieht. Dieser Kategorie rechnen wir zu:

1. Die alten Germanen in der Universalgeschichte und ihre Eigenart. Von Franz Babsch. Wien, Hölder. 1880. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Verfasser möchte seine Schrift „am liebsten als ein Studienergebniß" bezeichnen. Er theilt den Stoff in drei Paragraphen. Im ersten will er die Frage beantworten, an welche Stelle die Germanen in der Universalgeschichte zu setzen sind. Glaubt er aber wirklich etwas Neues zu verkünden, wenn er nach einer Reihe ziemlich allgemeiner und nicht immer klarer Erörterungen mit Emphase ausruft: „In der That, nach den Römern sind die Germanen in die Universalhistorie als leitende Factoren der Geschicke der Menschheit einzufügen." Ebenso wenig kann der zweite Abschnitt, welcher die fortschreitende „wissenschaftliche" Erkenntniß der Germanen durch Griechen und Römer behandelt, Anspruch machen Neues zu bieten, abgesehen davon, daß man von einer wissenschaftlichen Erkenntniß in Bezug auf das deutsche Alterthum doch bei den Griechen so wenig wie bei den Römern sprechen kann: denn von einem „forschenden Auge Cäsar's und Tacitus'" gegenüber germanischen Cultur- und Rechtszuständen zu sprechen, ist doch eine arg übertreibende rhetorische Figur. Auch der dritte Abschnitt, welcher die Eigenart der Germanen behandelt, beschränkt sich auf eine in der Form nicht immer geschmackvolle Reproduction längst bekannter Dinge. Die am Schluß gegebenen Berichtigungen, an sich unwesentlich, sind charakteristisch für die Flüchtigkeit, mit der die 90 Seiten umfassende Arbeit fertig gestellt wurde, und für die mehrfach ungenügende Vorbereitung ihres Verfassers.

Nicht minder entschieden müssen wir auch das folgende Buch ablehnen:

2. Geschichte der deutschen Nation, nach den Grundzügen ihrer Entwickelung dargestellt von Hermann Michael Richter. Berlin, Seehagen. 1882. Gr. 8. 5 M.

Nach der Vorrede und dem dieselbe reproducirenden Buchhändlerprospect, welcher dem Buche beigegeben ist, möchte man annehmen, daß jetzt endlich die längst ersehnte kurze und bündige, aber erschöpfende populäre deutsche Geschichte geschrieben worden sei! Denn der Verfasser will die Entwickelung der deutschen Nation „nicht in der Aufeinanderfolge einer Reihe mehr oder minder wichtiger Details, sondern durch die Hervorhebung der großen Züge dieser Entwickelung" darstellen. „Deshalb ist nicht auf die militärischen oder diplomatischen Annalen das Hauptgewicht gelegt, sondern alle Aeußerungen der Nationalthätigkeit sind mit derselben Aufmerksamkeit behandelt worden. Nicht einzelne Persönlichkeiten oder Klassen wollte der Verfasser hervorheben, sondern auf jene Millionen von Existenzen, welche vor uns gewesen und deren Wachsthum und Bewegung die Geschichte hervorbringen, wollte er «einen Strahl des Lichts» fallen lassen. So bietet diese Geschichte etwas ganz Neues und ist ein Unicum in unserer Literatur." Ein großes Wort! Schade nur, daß es in

keiner Hinsicht zutrifft, daß dies Buch namentlich insofern leider kein Unicum ist, als ähnlich oberflächliche und durch und durch unhistorische Bücher in unserer populären historischen Literatur noch immer allzu häufig vorkommen. Ohne an der guten Absicht des Verfassers zweifeln zu wollen, müssen wir diese deutsche Geschichte doch als eine völlig verfehlte bezeichnen. Namentlich in den ersten Abschnitten zeigt es sich, daß der Verfasser seiner Aufgabe nicht gewachsen ist. Welch wunderliche, durchaus unhistorische Anschauung, den Kampf der Teutonen gegen die Römer auszugeben für den „Beginn jenes zweitausendjährigen Kampfes zwischen den italischen und deutschen Völkern, der erst in den Jahren 1866 (!) und 1870 seinen Abschluß gefunden", und zu behaupten, „auf den Feldern bei Aix in der Provence hat er begonnen, bei Königgrätz in Böhmen ist er beendet worden". Unrichtig ist es, die Zeit der Römerherrschaft über Deutschland als die „Lehrjahre der Germanen", die der germanischen Eroberung im römischen Reich als die „Meisterjahre" derselben zu bezeichnen. Auch von den Reichen der Ostgothen, Vandalen u. s. w. als „arianischen" Staatenbildungen zu sprechen, ist zum mindesten recht schief. Die spätern Partien des Buchs sind nicht erfreulicher: namentlich wird der Ausdruck in dem Streben nach prägnanter Kürze oft nicht blos ungelenk, sondern undeutlich. Auch an Unrichtigkeiten fehlt es nicht: Arnold von Brescia kann doch kaum „ein großer Reformator" heißen; Heinrich der Löwe soll Kaiser Friedrich I. 1174 unterwegs plötzlich verlassen haben. Es widerspricht den Thatsachen, wenn behauptet wird, die Niederlage bei Legnano sei „so vollständig gewesen, daß Friedrich I. froh sein mußte, einen erträglichen Frieden zu erhalten"; daraus und aus dem Nächstfolgenden sieht man, der Verfasser hat von dem großen historischen Inhalt jener Zeit kaum eine Ahnung. Als Curiosum sei schließlich noch angeführt, daß der Verfasser am 18. Januar 1871 dem siegreichen König von Preußen die deutschen Fürsten „durch den Mund des mächtigsten unter ihnen" das Kaiserthum übertragen läßt — man sieht, wohin die unklare Knappheit des Ausdrucks führt.

In eine ganz andere geistige Atmosphäre treten wir mit der Betrachtung der beiden folgenden Werke, der bedeutendsten Erscheinungen, die im Gebiete der ältern deutschen Geschichte aus neuerer Zeit zu verzeichnen sind, so verschieden sie ihrer Anlage nach sein mögen, und so sehr ihre Autoren in Bezug auf die gewonnenen Ergebnisse in manchen Punkten voneinander abweichen.

3. Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen. Von Georg Kaufmann. Zweiter Band: Von dem römischen Weltreich bis zu der geistlich-weltlichen Universalmonarchie des Mittelalters. 419—814. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1881. Gr. 8. 7 M. 80 Pf.

Wir haben bereits beim Erscheinen des ersten Bandes, der die Germanen der Urzeit behandelte, Eigenart und Verdienst der Kaufmann'schen Arbeit eingehender gewürdigt. Aus gründlichen Quellenstudien erwachsen, aber ohne mit den Spuren derselben beladen zu sein, gibt das Buch in gefälliger Sprache eine auf weitere Leserkreise berechnete Darstellung der Zeit, während deren die leitende Stellung in der Geschichte des Abendlandes von den Römern auf die Germanen überging. In dem Streben, ein einheitliches und lebendiges Bild zu gewinnen, hat der Verfasser namentlich die culturgeschichtliche Seite, die nicht selten allzu sehr vernachlässigt wird, sorgsam behandelt und aus der wenig bekannten und nicht eben erfreulichen Literatur des sinkenden Römerthums manches lehrreiche und für weitere Kreise jedenfalls neue Bild aus dem geistigen Leben jener für die abendländische Menschheit entscheidenden Epoche gewonnen. Der vorliegende zweite Band behandelt die vier Jahrhunderte von der Entstehung des tolosanischen Reichs der Westgothen bis zum Tode Karl's des Großen, des Schöpfers der geistlich-weltlichen Universalmonarchie des Mittelalters, die, wenn auch nicht der Form nach, so doch dem Wesen nach die Entwickelung der folgenden Jahrhunderte in maßgebender Weise bedingt und beherrscht hat. Es ist damit ein ebenso wichtiger wie äußerlich umfänglicher Stoff in einem verhältnißmäßig beschränkten Raume behandelt: das erklärt und entschuldigt es, wenn die Darstellung hier und da mehr skizzirt als ausgeführt ist und die Arbeit infolge dessen zuweilen den Eindruck einer Reihe von locker aneinandergefügten Essays macht. Ueberall aber muthet uns die Darstellung als lebhaft, geistvoll und auf gründlicher Sachkenntniß beruhend an. In einigen Specialfragen freilich kann man der Auffassung des Verfassers nicht ohne weiteres beitreten. Zur Begründung einzelner Züge seiner von der üblichen Auffassung abweichenden Darstellung hat er am Schlusse einige ausführlichere Anmerkungen gegeben, welche Controversen aus der Geschichte der Westgothen, dann namentlich die neuerdings viel erörterte Frage nach den Schenkungen der Karolinger an die Päpste behandeln. Anderes verheißt er späterhin durch einen besondern Band „Forschungen" eingehend zu erledigen.

4. Geschichte der Völkerwanderung von Eduard von Wietersheim. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage besorgt von Felix Dahn. Zwei Bände. Leipzig, T. O. Weigel. 1881. Gr. 8. 30 M.

E. von Wietersheim's „Geschichte der Völkerwanderung" erschien zuerst in vier Bänden 1859—64. So wenig man gewisse Mängel des Buchs in Abrede stellen konnte — eine übermäßige Breite auf der einen, allzu lockere Anordnung auf der andern Seite, die Hereinziehung mancher gar nicht zur Sache gehöriger Dinge —, so hat dasselbe doch neben mancher Anfechtung vielfache Anerkennung erfahren, die Sache wesentlich gefördert und auf das ganze Studiengebiet anregend eingewirkt. Nachdem die erste Auflage seit längerer Zeit vergriffen, konnte die Herstellung einer neuen nur erwünscht sein, bei welcher man auf Kürzung, auf bessere Anordnung und Ergänzung und

auf Berichtigung in manchen Einzelheiten sehen mußte. Diese schwierige und nicht ganz dankbare Aufgabe zu lösen, war jedenfalls Felix Dahn durch seine langjährige Beschäftigung mit dem von Wietersheim behandelten Gegenstande in erster Linie berufen, und er hat sich derselben mit ebenso viel Energie wie Pietät entledigt. Zunächst ist der Umfang des Werks von vier Bänden auf zwei reducirt, indem der Herausgeber einen der Sache ganz fremden, sehr umfänglichen Abschnitt über die älteste römische Geschichte und Verfassungsentwickelung ganz ausgetilgt, eine Menge überflüssig oder hinfällig gewordener Specialuntersuchungen gestrichen, andere in den Anhang verwiesen und sonst noch die Darstellung vielfach durch glückliche Kürzungen auf geringern Raum beschränkt hat. Aber auch sonst ist das Buch der sorgsamsten Durchsicht unterworfen worden, und jede Seite fast zeigt die Spur der bessernden Hand des Herausgebers; einzelne Partien, wie z. B. die über die altgermanische Verfassung, wo von Wietersheim's Darstellung ganz veraltet war, sind von Grund aus neu gestaltet worden. Dem ersten Bande ist außerdem eine Karte beigegeben, welche H. Kiepert von den Sitzen der germanischen Völker vor ihrer Wanderung entworfen hat; der zweite Band enthält außer einem vortrefflichen Index, der die Brauchbarkeit des Buchs wesentlich erhöht, eine von Felix Dahn angefertigte Uebersicht der Quellen und der Literatur, die besonders dankenswerth ist, weil sie, nicht alphabetisch, sondern systematisch angelegt, die Quellen nach den Zeiten, die Literatur nach den Gegenständen und nach den Völkern ordnet und sich auf eine Auswahl des wirklich Werthvollen und Brauchbaren beschränkt.

5. Geschichte der deutschen Staatsverfassung bis zur Begründung des constitutionellen Staats. Von Wilhelm Sickel. In drei Abtheilungen. Erste Abtheilung: Der Freistaat. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1879. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Nachdem Georg Waitz seine groß angelegte „Deutsche Verfassungsgeschichte" erst unlängst mit dem achten Bande zum Abschluß gebracht hat, überrascht es einigermaßen, ein Werk in die Oeffentlichkeit treten zu sehen, welches die Behandlung ganz desselben Gegenstandes zum Zwecke hat, wenn es auch die Grenzen seiner Betrachtung zeitlich von vornherein viel weiter gesteckt hat. Nun ist ja freilich die ältere deutsche Verfassungsgeschichte bekanntlich eins von den Gebieten, welche, so oft und so gründlich sie durchgearbeitet sind, doch immer noch neue Probleme darbieten oder doch die Möglichkeit lassen, oft behandelten Fragen eine neue Seite abzugewinnen oder dieselben durch Hervorhebung bald dieser, bald jener Partie der meist dürftigen und nicht immer klaren Quellen in etwas anderer Weise zu lösen, als es die frühern Bearbeiter gethan haben.

Aehnlich verhält es sich auch mit dieser neuen Darstellung der ältern deutschen Verfassungsgeschichte, die insbesondere den deutschen Freistaat, d. h. die deutsche Verfassung bis zur Entstehung des fränkischen Reichs, behandelt. Neue Quellen stehen dem Verfasser derselben nicht zu Gebote, wie wir ja überhaupt auf eine irgend nennenswerthe Bereicherung unsers Materials nach dieser Seite hin kaum zu hoffen haben. Das Neue und Charakteristische der Sickel'schen Arbeit liegt vielmehr in der Methode. In Bezug hierauf steht dieselbe in einem ziemlich diametralen Gegensatz zu dem grundlegenden Werke von Waitz. Letzterer geht aus von der vollständigen Sammlung aller irgend zur Förderung unserer Kenntniß geeigneten Quellencitate, ordnet, sichtet und sondert dieselben in kritischer Prüfung nach ihrem Werthe und zieht aus den als brauchbar befundenen das Ergebniß. Mit peinlicher Sorgfalt wird alles ausgeschieden, was sich als nicht völlig beglaubigt erweist; nirgends wird die fehlende Ueberlieferung durch ein willkürliches Combiniren oder gar durch das Schaffen der frei waltenden Phantasie ergänzt. In der Arbeit Sickel's dagegen spielt die Combination eine außerordentlich große Rolle: darin möchten wir, soweit sie bisjetzt vorliegt, das für sie Charakteristische sehen, daß sie von gewissen allgemeinen Rechtsideen aus die Bindeglieder construirt, welche die abgerissenen Stücke der unvollkommenen Ueberlieferung zu einem organischen Ganzen zusammenfügen sollen. Niemand wird leugnen, daß das mit Sachkenntniß, scharfsinnig und mit Geist geschieht, aber es wird auch niemand behaupten können, daß die gewonnenen Resultate irgendetwas Zwingendes haben, irgend die Gewähr für ihre Richtigkeit in sich tragen. Sickel speculirt zu viel, er sucht in den staatsrechtlichen Verhältnissen der alten Deutschen eine Systematik, welche nicht darin enthalten war, und behandelt ihr zu Liebe die Quellen ungleichmäßig und zuweilen fast gewaltsam. Es hat ja viel Bestechendes, wenn man von dem Freistaat, dem Staatsgedanken, der Rechtsgleichheit der Bürger, von der Amtsgewalt, der Amtscompetenz, der Militärhoheit, vom Finanzwesen, vom diplomatischen Verkehr u. s. w. bei den alten Deutschen hört: das sind Begriffe und Institutionen, die uns allen aus der Praxis des modernen politischen Lebens durchaus geläufig sind, die sich aber doch nicht im entferntesten mit demjenigen decken, was hier aus dem altgermanischen Staatswesen damit bezeichnet wird. Auf diesem Wege verliert man den sichern historischen Boden nur allzu leicht unter den Füßen und wird durch die Verlockungen geistreichen Parallelisirens dahin geführt, Mögliches und Denkbares für historisch gewesen anzusehen. Vom Standpunkte der exacten historischen Methode muß eine Beweisführung, wie sie sich hier bei Sickel zuweilen findet, entschieden verworfen werden. In einer Anmerkung heißt es z. B.: „Ein unmittelbarer oder auch nur ein mittelbarer Beweis der Existenz der bezeichneten staatsrechtlichen Gedanken kann aus den Quellen nicht erbracht werden, aber der Gesammteindruck der Berichte hat mich überzeugt, daß der König mehr als Präsident, weniger als alleiniger Souverän gewesen ist u. s. w.": das ist

eine Subjectivität der Geschichtschreibung, die wissenschaftlich nicht vertheidigt werden kann.

So entschieden wir gegen die Sickel'sche Methode Einsprache erheben und dieselbe als gefährlich zurückweisen müssen, so wollen wir doch andererseits auch nicht in Abrede stellen, daß sein Buch sich durch Gedankenreichthum und Frische der Auffassung und Darstellung auszeichnet und ebenso sehr interessirt wie beschäftigt und anregt. Ohne Frage wird es auch insofern anregend wirken, als es für die erneute Behandlung eines und des andern Punktes aus der ältern deutschen Verfassungsgeschichte den Anlaß gibt.

6. Geschichte der europäischen Saaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. von Giesebrecht. 42. Lieferung. Erste Abtheilung: Geschichte Baierns von Siegmund Riegler. Zweiter Band. Gotha, F. A. Perthes. 1880. Gr. 8. 10 M.

In zwei Büchern (dem sechsten und siebenten) behandelt der vorliegende Band des verdienstvollen Riegler'schen Werks im ganzen die Zeit von 1180 bis 1347, von der Einsetzung der Wittelsbacher in das bairische Herzogthum bis zu dem Tode Ludwig's des Baiern. Erschöpfende kritische Verwerthung des reichen Quellenmaterials und ansprechende geschmackvolle Darstellung zeichnen auch diesen zweiten Band vortheilhaft aus. Das Buch gibt einen werthvollen Beitrag zur allgemeinen deutschen Geschichte, die unausgesetzt berücksichtigt wird, da nur auf ihr als dem Hintergrunde die besondere Entwickelung Baierns sich richtig und scharf abhebt. Von besonderm Werth ist die in der zweiten Hälfte des vorliegenden Bandes gegebene sehr ausführliche Darstellung der Geschichte Ludwig's des Baiern und seines Kampfes mit dem Papstthum: dieselbe ergänzt in vortrefflicher Weise eine längst schmerzlich empfundene Lücke in unserer historischen Literatur, welche gerade diesen Gegenstand, der durch seine augenfälligen Beziehungen zu unserer Zeit und den dieselbe bewegenden Fragen ein besonderes Interesse erregt, auffallend vernachlässigt ist. Besonders hervorgehoben zu werden verdient noch die sorgsame Berücksichtigung aller culturgeschichtlichen Momente, deren ausführlicher und sehr glücklicher Behandlung ein ziemlich breiter Raum zugestanden ist.

7. Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs von Anton Gindely. Vierter Band: Die Strafdecrete Ferdinand's II. und der Pfälzische Krieg: 1621—23. Prag, F. Tempsky. 1880. Gr. 8. 10 M.

Gindely's großartig angelegtes Werk, für welches der unermüdliche Forscher ein sehr reiches, bisher ungenutztes Material zusammengebracht hat, schreitet mit erfreulicher Rüstigkeit fort. Der vorliegende vierte Band bietet namentlich viel Neues und stellt den ersten großen Wendepunkt des Kriegs in einer von der bisher üblichen Auffassung vielfach abweichenden Art dar. Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß der Titel desselben eigentlich hätte lauten müssen: Die Uebertragung der Kur auf Maximilian von Baiern. Denn der politische und militärische Kampf während der Jahre 1621—23 drehte sich allein darum, ob der Kaiser sein dem Herzog von Baiern gegebenes Versprechen halten und ihm die Kur übertragen würde oder nicht. Nur um diese Zusage erfüllbar zu machen, wurde der Pfalzgraf geächtet und der Krieg gegen ihn und seinen erblichen Besitz geführt. Wie Gindely auf Grund eines reichen archivalischen Materials zeigt, war es allein Maximilian's Unnachgiebigkeit und Beharrlichkeit in Verfolgung des enggesteckten Ziels, die den Kaiser zur Einhaltung seines Versprechens nöthigte und auf dem Deputationstage zu Regensburg die Uebertragung der Kur zur Folge hatte. Der Wittelsbacher mit seinem Ehrgeiz und seinem Machtstreben steht damals im Centrum der deutschen Geschichte und hat, um seinen persönlichen und seines Hauses Antheil zu fördern, auf die Entwickelung Deutschlands einen unendlich verhängnißvollen und nicht zu verantwortenden Einfluß ausgeübt. Ohne ihn, so scheint es, wäre damals bereits das Ende des durch die böhmischen Wirren veranlaßten Kriegs herangekommen und Europa und namentlich Deutschland vor namenlosem Elend bewahrt geblieben.

8. Geschichte des deutschen Volks in kurzgefaßter Darstellung erzählt von David Müller. Prachtausgabe, in der Reihenfolge der Auflagen die neunte, besorgt von F. Junge. Mit einem Bildniß Kaiser Wilhelm's nach einer Original-Kreidezeichnung von A. von Werner. Berlin, Vahlen. 1881. Gr. 8. 11 M.

Ein alter Bekannter in einem neuen, außerordentlich stattlichen Gewande! David Müller's deutsche Geschichte nimmt unter den zahlreichen Werken dieser Art einen hervorragenden Platz ein durch die kurze und übersichtliche, dabei aber lebendige und geschmackvolle Darstellung, welche von einem edeln Patriotismus getragen und durchgeistigt wird; ein vortreffliches Jugendbuch, wird sie auch von dem gebildeten Manne gern zur Hand genommen werden, wenn derselbe sich ein übersichtliches und anschauliches Gesammtbild von der Entwickelung seines Volks vor Augen stellen will. Diese „Prachtausgabe" — ihr Erscheinen ist wol veranlaßt durch die auf diesem Gebiete gegenwärtig herrschende Concurrenz und das Ueberwuchern der illustrirten Geschichten aller Art — macht einen sehr stattlichen und vornehmen Eindruck. Doch müssen wir gestehen, daß das pompöse Aeußere zu dem schlichten und natürlichen Wesen des Buchs nicht recht stimmen will. Eine recht dankenswerthe Beigabe ist das Bild des Kaisers Wilhelm nach einer im Februar 1880 gemachten Kreidezeichnung von Anton von Werner.

Hans Prutz.

Vermischte Schriften über ausländische Literatur.

1. Pietro Aretino und italienische Charakterköpfe von Siegfried Samosch. Berlin, Behr. 1881. 8. 3 M.

In eleganter Ausstattung bietet uns hier der in eben so elegantem Stil schreibende Verfasser eine Reihe Porträts oder „Charakterköpfe" aus der ältern und neuern italienischen Literatur, die er mit regem Eifer und Geschick pflegt und wie wol wenige in Deutschland kennt. Mit glücklichem Griff hat er fünf der hervorragendsten aus ihr herausgehoben, von denen jeder eine neue Richtung eingeschlagen hat und als Markstein seiner Zeit angesehen werden kann. Dabei sind sie meist unsern Anschauungen nahestehende Geister. Freilich sind die Charakterköpfe nicht mit gleicher Vortrefflichkeit ausgeführt und nicht alle heben sich scharf und hell vom Hintergrunde ihres Zeitalters ab. „Pietro Aretino" hat den Anschein eines zwar hübschen, aber nicht recht in die Tiefe gehenden modernen Porträts von Damenhand; „Carlo Goldoni" ist ein Studienkopf von Meisterhand gezeichnet; „Vittorio Alfieri" und „Pietro Cossa" sind den fein ausgeführten Bildern eines Danvyck oder Velasquez und endlich „Giosue Carducci" einem jener markigen Köpfe aus Rembrandt's Tuchmacherzunft von Amsterdam zu vergleichen.

Leicht anregend geschrieben, bildet bei allen fünf die Biographie, theilweise nach den eigenen Aufzeichnungen der Dichter, die Grundlage des Gemäldes, um im Bilde zu bleiben; dabei bemüht sich der Verfasser mit Glück, alle für die literarische Entwickelung derselben und für ihre Beziehung zu unsern Verhältnissen bedeutenden Züge hervorzuheben. Bei Pietro Aretino vermißt man jedoch eine Schilderung oder doch schärfere Andeutung der Renaissanceperiode, zu der seine Stellung allerdings gut angedeutet ist. Sein Verkehr mit Tizian, Franz I. u. s. w. würde allein schon zu der Annahme berechtigen, daß seiner Persönlichkeit jener dämonische Zug aufgeprägt war, welcher die hervorragendsten Männer der italienischen Renaissance kennzeichnet und auch heute noch eine bezaubernde Wirkung ausübt. Im Guten wie im Bösen setzten diese Männer ihre Persönlichkeit ganz und voll ein.

Bei „Goldoni" zeigt sich ein entschiedenes Streben, die durch seine Lustspiele hervorgerufene Umbildung der commedia dell' arte klar darzustellen; allein die Reichhaltigkeit des Stoffs verhinderte den Verfasser offenbar, in den knappen Raumgrenzen, die er sich gesteckt, ein vollständiges Bild von Goldoni's Wirken zu liefern.

Vortrefflich hingegen ist die Schilderung des wildbewegten, leidenschaftlichen, ja fast abenteuerlichen Lebens von Vittorio Alfieri, dem grimmen Tyrannenhasser und edeln Freund der Gemahlin Karl Stuart's, und des stillern Schaffens von Pietro Cossa, der die tiefsten Probleme der Leidenschaft in den verwickeltsten Verhältnissen einfach und meisterhaft zu lösen versteht. Wir wüßten nicht, welcher der beiden Skizzen wir den Vorzug geben sollten. In jeder wählt Samosch drei Tragödien: bei Alfieri „Virginia", „Saul" und „Mirra", bei Cossa „Nero", ein Drama, welches sogar in dem an die stolzen Römertragödien eines Corneille und Racine gewöhnten Paris gewaltiges Aufsehen erregte, ferner „Messalina" und „Kleopatra", und zeigt an ihnen den Entwickelungsgang der beiden Dichterheroen, wie jeder derselben von lockerer zu strafferer Verknüpfung, von einfachen Gefühlen und Affecten zu der aufs höchste gesteigerten Leidenschaft emporsteigt; während Alfieri aber mit immer einfachern Mitteln zu wirken versteht, baut Cossa aus den verwickeltsten Verhältnissen eine großartige historische und doch lebenswahre, erschütternde Tragödie auf — so in „Messalina" und „Nero", in denen der Dichter die trüben Bilder, die uns Tacitus von den beiden letzten Kaisern aus dem Julierhause entwirft, mit poetischer Schönheit verklärt und mit edler Lebenswahrheit durchdringt. Bei „Alfieri" betont Samosch besonders dessen Gegensatz zum französischen Drama, das zu seiner Zeit noch die Bühne beherrschte, und weist dann vor allem auf sein letztes Stück, „Mirra", hin, welches die Liebe einer Tochter zu ihrem Vater behandelt: ein Problem, das Alfieri in kunstvollster Weise löst. Samosch bemüht sich noch insbesondere, dasselbe gegen den Vorwurf der sittlichen Anstößigkeit zu vertheidigen.

Ein ganz anderes Genre der Dichtkunst vertritt der letzte der fünf Poeten, Giosue Carducci; er spricht uns vielleicht am meisten an, weil er, als echtes Kind unsers Jahrhunderts, die dasselbe bewegenden Ideen zum klaren Ausdruck bringt. Als ehrlicher und makelloser Republikaner, als treuer Kämpfer für staatliche und kirchliche Freiheit und für die so lang ersehnte Italia unita verdient er allein schon in dem ziemlich trüben politischen Leben Italiens einen Ehrenplatz; aber auch die italienische Literatur, welche im 19. Jahrhundert einen solchen Charakterkopf aufweisen darf, hat die günstigsten Aussichten für die Zukunft. Durch und durch originell erscheint Carducci sowol in seiner kirchlich-philosophischen Satire „Satana", als auch in seinen mannichfaltigen Oden, Elegien und andern Dichtungen, „die jene, niemals von ascetischer Entsagung angekränkelte Sinnlichkeit athmen, welche seit den Tagen Boccaccio's in Italien stets von neuem durch die Kunst geadelt ist".

Faßt man das Urtheil über Samosch's Schrift noch einmal kurz zusammen, so darf man wohl sagen, daß jeder durch deren Lektüre seine Kenntniß der italienischen Literatur in angenehmster Weise bereichern und sich dabei an der scharfen Zeichnung der fünf Charakterköpfe und den feinsinnigen Beobachtungen erfreuen wird.

2. Aus beiden Hemisphären. Englische Dichtungen des 19. Jahrhunderts, übertragen von E. Freiherrn von Beaulieu-Marconnay. Leipzig, Friedrich. 1881. 12. 3 M.

Dieser Band bietet bei eleganter Ausstattung recht ge-

lungene Uebertragungen einer Anzahl neuerer und neuester englischer und amerikanischer Dichter von Byron bis Swinburne und Mallock unter den erstern und von Sheckbury (dem Dichter des „Yankee-Doodle") bis Bryant. Die Anordnung ist eine sehr willkürliche, die chronologische Reihenfolge darin nicht streng beobachtet, auch ist eine Klassificirung nach dem Inhalte nicht vorgenommen worden. Darauf kommt es indeß nicht an, wenn nur das, was geboten wird, gut ist. Und das kann man von den meisten Stücken sagen. Das längste und eins der besten Gedichte ist Rosetti's „Des Sterbenden Beichte". Da dieser Dichter in Deutschland sehr wenig, wenn überhaupt (außer vielleicht im Original durch die Tauchnitz'sche Ausgabe seiner Dichtungen), bekannt ist, so können wir schon deshalb das Buch denjenigen gebildeten Deutschen empfehlen, die des Englischen nicht kundig sind.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Als Heinrich Heine den alten Julius Campe in seinen „Wintermärchen" „aller Verleger Blüte" nannte, dachte er nur an die genußvollen Stunden in den hamburger Austernkellern, wo Campe ihn oft traetirt hatte. In noch anderm Sinn kann wol Eduard von Hartmann den Besitzer von C. Duncker's Verlagsbuchhandlung in Berlin „aller Verleger Blüte" nennen; denn daß ein Verleger seinen Autor traetirt, kommt wol öfter vor, wenn die Verlagsartikel den erwünschten Absatz haben; daß aber ein Verleger ein Buch über seinen Autor schreibt, gehört gewiß zu den seltensten Vorkommnissen auf dem Literaturmarkte. C. Heymons hat eine Schrift verfaßt: „Eduard von Hartmann. Erinnerungen aus den Jahren 1868—81", und in seinem eigenen Verlag herausgegeben (Berlin, C. Duncker). Diese Aufzeichnungen, „Erinnerungen an eine lange Freundschaft und an eine gemeinsame Thätigkeit", bringen Mittheilungen über sein Leben, seine Krankheit, seine erste und zweite Frau, welche gewiß allen Freunden des geistvollen Denkers willkommen sein werden. Auch sämmtliche von Hartmann verfaßten Werke werden hier verzeichnet und deren buchhändlerischen Erfolge constatirt; so erfahren wir, daß die „Philosophie des Unbewußten" acht Auflagen erlebte, die erste von 1000, die zweite von 1250, die dritte, vierte, fünfte, sechste von je 1500 Exemplaren, die siebente von 1750, die achte von 1250, und zwar in dem Jahrzehnt von 1868—78: ein in der philosophischen Literatur seltener, wol einziger Erfolg. Das Schriftchen ist zwar inspirirt von freundschaftlicher Zuneigung zu dem Philosophen, aber doch ohne Ueberschwenglichkeit abgefaßt.

— Unter dem Titel „Heil dir, mein Oesterreich" hat Julius Schanz deutsche Lieder aus der Gegenwart herausgegeben, welche gegenwärtig in dritter vermehrter Auflage vorliegen (Leipzig, Rühle). Abgesehen von den letzten Gelegenheitsgedichten, die sich mehr an Hoffeste anschließen, gehören die Gedichte von Schanz der volksthümlichen Liederpoesie an und verherrlichen den deutschen Geist in Oesterreich. So gleich das erste Gedicht „Heil dir, mein Oesterreich", ein Lied von geschlossener dichterischer Form und sangbarer Haltung, wie die folgenden zwei Strophen beweisen mögen:

Wo auf der Alm die Gemse springt,
Sein Nest der Adler baut,
In Schloß und Haus und Hütte klingt
Der deutsche Mutterlaut.
Wo ist ein Volk in That und Wort,
An Herz und Sinn uns gleich?
Der deutsche Geist ist unser Hort,
Heil dir, mein Oesterreich!...

Wer ging voran, als Karl der Held
Zuerst den Franzmann schlug
Und über Aspern Ruhmesfeld
Die Siegesfahne trug?
Wer schlug zuerst den Muselman
Aufs Haupt mit scharfem Streich?
Dein tapferes Volk ging kühn voran,
Heil dir, mein Oesterreich!

Aehnlichen Ton und Schwung haben die folgenden Gedichte: „Deutsch ist mein Oesterreich", „Hie deutsch und Oesterreich", die Hymne „Heilruf für Oesterreich" und „Oesterreich Heil zur guten Stunde".

— Von dem grundlegenden Werke Ludwig von Rönne's „Das Staatsrecht der preußischen Monarchie" (vierte, vermehrte und verbesserte Auflage, Leipzig, F. A. Brockhaus) liegen acht Lieferungen vor, und zwar ist der erste Band mit der fünften Lieferung abgeschlossen. Alle bisherigen Lieferungen, auch die drei ersten des zweiten Bandes behandeln die Verfassung Preußens in einer überaus eingehenden Weise mit erschöpfender Berücksichtigung aller neuen Gesetze und der parlamentarischen Berathungen, sodaß dieses Rönne'sche Werk für alle, die sich mit Politik beschäftigen, für alle preußischen Staatsbürger ohne Ausnahme als ein unentbehrliches Handbuch betrachtet werden kann.

— Von der prächtigen Chromo-Ausgabe von „Brehm's Thierleben" (Leipzig, Bibliographisches Institut) liegen jetzt die sechzehn Hefte, welche die Vögel behandeln, vor. Die colorirten Bilder sind von schönster Farbenwirkung. Nicht blos die buntglänzenden Prunkgattungen der Vogelwelt, wie die Papagaien und Kakadus, auch die verschiedenartigen Raubvögel, die Bartgeier, Weihen, Adler, Jagdfalken, ferner die Spechte und Graufischer werden uns mit überraschender Naturtreue und sprechender Physiognomie durch diese colorirten Abbildungen vorgeführt, die vom Maler Olaf Winkler unter Leitung berühmter Zoologen nach dem Leben dargestellt sind. Das Werk von Brehm hat in dieser Gestalt außer seinem allgemein anerkannten wissenschaftlichen Werth fast noch die Bedeutung eines künstlerischen Albums gewonnen.

— Der sechzehnte Band der Neuen Serie des Sammelwerks „Der Neue Pitaval" von A. Vollert (Leipzig, F. A. Brockhaus) enthält wie alle frühern Bände dieser Sammlung, die sich seit ihrer Begründung durch J. E. Hitzig und W. Häring andauernd eines wohlverdienten Rufs erfreut, eine Reihe interessanter Criminalgeschichten. Romanhaft gemahnt gleich der erste Aufsatz „Die Molly-Maguires in Pennsylvanien"; er enthält die Schilderung des Monstreproeesses gegen eine organisirte Bande von Mördern, Räubern und Brandstiftern, welche viele Jahre hindurch die Anthracitkohlenregion in Nordamerika terrorisirte; man glaubt eine Erzählung von Gerstäcker zu lesen. Die blutigen Vorgänge beim Schützenfest in Stabio, Vorgänge von politischer Bedeutung, werden in dem Aufsatz „Der Stabio-Proceß" geschildert. Einen Mord behandelt der Aufsatz „Der Landwirth Johann Friedrich Nikolaus Voigtritter", der insofern criminalistisch interessant ist, als er das Beispiel eines höchst schlagenden Indieienbeweises gibt. „Der Proeeß Hansen-Fischer" hat durchaus nicht den criminalistisch düstern Anstrich des vorigen: der Held desselben ist der Magnetiseur Hansen, der in Wien seine von Fischer in heftiger Weise angegriffenen Experimente machte. Letzterer wurde bekanntlich von der Anklage auf Ehrenbeleidigung freigesprochen.

— Von Friedrich Rückert's „Gesammelten poetischen Werken" (Frankfurt a. M., Sauerländer) erscheint eine neue, wohlfeile Auflage, in welcher auch einige redactionelle Aenderungen sich finden. Es bedarf nicht des Hinweises, welch ein reicher Schatz von Gedanken in einer Gesammtausgabe der Rückert'schen Dichtungen enthalten ist.

— Von Johann Wilhelm Schäfer's „Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts" erscheint eine zweite vermehrte und umgearbeitete Auflage, herausgegeben von Franz Muncker (Leipzig, T. O. Weigel). Die Resultate der neuern Forschung sind dem Werke einverleibt; dagegen glaubte der Herausgeber von einer neuen Gliederung und Anordnung des Stoffs absehen zu müssen; er habe indeß, ohne die biographische Schilderung der hervorragenden Autoren aufzugeben, dieselbe mehr in die Darstellung des allgemeinen innern Entwickelungsgangs verwoben. Doch ist Schäfer's Kritik der einzelnen Autoren oft berichtigt, meist ergänzt worden.

— In vierter Auflage liegt ein Meister- und Musterwerk deutscher ästhetischer Forschung: „Wilhelm von Humboldt's ästhetische Versuche über Goethe's «Hermann und Dorothea»", vor (Braunschweig, Vieweg). Ein geistreiches Vorwort von Hermann Hettner geht dem Werke voraus: er gibt zunächst eine Geschichte des Ursprungs der Schrift, dann eine Würdigung ihrer wissenschaftlichen Bedeutung. „Sie ist ebenso reich", sagt er, „an den tiefsinnigsten und treffendsten Beobachtungen, Erfahrungen und Urtheilen über Künstler, Dichter und Dichtwerke, wie sie nur einem sehr vielseitigen und warm und selbständig empfindenden und denkenden Kunst- und Literaturkenner zu Gebote stehen, als an den feinsten und seelenvollsten Einblicken in die Geheimnisse und Bedingungen des schöpferischen Künstlergeistes, wie sie niemals der abgezogene Schulphilosoph, sondern nur derjenige haben kann, der ein Stück lebendiger Künstlernatur in sich selbst trägt. Wie tief und feinsinnig sind, um nur Einiges namentlich hervorzuheben, die Schilderungen der dichterischen Gestaltenmalerei, die Betrachtungen über Homer und Ariost, wie innig und umfassend die Gesammtbeurtheilung Goethe's in seiner reinen und schönen Menschlichkeit, in seinem Verhältniß zum Alterthum und zu den neuern Dichtern, in seiner Deutschheit, und in jener tief innigen Verwandtschaft mit Rafael, welche sich jedem aufdrängt, der das Glück hat, beide Genien in ihrer innersten Eigenthümlichkeit zu kennen!" An einer Stelle des Vorworts sagt Hettner, indem er Schiller's Seelengröße gegenüber einem Buche rühmt, das zur Verherrlichung Goethe's geschrieben war, diese Seelengröße sei um so erhebender, „je neidischer und kleinlicher heute unsere Dichter, die freilich in ihrer großen Mehrzahl nur beifallssüchtige Schöngeister sind, das Lob überwachen, was dem einen oder dem andern gezollt wird". Wir können diesen Ausfall auf die Dichter der Gegenwart durchaus nicht billigen; wir meinen, daß es auch in unserer classischen Epoche und selbst unter den großen Geistern des kleinen Weimar nicht an Ausbrüchen der Scheelsucht und kleinlichen Zänkereien gefehlt hat, mag auch gerade das Schiller-Goethe'sche Freundschaftsbündniß in edler Haltung darüber gestanden haben. Die „Mehrzahl der Dichter" war damals nicht anders als heute: wozu immer die „bengalische Beleuchtung" für die Vergangenheit?

— Von dem bei der weiblichen Jugend beliebten Schrift, „Das Margaretenbuch. Eine Erzählung für die jüngere Mädchenwelt" von Th. von Saldern, liegt uns bereits die fünfte Auflage vor. Der eigentliche Zweck des Buchs, die elsaß-lothringische Bevölkerung mit Deutschland auszusöhnen, ist gewiß ein sehr löblicher; ebenso ist es der fromme Sinn, der sich darin ausspricht. Wäre nur die Darstellung nicht gar zu weitschweifig!

— Der auf dem Gebiete der Schachliteratur schon rühmlich bekannte A. van der Linde hat seine vorbereitende „Bibliographische Skizze der Schachliteratur" vom Jahre 1870 erweitert und nun unter dem Titel „Das erste Jahrtausend der Schachliteratur (850—1880)" bei Julius Springer in Berlin eine vollständige Bibliographie dieses interessanten, wahrhaft internationalen Spiels veröffentlicht. Die Zahl der verzeichneten Bücher und Zeitschriften, Gedichte u. s. w. ist bereits auf 3362 gestiegen, und das sehr gefällig ausgestattete Bändchen selbst umfaßt 112 Octavseiten. Gewiß wird jeder, der das Schachspiel wissenschaftlich pflegt, dem Verfasser für diese seine neueste Leistung dankbar sein.

Bibliographie.

Bartels, P., Der eversteinische Erbfolgekrieg zwischen Braunschweig-Lüneburg und Lippe 1404—1409. Göttingen, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Zwanglose Blätter für Literatur und gesellige Unterhaltung. Nr. 1. Leipzig, Beyer. Gr. 8. 10 Pf.

Braeuer, G., Der Untergang der Welt, seine Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit. Astronomisch-geologisch-naturphilosophische Skizzen. Kempen i/P., Jeresław. Gr. 8. 1 M.

Buddhismus und Christenthum. Mit einem Anhang über das Nirvâna. Von einem Hindu. Zürich, Rudolphi u. Klemm. 8. 1 M.

Chrufen, P. P., Schweizer Album-Blätter 1881. Hamburg, J. F. Richter. 8. 1 M.

Dielitz, J., Die Wahl- und Denksprüche, Feldgeschreie, Losungen, Schlacht- und Volksrufe, besonders des Mittelalters und der Neuzeit, gesammelt, alphabetisch geordnet und erläutert. 1ste Lfg. Görlitz, Starke. Gr. 4. 2 M. 40 Pf.

Doebner, R., Leibnizens Briefwechsel mit dem Minister von Bernstorff und andere Leibniz betreffende Briefe und Aktenstücke aus den Jahren 1705—1716. Mit einer Einleitung herausgegeben. Hannover, Hahn. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Eckardt, G., Gedichte. Berlin, Bohne. 8. 3 M.

Ehrlich, H., Die Musik-Aesthetik in ihrer Entwickelung von Kant bis auf die Gegenwart. Ein Grundriss. Leipzig, Leuckart. 1881. Gr. 8. 3 M.

Fastenrath, J., Calderon in Spanien. Mit einem Anhang: Die Beziehungen zwischen Calderon's „Wunderthätigen Magus" und Goethe's „Faust". Von der Akademie der Geschichte in Madrid preisgekrönte Schrift des D. A. S. Mogunel. Leipzig, Friedrich). 8. 4 M.

Felgentreu, R., Das Wesen der deutschen Poesie in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Ein Beitrag zum Verständnis unserer Nationalliteratur in sechs Vorträgen. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Feztory, L., Graf Stephan Széchenyi. Vortrag. Uebersetzt von F. Balázs. Hermannstadt, Schmiedicke. Gr. 8. 40 Pf.

Franken, A., Romanisten und Germanisten. Zwei Vorträge. Jena, Fischer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Politische Gesellschafts-Blätter. Social-politische Wochenschrift. Redacteur: C. Nordmann. 1ster Jahrg. 1882. 52 Hefte. Berlin, Pohl. Gr. 8. Vierteljährlich 4 M.

Goethe's Faust, ein Fragment, in der ursprünglichen Gestalt neu herausgegeben von W. L. Holland. Freiburg i/Br., Mohr. 8. 1 M.

Grien, E., Bunte Skizzen aus den Vereinigten Staaten von Amerika zur besseren Kenntniß und Beurtheilung amerikanischer Verhältnisse und Eigenthümlichkeiten. Leipzig, G. Weigel. Gr. 8. 3 M.

Heiberg, H., Acht Novellen. Leipzig, Friedrich. 8. 4 M.

Hertslet, W. L., Der Treppenwitz der Weltgeschichte. Berlin, Hande u. Spener. 16. 2 M.

Hillebrand, K., Zeiten, Völker und Menschen. 6ter Bd. — A. u. d. T.: Zeitgenossen und Zeitgenössisches. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 6 M.

Holm, M., Gedichte. Berlin, Bohne. 8. 3 M.

Isenburg, L., 1870—1871. Feldpostbriefe eines Mitgliedes der 22. Division. Mit einigen Kartenskizzen. Imshausen bei Bebra. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Krasiński, Graf S., Die Versuchung. Poetische Erzählung, aus dem Polnischen übersetzt und mit einer literarhistorischen Einleitung versehen von V. Stroka. Krakau. 1881. Gr. 8. 80 Pf.

Lindau, P., Herr und Frau Bewer. Novelle. Breslau, Schottländer. 8. 2 M. 50 Pf.

Manojlović, S., Serbische Frauenlieder. Ausgewählt und im Versmaße des Originals ins Deutsche übertragen. Eisenstadt. 16. 1 M. 20 Pf.

Internationale Monatsschrift. Zeitschrift für allgemeine und nationale Kultur und deren Litteratur. Redigirt von P. Widemann. 1ster Jahrg. 1882. 12 Hfte. Chemnitz, Schmeitzner. Gr. 8. Vierteljährlich 4 M.

Neßler, V. E., Der wilde Jäger. Romantische Oper. Text, nach J. Wolff's gleichnamiger Waidmannsmär, von F. Hofmann. Leipzig, Schuberth u. Comp. 8. 50 Pf.

Richter, H. M., Aus der Messias- und Werther-Zeit. (I. Klopstock's Wiener Beziehungen. II. Der junge Werther in Wien und Wien in der Werther-Epoche.) Wien, Rosner. 8. 3 M. 60 Pf.

Schmidt, H., Gedichte und Uebersetzungen. Offenbach, André. 8. 2 M. 40 Pf.

Steinmeyer, Betrachtungen über unser klassisches Schulwesen. Eine Entgegnung. Kreuzberg, Thielmann. Gr. 8. 1 M.

Treichel, A., Prähistorische Funde in Westpreussen. Berlin. 1880. Lex.-8. 60 Pf.

Ueber die Nothwendigkeit einer durchgreifenden socialen Reform. Ein Wort ernster Mahnung eines Menschenfreundes. Leipzig, O. Wigand. 8. 50 Pf.

Anzeigen.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Ueber
das Wesen und die Bedeutung
der
menschlichen Freiheit
und
deren moderne Widersacher.
Von
Hugo Sommer,
Amtsrichter in Blankenburg am Harz.
Preis: 2 Mark.

Berlin, den 15. März 1882. **G. Reimer.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.
Mit Einleitungen und Worterklärungen.
Herausgegeben von **Karl Goedeke** und **Julius Tittmann.**
8. Jeder Band geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.

Der 1. bis 15. Band enthalten:
1. **Liederbuch** aus dem sechzehnten Jahrhundert.
2. 3. **Schauspiele** aus dem sechzehnten Jahrhundert. 2 Theile.
4.—6. **Hans Sachs'** Dichtungen. 3 Theile.
7. **Sebastian Brant**, Das Narrenschiff.
8. 9. **Georg Rollenhagen**, Froschmeuseler.
10. **Teuerdank.**
11. **Thomas Murner**, Die Narrenbeschwörung.
12. **Schwänke** des sechzehnten Jahrhunderts.
13. **Die Schauspiele der Englischen Komödianten in Deutschland.**
14. **Die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig.**
15. **Johann Fischart**, Dichtungen.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buch- und Musikalienhandlungen zu haben:

Liederbuch für die deutsche Volksschule.
Herausgegeben von **H. A. Stoffregen,**
Lehrer an der Bürgerschule zu Hildesheim
(Verfasser des rühmlichst bekannten und viel verbreiteten „**Deutschen Liederschatzes**" in drei Heften).
120 Seiten 8. Preis roh 45 Pf., fest cart. 55 Pf.

Dieses Liederbuch, bestimmt für diejenigen Stadt- und Landschulen, welche auf Einführung mehrerer Hefte verzichten, hat in der Presse, wie im Lehrerstande die **günstigste** Aufnahme gefunden. Ein erfahrener Lehrer, der das Buch in seiner Schule einführte, schrieb unter anderm Folgendes: „Ich muß aufrichtig gestehen, daß mir noch kein schöneres Liederbuch, welches für einfache Schulverhältnisse berechnet ist, zu Gesicht gekommen. Nicht nur dem Herrn Verfasser, welcher uns aus dem großen Liederschatze unsers Volks **das Beste von dem Guten** bietet, sondern auch u. s. w. gebührt die ehrenvollste Anerkennung hinsichtlich u. s. w. dieses äußerst gediegenen Liederbuchs." Die Einführung des an sich schon sehr billigen Buchs erleichtern wir gern durch möglichst günstige Bezugsbedingungen.

Hildesheim. **Gerstenberg**'sche Buchhandlung.

Verlag von R. Damköhler. Berlin N.

Schiller. — A. Buttmann: Die Schicksals-Idee in Schiller's „Braut von Messina" und ihr innerer Zusammenhang mit der Geschichte der Menschheit. M. 2. 50.
Schlenther, Fl. Stirb und Werde. Ein Lebensbild nach Lucrez und Andern. M. 5. —.
Tappert, W. Gedichte. Eleg. geb. M. 3. —.
In allen Buchhandlungen zu haben.

Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts.
Mit Einleitungen und Anmerkungen.
Herausgegeben von **Karl Goedeke** und **Julius Tittmann.**
8. Jeder Band geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.

Der 1. bis 14. Band enthalten:
1. **Martin Opitz**, Dichtungen.
2. **Paul Fleming**, Gedichte.
3. **Friedrich von Logau**, Sinngedichte.
4. **Andreas Gryphius**, Dramatische Dichtungen.
5. **Georg Rodolf Weckherlin**, Gedichte.
6. **Johann Christian Günther**, Gedichte.
7. 8. **Grimmelshausen**, Der Simplicissimus. 2 Theile.
9. **Simon Dach**, Gedichte.
10. 11. **Grimmelshausen**, Simplicianische Schriften. 2 Theile.
12. **Paulus Gerhardt**, Gedichte.
13. **Friedrich Spe**, Trutz-Nachtigal.
14. **Andreas Gryphius**, Lyrische Gedichte.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

*Der **1. Band** der neuen (13.) illustrirten Auflage,*
60 Bogen Text mit 42 eingedruckten Abbildungen und 35 separaten Tafeln oder Karten enthaltend,
ist soeben erschienen und geheftet (7 M. 50 Pf.) oder gebunden (in Leinwand 9 M., in Halbfranz 9 M. 50 Pf.) in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Babylonierthum, Judenthum und Christenthum.
Von
Dr. Adolf Wahrmund.
8. Geh. 6 M.

Der Verfasser, Docent an der Universität und der Orientalischen Akademie in Wien, behandelt die semitische Frage in großen Zügen von weltgeschichtlichen Gesichtspunkten aus, namentlich gestützt auf die von den neuern Aegyptologen und Assyriologen zu Tage geförderten Ergebnisse. Auch wer die Consequenzen, welche der gelehrte Verfasser aus den Thatsachen zieht, nicht überall sich anzueignen vermag, wird doch den geistreichen Ausführungen desselben mit gespanntem Interesse folgen. Die Judenfrage erscheint hier in einer ganz neuen Beleuchtung.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 4.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 30. März 1882.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Das „Oupnek'hat". Von Albert Moeser. — Schriften zur Geschichte der deutschen Literatur. Von Karl Schröder. (Beschluß.) — Novellen und Erzählungen. Von Lina Vagt. — Theologische Literatur. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Das „Oupnek'hat".

In der zweiten Hälfte der funfziger Jahre war der Philosoph Schopenhauer nichts weniger als eine allgemein bekannte Größe, und die drei göttinger Studiosen, die ihn damals angelegentlich studirten, durften sich sicherlich rühmen, mit zu den frühesten seiner Verehrer zu gehören. Dieselben waren: Max Schneidewin, der jüngst „Lichtstrahlen" aus E. von Hartmann's Werken herausgegeben hat, der Dichter des „Neuen Tanhäuser" und der Unterzeichnete. Während mich selbst vor allem die Hochstellung der ästhetischen Idee und die Erneuernng des Platonismus (nicht minder freilich auch die tieftragische Weltanschauung) anzog, zeigte der Erstgenannte eine besondere Hinneigung zu dem namentlich in der Willensverneinung sich äußernden mystischen Zuge der Schopenhauer'schen Philosophie, wogegen der spätere Dichter des „Neuen Tanhäuser" trotz der philosophischen Theorie sich mit der Welt der Sansara ganz trefflich abzufinden wußte und es heute in derselben bereits zu einer ganz angesehenen Position gebracht hat. Als der „Entdecker" Schopenhauer's, wenigstens in Göttingen, durfte ich selbst gelten. Ich hatte in einer bekannten Literaturgeschichte einen Warnungsruf gefunden, zu gleicher Zeit aber als Motivirung desselben den Abdruck einer ganzen Seite aus Schopenhauer's Werken, welche Seite mich so sehr anzog, daß ich sofort das Studium des Hauptwerks begann und weiterhin die beiden Genannten gleichfalls für dasselbe begeisterte. Erst hinterher erfuhren wir, daß Frauenstädt bereits „Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie" geschrieben habe, die wir dann selbstverständlich gleichfalls lasen, und daß ein Engländer (in der „Edinburgh Review") der erste gewesen, welcher die Deutschen auf Schopenhauer hingewiesen habe, und wir thaten uns natürlich auf die Selbständigkeit unsers Urtheils, welches mit demjenigen solcher Autoritäten zusammentraf, nicht wenig zugute, wogegen die göttinger philosophischen Docenten, die Schopenhauer in ihren Collegien niemals auch nur nannten, auf unser Triumvirat keineswegs gut zu sprechen waren. Das kränkte uns aber damals wenig, und die berühmten göttinger Wälle sowie die Wege nach der (auch von Goethe gelobten) alten Burg Plesse und Deppoldshausen (Goethe schreibt fälschlich Pöppelshausen) mögen nicht gerade häufig so angelegentliche philosophische Disputationen gehört haben, wie sie damals von uns dreien auf Grundlage der Schopenhauer'schen Philosophie geführt wurden. Eine unserer Lieblingsideen war, einmal von Göttingen aus nach Frankfurt zum „Alten im Bart" zu pilgern; doch starb er leider, ehe diese Idee zur Ausführung kam. Dagegen darf ich mich wenigstens rühmen, auf eine Zuschrift meinerseits einen freundlichen Brief von ihm empfangen zu haben, in dem ich nicht etwa „Hochgeehrter Herr" oder mit ähnlichen Floskeln, sondern auf die natürlichste und mich sehr rührende Art „Mein junger Freund" angeredet wurde und dessen Schluß lautete: „Die Natur verleihe Ihnen eine dauerhafte Gesundheit und das Schicksal einen sanften Lebensweg", ein Wunsch, der freilich nach beiden Seiten hin bisjetzt unerfüllt geblieben ist. Zu seinem, wenn ich nicht irre, letzten Geburtstage erhielt Schopenhauer von mir ein Sonett, welches auch in einem Briefe des Philosophen an Frauenstädt (oder Lindner) erwähnt ist und in dessen vier Strophen ich versucht hatte, den Inhalt der vier Bücher seines Hauptwerks wiederzugeben. Ich habe dasselbe als ästhetisch unzulänglich später nicht drucken lassen, und wenn ich mich im weitern Verlauf meiner poetischen Entwickelung überhaupt immer mehr von den Einflüssen der Schopenhauer'schen Philosophie emancipirt habe, so halte ich ihn doch nach wie vor für einen ganz eminenten Geist,

dessen Ruhm nicht mehr todt zu machen ist und dessen Lektüre selbst dann noch genußreich und lohnend sein würde, wenn jeder einzelne Satz, philosophisch genommen, als falsch nachgewiesen wäre.

Im System der Schopenhauer'schen Philosophie spielen bekanntlich neben dem Platonismus und Kantianismus die bedeutsamste Rolle die uralten Anschauungen der indischen Philosophie, und ein Buch, welches immer aufs neue von Schopenhauer lobend erwähnt wird, ist das „Oupnek'hat" oder der Auszug des Wesentlichsten aus den Veden. Dieser Auszug ist gemacht von dem persischen Fürsten Mohammed Daraschekoh, welcher sich im Jahre 1640 nach Kaschmir begeben und, von der indischen Lehre angezogen, mit dem Beistande der angesehensten Gelehrten das „Oupnek'hat" aus dem Sanskrit in das Persische hatte übertragen lassen. Aus dem Persischen übertrug es dann mitten in den Stürmen der Französischen Revolution ins Lateinische (das Französische war ihm nicht passend erschienen) der Franzose Anquetil Duperron. Um den Greueln der Französischen Revolution zu entgehen, löste er alle Verbindungen und zog sich in einen einsamen Stadttheil von Paris zurück. Ueber seine damalige Lebensweise sagt er selbst: „Meine Nahrung besteht aus Brot, etwas Milch oder Käse und Brunnenwasser; mit vier Sous täglich muß ich meine Bedürfnisse bestreiten; ich entbehre im Winter des Holzes zum Feuern, ich habe keine Bettkissen, keine Decken, das Reinigen und Wechseln der Wäsche ist nur selten möglich. Ohne Einkommen, ohne Amt suche ich durch literarische Arbeiten meinen dürftigen Unterhalt zu erwerben; ich entbehre der Gattin, des Kindes, des Dieners, ich entbehre fast aller Güter der Welt, und doch wie liebe ich die Menschen und vor allem die Guten! In diesem Zustande habe ich einen harten Kampf mit den Sinnen, ich verachte die Verlockungen der Welt und erwarte, nach dem höchsten Wesen lechzend, mit ruhigem Herzen die Auflösung meines Körpers."

Ein Exemplar dieses in Deutschland nicht gerade häufigen Werks fand Schopenhauer auf der Bibliothek in Dresden, wo er bekanntlich 1814—18 sein Hauptwerk schrieb; wie eingehend er es studirt hat, beweist seine gesammte Philosophie, und er selbst spricht sich zum Lobe desselben im zweiten Bande der „Parerga" also aus: „Wie athmet doch das «Oupnek'hat» durchweg den heiligen Geist der Veden! Wie wird doch der, dem durch fleißiges Lesen das Persisch-Latein dieses unvergleichlichen Buchs geläufig geworden ist, von jenem Geist im Innersten ergriffen! Wie ist doch jede Zeile so voll ernster, bestimmter und durchgängig zusammenstimmender Bedeutung! Und aus jeder Seite treten uns tiefe, ursprüngliche, erhabene Gedanken entgegen, während ein hoher und heiliger Ernst über dem Ganzen schwebt. Alles athmet hier indische Luft und ursprüngliches naturverwandtes Dasein. Und o wie wird hier der Geist rein gewaschen von allem früh eingeimpften jüdischen Aberglauben und aller diesem fröhnender Philosophie! Es ist die belohnendste und erhebendste Lektüre, die (den Urtext ausgenommen) auf der Welt möglich ist; sie ist der Trost meines Lebens gewesen und wird der meines Sterbens sein."

Trotz des vorstehenden Lobes aber ist es natürlich nicht jedermanns Sache, sich in das „Persisch-Latein" des französischen Uebersetzers zu vertiefen, und aus diesem Grunde hat es Franz Mischel in Dresden unternommen, das „Oupnek'hat" — vermuthlich nach demselben Exemplar, welches Schopenhauer selbst seinerzeit der dresdener Bibliothek entliehen hat — aus der lateinischen Version des Anquetil Duperron ins Deutsche zu übersetzen, und diese Uebersetzung ist jüngst erschienen unter dem Titel „Das Oupnek'hat. Die aus den Veden zusammengefaßte Lehre von dem Brahm" (Dresden, C. Heinrich) und trägt das Motto an der Stirn: „Wer Brahm erkennt, wird Brahm."

Es ist keine Frage, es muß eine eminent schwierige Aufgabe gewesen sein, diese 591 große Seiten füllende Uebersetzung zu vollenden; die Geduld und der Fleiß des deutschen Uebersetzers sind nicht genug anzuerkennen, und im besondern die Verehrer der Schopenhauer'schen Philosophie müssen ihm für Vermittelung der Kenntniß des Buchs dankbar sein.

Denn besonders für diese ist es von Interesse, die in der Schopenhauer'schen Philosophie eine so große Rolle spielende, mit Kant übereinstimmende Lehre von der Trüglichkeit (Idealität) der Erscheinungswelt nun auch von den Indern hier mit ihren eigenen Worten ausführlich gepredigt zu sehen (man denke an das von Schopenhauer stets angeführte Wort vom „Schleier der Maja") und neben den Aussprüchen selbstlosester Sittlichkeit schließlich auf Weltflucht und Weltentsagung als letztes Heil hingewiesen zu werden: eine Lehre, mit der übrigens ja auch das echte Urchristenthum übereinstimmt.

Eine leichte Lektüre ist das Buch allerdings nicht. Denn es finden sich immerhin auch todte Stellen in demselben, die alles andere eher als philosophischen Tiefsinn enthalten. Sodann ist der letztere vielfach verschleiert durch indische Phantastik und Bildlichkeit, und man muß sich durch letztere erst durcharbeiten, ehe man zu dem eigentlichen Kern gelangt.

Doch sind ja philosophische Gemüther der geistigen Anstrengung nicht ungewohnt, und wer dem Gebote des „Oupnek'hat" folgt und beim Lesen „an einem stillen Platze sitzt, und seine Aufmerksamkeit nicht zerstreuen läßt, und aus der Lauterkeit seines Herzens um sich eine Mauer baut, und weiß, daß Atma (die Weltseele) von allen Seiten ihn beschützt", dem wird, wie verheißen wird, „endloser Gewinn zutheil, seine Zweifel schwinden und Ruhe zieht in sein Herz; er landet aus dem Meere der Thränen am Ufer und sieht sich unvermerkt auf dem Wege zu einer höhern Welt. Er fühlt sich frei von Furcht, denn er erkennt sich als eins mit jenem ewigen, unvergänglichen und unwandelbaren Wesen".

Albert Moeser.

Schriften zur Geschichte der deutschen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 12.)

10. Ueber zwei kleinere deutsche Schriften Aventin's. Von Franz Muncker. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Die beiden vom Verfasser behandelten Schriften sind: das Buch „Von den Ursachen des Türkenkriegs", 1526 in erster, 1529 in zweiter Redaction niedergeschrieben, aber erst 1563 im Druck erschienen, und die noch ungedruckte Abhandlung „Vom römischen Kriegsregiment", vermuthlich 1528 entstanden. Mit der Bearbeitung derselben für die von der bairischen Akademie der Wissenschaften in Angriff genommene neue Ausgabe der Werke Aventin's wurde der Verfasser beauftragt. Trotz des anscheinend sehr verschiedenen Gegenstandes stehen doch beide Schriften in engstem Zusammenhange miteinander; sie sind beide nicht rein historische oder rein antiquarische Arbeiten, sondern haben eine wesentlich politische Tendenz. In dem ersten, sehr leidenschaftlich gehaltenen Buche bildet das historische Kapitel nur ein dem Verfasser selbst gleichgültiges (und nach dem heutigen Stande der historischen Forschung werthloses) Anhängsel; die Hauptsache ist ihm eine rücksichtslose Beleuchtung der Schäden seiner Zeit; den Grund des Verderbens, die Ursachen der Türkennoth sieht er in der Zwietracht der Christen und vornehmlich der Deutschen untereinander, in ihrem weichlichen Leben, ihrer Unkenntniß der Politik und des Kriegswesens und besonders in ihren verrotteten sittlichen Zuständen, und gegen diese Uebel richtet er seine derbe Schelt- und Strafrede. In ähnlicher Weise bietet in der zweiten, weit maßvollern Schrift die Darstellung der römischen Verhältnisse nur die Grundlage; in ihr sollen die Deutschen durch den Vergleich ihres Kriegswesens mit dem der Römer dringend ermahnt werden, alle Kräfte aufs neue gegen den türkischen Feind anzuspannen.

Muncker handelt sehr sorgfältig über die Handschriften beider Werke, über ihre muthmaßliche ursprüngliche Gestalt und ihre Quellen. Aber nicht darüber allein: seine Untersuchung erweitert sich zu einer eingehenden Würdigung der ganzen Persönlichkeit Aventin's, des berühmten Schriftstellers, des begeisterten Patrioten und unversöhnlichen Feindes der Pfaffen. Den Schluß des Buchs bildet eine feinsinnige Vergleichung Aventin's mit den beiden bedeutendsten unter den Schriftstellern, die um die gleiche Zeit in der Türkenfrage das Wort ergriffen haben, mit Luther und Hutten; es wird dargethan, wie Aventin von moralischen, Luther von religiösen Principien ausgeht, während Hutten die Türkennoth ganz unter den politisch-nationalen Gesichtspunkt stellt.

11. Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Zwölfter Band: Schwänke des 16. Jahrhunderts. Herausgegeben von Karl Goedeke. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M. 50 Pf.

Das 16. Jahrhundert ist in der Geschichte der deutschen Prosadichtung die classische Zeit der Schwanksammlungen. Damals und in der unmittelbar vorhergehenden Periode, in der durch Angehörige der höfischen Kreise die auf dem erlöschenden Ritterthum beruhenden langathmigen Romane der Franzosen nach Deutschland eingeführt wurden, machte sich das Bedürfniß nach einer andern Lektüre geltend, welche geringere Anforderungen an die Geduld und das Verständniß des Lesers stellte, die ihn nicht tage- und wochenlang in Anspruch nahm, sondern ihn einzelne Stunden und Augenblicke anregend oder belustigend beschäftigte, ihn nicht in fremde Zeiten oder Gesellschaftskreise, in verzwickte und erkünstelte Situationen und Abenteuer führte, sondern mitten hinein in die Verhältnisse des wirklichen Lebens. Damals fand die Verdeutschung von des Aeneas Sylvius Novelle „Eurialus und Lucretia" großen Beifall; einzelne Novellen des Boccaccio wurden durch Nikolaus von Wyle und Albrecht von Eybe, dann der ganze „Decamerone" durch Stainhöwel übertragen; unter lauter Zustimmung des Publikums übersetzte der letztere auch die Fabeln des Romulus und die Anhänge dazu; Sebastian Brant veranstaltete eine Sammlung von Fabeln und Geschichten; der Herzog Eberhard von Würtemberg veranlaßte den Prorator Augustin Tünger zur Bearbeitung der „Facetien" und ließ durch Antonius von Pfore die Fabeln des Bidpai übersetzen; wie die volksthümliche Predigt jener Zeit mit derartigen Geschichtchen durchsetzt war, erkennen wir am besten an Johann Geiler von Kaisersberg. Nun folgten sich schnell die Schwanksammlungen unter verschiedenen Titeln: Bebel's „Facetien", Pauli's „Schimpf und Ernst", Wickram's „Rollwagenbüchlein", Frey's „Gartengesellschaft", Montanus' „Wegkürzer", Lindener's „Katzipori" und „Rastbüchlein", Schumann's „Nachtbüchlein", Kirchhoff's „Wendunmuth". Es ist eine bunte Welt, die in diesen Büchern webt: Fabeln, Märchen und Parabeln, Anekdoten, Lügengeschichten, Schildbürgerstreiche und Eulenspiegeleien wimmeln durcheinander; Stoffe, die aus dem classischen Alterthum oder dem Orient herstammen und mit mehr oder weniger Geschick benutzt und bearbeitet sind, stehen neben den komischen Scenen, wie sie das tägliche Leben der Gegenwart gebiert; bald wiegt das lehrreiche und erbauliche Element vor, bald wird nur der Lust an Scherz und Witz Rechnung getragen; der eine Sammler erzählt ehrbar und züchtig, der andere liebt das Laseive und verirrt sich sogar gelegentlich in das Schmuzige und Unflätige.

Aus dieser reichen Literatur gibt nun Goedeke eine Auswahl, die natürlich bei dem Charakter der Sammlung, „die doch nicht blos in die Hände gelehrter Recensenten zu kommen wünscht", manches ganz ausschließen, anderes wenigstens mildern mußte, jedenfalls aber von dem Charakter dieser ganzen Literaturgattung eine Vorstellung zu

erwecken vermag und daher allseitig willkommen sein wird. Ueber die Quelle, aus der jedes einzelne der 250 Stücke (wobei die 15 Lügengeschichten unter eine Nummer zusammengefaßt sind) entnommen ist, geben die Fußnoten Rechenschaft; die einzelnen Bestandtheile der Auswahl zum Gegenstande kleiner Monographien zu machen, lag nicht in der Absicht des Herausgebers und würde in der That dem Plane der Sammlung nicht angemessen gewesen sein.

12. Aus alter Zeit. Eine Gedankensammlung aus der ersten Blütezeit deutscher Literatur. Für Freunde des Mittelhochdeutschen herausgegeben von Jean Bernard. Leipzig, Wartig. 1880. 8. 4 M.
13. Weisheit und Witz in altdeutschen Reimen und Sprüchen. Gesammelt vom Herausgeber von „Altdeutscher Witz und Verstand". Berlin, Enslin. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.

In sehr hübschem Gewande präsentirt sich diese „Gedankensammlung", die „ein Bild der Ideen und Anschauungen jener in mancher Beziehung hochcultivirten Zeit aufrollen kann". In fünf Rubriken: „Das Reich der Minne", „Gott und die Welt", „Die Natur", „Ritterthum, Vaterland und Kunst" und „Der Welt Weisheit und Thorheit", bietet der Herausgeber eine Blumenlese von Sentenzen, die er mit achtungswerther Belesenheit aus mittelhochdeutschen Dichtern und Prosaikern gesammelt hat. Aber dadurch entsteht durchaus kein ganz richtiges Bild: man erhält nur Licht ohne Schatten; wer nicht Kenner ist, erfährt nichts von „allem Ballast, der diesen alten Dichtungen in erdrückender Weise anhängt", wie der Herausgeber sagt. Welches Publikum derselbe im Auge gehabt hat, ist uns unklar. Fachgelehrte werden sich für diese „Gedankensammlung" schwerlich interessiren, sie bedürfen auch weder der „literaturgeschichtlichen Uebersicht" noch des „gedrängten Wortverzeichnisses", welche den Anhang bilden. Für Laien aber bieten einige der ausgezogenen Texte sprachliche Schwierigkeiten, die zu bewältigen das besagte, mehr als kümmerliche Wortverzeichniß nicht entfernt ausreicht. Daß übrigens der Herausgeber selbst das Mittelhochdeutsche nur ungenügend versteht, beweist unter anderm Nr. 233, wo das Adjectiv veige (d. h. zum Tode bestimmt) für gleichbedeutend mit dem neuhochdeutschen „feige" gefaßt ist; der ganze Sinn der mitgetheilten Stelle wird dadurch verkehrt.

Eine Sammlung verwandter Art, aber aus der Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts geschöpft, bietet uns ein Ungenannter, der schon früher eine Blumenlese unter dem Titel „Altdeutscher Witz und Verstand" veröffentlicht hat. Viele werden sich durch „die grundehrliche Treuherzigkeit, die gutmüthige Laune, den durch und durch gesunden Mutterwitz, den schalkhaften Humor, die kindliche Spaßlust" dieser Sprüche in Versen wie in Prosa angezogen fühlen, um so mehr, da der Herausgeber „den Einschlag allzu groben Garnes", wie es jene Zeit im übrigen mit Vorliebe spann, nach Möglichkeit verschmäht hat; mancher wird aber auch bedauern, daß der Sammler es ausdrücklich ablehnte, seine Quellen namhaft zu machen.

14. Das höfische Epos. Eine Auswahl aus den Erzählungen Hartmann's von Aue, Wolfram's von Eschenbach und Gottfried's von Straßburg. Schulausgabe. Mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterbuch von Reinhold Bechstein. Stuttgart, Cotta. 1881. 8. 1 M. 20 Pf.

Vorliegende Schulausgabe verdient warme Empfehlung. Die Auswahl aus Hartmann's „Erec" und „Iwein", Wolfram's „Parcival" und Gottfried's „Tristan" ist sehr geschickt, die Einleitungen enthalten das Wichtigste und Wissenswertheste der biographischen und literarhistorischen Thatsachen, die Anmerkungen erläutern schwierige Textesstellen und nehmen, was dankenswerth ist, auch auf die nur zu oft vernachlässigten Realien Bedacht; die Wörterbücher sind für die Präparation ausreichend. Außerdem sind, damit der Leser den Zusammenhang gewinne, den ausgehobenen Stücken kurze Nacherzählungen des Gesammtinhalts der Epen hinzugefügt. Daß die Textgestaltung den strengsten Anforderungen genügt, braucht wol kaum hervorgehoben zu werden.

15. König Rother. Ein deutsches Heldengedicht, nach der mittelalterlichen Ueberlieferung neu bearbeitet von Gotthold Ludwig Klee. Gütersloh, Bertelsmann. 1880. 16. 1 M. 50 Pf.
16. Hans Sachs' Spruchgedichte. Ausgewählt und sprachlich erneuert mit Einleitung und Anmerkungen von A. Engelbrecht. Görlitz, Förster. 16. 1 M.
17. Hans Sachs' Schwänke. Ausgewählt und sprachlich erneuert von A. Engelbrecht. Görlitz, Förster. 16. 1 M.
18. Kleinere Dichtungen von Konrad von Würzburg. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt, mit Einleitung und Anmerkungen von Karl Pannier. Görlitz, Förster. 16. 1 M.
19. Albrecht von Eybe's Ehestandsbüchlein. Sprachlich erneuert und mit Vorwort von Karl Müller. Görlitz, Förster. 16. 1 M.
20. Die Minnesänger. Ausgewählt und übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen von Karl Pannier. Görlitz, Förster. 16. 1 M.

„König Rother" ist eins der anziehendsten unter den mittelhochdeutschen Epen, die auf der deutschen Heldensage beruhen, und doch erscheint jetzt zum ersten male eine Nachbildung desselben in neuhochdeutscher Sprache (Nr. 15). Es ist wol das Verdienst der trefflichen Rückert'schen Ausgabe, die Blicke weiterer Kreise auf das Gedicht gelenkt und zu einer Uebertragung angereizt zu haben. Klee ist sich der Schwierigkeiten dieser Aufgabe, die auch wir anzuerkennen bereit sind, wohl bewußt gewesen und appellirt an eine nachsichtige Beurtheilung. In der That hat er, um es gleich zu sagen, kein Meisterwerk geliefert. Wir sind mit ihm der Meinung, daß nicht eine wörtliche Uebersetzung, sondern eine Neudichtung das Angemessene sei; welche Wirkung mit solchen Neudichtungen erzielt werden kann, hat Wilhelm Hertz auf das glänzendste bewiesen. Hinter diesem Vorbilde bleibt freilich Klee weit zurück.

Er hat den Text stark gekürzt, wogegen an und für sich nichts einzuwenden wäre, wenn er nur bei den Kürzungen eine geschicktere Hand gezeigt hätte; denn es sind keineswegs immer „ungehörige Zuthaten", die er beseitigt hat. An andern Stellen hat er hinzugefügt, und auch da ist er unsers Erachtens nicht glücklich gewesen. Vor allen Dingen scheint uns der Ton des Originals nicht gut getroffen zu sein: der kräftige heldenhafte Geist, der aus den ungelenken Versen des alten Volksdichters uns anweht, ist in der Bearbeitung, deren Verse stellenweise auch recht holperig sind, geschwunden und an seine Stelle eine gewisse harmlose Philisterhaftigkeit getreten, die den alten Recken übel zu Gesichte steht. Das Bemühen des Bearbeiters, alles Moderne zu vermeiden, war nicht immer erfolgreich; so weichliche Verse wie die dem Helden Lupold in den Mund gelegten:

Gleichwie der Mond die Sternlein lind,
So überstrahlt sie das Hofgesind —

sollten füglich vom „König Rother" fern gehalten sein. Immerhin mag die vorliegende Bearbeitung ihre Schuldigkeit thun, bis sie durch eine bessere abgelöst wird.

Die unter Nr. 16 bis 20 verzeichneten Stücke sind Bestandtheile einer „Sammlung altdeutscher Werke in neuen Bearbeitungen", die es besonders auf solche Werke des 13. bis 16. Jahrhunderts abgesehen hat, welche „im wesentlichen nur aus Literaturgeschichten, in den seltensten Fällen aber ihrem Inhalte nach bekannt sein dürften". Von den uns vorliegenden Heften dieser Sammlung ist das werthvollste die Erneuerung von Albrecht's von Eybe 1472 verfaßtem „Ehestandsbuch" oder, wie der Titel eigentlich lautet: „Ob einem Manne sei zu nehmen ein eheliches Weib oder nicht". Diese Schrift gehört zu den vorzüglichsten Prosawerken des 15. Jahrhunderts. Obwol ausgesprochenermaßen Lehrschrift, ist sie doch völlig frei von dem trockenen Tone so vieler derartiger Werke; die Regeln praktischer Lebensweisheit, welche ihren Inhalt bilden, treten in anmuthigster Form auf und sind reich verbrämt nicht blos mit Aussprüchen von Weisen des Alterthums und von Kirchenvätern, sondern auch mit vielen kleinen Geschichtchen, unter denen sich sogar eine Novelle des Boccaccio befindet. Die stilistischen Vorzüge, welche das Büchlein auszeichnen, sind in Karl Müller's geschickter Uebertragung völlig gewahrt.

Auch Engelbrecht hat die ausgewählten Spruchgedichte und Schwänke von Hans Sachs flott und frisch wiedergegeben. Dagegen tritt die sprachliche Erneuerung, welche Karl Pannier von einigen Liedern und Sprüchen Konrad's von Würzburg sowie von dessen „Otto mit dem Barte", „Herzmäre" und „Der Welt Lohn" gibt, stark zurück. Pannier hat mit Absicht seine Texte nicht bearbeiten, sondern möglichst genau übersetzen wollen, „weil sonst zu viel der ursprünglichen Schönheit der Originale verloren geht". Aber von dieser „ursprünglichen Schönheit" ist herzlich wenig erhalten geblieben in seinen hölzernen, klanglosen Versen, in denen wol niemand den eleganten Konrad von Würzburg, den Meister der Form, wiedererkennen wird.

Noch augenfälliger tritt dieser Mangel hervor in Pannier's Uebersetzung von ausgewählten Dichtungen der Minnesänger. Ob überhaupt Uebersetzungsversuche aus der mittelhochdeutschen Poesie die Möglichkeit des höhern Gelingens haben, ist eine oft aufgeworfene Frage; competente Richter, von denen nur Jakob Grimm und Franz Pfeiffer genannt seien, haben sie verneint, und die Miserfolge selbst routinirter Uebersetzer, so lange sich dieselben an Form und Wortlaut ihrer Vorlage banden, scheinen dieses Verdict zu bestätigen. Selbst an den einfachen altdeutschen Reimpaaren, welche für uns Heutige doch nichts Fremdes haben, scheitert in der Regel die wortgetreue Uebertragung; wie will sie aber gar die kunstvollen, ja zum Theil überkünstlichen Strophen bewältigen, in denen sich die Mehrzahl unserer mittelhochdeutschen Lyriker gefällt, deren Wirkung nur auf dem Wege künstlicher Angewöhnung empfunden werden kann, denen unsere heutigen Sprachverhältnisse nicht gewachsen sind und die das Ohr des Laien schlechterdings nicht mehr erträgt? Der Glaubenssatz, daß eine Uebersetzung unter allen Umständen die Form des Originals beibehalten müsse, wird daher mehr und mehr bestritten, und die schönen Erfolge, welche neuerdings Adalbert Schroeter mit seiner Nachdichtung der Lieder Walther's von der Vogelweide errungen hat, wird die Zahl der Anhänger jenes Dogmas noch beträchtlich vermindern. Es sei gestattet, hier eins der schönsten Lieder Walther's in Pannier's Uebertragung und in Schroeter's Nachdichtung mitzutheilen. Bei Pannier heißt es:

„Nehmt, Herrin, diesen Kranz",
Hab' ich einer wunderschönen Maid gesagt,
„So zieret ihr den Tanz
Mit den schönen Blumen, die am Haupt ihr tragt.
Hätt' ich viel edeles Gesteine,
Müßt' es auf eur Haupt.
Holde Herrin, glaubt,
Daß ich es treulich mit euch meine.

„Ihr seid so wohlgethan,
Daß ich euch mein Kränzlein gerne geben will,
So gut ich's geben kann.
Blumen roth und weiß wie Schnee, die weiß ich viel,
Sie stehn so fern auf jener Heide,
Wo sie hold entspringen
Bei der Vöglein Singen:
Da wollen wir sie brechen beide."

Sie nahm, was ich ihr bot,
Wie voll keuscher Scham ein junges Mägdelein;
Die Wangen wurden roth,
Wie die Rosenknospe sprießt bei Lilien rein.
Sie schlug die hellen Aeuglein nieder
Und verneigt' sich holde.
Das ward mir zum Solde!
Was dann geschah? Sag's keinem wieder!

Mich däuchte, daß ich nie
Schön're Freud' gewonnen, als ich da besaß:
Die Blüten sanken hie
Von den Bäumen bei uns nieder in das Gras.

Ich ward so froh da, daß ich lachte,
Weil so wundermild
War des Traumes Bild:
Da ward es Tag — und ich erwachte.

Mir ist von ihr geschehn,
Daß ich diesen Sommer allen Mägdlein mußt'
Stets in die Augen sehn,
Ob vielleicht ich meine fänd', o welche Lust!
Wie, wenn sie wär' bei diesem Tanze?
Frauen, habt die Güte,
Rücket auf die Hüte:
Ach, säh' ich sie doch unterm Kranze!

In Schroeter's Nachdichtung lautet dieses Lied folgendermaßen:

„Nehmt diesen bunten Blumenkranz,
Vielschöne Maid, zu eigen;
Schmückt eure Stirn sein zarter Glanz,
So schmücket ihr den Reigen!

„Hätt' ich viel köstliches Gestein
Statt diesem Blumenbande,
Es sollt' alsbalde euer sein,
Habt meine Treu zum Pfande.

„Ihr seid so hold, ich reich' euch gern,
Das duftige Gebände,
Doch wüßt' ich, wo man in der Fern'
Viel schönre Blumen fände.

„Wo weiß und roth den Heidesaum
Viel schönre Blumen schmücken,
Der Vogel singt im Lindenbaum —
Kommt, sie mit mir zu pflücken!" —

Es nahm den Kranz die schöne Maid,
Den ich ihr bot, zu eigen,
Und dankte mir in Sittsamkeit
Und züchtigem Verneigen.

Ihr lichtes Auge senkte sich,
Erglüht sind ihre Wangen,
Den Rosen gleich, die minniglich
Bei weißen Lilien prangen.

Was dann geschehn am Heidesaum,
Das sag' ich keinem wieder.
Es fielen von dem Lindenbaum
Die Blüten auf uns nieder.

Es war der Traum so wonniglich,
Vor Freuden mußt' ich lachen,
Bis er im Morgenlicht erblich;
Ach, daß ich mußt' erwachen!

Es ist die minnigliche Maid
So theuer mir geworden,
Daß ich sie diese Sommerzeit
Muß suchen allerorten

Und allen lieben Mägdelein
Muß in die Augen sehen.
O glückte mir, in ihren Reihn
Die Holde zu erspähen!

Vielleicht, daß sie mit dorten schwebt
Im leichten Ringeltanze —
Ihr lieben Frau'n, die Hüte hebt! —
Ach, säh' ich sie im Kranze!

Kann man darüber zweifelhaft sein, welcher von den beiden mitgetheilten Texten den Vorzug verdient?

Selbst diejenigen, welche Pannier's prineipiellen Standpunkt theilen, werden doch eingestehen müssen, daß auch innerhalb dieses Rahmens Besseres möglich gewesen wäre. Zahlreiche Stellen der Pannier'schen Uebertragungen sind arg mislungen. Man sehe z. B. die Verse des Küren-berger's:

Swenne ich stân alleine in mînen hemede
und ich an dich gedenke, ritter edele,

in Pannier's Wiedergabe:

Wenn ich steh' alleine im Nachtgewande
Und sehnend dein gedenke, du Mann von Stande.

Wie platt klingt im Munde eines sehnsuchtsvoll liebenden Weibes dieses „du Mann von Stande"! Wie vulgär an einer andern Stelle die Wiedergabe des mittelhochdeutschen „Ahî!" durch „Juchhe!" Und wo bleibt denn hier der so stark betonte „möglichst genaue Anschluß an den Wortlaut des Originals"? Auch der Anschluß an das Metrum der Vorlage ist nicht überall gewahrt. „Der mag wol fröhlich leben" deckt sich trotz der Identität der Worte metrisch doch nicht mit „der mac wol vrôlîchen leben"; „Was hab' ich sonst gethan" ist metrisch verschieden von „ich hân in anders niht getân", und so an vielen andern Stellen. Solche mislungene Wiedergaben sprechen gegen Pannier's Princip; nicht am wenigsten auch der Umstand, daß der Uebersetzer sich zuweilen genöthigt sieht, in Fußnoten einzelne Worte seiner eigenen Uebersetzung zu erläutern.

In seiner Auswahl und in den literarhistorischen Anmerkungen folgt Pannier im wesentlichen der Sammlung „Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts" von Karl Bartsch, dem auch das Büchlein gewidmet ist.

Karl Schröder.

Novellen und Erzählungen.

1. Beata. Novelle von M. Ludolff. Bonn, Hauptmann. 1880. Gr. 8. 3 M.
2. In der Schule des Lebens. Novelle von Hans Jordaens. Bonn, Hauptmann. 1880. Gr. 8. 3 M.
3. Lorna, die Königin der Geächteten. Ein Sittengemälde aus dem 17. Jahrhundert. Frei nach dem Englischen des R. D. Blackmore von Josephine Flach. Köln, Bachem. 1880. 8. 5 M.
4. Remy von Trehoux. Eine Erzählung aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Nach dem Französischen frei bearbeitet von H. von Veltheim. Zweite Auflage. Köln, Bachem. 1880. 8. 1 M. 20 Pf.
5. Irene. Eine pädagogische Novelle von Anna Wichodil. Klagenfurt, Bertschinger u. Heyn. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.
6. Ersetzter Verlust. Novelle von Alfred Friedmann. Hamburg, J. F. Richter. 1881. 12. 1 M.

7. Gazela. Novelle nach dem Dänischen des Carit Etlar. Deutsch von Pauline Schanz. Jena, Costenoble. 1880. 16. 3 M.
8. Hochlands-Novellen von Georg Freiherrn von Dyherrn. Breslau, Kiepert. 1880. 8. 4 M.
9. Clytia. Eine pädagogische Novelle. Ein Beitrag zur Volkserziehung von F. Schmid-Schwarzenberg. Erlangen, Palm u. Enke. 1880. 8. 1 M. 80 Pf.

Die Novelle „Beata" von M. Ludolff (Nr. 1) führt uns nach dem brasilianischen Urwald am Uruguay, „dessen Rauschen bei der lautlosen Ruhe ringsum zuweilen geheimnißvoll bis in jene Waldeinsamkeit hinüberklang, sich dort mit dem der hohen, leise vom Winde bewegten Palmen vereinigend". Dieser Schauplatz, von dem sie ihren Ausgang nimmt, steht jedoch in keiner innerlichen Verbindung mit der Handlung; die Menschen, deren Schicksale uns erzählt werden, könnten auf jedem andern Fleck der Erde gelebt haben, denn ihre Charaktere spiegeln nichts wieder, was nur dort, nur unter dieser Sonnenzone reifen konnte. Eine künstlerische Nothwendigkeit lag nicht vor, die Chagra (Ansiedelung) eines südamerikanischen Thals, die tropische Vegetation, die pittoreske Eigenartigkeit dieses Theils der Welt zu vergegenwärtigen; kein Ereigniß und keine Persönlichkeit des Romans borgt davon ihr Colorit. Ein Violinspieler, Dom Perez de Silvo, einem portugiesischen, aus Lissabon nach Brasilien übergesiedelten Geschlecht entstammend, dessen Vorfahren im Jahre 1807 gleich der königlichen Familie vor den Soldaten Napoleon's nach den überseeischen Provinzen geflüchtet waren, entführt ein junges deutsches Mädchen, die siebzehnjährige Tochter eines in der Finanzwelt hoch angesehenen reichen Handelsherrn, die er in Ems auf einer Kunstreise kennen gelernt und deren Herz er durch sein Spiel gewonnen hat. Die Ansiedelung in einem brasilianischen Urwalde wird das Endziel seiner ruhelosen Wanderungen, und das Grab in der kirchhofähnlichen Einsamkeit die letzte Station der Lebensreise einer Frau, die mit einem gebrochenen Herzen ihr verhängnißvolles Vertrauen zu dem Künstler bezahlte. Der Sprößling ihrer Ehe, Beata, gelangt — und dies bildet den Vorwurf des Buchs — nach mannichfachen Fährlichkeiten in die Heimat der Mutter, in das Haus des Großvaters und in den Besitz der reichen Erbthümer desselben. Man wird uns beipflichten, wenn wir meinen, daß dieser Vorgang nichts mit der tropischen Sonne Brasiliens zu thun habe, und daß es die „alltägliche Geschichte" sei, von der uns Heine erzählt hat: eine Variation der Herzensthemata, die bald so, bald so schattirt erscheinen, allerdings aber „ewig neu" bleiben. Soll das Ganze durch jene Namen eine pikante Draperie, eine Färbung ganz besonderer Art erhalten? Ein dichterisches Kunstwerk, also auch eine Novelle rechnen wir mit Recht dazu — soll einem Bilde von Rubens, einer Symphonie von Beethoven, oder wen der Berufenen man sonst nennen mag, insofern gleichen, als jede Farbe durch die Nothwendigkeit bedingt, jedes Einzelne durch die Harmonie des Ganzen hervorgerufen, jedes Einzelne durch die Idee des Werks geschaffen sein muß; hier darf es nichts Beliebiges, nichts Zufälliges, nichts geben, was außerhalb des Zusammenhangs der Sache steht. Gleichwie die scheinbar mit abschweifenden Modulationen eines Tonwerks stets an der Hand des einen Motivs, der einen Idee des Tondichters einhergehen, so muß auch im dichterischen Phantasiebilde alles aus dem Einen herauswachsen.

Der minutiösen Erzählung mancher Einzelheiten nach scheint es übrigens, daß wir es mit einem Vorgange zu thun haben, der aus der Wirklichkeit genommen ist; bekanntlich hat dies nur einen secundären Werth bei einem Stoffe. Das Buch zeichnet sich im übrigen durch eine gefällige Schreibweise aus; der Verfasser hat offenbar Talent.

In Hans Jordaens' „In der Schule des Lebens" (Nr. 2) tritt uns ein Genre entgegen, das vor einigen Jahrzehnten sehr en vogue war und das aus allen Strickkörbchen unserer lieben Mutter und Großmutter uns anlächelte. Bilder der Alltäglichkeit treten hier an den Leser heran, deren temperirte Farbe alle schillernden und gewagten Effecte vermeidet. „Wie machen Sie es, Bücher zu schreiben?", fragte eine Dame einen berühmten Autor. „Gerade wie Sie es machen, Strümpfe zu stricken", antwortete er. Nun, diesem Genre von Büchern sieht man die Mechanik des Strümpfestrickens an.

Den Inhalt bildet die Charakterentwickelnng einer Frau, Elfriede von Altensteig, die, begabt, schön und anmuthig, doch der Richtschnur eines festen Willens entbehrt. Während das Glück ihr winkt und sie bei richtiger Erkenntniß es mit einer Armbewegung an sich zu fesseln vermocht hätte, stürzt sie ihr launenhafter Sinn in betrübende Conflicte. Sie stößt den Mann von sich, der sie liebt und dem auch ihr Herz, ohne daß sie es erkennen will, gehört, und wird die Verlobte eines Abenteurers, der sich in die vornehmen Kreise hinein escamotirt, um ein Vermögen zu ergaunern. Endlich aber, nachdem die Schule des Lebens ihr angstvolle Schweißtropfen erpreßte, wird sie doch noch dem Glück in die Arme geführt.

Der Verfasser erzählt fließend und gut, jedoch schweift er häufig ab und mischt so viele Dinge durcheinander, daß man um den Genuß kommt. Am wunderlichsten erscheint neben der Haupthandlung die Episode der Liebeswerbung des Prinzen R. um die Gräfin Valentine Bodland. Die nicht standesgemäße Liaison, in welche die Fürstin-Mutter trennend eingreift, nimmt allen Anflug, tragisch zu werden; jedoch plötzlich ist die Gräfin zur Prinzessin metamorphosirt, die Fürstin-Mutter hat sich anders bedacht, und beide Liebesleute, die mit so vielem Lärm eingeführt worden, sinken unter wie das Kasperle beim Puppentheater!

„Lorna, die Königin der Geächteten", eine Bearbeitung nach dem Englischen des R. D. Blackmore von Josephine Flach (Nr. 3), führt uns nach dem England König Karl's I., des Stuart, und gibt uns ein Bild aus dem damaligen Leben, das inmitten der Epopöen jener Tage ungefähr

den Eindruck macht wie ein Ostade neben einem Schlachtengemälde von Horace Vernet. Der Verfasser wählt die Form einer Autobiographie für seine Darstellung. John Ridd, Kirchspielvorsteher zu Oarl in der Grafschaft Somerset, erzählt das, was er erlebte, und erzählt es so, wie es sich in seinem Kopfe widerspiegelte. Reflexionen macht er nicht. Warum die Zeit aus den Fugen ging und auf welcher Seite Recht oder Unrecht sei, darüber denkt er nicht nach. Die Bibel ist ihm wohlbekannt; diese und die Werke William Shakspeare's sind, wie er eingangs sagt, die einzigen Bücher, die er jemals gelesen hat. Aber das, was um ihn herum wirkt und was aus der auf dem Bibelwort ruhenden Kirche herausgewachsen ist, der Streit um das wahre Gotteswort, der tödliche Kampf des katholischen und des protestantischen Glaubens, die Macht, die Unsegen und Verderben über die Bauernhöfe seiner heimatlichen Dörfer brachte, die edle Geschlechter ächtete und die wie eine schreckliche Heimsuchung das Zeitalter durchzog — diese Personification des Unheils, die den Deckmantel des Glaubens trägt, sie vermag er nicht zu deuten. Weil er ein einfacher Mann, ein Bauer bleibt, so geht sein Ideenkreis nicht über die mit ihm verwachsene Scholle hinaus. Dadurch erhalten seine Erzählungen, die darin gipfeln, daß er der Anbeter und der Gatte einer geächteten Adelichen wird, einen Ton von Naivetät, Neuheit und Frische, der originell wirkt. Der Verfasser hat es sehr gut verstanden, nur den Bauern sprechen zu lassen. Aber das Ganze erhält bei aller originellen Objectivität durch die geringe Vertiefung der Bildung des Erzählers — die sehr fein und trefflich festgehalten bleibt — einen eintönigen Charakter. Die Darstellung ermüdet und der Leser langweilt sich. Wie es scheint, hat Blackmore dem Walter Scott abgesehen, „wie er sich räuspert und wie er spuckt", jedoch nur gezeigt, daß das „Genie, der Geist" sich spröde verhalten könne bei einem Nachahmer.

„Remy von Trehoux" (Nr. 4), eine Anleihe, die der Verfasser H. von Veltheim bei den Franzosen machte, stellt eine Episode dar, welche in den Gegenden spielt, die von den Cevennen ihre natürliche Formation erhalten haben; das Jahrhundert des John Ridd, die Zeit der eben besprochenen Erzählung, ging mit seinen wüsten Sitten dem unmittelbar voraus, in welchem Remy von Trehoux auftritt. Das 18. Jahrhundert, in dem das Ritterthum gleich den Rittergeschlechtern, in dem die Aristokratie des Namens und die der Besitzthümer stark heruntergekommen und depossedirt waren, wird gern von Poeten ausgebeutet. Das Misverhältniß zwischen der Anwartschaft auf Besitz, wie sie edle Abstammung, hoher Rang, bestechende persönliche Eigenschaften und liebenswürdige Tugenden erzeugen, und dem, was die Wirklichkeit den Berufenen darbietet, ergibt ein so günstiges Moment für die Erfindung — die bekanntlich für ihren Helden im voraus Sympathie und warme Theilnahme wecken will —, daß die Kunst des Erzählens sich gern an Stoffe macht, die von jenem Zeitalter ein entsprechendes Gepräge empfingen. Hier repräsentirt das Geschlecht der Trehoux — der tapfern ritterlichen Grafen, deren Stammsitz noch den Thurm von Mirleton zeigte, der urkundlich nachweisbar im 9. Jahrhundert von einem Sire Robert von Trehoux aufgeführt ward, als unter Karl dem Kahlen die Barone anfingen, sich zur Abwehr der Normanen feste Schlösser zu erbauen — ein Graf Gaston, der zwar den beträchtlichen Grundbesitz seiner Ahnen, nicht aber das heute nur von Ruinen herabflatternde Banner der Trehoux eingebüßt hatte. Sein ganzer Besitz bestand in einer jährlichen Rente von kaum zweitausend Livres, mit der er als Oberst des Regiments Roussillon und als Großcomthur des Ludwig-Ordens nur schwer auskommen konnte. Entschlossen, sich nicht zu vermählen, um nicht eine Nachkommenschaft im Elend zurückzulassen, hatte er eine Eventualität nicht in Betracht gezogen, die schließlich das Terrain behauptete, diejenige, daß er sich von einer Frau bezaubern lassen und dann mit allen Raisonnements vernünftiger Alltagsweisheit brechen könne. In seinem funfzigsten Lebensjahre verliebte er sich in ein junges und schönes Fräulein, das keinen Sou im Vermögen hatte, heirathete sie, erzeugte mit ihr den Helden der Erzählung, fiel kurz vor Abschluß des Ryswijker Friedens durch eine feindliche Kugel bei Philippsburg und entriß durch den Eindruck seines Todes dem fünfjährigen Remy auch die Mutter. Ihr zärtliches und gefühlvolles Herz erlag schnell dieser Schreckensbotschaft. Die Erzählung macht uns auch damit bekannt, wie der Verwaiste dem Geschick abrang, was ihm als Anrecht der Geburt, des Namens und der Gesinnung zukam. Das französische Original scheint von einem feinsinnigen ältern Autor abgefaßt zu sein; es trägt die Züge der Prosaiker der romantischen Schule und weiß angenehm zu fesseln. Der Bearbeiter kürzte es leider häufig sinnentstellend ab.

„Irene" von Anna Wichodil (Nr. 5), zuerst in der „Allgemeinen Zeitschrift für Lehrerinnen", einem in Oesterreich herauskommenden Blatte erschienen, erörtert an Vorgängen in einem weiblichen Erziehungsinstitut pädagogische Maximen, denen man eine gesunde und richtige Anschauung der Sache gern zugesteht. Das Buch ist auch stilistisch gut geschrieben und fesselt bei der Lektüre, obgleich die Geschichte Nebenzweck bleibt.

„Ersetzter Verlust" von Alfred Friedmann (Nr. 6) behandelt in Versen ein Factum, das wohlbekannt ist und das stets die Lachlust hervorruft: einen betrogenen Ehemann, einen Ehemann von sechzig Jahren, der mit einem Mädchen vermählt war, die sich zu ihm verhielt wie „die Frühlingsblüte zum December". Nachdem der Dichter seine poetische Fabel mit einer oratio pro domo in Ottaverimen inaugurirt hat und mit flotter Versbildung hier und dort sich an die Koryphäen der modernen Kunstpoesie angelehnt hat, beginnt er mit einer Schilderung seiner Heldin, der schönen Catalina, die wir hier hersetzen wollen, weil sie die ungenirte, pikante und etwas nach dem Tone der Demi-Monde

schmeckende Weise der Frauenschilderung kennzeichnet, wie sie bei diesem und einigen andern österreichischen Poeten üblich ist:

Es war einmal ein Mädchen — die Beschreibung
Erfolgt hier plastisch, ohne Uebertreibung,
Auf einmal; wenn ich viele hundert Zeilen brauche,
Geschieht's, daß ich nicht später zu verweilen brauche! —
Sie war 'ne Römerschönheit — keine Puppe,
Wie man sie heut auf Promenaden sieht,
Sie stach hervor aus jeder Mädchengruppe
So wie die Rose aus dem Veilchensträußchen,
Und wer sie sah, war schnurstracks aus dem Häuschen.
Sie war ein Kind, wie es Natur erzieht;
Voll Majestät besiegte sie die Künste,
Mit denen die Kokette sich umkleidet.
Ihr Augenpaar war täglich viel beneidet,
Sein Glühn verscheuchte frühen Nebels Dünste!
Es war nicht schwarz, nicht blau und auch nicht grau,
Die Farbentrias mischte sich genau,
Vereinte heitres Grau und blaue Milde
Mit Flammenschwarz zu nie gesehnem Bilde.
Sie sind so wunderbar von Gott gestaltet,
Die Augenblumen, daß, wenn ganz entfaltet,
Sie, die vom Lieblichsten der Welt begrenzt sind,
Dann ganz von Witz und Scherz und Geist durchglänzt sind!
Und wenn sie etwas sich zusammenfalten,
Spricht so viel Sehnen, Wünschen, Träumerei
Aus ihnen, Löckchen sind so nah dabei,
Daß die entlodern, die schon fast erkalten!
Sie kann, wenn jemand sie damit fixirt,
Was übrigens ihr niemals noch passirt,
Damit in Seelen leuchten — wie die Sterne
In einen See aus noch so weiter Ferne —,
Dein Ich erleuchten wie mit 'ner Laterne,
Sodaß dein Wesen ganz ihr offenbar ist
Und du nur sagen kannst, was rein und wahr ist!
Doch scheint sie nur bestimmt, geliebt zu werden,
Nicht selbst verliebt zu werden hier auf Erden!
Ihr Mund hält zwischen klein und groß die Mitte,
Bewegt sich reizend, und von guter Sitte
Zeugt, was er spricht! Führt sie zu ihm ein Täßchen,
Und macht sie dann ein himmlisches Grimäßchen,
Du möchtest selbst ein Lippenpaar, die Tasse sein,
Ja selbst in jener Tasse gar das Nasse sein;
So groß, mit ihm zu kommen in Berührung,
Ist dieses Mundes zaubrische Verführung!
Ihr Lächeln ist ein wahrer Sorgenscheucher,
Und wenn es übers ernste Antlitz fliegt,
Ist's wie der Mond, der über Wolken siegt.
Es glaube keiner, daß ich hier beräucher'
Ein Phantasiegebild, indem ich's schaffe!
Ich kannte sie vor ein'gen hundert Jahren,
Als wir nach andern Inkarnationen
Vom ew'gen Menschenliebespaare waren!
Doch, daß ich in der Schildrung nicht erschlaffe:
Sie war das Haus, in dem die Grazien wohnen!
Es wellte sich ihr schwarzes Haar natürlich
Und fiel herab und bog sich dort nach oben,
Daß — wär' die Wendung nur nicht zu figürlich —
Ich sagte, es gefiel zu gut sich droben
Und sehnte sich, die Ranken auszustrecken,
Das schöne Köpfchen nochmals zu bedecken —
Da sie die Flechten täglich anders wand,
Fand keiner aus, was ihr am besten stand,
Und die Veränderung lieh ihr neuen Reiz!
Und das gestanden sich auch gegenseits
Die Vögel alle, die ins Garn ihr gingen,
Indeß sie selber flog auf freien Schwingen! —
Sie war nicht voll und auch nicht allzu schmächtig,
Der gerade Tannenwuchs der Glieder prächtig;
Doch alles Runde an dem Jungfrau'nleibe,
Das war gedreht wie auf der Töpferscheibe.

Diese so wortreich und mit so kräftig naturalistischem Pinsel gemalte junge Dame verliert ihr Herz an einen Künstler, der sie im Colosseum zu Rom zufällig trifft. Ihr Gatte mit seinen sechzig Jahren ebnet den Weg zwischen beiden; einestheils schläfert die Last des Alters den Eifersüchtigen ein, daß er Catalina's Untreue nicht gewahrt, und anderntheils erweist jene dem Gewissen der „an eines Mondstrahls goldner Himmelsleiter in eine Welt von Seligkeit einsteigenden" Gattin den Liebesdienst der Einschläferung. Die Pointe der kleinen Geschichte gipfelt in Frauenlist, die das so glücklich Begonnene dem Gatten zum Trotz fortzuführen weiß, die seine Anschläge vernichtet und das zum Schaden Ausgesonnene auf das Haupt des Urhebers geschickt zurückzulenken versteht. Das Schicksal kommt den Liebenden entgegen, beseitigt den störenden sechzigjährigen winterlichen Ehemann und vereinigt zum Schluß beide. Da das Tridentiner Concil zu unserer Zeit nicht mehr mitzureden hat, so dürfte das Gedicht, das wie dem „Decamerone" des Boccaccio entlehnt erscheint, den Index nicht zu fürchten haben.

Die Novelle „Gazela" nach dem Dänischen des Carit Etlar von Pauline Schanz (Nr. 7) macht uns mit einem verwöhnten jungen Fräulein bekannt, dem das Geschick ersetzt, was seine nächsten Anverwandten ihm entzogen, die Anleitung, als ein vernünftiges Wesen in die sociale Ordnung einzutreten. Zu Beginn des Buchs merken wir hiervon nichts. Gazela hat Nerven, eine schwache Gesundheit, einen müden leidenden Ausdruck im schönen Gesicht und herrscht mit diesen Attributen gleich dem unumschränktesten Autokraten über ihre Umgebung. Ihr Vater, der General Povitz, der als Soldat doch eigentlich ein Mann von Muth sein müßte, zittert vor der kleinen Tyrannin. Er betet die Tochter an, wickelt sie in Decken, legt ihr die Kissen zurecht, füttert sie mit Pfeffermünzzucker und Chocoladenbonbons und läßt sich geduldig von ihren Launen quälen. Diese furchtbare Großmacht einer gewissen Kategorie von Frauen wird erst depossedirt, als derjenige auftritt, von dem die Bibel sagt: „Er soll dein Herr sein!" Dieser Gebieter eines Frauenherzens erscheint zu Anfang als Ritter von ziemlich trauriger Gestalt. Er sitzt im Gefängniß, weil er sich auf offener Straße an einem Polizeimann vergriff, um einen entwichenen Rekruten zu befreien, der nach der Exercirschule in Friedericia zurückgebracht werden sollte. Ein Arzt, den der General mit seinem Unglück, der Vater seines angebeteten und stets unbefriedigten Kindes zu sein, bekannt macht, spielt den deus ex machina, befreit den Gefangenen und gibt ihn, den Inbegriff der Jugendfrische, den beiden zu

einer Weltreise mit auf den Weg. Graf Hardenberg, der Reisebegleiter, spielt seine Rolle mit so vielem Talent, daß er aus dem Erzieher zum Liebhaber und Gatten der dem Leben im schönen Sinne gewonnenen Gazela wird. Das Buch zeigt die feine Detailmalerei, welche die Erzählungen des dänischen Autors auszeichnet. Es fesselt und unterhält angenehm.

Die „Hochlands-Novellen" von Georg Freiherrn von Dyherrn (Nr. 8) sind ihrer Erfindung nach unbedeutend, aber voll ansprechender Naturschilderungen, die mehr als die Ereignisse, welche der Autor erzählt, das Colorit der gezeichneten Gegenden tragen. Man höre den Anfang von „Am Alpsee", einer Geschichte aus dem Hochland:

Wenige kennen den Alpsee, das weite tiefgrüne Hochlandswasser, das sich kühl um die Hüften der steinernen Berggestalten legt, deren Fuß sich drunten im Grunde verliert. Trotzig dräuen die schiefergrauen und kalkbleichen Wände; wilder zerrissene Schluchten, jähere Abhänge, steilschrossere Felswege gibt es nimmer in der Alpenwelt. Wer Sehnen von Stahl hat wie die flüchtig scheue Gemse und scharfe Augen wie der riesige Steinadler, der hoch droben am zackigen Hang den Horst gebaut und lautlos mit unbeweglichen Fittichen in luftiger Höhe schwebt und beutegierig hinunterspäht — der mag sich trauen, zur Eibspitz emporzuklimmen und vom Gletscherkamm die Wunder beschauen, die sich rings breiten. In den See hinein ragt eine mächtige Felsplatte. Vor Zeiten mag sie niedergestürzt sein und sich wuchtig eingewühlt haben in den moorigen Boden. Hohlbeerstauden klettern herum, zottiges Moos wuchert in tausend winzigen Blütenstämmchen und die bunten Ringelnattern liegen schillernd mit dem kühlen Leib auf dem sonnenheißen Stein. Abend ist's. Noch grandioser, noch majestätischer streben die Steinkolosse zum Himmel auf. Im flammenden Glühschein, dämonisch roth, wie von mächtiger Feuersbrunst grell beglänzt, haben sie im Widerschein des Sonnenuntergangs gestanden. Dann erlosch die feurige Lohe, die sich wie zu zauberhaftem Höhenfest entzündet hatte, und bleiernes Fahlgrau bleibt zurück, reicht bis zur Hälfte des Gebirgs, wo der schwarze Wald beginnt, gemischt mit üppiger Wiesentrist. Manchmal gellt ein Geierschrei unheimlich schrill durch die Stille, dann liegt die einsame Wildöde wieder stumm über der dunkeln Flut.

Die Erzählung, welcher dieses Naturbild zur Einleitung dient, bewegt sich in wunderlichen Erfindungen. Man glaubt an der Hand des wiedererstandenen Achim von Arnim einen Ritt ins alte romantische Land zu machen, hört man die Abenteuer, die hier vorgetragen werden. Ins bairische Hochland hinein versetzt der Verfasser eine Zigeunerfamilie und läßt dort einen Conflict entstehen, der Herzen kämpfen und brechen macht. Die Gestalten, welche er mit seiner künstlerischen Phantasie schafft, wissen jedoch uns keinen Glauben an sie abzugewinnen. Es sind Theaterpuppen, keine wirklichen Menschen. In andern Novellen des Buchs ist der Verfasser glücklicher mit der Realität seiner Menschen. In „Auf der Schweige", einer Geschichte aus den bairischen Bergen, sprechen wirkliche Bauern; jedoch ihre Schicksale hängen lose im Rahmen der Erzählung. Bei diesen Dörflern fehlt die Wucht, die Tragik einer Auerbach'schen Feder. Freiherr von Dyherrn glossirte, wie es scheint, nur selbsterlebte Reiseeindrücke mit diesen flüchtigen Bildern.

Die pädagogische Novelle „Clytia" von F. Schmid-Schwarzenberg (Nr. 9) führt sich mit einem Motto Kant's ein: „Der Mensch kann nur Mensch werden durch Erziehung." In einer „geistig-vornehmen Gesellschaft", wie der Verfasser in der Vorrede sagt, beschäftigt man sich mit jener Erziehung des Menschengeschlechts und reflectirt über eine philosophische Pädagogik in der Bedeutung, daß „die geistige Beschäftigung mit diesem Schaffen vieles Leid des Tags leichter tragen lehre". Die großen Erzieher des Menschengeschlechts, ihre Religionsstifter, werden bei verschiedenen Völkern aufgesucht und analysirt, jedoch nicht wissenschaftlich und kühl objectiv nach ihrer Lehre erforscht, sondern mit einer Art von dithyrambischem Schwung illustrirt. Das Buch macht einen eigenartigen Eindruck, und man möchte fragen: Pourquoi faire? wenn nicht die Antwort schon in der oben citirten Stelle der Vorrede gegeben wäre.

Lina Vagt.

Theologische Literatur.

1. Richard Rothe's Geschichte der Predigt, von den Anfängen bis auf Schleiermacher, aus Rothe's handschriftlichem Nachlaß herausgegeben mit Anmerkungen und Anhang von August Trümpelmann. Bremen, Heinsius. 1881. Gr. 8. 9 M.
2. Wahrheit, Freiheit, That! Predigten gehalten von Erhard Schultz. Zweite Auflage. Mühlhausen im Elsaß, Busleb. 1880. 8. 4 M.
3. Theismus und Pantheismus. Eine geschichtsphilosophische Untersuchung von W. Deisenberg. Wien, Faesy u. Frick. 1880. Gr. 8. 5 M.
4. Das Buch Hiob, für Geistliche und gebildete Laien übersetzt und kritisch erläutert von G. L. Studer. Bremen, Heinsius. 1881. Gr. 8. 4 M.
5. Grundriß der christlichen Glaubens- und Sittenlehre von Otto Pfleiderer. Berlin, G. Reimer. 1880. Gr. 8. 5 M.

Richard Rothe's „Geschichte der Predigt" (Nr. 1), die hier aus seinem handschriftlichen Nachlaß zum ersten male gedruckt erscheint, ist eine Jugendarbeit des berühmten Theologen, die bereits im Jahre 1835 für die Vorlesungen im Wittenberger Predigerseminar ausgearbeitet wurde. Nachträge und Verbesserungen im Manuscript, die bis zum Jahre 1864 fortgehen, lassen ersehen, daß auch der ältere und gereifte Mann sich zu der Arbeit seiner jüngern Jahre bekannte. Wenn dieselbe auch keine Quellenforschung in dem Sinne ist, daß sie völlig neue Daten zu Tage förderte, so bietet sie doch des Charakteristischen so viel, daß der Wunsch seiner Freunde und Schüler, sie im Druck herausgegeben zu sehen, nur gerechtfertigt erscheint. Wir werden aus dem reichen Inhalte des

Buchs einiges mittheilen, und hoffen dadurch zu zeigen, in wie hohem Grade es diese Vorlesungen verdienen, durch ihre Veröffentlichung der Vergessenheit entnommen zu werden. Dabei wollen wir alles dasjenige übergehen, was nur für den Theologen Werth hat, und unsere Aufmerksamkeit nur auf solche Erwähnungen richten, die auch für weitere Leserkreise Interesse beanspruchen dürfen. Zunächst fragt es sich, an welcher Stelle der literarischen Erzeugnisse wir der Predigt ihren Platz anweisen sollen. Sie zu den Kunstwerken in dem höhern Sinne des Wortes zu zählen, scheint der praktische Zweck zu verbieten, dem sie dienen, die unschöne Absichtlichkeit, mit der sie den leitenden Gedanken in den Vordergrund stellen, und in der beigegebenen Disposition erst das Knochengerippe zeigen, das in der nachfolgenden Ausführung seinen Körper erhalten soll. Ob aber diese Form der Predigt, wie sie sich gegenwärtig fast überall geltend macht, als die einzige und ihrer Bestimmung angemessenste anzusehen sei, das ist eine wohl zu überlegende Frage. Rothe hebt schon bei Chrysostomus, dem größten Redner der morgenländischen Kirche, dem „Christ gewordenen Griechen", rühmend hervor, daß er die Kunst besessen, die logische Ordnung zu verbergen, ohne sie zu verletzen. Er will überhaupt alles Lehrhafte aus der Predigt entfernt wissen, das er vielmehr der Katechetik zuweist; die Bestimmung der Predigt geht ihm nicht sowol auf das Bedürfniß des Unterrichts im Christenthum, als auf das gottesdienstliche Bedürfniß der in die christliche Lehre bereits eingeweihten Gemeinde. Auch hält er es für eine der Predigt geradezu gefährliche Ansicht, in ihr den eigentlichen Zweck, den Mittelpunkt und das wesentliche Hauptstück des Cultus zu sehen. Wenn sie in dem Organismus des letztern ihre falsche und isolirte Stellung aufgeben und von allem lehrhaften Beiwerk sich emancipirt haben werde, dann erst werde sie im Stande sein, die Gestaltung eines religiösen Kunstwerks anzustreben, wofür er im Bereich der deutsch-evangelischen Kirche die besten Hoffnungen hegt. Der Zweck der Predigt, über den wir soeben sprachen, läßt uns an die Bedingungen denken, welche die Person des Predigers mitbringen muß, um jenen Zweck in wirksamer Weise zu erfüllen. Wir brauchen nur dasjenige wiederzugeben, was Rothe bei Gelegenheit Savonarola's hierüber ausspricht, um daraus die nothwendigen Requisite eines guten Kanzelredners kennen zu lernen. Dieser ernste Vorläufer der Reformation ist ihm nicht nur einer der gewaltigsten Prediger, sondern auch der besten Redner, welche die neuere Geschichte kennt.

Die Organisation seines Gemüths ist ganz die, welche den Redner macht, jene seltene Verbindung zweier gewöhnlich einander ausschließender Eigenthümlichkeiten, der Glut des Gefühls und der Klarheit und Schärfe des Verstandes. Immer spricht Savonarola aus der Fülle des Gefühls von seinem Gegenstande, in welchem er mit seinem individuellen Leben ganz aufgegangen ist, und sein mächtiger Verstand hält seinem geistigen Auge seinen Gegenstand immer so in nächster Nähe gegenwärtig, daß ihm der natürliche schlagende Ausdruck für denselben stets unmittelbar zu Gebote steht.

Eine eigenthümliche Erklärung gibt Rothe für die in der Zeit nach der Reformation vorkommende Polemik auf der Kanzel. Die nächsten Jahrhunderte nach der Reformation, sagt er, waren die Epoche der übeln Laune, des Misbehagens; eines Misbehagens, welches sich unvermeidlich desjenigen bemächtigt, der durch die Verkennung seiner eigenthümlichen Aufgabe und derjenigen Tendenz, welche in der Entwickelung der Dinge an der Zeit ist, mit sich selbst zerfallen mußte. In einer solchen Verstimmung ist Zanken und Streiten die dem Gemüth am meisten zusagende Beschäftigung. So wurde denn die Polemik die Hauptbeschäftigung der Theologen, und sie bildet in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auch den vornehmlichsten Stoff ihrer Predigten. Von der Kanzelberedsamkeit der römisch-katholischen Kirche sagt der Verfasser, sie habe es in der Zeit nach der Reformation, in Frankreich zur Zeit des sogenannten goldenen Zeitalters der französischen Literatur, noch einmal zu einer eigenthümlichen und glänzenden Blüte gebracht — vielleicht ihrer letzten, fügt er hinzu. Das bewegende Princip des geistigen und namentlich des ästhetisch-literarischen Lebens der französischen Nation war in jener Epoche Eitelkeit und geistige Koketterie, und eben sie beherrschte nur zu augenfällig auch die geistliche Beredsamkeit derselben. Diese Prediger (Bossuet, Bourdaloue, Massillon u. a.) betrachteten sich durchgängig als Redekünstler; daß sie es thun, nimmt er ihnen nicht übel, aber in feiner Weise macht er ihnen zum Vorwurf, sie hätten so gar keine Ahnung davon, daß in der Kunst, die sie übten, die Linke nicht darum wissen müsse, wann die Rechte künstlerisch gestalte. Indem wir von Frankreich noch einmal nach Deutschland gehen und dabei einen Zeitraum von 100 Jahren überspringen, wollen wir schließlich noch von einem Manne reden, der auf die Literatur seines Landes einen großen Einfluß ausgeübt hat, wir meinen Herder. Tritt dabei seine homiletische Thätigkeit gegen den Umfang seines sonstigen literarischen Wirkens auch zurück, so gehört sie immerhin doch auch mit dazu, und wenn sie in unsern Literaturgeschichten kaum eine Beachtung findet, so wird es vielleicht nicht uninteressant sein zu erfahren, wie ein Mann von der Bedeutung unsers Verfassers über diese Seite seiner Thätigkeit denkt. Wir geben also in dem Nachfolgenden Rothe's Ansicht über Herder als Prediger:

Noch Höheres als Lavater hätte in dieser Richtung ein Geist erreichen können, der, seiner ungewöhnlichen Begabung für die Kanzel ungeachtet, gar keine wesentliche Fortentwickelung der Predigt bewirkt hat — Herder. Mehr als in irgendeinem andern Manne concentrirte sich in ihm die geistige Bewegung seiner Zeit in allen ihren mannichfaltigen Tendenzen, und zugleich empfing er eine christliche Anregung und fühlte sich kräftig angezogen durch das Christenthum, dessen geistige Herrlichkeit seinem durchdringenden Blicke nicht verborgen bleiben konnte. In diesem seinen festen Standpunkt nehmend, glaubte er seine Zeit, die, nachdem sie sich von der Herrschaft der bisher geltenden Autoritäten emancipirt hatte, herrenlos in die mannichfachsten Bestrebungen sich zerstreute, beherrschen zu können. Aber er täuschte sich. Er selbst wurde in die Fesseln geschlagen, die er

dem Zeitgeist anlegen wollte. Von dem Strome des Zeitgeistes, mit dem er sich, um ihn leiten zu können, taufen ließ, wurde er selbst mit fortgerissen, und so vermochte er sein Christenthum je länger, je weniger zu halten. Schon deshalb konnte die Predigt unter seinen Händen nicht wahrhaft gedeihen. Es bricht in seinen Predigten häufig der christliche Geist durch, oft in hellleuchtenden Blitzen, aber es sind dies eben nur vereinzelte Blitze, die noch keinen Tag machen. Diesen aphoristischen, rhapsodischen Charakter trägt seine Predigtweise überhaupt an sich und dies Rhapsodische ist hauptsächlich mit schuld an Herder's überaus großer Unpopularität. In manchen seiner Predigten ist es auch bei angestrengtem Nachdenken schwierig, den Gedankengang zu verfolgen, weil man so viele Gedanken zwischen den Zeilen lesen muß. Ueberall liegen in seiner Rede außer den wirklich ausgesprochenen noch viele nur angedeutete Gedankenbeziehungen verhüllt, die aber doch in unbestimmten Umrissen unter dem Schleier der Worte hindurchschimmern und seinen Vortrag selbst zwar im höchsten Grade interessant machen, aber in ebenso hohem Grade auch unfaßlich. Oder, um das Gesagte durch eine aus der Musik entlehnte Vergleichung zu verdeutlichen, es hat in Herder's Predigten durchgängig die Harmonie das Uebergewicht und die Melodie tritt zurück. Daß Herder auch in seinen Predigten geistreich ist, daß seine Darstellung genial im eigentlichen Sinne des Wortes und überschüttet mit der Fülle des Reichthums seiner Phantasie, leuchtend von den überall über sie ausgestreuten Funken des Geistes, daß endlich seine Sprache, in der man übrigens oft die Sprache der Predigt nur schwer erkennt, classisch ist: dies alles darf nicht erst ausdrücklich gesagt werden. Einige seiner Predigten sind hochpoetische, psalmenartige Rhapsodien, wahrhaft im höhern Chor mehr gedichtet als geredet. Von Lavater unterscheidet er sich sehr charakteristisch. Während Lavater das Christenthum gleichmäßig mit dem Gedanken, der Phantasie und dem Gefühl auffaßt, ja mitunter sogar die Auffassung mit dem Gefühl vorwalten läßt, während bei ihm alle Gedanken zugleich Empfindungen sind, sind bei Herder der Gedanke und die Phantasie die fast ausschließlichen Organe, durch welche er sich der christlichen Ideen bemächtigt. Er redet in Anschauungen. Seine Gedanken sind Anschauungen.

Die mitgetheilten Proben werden zeigen, daß es sich in dieser Geschichte der Predigt noch um etwas anderes handelt, als um den hergebrachten homiletischen Hausbedarf für Theologen, daß ihr Verfasser vielmehr mit originalem Urtheil in die Literaturgeschichte der Völker eingreift.

Zu den verschiedenen Gruppen von Predigten, die wir soeben kennen gelernt, finden wir in der unter Nr. 2 verzeichneten Sammlung: „Wahrheit, Freiheit, That! Predigten", gehalten von Erhard Schultz, einen neuen Beleg. Wir dürfen uns über diese Predigten kurz fassen, da ihre erste Auflage bereits in Nr. 10 d. Bl. f. 1880 besprochen ist. Eine zweite Auflage ist rasch gefolgt, was der Verfasser in erster Linie der ungewöhnlich lebhaften Theilnahme zuschreibt, welche diese Predigten bei der liberalen politischen Presse gefunden haben; er freut sich dieser Theilnahme und sieht darin den Beweis geliefert, daß in den sogenannten freisinnigen Kreisen das Interesse für die religiös-sittlichen Angelegenheiten wieder reger werde und die wichtige Erkenntniß sich Bahn breche, daß jeder, der für das Wohl des Volks wirken will, mit der Religion als einem hochwichtigen, ja dem wichtigsten Factor rechnen müsse. Die Reihenfolge, in der wir diese Sammlung von Predigten hinter das vorhin besprochene Buch stellen, legt uns auf eine ganz natürliche Weise die Frage nahe, wie wol Rothe über diese Predigten geurtheilt haben würde. Wir denken, er würde die Ausstellung gemacht haben, daß in ihnen, wie er sich in seiner Weise wahrscheinlich ausgedrückt haben würde, die Herrlichkeit des eigenthümlich Christlichen nicht zur vollen Geltung komme, während er sonst ihren Vorzügen gewiß alle die Anerkennung gezollt hätte, die sie verdienen und die sie in verdienter Weise in der frühern Besprechung in d. Bl. auch gefunden haben.

Auf ein weiteres Feld als das eben berührte führt uns die geschichtsphilosophische Untersuchung von W. Deisenberg über „Theismus und Pantheismus" (Nr. 3). Schon zweimal — das ist in Kürze der Inhalt — hat das Christenthum den Sieg über das hellenisch-römische Heidenthum davongetragen: das erste mal bei seinem Auftreten zur Zeit der römischen Cäsaren, und dann in der Renaissance zwischen Mittelalter und Neuzeit. Dasjenige aber, was ihm zu beiden malen seine Stärke verlieh, das war sein Theismus, gegen dessen höhern Lebensgeist der Pantheismus des Heidenthums sich ohnmächtig erwies. Was über die erwähnten beiden Geschichtsperioden gesagt wird, ist mit eingehender Sachkenntniß und subjectiver Ueberzeugung geschrieben. Und dennoch stellt sich dem Leser, wenn er hier eine Weile stehen bleibt, den bisherigen Gang der Untersuchung überlegend, ein Bedenken ein, das in der Untersuchung selbst keine Erwähnung findet. Wenn es, wie der Verfasser behauptet, lediglich der Theismus des Christenthums gewesen ist, der es über den Pantheismus des Heidenthums den Sieg davontragen ließ, warum, so fragt man sich, hat dann nicht schon das Judenthum diesen Sieg davongetragen, da das Christenthum diesen Theismus ja gar nicht als etwas Neues in die Welt gebracht, sondern einfach vom Judenthum herübergenommen hat? Es scheint sich also bei dem weltgeschichtlichen Erfolge, den das Christenthum zu verzeichnen hat, doch noch um andere Dinge zu handeln als um den bloßen Gegensatz von Theismus und Pantheismus, und die weitere Frage, die sich an dieses Bedenken knüpft, ist die, ob überhaupt die Fragestellung des Themas eine richtige war. Wäre sie es nicht, so würde natürlich auch die darauf gegebene Antwort keine richtige sein. Doch wir lassen diese Sache auf sich beruhen und verfolgen die Untersuchung auf ihrem weitern Gange. Dieselbe beschäftigt sich nicht rein mit der Vergangenheit, sondern hat auch eine Mahnung für die Gegenwart. Zum dritten male nämlich sieht der Verfasser die Welt vom Pantheismus bedroht, und seine Absicht geht dahin, alle befreundeten Mächte zur Besiegung des immer wieder sich erhebenden heidnischen Gegners aufzurufen. Ehe wir jedoch seinen Mahnungen Gehör schenken, müssen wir mit ihm noch einmal ein Stück in die Vergangenheit zurückgehen bis dahin, wo mit der Reformation die neue Zeit ihren Anbruch feiert. Die Art und Weise, wie er diese weltgeschichtliche Bewegung beurtheilt, gibt uns Veranlassung, seine Ansicht näher

zu beleuchten. Ein protestantischer Theolog (Dorner) hatte gesagt, daß die Wiedererweckung der Künste und Wissenschaften eins der gesegnetsten Werkzeuge der Reformation gewesen sei; der Verfasser kehrt dies um und sagt, die Reformation sei ein Werkzeug im Dienste des Humanismus geworden.

Der Protestantismus stellt sich dem Katholicismus der Art entgegen, daß im Protestantismus das christliche Element nur zur Schale, dagegen der Humanismus zum eigentlichen Kern wurde. Sobald der zur weltgeschichtlichen Entwickelung drängende Geist der Menschheit den Kern zum Aufkeimen zwang, barst die Schale und zersprang in tausend Brüche, und aus dem Kerne wuchs der Baum des Rationalismus empor, als dessen Früchte der Materialismus, Positivismus, Skepticismus, Indifferentismus, Pessimismus erscheinen.

In diesen Worten tritt aus der Schale der geschichtsphilosophischen Untersuchung der Kern ihrer Tendenz hervor: der Katholicismus vertritt den Theismus, der Protestantismus den Pantheismus. Wir müssen gegen eine solche Unterstellung Verwahrung einlegen. Den Protestantismus des Pantheismus beschuldigen, um der modernen Pessimisten willen, heißt weit über das Ziel hinausschießen. Wie wenig weiß der Verfasser der Reformation in ihren Ursachen und ihrem Fortgange gerecht zu werden. Nach dem Vorgange katholischer Schriftsteller wird Luther's Persönlichkeit als eine sittlich zerfallene dargestellt. Was er über ihn sagt, ist einseitig, beschränkt und selbst widerspruchsvoll. Was soll es z. B. heißen, wenn er unter anderm äußert: „Nicht durch die Genialität seiner Persönlichkeit bewerkstelligte Luther die Reformation, sondern weil er die Gedanken aussprach, welche die Geister seiner Landsleute erfüllten und Tausenden auf den Lippen brannten.“ Wenn Luther die Gedanken aussprach, welche die Geister seiner Landsleute erfüllten und Tausenden auf den Lippen brannten, so erwies er sich eben dadurch als eine geniale Persönlichkeit. Was nun die vorhin erwähnten Vorschläge zur Bekämpfung des Pantheismus betrifft, so nennt er als ersten die Verbindung des Katholicismus mit dem Protestantismus. Nach der Art, wie er den letztern beurtheilt, muß das Anrufen dieser Waffenbrüderschaft auffallend erscheinen. Doch wir wollen annehmen, daß es ihm mit der Annäherung Ernst sei: dann aber dürfen wir erwarten, daß er nun auch einige dem Katholicismus anhaftende Mängel eingestehe und alles das aus dem Wege räume, woran ein protestantisches Bewußtsein mit Recht Anstoß nimmt. Aber hierin sehen wir uns getäuscht. Fast das Einzige, was er der katholischen Kirche vorzuwerfen hat, ist, daß sie der individuellen Freiheit nicht immer genug Spielraum gewährt habe; alles andere wird verschwiegen oder als unbedenklich erklärt. Das Unfehlbarkeitsdogma sei zumeist politischer Natur und so verklausulirt, daß es nicht schwer fallen würde, diesem Dogma die der Cultur gefährliche Spitze abzubrechen; das Christenthum verlange gewiß nicht, daß ihm der Christ das Opfer des Intellects bringe; auch verwehre es die freie Forschung nicht. Das Christenthum gewiß nicht, aber die katholische Kirche! Zum Zweck der Annäherung der beiden kirchlichen Mächte habe vielleicht sogar der Altkatholicismus die Rolle des Vermittlers zu spielen. Das ist eine Weitherzigkeit des Verfassers, die ihm der römische Stuhl schwer verzeihen wird; daß aber der liberal katholische Sirenengesang bei protestantischen Ohren Eingang finde, steht zu bezweifeln.

Einem andern Gebiet der theologischen Wissenschaften, nämlich demjenigen der Auslegung, gehört die alttestamentliche Studie an: über eins der merkwürdigsten Bücher der Bibel: „Das Buch Hiob für Geistliche und gebildete Laien“ von Gottlieb Ludwig Studer (Nr. 4). Zwei neue Ansichten sind es, deren Aufstellung der vorliegenden Schrift in der umfangreichen Literatur über das Buch Hiob eine beachtenswerthe Stelle anweist: die eine derselben betrifft den Inhalt des genannten Buchs, die andere seine Composition. Der Titel der Schrift trägt als Devise die Ueberschrift: „Der Pessimismus im Kampf mit der Orthodoxie“; nur ist hierbei der eigenthümliche Umstand zu beachten, daß, wie der Verfasser zu erweisen sucht, das Buch Hiob seiner ursprünglichen Anlage und Bestimmung nach die Partei des Pessimismus ergreift, und daß erst später die jüdische Orthodoxie gekommen sei und die ursprünglich pessimistische Tendenz zu einer Theodicee verarbeitet habe. Der Haupttheil des Buchs, die Klage Hiob's und die Wechselreden mit seinen Freunden, bringe die pessimistische Weltanschauung in voller Stärke und Deutlichkeit zum Ausdruck; die Vertheidigung Elihu's aber, der die Gerechtigkeit Gottes in der Weltregierung erweisen wolle, sei trotz einiger dichterisch angehauchten Stellen nur eine schwächliche theologische Abhandlung, deren ganzer Inhalt über die fromme Phrase von dem unerforschlichen Rathschluß Gottes nicht hinauskomme. Man muß zugestehen, daß die Sprache des Zweifels im Buch Hiob stärker ist als die des Glaubens, und daß die Lösung des Problems der göttlichen Weltregierung nicht vollkommen befriedigt. Wäre die vorgetragene Ansicht des Verfassers über die Umgestaltung des Grundgedankens richtig, so müßte sich dies auch in der Composition äußern, und in der That weist er nach, daß das Buch eine Zusammenfügung verschiedener Arbeiten sei, die, wenngleich kunstvoll geordnet, dennoch eine strenge Einheit vermissen lassen. Was die beigegebene Uebersetzung in silbenmessenden Versen betrifft, so scheint es uns, als sei die Luther'sche Prosa an einzelnen Stellen, so in der erhabenen Naturschilderung der Reden Gottes, schwungvoller als die Wiedergabe in rhythmischer Form. Trotz dieser unbedeutenden Ausstellung verdient die Arbeit, die die Frucht eines vierzigjährigen Studiums ist, eine eingehende Beachtung.

Wir haben endlich noch über ein Werk von ernstem, wissenschaftlichem Charakter zu berichten: „Grundriß der christlichen Glaubens- und Sittenlehre“ von Otto Pfleiderer (Nr. 5), das wir zuletzt bringen, weil es, dem Gebiete der systematischen Theologie angehörend, die Ergebnisse der andern theologischen Wissenschaften voraussetzt.

Das Werk, das Karl Hase, „dem Nestor unter den theologischen Lehrern, dem Classiker unter den theologischen Schriftstellern unserer Zeit", zur Feier des funfzigjährigen Jubiläums seiner jenenser Lehrthätigkeit gewidmet ist, hat keine Vorrede. Wir haben deshalb über Plan und Zweck des Werks dieses selbst zu befragen. Da fällt es dem Leser, der das Buch in die Hand nimmt, auf, daß zwei so wichtige und umfassende theologische Disciplinen, deren jede für sich allein sonst der Gegenstand einer eingehenden Darstellung zu sein pflegt, hier zusammen behandelt werden. Der Verfasser spricht sich in der Einleitung zur Glaubenslehre hierüber aus. Die christliche Dogmatik hat nämlich die Aufgabe, den geschichtlichen Glauben der Christenheit für die Gemeinde der Gegenwart darzustellen, die christliche Ethik aber soll das christlich-sittliche Leben auf Grund seiner geschichtlichen Entwickelung innerhalb einer bestimmten Kirche und zu einer bestimmten Zeit schildern. Glaubens- und Sittenlehre bilden sonach zusammen die Ueberleitung von der historischen zur praktischen Theologie, die Vermittelung der kirchlichen Vergangenheit und Gegenwart. Ein weiteres Bindeglied finden wir in der Idee des Reiches Gottes, die in ihrem Doppelsinn des Seienden und Seinsollenden, wie den Schlußstein der christlichen Glaubenslehre, so zugleich den Grundstein der christlichen Sittenlehre bildet. Da der Glaube ein religiöser Act ist und das Wesen der Religion zur Voraussetzung hat, so fragt es sich, wie der Verfasser dieses letztere definirt. Er setzt sich mit den sonst aufgestellten Wesensbestimmungen auseinander und stellt dann seine eigene auf. Religion ist ihm weder Wissen, noch Wollen oder Handeln, noch Fühlen für sich allein, noch auch eine äußerliche Verbindung derselben. Ebenso wenig darf die Einheit ihres Wesens in einem besondern seelischen Organ, wie Gewissen oder Sinn des Unendlichen oder dergleichen, gesucht werden; sie wird von ihm als vollkommene Freiheit von der Welt in der vollkommenen Abhängigkeit von Gott definirt. Was die christliche Sittenlehre betrifft, so deckt sie sich nach protestantischer Grundanschauung mit der ideal-menschlichen. Ihr erster Haupttheil behandelt den menschlichen Willen; ihr zweiter gibt die specielle Ethik in der Gliederung von Güter-, Tugend- und Pflichtenlehre oder auch als sociale und individuelle Ethik; sie schließt mit der Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche, die in einträchtigem Zusammenwirken einander ergänzend gemeinsam arbeiten sollen an der immer völligern Verwirklichung des ewigen göttlichen Weltzwecks: des Reiches Gottes als des einheitlichen und allgemeinen Organismus der Gottmenschheit. In gedrängter Kürze, knapper Form und präciser Begriffsbestimmung scheint dieser Grundriß akademischen Vorlesungen als Grundlage dienen zu sollen; aber auch abgesehen von dieser Bestimmung gibt es wol keine wichtige Frage der Glaubens- und Sittenlehre, die hier nicht berührt, erledigt oder dem Nachdenken des Lesers zu eigener Erledigung übergeben würde.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von Brockhaus' „Conversations-Lexikon", das gegenwärtig in einer vollständig umgearbeiteten dreizehnten Auflage erscheint, liegt der erste Band abgeschlossen vor (A bis Arraroba); er gestattet bereits ein Urtheil darüber, wie Verlagshandlung und Redaction sich gegenüber den frühern Auflagen verhalten, um einem seit mehr als siebzig Jahren bewährten Hausbuch das Niveau seiner frühern Bedeutung zu bewahren, auch gegenüber den zahlreichen Nachahmungen, die es gefunden hat. Der Gründer, der diesen ganzen Literaturzweig im Interesse der allgemeinen gesellschaftlichen und Volksbildung in den Buchhandel eingeführt hat, der eigentliche Schöpfer der populären Encyklopädie, fand damals einen gänzlich unbeackerten Boden für seine geistige Pflanzung vor: es galt umfassende Kenntnisse in einer ansprechenden Weise dem gebildeten und nach Bildung strebenden Publikum zu vermitteln. Darum der Titel „Conversations-Lexikon", ähnlich wie der Titel „Conversationsblatt", welches der unternehmende Buchhändler einem kritisch-literarischen Unternehmen gab, aus dem sich unsere „Blätter für literarische Unterhaltung" schon seit länger als 50 Jahren herausgebildet haben. Alles Wissenswürdige sollte weitern Kreisen zugänglich gemacht werden: das Streben der ersten Auflagen des „Conversations-Lexikon" ging namentlich dahin, in größern zusammenhängenden Artikeln, die eine anziehende Darstellung empfahl, allgemeine Bildung zu verbreiten. Lange Jahrzehnte hindurch, besonders ehe die mächtig heranwachsende Journalistik, besonders die populärwissenschaftliche, von Tag zu Tag, von Woche zu Woche diese Propaganda übernommen hatte, war das Brockhaus'sche „Conversations-Lexikon" die willkommenste Lektüre für das große Publikum, das im Hause daraus Anregungen schöpfte, welche den gesellschaftlichen Verkehr befruchteten.

Die Umgestaltung der Tagespresse mußte indeß den Plan des Werks von Auflage zu Auflage mehr modificiren und die neueste zeigt eine nicht unwesentliche Abweichung von den frühern. Das Gebiet belehrender Unterhaltung wird jetzt in so ausgiebiger Weise angebaut, daß das „Conversations-Lexikon" mit seinen größern zusammenhängenden Abhandlungen eine außerordentliche Concurrenz findet. Diese Abhandlungen sind zwar in der dreizehnten Auflage keineswegs auf den Aussterbeetat gesetzt, aber sie sind doch mehr zerlegt als früher; dem nächsten Bedürfniß des Nachschlagens ist durch eine sehr große Zahl kleinerer Artikel Rechnung getragen. Das beweist der erste vorliegende Band zur Genüge; denn während in der letzten Auflage der erste Band 2310 Artikel enthält, werden in der jetzigen 3814 geboten, also 65 Procent mehr. Und das gleiche Verhältniß wird ungefähr für das ganze Werk gelten. Obgleich der Inhalt um mehr als ein Viertel vergrößert werden soll, so wird der äußere Umfang des Ganzen doch wenig verändert; dies wird durch zweckmäßige typographische Einrichtungen bewirkt.

Eine wesentliche Neuerung besteht in der Beigabe zahlreicher in Holzschnitt, Phototypie, Lithographie und Farbendruck künstlerisch ausgeführter Abbildungen und Karten auf ungefähr 400 Tafeln und im Texte. Früher wurde von der Verlagsbuchhandlung dem „Conversations-Lexikon" ein selbständiger „Bilder-Atlas" beigegeben: die Verschmelzung der Bilder und des Textes in der neuen Auflage entspricht jedenfalls den Anforderungen

des Publikums. Gerade der erste Band beweist uns recht lebhaft die Vortheile der neuen Einrichtung; er enthält eine beträchtliche Zahl geographischer Artikel: „Afrika", „Aegypten", „Algerien", „Amerika", und gerade diese werden durch die beigegebenen Karten in trefflicher Weise erläutert, um so mehr als diese alle neuesten Entdeckungen, alle geographischen und politischen Daten von Wichtigkeit berücksichtigen — höchst willkommen allen denjenigen, die im Besitze eines ältern Handatlas sind. Und ein Zeitraum von nur wenigen Jahren läßt ja heutzutage diese Kartenwerke veralten. Wie willkommen muß jedem Zeitungsleser die Karte von Algier und Tunis sein, und wie bequem lassen sich auf der Karte von Südafrika alle neuen Entdeckungen verfolgen!

Bei weitem ausgeführter als früher sind die naturwissenschaftlichen Artikel; auch damit ist dem den realen Wissenschaften mit besonderer Vorliebe huldigenden Zeitgeist ein Zugeständniß gemacht. Artikel wie „Alpen", „Affen", „Antilopen" u. a. sind überdies durch figurenreiche Bildertafeln illustrirt.

An frühere Ausgaben des „Conversations-Lexikon" schloß sich „Unsere Zeit" (Leipzig, F. A. Brockhaus) als ein ergänzendes Unternehmen, welches in selbständigen Abhandlungen und im Zusammenhang die neueste Geschichte der Staaten, der Entdeckungen, der Literatur bis zur Gegenwart fortführte. Seitdem hat sich „Unsere Zeit" von dem unmittelbaren Zusammenhang mit dem „Conversations-Lexikon" mehr und mehr losgelöst und ist eine selbständige Revue geworden, die unter der Redaction des Herausgebers d. Bl. erscheint; gleichwol dauern die innern Beziehungen zum „Conversations-Lexikon" noch immer fort, und gerade sie geben „Unserer Zeit" eine Physiognomie, die sie von den andern deutschen nachgeborenen Revuen noch immer unterscheidet: es ist das Streben nach einer zusammenhängenden Darstellung der neuesten Geschichte aller einzelnen Völker, nach einer pragmatisch motivirenden Erzählung der wichtigsten Hauptereignisse, sowie des Bedeutenden auf dem Gebiete der Cultur, Literatur, Kunst, der Naturwissenschaft und Reisebeschreibung. Wer die einzelnen Bände der Zeitschrift aufmerksam verfolgt, wird leicht herausfinden, daß ohne Aufdringlichkeit hier ein systematischer Zusammenhang zu Grunde liegt, gleichsam ein Netz, in welches an geeigneter Stelle die sich ergänzenden Artikel eingezeichnet werden.

Seit dem Jahre 1880 bringt die reorganisirte Zeitschrift auch Erzählungen, meistens von der Feder namhafter und talentvoller Autoren. Die vorliegenden Hefte des Jahrgangs 1882 bringen „Bärbele", eine gemüthreiche Dorfgeschichte von E. Bely, der beliebten Novellistin, welche schon in den vorausgehenden Jahrgängen werthvolle Beiträge beigesteuert hat, wie die jetzt in der Novellensammlung „Südlicher Himmel" abgedruckte dalmatinische Erzählung „Josa Dario". Das Aprilheft wird eröffnet durch ein „Schattenspiel" von Wilhelm Jensen: „Der Ulmenkrug", in der magischen Beleuchtung gehalten, welche diesem Autor eigen ist.

Die obenerwähnte Tendenz der Zeitschrift, welche sie für alle Zeitungsleser unentbehrlich macht, der eingehende Nachweis der geschichtlichen und geographischen Voraussetzungen für die jüngsten Ereignisse prägt sich aus in Artikelserien wie „Nordafrika und seine Bedeutung in der Gegenwart" von Friedrich von Hellwald, „Afghanistan und der englisch-afghanische Krieg" von William Balck, „Der Panislamismus im Kampfe gegen Europa" von Hermann Vámbéry u. a. Eine Reihe von Aufsätzen über „Die Elektricität in der Technik" von Franz Joseph Pisko, gibt wichtige Beiträge zur Naturgeschichte und zur Technologie. Der Aufsatz „Der Einfluß des Waldes auf Klima und Wasserkreislauf" von Oberforstmeister Borggreve kämpft mit wissenschaftlichen Gründen gegen allgemein verbreitete Anschauungen an. Zu den regelmäßigen Mitarbeitern der Zeitschrift gehören namhafte Autoren, wie Friedrich von Bodenstedt, von dem zwei mit graziöser Gewandtheit skizzirte amerikanische Reisebilder mitgetheilt werden, und Ferdinand Gregorovius, der einen Aufsatz über „Neues Leben in Corsica" beisteuert. Das neue Genre der Familienbiographie cultivirt Karl Braun in den interessanten Aufsätzen „Die von Forckenbeck." Die Philosophie ist vertreten durch einen grundlegenden Artikel von Wilhelm Wundt: „Die Aufgaben der experimentalen Psychologie", und durch zwei gut orientirende Aufsätze von Moritz Brasch: „Zur Philosophie der Geschichte"; die Literatur durch einen scharf charakterisirenden Artikel von Eugen Zabel: „Berthold Auerbach", und den Aufsatz „Die französisch-deutsche Operette" vom Herausgeber. Die regelmäßige politische Revue hält den Zusammenhang der Zeitereignisse mit objectiver Würdigung fest; hierzu kommt eine literarische Revue, welche auf die hauptsächlichsten neu erschienenen Werke der schönen Literatur und Geschichte hinweist, eine Revue der bildenden Kunst, denen sich im Verlauf des Jahrgangs die musikalischen und theatralischen Revuen anschließen.

Bibliographie.

Baumgarten, H., Vor der Bartholomäusnacht. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 5 M.

Birkenheuer, V., Liebe, Freiheit, Kultur. Gedichte, für das Volk und seine Lehrer verfaßt. Torontál-Szécsány. 1881. Gr. 8. 3 M.

Christ, P., Religiöse Betrachtungen. St. Gallen, Huber u. Comp. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Corvin, 1848—1871. Geschichte der Neuzeit. 1ste u. 2te Lfg. Leipzig, Greßner u. Schramm. Gr. 8. à 30 Pf.

Dewall, F. van, In die Fremde. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Fockt, C. T., Ereignisse und Operationen in Süd-Dalmatien (Crivoscie, Boeche di Cattaro) und in den angrenzenden occupirten Ländern. I. Schilderung des Landes und Volkes und Vorgeschichte des Aufstandes. Mit 2 Karten und 12 Abbildungen. Wien, Hartleben. 8. 60 Pf.

Hoenig, F., Zwei Brigaden. Mit 3 Skizzen und 6 Figuren im Text. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 4 M.

Mariano, R., Das jetzige Papstthum und der Socialismus. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 1 M.

Neubauer, E. R., Die Ideonen. Ein Gedicht in 50 Liedern. Hamburg, J. F. Richter. 8. 3 M.

Panse, Clara, Manuela. Roman. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 4 M.

Perels, F., Das internationale öffentliche Seerecht der Gegenwart. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 8 M.

Pesty, F., Die Entstehung Croatiens. Aus dem ungarischen Manuspript. Budapest, Kilian. Gr. 8. 1 M.

Pflüger, F. W., „Human- und Realgymnasium". Ein Wort zur Aufklärung an alle Gebildeten. Chemnitz, Focke. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Reise in das Land der Franken von einem Militär. Hannover, Helwiug. 8. 1 M. 60 Pf.

Romang, J. J., Herbstblumen. Letzte Gedichte. Bern, Haller. 12. 1 M. 20 Pf.

Schirmer, W., Einige Sagen aus verschiedenen Ländern Oesterreichs. Troppau, Buchholz u. Diebel. 12. 80 Pf.

Schneider, Thekla, Wellen vom Bodensee. Mit einem Vorwort von C. Schlüter. Sigmaringen, Tappen. 8. 1 M. 50 Pf.

Schrenck, L. v., Reisen und Forschungen im Amur-Lande, in den Jahren 1854—1856 im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg ausgeführt und in Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben. 3ter Bd. 1ste Lfg.: Die Völker des Amur-Landes. Geographisch-historischer und anthropologisch-ethnologischer Theil. Mit 1 Karte, 3 lithographirte und 5 phototypische Tafeln. St. Petersburg. 1881. Imp.-4. 15 M. 50 Pf.

Streckfuß, A., Die wilde Toni. Novelle. 2 Thle. in 1 Bd. Berlin, Goldschmidt. 8. 1 M.

Swida, F., Das Königreich Dalmatien. Land und Leute, geschildert. Im Anhang: Das Insurrections-Gebiet. Von V. v. Haardt. Wien, Graeser. 8. 1 M.

Berner Taschenbuch auf das Jahr 1882. Gegründet von L. Lauterburg, in Verbindung mit Freunden fortgesetzt von E. Blösch. 31ster Jahrg. Mit 2 Abbildungen. Bern, Haller. 8. 3 M. 50 Pf.

Ueber den letzten Grund der Dinge. Von R. E. Pösneck, Latendorf. Gr. 8. 60 Pf.

Verwundet und geheilt. Dramatisches Gedicht. Freiburg i/Br., Wagner. 1881. Gr. 8. 4 M.

Vischer, F. T., Lyrische Gänge. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 6 M.

Waitz, G., Caroline und ihre Freunde. Mittheilungen aus Briefen. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 M.

Wichodil, Anna (T. May), Tief verschleiert. Novelle. Troppau, Buchholz u. Diebel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Verlag von R. Damköhler. Berlin N.

Schiller. — A. Buttmann: Die Schicksals-Idee in Schiller's „Braut von Messina" und ihr innerer Zusammenhang mit der Geschichte der Menschheit. M. 2. 50.

Schlenther, Fl. Stirb und Werde. Ein Lebensbild nach Lucrez und Andern. M. 5. —.

Tappert, W. Gedichte. Eleg. geb. M. 3. —.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Hypatia,

oder Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von

Charles Kingsley.

Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa.

Mit einem Vorwort von Christian Karl Josias Bunsen.

Dritte Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 9 M. Geb. 11 M.

Kingsley's berühmter Roman „Hypatia", ein meisterhaftes Lebens- und Sittengemälde aus dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wurde durch Bunsen, der ihn als ein Kunstwerk von seltenem Werth empfiehlt, bei der deutschen Lesewelt eingeführt und erfreut sich auch hier so allgemeiner und dauernder Beliebtheit, daß bereits eine dritte Auflage nöthig geworden ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

НАПЪ ОСТЗЕЙСКІЙ ВОПРОСЪ.

8. Geh. 1 M. 50 Pf.

Der anonyme Verfasser, eine den petersburger Hofkreisen nahestehende Persönlichkeit, erörtert in dieser Schrift die Vorschläge zur staatlichen Reorganisation der Ostseeprovinzen Livland, Estland und Kurland.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das System der erworbenen Rechte.

Eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie

von

Ferdinand Lassalle.

Zweite Auflage, herausgegeben von

Lothar Bucher.

Zwei Theile. 8. Geh. 15 M. Geb. 18 M.

Lassalle's Hauptwerk „Das System der erworbenen Rechte" hat bei seinem ersten Erscheinen in juristischen, philosophischen, politischen und administrativen Kreisen Aufsehen erregt und liegt jetzt in zweiter Auflage vor. Dieselbe ist von dem Wirkl. Geh. Legationsrath Lothar Bucher in Berlin, welchem Lassalle das literarische Eigenthum seiner Schriften vermachte, herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet, in welchem derselbe unter anderm sagt, selbstverständlich finde das Werk Eingang in die Bibliothek der Gelehrten, aber auch keinem Praktiker mit wissenschaftlichem Sinne werde es mehr fremd und entbehrlich sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Wisbyfahrt.

Reisebriefe von den deutschen, dänischen und schwedischen Ostseegestaden

von

Karl Braun-Wiesbaden.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Dr. Karl Braun schildert hier seine Eindrücke und Erlebnisse während einer durch den Hansischen Geschichtsverein veranstalteten Dampferfahrt von Lübeck bis Wisby auf der Insel Gotland, das in der Geschichte der deutschen Hansa eine so hervorragende Rolle gespielt. Die lebendige Schilderung von Land und Leuten, verbunden mit geistreichen humoristischen Excursen in das Gebiet der Politik, Volkswirthschaft und Culturgeschichte, gewährt eine sehr anregende und unterhaltende Lektüre.

In unserm Verlage ist in fortdauernd verbesserten Stereotyp-Auflagen erschienen und in allen Buch- und Musikalienhandlungen zu haben:

Deutscher Liederschatz

für Schule, Haus und Leben. Eine Auswahl der schönsten und volksthümlichsten Lieder,

bearbeitet von **H. A. Stoffregen.**

1. Heft: Für die untern, beziehungsweise mittlern Gesangstufen. Preis 30 Pf. — 2. Heft: Für die mittlern und obern Gesangstufen und gesellige Kreise. Preis 40 Pf. — 3. Heft: Für Oberklassen gehobener Schulen, Gesangvereine u. s. w. Preis 50 Pf.

Den **vielen** Herren Recensenten, die **alle** dieses Werk seit Beginn des Erscheinens **außerordentlich günstig** beurtheilt haben, hat sich neuestens Herr A. W. Gottschalg in Nostiz' „Die deutsche Schule" unter anderm mit den Worten angeschlossen: „Nachdem Referent im Laufe der Zeit tausend Liederhefte nach und nach bekannt geworden sind, kann er nicht umhin zu gestehen, daß diese Sammlung zu den besten Liederbüchern gehört, die überhaupt im lieben Deutschen Reiche existiren. Texte und Melodien sind kritisch gesichtet und gelichtet, und so ist eine **Mustersammlung** entstanden, die jahrelange Vorarbeiten erforderte und ganz entschieden auf volksthümlichem Grunde entstanden ist. — —"

Den Herren Lehrern, die dieses in **zahlreichen** Schulen des In- und Auslandes gebrauchte Werk gleichfalls einzuführen beabsichtigen, werden wir gern mit erleichterten Bezugsbedingungen an die Hand gehen.

Hildesheim. **Gerstenberg**'sche Buchhandlung.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

*Der **1. Band** der neuen (13.) illustrirten Auflage,*

60 Bogen Text mit 42 eingedruckten Abbildungen und 35 separaten Tafeln oder Karten enthaltend,

ist soeben erschienen und geheftet (7 M. 50 Pf.) oder gebunden (in Leinwand 9 M., in Halbfranz 9 M. 50 Pf.) in allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

LITERARISCHE GESELLSCHAFT

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1882.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Schriften von Ferdinand Gregorovius. Von Rudolf von Gottschall. — Dramatische Schriften. Von Karl Nissel. — Zur Romanliteratur. Von Rudolf Doehn. — Dichtungen in Vers und Prosa. Von Konrad von Prittwitz-Gaffron. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Schriften von Ferdinand Gregorovius.

1. Athenaïs. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin von Ferdinand Gregorovius. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 5 M.
2. Korfu. Eine jonische Idylle von Ferdinand Gregorovius. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 1 M. 80 Pf.
3. Die Insel Capri. Idylle vom Mittelmeer von Ferdinand Gregorovius. Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 1 M. 80 Pf.

Es ist die schönste Gabe des Talents, daß es vermag, für alles, dem es sein Gepräge aufdrückt, allgemeines Interesse zu erwecken, während die Talentlosigkeit an den dankbarsten Stoffen herumstümpert, ohne ihnen eine anregende Seite abzugewinnen.

Diese Bemerkung drängt sich uns recht lebhaft auf gegenüber den neuen Schriften von Ferdinand Gregorovius, dem vorzüglichen Historiker und begabten Dichter, dem geistreichen Schilderer von Land und Leuten. Wir brauchen nicht an seine „Geschichte Roms im Mittelalter", nicht an seine Dichtung „Euphorion" zu erinnern: sie sind ja allgemein bekannt und geschätzt. Doch wenn er jetzt die Geschichte einer byzantinischen Kaiserin schreibt, wenn er uns in diese so fernliegende und in vieler Hinsicht trostlose Epoche versetzt: da zeigt sich gerade die Grazie und die Energie seiner Begabung, welche uns das Entlegene so lebenswarm vor die Seele führt, daß wir den geschilderten Vorgängen mit Spannung folgen.

In der That liest sich diese „Athenaïs" (Nr. 1) wie ein Roman; die Kraft der Phantasie, durch welche ein Biograph den Schatten einer geschichtlichen Erscheinung aus den Quellen heraufbeschwört und in eine lebensvolle Gestalt verwandelt, ist ja derjenigen verwandt, mit welcher der Romanschriftsteller die geschichtliche Gestalt für die Dichtung lebendig zu machen sucht. Da aber der biographische Roman nach unserer Ansicht gegen die Gesetze der Kunstform sündigt und im Grunde nur eine Aufputzung des gegebenen Stoffs mit einigen bunten Bildern der Phantasie ist, so ziehen wir eine Biographie vor, die zwar jede wohlfeile belletristische Ausschmückung verschmäht, aber dafür von poetischem Geist durchdrungen ist, wir meinen im Sinne des Aristoteles, der ja über das Verhältniß von Poesie und Geschichte eine ketzerische Anschauung hegte, welche den Beifall der Fachgelehrsamkeit nie gefunden hat.

Gregorovius sagt hierüber in der Vorrede:

Nichts liegt näher als die Versuchung, die wunderbare Geschichte der Athenaïs in Novellenform zu behandeln, und das hat bereits im 18. Jahrhundert ein Franzose, Baculard d'Arnaud, in einem sentimentalen Roman gethan. Ich wundere mich, daß von unsern heutigen Dichtern, welche gerade Zustände und Zeiten, die vom modernen Bewußtsein am weitesten abgelegen sind, mit so vielem Geschick und Erfolge in sogenannten culturhistorischen Romanen dargestellt haben, keiner an Athenaïs sich versucht hat, und doch hat Kingsley in seiner „Hypatia" gezeigt, wie dankbar für einen reflectirenden Dichter eben diese Epoche des im Christenthum untergehenden Hellenismus sein kann. Ich bestätige indeß das Urtheil Georg Finlay's, der in seinem geistvollen Buche „Griechenland unter den Römern" gesagt hat: „Das ereignißvolle Leben Eudokia's, der Gemahlin Theodosius' II., braucht keine romantischen Begebenheiten aus orientalischen Märchen zu borgen; es erfordert nur einiges Genie seines Erzählers, um ein reiches Gewebe der Romantik zu entfalten." Wenn meine Leser solches Talent in dieser Schrift vermissen, werden sie doch in ihr überall die Wahrheitsliebe des Geschichtschreibers finden, welcher jede willkürliche Zuthat abgelehnt und aus allen historischen Quellen geschöpft hat, um auf dem Hintergrunde der Zeit die Gestalt der Athenaïs in ihrer geschichtlichen Wirklichkeit erscheinen zu lassen. Die Natur dieser Quellen aber ist solche, daß nur eine Skizze daraus hervorgehen konnte: vielleicht um so besser für den Leser, weil er hier noch selbstthätig bleiben kann, während er in einem kleinen Rahmen immer eine Fülle von Dingen gewahrt, die ihm Perspectiven in das große Weltleben eröffnen.

Und wer ist nun Athenaïs? Jedenfalls eine der merkwürdigsten Frauen, denen, wie einer Eugenie von Montijo, das Los zutheil wurde, Gemahlin eines Imperators zu werden, ohne entfernt auf Ebenbürtigkeit Anspruch machen zu können; sie war zwar keine Schauspielerin wie des Kaisers Justinian Gemahlin Theodora; aber sie war eine einfache Gelehrtentochter aus Athen. Auch in damaliger Zeit war die Stadt der Weisheitsgöttin noch die Musenstadt, das Ziel für die ideale Sehnsucht und die Wißbegierde ausländischer Jugend:

Auf zahllosen Stätten Athens lebten die Erinnerungen an die großen Menschen und Werke des Alterthums. Lehrer und Schüler wandelten noch voll Andacht an den Abhängen des sophokleischen Kolonós, auf der mit Denkmälern erfüllten Gräberstraße vor dem Dipylon, in den Olivenhainen am Kephissos, und unter den Platanen der Akademie, deren Fortbestand durch alte und neue Vermächtnisse für immer gesichert war. Die unsterblichen Dichter, die Philosophen und Redner Griechenlands schienen auf diesem geheiligten Boden in einer fortwirkenden Persönlichkeit gegenwärtig zu sein. Man zeigte noch ihre bescheidenen Wohnhäuser und die Scenen ihrer Thätigkeit. Wenn der hier studirende Jüngling die äußere Gestalt Athens betrachtete, so konnte ihm die Kluft, die ihn von der classischen Vorzeit trennte, nicht einmal übermäßig groß erscheinen. Wenn er die breite Treppe zur Akropolis emporstieg, auf deren weißglänzender Felsenfläche noch der Erzkoloß der Athena Promachos, das Werk des Phidias, aufrecht stand, so sah er alle jene Bauwerke unversehrt, die diese Götterburg zum unvergleichlichen Denkmal nicht nur der Stadtgeschichte Athens, sondern der gesammten Cultur des hellenischen Geistes gemacht hatten: die Propyläen, den Niketempel, den Parthenon, das Erechtheion; und noch standen viele antike Weihgeschenke und Meisterwerke der Kunst an ihrem Ort.

In Athen lebte ein Sophist Leontius, der Vater der Athenaïs, Lehrer an der Akademie und ein vermögender Mann. Er unterrichtete seine hochbegabte Tochter selbst. Damals waren Grammatik, Rhetorik und Mathematik, Musik und Dichtkunst Gegenstände des Wissens jeder wohlgebildeten Griechin; die anmuthige und geniale Tochter belohnte seine Mühe durch die glänzendsten Erfolge:

Sie bewies in spätern Jahren, daß sie ihren Homer niemals mehr vergessen hatte. Sie recitirte mit derselben Meisterschaft die Chorgesänge der Tragiker wie die Glanzstellen im Demosthenes und Lysias; sie verstand schöne Briefe zu schreiben, und lernte in Prosa wie in Versen im Sinne jener Zeit sich prunkvoll ausdrücken. Sie disputirte über Sätze alter Autoren oder über sophistische Probleme nach schulmäßigen Schablonen. Sie lernte geistreich reden und improvisiren, wie dies in dem Hörsaal eines jeden Rhetors betrieben wurde.

Damals lebten die geistreichen Neuplatoniker Plutarch und Proklus in Athen. Der Cultus des Heidenthums war durch kaiserliche Edicte geächtet, die aber in Athen niemals vollzogen wurden; die Hochschule war und blieb heidnisch. Als der alte Leontius starb, setzte er seine zwei Söhne zu Erben ein und vermachte der Tochter nur hundert Goldstücke: sie habe an ihrem Glücke genug, welches jedes andere Frauenglück übersteige. Vergebens bat Athenaïs ihre Brüder um den ihr zukommenden Antheil an der Erbschaft, vergebens processirte sie mit ihnen; sie begab sich zu einer Schwester ihres Vaters in Konstantinopel, um dort ihr Recht zu finden als eine von ihren Brüdern Enterbte. Damals herrschte dort Theodosius II., der junge Sohn des Arcadius, geboren 401, und neben ihm als Mitregentin seine junge Schwester Pulcheria, eine begabte, orthodox-gläubige Christin von nonnenhafter Heiligkeit; sie suchte für ihren Bruder, der damals heirathslustig war, eine Gemahlin. Da begab es sich, daß Athenaïs in den Palast kam zur Pulcheria Augusta, um ihr eine Bittschrift zu überreichen und das von den Brüdern erlittene Unrecht ihr auseinanderzusetzen:

Pulcheria sah mit Verwunderung die schöne Bittende, und sie hörte mit steigender Theilnahme ihrer Rede zu, welche sie in dem feinsten Griechisch mit wundervoller Beredsamkeit und Anmuth vorzutragen wußte. Als sie von ihren Tanten vernommen hatte, daß Athenaïs die jungfräuliche Tochter eines athenischen Philosophen sei, befahl sie allen drei Frauen, im Palast zu verbleiben. Sie nahm die Bittschrift, eilte zu ihrem Bruder und sagte ihm: „Ich habe ein Mädchen gefunden, welches vollendet schön von Gestalt und Erscheinung ist, rein und fleckenlos und hoch gebildet, eine Hellenin und Philosophentochter.“ Diese Worte reichten hin, die Phantasie des Theodosius zu entzünden. Er rief Paulinus herbei und bat Pulcheria, diesen und ihn selbst heimlich hinter einem Vorhange das Mädchen aus Athen sehen zu lassen. Als dies geschah, gerieth Paulinus vor Bewunderung außer sich, und Theodosius wurde von so heftiger Liebe ergriffen, daß er sich mit der schönen Philosophentochter vermählte, nachdem er ihr die christliche Taufe und den Namen Eudokia hatte geben lassen.

Die Schicksale der Kaiserin Eudokia werden von Gregorovius ebenso eingehend wie spannend erzählt, auf dem Hintergrund des alten Byzanz, von dem uns der Autor ein lebensvolles Bild entwirft, sowie innerhalb des großen geschichtlichen Rahmens, der Beziehungen zwischen Ost- und Westrom, der Perserkriege, vor allem der damaligen theologischen Streitigkeiten, des Kampfes zwischen Nestorius und Cyrill. Eudokia hatte das Glück, ihre Tochter mit dem weströmischen Kaiser Valentinian zu vermählen (437). Das Jahr darauf reiste sie nach Jerusalem, und bei der Durchreise in Antiochia legte sie eine öffentliche Probe ihrer griechischen Beredsamkeit ab, indem sie eine geistvolle Lobrede auf diese berühmte Stadt hielt. Wie von Athen und Konstantinopel gibt uns Gregorovius auch von dem damaligen Jerusalem ein genaues, mit dem getreuesten Colorit der Zeit ausgemaltes Bild. Dort erst, in Jerusalem, wurde Athenaïs eine fromme Christin.

Nach ihrer Rückkehr nach Konstantinopel bewegte sich ihr Lebenslauf in absteigender Linie; es begannen Zwistigkeiten zwischen ihr und Pulcheria, genährt durch einen Liebling des Kaisers, den schönen Eunuchen Chrysaphius. Bald trat eine für das Geschick der Kaiserin entscheidende Katastrophe ein, nach einigen Mittheilungen durch einen verhängnißvollen Apfel veranlaßt, der im großen Aepfelkorbe der Geschichte neben dem Apfel der Eva, der Eris, des Paris und verschiedenen Kron- und Reichsäpfeln seinen Platz findet. Der Hofmarschall Paulinus war ein schöner Mann, er erfreute sich der Liebe der Pulcheria; aber, wie

es scheint, auch derjenigen der Eudokia. Die frommen Kaiserinnen hatten sich hierin nichts vorzuwerfen; es war eben der Hofton des byzantinischen ancien régime:

Eines Tags ging der Kaiser Theodosius am Fest der Epiphanie in die Kirche ohne seinen Hofmarschall, welcher an der Gicht daniederlag. Ein armer Mann bot ihm einen ungewöhnlich großen phrygischen Apfel dar, welchen der Kaiser und seine Begleiter sehr bewunderten. Theodosius ließ dem Armen 150 Goldstücke auszahlen, den Apfel aber seiner Gemahlin überbringen. Die Kaiserin schenkte denselben sofort dem kranken Paulinus. Der Hofmarschall, welcher von der Herkunft des Geschenks keine Ahnung hatte, wußte nichts Eiligeres zu thun, als denselben Apfel dem Kaiser zu schicken, sobald dieser aus der Kirche in den Palast zurückgekehrt war. Der erstaunte Theodosius ließ seine Gemahlin zu sich kommen und fragte sie, wo der Apfel geblieben sei, den er ihr zugeschickt habe. Die Kaiserin antwortete voll Verlegenheit, daß sie ihn verzehrt habe, und nochmals bei ihrem Seelenheil aufgefordert, die Wahrheit zu gestehen, war sie schwach genug, mit einem Eide zu betheuern, daß sie jene Frucht gegessen habe. Da ließ der Kaiser den Apfel herbeibringen, hielt ihn seiner Gemahlin vor Augen und gerieth in den heftigsten Zorn, argwöhnend, daß Paulinus der Geliebte seines Weibes sei. Deshalb ließ er den Hofmarschall umbringen.

So erzählt die byzantinische Chronik. Thatsache ist, daß Eudokia nicht lange darauf vom Kaiser nach Jerusalem verbannt wurde. Ueber ihre Schuld oder Unschuld sind die Ansichten verschieden. Neben der Schuld der Untreue lud aber die Kaiserin auch eine Blutschuld auf sich, von welcher Gregorovius freilich sie freizusprechen sucht. Die Eifersucht des Theodosius folgte der Kaiserin in das Heilige Land. Der Presbyter Severus und der Diakonus Johannes hatten sie dorthin begleitet; der Kaiser erfuhr, daß sie die Kaiserin schon in Konstantinopel hänfig besucht hätten, daß sie in Jerusalem viele Geschenke von ihr empfingen; er schickte Briefe dorthin und ließ sie umbringen. Doch denjenigen, der diese That vollbrachte, den Grafen der Leibwachen, Saturninus, tödtete dann die Kaiserin. Gregorovius meint, daß sie diesen Blutbefehl nicht habe geben, ein gesetzmäßiges Todesurtheil nicht habe fällen können:

Das Blut des Saturninus an der Hand Eudokia's würde ein Frauenideal zerstören und die bezaubernde Philosophin aus Athen fast zu dem Range der Königin Christine von Schweden herabsetzen, deren barbarische Gemüthsart die seltenste Gelehrsamkeit nicht zu bändigen vermocht hat. Ihr tiefer Fall in dem heiligen Jerusalem, wo sie nur Werken der Andacht hingegeben war, würde dem Pessimisten die traurige Erfahrung bestätigen, daß der dämonische Eingriff einer Minute hinreichen kann, auch die Besten unter den Menschen in Schuld zu stürzen und das schöne Ebenmaß eines Lebens voll Anmuth und Würde zu zerstören.

Einsam lebte die Kaiserin in Jerusalem: ihr Schwiegersohn wurde ermordet, ihre Tochter gefangen gehalten; große Geschicke vollzogen sich in der abendländischen Welt; sie lebte der Religion und den Studien. Mit Fanatismus bekannte sie sich zur monophysitischen Ketzerei und begünstigte den Aufstand des Mönchspöbels in der heiligen Stadt. Als Dichterin aber war sie fleißig, eine anmuthige Künstlerin von vorzüglicher Bildung. Sie kleidete heilige Geschichten in die Sprache und die Rhythmen des Homer: ihr Hauptwerk ist die Hexameterdichtung, welche das Leben der Märtyrer Cyprianus und Justina in drei Büchern behandelt. Cyprianus erinnert an den Apollonius von Thana, ein philosophisches Gegenbild Christi; er ist auch der Held des Calderon'schen Trauerspiels „El magico prodigioso". Das erste und zweite Buch dieser Dichtung sind noch erhalten; Gregorovius theilt den ersten Gesang in formgewandter Uebersetzung mit. Als Probe daraus mag eine Schilderung des Orts dienen, wo sich die Geister verwandeln:

Die Lüge sah ich dort, die vielgewandte,
Die Wollust, schmachbedeckt und dreigestaltig;
Den jähen Zorn — auf Flügeln stürmt' er hin,
Voll Hast und thierisch; Arglist, die so süß
Mit Worten schmeichelt; Haß erbarmungslos,
Ohn' Herz und Eingeweide; Eifersucht
Und Neid, mit einer Zunge sichelartig;
Die Rachlust, ganz von hohler Wuth verzehrt —
Aus vielen Augen schießt sie Flammenpfeile,
Nach Sättigung schmachtend, die ihr niemals wird;
Die Völlerei, mit Mäulern vorn und rückwärts —
Sie schlingen Kiesel ein und harte Erde;
Die räuberische Habsucht, lang und dürr —
Ob ihren Augen hangen matt und schlaff
Die Lider; dann den filz'gen Krämergeist,
Der ruhelos erhofften Reichthums Trugbild
Als Last auf seinem müden Rücken schleppt;
Den Leichtsinn fröhlichen Gemüths, doch fett
Von Leib, und innen fehlt die Knochenbildung;
Die Götzendienerei, mit Flügeln dicht
Und breit, als könnte sie die Welt beschatten;
Die Heuchelei, von innerm Siechthum krank,
Und stückweis raffen Wind' ihr fort die Glieder;
Die höllische Verleumdung, lang von Zunge;
Die Dummheit ganz gelähmt, das träge Haupt
Von Schlafsucht schwer, und alles schwatzt sie aus.

Die vorzügliche Darstellungsweise von Gregorovius, die künstlerische Haltung seines Stils, die graziöse Beleuchtung, die er über seine Schilderungen hinzuzaubern weiß, zu rühmen, hieße Eulen nach Athen tragen. Bei aller aus den Quellen schöpfenden Gewissenhaftigkeit fehlen nie die großen Gesichtspunkte der Betrachtung, die geschichtlichen Perspectiven, und weiser Beschränkung liegt alles Engherzige fern.

Welch ein reizendes Idyll ist die Schilderung der Insel „Korfu" (Nr. 2), die zuerst in der Zeitschrift „Unsere Zeit" zum Abdruck kam! Auch hier ist alles historische Landschaft, und die anmuthig geschilderte Natur ist gleichsam gesättigt mit geschichtlichen Erinnerungen. In Bezug auf künstlerische Rundung und lebendige Ausführung ist dies „Korfu" ein kleines literarisches Cabinetsstück zu nennen. In der Vorrede sagt der Autor selbst von dieser Skizze, die in der neugriechischen Uebersetzung des Herrn Spiridón Papageorgios in die Journale „Klio" und „Hestia" zu Triest und Athen überging:

Was meine deutschen Leser betrifft, so haben nicht wenige manches treffliche Werk über dies Eiland gelesen, wie vor allen die „Odysseeischen Landschaften" von Alexander von Warsberg.

Aber auch ihnen gegenüber wird die Anspruchslosigkeit dieser Blätter für mich reden. Ich gab in ihnen wieder, was ich dort empfunden und im Zusammenhange angeschaut hatte. Wenn nun im gedruckten Wort noch ursprüngliche Empfindungen und Gedanken aus schönen oder bedeutenden Augenblicken telephonisch weiter zu klingen vermögen, warum sollte man sich dann solchen Luxus nicht erlauben? Bilder von jenen wundervollen Meergestaden, hellenische Seeluft, jonisches Sonnenlicht, Erscheinungen aus der homerischen Mythe und Gestalten aus der Weltgeschichte vor die Seele des Lesers zu führen: das ist alles, was diese Skizze beabsichtigt. Und so möge sie, gleich ihrem Seitenstück „Capri", manchem Leser im nebelgrauen Norden erfreulich sein.

Der Autor will trotz aller kritischen Bedenken daran glauben, daß Korfu Scheria, das Eiland der segelberühmten Phäaken, die Insel des weitgepriesenen Helden Alkinoos sei. Er schildert uns zunächst Stadt und Festung und die Aussicht von der letztern:

Welch ein Panorama von Meer und Küstenlandschaften! so groß, farbenstrahlend und formenreich, daß es zu dem Schönsten gehört, was Europa besitzt. Die herrliche Insel liegt da mit Bergen, Hügeln und Thälern, mit vielen Ortschaften im Grün üppiger Olivenwälder, mit der Hafenstadt und den schimmernden Buchten. Ihr gegenüber steigt schroff aus dem Meer das Festland Epirus. Seine ernsten Bergmassen stehen im wirksamsten Contrast zu dem lachenden Sommer des milden Inselandes. Von den Akrokeraunien, den Donnerbergen des Zeus, oberhalb Buthrotum bis nach Parga hin überblickt man die Reihen dieser gewaltigen Felsenufer. Sie spiegeln sich finster, scheinbar straudlos in der Flut.

Dann läßt er ein wunderbares Stück Weltgeschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert vorbeiziehen; wir folgen mit Antheil den Wandlungen in den Geschicken der Insel, von der altgriechischen zur neugriechischen, und begleiten dann den Autor auf seinen Streifzügen nach beiden Seiten der Hauptstadt und in das Innere der Insel und ihre Oliven- und Myrtenwälder; es ist eine Reihe stimmungsvoller Landschaftsbilder, welche der Dichter uns hier entrollt. Er nennt an einer Stelle die ganze Insel „eine classische Idylle". Wir meinen, daß diese Bezeichnung auch der Schilderung von Ferdinand Gregorovius mit Recht zukomme.

Ebenso seiner Schilderung der Mittelmeerinsel „Capri" (Nr. 3), einer Separatausgabe aus den bekannten, in zahlreichen Auflagen erschienenen „Wanderjahren in Italien". Wir brauchen hier nur auf die echt künstlerische Fassung zu verweisen, welche Gregorovius in diesem Cabinetsstück der historischen Landschaftsmalerei jenem Inseljuwel gibt. Die zerklüftete Insel des Tiberius mit allen Wonnen des Südens und allem Grauen ihrer geschichtlichen Erinnerungen tritt lebendig vor uns hin.

Will man die eine Seite des vielseitigen Schriftstellers hervorkehren, die sich in diesen Landschafts-, Volks- und Reisebildern ausprägt, so muß man jedenfalls Gregorovius den Classiker unter unsern deutschen Touristen nennen.

Rudolf von Gottschall.

Dramatische Schriften.

Eine Goldader durchzieht die vor uns liegende Ausbeute des deutschen dramatischen Schachtes und verleiht derselben trotz einzelner unerquicklicher Zusätze einen ziemlich hohen Werth, was wir von vornherein mit Freuden constatiren, da es zu den seltenen Vorkommnissen gehört.

Das Werk eines Dichters, der zu den ersten und besten in Deutschland zählt, soll deshalb auch den Reigen der Besprechungen eröffnen:

1. Lord Lucifer. Lustspiel in fünf Aufzügen von Robert Hamerling. Hamburg, Richter. 1880. 8. 3 M.

Die an und für sich tragische Liebesgeschichte einer ihrerzeit berühmten Malerin, Angelika Kaufmann, hat Robert Hamerling zum Vorwurf eines modernen Lustspiels benutzt, in welchem er, abweichend von der geschichtlichen Katastrophe, schonungslos die Geißel der Satire über die socialen Mängel und Gebrechen unserer Zeit, besonders über die Auswüchse unserer modernen Bildung und Erziehung schwingt. Nur ein Dichter von Beruf und Talent wie Hamerling konnte dies Wagniß unternehmen; aber ob das Werk sich als theatralisch verwerthbar erweisen dürfte, das möchten wir fast bezweifeln, da es vor allem allzu hohe Forderungen an das Denkvermögen und an die Geduld des Zuschauers stellt und der drastischen Handlung entbehrt, die das verwöhnte Theaterpublikum der Gegenwart von einem Lustspiel verlangt. Ueber die geistvolle Diction und den poetischen Werth der Dichtung dürfen wir bei Robert Hamerling kein Wort verlieren. Traurig ist es aber und wirft ein grelles Schlaglicht auf die Erbärmlichkeit unserer gegenwärtigen Bühnenverhältnisse, wenn ein Dichter von dem Rufe eines Hamerling Verwahrung einlegt gegen die Aufführung seiner dramatischen Arbeiten, während doch das zu erstrebende Endziel jedes dramatischen Dichters für seine Werke die Bühne sein soll und sein muß. Wir registriren diese Verwahrung als ein sehr bezeichnendes Symptom.

Ebenfalls das Werk eines bedeutenden dramatischen, doch keines national deutschen Dichters ist:

2. Der Bund der Jugend. Schauspiel in fünf Aufzügen von Henrik Ibsen. Deutsch von Wilhelm Lange. Unter Mitwirkung des Verfassers veranstaltete deutsche Bühnenbearbeitung. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1881. Gr. 16. 20 Pf.

„Der Bund der Jugend" gehört zu den frühern dramatischen Arbeiten des berühmten Norwegers und trägt alle Vorzüge und Schwächen des Dichters zur Schau. Die Charakterzeichnung ist gewissermaßen eine analytisch zerlegende, die Handlung eine geschlossen fortschreitende, und die ganze Dichtung von dramatischem Lebensblute durchströmt; aber das Schauspiel hat bei allen seinen Vor-

zügen eine zu local norwegische Färbung und muthet deshalb stellenweise fremdartig an. An seiner Bühnenwirksamkeit ist nicht zu zweifeln, doch stellt es hohe Ansprüche an den Darsteller.

Die gute Arbeit eines bewährten dramatischen Dichters ist:

3. Witzlav von Rügen. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, Hirzel. 1881. Gr. 8. 2 M.

Auch dieses Trauerspiel trägt neben den Vorzügen auch die Schattenseiten der Dichtweise seines berühmten Verfassers an sich, aber es ist im ganzen eine tüchtige werthvolle Dichtung; wir finden hier scharfe Charakterzeichnung, knappe, frische und phrasenlose Diction, nur mit einigen verbrauchten Redensarten durchsetzt, klar verarbeitete Motive, energisch fortschreitende Handlung. Die gelungene Composition setzt der Aufführung keinerlei Schwierigkeiten entgegen und bietet den Schauspielern sehr dankbare Rollen; an der Bühnenwirksamkeit dieses Trauerspiels ist nicht zu zweifeln. Vielleicht daß die historische Unbedeutendheit des Stoffs und zu locale Färbung die Aufführung erschweren, aber das sind leere Ausflüchte gegenüber einer dramatischen Dichtung wie „Witzlav von Rügen". Leider fehlt dem Publikum der Gegenwart für das Trauerspiel das sympathische Empfinden, das Idealgefühl. Beides ist hinweggeschwemmt von der realistischen Sündflut, die sich breitwogend über die Bühne ergossen hat und auch die letzten Keime des Edlern und Bessern zu ertränken droht.

Ein vorzügliches Dichterwerk ist:

4. Echtes Gold wird klar im Feuer. Ein Sprichwort von Emanuel Geibel. Schwerin, Hildebrand. 1882. 8. 1 M. 25 Pf.

Wie in einem krystallklaren Quell das Sonnenlicht gleichsam bis auf den Grund fließt und die blanken Kiesel auf demselben unserm Auge als goldene Sterne erscheinen läßt, die sich während des Schauens mehren, so finden wir in dieser schönen Dichtung die Goldkörner echter Poesie in aller ihrer Pracht und Schönheitsfülle. Das kleine Drama ist nur für ein auserwähltes feinsinniges Publikum gedichtet und muß diesem, wenn es würdig dargestellt wird, hohen Genuß gewähren.

Sehr tief unter diesen vier Dichterwerken steht:

5. Isabella auf dem nürnberger Reichstag (von 1524). Dramatische Dichtung von Emil Schneider (Sartorius). Nürnberg, Raw. 1880. 16. 60 Pf.

Ein buntes Stück Chronik in Scenen und Acte gebracht, mit historischer Brühe übergossen und religiöstendenziös gefärbt: das ist diese dramatische Dichtung, in die wir wie in ein historisches Kaleidoskop schauen. Sie macht den Eindruck eines Puppenspiels zu Bilderbogen für ein Kindertheater; denn von einer sich logisch entwickelnden Handlung, von seelischer Vertiefung der Charaktere ist gar keine Rede; jede Scene ist fast ein abgeschlossenes Bild für sich. Nach der Anschauung unserer Bühnenleiter vom modernen Drama müßte gerade diese „Isabella" das bühnengerechteste sein, da es in sprunghafter Handlung nichts als Tableaux bietet und große Ausstattung erfordert, und auch die Frommen würden an seiner orthodoxen Richtung Genüge finden, wenn nur ein klein wenig Poesie darin zu finden wäre, denn auch sie wissen, daß der frömmelnde Ton allein es doch nicht thut.

Mehr einem Missionstraktätlein im strengsten Sinne des Wortes als einem Drama zu vergleichen ist:

6. Ulfila. Dramatische Dichtung von E. Sartorius. Stuttgart, Metzler. 1882. 12. 1 M. 20 Pf.

Dieser „Ulfila" macht ganz den Eindruck einer Declamationsaufgabe für einen Schul- oder einen religiösen Actus. Die Färbung ist noch tendenziöser in streng christlichem Sinne, als in der „Isabella" desselben Dichters und deshalb auch noch unerquicklicher. Von allen den Anforderungen, die das Drama an den Dichter stellt, ist auch nicht eine vollständig erfüllt, und es scheint fast, als ob Sartorius ganz absichtlich eine Nachahmung der primitiven Erstlingsversuche des Dramas geben wollte. Daß dieser verunglückte dramatische Versuch die weltbedeutenden Breter nicht überschreiten wird, ist fraglos.

Dramatisch wirksamer ist ohne Zweifel:

7. Des Kaisers Geigenmacher in Tirol. Drama in einem Aufzug. Von Joseph Erler. Innsbruck, Wagner.

Ein sehr stark gewürztes dramatisches Gericht. Der Held des Stückes ist ein Tobsüchtiger, der fortwährend an die Kette gelegt werden muß, um kein Unheil anzurichten; eine Furie von Weib, welche die teuflische Bosheit selbst zu sein scheint und zwar aus verschmähter Liebe, ein aus der Fremde heimkehrender Geigenmacher und die unschuldige Tochter des Helden bilden die Staffage des kleinen Dramas, das eine Fülle von Sensationsmotiven enthält, wie Mordbrand und Giftmischerei, durch welche melodramatisch ein sentimentaler Accord klingt. Dennoch sprechen aus dem kleinen Drama Talent und Kraft, und wären die grausigen Motive nicht gar zu sehr gehäuft und einigermaßen klarer verarbeitet, so würde es auch dem gebildeten Publikum genießbarer erscheinen, während es in seiner jetzigen Gestalt gar zu starke Nerven erfordert.

Eine recht hübsche poetische Kleinigkeit bietet:

8. Im Augarten. Scenischer Epilog zur Säcularfeier Kaiser Joseph II. von Eduard Mautner. Wien, Rosner. 1881. 8. 1 M.

Sinnig erfunden und ausgeführt, ist das Werkchen wol dazu angethan, ein patriotisches österreichisches Herz zu erfreuen und auch Nichtösterreichern zu gefallen. Die von symbolischen Arabesken umrankte Episode aus dem Leben Kaiser Joseph's II., ob nun Wahrheit oder freie Erfindung, bildet einen schönen, wirkungsvollen Mittelpunkt und läßt das kleine Festspiel weihevoll und harmonisch austönen.

Eine unbedeutende werthlose Gabe ist:

9. Die Doppelprobe. Lustspiel in zwei Aufzügen von Eugen Salinger. Frankfurt a. M., Könitzer. 1882. 8. 90 Pf.

Aus Liebe auf die Probe stellen: das ist doch ein zu verbrauchtes Thema, das hier auch in zu bedeutungsloser Weise behandelt wird, um zwei Acte genügend auszufüllen. Es ist eine bei weitem größere Dosis von Witz und überraschendere Situationen erforderlich, um das Publikum anzulocken und zu fesseln, als sie dies Lustspiel bietet. In seiner jetzigen Gestalt, mit seinem nüchternen geistlosen Dialog kann es nur abspannend wirken und Langeweile erregen, und das ist das Allergefährlichste für ein Lustspiel.

Ein einigermaßen seltsames Opus ist:

10. Liebestreu. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Robert Keck. Leipzig, Johannsen. 1882. 16. 2 M.

In richtiger bescheidener Würdigung seiner Arbeit sagt der Dichter dieses dramatischen Gedichts in dem Vorworte dazu: „Wenn ich das vorliegende Werkchen eine dramatische Dichtung genannt habe, so ist diese Bezeichnung nicht eigentlich genau; es ist vielmehr eine episch-lyrische Dichtung in dramatischer Form.“ Auch damit können wir uns nicht ganz einverstanden erklären. Wir halten das Werkchen überhaupt für einen Erstlingsversuch. Es ist darin noch zu vieles unreif, verschwommen, überschwänglich und unklar, ein bloßes Spiel mit der Kunstform; dafür sprechen die vielen rhythmischen Härten, die verbrauchten Bilder, die bekannten Gesichter, die uns durch das verworrene Versgeranke hindurch anschauen. Man wird dem Werke weder als Epos noch als Drama Anerkennung zollen, trotzdem es ja auch manches Schöne, manche ansprechende Phantasieblüte enthält, sondern es immer nur für einen Versuch gelten lassen, der nicht einmal ein glücklicher zu nennen ist. Dem ausgesprochenen Wunsche des Dichters: „wenn die Dichtung auch nur auf ein Menschenherz anregend, veredelnd und erbauend einwirken sollte, so wäre dies meiner Arbeit herrlichster Lohn“, wünschen auch wir Erfüllung.

Das Werk eines Schriftstellers von Beruf und Talent tritt uns entgegen in:

11. Das Märchen vom König Drosselbart von Friedrich Roeber. Iserlohn, Bädeker.

Dies „Märchen vom König Drosselbart“ ist ein von bühnenkundiger und bühnensicherer Hand verfaßtes, durch Poesie geweihtes Schauspiel, das in die Kategorie der sogenannten romantischen Dramen gehört. Die effectreiche, festgeschlossene und rasch fortschreitende Handlung, die kräftige Diction, die markig gezeichneten Charaktere lassen auch auf große Bühnenwirksamkeit des Dramas schließen und bieten Gewähr für einen guten Erfolg. Nur die eine Ausstellung hätten wir an dem sonst gelungenen schönen Werke zu machen, daß es in seinem ganzen Verlauf zu lebhaft an Raupach's „Schule des Lebens“ erinnert. Doch ist dies jedenfalls nur ein Zufall. Wir wünschen der guten Dichtung eine ihrer würdige Verlebendigung durch die Bühne.

Ein dilettantischer Versuch mit der dramatischen Form und obendrein kein gelungener ist:

12. Yrsa. Dramatisches Gedicht in fünf Acten von Wilhelmine Flamm, geb. Link. Reutlingen.

Ehe man es wagt, mit der zugleich höchsten und schwersten Kunstform Versuche anzustellen, muß man vor allen Dingen doch Sprache und Metrum beherrschen und nicht jeden zweiten oder dritten Vers über seine Füße stolpern lassen. Aber es ist auch nicht alles Poesie, was gut oder übel in die rhythmische Form gezwängt worden ist, und nicht immer hat das auf die Bezeichnung Drama kein Anrecht, was in Scenen und Acte eingetheilt ist und doch gegen alle dramatischen Regeln verstößt. Das kühne und besonders für eine Dichterin sehr subtile Motiv der Blutschande ist in den Mittelpunkt dieses Gedichts gerückt: ein Vater, der Dänenkönig Helge, heirathet seine eigene Tochter Yrsa. Er thut dies allerdings unbewußt, aber an einem Ort, von dem er vor zwanzig Jahren seine erste Gemahlin entführt hat, die er dann nach kurzer Zeit verstieß. Gerade deshalb hätte er alle Ursache, Erkundigungen über Yrsa's Herkunft einzuziehen; aber dazu hat Helge viel zu große Eile; er brennt vor Verlangen nach Yrsa's Besitz. Es regt sich weder in Helge's noch Yrsa's Brust irgendein ahnendes Gefühl, als sie als Mann und Weib einander in die Arme sinken, und nicht ein Warnungston durchdringt den süßen Taumel des Genusses. Aber die Rache schläft nicht. Als Thora, Yrsa's Mutter, die Nachricht von der Heirath Helge's mit ihrer Tochter Yrsa erfährt, macht sie sich eilends auf, enthüllt den beiden ihr begangenes ungeheueres Verbrechen und führt Yrsa mit sich fort, die Helge ihr mit ihm erzeugtes Kind zurückläßt. Nun sollte man meinen, würde eine jähe That der Verzweiflung geschehen, ein wüthender Ausbruch der Leidenschaft erfolgen, um so ungeheuere Schuld würdig zu sühnen; aber nichts von alledem: Yrsa schreitet sogar zu einer zweiten Ehe mit dem König Adils von Schweden und hegt dabei noch immer statt Abscheu Liebe für Helge. Helge fällt als Opfer eines räuberischen Ueberfalls durch Adils' Mannen, und Yrsa hofft zum Schluß, daß ihr Sohn dereinst als Held und Rächer erscheinen werde. Damit schließt das Drama, dessen Personen bloße Figuren ohne Blut und Leben sind, die ihr Pensum herdeclamiren und sich wie durch Draht gezogene Puppen bewegen. Eine Darstellung auf der Bühne wird dieses dramatische Gedicht kaum erfahren; denn es wäre dies für jede Bühnenleitung ein gänzlich aussichtsloses Wagniß.

Eine neue Sammlung dramatischer Arbeiten bietet ein als dramatischer Schriftsteller bereits weitbekannter Dichter in:

13. Schauspiele von Rudolf Bunge. Erster bis dritter Band. Köthen, Schettler. 1881. 12. 2 M. 25 Pf.

„Der Verschollene“, Schauspiel in fünf Aufzügen, ist eine dramatisirte Novelle und noch dazu ziemlich gewöhn-

licher Art, die nicht um Haaresbreite über den Tagesbedarf der Leihbibliothek emporragt. Bestenfalls Unterhaltungsfutter für Bühnen untergeordneten Rangs, deren Publikum keine höhern Ansprüche erhebt und sich mit allem begnügt, was ihm geboten wird, wenn es nur das Zwerchfell erschüttert oder die Nerven reizt.

„Zerrissene Ketten", Schauspiel in fünf Aufzügen. Eine solche Häufung crasser Sensationsmotive, wie dieses Schauspiel enthält, und unter denen der Mord noch nicht einmal das schlimmste ist, müssen statt Mitleid und Furcht Abscheu hervorrufen. Erregt doch das Lesen dieser „Zerrissenen Ketten" schon ein gelindes Gruseln, wie müßte erst dessen Darstellung die ganze Nervenharfe erzittern lassen. Diesem Stück wie dem vorhergehenden fehlen poetische Verklärung, rein menschliche versöhnende Motive; beide sind wenig dazu angethan, ihrem Verfasser neue Ruhmeskränze zu erringen.

Das Drama „Nur ein Schauspiel", in fünf Aufzügen, ist bedeutend besser als seine beiden Vorgänger und hat eine, wenn auch nicht originelle, so doch stellenweise fesselnde Handlung. Die Motive sind dem Leben entnommen und auch effectvoll verarbeitet; nur ist die politische Färbung zu tendenziös, zu stark aufgetragen, und das rein menschliche Moment dadurch fast verdeckt, was einen unerquicklichen, beengenden Eindruck macht. Es klingen aus diesem Drama zu viele bekannte und bereits vielfach variirte Themas an unser Ohr, welche die Erinnerung an eine bewegte Vergangenheit wachrufen; auch sind Schatten und Licht zu ungleich vertheilt auf dem dramatischen Gesammtbilde. Was für erbärmliche Subjecte sind nicht die drei Vertreter des socialdemokratischen Princips, die sich in die erborgten Fetzen des Jakobinerthums von 1793 hüllen, ungestraft ihr brüskes Wesen treiben und selbst vor dem Meuchelmord nicht zurückschrecken! Die Empfindung, die sie hervorrufen, ist Ekel. Das Drama würde durch den Wegfall dieser Strolche nur ästhetisch gewinnen, aber freilich seine tragische Spitze verlieren, die ihm seltsam genug angeschliffen ist. Jedenfalls ist „Nur ein Schauspiel" bühnenwirksam und auch werth, für die Bühne erworben zu werden.

Den Schluß unserer diesmaligen Besprechungen bildet ein ebenso harmloses als unterhaltendes Opus:

14. Ungesund. Schwank in einem Act von L. Homberg. Wien, Rosner. 1881. 8. 1 M. 20 Pf.

Der kleine Schwank erhebt keine höhern Ansprüche, als eine halbe Stunde zu unterhalten und zu belustigen, und dürfte diesen an und für sich löblichen Zweck auch vollkommen erreichen. Der Dialog ist gewandt und witzig, die Situationen nicht verbraucht, die Charaktere, wenn auch nur in flüchtigem Umriß, doch frisch und wahr gezeichnet. Im ganzen wird der Schwank seinen Platz als amusanter Lückenbüßer angemessen ausfüllen. Karl Nissel.

Zur Romanliteratur.

1. Der alte Hans. Roman in vier Bänden von Johannes van Dewall. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1881. 8. 15 M.
2. Im Park zu Rodenstein. Roman in zwei Bänden von R. Edmund Hahn. Dresden, Pierson. 1881. 8. 8 M.
3. Vom Webstuhl der Zeit. Vier Novellen von Claire von Glümer. Dresden, Minden. 1882. 8. 4 M.
4. Ein Schatten aus vergangenen Tagen. Roman von Hieronymus Lorm. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1882. 8. 5 M.
5. Die Hofdame der Erzherzogin. Roman von F. von Witzleben-Wendelstein. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 3 M.
6. Eine Million. Roman in zwei Bänden von Ewald August König. Jena, Costenoble. 1881. 8. 9 M.
7. P. K. Rosegger's Ausgewählte Schriften. Wien, Hartleben. 1881. 8. In Lieferungen zu 50 Pf.

Wie jeder größere und bedeutendere Literaturzweig in vieler Hinsicht als ein Spiegelbild des jedesmaligen Zeitgeschmacks und der betreffenden Zeitverhältnisse angesehen werden darf, so ist dies auch, und zwar in hervorragendem Grade, mit der Romanliteratur der Fall. Schlagend tritt dies z. B. hervor, wenn wir den Roman des 18. Jahrhunderts mit dem des 19. Jahrhunderts vergleichen. „Der Roman des 18. Jahrhunderts", sagt Otto Roquette, „kannte keinen Staat und keine Gesellschaft; er hatte dafür den strengen Unterschied der Stände und die Rücksicht für den Hof oder den Gegensatz zum Despotismus des Hofs." Die Romane der genannten beiden Jahrhunderte stehen sich im ganzen einander gegenüber wie Privatleben und öffentliches Leben. Das Privatleben des letzten Jahrhunderts zeigte bei aller Bildung doch nur ein sehr eingeschränktes und einseitiges Dasein; das öffentliche Leben der Neuzeit aber offenbart sich in einem geistig freiern und fortstrebenden Zuge auf allen Gebieten des menschlichen Wirkens und Schaffens, in der Romandichtung auch da, wo dieselbe das öffentliche Leben kaum zu berühren scheint.

Die Wahrheit des Gesagten dürfte sich auch bei einer nähern Beleuchtung der vorstehend genannten Dichterwerke zeigen, von denen übrigens manche das traurige Schicksal der meisten Romane des letzten Jahrhunderts theilen werden, indem sie in nicht zu langer Zeit gleichsam „im Nebel der Vergangenheit" verschwinden.

Was den Roman „Der alte Hans" von Johannes van Dewall (Nr. 1) anbetrifft, so zählt derselbe zu den bessern Compositionen dieses fruchtbaren Schriftstellers; er entrollt uns das Lebensbild eines ehrlichen, treuherzigen Menschen, der stets bereit ist, andern zu helfen, wenn es auch auf seine eigenen Kosten geschieht. Hans von Altenstein, der Held der Geschichte, der zweite Sohn des reichen Freiherrn von Altenstein, bezog nach dem Tode

seines Vaters mit seinem jüngern Bruder Leopold eine Cadettenschule, während der ältere, Georg, den väterlichen Majoratsbesitz einnahm. Hans, gesund und stark an Leib und Seele, besaß „ein gerades, deutsches Herz, treu wie Gold und ehrenhaft, unbeugsam in mancher Beziehung, aber ein Herz, das lieben konnte und hassen"; er lernte nicht leicht; was er jedoch einmal erfaßt und begriffen hatte, das verwahrte er fest in sich. Der weit begabtere und geschmeidigere Leopold war im Grunde ein sehr leichtsinniger und eitler Mensch, aber sein einschmeichelndes, glattes Wesen, sein hübsches Aeußere und seine gewandten Manieren bestachen seine Umgebung vom ersten Augenblick an. Den Spitznamen „der alte Hans" bekam der ältere Bruder schon auf der Cadettenschule wegen seines ehrbaren und überaus gesetzten Wesens. Alle nannten ihn so, Lehrer wie Kameraden, und es lag neben einer kleinen gutmüthigen Neckerei eine hohe Anerkennung seines Charakters in diesem Beinamen, den er behalten sollte sein ganzes Leben lang.

Der erste Band schildert das Leben und Treiben der vornehmen Welt in Berlin, namentlich in Offizierskreisen; denn die beiden Brüder sind dort in ein Garde-Reiterregiment eingetreten. Höchst anschaulich ist die Beschreibung eines Wettrennens bei Potsdam, das für Haus und Leopold von Altenstein verhängnißvoll werden sollte. Hans lernte bei der Gelegenheit die junge Anna Schuhmann kennen, die später sein Lebensglück zerstörte, und Leopold betheiligte sich bei dem Rennen in einer wenig ehrenhaften Weise. Figuren wie der Bankier Ellwanger, die Schauspielerin Lolotte und der gewissenlose Roué, Herr von Raudten, sind dem Leben abgelauscht. Versöhnend, wenn auch oft in etwas komischer Manier, wirkt das Auftreten des Kammerherrn von Berken; eine nahezu ideale Erscheinung ist die nicht weniger durch ihre strahlende Schönheit als ihren Edelmuth und ihren reinen Charakter sich auszeichnende Gräfin Lilli Hochberg, eine Verwandte der Altensteins, die tief und innig den alten Hans liebt, ohne daß dieser eine Ahnung davon hat. Unverzeihlicher Leichtsinn, ein krankhafter, falsch geleiteter Ehrgeiz, die Sucht zu glänzen, es allen andern zuvorzuthun, haben Leopold von Altenstein Schritt für Schritt abirren lassen von den Pfaden, die ein Ehrenmann wandelt, und treiben ihn immer weiter und weiter abwärts. Statt sich zu rechter Zeit seinem Bruder zu entdecken, der ihm schon oft in fatalen Situationen geholfen, wird er ein Mitschuldiger des verworfenen Raudten. Schließlich bricht die Katastrophe herein: Raudten fällt in einem Duell, und Leopold wird durch seinen Bruder bewogen, seinen Abschied als Offizier zu nehmen und nach Amerika auszuwandern. Ergreifend ist die Scene, in der Lilli dem alten Hans das unehrenhafte Handeln Leopold's entdeckt und den tief Erschütterten dann zu trösten sucht, wobei ihre ganze warme Liebe zu ihm sich rührend offenbart. Die Schande, welche der Bruder auf den Namen Altenstein gehäuft, drückt den nie vom Wege der Ehre abweichenden alten Hans fast zu Boden; endlich faßt er den Entschluß, Berlin zu verlassen und sich zu einem in einer kleinen Provinzialstadt garnisonirenden Infanterieregiment versetzen zu lassen. Hiermit schließt der erste Band des Romans.

Der zweite Band führt uns in eine kleine märkische Festung mit wenigen tausend Einwohnern, Ackerbürgern, Handwerkern und einigen Beamten. Hier finden wir den Freiherrn Hans von Altenstein wieder; der ehemalige elegante Gardereiter drillt in dem einsamen Nest Rekruten und sucht sich in das neue, prunklose Leben hineinzufinden, so gut es geht. Da brach der Krieg mit Dänemark aus; das Regiment, bei dem Hans stand, zog mit ins Feld, und letzterer zeichnete sich wiederholt, namentlich beim Sturm auf die Düppeler Schanzen, durch Muth und Tapferkeit aus. Verschiedene Briefe, die er um diese Zeit mit Lilli wechselte, ließen ihn die tiefe Liebe dieses edeln Mädchens erkennen, und zum ersten mal empfand er ein lebhaftes Bedauern darüber, daß sein Herz nicht sprach, daß es jene Gefühle nicht in dem Maße erwiderte, wie Lilli es verdiente. Mit Orden und Lorbern geschmückt und zum Premierlieutenant und Adjutanten avancirt, kehrte er in seine kleine Garnison zurück. Wir müssen es uns versagen, das Leben zu schildern, welches Hans jetzt führte, und wie er bald, nicht nur unter seinen Kameraden, sondern auch in allen Gesellschaftskreisen der kleinen Stadt die geachtetste und beliebteste Persönlichkeit wurde. Wie der Verfasser es meisterhaft verstand, ein anschauliches Bild von dem großartigen Leben und Treiben in Berlin zu entwerfen, so führt er uns jetzt in die Gesellschaftskreise einer kleinen Garnisonstadt ein, und wir erkennen bald, daß es auch hier an Licht und Schatten, Tugenden und Lastern, Glück und Leid nicht fehlt. Zu den nächsten Freunden des alten Hans gehört ein Lieutenant Fernow, den er schon auf der Cadettenschule kennen gelernt hatte, und der sich eifrig um die Hand von Martha Schuhmann, der Tochter eines Geheimraths, bewarb. Die Schuhmann'sche Familie stand nicht in dem besten Rufe; namentlich war die Mutter eine höchst intriguante Persönlichkeit. Dies alles aber hinderte nicht, daß der sonst gegen Frauenliebe so kalte Hans bald eine unwiderstehliche Neigung zu der jüngern Schwester Martha's, zu Anna, seiner alten Bekannten von dem Wettrennen bei Potsdam her, faßte, während er die wachsende Zuneigung, die ein edles, hochbegabtes Wesen, Sophie von Möller, Tochter eines in der Garnisonstadt lebenden Regierungspräsidenten, ihm widmete, unerwidert ließ. Das Geschick wollte es einmal, daß Hans von Altenstein die aufrichtige Liebe edler und großherziger Mädchen zurückwies, um dafür in die Fesseln eines zwar reizenden, aber koketten und oberflächlichen Mädchens geschlagen zu werden. Zum Schluß berichtet noch der zweite Band, daß Leopold von Altenstein in Amerika sein Glück machte und ein fleißiger, sparsamer und ordentlicher Mensch wurde.

Die beiden letzten Bände enthalten anziehende, oft er-

schütternde Schilderungen der verschiedensten Situationen an den verschiedensten Orten. Die Handlung spielt in Krieg und Frieden bald in Deutschland, bald in Frankreich, bald in der Schweiz, bald in Amerika und endlich wieder in Deutschland. In Anna Schuhmann, dem sonst so weichen, liebenswürdigen und liebebedürftigen Wesen, herrschte lange Zeit ein böser Dämon, der dem alten Hans nahezu verderblich wurde und ihn völlig zu Boden geschmettert hätte, wenn nicht seine sittliche Kraft und sein ehrenhafter Sinn stärker gewesen wären als alle Leidenschaft. Er und Lilli von Hochberg bleiben, obschon letztere eine sogenannte Conventionsheirath einging, stets in treuer Freundschaft verbunden, während sein Bruder Leopold, der in Amerika ein reicher Pflanzer geworden war, Sophie von Möller als seine Gattin heimführte, und die durch harte, jedoch selbstverschuldete Schicksalsschläge gebesserte Anna Schuhmann an der Hand eines braven Arztes eine achtbare Hausfrau wurde.

Fassen wir unser Urtheil über den vorliegenden Roman in wenigen Worten zusammen, so geht dasselbe etwa dahin: Johannes van Dewall besitzt ein großes Erzählungstalent und versteht die Charaktere der in seiner Dichtung aufgeführten Personen meisterhaft zu zeichnen. Die beiden ersten Bände sind leicht und fließend geschrieben; nur geht die Darstellung hier und da etwas zu sehr in die Breite; die beiden letzten Bände lassen dagegen nicht selten die wünschenswerthe Klarheit und die bei aller erlaubten Mannichfaltigkeit doch künstlerisch stets nothwendige Einheit der Handlung vermissen. So trägt z. B. die im vierten Bande ziemlich ausführlich geschilderte, wiederholte Unterredung Jules Favre's mit Bismarck nicht im geringsten zur Förderung der Handlung oder poetischen Abrundung des Romans bei. Auch will es uns scheinen, als wenn der Verfasser das Ende seiner Dichtung nicht recht finden konnte, wie er dies am Schluß des dritten Bandes selbst andeutet.

Der zweibändige Roman „Im Park zu Rodenstein" von R. Edmund Hahn (Nr. 2) kann in vieler Beziehung als eine wohlgelungene Arbeit bezeichnet werden; auch hier finden wir weltgeschichtliche Begebenheiten in die Dichtung verwebt; doch leidet darunter weder der künstlerische Aufbau der Erzählung noch die Einheit der Handlung; letztere erhält vielmehr dadurch einen zweckmäßigen und wohlgefügten Hintergrund. Der leitende Gedanke, welchen der Verfasser, von dessen Schriften wir schon früher zwei: „Ein Jahr in der großen Welt" und „Der Zögling des Diplomaten", in d. Bl. zu besprechen Gelegenheit fanden, in seiner Dichtung zum Ausdruck bringen will und auch bringt, ist etwa folgender. Es gibt eine geheimnißvolle Macht des Schicksals; aber ein fester, ehrenwerther Charakter trägt im Kampf mit dem Schicksal doch den Sieg davon, wenigstens soweit es sich um sein innerstes Wesen handelt. „Unglücklich kann uns das Schicksal machen", heißt es an einer Stelle, „aber nicht schuldig, und selbst der Schuldige wird, wenn ihn das Schicksal zum Unrechtthun verleitete, mild gerichtet werden." Der Held der Erzählung, ein junger Mann Namens Alban Holmstedt, ist der natürliche Sohn eines deutschen Fürsten und war einem frühern Universitätslehrer, Dr. Holmstedt, als Adoptivkind anvertraut worden. Der in dem romantisch gelegenen Städtchen Hartenbach einsiedlerisch lebende Gelehrte liebte seinen mit allen Gaben des Geistes und des Körpers reich ausgestatteten Adoptivsohn so sehr, wie er überhaupt einen Menschen zu lieben vermochte; allein Egoist, wie er selbst war, verzog er auch seinen Sohn wieder zu einem vollendeten Egoisten. Zwar lernte Alban eine Menge Dinge, namentlich Sprachen; aber er besaß, und das war ein zweiter grober Erziehungsfehler, den der Gelehrte begangen hatte, keine festen Grundsätze. „Viel wissen ist viel und lange leben" war ein Lieblingsspruch des Dr. Holmstedt, und wenn er darauf aufmerksam gemacht wurde, daß die Erziehung seines Sohnes eine mangelhafte sei, so meinte er, Alban habe von seinen Aeltern Ehrgefühl geerbt, und das sei die Hauptsache; außerdem werde sich das Wort des Dichters bewähren:

Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Daß aus einem ungebändigten Egoismus, zumal wenn demselben keine praktische Lebenserfahrung zur Seite steht, sehr leicht die Saat des Bösen aufschießen kann, bedachte der Gelehrte nicht.

Die Handlung spielt theils in dem Städtchen Hartenbach, theils auf dem Schlosse des reichen Grafen Rodenstein, theils in Paris. Alban's erste und reine Liebe ist Therese, die schöne und tugendhafte Tochter des Bürgermeisters Korn in Hartenbach, eines zwar ehrenhaften, aber doch etwas beschränkten Kleinstädters. Von Korn schroff und brüsk abgewiesen, geht Alban in die Fremde, um sich eine seinen Kenntnissen entsprechende Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft zu erringen und dann abermals und mit besserm Erfolge um die Hand Theresens, die ihm ewige Treue zugesagt, anzuhalten. Der Zufall führt ihn auf das Schloß des Grafen Rodenstein, wo er die Bekanntschaft sehr schöner und verführerischer Damen macht, die sich bald lebhaft für den ebenso kenntnißreichen wie poesievollen jungen Mann interessiren, dem ein feiner Takt und gesellschaftliche Tournure mehr angeboren als anerzogen sind. Ein näheres Eingehen auf die höchst anziehend erzählten Begebnisse auf Schloß Rodenstein würde hier zu weit führen; es genügt, zu constatiren, daß Gräfin Blanche, die junge und überaus liebreizende Gemahlin des Grafen Rodenstein, eine heftige Neigung zu Alban empfindet, eine Neigung, die auch von letzterm erwidert wird. Gewarnt, verläßt Alban in richtiger Erkenntniß der Sachlage das Schloß, bevor eine durch seine Schuld hervorgerufene Katastrophe eintritt, und geht zunächst nach Frankfurt a. M. und von da nach Paris, wo er sich vorzugsweise in Dichter- und Künstlerkreisen bewegt und unter andern mit Jules Janin, George Sand, Chopin, Dreyschock verkehrt. Unterdessen hat aber Gräfin Blanche, die einer

armen, aber altadelichen Familie entsprossen ist, ihren Gemahl, den sie nur auf den dringenden Wunsch ihres sterbenden Vaters geheirathet, heimlich verlassen, um in Paris unter einem angenommenen Namen als Sängerin die Bühne zu betreten. Graf Rodenstein hatte nämlich seine Frau, die der Musik leidenschaftlich ergeben war und eine selten schöne Stimme besaß, früher in Paris kennen gelernt und sie als seine Gattin auf sein prächtiges, aber doch einsames und vom Weltverkehr abgelegenes Schloß geführt. An der Seite eines Gatten, den sie nicht liebte, wohl aber wegen seiner übergroßen Eifersucht, die ein Erbfehler seiner Familie war, fürchtete, konnte das junge, schöne, liebebedürftige Weib, eine Künstlernatur, nicht glücklich sein. Alban und Blanche finden sich in Paris wieder und gestehen sich ihre gegenseitige Neigung. Während sie noch darüber sich berathen, wie eine gesetzmäßige Scheidung von dem Grafen Rodenstein ermöglicht werden könne, erscheint dieser plötzlich in Paris, da es ihn in der Heimat nicht länger geduldet und er mit Recht angenommen hat, daß seine Frau nach Paris geflohen sei. In einem Kaffeehause, das Rodenstein mit Alban, den er vorher aufgesucht hatte, betrat, hört er, wie ein deutscher Gesandtschaftsattaché die Flucht seiner Frau erzählt, und zwar in einer ihn, den Grafen, schwer verletzenden Weise. Es folgt ein Duell, in welchem Rodenstein auf den Tod verwundet wird; aber seine Kugel, die den Gegner verfehlte, trifft die Gräfin Blanche, welche auf den Kampfplatz geeilt war, um das Duell zu verhindern. Nach dem tragischen Ausgange dieses Zweikampfes geht Alban, der sich bereits als Schriftsteller und Dichter einen vortheilhaften Ruf erworben hat, nach Rom. Da hört er eines Tags wieder von Therese, seiner Jugendliebe; alte Erinnerungen wachen in ihm auf und es zieht ihn mächtig nach Deutschland, nach dem Städtchen Hartenbach zurück. Als gereifter Mann, der mit dem Schicksal nicht unrühmlich gerungen, kehrt er heim, um mit der ihm stets treu gebliebenen Therese sich für das Leben dauernd zu verbinden. So hat der Dichter seine Aufgabe befriedigend gelöst. Wir haben es unterlassen, eine ganze Anzahl interessanter Nebenpartien zu erwähnen, wie denn überhaupt vom Dichter verschiedene kleine Erzählungen, kunstgerecht und ohne die Haupthandlung zu stören, in den Roman eingeflochten sind. Hierher gehören z. B. die Mittheilungen über Philipp Bayard, den Halbbruder des Grafen Rodenstein, über Herrn von Hasselhorst, einen jüngern Halbbruder von Alban's Vater, über Thereses Tante, die einen Bruder des Bürgermeisters Korn geheirathet, über die Baronin von Fleurval, welche Therese als ihre Erbin eingesetzt u. a. Mit einer fast durchweg schönen Form der Darstellung verbinden sich Reichthum der Phantasie und Innigkeit der Empfindung; auch hat der Verfasser es wohl verstanden, neben dem ästhetischen das ethische Moment zu wahren; er ist der Versuchung nicht unterlegen, durch eine pikante Schilderung zweideutiger Situationen einem verdorbenen Tagesgeschmack zu huldigen.

Die vier Novellen, die Claire von Glümer unter dem Gesammttitel „Vom Webstuhl der Zeit" (Nr. 3) herausgegeben hat, reihen sich dem Roman „Dönninghausen", einer ebenfalls früher von uns in d. Bl. besprochenen Dichtung derselben Verfasserin, würdig an. Die talentvolle Dichterin bewährt auch hier ihren Sinn für große historische Ereignisse, eine genaue Kenntniß des menschlichen Herzens und eine nicht gewöhnliche Gabe der Charakterzeichnung und Naturschilderung. Die erste Erzählung „Gesühnt" schildert in ergreifender Weise das Schicksal einer Familie, die infolge der politischen Wirren des Jahres 1848 nach Amerika verschlagen wird, später aber nach Deutschland zurückkehrt und sich mit den im alten Vaterlande zurückgebliebenen Verwandten, von denen sie in Haß und Unfrieden geschieden ist, wieder aussöhnt. Die zweite, in Briefform gehaltene Novelle: „Nach zwanzig Jahren", behandelt eine rührende Herzensgeschichte von Liebe und Entsagung, treuer Ausdauer und endlichem Glück. Erfrischend wirkt hier die wohlthuende Natürlichkeit und der gesunde Humor einer ebenso klug und umsichtig wie feinfühlend und thatkräftig in die Handlung eingreifenden jungen Dame. Die dritte Erzählung, „Die böse Frau von Helgendorf" betitelt, darf als eine spannende Erb- und Geistergeschichte bezeichnet werden; auch hier kommt der Humor bis zu einem gewissen Grade zur Geltung. Die vierte Novelle endlich: „Censi", spielt in den Gebirgsgegenden Süddeutschlands und erinnert an die trägischen Dorfgeschichten Berthold Auerbach's. Trotz mancher Vorzüge gefällt uns diese kleine Dichtung unter den vier in Rede stehenden Erzählungen am wenigsten; es durchweht dieselbe ein pessimistischer Zug, der uns nicht hinlänglich motivirt erscheint und vor dem wir die Verfasserin bei der etwaigen Composition anderer Dichtungen warnen möchten.

Von Hieronymus Lorm liegt uns der einbändige Roman „Ein Schatten aus vergangenen Tagen" (Nr. 4) vor. Es gereicht uns zum besondern Vergnügen, dieser Schrift des als Dichter des Pessimismus bekannten Verfassers in mancher Hinsicht Anerkennung und Lob zollen zu können. Zwar hat Lorm auch hier wieder oft genug grau in grau gemalt und uns die Schattenseiten des menschlichen Lebens in düstern Farben vorgeführt; aber schließlich bricht doch das Licht der Versöhnung durch und der Leser legt das Buch nicht mit Unwillen und Verstimmung beiseite. Der Autor beginnt seine Erzählung mit dem Bemerken, daß sich gegen den oft gehörten Ausspruch, die Jugend sei die glücklichste Periode des Lebens, manches einwenden lasse. Wenn wir ihm hierin nun auch gern beistimmen, so können wir seiner philosophirenden Beweisführung doch nicht überall unsern Beifall schenken. Lorm ist eben mehr Dichter als Philosoph und nimmt es weder mit Worten noch mit Begriffsbestimmungen immer sehr genau. So sagt er einmal, um seine obige Bemerkung zu begründen: „Wie kann beglücken, was naiv und ohne Reflexion hingenommen wird und deshalb nicht bis zum Ge-

müth dringt?" Zum Gemüth kann manches dringen, wobei die Reflexion nicht thätig gewesen ist; richtiger wird der eben citirte Satz, wenn man statt „Gemüth" „volles Verständniß" setzt. Doch wenden wir uns zu dem eigentlichen Inhalte der Erzählung. Eine nicht geringe Anzahl der von Lorm dem Leser theils direct, theils indirect vorgeführten Personen sind Betrüger und Diebe oder überspannte Köpfe. Zu den bessern Naturen, die sich entschieden in der Minderheit befinden, deren Charakteristik aber wohlgelungen ist, gehören der Held der Erzählung Macarius oder, wie sein eigentlicher Name lautet, Adam von Lautenschläger, und die Heldin Ilona von Karthäuser, geborene Baronin von Laco. Die Handlung spielt vorzugsweise in Ungarn und Oesterreich, namentlich in und bei Wien. Der Verfasser weiß die verschiedensten Dinge für seinen Roman zu verwenden, und nicht selten in wirkungsvoller Weise, so z. B. den Somnambulismus, Religion, Politik und industrielle Unternehmungen. Noch kurz vor dem Ende der Erzählung läßt er in dem ältern Adam von Lautenschläger einen echten Anwalt des Pessimismus zu Worte kommen, indem derselbe sagt: „Die Naturgeschichte zählt den Menschen zum Thierreich. Sie nennt ihn aber das Thier auf der höchsten Stufe der Entwickelung, sie sieht in ihm die Vollendung der Natur. Die Lehre ist falsch; sie verschweigt, daß der Mensch der Zerstörer der Natur ist, daß der Mensch das entartete Thier ist." Der Schluß der Dichtung stimmt kunstgerecht mit den am Anfang derselben über das Glück der Jugend gemachten Bemerkungen überein. Ilona sagt:

> Wir waren vollauf glücklich, Macarius und ich, und wir fragten uns oft, ob wir denselben dauernden Lebensfrieden auch erreicht hätten, wenn es uns schon in unserer Jugend vergönnt gewesen wäre, uns anzugehören. Uns will noch jetzt, nach Jahren, bedünken, eine so volle Seligkeit des Herzens, eine so abgeschlossene heitere Ruhe, die sich wie ein unwandelbares Firmament über das Dasein spannt, gewähre nur mit ihrem späten Glück eine verspätete Liebe.

F. von Witzleben-Wendelstein, der Verfasser des Romans „Die Hofdame der Erzherzogin" (Nr. 5), ist ein Verwandter von Karl August Friedrich von Witzleben, der unter dem Schriftstellernamen A. von Tromlitz eine ganze Reihe vielgelesener Novellen und Erzählungen schrieb. Wenn wir recht unterrichtet sind, ist die vorstehend genannte Dichtung der erste Roman, den der Autor, welcher sich bisher nur mit kleinern Arbeiten auf dem Gebiete der Literatur hervorthat, veröffentlichte. Wir stehen aber nicht an, zu erklären, daß dieser erste Wurf als ein in vieler Hinsicht glücklicher bezeichnet werden darf. Die Handlung spielt in der Hauptsache in einem am rechten Elbufer gelegenen Badeort und in dessen nächster Umgebung; die Tendenz der Erzählung geht dahin, das verderbliche Wirken des Jesuitenordens darzuthun. Die große Mehrzahl der handelnden Personen gehört den höhern und höchsten Gesellschaftskreisen an; demgemäß ist die Sprache gewählt, während der Stil Wärme, Schwung und Farbenreichthum zeigt. Wenn das Sujet auch gerade kein neues ist, so läßt es der Dichter doch an spannenden Motiven nicht fehlen. Die Zeichnung der Charaktere ist scharf und voll Kraft und Frische, man sieht die einzelnen Gestalten sich mit großer Klarheit und Sicherheit bewegen. Die Hauptpersonen sind Josephine Gräfin von Seidini, Hofdame einer österreichischen Erzherzogin, Marie von Sternfels, eine zarte, liebliche Erscheinung, Herr von Bersfort, Schriftsteller und Dichter, und der Jesuitenpater Ignaz, Beichtvater der Erzherzogin. Die Technik des Romans ist mit Geschick gehandhabt, der Dialog lebhaft und anregend und die psychologische Entwickelung, geringe Ausnahmen abgerechnet, vollkommen gelungen. Der Verfasser ist kein sogenannter Schönfärber; er zeigt uns nicht nur die Licht-, sondern auch die Schattenseiten des menschlichen Lebens und der socialen und religiösen Verhältnisse; und wenn er schließlich das gute Princip den Sieg über das böse davontragen, die Tugend über das Laster triumphiren läßt, so vermögen wir dies nicht zu tadeln.

Der Verfasser des zweibändigen Romans „Eine Million", Ewald August König (Nr. 6), ist bekanntlich kein Neuling auf dem Gebiete der Romanliteratur; es fehlt seinen Schriften auch nicht an Lesern. Seine Erzählungen bilden eine bunte Musterkarte von Begebenheiten, deren Interesse meistens nicht gering zu achten ist; er versteht die einzelnen Fäden seiner Dichtungen, die oft anscheinend etwas wirr durcheinander laufen, in der Regel mit glücklicher Hand zu entwirren und passend zu lösen oder zu verbinden. Dies gilt auch von der vorliegenden Arbeit, die wir als eine Familien- oder Erbgeschichte bezeichnen möchten. Der angebliche Erbe einer Million ist in Wahrheit ein Betrüger und ruchloser Vagabund, der denn auch der verdienten Strafe nicht entgeht. Wenn dem Roman König's auch hier und da der echte dichterische Schwung fehlt, so darf derselbe doch immerhin darauf Anspruch machen, als eine angenehme Unterhaltungslektüre zu gelten.

Von P. K. Rosegger's „Ausgewählten Schriften" (Nr. 7) liegen uns die ersten vier Bände vor: „Das Buch der Novellen" in zwei Bänden, „Die Schriften des Waldschulmeisters" und „Sonderlinge aus dem Volke der Alpen". Wir begrüßen diese schön ausgestattete, nicht zu theuere Sammlung der Werke des genannten Dichters, der uns das Leben der steirischen Alpen ebenso naturgetreu wie poetisch vertieft dargestellt hat und, selbst ein Kind des Waldes, als der eigentliche Schöpfer der Waldgeschichte angesehen werden darf, mit aufrichtiger Freude und Befriedigung. Die „Novellen" Rosegger's sind keine Dorfgeschichten der hergebrachten Art; sie tragen den Stempel echter Ursprünglichkeit und sind weder auf Tendenz noch auf Effect berechnet; ihre Domäne ist das allgemein Menschliche, und der aufmerksame Leser findet darin eine Fülle tieferer philosophischer Gedanken. Wir heben aus dem ersten Bande seines „Buch der Novellen" besonders folgende hervor: „Das Reich Gottes", „Das Haus auf der Höhe", „Das Viktel", „Der Geldfeind" und „Die Harfenspieler".

Die letztgenannte Erzählung schließt mit den charakteristischen Versen:

Unser Herz ist eine Harfe,
Eine Harfe mit zwei Saiten.
In der einen jauchzt die Freude,
Und der Schmerz weint in der zweiten.
Und des Schicksals Finger spielen
Kundig drauf die ew'gen Klänge,
Heute frohe Hochzeitslieder,
Morgen dumpfe Grabgesänge.

Der zweite Band bringt fünf Erzählungen, unter denen „Der Höllbart" ein mark- und seelenvolles Bild aus der Reformations- und der Türkenzeit in Steiermark uns vor Augen führt; aus dem „Waldstreit" erkennen wir, wie die Gebirgsbauern zu lieben und zu hassen verstehen; „Die Mission zu Falkenbach" zeigt uns in drastischer und lebenswahrer Weise eine Jesuitenmission; „Die Pfingstnacht" endlich versetzt ein reizendes Liebespaar in die Schrecken des Orkus, befreit sie aber auch wieder daraus.

„Die Schriften des Waldschulmeisters" sind nicht reine Dichtung, sondern enthalten manches wirklich Geschehene und legen, wie der Verfasser selbst sagt, Zeugniß ab „von einem armen, reichen, fruchtbaren und selbstlosen Leben in der Verborgenheit des Waldes", das der Entsagung und Ergebung gewidmet war. „Die Sonderlinge" endlich sind Leute, die wie seltsame Auswüchse aus dem Menschenwalde des Alpenvolks hervorragen. Rosegger selbst bezeichnet sie als „wunderliche Charaktere, durch Naturanlage, Leidenschaften oder äußere Verhältnisse gebildet, oft harmlos, gemüthlich und humorvoll, hochherzig und edel, oft aber auch bösartig, finster und dämonenhaft". Die Grundstimmung in Rosegger's Werken ist eine naive, gesunde Sinnlichkeit, verbunden mit Freude an der Natur, Liebe zur Häuslichkeit, zum Einfachen und Wahren und die Resignation auf äußern Glanz des Lebens und seiner Freuden, wo sie am Platze ist.

Rudolf Doehn.

Dichtungen in Vers und Prosa.

1. Thauwasser. Von Prinz Emil zu Schoenaich-Carolath. Stuttgart, Göschen. 1881. 16. 3 M. 20 Pf.

Wer die „Lieder an eine Verlorene" des Prinzen Emil zu Schoenaich-Carolath kennt, über denen die ganze Trauer eines nordischen Herbsttags liegt, der wird nicht überrascht sein, wenn er auch in der Novelle „Thauwasser" dieselbe tiefe Melancholie der dichterischen Stimmung findet.

Man hat gesagt, der Humor sei die lachende Thräne im Wappen des Dichters, und dies soll für den Humor in der Poesie eine Empfehlung sein, und ist es in gewissem Sinne mit Recht; aber das Wort: „die tiefsten Lieder singt der Schmerz", wird doch immer seine Wahrheit behalten.

Der unmittelbare poetische Ausdruck, den ein unbefriedigtes oder verwundetes Herz seiner Empfindung gibt, trifft uns in seiner Spontaneität directer, als wenn ihm erst das Mäntelchen des Humors umgehängt wird.

Darum haben uns zu ihrer Zeit die „Lieder an eine Verlorene" berührt wie das Lied des vereinsamten Herbstvogels, der über die Heide streicht, wenn die gelben Blätter rieseln, gemeinsam mit dem schneegemischten Regen, der den Winter bringt.

Zwar deutet der Titel der Novelle des Dichters, mit der wir uns hier zu befassen haben, „Thauwasser", gewissermaßen auf Frühlingsstimmungen hin, allein der Herbst wie der Frühling haben ja das gemeinsam, daß sie Vorhandenes oder oft auch vorzeitig Werdendes vernichten.

Die Novelle „Thauwasser" hat es selbstverständlich nur mit der Vernichtung des Werdenden zu thun. Hier geht eine werdende Liebe, eine berechtigt oder unberechtigt blühende Knospe in den Frühlingsthauwassern zu Grunde. Was thut's, ob sie der Herbstfrost oder das Thauwasser hinwegrafft? Das Leid bleibt dasselbe.

Die Schilderung, wie sich dieser Proceß in den handelnden Personen vollzieht, ist einfach, aber die Hand des Künstlers nirgends zu verkennen. Wir haben viel gleichgestimmte Saiten unsers Innern dabei erklingen hören. Möchte es andern ebenso gehen!

2. Die Tochter Shakspeare's. Eine Dichtung von John Brinckmann. Rostock, Werther. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.

Der leider zu früh verstorbene Verfasser, welcher durch seine plattdeutschen Schriften (von denen „Kasper-Ohm un ick" bereits drei Auflagen erlebte) sich vortheilhaft bekannt gemacht hat, tritt uns mit der „Tochter Shakspeare's" in einem vollständig neuen Gewande entgegen. Wir danken es der Pietät des Herausgebers, G. Erzgräber, gegen den vollendeten Dichter von Herzen, daß er uns in der vorliegenden Dichtung ein neues Goldkorn unserer Literatur zugeführt hat.

Die von Erzgräber in dem Vorwort geäußerte Besorgniß, daß die mangelnde Feile der eigenen Hand des Sängers hier und da bemerklich werden könnte, vermögen wir nur in eingeschränktem Maße zu theilen. Fast überall bleibt in sprachlicher oder metrischer Beziehung nur wenig zu wünschen übrig. Es ist, kurz gesagt, ein herzbewegendes, tieftragisches, aber deshalb auch der Sühne nicht entbehrendes, wundervolles Gedicht.

Vom einfachen Liede:

Der Mund braucht nicht zu sprechen,
Wo schon das Auge sprach;
Des Herzens Knospen brechen
Am rechten Maientag.

Sie hat es ja begriffen,
Was fern von Samarkand
Bis hin zu Erin's Riffen
Noch jedes Weib verstand.

dann:

Ein Mägdlein, dem die Mutter fehlt,
Dem man sie längst begraben,
Das sollte, wenn das Herz es quält,
Die Furcht zur Mutter haben.

Furcht sollte hegen spät und früh
Solch Herz mit zücht'ger Strenge,
Daß es am fremden Herzen nie
Das Flüglein sich versenge.

Furcht sollte nachts auf weichem Flaum
Es mütterlich umfassen,
Ja, müßte selbst im süßen Traum
Allein es nimmer lassen.

und:

O Liebe, die sich verbergen muß,
Du scheues, schüchternes Reh,
Voll zitternder Angst, ob der tödliche Schuß
Nicht heut' oder morgen geschehʼ;

Verhaltenen Athems, mit lauschendem Ohr,
So stehst du besorgt auf der Hut —
O hüte dich vor dem tödlichen Rohr
Im eignen feurigen Blut!

Behüte dir jeglichen Augenblick
Den Hort, den im Herzen du trägst;
Und stehst du auf deinem höchsten Glück,
Da stehst du dem Abgrund zunächst! —

oder der gestaltungskräftigen Darstellung:

Es zog ein Reiter daher durch die Nacht,
Quer durch die Wiesen und Hecken;
Es traf der Huf so leicht und sacht
Den Grund, als nähm' er sich in Acht,
Die träumenden Weiden zu wecken.

Am Park des Squire da klirrt ein Sporn,
Da steigt ein Reiter vom Rosse;
Rasch drängt er sich durch das reifende Korn,
Leicht schwingt er sich über Gitter und Dorn,
Ein Baumstumpf dient ihm als Sprosse.

Wild fuhr eine Dogge an ihm in die Höh':
„Ei, duck dich, Wat Tyler!" und weiter
Zur Rohrveranda beim plätschernden See
Dann schlich sich hinunter die Lindenallee,
Gefolgt von der Rüde, der Reiter —

bis zu dem dramatisch wirkenden Verzweiflungsschrei wie der Schilderung der fascinirenden Schlußkatastrophe begegnen wir überall — mit geringen Ausnahmen — dem Griffel des Meisters. Es ist uns eine besondere Freude, dies Zeugniß dem Sänger, der leider unser Wort nicht mehr hört, ausstellen zu dürfen. Daß die Bezeichnung „Tochter Shakspeare's" nur figürlich aufzufassen ist, erwähnen wir beiläufig. Im übrigen verweisen wir verständnißvolle Leser einfach auf den Inhalt. Dem Duft einer solchen Blüte wie Brinckmann's letztes poetisches Werk könnten weitere prosaische Expectorationen nur schaden, wie die Nase des Philisters dem Rosenkelch. Eine Frage nur noch zum Schluß: kennzeichnet es die Armuth oder den Reichthum unserer zeitgenössischen literarischen Kritik, daß solche Perlen wie dieser Liederkranz verhältnißmäßig unbeachtet bleiben?

3. Welt und Geist. Alte und neue Tagebuchblätter in Spruchdichtungen von Otto Sutermeister. Bern, Dalp. 1881. 12. 2 M. 50 Pf.

Die Gemeinde derer, die heutzutage gern in Platen's Hallen oder in Rückert's Zelten weilen, ist klein. „Des Lebens ernstes Führen", das diese beiden deutschen Dichter künstlerisch und persönlich lehrten und vertraten, ist gegenwärtig weder objectiv noch subjectiv allzu sehr beliebt. Um so freudiger begrüßen wir Otto Sutermeister's „Tagebuchblätter". Ein reiner, ernster, positiver, von den Zeitirrthümern nicht angekränkelter Sinn spricht fast aus jeder Zeile dieser Weisheitssprüche, denen auch das attische Salz nicht mangelt, und welche mit dem Motto:

Wie Freimund Reimar einst, der Sprachgewalt'ge, sprach,
So sprechen freilich heut ihm leicht gar manche nach;
Doch nur Wortsetzer sind und Wortzersetzer die,
Die nicht Fortsetzer sind auch seiner Poesie —

dem edeln Rückert gewidmet sind. Wir geben einige Proben:

Nie wird dir Schönes offenbar,
So lang du scheidest Schön und Wahr.

Daß Geist und Uebermuth vereint sich schaden,
Wollt' er nicht glauben, doch es ist so;
Wer ein Poet will sein von Gottes Gnaden,
Darf nicht liebängeln mit Mephisto.

Was je der Geist erdacht, was je das Herz empfunden,
Hat seines Daseins Macht in Gottes Sein gefunden.
Die Worte mannichfalt, die nicht dem Wort entsprungen,
Sind in den Lüften bald, ein leerer Schall, verklungen.

Ein Wort, urlängst verstummt auf modrigem Papier,
Traf heut' mein Blick, und laut und traut ertönt es mir;
Ein Weizenkorn, versenkt in tausendjähr'ge Nacht
Des Grabes, ist es so zum Leben neu erwacht;
Und schauernd übersliegt mein Geist den Raum, die Zeit,
Und einen Anhauch spürt er der Unsterblichkeit.

Ein Wortheld nicht, jedoch ein Held des Wortes werde,
Des Wortes, das da schuf den Himmel und die Erde!

Unter der Rubrik „Sprache und Literatur" sagt Sutermeister:

Als Classiker hat er zwar classisch geschrieben,
Doch ist er auch schreibend ein Mensch geblieben —
Soll'n wir denn nun ins Kukuks Namen
Auch Spreuer nehmen für Korn und Samen?

Ein Elend ist es, wie ihr's treibt,
Die ihr statt kindlich kindisch schreibt.

Sprichst du mit deinem Sohn von Gott, Gott hört es schon;
Doch mußt du sprechen auch mit Gott von deinem Sohn.

Vom Mohren kommt ein Mohr, vom Thoren ein Thor —
Das kommt noch manchem Vater verwunderlich vor.

Daß bei einer Zahl von 455 Sprüchen nicht alle gleichwerthig sind, ist erklärlich; im großen Ganzen aber können wir mit Fug die Tagebuchblätter Sutermeister's eine sehr erfreuliche Sammlung nennen und den Lesern bestens empfehlen.

4. Gedichte von Bernhard. Danzig, Axt. 1881. 8. 5 M.

Der Verfasser singt unter dem Titel „Mein erstes Lied“:

In dunkelgrünen Tannen,
Da wo die Quelle rauscht,
Da hab' ich meine Lieder
Den Vöglein abgelauscht;

Da habe ich zum ersten,
Zum allererſten mal
In vollen Jubeltönen
Mein Lied gesandt zum Thal;

Und wieder, immer wieder
Flieh' ich zum grünen Tann,
Und singe meine Lieder,
So lang ich singen kann.

Diese schöpferische Stimmung, der hier ein nicht unbefriedigender Ausdruck gegeben ist, hat ihn veranlaßt, sich auch ferner dem Dienste der Muse zu weihen. So lange die Stimmung Bernhard's eine ernste, gehaltene bleibt, gelingt ihm zuweilen ein Gedicht, wie „Mein Tausendschön“ (wo allerdings die Wendung „aller Tagen“ undeutsch ist):

Ich habe mich gebücket
Hernieder in das Gras
Und tief herausgepflücket
Ein Blümlein klein und blaß.

Ich hab' es fortgetragen
Zum frischen Gartenbeet,
Und fleißig aller Tagen
Pflegt' ich es früh und spät.

Und sieh, die blasse Kleine,
Die einst im Felde stand,
Sie färbt mit rothem Scheine
Der Blätter Wangenrand,

Und färbt sich immer röther,
Als wollt's vor Scham vergehn —
Und dieses Blümlein, später,
Das ward mein Tausendschön.

Doch wo er humoristisch werden will, endet der Versuch leider wie folgt:

Die dicke Liese.

Schwarze Haare, blaue Augen,
Ach wie selten sieht man diese!
Und das alles, kaum zu glauben,
Hat die dicke Liese.

Dicke Liese, schwarze Liese,
Blaue Amorette,
Ach, die liebe Vielgepriesne
Schwarze, Blaue, Fette.

Wir nehmen hiernach von der Anführung weiterer Proben Abstand. Konrad von Prittwitz-Gaffron.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Ein sehr werthvolles Geschichtswerk ist „The Fall of the Monarchy of Charles I, 1637—49“ von Samuel Rawson Gardiner. Die denkwürdige Geschichte des Sturzes des englischen Königs ist trotz der vielfachen Behandlung, die sie erfahren, noch nie so ausführlich erzählt worden; das Werk ist daher nach dem Urtheil der englischen Presse dem Forscher unentbehrlich, während es auch dem Laien Unterhaltung gewährt.

Eine ebenso geist- wie verdienstvolle Biographie hat Leslie Stephen der neuen Ausgabe der Werke von Henry Fielding vorangeschickt. Diese Ausgabe soll aus zehn Bänden bestehen; es werden nur 1250 Exemplare davon gedruckt, die freilich nur sehr Wohlhabenden zu kaufen möglich sein wird, da sie glänzend ausgestattet und illustrirt sind, also eine wahre édition de luxe bilden, was jetzt in England Mode ist. Man speculirt also darauf, daß es den Reichen ein Bedürfniß sei, auch in dieser Hinsicht etwas Exclusives zu besitzen, was der Menge nicht zugänglich ist. Diese aber mag sich damit trösten, daß sie ja den Kern wohlfeil genug haben kann: mögen die vom Glücke Begünstigten dann immerhin auch noch eine schöne Schale sich dazu verschaffen. Sind aber die Früchte Gold und die Schale Silber, so ist doch jenes gewiß das edlere Metall.

„Life, Letters, and Journals of Sir Charles Lyell, Bart.“, herausgegeben von seiner Schwägerin Mrs. Lyell, in zwei Bänden, kann kaum auf den Titel einer Biographie Anspruch erheben; wol aber enthält das Werk höchst werthvolles und reichliches Material zu einer solchen.

— Von Blanchard Jerrold's „The Life of Napoleon III.“ ist der vierte (Schluß)-Band erschienen, der dem wichtigsten Theile seines Lebens, d. h. den letzten zwanzig Jahren desselben, gewidmet ist. Der Verfasser hat sich wol absichtlich so kurz gefaßt, da die Zeit noch nicht gekommen sein dürfte, alles zu enthüllen. Immerhin enthält der Band eine lehrreiche Recapitulation des Verlaufs der europäischen Geschichte während des Kaiserreichs und manche neue Einzelheit.

— Unlängst hatten wir über die Herausgabe der gesammelten Aphorismen des verstorbenen Lord Beaconsfield zu berichten. Jetzt liegt auch eine Auswahl seiner parlamentarischen und andern Reden unter dem Titel „Selected Speeches of the Earl of Beaconsfield“, mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen von T. E. Kebbel, in zwei Bänden vor. Die Auswahl ist eine sehr takt- und geschmackvolle.

— Zwei vorzügliche neue Reisebeschreibungen sind zu verzeichnen. „The White Sea Peninsula: a Journey in Russian Lapland and Karelia“ von Edward Rae, und „Magyarland: being the Narrative of our Travels through the Highlands and Lowlands of Hungary, by a Fellow of the Carpathian Society“, in zwei Bänden mit Illustrationen. Aus letzterm sei erwähnt, daß es dem Verfasser nicht entgangen ist, wie unbeliebt die Deutschen jetzt in Ungarn sind; er meint, das ginge so weit, daß sie ihre Abstammung zu verbergen und die magyarische Sprache zu lernen versuchen.

— Zu den vielen Uebertragungen des Horaz ins Englische gesellt sich nun eine neue, von der jedoch die „Oden“ schon früher erschienen sind, unter dem Titel: „The Works of Horace. Translated into English Verse“ von Sir Theodor Martin. Eine gut geschriebene Biographie geht der Uebersetzung voran und dem Texte sind Erläuterungen beigegeben.

Auch Jean Paul's „Schulmeisterlein Wuz“ und Jakob Engel's „Lorenz Stark“ sind von F. und H. Storr ins Englische übertragen worden und zwar in recht gelungener Weise.

— Die erste Geschichte der Pädagogik, die in England überhaupt erschienen ist, wurde soeben unter dem Titel „An Introduction to the History of Educational Theories“ von Oskar

Browning veröffentlicht. Sie erstreckt sich jedoch nur bis auf Rousseau's „Emile". Der Verfasser ist übrigens den englischen öffentlichen Schulen nicht grün und bekämpft das bei denselben herrschende System.

— Die „International Scientific Series" ist durch ein neues Werk: „Myth and Science" betitelt, von dem Italiener Tito Vignoli bereichert worden. Er stellt die Thiere dem Menschen näher und schreibt ihnen einen höhern Grad von Wahrnehmungsvermögen zu, als man gewöhnlich annimmt. Deutsch ist das Werk unter dem Titel „Mythus und Wissenschaft" als 47. Band der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek" (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschienen.

— Zum dritten male kommt ein Werk von Amerika zu uns herüber, welches Shakspeare zur Mythe macht und zwar in noch plausiblerer Weise, als es Miß Bacon gethan, welche die Autorschaft seiner Dramen bekanntlich ihrem Namensvetter Lord Bacon zugeschrieben hat. Das Werk führt den Titel: „The Shakspearian Myth: William Shakspeare and Circumstantial Evidence", von Appleton Morgan. Der Verfasser ist Jurist und führt seine Sache mit großem Geschick. Das Buch verdient Beachtung, so viel auch gegen dessen Aufstellungen und Ausführungen spricht. Jedenfalls wird hier einmal das altera pars, das man bisjetzt in dieser hochinteressanten Frage eigentlich noch überhört hat, ausführlich vorgetragen.

— Aus Bangor ging uns eine Anzahl Nummern von „The Monograph", einer Sammlung interessanter Essays aus englischen und amerikanischen Zeitschriften, zu, deren jede einzeln zu 10 Cents zu haben ist. Die Essays sind historischen und biographischen Inhalts. „The Monograph" erscheint alle vierzehn Tage einmal; der Verleger in Bangor ist Index und dessen Vertreter in Deutschland Th. Stauffer in Leipzig. Der Druck ist klein und ziemlich eng, woran amerikanische Augen eher gewöhnt sind als wir hier in Deutschland.

— Von dem erfreulichen Bestreben, die deutsche Literatur immer mehr bei den romanischen Nationen einzubürgern, legt eine spanische Zeitschrift Zeugniß ab, deren erste Nummer am 1. März in Leipzig ausgegeben ward: „Revista Germánica de Literatura, Artes y Ciencias". Als Redacteur für die schönen Wissenschaften zeichnet S. Gimenes, für die Naturwissenschaften J. O. Monasterios. Nach dem Programm strebt die Zeitschrift eine geistige Vermittelung zwischen Deutschland und den Ländern der spanischen Sprache an. Artikel von wissenschaftlicher und literarischer Actualität, kritische Studien über die neuen deutschen Productionen, Auszüge des Beachtenswerthesten, was die großen deutschen Revuen bringen, musikalische und dramatische Chroniken, Biographien, Berichte über Vorträge und Versammlungen, Lectionskataloge der Universitäten sollen in der neuen Zeitschrift eine Stelle finden. Für die nächste Nummer wird der Anfang einer Uebersetzung der „Nibelungen" angekündigt. Die erste Nummer bringt „Ausflüge in den Peloponnes", „Parcifal", neue Oper von Wagner, Berichte über die afrikanische Gesellschaft in Berlin, die akademisch-literarische und die geographische in Leipzig, „eine deutsche Gesandtschaft in Abyssinien", Vortrag von Rohlfs, einen kurzen Nekrolog von Berthold Auerbach, ein Fragment von Turgénjew, kleinere Aufsätze und Miscellen.

— Von neuen Bänden der Tauchnitz-Edition liegen uns vor: ein zweibändiger Roman von James Payn: „A grape from a thorn"; zwei Werke von Francis Elliot: „Pictures of old Rome" und „The diary of an idle woman in Sicily"; eine Erzählung: „His little mother", vom Verfasser des „John Halifax".

Die „Collection of German Authors" (Tauchnitz-Edition) bringt im zweiundvierzigsten und dreiundvierzigsten Bande: „Spinoza" von Berthold Auerbach, in englischer Uebersetzung von E. Nicholson.

Bibliographie.

Bassewitz, D. E. v., Undine. Romantisches Epos in 10 Gesängen. Frei nach Fouqué bearbeitet. Stuttgart, Hohl. 8. 2 M.

Bernhardt, Adelheid, Aus dem Dresdner Hoftheater. Biographische Skizzen. Dresden, Pierson. Gr. 8. 3 M.

Bismarck-Schönhausen, v., Ausgewählte Reden, gehalten in den Jahren 1847 bis 1852 im vereinigten Landtag, der 2. Kammer und dem Erfurter Parlament. Mit erläuternden Einleitungen und Anmerkungen. Berlin, Kortkampf. 8. 1 M. 50 Pf.

Boerckel, A., Die fürstlichen Minnesinger der Manasse'schen Liederhandschrift. Ihr Leben und ihre Werke in leichtverständlicher Darstellung. Mit 8 Abbildungen. Mainz, v. Zabern. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Braun-Wiesbaden, K., Die Wisbyfahrt. Reisebriefe von den deutschen, dänischen und schwedischen Ostseeprovinzen. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Der Conflict. Leipzig, Schirmer. Gr. 8. 75 Pf.

Dilthey, R., Die deutschen Ansiedelungen in Südbrasilien, Urugnay und Argentinien. Reisebeobachtungen aus den Jahren 1880 und 1881. Berlin, Allgemeine Verlags-Agentur. Gr. 8. 1 M.

Forstenheim, A., Prinz Tantalus. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 4 M. 50 Pf.

Friede, B., Kosmischer Führer. Wichtige Momente aus den Gebieten der Astronomie, Erdkunde und Völkergeschichte, in tabellarischer Ordnung zusammengestellt. Für die Gebildeten aller Stände. Leipzig, Beck u. Schirmer. 1881. Qu. gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Gladstone, J. H., Michael Faraday. Autorisirte Uebersetzung. Mit Porträt. Glogau, Flemming. 8. 3 M.

Habermann, Freiin Mathilde v., Die christliche Frau. Ihre Bedeutung und Aufgabe in der Gesellschaft. Mainz, Kirchheim. 8. 1 M. 50 Pf.

Herchenbach, W., Düsseldorf und seine Umgebung in den Revolutionsjahren von 1848—1849. Düsseldorf, Schaub. Gr. 8. 2 M.

Jahn, H. E., Verwehte Blätter. Dichtungen. Leipzig, Rühle. 8. 1 M. 80 Pf.

Keferstein, A., Die Bildung des zu Carls des Grossen Zeit mächtigen Staates der Saxen. Eine Skizze. Erfurt, Villaret. Gr. 8. 80 Pf.

Kingsley, Ch., Hypatia, oder Neue Feinde mit altem Gesicht. Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa. Mit einem Vorwort von Ch. K. J. Bunsen. 3te Aufl. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 9 M.

L'Arronge, A., Dramatische Werke. 6ter Thl.: Der Compagnon. Lustspiel. Berlin, Lasser. 8. 4 M.

Loevenich, C., Märzblumen. Gedichte. Nach dem Tode des Dichters gesammelt und mit einem Vorworte herausgegeben von H. Kleser. Mit dem Bildnisse des Dichters. Köln, Heyn. 12. 5 M.

Müller, H., Die Restauration des Katholicismus in Strassburg. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere. In Verbindung mit F. Heincke, F. Knauer, E. Rey herausgegeben von Ph. L. Martin. Mit Separatbildern und zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt. 2ter Bd. 1ste Abth.: Kriechthiere und Lurche. Bearbeitet von F. Knauer. Fische. Bearbeitet von F. Heincke. Mit 13 Separatbildern und 315 in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M.

Neuhaus, Thusnelda, Heimat und Poesie. Novelle. Mit 3 Bildern von C. Koenemann, in Lichtdruck ausgeführt von F. Bruckmann's Kunst-Institut in München. Barmen, Klein. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Niedermann, W. F., Züritüütsch, ein dramatisches Läbesbild i der Zürcher Mundart. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8. 1 M.

Rülf, J., Drei Tage in Jüdisch-Rußland. Ein Cultur- und Sittenbild. Frankfurt a. M., Kauffmann. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Rusch, J. B. E., Alpines Stilleben. Lindau, Stettner. 8. 2 M.

Sacher-Masoch, Der Judenraphael. Leipzig, Morgenstern. 8. 2 M. 50 Pf.

Salinger, E., Allerlei Herzensgeschichten. Novellen und Studien. Frankfurt a. M., Koenitzer. 8. 4 M.

Samarow, G., Die Großfürstin. Roman. 5 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 20 M.

Antistes Scherrer und seine Vorfahren. Ein St. Gallisches Predigergeschlecht aus vergangenen Tagen. Herausgegeben vom Historischen Verein in St. Gallen. Mit einer Tafel. St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 4. 2 M.

Schlegel, T., Roswitha. Eine altgermanische Sage aus Kärnthen. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 M. 60 Pf.

Schopf, A., Ein Diplomat Kaisers Maximilians I. (Matthäus Lang, Bischof von Gurk, später Erzbischof von Salzburg.) Nach Quellen dargestellt. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schulze, J., Was will der Fürst Reichskanzler? Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 50 Pf.

Valera, Don J., Pepita Jimenez. Ein andalusischer Roman. Aus dem Spanischen übersetzt von Pauline Schanz. Mit einer Einleitung von H. und J. Hart. Berlin, Auerbach. 8. 1 M. 80 Pf.

Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 6te Serie. 2ter Bd.: Der Leonhardsritt. Lebensbild aus dem bayerischen Hochlande von M. Schmidt. — 3ter Bd.: Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels. Vom Beginn der Reformation bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Von R. Genée. Berlin, A. Hofmann. Gr. 8. à 5 M.

Weickum, K., Die Heilung des Blindgebornen. Biblisches Drama. Freiburg i. Br., Herder. 8. 50 Pf.

Wolf, G., Der neue Universitätsbau in Wien. Eine historische Studie. Wien, Hölder. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wurst, C., Piltrud. Tragödie. Straßburg, Noiriel. Gr. 8. 3 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Athenaïs.

Geschichte einer byzantinischen Kaiserin
von
Ferdinand Gregorovius.
Zweite unveränderte Auflage.
8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Auf dem Hintergrunde jener merkwürdigen Uebergangsepoche, in welcher das antike Heidenthum den letzten Verzweiflungskampf mit dem christlichen Glauben kämpfte, zeichnet der Verfasser in diesem seinem neuesten Werke mit gewohnter Meisterschaft das Bild der schönen und geistreichen Tochter des athenienfischen Philosophen Leontios, die, nachdem sie in Konstantinopel das Christenthum und den Namen Eudokia angenommen, als Gemahlin des Kaisers Theodosius II. den byzantinischen Thron bestieg und ihr ereignißvolles Leben zu Jerusalem beschloß. Die spannende Schrift enthält zugleich ein lebendiges Sittengemälde der ersten byzantinischen Zeit und Schilderungen der Städte Athen, Konstantinopel und Jerusalem im 5. Jahrhundert.

Schon wenige Tage nach seinem Erscheinen war dieses neue Buch des berühmten Autors vergriffen und liegt nun in zweiter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben
von
Rudolf von Gottschall.
Achter Theil.

8. Jeder Theil geh. 6 M., geb. 7 M.

Der vorliegende achte Theil des „Neuen Plutarch", dieses beliebten, weit verbreiteten Haus- und Familienbuchs, bietet die Lebensbilder des tapfern deutschen Reichsritters Franz von Sickingen, von Hans Prutz, des englischen Seehelden Admiral Nelson, von Friedrich Althaus, und unsers großen Tonmeisters Mozart, von August Reißmann.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.
Herausgegeben von **K. F. W. Wander.**
Fünf Bände.
4. Preis jedes Bandes geh. 30 M., geb. 32 M.
(Auch in 75 Lieferungen à 2 M. zu beziehen.)

Dieses nun vollständig vorliegende Werk wird mit Recht als ein ebenso für die deutsche Sprache wie für die deutsche Culturgeschichte überaus wichtiges Nationalwerk bezeichnet, das in jeder öffentlichen wie in jeder grössern Privatbibliothek seinen Platz zu beanspruchen habe. Ein Prospect ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Im Verlage der **Gerstenberg**'schen Buchhandlung in **Hildesheim** ist soeben in 6. Auflage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schreibleſefibel

nach dem Lautbestande der Silben und den Schwierigkeiten der deutschen Lautbezeichnung geordnet
von **Heinrich Schlepper**, Schulinspector zu Hildesheim.
6 Bogen, Preis brosch. 45 Pf.

Urtheil des Lehrervereins Elze über Schlepper's Fibel:
„Die Versammlung stimmte dem Referenten gern bei, daß unter allen uns bekannt gewordenen Fibeln die von Schlepper die beste genannt werden muß.

Schlepper hat die beim Lesenlernen vorkommenden Schwierigkeiten so sorgfältig gesondert und vertheilt, wie wir dies sonst nirgends finden."

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

*Der **1. Band** der neuen (13.) illustrirten Auflage,*
60 Bogen Text mit 42 eingedruckten Abbildungen und 35 separaten Tafeln oder Karten enthaltend,
ist soeben erschienen und geheftet (7 M. 50 Pf.) oder gebunden (in Leinwand 9 M., in Halbfranz 9 M. 50 Pf.) in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Korfu.

Eine joniſche Idylle.
Von
Ferdinand Gregorovius.
Cart. 1 M. 80 Pf.

Die Inſel Capri.

Idylle vom Mittelmeer.
Von
Ferdinand Gregorovius.
Cart. 1 M. 80 Pf.

Seiner bekannten reizenden Skizze der Insel Capri stellte Gregorovius ein nicht minder anmuthiges Bild von Korfu an die Seite, jenem jonischen Eiland, das mit dem doppelten Reize griechischer Natur und homerischer Mythe geschmückt ist. Beide geschmackvoll ausgestattete Bücher gehören zu dem Besten, was die deutsche Literatur auf diesem Gebiete besitzt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 13. April 1882.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Wie soll eine Kritik beschaffen sein? — Memoirenliteratur. Von Ferdinand Brockerhoff. — Neuere philosophische Literatur. Von Konrad Hermann. — Neue Romane. Von Friedrich Karl Schubert. — Eine neue lyrische Anthologie. Von Erwin Mausbach. — Zur griechischen Cultur- und Kunstgeschichte. Von J. Mähly. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Wie soll eine Kritik beschaffen sein?

Deutschland gilt in hervorragendem Maße als das Land der Kritik, und in der That besitzen wir eine große Zahl intelligenter und gewissenhafter Kritiker, deren Besprechungen neuer literarischer Erzeugnisse in jeder Weise als Muster hingestellt werden können. Nichtsdestoweniger wäre es bei der Menge der in Deutschland erscheinenden Blätter ein Irrthum, zu glauben, daß auf kritischem Gebiete alles vortrefflich stehe, und es scheint uns durchaus nicht überflüssig, gelegentlich einmal wieder an die nachfolgenden Grundsätze zu erinnern.

Erstens. Derjenige, welcher ein schönwissenschaftliches Werk (nur solche haben wir hier zunächst im Auge) einer würdigenden Besprechung unterziehen will, soll als Richtschnur stets festhalten, daß er in erster Linie Referent und erst in zweiter Kritiker sein darf. Kein Kritiker, und wäre es der gewiegteste, ist unfehlbar, keiner ist ganz frei von bestimmten Sympathien und Antipathien, und es kann sich bei einer Besprechung durchaus nicht darum handeln, dem Publikum ein von diesen Sympathien und Antipathien beeinflußtes Urtheil zu octroyiren; vielmehr kann die Aufgabe des Besprechenden nur die sein, dem Leser die Fällung eines eigenen Urtheils zu ermöglichen, und dazu muß er ihm vor allem die nöthigen Daten an die Hand geben, indem er ihn zunächst in möglichst objectiver Weise mit dem Inhalt des betreffenden Buchs bekannt macht und erst nachher in raisonnirender Weise sein eigenes Urtheil daran knüpft. So verfuhr z. B. in früherer Zeit mit vollem Bewußtsein der im übrigen viel verketzerte Wolfgang Menzel als Redacteur des „Literaturblattes", und eine derartige Selbstverleugnung wäre auch heutzutage hin und wieder ganz angebracht; sollte es billigerweise nicht mehr vorkommen, daß beispielsweise über eine Gedichtsammlung ein vollkommen verwerfendes Urtheil ausgesprochen wird, ohne daß der Kritiker auch nur mit einer Silbe auf die einzelnen darin enthaltenen Gedichte eingegangen ist. Der Leser steht einer solchen Kritik, wenn er dem Kritiker nicht unbedingt und unbesehen glauben will, völlig hülf- und rathlos gegenüber, und Lob wie Tadel erscheinen willkürlich und wirkungslos, weil der Leser den Kritiker in keiner Weise controliren kann.

Zweitens. Der obigen Forderung gegenüber wird man geneigt sein einzuwenden, daß dieselbe nur bei eingehenden Kritiken erfüllt werden könne, doch diesen Einwand kreuzen wir sofort durch das weitere Verlangen, daß zwischen der Bedeutung eines Buchs und der Länge einer Besprechung desselben in der That ein richtigeres Verhältniß wünschenswerth ist, als es jetzt nicht selten vorkommt. Allerdings wäre es verkehrt, den Werth eines Buchs genau nach der Zahl der Zeilen der ihm gewidmeten Besprechung zu taxiren; man kann Recensionen nicht mit der Elle messen, und namentlich Lobendes läßt sich in wenig Zeilen so viel sagen, daß auch der eitelste Autor befriedigt sein muß. Nichtsdestoweniger ist nicht zu leugnen, daß das Publikum in der That eine Wechselbeziehung zwischen der Länge einer Besprechung und dem Werthe des betreffenden Buchs anzunehmen pflegt; selbst dem Lobe, falls dasselbe allzu kurz — ob auch noch so superlativisch — ist, traut es nicht recht, und sowol hier wie noch mehr beim Tadel wünscht und erwartet es, daß der Kritiker seinem gerechten Verlangen, als Miturtheilender zugelassen zu werden; durch größere Ausführlichkeit und Unterbreitung des nöthigen Materials entgegenkomme. Natürlich hat diese Forderung nur für solche Blätter Sinn und Geltung, welche sich ex officio

mit Literatur befassen. Nur von diesen wird man verlangen dürfen, daß sie z. B. eine umfassende und bedeutsame Gedichtsammlung nicht mit acht Zeilen abthun, während sie für die Besprechung eines Bandes gesammelter Kritiken zwei Seiten zur Verfügung haben. Andere, namentlich politische Blätter, die nur nebenbei und gelegentlich literarische Besprechungen bringen, werden nach Maßgabe der Raumverhältnisse meist nicht in der Lage sein, die obige Forderung zu respectiren. Dafür dürften aber die in ihnen publicirten kürzern Notizen meist auch nur geringe Wirkung haben.

Drittens. Eine etwas ideale, aber trotzdem mit Recht zu stellende Forderung ist es, daß jeder Kritiker, welcher ein späteres Werk eines Schriftstellers beurtheilt, auch mit den frühern Schriften desselben bekannt sei. Jeder nicht alltägliche Schriftsteller macht doch unbedingt irgendeine Entwickelung, sei es in aufsteigender oder absteigender Linie, durch, und jedes Urtheil über ein späteres Werk wird und muß mehr oder weniger in der Luft schweben und der nöthigen Basis entbehren, wenn es nicht durch richtige Einsicht in die vorausgegangenen Schriften gestützt wird. Bei fruchtbaren und vielschreibenden Schriftstellern wird diese Forderung allerdings nicht immer leicht zu erfüllen sein; auf alle Fälle aber wird man verlangen dürfen, daß nicht, wie das vor einiger Zeit dagewesen, ein Schriftsteller, der bereits in allen neuern Literaturgeschichten erwähnt ist, als junger Anfänger mit freundlichem Lobe willkommen geheißen und zu weitern Leistungen aufgemuntert wird.

Viertens. Es ist eine durchaus gerechte, oft ausgesprochene, aber trotzdem nicht genug zu wiederholende Forderung, daß man das Talent eines Schriftstellers, resp. Dichters, nach seinen besten und nicht nach seinen weniger gelungenen Leistungen beurtheilen soll. Ein bekanntes Wort sagt, daß auch Homer bisweilen schläft, und auch bei großen Dichtern ist nichts leichter, als mannichfache einzelne kleine Flecken und Schäden ausfindig zu machen und mit Berserkerwuth darüber herzufallen. Nehmen wir eine lyrische Sammlung von dreihundert Seiten und rechnen durchschnittlich zwei Seiten auf jedes Gedicht, sind da hundertundfunfzig kleine Kunstwerke zu erwarten? wäre es etwas so Unerhörtes, wenn nicht alle nach Inhalt und Form von gleicher Vollendung sind? Man mag immerhin auch das Unvollkommene namhaft machen und rügen, zum Maßstab des Talents aber soll man das Gelungenste nehmen und sich in erster Linie an dieses halten.

Fünftens. Hohn und Witzbolderei sollen aus der Kritik verbannt sein. Dieselbe soll sachlich, wenn auch darum nicht langweilig sein, und es ist gut, daß diese Einsicht allmählich wieder allgemeiner wird, und daß die Kalauerei in der Kritik immer mehr aufhört beim anständigen Publikum Effect zu machen. Der Hohn könnte höchstens am Ort erscheinen, wo sich die Impotenz mit augenscheinlicher Arroganz und täuschender Reclame verbündet; aber auch hier ist es doch richtiger, einem derartigen Unwesen mit edler Entrüstung und ernstem Ingrimm statt mit witziger oder witzelnder Verspottung zu Leibe zu gehen. Die naive Unfähigkeit hingegen soll man einfach laufen lassen und todtschweigen. Wozu ihr den Raum widmen, der besser dem Lobe des Guten gegönnt wird? Es ist ja kein Verbrechen, seine Geisteskräfte überschätzt und ein mittelmäßiges Dichtwerk geschrieben zu haben. Letzteres wird durch den Strom der Zeit bald genug von selbst verschlungen werden, und es boshaft verspotten heißt nicht nur gegen Windmühlen kämpfen, sondern zu gleicher Zeit eine Herzlosigkeit zeigen, die von Karl Frenzel in der „Deutschen Rundschau" vor einiger Zeit auf das treffendste charakterisirt worden ist.

Sechstens. Jedes Blatt, welches auf sich und seine Leser etwas hält, hat, um Fälschungen des öffentlichen Urtheils zu verhindern, die unbedingte Verpflichtung, jene sogenannten Recensionstexte ohne Gnade in den Winkel zu werfen, welche — hoffentlich meist ohne Wissen und Willen der Autoren — von nicht wenigen Verlegern heutzutage ihren Verlagsartikeln beigelegt werden. Kurze Notizen, welche Geist und Tendenz eines Werks andeuten und nicht für den wörtlichen Abdruck bestimmt sind, brauchen natürlich nicht beanstandet zu werden. Wenn hingegen eine förmliche Kritik fix und fertig in einem Buche liegt, auf deren Abdruck gerechnet wird, so ist das zum mindesten eine Naivetät, die von Glück sagen kann, wenn ihr Elaborat nur in den Papierkorb wandert und nicht öffentlich an den Pranger gestellt wird. Freilich müßten, um dieser von den Verlegern mit dem sonstigen Todtschweigen der Bücher entschuldigten Unsitte den Boden zu entziehen, die Redactionen vor allem ihre Pflicht thun und für gleichmäßige Besprechung aller eingesandten, eine Besprechung verdienenden Bücher sorgen, eine so schwierige Aufgabe das bei der literarischen Massenproduction in Deutschland auch sein mag. Wenn alles Erwähnenswerthe wirklich besprochen wird, dann wird auch eine andere nicht zu billigende Sitte, der hin und wieder namentlich jüngere Autoren huldigen, immer mehr abkommen, nämlich: Briefauszüge namhafter Autoren, denen sie ihre Producte zugeschickt, als Reclame zu benutzen: eine Sitte, die selbst dann undelicat bleibt, wenn der Briefschreiber (der ja im übrigen seine volle wirkliche Meinung gesagt haben mag) zu dem Abdruck nothgedrungen seine Zustimmung gegeben hat. Der wünschenswertheste Zustand wäre freilich der, wenn die literarische Production von aller Kritik und Reclame unabhängig würde, wenn gewisse Verlagsfirmen (wie es bei einzelnen schon der Fall ist) sich speciellen Literaturzweigen zuwendeten und gestützt auf das eigene Urtheil und das guter Berather lediglich so tüchtige Arbeiten in dieser Branche herausgäben, daß schon in dem Namen der Firma auf einem Buche für das Publikum eine Bürgschaft des Werths läge, der von der Kritik wol bestätigt, aber nicht vernichtet werden könnte. Es wäre das namentlich in Deutschland wünschenswerth, wo es kein allgemein maßgebendes kritisches Organ gibt und der eine Kritiker dem andern widerspricht.

Memoirenliteratur.

Denkwürdigkeiten der Gräfin zu Schleswig-Holstein Leonora Christina, vermählten Gräfin Ulfeldt, aus ihrer Gefangenschaft im blauen Thurm des Königsschlosses zu Kopenhagen 1663—85. Nach der dänischen Originalhandschrift im Besitze Sr. Excellenz des Hrn. Joh. Grafen Waldstein herausgegeben von Johannes Ziegler. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 6 M.

Leonore Christine war eins der dreizehn Kinder, welche dem Könige Christian IV. aus seiner morganatischen Ehe mit Kirsten Munk, einer Dame aus altem dänischen Geschlecht, die später Titel und Wappen einer Herzogin von Schleswig-Holstein führte, geboren wurden. Schön und geweckten Geistes, wurde sie der Liebling des Vaters, der sie, nicht ohne Erfolg, sehr sorgfältig erziehen ließ. Sie zeigte schon früh ungemein viel natürlichen Verstand, erlernte im Laufe der Zeit neben der lateinischen die meisten lebenden Sprachen des Abendlandes, liebte und pflegte auch die schönen Künste, namentlich Musik und Poesie. Als sie funfzehn Jahre alt geworden, vermählte sie sich (im October 1636) dem Grafen Corfitz (Cornificius) Ulfeldt, mit welchem sie eine innige gegenseitige Neigung verband. Der Graf, ein Sohn des Reichskanzlers Jakob Ulfeldt, hatte in seiner Jugend ein recht bewegtes Leben geführt. Im Alter von kaum zwölf Jahren infolge der wilden und übermüthigen Streiche, die er in Kopenhagen verübte, unter der Aufsicht eines ernsten Mannes auf Reisen geschickt, durchwanderte er Deutschland, Italien und Frankreich, wurde aber des strengen Mentors überdrüßig und gab ihm in Paris den Abschied. Als der Vater davon Nachricht erhielt, erklärte er, den ungerathenen Sohn fortan seinem Schicksale überlassen zu wollen. Corfitz ließ sich das nicht weiter anfechten; froh der erlangten Freiheit, zog er nun allein in der Welt umher. Der hübsche, lebhafte, persönlich höchst liebenswürdige Bursche fand überall, wohin er kam, freundliche Aufnahme und wohlwollende Beschützer. Insbesondere waren ihm auch die Frauen hold, was dann zu manchen galanten Abenteuern und bedenklichen Händeln führte. Indeß, wie leicht und sorglos er dahinlebte: er trieb doch auch ernste Studien, die bei seiner großen natürlichen Begabung reiche Frucht trugen.

So waren etwa zehn Jahre vorübergegangen, als er im Gefolge eines französischen Diplomaten, den er in Wien kennen gelernt hatte, unter einem angenommenen Namen in seine Heimat zurückkehrte. Die lange Abwesenheit hatte ihn so verändert, daß selbst seine nächsten Verwandten ihn nicht wieder erkannten. Auch hielt er an seinem Incognito fest, bis die ungewöhnlichen Fähigkeiten, welche er bei der Behandlung ernster Geschäfte, und die glänzenden Eigenschaften, die er im gesellschaftlichen Verkehr entfaltete, ihm die Aufmerksamkeit des Königs und das lebhafte Interesse des Kanzlers zugewandt hatten. Natürlich war, als er sich nun zu erkennen gab, der verlorene Sohn dem Vater sehr willkommen. Die wachsende Gunst des Fürsten gewährte ihm eine angemessene Stellung und bald auch die Hand seiner Lieblingstochter. Von dem so gewonnenen festen Boden aus stieg der ebenso kluge wie thatkräftige Mann in kurzer Zeit zur höchsten Würde auf. Er wurde Reichshofmeister, als welcher er die oberste Leitung aller äußern und innern Angelegenheiten des Staats in Händen hatte, zumal der alternde König, der seine Ansichten und Bestrebungen durchaus theilte, sich mehr und mehr von den Geschäften zurückzog. Der machtvollen Stellung entsprach der Glanz des äußern Lebens. Die seltene Pracht des Ulfeldt'schen Hauses erregte Staunen und Bewunderung. Man pries den herrlichen Palast in Kopenhagen wie die schönen, von reizenden Anlagen umgebenen Schlösser auf Seeland und Fünen; man rühmte auch die auserlesenen Kunst- und Bücherssammlungen, welche der kunstsinnige und gelehrte Besitzer anlegen ließ, nicht minder das überaus reiche, von einer ungewöhnlichen Feinheit des Geschmacks zeugende Mobiliar. „Der schönste Schmuck des Hauses aber war die blonde Königstochter, Ulfeldt's glückliche, von ihm über alles geliebte Gattin, die, von den Frauen um ihre Schönheit, von den Männern um ihre Kenntnisse beneidet, doch anspruchslos blieb und durch ihr leutseliges Wesen die Herzen aller bessern Menschen gewann."

So lange Christian IV. lebte, behauptete sich Ulfeldt auf seiner stolzen Höhe; der Tod des Königs aber (Anfang 1648) zog den Fall des Günstlings nach sich. Allerdings nicht sofort. Dänemark war damals ein Wahlreich: der Thron blieb daher längere Zeit unbesetzt und der Reichshofmeister inzwischen, gewissermaßen als Interrex, an der Spitze des Staates. Ob der hochstrebende Mann wirklich, wie vielfach geglaubt wurde, daran gedacht hat, die Krone für sich oder seine Gemahlin zu erwerben, steht dahin. Der von ihm erwirkte Beschluß des Reichsrathes, welcher die Kinder Kirsten Munk's für ebenbürtig und damit auch für successionsfähig erklärte, gibt dieser Annahme einige Wahrscheinlichkeit. Gewiß ist, daß ihm der Herzog von Holstein-Gottorp unter anderm die Insel Fünen versprach, wenn er seine Wahl durchsetzen werde. Ulfeldt lehnte diesen Antrag ab; es entging ihm nicht, daß der älteste noch lebende Sohn des verstorbenen Königs, Friedrich, die meisten Chancen hatte, und er betrieb nun selbst mit allem Eifer die Erhebung dieses Prinzen. Doch setzte er es durch, daß derselbe, bevor ihm die Huldigung geleistet wurde, eine Handveste unterschreiben mußte, welche die ohnehin schon übergroße Macht des hohen Adels noch erheblich vermehrte. Daß der neue König ihm diese Schmälerung seiner Gewalt nicht vergaß, läßt sich denken. Weniger noch verzieh sie dessen Gemahlin Sophie Amalie, eine geborene Prinzessin von Braunschweig. Ebenso schön und begabt wie intrignant und gewaltthätig, hegte diese stolze, von Neid und Eifersucht erfüllte Dame einen unversöhnlichen Haß gegen Munk's Kinder und Schwieger-

söhne, vor allem gegen den mächtigen Ulfeldt und seine vielgefeierte Gemahlin. Auch setzte sie alsbald alle Hebel in Bewegung, um die Stellung des gefürchteten Gegners, den offen anzugreifen noch nicht rathsam erschien, durch geheime Umtriebe zu erschüttern. An dienstwilligen Helfern und Werkzeugen fehlte es ihr nicht; die zahlreichen politischen und persönlichen Feinde Ulfeldt's sammelten sich um sie zu einem starken Anhange, der um so wirksamer operirte, da Ulfeldt selbst durch eine längere Abwesenheit, dann durch sein trotziges Fernbleiben vom Hofe ihm Raum und Zeit zur Entfaltung seiner Thätigkeit gab. Bald mußte dieser erkennen, daß die Zügel der Gewalt seiner Hand entglitten; der maßgebende Einfluß, den er bis dahin auf die Führung der Geschäfte geübt hatte, war nicht länger festzuhalten. Nun wurde gar (Ende 1650) die Beschuldigung gegen ihn erhoben, daß er den König habe vergiften wollen, und wenn auch die von ihm geforderte Untersuchung mit dem Widerruf und der Verurtheilung der Angeber endete, so trug man doch Sorge, daß der Verdacht haften blieb. Es kam hinzu, daß seiner Gemahlin das Vorrecht, mit ihrem Wagen bis in den Schloßhof zu fahren, in verletzender Weise genommen wurde. Empört über die beständigen Angriffe und Beleidigungen, beschloß der stolze Mann, offen mit dem Hofe zu brechen. Ohne den König zuvor zu benachrichtigen, reiste er im Juli 1651 mit seiner Familie von Kopenhagen ab. Die Folge war, daß ihm alle seine Ehren und Würden genommen, seine Lehen und Güter eingezogen wurden. Hierdurch noch mehr gereizt, begab er sich nach Stockholm, wo die Königin Christine ihn ehrenvoll empfing und der dänischen Regierung gegenüber beharrlich in Schutz nahm.

Freundlicher noch gestaltete sich das Verhältniß Ulfeldt's zu ihrem Nachfolger Karl X. Gustav, auf welchen er bald großen Einfluß gewann. Die Richtung aber, in welcher er diesen geltend machte, gereicht ihm keineswegs zur Ehre. Es mag sein, daß, wie seine Vertheidiger hervorheben, seine Handlungsweise durch patriotische Motive in etwas mit bestimmt wurde, entscheidend waren doch wol verletzter Stolz, Ehrgeiz und Rachsucht. Es gelang ihm, Dänemark in einen Krieg mit Schweden zu verwickeln, und er trug wesentlich dazu bei, daß derselbe für sein Vaterland einen so traurigen Ausgang nahm. Von ihm begleitet und berathen, unternahm Karl Gustav jenen denkwürdigen Feldzug, welcher ihn und sein Heer mitten im Winter über das Eis der beiden Belte nach Kopenhagen führte und die dänische Regierung zu dem schmachvollen Frieden von Roeskilde nöthigte (im Februar 1658). Ulfeldt hatte die Genugthuung, daß ein besonderer Artikel dieses Vertrags ihn vollständig rehabilitirte und die Rückgabe seiner Güter festsetzte. Doch traf den „Verräther", wie er fortan mit Recht genannt werden mochte, sehr bald die verdiente Strafe. Den Schweden verdächtig geworden, wurde er angeklagt und in Malmö, wo er sich zeitweilig aufhielt, streng bewacht. Zwar befreite er sich durch heimliche Flucht; als er dann aber thörichterweise, wol im Vertrauen auf die roeskilder Amnestie, nach Kopenhagen ging, wurde er hier, wo eben die große Staatsumwälzung im Zuge war, welche die Macht des hohen Adels brach und ein erbliches absolutes Königthum begründete, abermals verhaftet und mit seiner Gemahlin nach Hammershuus auf Bornholm gebracht.

Der dortige Commandant Oberst Fuchs, einer seiner erbittertsten Feinde, quälte und mishandelte die Gefangenen so sehr, daß Ulfeldt, überdies leidend und mit dem Tode bedroht, endlich auf die harten Bedingungen einging, an welche seine Freilassung geknüpft wurde. Er mußte dem Könige schriftlich Abbitte leisten, Urphede schwören und fast alle seine Güter an die Krone abtreten. Dafür erhielt er dann die Erlaubniß, mit seiner Familie auf Fünen zu wohnen. Indeß duldete es ihn unter den so ganz veränderten Verhältnissen in Dänemark nicht lange. Nachdem er sich einigermaßen erholt hatte, erbat und erlangte er Urlaub zu einer Badereise, benutzte diesen aber, um sich nach Brügge in Flandern zu begeben (1662). Natürlich ließen ihn seine Feinde nicht aus den Augen. Auch fanden sie bald Anlaß, von neuem gegen ihn vorzugehen. Zunächst wurde ihm der Tod des Obersten Fuchs, der in Brügge, vermuthlich um ihn zu überwachen, erschienen und von einem seiner Söhne ermordet worden war, zur Last gelegt. Schlimmer war die Beschuldigung, er habe sich fremden Fürsten, namentlich dem Kurfürsten von Brandenburg gegenüber erboten, ihm zur Erwerbung Dänemarks zu verhelfen. Ob und inwieweit diese Anklage begründet war, wird sich schwerlich feststellen lassen. Die Documente, auf welche sie sich angeblich stützte, sind niemals bekannt geworden. Ulfeldt selbst hat sie in einer Schrift, die er kurz vor seinem Tode verfaßte und die das hier vorliegende Werk im Anhange zum ersten male veröffentlicht, eingehend widerlegt. Es ist auch kaum glaublich, daß er zu dieser Zeit, wo er sich in einem höchst leidenden Zustande befand und in seiner Heimat allen Einfluß verloren hatte, zu einem derartigen Unternehmen wir sagen nicht Neigung gehabt, aber sich die Kraft zugetraut haben sollte. Der dänische Reichsrath aber hielt die ihm mitgetheilten Beweise für ausreichend, um ihn auf Grund derselben ungehört zum Tode zu verurtheilen und einen hohen Preis auf seinen Kopf zu setzen (1663). Inzwischen war Ulfeldt, der sich in Brügge nicht mehr sicher fühlte, nach Basel gereist, wo er mehrere Monate unbekannt verweilte. Als er hier die Nachricht von seiner Aechtung erhielt, beschloß er, nach Breisach zu fliehen, und begab sich zu dem Ende eines Abends im Februar 1664 ganz allein in einem Nachen auf den Rhein. „Die rauhe Nacht erschütterte ihn; müde lehnte er das Haupt an den harten Bord des Kahns, und als der Mond aus dem Gewölke trat, leuchtete sein blasses Licht in die brechenden Augen des einst so stolzen Mannes. Die nächtliche Welle trieb den Nachen zu Thal, bis er am Ufer in den Binsen

hängen blieb. Dort fanden die Söhne ihren geliebten Vater und begruben ihn in der Nähe eines Klosters am Rhein."

Trauriger noch als der Tod Ulfeldt's war das Leben, zu welchem sich seine unglückliche Gemahlin verurtheilt sah. Er hatte sie, die ihm bis dahin in bösen wie in guten Tagen nicht von der Seite gewichen war, im Sommer des letzten Jahres veranlaßt, nach England zu gehen, um beim Könige Karl II. die Rückzahlung einer Geldsumme zu betreiben, womit er früher dem landflüchtigen Prinzen aus der Noth geholfen. Karl nahm seine „Cousine" überaus freundlich auf, versprach auch die Angelegenheit baldigst zu ordnen, entledigte sich dann aber seiner Verpflichtungen auf eine höchst niederträchtige Weise dadurch, daß er die Gräfin, als sie, des vergeblichen Wartens müde, sich in Dover zur Rückfahrt anschickte, dem dänischen Residenten, welcher sie als Mitwisserin der verbrecherischen Umtriebe ihres Gatten in Anspruch nahm, auslieferte. Sie wurde nach Kopenhagen gebracht und im blauen Thurme, einem Anbau des königlichen Schlosses, eingesperrt. Hier saß sie, ohne daß ihr jemals eine Schuld nachgewiesen oder ein Urtheil über sie gefällt wurde, nahezu 22 Jahre in strenger Haft. Was sie während dieser langen Gefangenschaft erlebte und erlitt, hat sie selbst in einer für ihre Kinder bestimmten Schrift aufgezeichnet. Das Manuskript dieser Leidensgeschichte ist gegenwärtig im Besitze des Grafen Waldstein, der es von seiner Großmutter, einer Enkelin des jüngsten Sohnes Leonorens, des kaiserlichen Generals Leo Ulfeldt, überkommen hat. Es wurde, nachdem die Echtheit genügend festgestellt worden, zunächst in Dänemark publicirt, wo es beim Publikum große Theilnahme erregte, und erscheint hier in einer deutschen Uebersetzung von Johannes Ziegler, Bibliothekar der kaiserlichen Marine, welcher auch die einleitende, von uns benutzte Lebensskizze Ulfeldt's geschrieben und eine Reihe von erläuternden und ergänzenden Nachträgen hinzugefügt hat. Das Ganze bildet einen stattlichen, splendid gedruckten Band von 315 Seiten, dem die beigegebenen charakteristischen Porträts Ulfeldt's und seiner Gemahlin zur besondern Zierde gereichen.

Ob es gut gethan war, die Aufzeichnungen der Gräfin ganz unverkürzt wiederzugeben, scheint uns doch zweifelhaft. Wir müssen gestehen, daß uns die Lektüre derselben bei allem Antheil, den sie zu erregen geeignet ist, einigermaßen ermüdet, auch nicht selten unangenehm berührt hat. Sie verweilen zu lange bei Vorgängen, die, an sich unerheblich, sich von andern, bereits bekannten wenig unterscheiden, und berichten manches, was selbst in dem alterthümlichen Hochdeutsch des 17. Jahrhunderts, welches der Uebersetzer mit richtigem Takte für seine Arbeit verwandt hat, einen widerwärtigen Eindruck macht. Davon abgesehen, wird sie aber niemand lesen, ohne von tiefem Mitgefühl mit der schuldlosen Dulderin, von Bewunderung für den Muth und die standhafte Ergebung, womit sie ihre Leiden ertrug, und von Abscheu gegen das rachsüchtige Weib erfüllt zu werden, dem sie dieselben zu verdanken hatte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß für die harte, ja grausame Behandlung, welche ihr zutheil wurde, die Königin Sophie Amalie verantwortlich zu machen ist. Kaum hat diese das seit lange verfolgte Opfer in ihre Gewalt gebracht, als sie es auch schon zu mishandeln beginnt. Sie läßt die Gefangene unmittelbar nach ihrer Ankunft in brutaler Weise durchsuchen und ihr alles, was sie um und bei sich hat, Geld, Juwelen, selbst die Kleider wegnehmen. Der Raum, in welchen die Unglückliche hinter vierfachem Verschluß zurückbleibt, ist ein enges, dunkles, übelriechendes Loch, das bis dahin von gemeinen Verbrechern bewohnt wurde und noch die widrigen Spuren von deren Aufenthalt an sich trägt. Später bringt man sie in ein anderes kaum besseres Gelaß; wenige Schritte lang und breit, erhält es sein spärliches Licht durch ein kleines hoch oben an der Wand angebrachtes Fenster; das Mobiliar ist überaus dürftig und schlecht; auf dem Boden lagert eine fußdicke Schicht alten Unrathes, der aufgerührt die Luft verpestet und zahlloses Ungeziefer erzeugt. Der Wohnung entsprechen die Menschen, mit welchen die Gefangene in Berührung kommt. Man läßt sie keinen Augenblick allein; sie hat Tag und Nacht ein Weib zur Seite, das sie bedient und bewacht. Diese Wärterinnen halten es in dem dumpfen, öden Raume nicht lange aus; aber wie oft sie wechseln, es sind fast ausnahmslos verkommene Menschen der ordinärsten Art. Dasselbe gilt von den männlichen Personen, die in diesen Räumen hausen, den Schloßvögten und ihren Gehülfen. Meist roh, frech, dem Trunke ergeben, führen sie die gemeinsten Reden und finden nicht selten ihre Freude daran, die arme, ihnen schutzlos preisgegebene Frau zu ärgern und zu verhöhnen. Kein Wunder, wenn diese unter der schweren Last ihres Geschicks zu erliegen droht, zumal man ihr jede Möglichkeit nimmt, sich zu beschäftigen. Indeß ihr frommes Gottvertrauen, das Bewußtsein ihrer Unschuld, vor allem ihre feste Gesundheit und ungewöhnliche Geisteskraft halten sie aufrecht. Ergeben und geduldig nimmt sie die Dinge, wie sie sind, und sucht die unvermeidliche Lage so günstig zu gestalten, wie es eben möglich ist. Ohne sich etwas zu vergeben, tritt sie den Menschen, auf welche sie angewiesen ist, näher, bequemt sich ihrer Denk- und Sinnesweise an und bringt es durch ihr kluges, ernst freundliches Verhalten dahin, daß die Beziehungen zu ihnen wenigstens zeitweilig einigermaßen erträglich werden. Auch erreicht sie so manches, was ihr bei dem unablässigen Bestreben, sich Mittel und Werkzeuge zur Arbeit zu verschaffen, förderlich ist. Man staunt über den ausdauernden Fleiß und die große Geschicklichkeit, womit sie aus zufällig sich darbietendem, ganz beliebigem Material mit Hülfe von selbstverfertigten Instrumenten mancherlei kleine Kunstwerke herzustellen weiß. Man liest auch mit Interesse die geistlichen Lieder, welche sie gelegentlich dichtet und, wie ihre Erlebnisse, mit einer aus Bier und Kerzenruß componirten Tinte niederschreibt. Ohne Zweifel war die stete Beschäftigung ganz geeignet, sie ihre traurige Lage in etwas vergessen zu machen.

Aber merkwürdig doch, daß sie dieselbe so lange ertrug, ohne den Muth und die Hoffnung zu verlieren. Wie oft sie sich auch in ihren Erwartungen getäuscht sah, sie wurde nicht müde, auf ihre Befreiung oder doch auf eine Milderung der Haft hinzuarbeiten. Und nach der Thronbesteigung Christian's V. (1670), dessen gutherzige Gemahlin sich ihrer nach Kräften annahm, nicht ganz ohne Erfolg, wiewol der fortdauernde Einfluß der verwitweten Königin es nur zu mäßigen Erleichterungen kommen ließ. Erst als diese unversöhnliche Frau gestorben war, erfolgte bald nachher am 18. Mai 1685 ihre Freilassung. Der König gewährte ihr eine anständige Pension und wies ihr das Kloster Maribon zum Wohnsitz an. Hier ist sie im März 1698, im Alter von 77 Jahren, gestorben. Ferdinand Brockerhoff.

Neuere philosophische Literatur.

1. Theophilosophie. Vereinigung der Theologie und Philosophie. Von Kreiß. Berlin, Mrose. 1880. Gr. 8. 6 M.
2. Ueber den Ausgangspunkt und die Grundlage der Philosophie. Zur Richtschnur für die Bewerber um den vom Freien Deutschen Hochstift für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung ausgeschriebenen Preis. Von Maximilian Droßbach. Frankfurt a. M., Freies Deutsches Hochstift. 1881. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
3. Die experimentelle Psychologie der Gegenwart in Deutschland. Von Th. Ribot. Autorisirte deutsche Ausgabe. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1881. Gr. 8. 6 M.
4. Lehrbuch der Logik. Von Johann Heinrich Loewe. Wien, Braumüller. 1881. Gr. 8. 6 M.

Jedes von diesen vier Büchern gehört einem andern Typus unserer neuern philosophischen Literatur an. Nr. 1 vertritt die Seite des Verhältnisses der Philosophie zur Theologie oder ihres Zusammenhangs miteinander. Von dieser Seite aus hat sich ja überhaupt erst allmählich die Philosophie losgerissen zu einem Gebiete der unabhängigen und selbständigen Erkenntniß, zur Bearbeitung der Principien der wirklichen Welt. Nr. 2 ist die Darlegung des Systems oder der Lehre einer schon durch frühere Schriften bekannten Naturphilosophie der atomistischen Schule, die hiermit zugleich einen gewissen höhern und edlern Idealismus der Weltanschauung zu verbinden strebt. Ist aber die neuere Philosophie in ihrer Geschichte zuerst gleichsam herabgestiegen aus der Region des Göttlichen in die des Natürlichen, so hängt mit diesem letztern Gebiet wiederum die ganze Frage und die Erkenntniß vom Leben der Seele in einer naheliegenden Weise zusammen. Hier gibt nun Nr. 3 eine eingehende und streng historische Darstellung der neuern exact wissenschaftlichen Lehren und Forschungen über diesen wichtigen Theil der Philosophie. Schon im Alterthum wurde die Psychologie oder Anthropologie geradezu und ohne weiteres als eine bloße Abtheilung der allgemeinen Physik oder Naturwissenschaft angesehen. Dieses erklärt sich daraus, daß dort das allgemeine Princip der Seele noch wesentlich gleichbedeutend war mit dem des allgemeinen organischen Einheitscharakters in den belebten Theilen und Erscheinungen der Natur überhaupt. Ist aber der neuere Begriff der Seele an sich auch ein anderer geworden, indem jetzt hierunter vielmehr das rein ideale oder specifisch geistige Lebensprincip des Menschen im Unterschied und Gegensatz zu allem blos Natürlichen und sinnlich Materiellen verstanden zu werden pflegt, so hat man doch auch hier versuchen müssen, die weite Kluft dieses Unterschiedes in mannichfacher Weise zu überbrücken und auszugleichen. Leibniz, der wichtigste Begründer und Stammvater aller neuern atomistischen Theorien, übertrug die Analogie des Lebens der menschlichen Seele in ihren einzelnen verschieden abgestuften Zuständen eines mehr oder weniger hellen, klaren oder deutlichen Vorstellens wesentlich auf seine Begriffsbestimmung der Monaden als der einzelnen belebten Kräfte oder letzten Wesenseinheiten in der Natur, und es löste sich für ihn insofern zuletzt das All in ein großes und wohlgeordnetes Seelengewimmel auf. Auf der andern Seite aber ist das Leben unserer Seele untrennbar gebunden an bestimmte physiologische Bedingungen und Functionen des Körpers, und es hat insofern auch die ganze neuere Psychologie sich mit auf die weit fortgeschrittenen Resultate der gegenwärtigen physiologischen Forschungen zu stützen versucht. Als innerster bleibender Kern und nothwendiger wissenschaftlicher Einheitspunkt der Philosophie aber ist endlich zu allen Zeiten die Disciplin der Logik angesehen worden, und es liegt uns in Nr. 4 eine sorgsam scharfsinnige und manches Eigenthümliche darbietende Bearbeitung auch dieses Gebiets vor.

Wir wollen mit dem Verfasser der Schrift „Theophilosophie; Vereinigung der Theologie und Philosophie", Kreiß (Nr. 1), nicht rechten wegen der Nothwendigkeit und der wissenschaftlichen Haltbarkeit des von ihm aufgestellten, zunächst wol einem bloßen subjectiven Bedürfniß entspringenden Postulats einer sogenannten Theophilosophie, in welchem derselbe den Gedanken oder das Ideal eines einfachen Zusammenfallens des theologischen und des philosophischen Wissensstandpunktes durchzuführen versucht. Insofern Philosophie und Theologie namentlich in der Gottesfrage Grenzgebiete sind, liegt allerdings immer ein Bedürfniß der Auseinandersetzung oder Verständigung zwischen beiden vor. Der Verfasser würde, wenn er im Mittelalter gelebt hätte, vielleicht ein Anhänger der freisinnigen Partei oder der Richtung des Nominalismus geworden sein. Unter den heutigen Philosophen wird namentlich Schopenhauer von ihm bekämpft, dem gegenüber er in Richard Rothe den Vertreter einer weit befriedigendern ideal-ethischen Weltanschauung erblickt. Der ganze Standpunkt seiner

Theophilosophie aber ignorirt zu sehr das gegenwärtig doch einmal bestehende Verhältniß der wesentlichen Getrenntheit und Selbständigkeit jener beiden Gebiete. Es sind für die Philosophie mittlerweile noch ganz andere Fragen, Aufgaben und Ziele hervorgetreten als diejenigen, welche in ihrer frühern und anfänglichen Berührung mit der Theologie wurzelten. Alles Begreifen der Welt zwar wird zuletzt wieder auf einem Umwege zu der Frage nach Gott als dem gemeinsamen Punkt und Lebensinteresse mit der Theologie hinführen müssen. Aber die großen Schwierigkeiten der Herstellung eines wahrhaften Friedens oder vielmehr einer vollständigen Versöhnung und Vereinigung der Philosophie mit der Theologie liegen jedenfalls weit tiefer, als sie sich der Verfasser von seinem eigenen geistlich-theologischen Lebensstandpunkt aus vorzustellen oder klar zu machen für gut befunden hat. Die christliche Theologie als solche ist überall eine positive Wissenschaft, welche die Gestalt einer historisch erwachsenen Thatsache besitzt. Man kann auch hierüber nicht ohne weiteres hinwegkommen, und es will uns scheinen, als ob der Verfasser die besondere Berechtigung und menschliche oder geschichtliche Nothwendigkeit beider Standpunkte, des philosophischen und des theologischen, vor seinem erstrebten Ideal einer identischen Vereinigung derselben zu sehr habe zurücktreten lassen. Wir hätten auch wol zuweilen bei der Polemik gegen die Philosophie oder vielmehr einzelne Richtungen derselben eine etwas würdigere und vornehmere Sprache gewünscht; die wahre Bedingung und Grundlage für die Versöhnung alles Entgegengesetzten und Verschiedenen wird wol immer die volle Anerkennung der specifischen Eigenart und der besondern Berechtigung derselben sein müssen.

Die Naturphilosophie der neuern Zeit unterscheidet sich von derjenigen des Alterthums dadurch, daß es nicht sowol unmittelbar die äußere Wirklichkeit der Naturerscheinungen selbst, als vielmehr hauptsächlich oder in erster Linie der Reflex und die Auffassung derselben in der Sphäre des erkennenden Subjects ist, worauf sie sich bezieht. Das Alterthum suchte in voller Harmlosigkeit und Naivetät die äußere Welt zu begreifen so wie sie an sich ist. Für uns oder für die neuere Zeit aber ist überall die Frage nach dem Verhältniß unsers innern Aufnehmens zu den äußern Erscheinungen die entscheidende geworden. Auch der Standpunkt der Philosophie von Maximilian Droßbach (Nr. 2) ist ein in diesem Sinn subjectivistischer oder anthropologischer. Es wird hierbei immer die äußere Erfahrung von den Sachen und die innere von den Auffassungen oder Vorstellungen über dieselben bestimmt unterschieden. Dieser ganze neuere Subjectivismus aber ist wesentlich angeregt und eingeleitet worden durch die Engländer. Der Standpunkt an sich ist freilich ein durchaus richtiger und wissenschaftlich unanfechtbarer. Was wir die Dinge nennen, sind unmittelbar genommen nur unsere innern, durch die Sinne erzeugten Auffassungen, Vorstellungen oder Bilder von denselben. Wir stehen zunächst immer nur auf dem Boden dieser innern oder subjectiven, nicht direct auf dem der äußern oder objectiven Wahrnehmungen und Erkenntnisse von den Sachen selbst. Droßbach ist ein in seinem Denken und Streben durchaus anzuerkennender, wenn auch außerhalb der Grenze der streng wissenschaftlichen Schule stehender Vertreter dieser neuern Richtung der Naturphilosophie. Daß sich dieselbe hierdurch ungemein vertieft hat im Verhältniß zum Alterthum, ist nicht zu bestreiten. Dieser Unterschied der antiken und der neuern Naturphilosophie ist, abgesehen von dem allgemeinen Gesetz der historischen Entwickelung, auch durch bestimmte natürliche oder klimatische Umstände bedingt. Es war durchaus charakteristisch, daß in der nebligen Atmosphäre Englands zuerst die Lehre entstand, daß das hinter den unmittelbar vorliegenden Erscheinungen oder Wahrnehmungen der Sinne verborgene sogenannte reine An-sich der Welt ein für uns unerkennbares sein müsse, während unter dem heitern sonnigen Himmel der Griechen der menschliche Geist ohne weiteres in die innersten Tiefen der äußern Objectivität eindringen zu können glaubte. Wir stehen auch in der Philosophie überall unter dem Einfluß der uns umgebenden Bedingungen der Natur. Vielleicht aber hat es sich der neuere Geist vielfach aus subjectiven Bedenklichkeiten zu schwer gemacht, zur Betrachtung jenes reinen Wesens der Dinge emporzusteigen. Die Berechtigung der Eigenart dieses modernen empiristischen Subjectivismus hat indeß auch ihre Grenze, und wir werden doch zuletzt wol das Zutrauen zu einer wesentlichen Uebereinstimmung unserer Erkenntnißvorstellungen mit dem reinen Wesen der Dinge selbst fassen dürfen. Das System Droßbach's läuft zuletzt, ähnlich wie das Leibniz'sche, auf die Annahme einer sich zu einem Ganzen verbindenden Vielheit einfacher Wesen hinaus.

Die Schrift „Die experimentelle Psychologie der Gegenwart in Deutschland" von Th. Ribot (Nr. 3) ist durch die echt französischen Eigenschaften der Klarheit und Objectivität des Darstellers ausgezeichnet. Der Verfasser hat schon früher auch die englische Psychologie in einer ähnlichen Weise seinen Landsleuten zugänglich gemacht: „La psychologie anglaise" (Paris 1875). Die neuere physiologische Psychologie sucht im allgemeinen nicht blos durch einfache Selbstbeobachtung, sondern auf dem streng naturwissenschaftlichen Wege der Rechnung und des Experiments der genauen Erkenntniß der Seelenerscheinungen nahe zu treten. In dieser Richtung sind unter den Deutschen insbesondere Herbart, Beneke, Lotze, Helmholtz, Wundt u. a. thätig gewesen. Dem letztern Forscher wird hier von dem Verfasser die entscheidendste Bedeutung zugeschrieben. Ueber das Berechtigte und wahrhaft Erfolgreiche dieser ganzen Bestrebungen sind auch zur Zeit wol die Acten noch nicht vollständig geschlossen. Jedenfalls aber ist auch dieses eine Richtung, die durchaus in dem streng empiristischen Geist und Charakter der neuern Wissenschaft wurzelt, und in der sich das Streben zu erkennen gibt, auch die Philosophie auf eine festere und positivere Unterlage in der Lösung ihrer Probleme zu stellen.

Die formale Logik, der Gegenstand der Schrift „Lehrbuch der Logik" von Johann Heinrich Loewe (Nr. 4), ist nach dem Ausspruch Kant's und nach der sonst allgemein herrschenden Ansicht eine Wissenschaft, die ihrer Natur nach überhaupt keiner wesentlichen Veränderung fähig ist und die insofern das absolut bleibende, erhaltende oder conservative Element in der Philosophie vertritt. Nur Hegel hatte einen durchaus revolutionären Versuch des Umsturzes und der Weiterbildung dieser Wissenschaft unternommen. Aber wie das Papstthum, so ist auch die formale Logik immer wieder als etwas Bleibendes oder als ein unveränderliches Element im Leben der Wissenschaft hervorgetreten. Wir können nichtsdestoweniger auch in diesem Institut nur den überkommenen Rest oder eine leblose Ruine aus dem Mittelalter erblicken. Daß das Denkgesetz an sich gilt und auch eine Vertretung in der Wissenschaft finden muß, ist freilich unbestreitbar gewiß. Aber die Art, wie dieses an sich im höchsten Grade einfache Denkgesetz in unserer gemeinen Logik aufgebauscht, verschnörkelt und verunstaltet worden, ist eine solche, wie sie vom Standpunkte der gegenwärtigen Wissenschaft aus nur als eine durchaus inhalts-, geist- und ziellose angesehen werden kann. Der Unterzeichnete ist sich wohl bewußt, in dieser Frage einen von fast allen seinen Collegen abweichenden Standpunkt einzunehmen, welchem er in seinem Buche „Hegel und die logische Frage der Philosophie in der Gegenwart" (Leipzig 1878) Ausdruck gegeben hat. Wir verkennen nicht die Verdienste und das Streben neuerer Logiker, wie auch des Verfassers dieser Schrift, dem Princip der gemeinen Logik namentlich nach der psychologischen Seite hin eine größere Vertiefung und fruchtbarere Ausdehnung zu geben. Aber es ist mit dieser alten Ruine durch alle Verbesserungen nichts mehr zu machen, und es muß einmal radical mit dem ganzen Fundamente dieses Princips der gemeinen Logik gebrochen werden. Wir geben dem Verfasser sehr recht, wenn er sagt, daß die Wissenschaft sich nur um das an sich Wahre und nicht um irgendwelche andere hieraus hervorgehende praktische Interessen und Verwerthungen zu bekümmern habe; aber es gibt auch absolut öde und unfruchtbare Wüsten oder Sandsteppen des Erkennens, in welchen der menschliche Geist gewisse künstliche Kreise und Linien von Bestimmungen gezogen hat, und diese immer wieder auszuschreiten und zu durchdenken, entbehrt jeder höhern wissenschaftlichen Berechtigung. Zu ihnen gehören die rein formalen Bestimmungen der Logik über die Gesetze und Kriterien der Wahrheit des Denkens. In der Zeit der Scholastik hatte die Wissenschaft nichts Besseres zu thun, als sich mit diesen hohlen Bedingungen und Möglichkeiten des Denkens zu beschäftigen. Jede wahre Wissenschaft aber muß nothwendig auch einen reichen, ausgedehnten und wirklich werthvollen oder lohnenden Inhalt und Stoff ihrer immer weitern Bearbeitung haben. Hegel hat mindestens das Verdienst, in seiner sogenannten objectiven Logik in der Bearbeitung aller allgemeinen und nothwendigen Begriffe der logischen Wissenschaft einen solchen reichern Inhalt oder ein höheres und berechtigteres Ziel ihres Erkennens gezeigt zu haben. Die sogenannte formale oder gemeine Logik ist überall nichts als der einleitende Vorhof zu diesem weitern wahrhaften wissenschaftlichen Inhalt oder Erkenntnißgebiet, worauf sich die Logik ihrer Natur nach bezieht.

Unter den neuern Bearbeitungen der formalen Logik wird die vorliegende durch ihre eingehende Gründlichkeit und selbständige systematische Durchführung immer eine ausgezeichnete Stelle einnehmen, wenn wir auch bedauern, uns in unserer Ansicht über den Werth und das Princip solcher Bearbeitung überhaupt von dem Verfasser trennen zu müssen.

Konrad Hermann.

Neue Romane.

1. Zwei Kreuzherren. Roman von Lucian Herbert. Vier Bände. Breslau, Schottländer. 1881. 8. 14 M.

Der Roman beginnt mit einer weitläufigen Erzählung der Abenteuer des Falschmünzers Franz Reicher, der sich unter dem Namen eines Chevalier de Brionne in die vornehme Gesellschaft einschleicht. Nachdem er viele Schwindeleien ungeahndet verübt, wird er von seinem Jugendfreunde Fricker, dem Sohne eines Scharfrichters, erkannt. Um sich des Schweigens des unbequemen Zeugen seiner Vergangenheit zu versichern, nimmt er ihn als Kammerdiener zu sich, und Fricker leistet seinem Herrn so gute Dienste, daß dieser ihm vollkommen vertraut. Der Falschmünzer hat einer ehemaligen Kellnerin die Ehe versprochen; er ist ihrer überdrüssig, getraut sich aber nicht mit ihr zu brechen, weil er die Rache ihres Vaters fürchtet, der als geschickter Kupferstecher sich an der Banknotenfälschung mit betheiligte. Er befiehlt nun Fricker, sich als Priester zu maskiren und durch eine Scheintrauung seine Braut und ihre Angehörigen fürs erste zu beruhigen. Fricker erklärt sich zu dem Bubenstück bereit, verräth jedoch den Plan an den Kreuzherrn Karl Postel (später als Schriftsteller unter dem Namen Charles Sealsfield berühmt geworden); dieser nimmt nun an Stelle Fricker's die Trauung vor, wodurch die Ehe gesetzliche Gültigkeit erlangt. Der überlistete Franz Reicher setzt seine anderweitigen Betrügereien fort, bis er endlich durch den aus englischen Romanen zur Genüge bekannten, unermüdlich schlauen, in allen möglichen Verkleidungen dem Opfer nachspürenden Polizeicommissar zur Haft gebracht und mit seinen Mitschuldigen gehängt wird.

Zur selben Zeit legen zwei Kreuzherren, denen es zu schwer fällt, das Gelübde der Keuschheit noch länger zu erfüllen, das geistliche Gewand ab. Der Kreuzherr Postel und eine junge Sängerin, der Kreuzherr Aichard und eine von ihrem Gatten vernachlässigte schöne Gräfin entfliehen nach Amerika, von wo die beiden Männer später einsam und allein ins Vaterland zurückkehren, im Romane aber nur noch untergeordnete Rollen spielen.

Mit diesem Theil der Erzählung hängt die Fortsetzung nur äußerst lose zusammen. Eine Abenteurerin Cosima, ein Werkzeug des italienischen politischen Agenten Cattaneo, lockt in Wien den Pater Amand Xavery in ihre Netze, um durch ihn zu erfahren, was in den österreichischen Regierungskreisen vorgeht. Sobald Cattaneo bemerkt, daß Cosima die glühende Liebe Amand's erwidert, zwingt er sie, diesen ohne Abschied zu verlassen, und reist mit ihr nach Italien, um sie dem König als Maitresse zuzuführen. Dies mislingt, und Cattaneo gedenkt nun, Cosima mit Hülfe eines seiner geschicktesten Spießgesellen an den greisen, unermeßlich reichen Marquis von Torrieri, genannt die Mumie, als Gattin zu verkuppeln. Neben den Kapiteln, welche die zu diesem Zwecke eingefädelten, keineswegs geistreichen Intriguen vorführen, laufen andere her, deren ebenso unwahrscheinliche Vorgänge an die Leichtgläubigkeit des Publikums Zumuthungen stellen, die fast beleidigen könnten, wäre die kühne Sorglosigkeit des Erzählers weniger naiv.

Ein Prinz, von dem alle Welt glaubt, er sei als Jüngling auf einem Schlachtfelde Italiens gefallen, kommt als ein demokratisch gesinnter Krösus lebendig aus Amerika zurück, erkennt in Pater Amand seinen Sohn und begründet das Lebensglück seiner jungen Verwandten, der Comtesse Almerie von Glattau, indem er sie mit dem ehemaligen Kreuzherrn Arthur Weidner verlobt. Ein anderer ehemaliger Kreuzherr, Namens Gracian Wellner, heirathet die Bankierstochter Esther Weinblüh.

Es würde den gegebenen Raum weit überschreiten, wollten wir die vielen Episoden der sprunghaften und planlosen Handlung erwähnen. Die Begründung der Ereignisse aus den Charakteren der auftretenden Personen bleibt der Verfasser häufig fast gänzlich schuldig. Der zerrissene und dabei doch langathmige Vortrag gewinnt nirgends poetische Form, verirrt sich vielmehr nicht selten ins Triviale. Einige groteske Zeichnungen von Nebenpersonen, wie jene der Mitglieder eines Spielclubs, der jüdischen Familien Weinblüh und Ausbach, des Souffleurs Krause, bekunden wol einiges Beobachtungs- und Darstellungstalent, können jedoch für den im übrigen sehr auffälligen Mangel an Selbstkritik nicht entschädigen. Im großen und ganzen wird der Roman den Lesern von etwas feinerm Geschmack nicht besonders zusagen.

2. Altdeutsch. Historischer Roman von Konrad von Bolanden. Drei Bände. Mainz, Kirchheim. 1881. 8. 7 M. 50 Pf.

Während der Verfasser in der Handlung des Romans ein durchaus nicht anziehendes Bild der socialen Zustände des Deutschen Reichs zur Zeit des Regierungsantritts des Kaisers Rudolf von Habsburg entwirft, lobpreist er andererseits dasselbe finstere Mittelalter als die entschwundene gute alte Zeit, als ein verlorenes Paradies. Begeistert für die hohe Culturaufgabe der katholischen Kirche, mit Liebe an der Romantik des Ritterthums und an altdeutscher Sitte hängend, verachtet er den heutigen Zeitgeist und den modernen Liberalismus. So ernst es ihm mit seiner Gesinnung sein mag: in dieser starren Einseitigkeit macht sie seinen Blick befangen und unfrei; diese tendenziöse Voreingenommenheit ist um so mehr zu beklagen, als der Erzähler außerdem manchen Anforderungen, die man an einen historischen Roman in Bezug auf Treue der Localfarbe und genaue Kenntniß des historischen Detail stellen muß, völlig gerecht werden könnte. Allein anstatt hinter dem gewählten Stoffe zu verschwinden, anstatt denselben objectiv-poetisch darzustellen und durch ihn selbst aussprechen zu lassen, was etwa der Dichter auf dem Herzen hat, nimmt sich dieser die Freiheit, mitten aus dem epischen Vortrag heraus seinem subjectiven Groll gegen die antipäpstlichen Hohenstaufen sowie gegen die freiheitlichen Errungenschaften der Gegenwart in bittern Ausfällen Luft zu machen, und er läßt sich besonders keine Gelegenheit entgehen, zu zornigen Lufthieben gegen das ihm verhaßte Preußenthum auszuholen.

Die Figur des ehrlosen Grafen Bertolf von Starkenburg, der, im Innern ein heidnisch gesinnter Preuße, als kaiserlicher Vogt des Klosters Lorsch die tugendsamen Mönche mishandelt, den Landfrieden bricht, die wormser Kaufleute straßenräuberisch überfällt, erscheint absichtlich zu dem Zwecke erfunden, an diesem Exemplar in effigie ein furchtbares Gericht über die undeutsche preußische Rasse zu halten. An einer Stelle des Romans heißt es: „Ebenso hing am Preußen der Vorwurf undeutscher Abstammung, da bekanntlich die Preußen keine Deutschen, sondern Letten oder Slawen sind."

Diesem, das böse Princip im Roman verkörpernden Preußen stehen als Lichtgestalten der junge fromm-tapfere Held Sighard von Greifenstein und der den schlimmen Vogt bestrafende Kaiser Rudolf gegenüber. Die spärliche, wenig fesselnde Handlung bewegt sich nur mühsam vorwärts durch die weitläufigen Vorträge über Klosterleben, Zunftwesen, Pflichten des Ritterthums und durch die breiten Schilderungen von Kirchen- und Volksfesten, Wallfahrten, Gerichtsverhandlungen, Gefechten und Zweikämpfen.

Den Standpunkt des Verfassers kennzeichnen nachfolgende Stellen. Er legt Rudolf von Habsburg die Worte in den Mund:

O unsere heilige Mutter, die segenspendende Kirche! Thoren sind meine Vorgänger am Reiche gewesen, welche den Kaiser auf die Kanzel stellten, in den Beichtstuhl setzten, eigenmächtig im Heiligthum ihn walten ließen und so das Heilswerk der Kirche vergifteten. Gibt es denn eine wirkungsvollere Unterstützung für den richtigen Gang der Staatsordnung als die segensvolle, einflußreiche Thätigkeit der Kirche?

An einer andern Stelle heißt es:

Versuchte er (der Kaiser) eine Beeinträchtigung und Schmälerung der Standesrechte zu Gunsten kaiserlicher Macht, so appellirten die Unterdrückten an den Statthalter Christi auf Erden, den Papst, dessen Oberhirtenamte auch die Kaiser unterworfen waren. Und der Papst entschied nach jenen unveränderlichen Ideen christlicher Anschauung, welche dem Reichskörper Leben, Bestand und Kraft verliehen. Daher war im Mittelalter ein moderner Absolutismus unmöglich.

Derartige Auslassungen bedürfen keines weitern Commentars!

3. Kaiserin Elisabeth. Roman von Gregor Samarow. Sechs Bände. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 24 M.

Das lesende Publikum — stets geneigt, sich auf mühelose und unterhaltende Art, nämlich durch Romanlektüre über wichtige Staatsactionen und welthistorische Ereignisse zu unterrichten — folgt mit Vorliebe einem Erzähler, der es, die Fackel der Dichtung vortragend, auf die von der wissenschaftlichen Geschichtsforschung noch nicht aufgehellten labyrinthischen Pfade der geheimen Politik führt und die herrschenden und hervorragenden Persönlichkeiten in deren innersten Gedanken und verborgensten Leidenschaften belauschen läßt. Vereinigt ein solcher Führer mit genauer Kenntniß der Umgangsformen der höhern Gesellschaft eine hinlängliche Erfindungsgabe, um die trockene Politik mit eingeflochtenen pikanten Liebesgeschichten zu würzen, und verfügt er über eine gefällige Causerie und stellenweise sogar über einen blendenden Stil, so wird er bei der großen Majorität der Leser einen sensationellen Erfolg erzielen. Diesen hat Gregor Samarow mit vielen umfangreichen Romanen errungen, und der vorliegende, welcher in möglichst anständiger, aber doch hinlänglich deutlicher Weise von den skandalösen sinnlichen Ausschweifungen einer russischen Kaiserin und den Herzensverirrungen der Damen ihres Hofs berichtet, wird seiner Beliebtheit als Schriftsteller keinen Eintrag thun.

Eine kleine Minorität der Leser und mit ihr die langweilige ernste Kritik wird dessenungeachtet immer wieder die Frage stellen müssen: ob diese einem sogenannten Bildungsbedürfniß der Menge entgegenkommende Romangattung nicht die treibenden Motive der leitenden historischen Charaktere einer Nation allzu willkürlich ergänzt, umdeutet und verschiebt und so die Geschichte entstellt, ohne die Poesie zu fördern?

Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß die Dichtkunst das Recht hat, jede noch so hochstehende historische Persönlichkeit zur Erreichung ihrer ästhetischen Zwecke zu benutzen, ohne viel nach der prosaischen geschichtlichen Wirklichkeit fragen zu müssen. Wer wollte einer Schiller'schen Maria Stuart, so unähnlich sie der historischen ist, die Daseinsberechtigung absprechen? Das Bild ist eben in diesem Falle werthvoller als sein Gegenstand. Im vorliegenden Roman verhält es sich umgekehrt; denn die meisten seiner historischen Gestalten, obwol sie nicht selten mit photographischer Treue die Züge des Originals wiedergeben, haben keine poetische Mission zu erfüllen, sondern sich nur als Marionetten an einer Menge mehr oder minder unwahrscheinlicher Intriguen zu betheiligen, um dem Leser ein paar müßige Stunden in oberflächlicher Unterhaltung zu vertreiben. Die anekdotenhafte Behandlung der Geschichte gemahnt denn auch vielfach an die Manier der weiland berühmten Luise Mühlbach, welche sich freilich, was die geschickte Verwendung des historischen Costüms und die feine Detailmalerei betrifft, nicht mit Gregor Samarow messen kann.

Der Roman „Kaiserin Elisabeth" macht von der Dialogform zu ausgedehnten Gebrauch; die Personen drücken sich zwar immer gewandt und glatt aus, sie reden wie ein Buch, aber sie plaudern sehr oft in ihrem conventionellen Wortschwall mehr, als sie verantworten können, und ihre Handlungen widersprechen der vorausgegangenen Beschreibung ihres Charakters. Einige interessante Typen, so der Mönch Philaret, Oberst Warägin, Unteroffizier Wyatscheslaw Poloskow, sind dem Verfasser in hohem Grade gelungen und heben sich um so wirkungsvoller von der jämmerlichen Hofgesellschaft ab.

Viel freier von den oben angeführten Mängeln, die hauptsächlich den historischen Figuren des Romans anhaften, blieben die erdichteten oder doch der historischen Ueberlieferung fernerstehenden. So zeigt sich vor allem der preußische Edelmann Herr von Reventlow, der eigentliche Held des Romans, der Sympathie des Lesers nicht unwürdig. Nach Petersburg gekommen, um dort Carrière zu machen, wird Herr von Reventlow in den Strudel des sittenlosen Hoflebens gezogen, geht aber, geschützt durch seine treue Liebe zu der schönen Gastwirthstochter Anna Michaelowna Yevreinoff, aus allen Anfechtungen unbefleckt hervor. Leider ist dieses Liebespaar, das den poetischen Gehalt des sechsbändigen Romans in erster Reihe vertreten soll, so sehr der ohnmächtige Spielball der von allen Seiten sich kreuzenden und stoßenden Intriguen, daß es auch hier zu keiner psychologischen Vertiefung der Charakteristik kommen kann.

Friedrich Karl Schubert.

Eine neue lyrische Anthologie.

Anthologien sind, vom höchsten literarischen Gesichtspunkte aus betrachtet, vom Uebel. Denn der geringe Vortheil, daß die Dichter durch dieselben in weitern Kreisen bekannt gemacht werden, wird vollkommen aufgewogen durch den Nachtheil, daß das große Publikum sich nun einbildet, die betreffenden Dichter zu kennen, und deshalb von der Lektüre ihrer Werke selbst absieht. Da indeß die Lyrik heutzutage beim deutschen Publikum nicht

sonderlich beliebt ist, und da es immer noch besser ist, daß die Lyriker auszugsweise, als daß sie gar nicht gelesen werden, so muß man die Anthologien passiren lassen, und wir haben deren in Deutschland eine große Zahl. Dieselbe ist in jüngster Zeit vermehrt worden durch das nachfolgende Buch:

Deutsche Lyrik der Gegenwart seit 1850. Eine Anthologie mit biographischen und bibliographischen Notizen. Aus den Quellen von F. Avenarius. Dresden, Ehlermann. 1882. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Ferdinand Avenarius ist, soviel wir wissen, noch ein sehr junger Mann, der sich erst vor kurzem durch einen Band eigener Gedichte die lyrischen Sporen verdient hat, und es konnte wohl einigem Zweifel unterliegen, ob gerade für einen so jugendlichen Autor Beruf und Bedürfniß vorlag, die gesammte deutsche Lyrik Revue passiren zu lassen und darüber zu Gericht zu sitzen. Dieser Zweifel wurde nicht gerade beseitigt durch die selbstgefällige Art und Weise, mit der das Buch schon vor seinem Erscheinen in allen möglichen Zeitschriften angekündigt wurde. Es war da zu lesen, daß hier „keine Anthologie aus Anthologien" geboten werde, daß „weder Cliquenruhm noch Tagesmode Einfluß auf die Auswahl gehabt" u. s. w. Es scheint in Deutschland nicht mehr möglich zu sein, ein neues Buch anzupreisen, ohne die vermeintlichen Concurrenten zu verdächtigen. Glaubt etwa Avenarius, daß Rudolf von Gottschall oder Georg Scherer oder ein anderer anständiger Blumenlesler ihre Anthologie aus Anthologien zusammengestellt haben? Es ist nicht schön, derartige Insinuationen verblümt vorzubringen. Wer sie ausspricht, soll Namen nennen. Sonst muß er wissen, daß er alle beleidigt und es mit allen verdirbt. Und dasselbe gilt von dem angeblichen Cliquenruhm. Gewiß spielt in deutschen Zeitschriften das Cliquenwesen eine Rolle, doch hat es keine Macht über den Tag hinaus, und der Schreiber dürfte in Verlegenheit kommen, wenn wir ihn auffordern wollten, unter den gegenwärtigen einigermaßen namhaften Lyrikern uns einen zu nennen, der seinen Ruhm lediglich der Clique verdankt.

Inzwischen ist nun seine auf so wenig sympathische Weise eingeführte Anthologie wirklich erschienen, mit einer ausführlichen Vorrede versehen. In dieser kann es zunächst wiederum nicht angenehm berühren, wenn der Herausgeber von dem „leisen Grauen der Erinnerung, an 500 Gedichtbücher durchsucht zu haben", spricht. Wir dachten, ein solches Buch wäre ein Werk der Liebe zur Poesie, welches infolge langjähriger Lektüre allmählich und von selbst entstände. Wer sich kaltbeschließend vornimmt, eine solche Anthologie zu machen, und zu diesem Zweck 500 Gedichtbücher durchliest, der fängt es schon nicht richtig an. Der übrige Inhalt der Vorrede ist entweder sehr selbstverständlich oder sehr angreifbar. Auf die erstere Partie brauchen wir nicht einzugehen. Sehr angreifbar ist aber beispielsweise, was der Herausgeber über die „Plateniden" sagt. Zunächst, was soll in der Poesie der Gegenwart dieser Terminus? Der Ausdruck hatte Sinn zu Heine's Zeiten, als die Geister aufeinanderplatzten und Platen und sein Anhang im Verhältniß zu Heine selbst und zur Schwäbischen Schule eine aparte gegensätzliche Richtung vertraten. Dieser Gegensatz besteht längst nicht mehr; studirt wird Platen von jedem ernst strebenden neuern Dichter, und jeder könnte uns leid thun, der ihn nicht studirte. Aber Plateniden im eigentlichen und strengern Sinne — im ausschließenden Gegensatze zu andern Richtungen — gibt es heutzutage unter den namhaftern Dichtern gar nicht, und der Herausgeber hätte auch hier gut gethan, zu sagen, wen er eigentlich meint. Fernerhin dürfen wir Avenarius versichern, daß er über das Verhältniß von Stoff und Form bei den Plateniden, soweit der Ausdruck überhaupt je Sinn gehabt hat, durchaus im Irrthume ist. Er meint nämlich: der Platenide hat erst einen Gedanken (wie der König Bobèche im „Blaubart"), und dann sucht er nachträglich die Form dazu. Das thun — er mag es uns glauben — nur Pfuscher und Halbdichter; auch bei den Plateniden entspringt jeder Gedanke sofort mit der Conception in der Form des Sonetts oder der Ode oder des Epigramms u. s. w., und es mag die Form hinterher noch so viel gefeilt werden, jedenfalls ist sie der Idee nach sofort mit dem Gedanken geboren. Das ist bei den Plateniden genau so wie bei den vom Herausgeber angenommenen und gepriesenen Vertretern der sogenannten „Ursprünglichkeit".

Dieser böse Begriff der Ursprünglichkeit, mit dem so viel Misbrauch getrieben werden kann und schon getrieben worden ist! Streng genommen hat er einen faßbaren Sinn nur im Gegensatz zu erlogenen oder anempfundenen Gefühlen. Den Sinn aber verbinden seine Wortführer in der Regel damit nicht, sondern sie fassen den Begriff im Gegensatz zur Kunstpoesie, heben alles Volksthümliche auf den Schild und sehen ihr Ideal in dem eigentlichen Volksliede. Nun darf aber nicht verschwiegen werden, daß eine derartige Ursprünglichkeit, mit der das Volkslied fertig wie Minerva aus dem Haupte des Zeus in die Welt springt, unter den Dichtern der neuern Zeit im strengsten Sinne niemand mehr hat. All unsere Poesie ist längst wesentlich Kunstpoesie geworden; auch der volksthümlichste Sänger muß seine Gedanken einen künstlerischen Proceß durchmachen lassen, in welchem die absolute Ursprünglichkeit nicht ohne Einbuße bleiben kann; und wenn somit dieser Begriff in der neuern Poesie einigermaßen gegenstandslos geworden ist, so kann er höchstens verwandt werden, um das einfach Liedmäßige im Gegensatz zur complicirtern Kunstdichtung, die schlichte Gefühlsdichtung gegenüber der höhern Gedankendichtung zu bezeichnen. Das ist auch die Meinung von Avenarius, der somit in erster Linie die von Mörike und Theodor Storm eingeschlagene Richtung vertritt und danach den Dichtern ihren Rang anweist. Wir gehören zu den Verehrern dieser beiden Dichter, glauben es aber doch als eine große Einseitigkeit bezeichnen zu müssen, wenn die gesammte deutsche Lyrik auf deren Horizont visirt wird. Es gibt auch in der Lyrik verschiedene Façons,

selig zu werden, und erst die bunte Mannichfaltigkeit verschiedenartiger Töne eint sich zur Harmonie des deutschen Dichterwaldes.

Wenn der Verfasser aber sein Princip nur wenigstens consequent durchgeführt hätte! So ist gleich Mörike, der doch sein Abgott sein müßte, viel zu kurz gekommen im Vergleich mit Theodor Storm, Geibel und Heyse, denen der breiteste Raum gewährt ist. Und auch manche andere sind nur mit einem oder zwei Gedichten vertreten, während sie mit ihrem Dichten durchaus auf dem von Avenarius vertretenen Standpunkte stehen. So findet sich von dem trefflichen Baumbach nur Ein Lied. Oder findet der Herausgeber denselben wirklich nicht „ursprünglicher" als z. B. Avenarius, welcher gleichfalls mit einem Gedicht vertreten ist? Echt volksthümliche Sänger wie J. G. Fischer, Georg Scherer, Rittershaus, Sturm, Roquette treten weit hinter andere zurück, und diese andern sind merkwürdigerweise zum Theil solche, welche uns persönlich zwar höchst lieb und werth sind, aber gerade auf dasjenige, was Avenarius Ursprünglichkeit nennt, in welchem Sinne man das Wort auch nehmen möge, keinen Anspruch erheben können. Da nach der Zahl der aufgenommenen Gedichte die Bedeutung der Dichter ermessen werden soll, so wäre z. B. David Friedrich Strauß (mit zehn Gedichten) ein größerer Lyriker als etwa Julius Wolff, von dem sich nur vier finden. Und so wird der Leser dieser Anthologie des Räthselhaften noch manches entdecken, und die Art und Weise, wie ihr Herausgeber die deutschen Lyriker in Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine eintheilt und durch die Zahl der von jedem mitgetheilten Stücke kennzeichnet, wird vielfach berechtigtes Kopfschütteln und Widerspruch erregen. Jedenfalls hätte es nichts geschadet, wenn Avenarius mit der Herausgabe seiner Anthologie noch einige Jahre gewartet hätte; er würde dann vielleicht manches anders angesehen haben und vor Ueberschätzung wie Unterschätzung in gleicher Weise bewahrt geblieben sein. Erwin Mansbach.

Zur griechischen Cultur- und Kunstgeschichte.

1. Culturbilder aus Griechenland von J. Pervanoglu. Mit einem Vorwort von A. R. von Rangabé. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 4 M.

Ein Buch, das von dem griechischen Gesandten in Berlin, dem verdienstvollen Nationaldichter Rangabé eingeleitet ist, besitzt einen vollgültigen Empfehlungsbrief für seine Aufnahme in den von ihm aufgesuchten Kreisen; aber auch der Verfasser des Buchs selbst, der vormalige Custos an der Universität zu Athen, Pervanoglu, genießt des besten Rufs als gediegener Gelehrter und als Kenner von Land und Leuten seiner Heimat. Mag auch der Patriotismus hier und da beiden Männern einen kleinen Spuk spielen oder gewagte Behauptungen entlocken (wie z. B. im Vorwort die utopistische Kundgebung, daß des unermüdeten Schliemann Forschungen und Ausbeutungen in Troja und Mykenä die Individualität des Fürsten der Dichtkunst außer Zweifel setzen), so darf man dies doch nur als die beinahe nothwendige Folge, als den natürlichen Rückschlag der Verleumdungen und Entstellungen ansehen, womit Griechenland und Griechenthum auch in den letzten Jahren wieder heimgesucht worden sind von Leuten, welche sich nicht die Mühe einer sorgfältigen Prüfung nahmen. Es ist gar so bequem und wohlfeil, sich um ein Volk nicht zu kümmern, weil es diese „Rücksicht nicht verdiene". Daß die Verfasser einen ganz andern Standpunkt einnehmen als weiland Fallmerayer mit seiner Annahme von der förmlichen Ausrottung des Griechenstammes und der völligen Zusammenhangslosigkeit des heutigen Griechenvolks mit dem alten, versteht sich von selbst, obschon es doch nicht so ganz ausgemacht ist wie die Herren Verfasser meinen, daß jene „Utopien" durch den Freiheitskrieg der Griechen als beseitigt anzusehen seien. Es gibt noch heutzutage namhafte deutsche Gelehrte, welche an das unverfälschte Blut der heutigen Griechen nicht glauben wollen.

Wir werden in den neun Kapiteln des Buchs belehrt über „Land", „Leute", „Sitten und Gebräuche", „Hochzeiten und Leichenfeiern", „Volksbelustigungen", „Athen", „Literatur und Sprache", „Handel, Industrie und Schiffahrt", „Politik" — ein bunter Inhalt, ohne strenge systematische Gliederung, ein farbiges Bild, ohne künstlerische Einheit zwar, aber nicht ohne ansprechende Partien, vielleicht mit etwas zu leuchtendem Hintergrund und zu wenig Schatten. Die Darstellung ist — wenn man berücksichtigt, daß entweder eine Uebersetzung oder von seiten der Verfasser, die beide des Deutschen kundig sind, immerhin eine Kundgebung in einer fremden Sprache vorliegt*) — nicht ungelenk, nur entstellt durch die vielen fehlerhaft gedruckten Eigennamen. Wiederholungen kommen gelegentlich auch vor. Wir begnügen uns, einige Punkte hervorzuheben, welche im übrigen Europa bislang nur den eigentlichen Forschern oder den verhältnißmäßig sehr wenigen Reisenden und Beobachtern von Land und Leuten jenseit des Hämus bekannt zu sein scheinen. In Griechenland gibt es fast keine Dialekte; der erste beste Bootsmann, der erste beste Packträger spricht dieselbe Sprache, deren sich das zarteste Mädchen im elegantesten Salon der Hauptstadt bedient. Was übrigens Sprache betrifft, so kehrt natürlich auch hier das alte Steckenpferd von der „abscheulichen Aussprache" des Altgriechischen in den Schulen des übrigen Europa, jener „ganz barbarisch klingenden" Verketzerung des natürlichen Wohllauts, mit einem

*) Die Widmung: „Dem wiedergeborenen Griechenland", scheint für die erstere Annahme zu sprechen.

kleinen Apparat von sehr fadenscheinigen Beweisen wieder; auch Phrasen fehlen nicht, so wenn es von der neugriechischen Sprache, „der schönsten und vollständigsten aller neuern Sprachen", heißt: „sie fließe rein und regelmäßig dahin gleich einem ruhig und klar zwischen blumenbesäeten Ufern sich schlängelnden Fluß". Viel interessanter wäre es sicherlich für die Mehrzahl der Leser gewesen, wenn der Verfasser auch nur mit einigen Zügen und Strichen angedeutet hätte, worin sich hauptsächlich das Neugriechisch von dem classischen Altgriechisch unterscheide; eine solche Skizze hätte unsers Erachtens ohne allen gelehrten Anstrich gegeben werden können, und manche des Altgriechischen Kundige möchten doch gern, ohne Zeit zu Specialstudien zu haben, eine Idee bekommen von den Verschiedenheiten des neuern Idioms, um so mehr, als gerade hierüber die allerverschiedensten Behauptungen cursiren. Referent hat sich z. B. sagen lassen, die gebildeten Griechen befleißigten sich in ihren Gesprächen und Briefen des reinsten Altgriechisch ohne irgend welche Concession an das moderne Idiom. Ist das wahr? Die Griechen, bis auf die untersten Schichten der Bevölkerung hinab, schätzen den Werth der Bildung und der Schulen; der schlichteste Landmann will, daß sein Sohn etwas Tüchtiges lerne. Es herrscht verhältnißmäßig keine Armuth in Griechenland. Die Production ist zehnfach reicher geworden, als sie es vor 50 Jahren war. Dem Räuberwesen, das von Zeit zu Zeit in Griechenland auftauchte (ist hier nicht eher das Präsens am Platze?), war (ist) eine Gabe des Nachbarstaates, der Türkei. Der Preuße Détroit (Mehemed Ali), der durch die Hand wilder Albanesenhorden ein so klägliches Ende fand, hat dem Unwesen den Gnadenstoß gegeben (?). Es ist ein großer Unterschied zwischen den Griechen des Küstenlandes und denen des Binnenlandes. Auch heutigen Tags noch ist eine Gastwirthschaft in den griechischen Provinzen eine unbekannte Institution, ist auch ganz überflüssig durch die Gastfreundschaft der Landbewohner. Das Gefühl der Verwandtenliebe ist in Griechenland im höchsten Grade entwickelt. Neben und abwechselnd mit den Nationalschauspielen werden auf den griechischen Bühnen auch italienische Opern und französische Singspiele gegeben, auch die Sommertheater sind jetzt im Flor. Seit dem Jahre 1860 bestehen neue Olympiaden, d. h. vierjährige Cyklen, an deren Beginn eine Kunst- und Gewerbeausstellung, literarische und poetische Wettkämpfe und verschiedene öffentliche Spiele abgehalten werden. In Griechenland herrscht, zur Zeit der Messen besonders, das größte Vertrauen in Bezug auf die Geschäfte und die Ehrlichkeit der Geschäftsabschlüsse: Quittungen und Wechsel sind unbekannte Documente. Die jetzige Hauptstadt Athen zählte, als Otto I. sie zu seiner Residenz machte und von Nauplia dorthin übersiedelte, 7000 Einwohner, hatte elende Straßen, keine Gasthäuser, keine öffentliche Anstalt, ja kein ordentliches comfortables Privathaus; jetzt (wenn auch in sanitärischer Beziehung nicht eben glücklich gelegen und nach einem verfehlten Plane gebaut) zählt es eine Reihe von Palästen und, was beinahe ausschließlich ein Ausfluß des Patriotismus auswärts wohnender, reich gewordener Griechen ist, eine Menge von wissenschaftlichen, pädagogischen, wohlthätigen Anstalten (Universität, Sternwarte, berühmtes Lehrerinneninstitut, großartiges Polytechnikum, Waisenhaus, Armenhaus, Akademie) und über 80000 Einwohner. Aus dem elenden Marktflecken von 1834 ist nunmehr die schönste Stadt des Orients (sic!) geworden. Eine der löblichsten Erscheinungen und das beste Zeugniß für die geistige Entwickelung des Volks sind die vielen Vereine, deren Zweck die Verbreitung der griechischen Sprache und der nützlichsten Elementarkenntnisse in allen Klassen des Volks ist. Besonders in Athen ist der Boden für das Vereinsleben nach allen seinen Richtungen äußerst ergiebig. Die Entwickelung des Handels (durch Schiffahrt) hat seit der Befreiung des Landes riesenhafte Dimensionen angenommen. Griechenland zählt gegenwärtig bei einer Bevölkerung von $1^1/_2$ Millionen Seelen 30000 Seeleute. Dagegen liegt die Industrie noch in den Windeln — eine Folge der mangelnden Eisenbahnen (der Grund liegt vielleicht doch tiefer; regelmäßige körperliche Arbeit, wie Industrie und Handwerk sie erfordern, ist nie die starke Seite der alten Griechen gewesen, warum sollte es bei den Erben anders sein?). Was am Schlusse des Buchs ausgesprochen, gehofft, gewünscht, betont wird von der zukünftigen Stellung und Mission des griechischen Volks, wird jeder Gebildete gern unterschreiben.

2. Das Erechtheion und der Tempel der Athene Polias in Athen. Von James Fergusson. Herausgegeben von H. Schliemann. Mit 4 Tafeln und 2 Holzschnitten. Leipzig, Brockhaus. Gr. 4. 5 M.

Ein Jahr, bevor Schliemann des Engländers Fergusson Schrift über das Erechtheion und die sich daran knüpfenden (von den gelehrten Archäologen und Architekten so verschieden beantworteten) Fragen herausgab, war des unermüdlichen Forchhammer Abhandlung „Das Erechtheion. Festgruß und Glückwunsch dem kaiserlich deutschen archäologischen Institut in Rom zu dessen funfzigjährigem Jubiläum" erschienen, und zwar kam der kieler Gelehrte zu einem ganz andern architektonischen und mythologischen Resultat als der englische Architekt. Forchhammer nimmt als Visirpunkt den religiösen Charakter des Tempels; er findet in dem Bau eine Fülle geistiger Bezüge, welche die Construction bestimmten und bedingten. Er beschäftigt sich daher zuerst mit der Erklärung der Sagen von Herse, Pandrosos, Erechtheus u. s. w., nach seiner bekannten Manier, und schreitet erst dann zur Nachconstruction des Cultusgebäudes. Dort spielt das Wasser wieder eine große und größte Rolle, und es darf also auch die beim Erechtheion gefundene Cisterne nicht modern, sie muß antik sein, sie gehört zum Heiligthum als eines seiner nothwendigsten Bestandtheile, sie bewässert den heiligen Oelbaum der Göttin (der aber merkwürdigerweise, obzwar gar sehr

der Luft bedürftig, dennoch sein Haupt unter das Dach des Tempels beugen mußte, eines Tempels nämlich, der kein hypäthraler war); hier handelt es sich darum, die Räumlichkeiten des Erechtheion, des Pandroseion, des Tempels der Athene Polias, die Karyatidenhalle in ihrem gegenseitigen baulichen Verhältniß zu bestimmen, und dann jeder einzelnen ihre Bedeutung und ihren architektonischen Charakter zuzuweisen. Wo Forchhammer das Erechtheion hinstellt, da steht bei Fergusson eine Säulenhalle; wo jener dem Tempel der Polias seinen Platz anweist, da stellt dieser das Erechtheion hin; das Pandroseion Forchhammer's steht am Platze des Fergusson'schen Athene-Polias-Tempels, und der Vorhalle (πρόναος) dieses Tempels entspricht Forchhammer's Kekropion, sodaß die beiden Forscher nur in Betreff des Platzes der Karyatidenhalle übereinstimmen. Wer hat recht?

Der Engländer geht von dem Grundsatz aus, das Gebäude, dessen Plan uns beschäftigt, sei so voller Anomalien, wie man sie keinem modernen Architekten (selbst eines gothischen Baues) verzeihen würde; aber säumtliche Anomalien seien aufs beste motivirt. Die Lösung des Räthsels, welches das Erechtheion sammt Umgebung aufgibt (denn ein Räthsel war es bisher, daß es in Athen drei Tempel gab, welche auf einer Stelle zusammenstanden), glaubt der Engländer also darin gefunden zu haben, daß eine solche Construction nicht möglich sei, sondern daß der Tempel der Pandrosos (Pandroseion) sich von außen westlich an die Doppeltempel (des Erechtheus und der Athene) anschloß. Die Quellen, welchen Fergusson seine Beweise entnimmt, sind Pausanias (der Perieget) und eine im Britischen Museum vorhandene Inschrift, welche ein genaues Verzeichniß der zur Ergänzung des Gebäudes auszuführenden Erweiterungen und Ausbesserungen enthält. Hätte Pausanias sich seiner Aufgabe nicht so knapp und flüchtig entledigt, so würde nie eine Controverse entstanden sein. Mit Fergusson's Ansicht von dem westlichen Anschluß des Pandroseion an den Doppeltempel stimmt die von Michaelis überein; ebenso glauben die beiden übereinstimmend, daß der Oelbaum nicht innerhalb des Gebäudes, das wir heute sehen, sondern im Freien, in einem Hofraum westlich von demselben gestanden habe. Weiter aber geht die Uebereinstimmung nicht. Was die Disposition der Gebäude des Pandroseion betrifft, so meint der Engländer, es sei hier keine Aufklärung zu erwarten außer durch eine erschöpfende und planmäßige Ausgrabung des gesamuten Tempelfeldes, und selbst dann sei es mehr als zweifelhaft, ob sich irgendein Ergebniß herausstellen würde, groß genug, um für Mühe und Kosten zu entschädigen (wirklich?!), jedenfalls müsse es ein Hypäthraltempel gewesen sein. Wer hat recht? fragen wir nochmals. In rein baulichen Fragen, gestehen wir es, sind wir geneigt, vorzugsweise auf die Stimme der Architekten zu hören, besonders wenn diese, wie dies ja bei Engländern meist der Fall ist, die Originalstellen und -Quellen selbständig zu verstehen im Stande sind.

Im übrigen kommt es weder dem Referenten zu, noch ist es Aufgabe d. Bl., da entscheiden zu wollen, wo Autoritäten sich gegenüberstehen. Wir wollen nur noch beifügen, daß die Arbeit Fergusson's von einer Anzahl von Plänen und Durchschnitten begleitet ist, welche das Verständniß der Abhandlung wesentlich erleichtern; es ist das um so willkommener, als der Text oft an die technische Bildung der Leser nicht geringe Anforderungen stellt.

J. Mähly.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In Nr. 1369 der „Saturday Review" wird der fünfte Band von „Aus Metternich's nachgelassenen Papieren" besprochen und als lesbarer denn irgendeiner der vorhergehenden Bände bezeichnet. Es liege dies theils an der Anmuth und dem echt menschlichen Interesse des begleitenden Tagebuchs der Fürstin Metternich, theils an dem lebhaften Bilde — welches um so schlagender sei, als es mit eigener Hand ausgeführt ist — von der Furcht und dem Aerger, womit die Julirevolution und der Regierungsantritt eines liberalen Ministeriums in England die Despoten Europas erfüllten. Metternich selbst erscheint, wie in den frühern Bänden, rechtlich gesinnt, von hohen Grundsätzen, aber starrsinnig, kurzsichtig und gänzlich unfähig in allem, was außerhalb der Diplomatie in ihrem engsten Sinne liegt.

Die berühmte Sammlung „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde", herausgegeben von Hermann Grimm, steht nach der Ansicht der „Saturday Review" entschieden Bettina's ebenso idealen Briefen an ihren Bruder Clemens nach, die wahrscheinlich mit viel weniger Anstrengung geschrieben waren.

Ueber „Athenaïs. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin" von Ferdinand Gregorovius sagt das Blatt: „Den Namen Athenaïs, der Gegenstand der letzten Monographie des stets unterhaltenden Gregorovius, wird man vielleicht vergebens im Verzeichniß der byzantinischen Kaiserinnen suchen. Es ist in der That die ursprüngliche Benennung der Kaiserin Eudokia, Gemahlin Theodosius' II., lange der dankbare Schützling, zuletzt die unglückliche Mitbewerberin seiner Schwester Pulcheria, und Gregorovius' Wahl eines Titels, der zunächst etwas irreführt, ist insofern gerechtfertigt, als das heidnische Mädchen, die Tochter des Philosophen Leontius, eine weit anziehendere Persönlichkeit für die Phantasie ist als die abergläubische und verschwenderische christliche Kaiserin, deren Hingebung an Reliquien und Schenkungen an Heiligthümer ihr, ungeachtet ihrer Verirrung in Ketzerei und ihrer Undankbarkeit gegen ihre Wohlthäterin, einen ehrenvollen Platz in der byzantinischen Geschichte erworben hat. Nichtsdestoweniger war Eudokia in vielen Hinsichten eine interessante Person, und ihr Zeitalter, das Attila's nämlich, wenngleich eins der Auflösung und Entartung, hat dennoch etwas von der traurigen und zögernden Schönheit des Sonnenuntergangs nach einem glänzenden Tag. Was immer malerisch ist in der Kaiserin oder den Personen, mit denen sie in Berührung gebracht wurde, hat Gregorovius sorgfältig gesammelt und gewandt dargestellt, und ein Anhang über ihre Schriften besitzt bedeutendes Interesse. . . . Seiner deutschen Uebertragung der Bruchstücke der Sage vom Zauberer Cyprian fehlt es nicht an poetischem Verdienst."

Weiter sagt die „Saturday Review“:

„„Das religiöse Bewußtsein der Menschheit im Stufengang seiner Entwickelung» von Eduard von Hartmann wird kaum dieselbe Aufmerksamkeit auf sich ziehen, wie die meisten seiner frühern Werke. Es bedurfte keines dicken Bandes, um uns damit bekannt zu machen, daß der Lauf der Religion von seinen ersten Anfängen an der Gang fortlaufender Entwickelung gewesen ist. Der größte Theil des Werks besteht aus einer geschichtlichen Zusammenfassung, die zwar sehr gut ausgeführt ist, aber nichts Neues bietet; auch der Schluß, abgesehen von einem leisen Anstrich von dem Pessimismus des Verfassers, ist derart, wie Denker, die von philosophischen Prämissen ausgehen, ziemlich allgemein ihn gelten lassen dürften. Die tiefe Färbung des Pessimismus Hartmann's scheint sich übrigens zu verlieren. Er neigt augenscheinlich immer mehr der Meinung des Freundes zu, der Schopenhauer daran mahnte, daß grau schwarz genug sei, um den Teufel zu malen.“

Ueber dasselbe Werk sagt dieselbe Wochenschrift unter anderm: „Der Leser kann sich eine Vorstellung von den Prätensionen des Buchs bilden, wenn er erfährt, daß es vorgeblich hinlängliche Analysen aller mythologischen Systeme enthält. Viele Fragen, die noch sub judice sind, werden von Hartmann kurz abgeurtheilt. Ist es nicht die Function eines Philosophen, besonders eines deutschen, diese a priori zu entscheiden? Er kann auch die Ehre beanspruchen, die vielen Namen, die dem Nationalgott der Hebräer gegeben werden, um noch einen vermehrt zu haben: «Jaho» ist sicherlich seine eigene Erfindung. Es ist jedoch nur billig, hinzuzufügen, daß er in seiner Behandlung der biblischen Religion (oder Religionen?) der Leitung der spätesten Forscher gefolgt ist, soweit sie populär geworden sind, und daß seine Ansichten beträchtlichen gesunden Menschenverstand an den Tag legen, obgleich sie keine sehr gründliche Untersuchung der Quellen zeigen. Das Beispiel Hegel's hätte den Verfasser warnen können, wie gefährlich es ist, geschichtliche Bewegungen in irgendwelche a priori Muster hineinzudrängen. Wir können von diesem Buche, welches ein Denkmal falsch angebrachten Scharfsinns ist, mit der Frage scheiden: warum so viele Schriftsteller, welche die Entwickelung zu ihrem leitenden Grundsatze machen, in der Regel annehmen, es werde die Entwickelung mit ihren eigenen Speculationen zu Ende gehen?“

„Leopold Schmidt's «Die Ethik der alten Griechen» ist sichtlich das Werk eines fähigen Schriftstellers; allein die außerordentliche Genauigkeit, mit welcher er durchweg seinen Gegenstand behandelt, wird die Theilnahme vieler Leser entfremden, die gern seine Ergebnisse hinnehmen würden, ohne seinen Forschungen zu folgen.“

„In einer Hinsicht ist die Wahl des Schauplatzes in Georg Ebers' «Die Frau Bürgemeisterin» wohlüberlegt; denn Ebers' Talent hat viel Aehnlichkeit mit dem der holländischen Maler und seine Beherrschung des Detail ist nicht minder augenfällig hier als in seinen Schilderungen antiken Lebens. Eine gewisse Schwerfälligkeit der Behandlung jedoch und der Mangel an Lebenswahrheit in seinen Charakterauffassungen treten hier, wo jener Nebel des Fremdartigen fehlt, welcher das Werk archäologischer Romandichter vor zu genauer Prüfung schützt, deutlicher hervor.“ Ganz ähnlich lautet das Urtheil der „Academy“ vom 4. Februar über diese neueste Schöpfung des Dichters.

Das „Athenaeum“ vom 14. Januar sagt über das Werk, es werde die jüngste Schöpfung von G. Ebers alle seine Leser fühlen lassen, was seit einiger Zeit einleuchtend war, daß er nämlich zu viel schreibe. „Seine Werke haben sich beständig verschlechtert, und es ist klar, daß seine Ader, die nie sehr reich war, nahezu erschöpft ist. Der vorliegende Roman ist unaussprechlich langweilig, und dies beweist um so mehr die Armuth der Erfindungsgabe und der poetischen Sympathie des Verfassers, da er ein Thema behandelt, welches geeignet ist, glühende Begeisterung hervorzurufen. Die Frau Bürgermeisterin ist eine seelenlose Puppe wie ihre ganze Umgebung; auch wird die Eintönigkeit nicht einmal durch gute Localwirkung gehoben. Es macht sich auch ein penny-a-liner-Stil darin bemerkbar, der bei einem Schriftsteller, der nicht blos besser zu schreiben verstehen sollte, sondern es wirklich versteht, nicht genug getadelt werden kann.“

Erreicht auch Gottfried Keller's „Das Sinngedicht“ nicht die Höhe seines „Die Leute von Seldwyla“, meint die „Saturday Review“, so ist doch die auffallende Ursprünglichkeit des Verfassers tief ausgeprägt.

F. Spielhagen's letzter Roman „Angela“, sagt dasselbe Blatt, ist durchaus nicht einer seiner besten, wenn auch dessen Hauptmängel derart sind, daß sie viele Leser anziehen werden. Der Verfasser bemüht sich dadurch Effect hervorzubringen, daß er Sensationseffecte mit unsittlichen Motiven nach bewährten französischen Recepten vermischt; gleichwol läßt er sich nicht zum kaltblütigen Realismus der Zola'schen Schule herab. Ein Künstler, der eine herzlose Kokette aus Groll heirathet, begegnet seiner frühern noch unverheiratheten Geliebten in der Schweiz. Das Resultat läßt sich denken, und die Handlung schließt mit einer sentimentalen Katastrophe, die zu theatralisch ist, um den beabsichtigten Eindruck hervorzubringen. Ein entschädigender Vorzug ist die Wärme und Lebhaftigkeit der Darstellung, die zuweilen sogar an Ueberschwenglichkeit grenzt.

„Milesische Märchen“ von Oskar Linke sind in der Dichtung so ziemlich, was Alma Tadema's kleinere Bilder in der Malerei sind — Stücke, in denen der Dichter und der Alterthumsforscher sich vereinigen, abgelöste Scenen aus dem classischen Leben in Miniatur zu schildern. Während wir indessen häufig versucht sind, zu wünschen, Alma Tadema möchte in größerm Maßstabe arbeiten, gelingt es Linke nur im kleinen. Keins seiner längern Märchen ist gelungen ... beide würden durch gründliche Umarbeitung, zu der sie sich leicht eignen, sehr gewinnen. Andererseits sind die kürzern Stücke, wenn auch unbedeutend als Erzählungen, sehr gelungen und von echtem Gefühl für antikes Leben beseelt. Die eingestreuten Dichtungen in classischen Versmaßen deuten auf ein sorgfältiges Studium Platen's und einige davon könnten fast für dessen eigene gelten.

Bibliographie.

Bähr, O., Das Tonsystem unserer Musik. Nebst einer Darstellung der griechischen Tonarten und der Kirchentonarten des Mittelalters. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Boettger, H., Die Ereignisse um Leipzig im Herbst 1642. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Bürger, H., Dramatische Werke. 4ter Thl.: Gold und Eisen. Schauspiel. Berlin, Lassar. 8. 4 M.

Busch, H., Die ursprünglichen Lieder vom Ende der Nibelungen. Ein Beitrag zur Nibelungenfrage. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Frensdorff, F., Karl Friedrich Eichhorn. Rede. Göttingen, Peppmüller. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Götting, C. F. J., Canossa. Berlin, Behr. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Klopstock's, F. G., Wingolf. Kritische Ausgabe, nebst Commentar von J. Pawel. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Moltke, L. M., Schutz- und Trutzlieder für die Siebenbürger Sachsen und das Deutschthum in Oesterreich. Gedichtet in der Zeit von 1842 bis 1882. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 16. 50 Pf.

Poestion, J. C., Aus Hellas, Rom und Thule. Cultur- und Literaturbilder. Leipzig, Friedrich. 8. 4 M.

Raabe, W., Fabian und Sebastian. Eine Erzählung. Braunschweig, Westermann. 8. 5 M.

Thies, G., Otto von Pack. Drama. Kassel, Fischer. 8. 2 M.

Traumüller, F., und Krieger, R., Grundriss der Botanik für höhere Lehranstalten insbesondere für Gymnasien. Mit 92 Abbildungen in Holzschnitt. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Wisbyfahrt.

Reisebriefe von den deutschen, dänischen und schwedischen Ostseegestaden

von

Karl Braun-Wiesbaden.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Dr. Karl Braun schildert hier seine Eindrücke und Erlebnisse während einer durch den Hansischen Geschichtsverein veranstalteten Dampferfahrt von Lübeck bis Wisby auf der Insel Gotland, das in der Geschichte der deutschen Hansa eine so hervorragende Rolle gespielt. Die lebendige Schilderung von Land und Leuten, verbunden mit geistreichen humoristischen Exeursen in das Gebiet der Politik, Volkswirthschaft und Culturgeschichte, gewährt eine sehr anregende und unterhaltende Lektüre.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Erechtheion

und der

Tempel der Athene Polias in Athen.

Von

James Fergusson.

Herausgegeben von

Dr. Heinrich Schliemann.

Mit 4 Tafeln. 4. Geh. 5 Mark.

Ein neuer interessanter Versuch, die architektonischen Probleme, die sich an die Trümmer des Erechtheion knüpfen, auf einfache und natürliche Weise zu lösen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bergmännisches Wörterbuch.

Verzeichniß und Erklärung der bei Bergbau, Salinenbetrieb und Aufbereitung vorkommenden technischen Ausdrücke.

Nach dem neuesten Stande der Wissenschaft, Technik und Gesetzgebung

bearbeitet und herausgegeben von

Julius Dannenberg,

Bergwerksdirector zu Hänichen im Königreich Sachsen,

und

Dr. Werner Adolf Frantz,

vormaligem General-Secretär im Montanbezirk Oberschlesien.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Veranlaßt durch die Wahrnehmung, daß die vorhandenen Wörterbücher der Berg- und Hüttenmannssprache, weil sie theils veraltet, theils unvollständig sind, dem gegenwärtigen Bedürfniß nicht mehr genügen, bieten die beiden Verfasser, zwei langjährige erfahrene Praktiker, das vorliegende Bergmännische Wörterbuch. Kuxinhaber und Actionäre von Bergbaugesellschaften, Verwaltungsbeamte, Juristen, Schöffen und Geschworene erhalten damit ein Hand- und Nachschlagebuch von bisher unerreichter Vollständigkeit und Zuverlässigkeit der gegebenen Erklärungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Hypatia,

oder Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von

Charles Kingsley.

Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa.

Mit einem Vorwort von Christian Karl Josias Bunsen.

Dritte Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 9 M. Geb. 11 M.

Kingsley's berühmter Roman „Hypatia", ein meisterhaftes Lebens- und Sittengemälde aus dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wurde durch Bunsen, der ihn als ein Kunstwerk von seltenem Werth empfiehlt, bei der deutschen Lesewelt eingeführt und erfreut sich auch hier so allgemeiner und dauernder Beliebtheit, daß bereits eine dritte Auflage nöthig geworden ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Willibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. **A. Vollert.**

Neue Serie. Sechzehnter Band. 8. Geh. 5 Mark.

Inhalt des Bandes:

Die Molly-Magnires in Pennsylvanien. 1874—78. — Amerikanisches Gerichtswesen früherer Zeit. — Auch eine Künstlergesellschaft. (Michigan.) 1879. — Der Landwirth Johann Friedrich Nikolaus Voigtritter. (Thüringen. Mord.) 1878. — Der Stabio-Proceß. 1876—80. — Der Proceß „Hansen-Fischer". (Wien.) 1880.

Sämmtliche Criminalfälle, die in dem vorliegenden neuen Bande dieses beliebten Werks mit gewohnter Sachkunde dargestellt sind, bieten eigenthümlich fesselnde juristische wie psychologische Momente. Ganz besonderes Interesse gewährt der Magnetiseur-Proceß „Hansen-Fischer".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Tonsystem unserer Musik.

Nebst einer Darstellung der griechischen Tonarten und der Kirchentonarten des Mittelalters.

Von

Dr. Otto Bähr.

8. Geh. 6 M.

Eine gehaltreiche musiktheoretische Schrift von dem frühern Reichstagsabgeordneten und Reichsgerichtsrath Dr. Bähr. Der Verfasser gibt darin auf Grundlage der Lehren, welche Moritz Hauptmann in seinem berühmten Werke „Die Natur der Harmonik und Metrik" entwickelt hat, eine gemeinfassliche Darstellung unsers Tonsystems, um dasselbe dem Verständniss weiterer Kreise von Musikfreunden zugänglich zu machen. Von besonderm Interesse ist seine Vergleichung der Hauptmann'schen Lehren mit den von Helmholtz aufgestellten Theorien.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

KAUFMANNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 20. April 1882.

Inhalt: Neue Lyrik und Epik. Von Erwin Mansbach. — Ein neuer Jahrgang des „Historischen Taschenbuch". Von Hans Prutz. — Neue Romane. Von Reinhard Mosen. — Zur deutschen Literatur. Von Robert Borberger. — Vermischte Schriften. Von A. Reichenbach. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Lyrik und Epik.

1. Aus Morgenland und Abendland. Neue Gedichte und Sprüche von Friedrich Bodenstedt. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 5 M.
2. Stimmen des Lebens. Gedichte von Wilhelm Jensen. Dresden, Ehlermann. 1881. 8. 3 M.
3. Aennchen von Tharau. Ein Lied aus alter Zeit von Franz Hirsch. Leipzig, Reißner. 1882. 8. 2 M.

Das dichterische Charakterbild Friedrich Bodenstedt's ist ein längst feststehendes. Er ist der Weise von Tiflis; sinnvolle Lebensweisheit ist der Grundcharakter seiner Dichtung; seine ganz specielle Domäne ist die Gnome, und auch seine neueste zur Besprechung vorliegende Sammlung „Aus Morgenland und Abendland" (Nr. 1) fügt dem bisherigen Gesammtbilde im wesentlichen keine neuen Züge hinzu, wenngleich der Dichter sich diesmal nicht blos auf dem Boden des beschaulichen Orients bewegt, sondern nicht minder den fernen Westen, den neuen Continent in den Bereich seiner Dichtung gezogen hat.

Die Sammlung, der ein poetischer Prolog vorausgeht, zerfällt in sieben Bücher. Das erste bringt „Gedichte aus neuerer Zeit" und enthält viel Ansprechendes. So z. B. gleich das zweite Gedicht:

An eine Kerze.

O Kerze, die du dich selbst verbrennst,
Entzündet von mir, den du gar nicht kennst,
Du kannst nicht ahnen, wozu ich dich brauche,
Und dienst mir doch treu bis zum letzten Hauche!
Bist feurig im Dienst und doch geduldig,
Du gibst mir alles und bist mir nichts schuldig,
Das Dunkel wird mir erhellt durch dein Licht
Und im eigenen Glanz siehst du selbst dich nicht!
Hoch ragtest du auf und brennst nun munter,
Bis ganz dein Licht erlischt, herunter —
Doch bis der letzte Rest zerstoben,
Hältst du immer die Flamme gerichtet nach oben.

Die durchsichtige, dem Gedichte zu Grunde liegende Symbolik wird niemand verkennen. Entschieden das beste Gedicht dieser Abtheilung ist das „Lob der deutschen Sprache", und diesem Gedichte lassen sich noch mehrere andere anreihen. Dagegen kann z. B. das Gedicht „Kunst und Leben" seinen Charakter als vorübergehendes Gelegenheitsgedicht (als Einleitung zu dem bekannten Spemann'schen Almanach) nicht verleugnen; das Gedicht „Eine Heidefahrt" kann gleichfalls auf allgemeine dichterische Bedeutung keinen Anspruch erheben und ist höchstens von persönlichem Interesse für den Autor, und in dem Gedicht „Eine Rheinfahrt im Herbst" stört es, daß das Grundmotiv:

Ich hört' ein Lied dort eben singen:
Es war ein Jugendlied von mir —

bereits von Geibel ungleich poetischer und vollständig erschöpfend verwerthet worden ist. Wir führen aus dieser ersten Abtheilung noch an:

Verschiedene Ansichten.

Du schaust zum Himmel strahlenden Gesichts,
Fühlst dich durch seine Herrlichkeit erhoben,
Da hörst du sagen: Das ist alles nichts
Als bloßer Schein, aus Dunst und Licht gewoben,
Dies blaue Kleid des Himmels ist nicht echt,
Es hält nicht Farbe, täuscht dich durch die Ferne:
Du siehst's im Tagesglanz so wenig recht
Wie nachts im funkelnden Besatz der Sterne.
Und ob der Himmel wolkentrüb, ob rein,
Voll Glut im Sommer scheint und kalt im Winter:
Was er dir scheint, das bildest du dir ein,
Er selbst ist nichts, es steckt auch nichts dahinter.

So hörst du sprechen. Bist du klug, so sprich
Dagegen: Was bist du denn, der so redet?
Hältst du für dauernder und echter dich
Als jenen Himmel, den dein Wort befehdet?

Was wärst du ohne ihn, was wirst du sein,
Wenn deine Augen nicht sein Licht mehr trinken?
Es geht dir schon auf Erden nicht recht ein,
Wie erst, wenn du darunter mußt versinken!
Jetzt hältst du noch in eigner Scheinbildung,
In dürftiger Schulweisheit Selbstüberhebung,
Was dir nicht klar, für eitle Einbildung,
Siehst nur in dir die höchste Weltbelebung
Und lächelst, wenn nicht jeder denkt wie du
Im himmelfrohen menschlichen Gewimmel:
Dein Lächeln geht mit dir zur Grabesruh',
Und über deinem Grabe lacht der Himmel.

Gewiß ist auch dieses Gedicht ein durchaus ansprechendes; sofern indeß in demselben eine Polemik gegen den transscendentalen Idealismus Kant's und seiner Nachfolger enthalten ist, erfordert die Gerechtigkeit zu erklären, daß derselbe durch diese Polemik nicht getroffen wird. Friedrich Bodenstedt ficht hier gegen Windmühlen; die „empirische Realität" der Außenwelt hat Kant selbst oft genug betont, gegen die Auffassung seiner Lehre als einer solchen, welche die Außenwelt als einen bloßen „Schein" hinstelle, hat sogar Fichte auf das entschiedenste protestirt, und auch die Schopenhauer'sche Doctrin hat lediglich den Sinn, daß die Außenwelt keine bloße Phantasmagorie sei, sondern daß das Weltbild, wie es uns vor den Sinnen steht, wenigstens zum einen Theile mit durch die Natur des auffassenden Erkenntnißorgans bedingt ist.

Das zweite Buch: „Sinngedichte und Sprüche", zeigt uns Bodenstedt wieder in seinem eigensten Elemente und bietet in fünfundsechzig gnomischen Aphorismen eine Fülle treffender Lebenswahrheit. Wollte man etwa einwenden, daß die hier vorgetragene Weisheit nicht immer sehr neu sei, so bliebe zu erwiedern, daß die Kunst bei derartigen Gedichten gerade darin besteht, für dasjenige, was alle empfinden, aber nicht jeder ausdrücken kann, in jedem Falle den dichterisch prägnantesten Ausdruck zu finden, was Bodenstedt in nicht wenigen dieser Sprüche gelungen ist.

Aus dem dritten Buche: „Blätter aus frühern Tagen", heben wir das folgende Gedicht hervor:

Heimkehr.

Seh' ich dich wieder, mein Vaterhaus?
Die ganze Natur bricht in Jubel aus,
Alle Büsche und Bäume klingen und blühn,
Die schwellenden Wiesen blitzen und glühn,
Die Blumen duften, die Drossel schlägt,
Als fühlten sie mit, was mein Herz bewegt.

Ich blicke dankend zum Himmel empor,
Hell jubelnd schmettert der Lerchen Chor,
Und wie Wanderburschen, lustig und frei,
Ziehn oben die lichthellen Wölkchen vorbei,
Und Käfer und Bienen umschwirren mich,
Als wären sie alle so glücklich wie ich.

Die Mütze, mit Eichengrün umlaubt,
Ich schwinge sie jubelnd empor vom Haupt,
Und den Stab hoch in der andern Hand
Grüß' ich Vaterhaus und Heimatland;
Das Schönste kommt dann zuletzt — allein
Das soll noch ein süßes Geheimniß sein.

Indeß, eine wie große Wirkung sich auch unter Umständen mit dem Geheimnißvollen in der Poesie mag erzielen lassen: der Leser wird den berechtigten Wunsch nicht unterdrücken, das angedeutete „süße Geheimniß" kennen zu lernen, und der Schluß des Gedichts wird nicht als ganz befriedigend gelten können.

Das vierte Buch: „Erzählende Gedichte", entlehnt seine Stoffe durchweg aus dem Orient, enthält durchweg vorzügliche Gedichte und bringt in anschaulicher Einkleidung meist treffende Gedanken zur Darstellung. Im fünften Buche: „Gelegenheitsgedichte", sind nicht alle Nummern Gelegenheitsgedichte im edlern Goethe'schen Sinne, vielmehr dürfte die Bedeutung mancher derselben mit dem momentanen Anlaß vollkommen erschöpft gewesen sein. Doch finden sich auch hier ansprechende Gedichte, so namentlich „Die Noth von Szegedin". Im sechsten Buche werden wir bekannt gemacht mit allerlei Weisheit der „Vorläufer des Mirza Schaffy" und fühlen uns wieder vielfach angezogen und erbaut. Die hier vertretenen Namen sind: Dschelal-ed-din Rumi, Sadi, Emir Moisi, Dschami, Enweri. Doch handelt es sich selbstverständlich nirgends blos um einfache Uebersetzungen, sondern — wie bei den Gedichten des Mirza-Schaffy — wird Bodenstedt wol auch hier vielfach selbst das Beste daran gethan haben.

Was die Gedichte des siebenten Buchs: „Aus der Neuen Welt", anlangt, so sagt Bodenstedt im schon oben erwähnten Prolog:

Doch dieser neuen Welt im Werden
Ins Herz zu schaun, schärft mehr den Blick
Als alles Große, was auf Erden
Vor uns vollendet das Geschick.

Hierin dürfte immerhin eine kleine Uebertreibung und Unterschätzung des Vergangenen liegen. Ganz gewiß gehört Amerika die Zukunft; für die Poesie aber erweist sich das noch in den Anfängen begriffene und in mächtiger Gärung befindliche dortige Leben als ein etwas spröder Stoff, namentlich für fremde, nur vorübergehend dort weilende Dichter; hat doch sogar Nikolaus Lenau seinem einjährigen amerikanischen Aufenthalte nur ganz wenige, freilich vortreffliche Gedichte abgewonnen, und auch Bodenstedt hat jene erwähnte Sprödigkeit nicht immer und in allen Stücken überwunden. Doch zeigt er sich in den Schilderungen des Oceans, der Meerfahrt, des Niagara, der Prairien (namentlich also in den Naturschilderungen) und andern nach wie vor als der echte Dichter, den wir in ihm kennen und schätzen, und namentlich in Amerika selbst dürften diese dichterischen Verwerthungen amerikanischen Lebens bei des Dichters dortigen zahlreichen Verehrern auf lebhaften Beifall zu rechnen haben.

Wenn wir hiernach zu den „Stimmen des Lebens" von Wilhelm Jensen (Nr. 2) übergehen, so können wir mit der Bemerkung beginnen, daß auch Jensen's dichterische Physiognomie eine längstbekannte und in ihren charakteristischen Zügen dem für Poesie empfänglichen Publikum vertraute ist. Jensen ist wie Theodor Storm ein Holsteiner;

gleich diesem seinem Landsmanne erstrebt er in seinen Novellen wie in seiner Lyrik in erster Linie das Traumhafte, Ahnungs- und Stimmungsvolle, und in glücklicher Stunde und bei glücklichem Wurfe erreicht er vermöge jenes Strebens vortreffliche Wirkungen. Doch hat er jene glückliche Stunde nicht immer, nicht immer ist sein Wurf ein gelungener; da, wo ihn die Inspiration nicht über alle Schwierigkeiten siegreich hinwegträgt, zeigt namentlich die Formgebung mancherlei Knuppen und Knorren und die Sprachbehandlung läßt oft die nöthige Sauberkeit der Technik vermissen. Das galt bereits von manchem frühern Gedicht Jensen's, und es gilt nicht minder von dieser seiner neuesten Sammlung, ja es gilt von dieser in noch erhöhtem Maße, und wir können nicht umhin, uns Jensen's Beurtheilern in der „Deutschen Rundschau", Rosegger's „Heimgarten" und dem „Magazin für die Literatur des Auslandes" anzuschließen, welche sich in der Meinung zusammenfinden, daß Jensen in dieser letzten Sammlung nicht ganz auf der Höhe seines Talents stehe. Wohl enthält auch diese eine Reihe durchaus wirkungsvoller Gedichte; andere aber können auf eine derartige Wirkung keinen Anspruch erheben und wären besser weggeblieben, und noch andere sind wenigstens im einzelnen durch sprachliche Unbeholfenheiten und Geschmacklosigkeiten entstellt. Wenn wir uns die Sammlung im besondern ansehen, so lautet der Titel der ersten Abtheilung: „Auf der Wanderung", und dieser Titel zeigt schon zur Genüge den betreffenden Inhalt an. Wir heben aus derselben als Verkörperung eines sehr berechtigten Gefühls und als wohlgelungen hervor das Gedicht:

Seltsame Genossen.

Ist das ein seltsames Gewander:
Ihr schrittet noch eben vergnügt miteinander
Durch Wälder und Wiesen und Sonnenschein;
Du siehst dich um — da gehst du allein.

Er blieb zurück am Weggelände,
Das Wort auf den Lippen, er sprach's nicht zu Ende;
Ein wunderlich Gebaren, und doch
Scheint deins verwunderlicher noch.

Ganz ruhig gehst des Weges du weiter,
Hast schnell einen andern vergnügten Begleiter,
Und fröhlich wieder zieht ihr drein
Durch Wälder und Wiesen und Sonnenschein.

So geht's eine Weile, das seltsame Wandern:
Dann kommt es an dich, dann hörst du die andern
Noch weiter lachen ins sonnige Land,
Und du bleibst einsam am Wegesrand.

Auch das bereits von der „Deutschen Rundschau" gelobte Gedicht „Am Herbstabend" verdient besonders hervorgehoben zu werden, und ein treffliches humoristisches Stück ist „Rheinfahrt".

Aus der zweiten Abtheilung: „Auf der Frohburg", sei hier das folgende Gedicht wiedergegeben:

Wie die letzten rothen Säume
Nun am Horizont verglimmen
Und auf weichen Windesstimmen
Abendträume
Durch das Sommerdunkel schwimmen —
Denk' ich eurer, deren Wangen
Blühend einst um mich gelacht,
Die mein volles Herz umfangen,
Die gegangen
Vor mir in die stille Nacht.

Eure leisen Schatten schweben
Um mich auf wie Geisterflüge,
Und die lang verblichnen Züge
Sie beleben
Sich zu süßer Traumeslüge —
Doch sie rinnen, sie entgleiten,
Wie die Hand sich streckt, in Nacht;
Nur der Jugend Sterne schreiten
Durch die Weiten
Ueber mir in alter Pracht.

Ueber die Hälfte dieser Abtheilung wird ausgefüllt durch eine Reihe von Sonetten, welche der Feier Rousseau's gewidmet sind. Doch lassen dieselben die gerade hier unabweislich erforderliche Formkunst so sehr vermissen, daß von einem reinen Genusse bei der Lektüre nicht wohl die Rede sein kann. Diese künstlichern Formen gelingen den auf die sogenannte Ursprünglichkeit der Empfindung gerichteten Talenten nie besonders, und Mörike z. B. und Storm, in deren Fußstapfen Jensen wandelt, haben sich ihrer wohlweislich nie bedient.

Die dritte Abtheilung: „Frau Venus", enthält dagegen wieder verschiedene sehr stimmungsvolle Liebesgedichte. Dahin rechnen wir ganz besonders Nr. 1, 9, 12, 13, 14 und 20. Mitgetheilt sei daraus Nr. 13:

In der Menge fremdem Kreise
Laß mich harren vor den Thüren,
Wenn du nahst im Festgewand;
Einmal nur verstohlner Weise
Laß mich rühren
Deine kleine weiße Hand —
Einen Hauch nur süß und leise
Laß mich spüren,
Streifend meiner Schläfe Rand.

Dann im mitternächt'gen Schweigen
Dunkler, winteröder Bäume
Harrend ferne will ich stehn,
Durch den lauten Festesreigen
Lichter Räume
Deinen Schatten schweben sehn,
Daß aus reifumstarrten Zweigen
Frühlingsträume
Süß durch meine Seele gehn.

Die vierte Abtheilung: „Münsterglocken", hat ihren Mittelpunkt offenbar im Dom zu Freiburg (wo Jensen wohnt) und erinnert vielfach an bekannte Heine'sche Züge. Im guten Sinne gilt dies von dem folgenden originellen Gedicht:

Du bist eine Hexe. Verstohlen gähnen
Sah ich dich während der heiligen Messe,
Vom Haar bis zum Halse, vom Zeh zu den Zähnen
Stammt alles an dir aus der höllischen Esse.

Du bist eine Hexe. Es stimmen die Zeichen
Der größten Gottes- und Teufelsgelehrten:
Ich fühl' es wie Gift nach dem Herzen schleichen,
Sobald deine Blicke sich zu mir kehrten.

Du bist eine Hexe. Kaum selbst zu bestreiten
Versucht es dein Lachen — o Worte benennen
Nicht solchen Wechsel der gottlosen Zeiten:
Du bist eine Hexe, und ich muß verbrennen.

Im übrigen enthält diese Abtheilung verschiedene Nummern, in denen — speciell bei der Schilderung pfäffischer Liebesverhältnisse — das moralisch Bedenkliche theilweise auch in das Unschöne umschlägt und die deshalb nicht angenehm berühren.

Auch die fünfte Abtheilung: „Im Wechsel der Zeit", enthält noch manches schöne Gedicht, so neben andern „Das Lied der Greisin":

Reich' mir die liebe alte Hand,
Die Hand, die mich durchs Leben führte,
Der zagend einst ich mich entwand,
Als sie zuerst die meine rührte.
Am Bach hier stand der weiße Klee,
Darüber summten goldne Bienen,
Mir klingt's im Ohr — nun liegt der Schnee
Von funfzig Jahren über ihnen.

Reich' mir die liebe alte Hand.
Mir ist's, als käm' ein Frühlichtswehen
Aus ihr von morgenrothem Strand,
Und doch ist's Zeit zum Schlafengehen.
Die Wimpern fallen dir und mir,
Und, wundersam! doch klopft es drinnen
Mir in der Brust, als könnten wir
Noch einmal jenen Tag beginnen.

Reich' mir die liebe alte Hand.
Ich dankte oft mit seligem Munde
Der Stunde, drin sie einst mich fand,
Nun dank' ich ihr für diese Stunde.
Oft rief der Abend uns zum Ruhn,
Und doch, mich dünkt, so traut war keiner,
Denn meine Hand für immer nun
Soll ruhn zum Schlafe sie in deiner.

Aus allen Abtheilungen aber lassen sich auch unschwer Gedichte anführen, die ebenso gut oder besser weggeblieben wären. Dahin rechnen wir z. B. „Nordwind", „Aus dem Staub", „Eine Himmelreichfahrt", das Gedicht Nr. 7, „Ein Blick". Und viele, ja sehr viele, deren dichterischer Kern an sich ein haltbarer ist, hätten, um allerlei störende Formschäden zu beseitigen, einer nochmaligen sorgfältigen Ueberarbeitung und der letzten Feile bedurft. Mit einem speciellen Register solcher Formschäden wollen wir das Publikum und den Autor für diesmal nicht behelligen. Der letztere wird, wenn er ernstlich will, sie leicht auch ohne jede besondere Hindeutung herausfinden.

Franz Hirsch, von welchem die hiernach zu besprechende Dichtung epischer Natur: „Aennchen von Tharau" (Nr. 3), herstammt, ist seit einer Reihe von Jahren als Redacteur des „Salon" und des „Neuen Blattes" thätig und eine derartige zersplitternde, mehr geschäftliche als poetische Thätigkeit dient nicht gerade dazu, die Entwickelung eigenen dichterischen Talents zu fördern. Doch hat derselbe durch seine früher in der „Dichterhalle" publicirten „Vagantenlieder" bewiesen, daß ihm ein frisches, vom redactionellen Mehlstaub keineswegs geschädigtes Talent zur Verfügung steht, und er hat in diesen Liedern den muntern Volkston bereits zu einer Zeit angeschlagen, als an J. Wolff und R. Baumbach noch nicht gedacht wurde. Freilich sind alle drei auf Victor Scheffel als gemeinsamen literarischen Vater zurückzuführen. Doch auch das schädigt das Verdienst von Franz Hirsch nicht. Denn er ist ebenso wenig wie Wolff und Baumbach ein bloßer Nachahmer. Er ist dies nicht in seinen lyrischen „Vagantenliedern", und er ist es auch nicht in den rein erzählenden Stücken seiner neuesten Dichtung „Aennchen von Tharau", wenngleich dieselben in den bekannten Trochäen des „Trompeters von Säkkingen" geschrieben sind. Denn wozu würde eine Tonart erfunden, wenn sich hinterher kein anderer als der ursprüngliche Autor derselben bedienen dürfte, ohne sofort für einen Nachahmer zu gelten? Mag der ursprüngliche Autor so und so viel andern immerhin erst gleichsam die Zunge gelöst haben: wenn sie in den von ihm eröffneten Bahnen dann selbständig weiterschreiten, so dürfen sie beanspruchen, im vollen Sinne als die Thäter ihrer poetischen Thaten zu gelten. Das trifft auch bei „Aennchen von Tharau" zu, welches, abgesehen von sprachlichen Kleinigkeiten, als eine nach Inhalt und Form erfreuliche Leistung angesehen werden darf und dem Leser einen reinen Genuß zu gewähren im Stande ist.

Die ersten Anregungen zu seiner Dichtung hat Franz Hirsch offenbar in heimatlichen Erinnerungen gefunden. Denn er selbst ist ein Ostpreuße; der ostpreußische Boden ist ihm vertraut, und der wesentlich an Königsberg geknüpfte Stoff mußte ihn, abgesehen von seinen anderweiten Vorzügen, vor allem schon deshalb locken, weil er ihm Gelegenheit bot, das Localcolorit der Dichtung so anschaulich und treu als möglich herzustellen. Nach dieser Richtung hin läßt die kleine Dichtung nicht das Mindeste zu wünschen übrig. Aber auch in allen übrigen Beziehungen ist sie durchweg befriedigend und anmuthend. Ihren Inhalt im einzelnen zu erzählen, erscheint nicht thunlich. Denn wir würden damit den Reiz der Dichtung theils vorwegnehmen, theils zerstören. Es sei genug, zu bemerken, daß sie in studentischen und akademischen Kreisen spielt und daß es sich in derselben um einen Liebesroman zwischen dem Studenten Portatius und dem schönen Aennchen von Tharau handelt, welchen beiden Simon Dach, der Dichter des bekannten Liedes „Anke von Tharau", als Beschützer zur Seite steht. Wie weit alle Thatsachen auf Wahrheit beruhen oder freie dichterische Erfindung sind, kümmert uns dabei wenig und ist für den Werth des Poems gleichgültig. Und wie jener Liebesroman ab- und zu Ende läuft, das mag man im Buche selbst nachlesen.

Der Autor hat überall vortrefflich componirt, die Theile stehen im richtigen Verhältniß zum Ganzen, die einzelnen Haupt- und Nebenpersonen sind anschaulich charakterisirt; die Erzählung geht überall frisch und munter vorwärts, kein Stocken, keine Breite, keine Langeweile, und wo sie eine Ruhepause macht, da

treten — nicht bei den Haaren herbeigezogen, sondern aus dem Gange der Handlung organisch hervorwachsend — jene fidelen, urfrischen und zugleich tief gemüthvollen Lieder ein, die in den „Vagantenliedern“ treffliche Vorläufer hatten. Franz Hirsch hat sich mit „Aennchen von Tharau“ aufs beste als producirender Dichter eingeführt, und weitere Gaben von ihm dürfen auf unser Interesse zählen.

Erwin Mansbach.

Ein neuer Jahrgang des „Historischen Taschenbuch“.

Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von Wilhelm Maurenbrecher. Sechste Folge. Erster Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 8 M.

Mit dem 1881 erschienenen zehnten Bande der fünften Folge hat das von Friedrich von Raumer begründete „Historische Taschenbuch“ das erste halbe Jahrhundert seines Bestehens beschlossen. Es hat in dieser langen Zeit eine reiche und mannichfach anregende Wirksamkeit entfaltet und wesentlich dazu beigetragen, nicht blos die Ergebnisse der geschichtlichen Forschung dem großen Publikum zu übermitteln, sondern auch in immer weitern Kreisen Sinn und Interesse für die Arbeit der historischen Wissenschaft zu erwecken und zu erhalten. Vierzig Jahre hindurch hat der hochverdiente Begründer des „Historischen Taschenbuch“ dasselbe selbst geleitet: die Vielseitigkeit seiner eigenen Studien und das lebhafte, leicht erregbare Temperament, welches den Geschichtschreiber der Hohenstaufen auch in seinen wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen kennzeichnete, sind auf die Richtung von entscheidendem Einfluß gewesen, welche er als Redacteur dieses großen Sammelwerks verfolgt hat, und haben zu der ungewöhnlichen Mannichfaltigkeit des darin vereinigten Stoffs geführt. Nicht eine einzige von den verschiedenen Seiten, nach denen die deutsche Geschichtsforschung in den Jahren seit 1830 sich bewegt hat, ist in dem „Historischen Taschenbuch“ unvertreten geblieben. Als Nachfolger Friedrich von Raumer's hat dann von 1871—80 Wilhelm Heinrich Riehl, der bekannte Culturhistoriker, die Fortsetzung des fast eingebürgerten Unternehmens geleitet, natürlich nicht ohne demselben eine seinen besondern Neigungen und Bestrebungen entsprechende, in etwas also gegen früher geänderte Richtung zu geben. Namentlich hatte sich Riehl zur Aufgabe gemacht, den Zweig der Culturgeschichte zu pflegen: infolge dessen haben die letzten zehn Bände vorzugsweise culturhistorische Essays gebracht und dagegen die früher fast ausschließlich vertretene politische Geschichte etwas zurückgesetzt.

Mit dem Beginn der sechsten Folge, von welcher uns der unlängst ausgegebene erste Band vorliegt, tritt das „Historische Taschenbuch“ wiederum in ein neues Stadium seiner Entwickelung ein. Die Leitung ist in die Hände Wilhelm Maurenbrecher's, des bonner Historikers, übergegangen, welcher in dem Vorwort das Programm kurz entwickelt, nach welchem er die in dem „Historischen Taschenbuch“ zu veröffentlichenden Arbeiten auswählen wird. Im Gegensatz zu der von Riehl verfolgten, vorzugsweise culturhistorischen Richtung bekennt Maurenbrecher sich als einen Anhänger der von Friedrich von Raumer vertretenen Grundsätze, steckt sich doch aber zugleich sein Ziel wieder etwas höher, als jener es gethan hatte. Denn er will den Interessen derjenigen Leser, welche für historische Lektüre Sinn und Verständniß haben, dienen und gleichzeitig auch den Anforderungen der Fachgenossen an historische Abhandlungen genügen. Man wird gegen dieses Programm nichts Wesentliches einzuwenden haben, wohl aber das Bedenken nicht ganz unterdrücken können, ob die Verwirklichung desselben auf die Dauer und nicht blos ausnahmsweise möglich sein wird. Denn so löblich des Herausgebers Absicht ist, nach welcher jeder Beitrag zum „Historischen Taschenbuch“ ebenso wol durch seine Form alle gebildeten Leser erfreuen und anziehen, als auch durch seinen Inhalt für die wirkliche Bereicherung der historischen Wissenschaft sich nützlich erweisen soll, so will es uns doch schwierig erscheinen, damit zugleich die Erreichung der andern Absicht zu verbinden, welche der Herausgeber näher dahin bestimmt, daß die Beiträge durch Behandlung wichtiger und bedeutungsvoller Controversen der heutigen Wissenschaft ebenso sehr die weitern Leserkreise in die intimere Arbeit der Wissenschaft selbst hineinblicken lassen, als auch zur Lösung schwebender Fragen werthvolle Beiträge liefern sollen. Wir wollen nicht sagen, daß wir dieses Vorhaben schlechtweg für unausführbar halten: aber wir sind der Ansicht, daß es unter den zur Zeit schwebenden Fragen der historischen Wissenschaft doch nur wenige gibt, welche eine Behandlung in dieser doppelseitigen Weise ohne Schaden für die Sache vertragen können, und glauben, daß die gelehrte Untersuchung im allgemeinen und auch naturgemäßer ihren Platz in den fachwissenschaftlichen Zeitschriften findet, an denen wir ja keinen Mangel leiden, daß aber ein Sammelwerk wie das „Historische Taschenbuch“ es sich zunächst zur Aufgabe machen sollte, die Resultate der Forschung von allgemein zugänglichen Gesichtspunkten aus und in einer künstlerisch möglichst vollendeten Form weitern Kreisen von gebildeten Lesern zu vermitteln. Denn bei dem nicht fachmännisch interessirten Leser werden Specialfragen der historischen Kritik nur sehr ausnahmsweise eine lebhaftere Theilnahme erwecken, für den Fachmann aber wird eine gelehrte Untersuchung, die zugleich den außerhalb der methodischen wissenschaftlichen Arbeit stehenden Laien über die behandelte Frage gründlich und bis zum Verständniß der Methode der Forschung unterrichten soll, in den meisten Fällen sehr weitschweifig und oft ermüdend breit zu lesen sein. Kann

man sich von dem Standpunkte des mitforschenden Fachmanns aus dieses Gefühls doch selbst bei der vortrefflichen Abhandlung nicht ganz erwehren, in welcher Harry Breßlau an der Spitze des vorliegenden Bandes die Frage nach der Echtheit der vielbesprochenen „Kassettenbriefe der Königin Maria Stuart" einer historisch-diplomatischen Untersuchung unterzieht, wenn man dem Herausgeber auch darin beistimmen wird, daß dieselbe als eine gelungene Probe bezeichnet werden darf für das, was ihm bei der Aufnahme kritischer Arbeiten vorschwebt. Wir meinen, daß das Programm des neuen Herausgebers hier einen Punkt enthält, der leicht bedenklich werden kann, weil er nicht ganz dem Bedürfniß und dem Geschmack des Leserkreises entspricht, an welchen sich das „Historische Taschenbuch" seit nunmehr funfzig Jahren im wesentlichen gleichmäßig gewendet hat. Jedenfalls möchten wir den Wunsch aussprechen, daß die Aufnahme solcher wissenschaftlich-kritischer Abhandlungen nur die Ausnahme bleiben und nicht etwa zur Regel werden möge, weil damit schließlich der Charakter des ganzen Unternehmens verändert werden würde. Dasselbe braucht darum noch nicht in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen und nur den Inhalt neu erschienener wissenschaftlicher Werke zu reproduciren oder zu populariſiren. Die Hauptaufgabe und das vornehmste Ziel des „Historischen Taschenbuch" in dem Sinne seines verdienten Begründers muß immer darin gesehen werden, daß sich alle in demselben veröffentlichten Abhandlungen auszeichnen durch Originalität und Eigenartigkeit der Forschung, sei es in Hinsicht des Quellenstoffs, oder sei es im Hinblick auf Verarbeitung und Auffassung. Daß dies immer der Fall sein werde, dafür gibt der Name des neuen Herausgebers die beste Bürgschaft.

Sehr einverstanden dagegen sind wir damit, daß der Herausgeber ab und zu auch principielle Erörterungen über einzelne Fragen der historischen Methode in das „Historische Taschenbuch" aufnehmen will. Denn diese halten wir für besonders geeignet, um auch den außerhalb der eigentlich wissenschaftlichen Arbeit stehenden Laien über Aufgabe, Methode und Leistungsfähigkeit der Geschichtschreibung zu orientiren und damit zum Verständniß und zum Genuß historischer Arbeiten sowie auch zur bessern Beurtheilung derselben zu befähigen. Diese Gattung von Beiträgen eröffnet der Herausgeber selbst in glücklicher Weise mit einer den vorliegenden Band schließenden Abhandlung: „Ueber die Objectivität des Historikers", welche sich an eine 1868 von ihm veröffentlichte Arbeit: „Ueber Methode und Aufgabe der historischen Forschung", anschließt. Im Gegensatz zu mancher neuerdings hervorgetretenen zu weit gehenden Forderung sieht Maurenbrecher in der Objectivität nur das Streben nach Unparteilichkeit, und nur derjenige ist nach seinem Urtheil zu historischen Studien befähigt und berechtigt, der im Stande ist, sich auf jeden einmal dagewesenen Standpunkt zu versetzen, jedes einmal gewesenen Menschen Seelenleben nachzuleben, die Motivirung der Thaten bei jedem Menschen nachzudenken und nachzufühlen: denn des Historikers Pflicht ist es, alles, was geschehen ist, zu erklären, aus der Seele handelnder Personen heraus zu erklären, während er durchaus nicht bemüht sein soll, alles, was geschehen ist, zu rechtfertigen. Diese Art von Objectivität ist freilich noch immer nichts ganz Gewöhnliches; aber je mehr sie die Herrschaft gewinnt, desto seltener werden so abweichende, einander so schnurstracks entgegengesetzte Urtheile über Menschen und Zeiten gefällt werden, wie wir sie heutigentags noch zu hören bekommen. Denn bis dicht an das Schlußurtheil heran scheiden sich die Wege der Historiker nicht, sobald die einzelnen mit Gewissenhaftigkeit einer objectiven Arbeitsweise sich befleißigen. Nicht nur über den thatsächlichen Verlauf einer Geschichte muß es möglich sein unter wissenschaftlichen Forschern eine vollständige Einigung zu erzielen, sondern auch in der relativen Werthschätzung von Ereignissen und Personen muß es gelingen, alle diejenigen Historiker zur Uebereinstimmung des Urtheils zu vermögen, die nach Objectivität historischer Darstellung streben.

Den Band eröffnet die bereits erwähnte Arbeit Harry Breßlau's über die „Kassettenbriefe Maria Stuart's", die bekanntlich bei der Frage nach der Schuld der Schottenkönigin eine so große Rolle spielen. Das sehr lehrreiche und wichtige Ergebniß der scharfsinnigen Untersuchung ist, daß sieben Briefe als echte Briefe Maria's an Graf Bothwell anzuerkennen sind, während einer, der zweite in der Reihe, und zwar der längste und compromittirendste von allen, als eine, freilich zum Theil auf echter Grundlage angefertigte Fälschung ihrer Ankläger zu verwerfen ist. Aus den echten Briefen ergibt sich nun Folgendes: Maria stand, als sie im Januar 1567 nach Glasgow reiste, in unerlaubtem Verhältniß zu Graf Bothwell, der ihre ganze Zuneigung besaß. Mit ihrem Geliebten hatte sie die Intrigue vereinbart, durch welche Darnley zur Uebersiedelung nach Edinburgh veranlaßt werden sollte; die Versöhnungsscene an Darnley's Krankenlager war ein unwürdiges, heuchlerisches Trugwerk. Nach Darnley's Ermordung dauerte Maria's Verhältniß zu Bothwell fort; die Entführung nach Schloß Dunbar war eine zwischen beiden vereinbarte Komödie; sie sollte die schon vorher festgesetzte Vermählung der Königin mit ihrem Räuber motiviren. Nicht erwiesen dagegen ist, nachdem der zweite Brief als eine Fälschung fortgefallen, die directe Betheiligung und Mitschuld Maria's an der Ermordung Darnley's. Dadurch aber wird die Sache Maria's nicht wesentlich gebessert; auch so werfen die Kassettenbriefe schwarze und unvertilgbare Schatten auf ihren Charakter: denn nicht erst durch die Leiden der Gefangenschaft, wie ihre Vertheidiger behaupten, ist sie zu einer fast unergründlichen Heuchlerin und Intriguantin geworden, sondern sie hatte schon als Königin von Schottland mit schnödem Verrath an dem Manne ihr Gewissen belastet, der, was auch geschehen sein mochte, der Vater ihres Sohnes blieb. Auch der zweite Aufsatz führt uns in die englische Geschichte: in ebenso formgewandter wie geistvoller Weise schildert ein Vortrag Karl von

Noorden's Leben, Charakter und literarische Thätigkeit des vielgewandten Lord Bolingbroke.

Die vier folgenden Aufsätze behandeln Gegenstände aus dem Reformationszeitalter. Ludwig Keller liefert interessante Beiträge zur „Geschichte der katholischen Reformation im nordwestlichen Deutschland" während der Jahre 1530—34, welche auf Grund archivalischer Materialien über eine erst neuerdings mehr beachtete, sehr wichtige Seite der Reformation neues Licht verbreiten; Karl Benrath gibt aus den Arten des venetianischen Archivs die Geschichte eines Inquisitionsprocesses gegen den der Ketzerei verdächtigten Mönch Padre Fedele Vigo aus dem Jahre 1568, tief erschütternd und abschreckend in der knappen Kürze der sich an die officiellen Protokolle anschließenden Berichterstattung. Dann folgt eine ebenfalls aus der Benutzung bisher unbekannter archivalischer Materialien erwachsene Geschichte der vielberufenen „Pack'schen Händel" und des für ihn so verhängnißvollen Antheils des Herzogs Georg von Sachsen daran von einem früh verstorbenen jungen Historiker, Wilhelm Schomburgk, aus dessen Nachlaß durch Maurenbrecher veröffentlicht. Von hervorragendem Interesse ist Moritz Ritter's Geschichte des „Augsburger Religionsfriedens". Der Geschichte des 18. Jahrhunderts gehört die Arbeit Ernst Herrmann's an, welche nach russischen Quellen und diplomatischen Berichten ein anschauliches und höchst charakteristisches, aber nicht eben erfreuliches Bild von dem „russischen Hofe unter Kaiserin Elisabeth" entwirft, dem es nicht an interessanten Beziehungen auf die jüngste Vergangenheit und die dunkle Gegenwart des Zarenreichs fehlt.

Der reiche und mannichfaltige, durch und durch gediegene Inhalt des neuen Bandes wird nicht verfehlen, dem „Historischen Taschenbuch" seine zahlreichen alten Freunde zu erhalten und viele neue dankbare Leser zu gewinnen.

Hans Prutz.

Neue Romane.

1. Klippenmoos. Aus den frühesten Tagen deutscher Erhebung. Roman von August Hesse. Drei Bände. Berlin, Habel. 1881. 8. 15 M.
2. Pater Peter. Roman von Maurus Jókai. Mit Nachwort von A. Silberstein. Budapest, Révai. 1881. 8. 3 M.
3. In der letzten Stunde und andere Erzählungen von Edmund Hoefer. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1881. 8. 10 M.
4. Giovanna. Historischer Roman aus den Jahren 1788—1793 von A. von Liliencron. Zwei Bände. Hildburghausen, Gadow u. Sohn. 1881. 8. 6 M.
5. Des Vaters Schuld. Roman von O. Bach. Berlin, Le Contre. 1881. 8. 5 M.
6. Elfriede. Roman aus der vollen Gegenwart von O. Bach. Berlin, Le Contre. 1881. 8. 5 M.

Der räthselhafte Titel des Romans „Klippenmoos. Aus den frühesten Tagen deutscher Erhebung", von August Hesse (Nr. 1), wird seltsamerweise erst im siebenten Kapitel des zweiten Bandes aufgeklärt; wir wollen aber nicht so grausam sein wie der Autor, der scheinbar nur aus Laune, jedenfalls doch ohne tiefern Grund die Neugier seiner Leser so lange unbefriedigt läßt, sondern hier schon mittheilen, daß Klippenmoos der Name eines alten Sitzes am Fuße des Brocken in der Nähe des Dorfes Elend ist, wo der alte Oberförster von Katte haust und die in unterirdischen Räumen verborgenen Schätze des Herzogs Wilhelm von Braunschweig hütet. Hierhin wird durch Vermittelung des Lieutenants von Katte die schöne und tugendhafte Schauspielerin Hermance Bourgoin geflüchtet, und von da an ist Klippenmoos mit seinen Geheimnissen und Symbolen gewissermaßen der Angelpunkt der spannenden Geschichte.

In der äußern Anordnung, die zuweilen unruhig von einer Gruppe auf eine andere überspringt, ist noch allerhand zu wünschen übrig gelassen, wie sich auch gegen die Schlußlösung vom künstlerischen Standpunkte aus mancherlei einwenden läßt. Es erzählen sich da die per tot discrimina rerum endlich vereinigten Liebenden Clemens und Anna gegenseitig, was ihren Freunden in den letzten Jahren geschehen ist, und da müssen denn Redensarten herhalten, wie wir sie aus so mancher schlechten Exposition von Lust- und Schauspielen kennen und beklagen, wie: „Du weißt gleich mir", und ähnliches.

Noch schwerer fallen aber zwei Dinge ins Gewicht, die dem Autor in Betreff seiner Lieblingsfigur Hermance Bourgoin vorzuhalten sind. Erstens wird die körperliche Schönheit derselben zu oft und zu breit geschildert. Im ersten Bande müssen wir sie in griechischem Gewande, das, an der rechten Seite bis über das Knie hin aufgeschürzt, „das nackte Bein in classisch vollendeter Form" zeigt, bewundern, und im dritten Bande wird uns eine höchst detaillirte Schilderung ihrer Schönheit gegeben, wie sie in der von ihr freiwillig angelegten Uniform der schwarzen Jäger des Herzogs von Braunschweig leuchtend hervortritt. Daß aber zweitens eine so vollendete Schönheit erst unerkannt, dann als Weib erkannt in jenen tapfern Scharen hat mitkämpfen dürfen, erscheint uns das Gewagteste von allem. Vielleicht liegt der Geschichte etwas Historisches zu Grunde; doch kann es sich niemals so, wie es August Hesse schildert, damit verhalten haben.

Blicken wir nun aber nach diesen Ausstellungen auf das Werk als Ganzes zurück, so können wir nur constatiren, daß der Gesammteindruck ein durchaus befriedigender, anregender und oft wahrhaft erhebender ist. Von edelster, heißester Vaterlandsliebe durchweht, zeugt es von einer eminenten Erfindungs- und Gestaltungskraft des Verfassers, die uns bald in großen, imposanten Scenen mächtig bewegt, bald in der Schilderung des

Kleinlebens im Anfange dieses Jahrhunderts ungemein interessirt. Die culturhistorische Seite ist wol die am sorgfältigsten und glücklichsten behandelte. In Schilderung solcher Figuren wie des Particuliers Heinrich Heidorn, des Wirths vom Dreierhäuschen und vieler anderer, sowie in der Vorführung von Sitten und Gebräuchen jener Tage, z. B. des Festes auf dem Kleers bei Quedlinburg, zeigt sich die Hand eines Meisters, die mit sichern Strichen und frischen Farben ein Zeitbild vor unsern Augen entwirft, wie es treuer und lebendiger nicht gedacht werden kann.

Den Beginn nimmt die Erzählung 1808 im Amalienbade bei Helmstedt mit einem Studentenstreich des „Mosjö" Jordan, der verhängnißvoll für das ganze Leben des Jünglings werden soll. Die nächsten Folgen desselben bringen ihn mit Herrn von Tempsky zusammen, der an der Spitze einer geheimen Verbindung steht, welche die Tendenz hat, „den Westfälinger" zu stürzen und den Herzog wieder in seine Rechte einzusetzen. Clemens Jordan wird von ihm mit dem Auftrage nach Erfurt geschickt, dort am 5. October zu bestimmter Stunde und an bestimmter Stelle demjenigen, welcher ihn mit der Parole „Willkommen von Morsleben" anredet, einen bequemen Reisewagen nebst frischer Wäsche und Kleidung zu übergeben.

Mit einem kühnen Satze springt das zweite Kapitel nach Erfurt hinüber. Ein Meisterstück ist die Schilderung vom Einzuge Kaiser Alexander's von Rußland und von dessen Begrüßung seitens des allgewaltigen Napoleon, der kurz zuvor in aufwallendem Jähzorn den Oberst Guichard vor der Fronte seines Regiments niedergestoßen hat. Die Scene des Einzugs liest sich, als ob ein Augenzeuge davon erzählte, wie überhaupt diese Tage von Erfurt zu den glänzendsten Partien des Romans gehören, bis auf ein zu hartes Urtheil über Goethe's Verhalten dort. Auf Hermance, die unglückliche Braut des gemordeten Obersten, wendet sich nun zunächst das Interesse: sie ist von großen Gefahren bedroht, indem sie von dem verschlagenen Saint-Mare aus Erfurt gewaltsam entführt und dem gierigen Cäsar zugespielt werden soll. Sie rettet sich nach Ilversgehofen und soll von dort zum Oheim des Lieutenants von Katte, den ihr der Zufall als Beschützer sendet, nach Klippenmoos in Sicherheit gebracht werden. Vorher geräth sie aber durch den Liebeswahnsinn des Studiosus Veges — der sie, nachdem der abenteuerliche Plan einer Gefangennahme und Entführung Napoleon's, zu dem auch Clemens Jordan helfen sollte, mislungen ist, nach Klippenmoos geleiten soll — in die äußerste Gefahr, aus der sie Jordan rettet. So gelangt sie endlich mit ihrer treuen Zofe Nanon Junot nach Klippenmoos.

Hier ist nicht Zeit noch Ort, die mannichfach, wenn auch nicht immer mit gleichem Geschick verschlungenen Fäden der Erzählung, die bis zu diesem ersten Ruhepunkte in derselben führen, zu entwirren, und so kann hier auch nur kurz auf die liebliche Schilderung der Reise hingewiesen werden, auf welcher ein glücklicher Zufall Anna Heidorn und Clemens Jordan als Gefährten von Helmstedt nach Halberstadt zusammenführt.

Die Figuren des alten Oberförsters und seines gnomenhaften Dieners Gallus in Klippenmoos sind mit packender Kraft ausgearbeitet und die Schilderung der unterirdischen Schatzkammern und Paläste von grandioser Wirkung, wenn sie auch an die Leichtgläubigkeit der Leser, namentlich in der Schlußkatastrophe, etwas übertriebene Anforderungen stellt. Das Leben Anna's in Halberstadt bei Onkel Heinrich und Tante Sophie ist behaglich und anmuthig dargestellt und mit feiner Seelenkunde ausgemalt. Wie dann alle Personen des Romans in die große Bewegung Schill's und des Herzogs von Braunschweig hineingerissen werden, ist höchst interessant und eindrucksvoll erzählt und, bis auf die schon oben hervorgehobenen Unwahrscheinlichkeiten hinsichtlich der Hermance als schwarzer Jäger, von schlagendster und überzeugendster Wirkung. Meisterhaft ist namentlich die Erstürmung Halberstadts durch den Herzog geschildert. Eine darauf bezügliche Stelle möge hier folgen, als Probe von dem lebendigen Ton der Erzählung:

Als Hermance Bourgoin sich von Clemens Jordan trennte, waren ihre geistigen und körperlichen Kräfte vollständig erschöpft. Die ruhelos verlebte erste Nacht, der tiefe Seelenschmerz, der an dem Herzen des verlassenen, schönen Mädchens nagte, die Aufregung des Marsches, ihre fieberhafte Thätigkeit während des in der zweiten schlaflosen Nacht bestandenen Straßenkampfes, ihr unvermuthetes Zusammentreffen mit Clemens, den sie lebend nicht hatte wiedersehen wollen, umnachteten ihren Geist. Schwindelnd, ein dumpfes Gefühl von Leere empfindend, wankte sie weiter. Sie wollte den Tod nicht mehr suchen, aber es wäre ihr gleichgültig gewesen, wenn eine Kugel sie hinweggerafft hätte. Sie beachtete den Rathschlag des Lieutenants Jordan nicht, die Nordseite des Fischmarkts zu vermeiden, oder sie hatte diese Warnung wol gar nicht gehört. Denn sie bewegte sich langsam und gedankenlos über den Martiniplan nach der von diesem Platze auf den Fischmarkt hinabführenden Steintreppe zu. Der Raum an der Südseite der Martinikirche entlang war völlig verödet. Als sie die erste Stufe der Treppe betrat, folgte ihr dorthin ein vorwitziger junger Mensch, ein Lehrling aus einem benachbarten Geschäft, obwol dem letztern die Gefährlichkeit dieses Standpunkts nicht unbekannt war, nach. Der junge kaum funfzehn Jahre alte Bursche war zwei Minuten zuvor einem Hagel von Flintenkugeln glücklich entronnen, den die westfälischen Schützen von dem Breiten Thore her nach dem Fischmarkt sandten. Pfeifend und zischend zog diese Schar tödlicher Geschosse über dem Kopfe des Wagehalses hin und schlug zum Theil rechts und links in die Mauern der benachbarten Häuser ein. Ja, eine der Kugeln nahm ricochettirend ihren Weg in die Heidorn'sche Wohnstube und blieb dort in der Wand haften; sie setzte das Leben der Tante Sophie und Anna's in die höchste Gefahr; denn zwischen beiden Frauen, welche unweit jener Wand saßen, befand sich nur eine Spanne Zwischenraum. Diese leere Bahn durchflog das Geschoß. Trotz solcher Warnung trieb die Neugier den jungen Menschen zum zweiten mal auf die mehrerwähnte, sogenannte Kirchhofstreppe. Kaum dort angelangt, stürzte er, von einer Kugel getroffen, laut aufschreiend zu Boden. Gleichzeitig mit ihm sank blutüberströmt Hermance Bourgoin auf der Treppe zusammen. . . . Der Particulier Heidorn, aus einem Eckfenster seines Wohnhauses sich heraneslegend — er war vor den Büchsen der westfälischen Schützen durch die entgegengesetzte Lage des

Fensters gedeckt — hatte vergeblich mit der Faust gedroht und durch Scheltworte den Lehrling zu warnen und zu verscheuchen sich bemüht. Jetzt, nachdem er den Burschen und gleichzeitig mit ihm die schwarze Gestalt Hermance's auf der Kirchhofstreppe zusammenstürzen sah, eilte er zunächst in die Wohnstube. „Eine weiße Serviette — eine weiße Serviette!", schrie er in der höchsten Aufregung. Noch ehe Sophie und Anna Heidorn den Grund dieses sonderbaren Verlangens begreifen konnten, hatte Heinrich Heidorn das große Tischtuch von dem Eßtische gerissen und sich damit spornstreichs aus der Stube entfernt. Der gefallene Lehrling war der Sohn einer befreundeten Familie; es galt, ihm zu Hülfe zu eilen. Gleich darauf erschien Herr Heidorn, das weiße Tischtuch mit aller Kraft nach der Breiten Straße zu schwingend, an der untersten Stufe der Kirchhofstreppe. Er war überzeugt, daß man sein Zeichen erkannt; denn seitdem er die Straße betreten hatte, schwieg das Feuer vom Breiten Thor her. Aufmerksam gemacht durch das Wehen der weißen Serviette eilten auch von der südlichen Marktecke einige herzogliche Jäger, unter ihnen Kurt von Girsewald, zur Stelle. Man fand den Lehrling bereits im Todeskampfe, er verschied nach wenig Augenblicken, und man ließ ihn auf den steinernen Stufen liegen. Bei Hermance, welche mit Blut übergossen war, zeigten sich dagegen Lebensspuren; sie war offenbar nur von einer tiefen Ohnmacht befallen. Kurt von Girsewald erkannte sie voller Schrecken. „Ins nächste Haus!", rief er, „wo sie in Sicherheit ist." — „In das meinige — fort!", sagte Heinrich Heidorn, „der wackere Mensch soll hier nicht sterben!" So wurde Hermance von Girsewald und den zur Hülfe geeilten Mannschaften aufgehoben und in Eile vorsichtig in das Heidorn'sche Haus geschafft.

Wie nun hier Anna und Hermance sich nähern, wie das durch so viele Prüfungen und Kämpfe gehetzte Liebesleben von Anna und Clemens endlich doch sein Ziel erreicht, und wie Hermance, zu ihrer Kunst zurückgekehrt, in derselben das gesuchte Glück findet, liest sich am besten im Roman selbst nach, von dessen vielen vortrefflichen Figuren und Scenen hier nur die wichtigsten hervorgehoben werden konnten. Da ist außerdem noch Clemens' Hausphilister, der Drechslermeister Schulz, da sind Jeanne und Saint-Luc, ferner der wackere Tempsky, der namentlich in seiner Verkleidung als Hausirer köstlich wirkt, und der edle Katte, sowie im Widerspiel die heißblütige Doris aus dem Dreierhäuschen mit ihrem verkommenen Vater, ihrem leichtsinnigen Buhlen Petri und ihrem schuftigen Gatten Schildpatt, einer wohlgelungenen Charge eines aufgeblasenen Subalternbeamten. Es ist da eine Fülle von Personen, Geschichten und Gedanken, die einem die Augen klar und das Herz warm machen; kurz, ein guter historischer Roman von einem Autor, der das Zeug dazu hat, mit einer unserm Wilibald Alexis congenialen Kraft die Vergangenheit deutschen Volkslebens begeisternd zu schildern und das schiefe Urtheil derjenigen, welche die Verfasser historischer Romane „armselige Gesellen" zu nennen sich erlaubt haben, gründlichst ad absurdum zu führen.

„Pater Peter" von Maurus Jókai (Nr. 2) spielt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und handelt von der wilden Liebessehnsucht einer jungen Witwe, Idalia von Karponay auf Madocsány, die ihren geliebten Tihamér Csorbai, der die Reiteruniform abgelegt hat und Pater Peter geworden ist, dem Mönchsgelübde und seiner spät, aber unüberwindlich ausbrechenden Liebesglut für die liebliche Magdalena Likavay auf Mitosin zu entreißen sucht und lieber sich und alle andern zusammen in Tod und Verderben stürzt, als von ihrer Liebe und ihrem Haß zu lassen.

Es ist die gewaltige Darstellung eines dämonischen Weibes, die den Leser zur höchsten Erregung fortreißt und mächtig erschüttert. Die Scene z. B., wo Idalia in dem Pater Peter, der ihr vom Jesuitenconvent als Erzieher ihres verwöhnten Söhnchens geschickt ist, den frühern Geliebten erkennt und ihre alte Leidenschaft in vollen Flammen ausbricht, ja sich bis zu dem frevlen Wort: „Pater, peccabo", steigert, ist von dramatischer Wirkung und markigstem Effect. Viele andere Partien des lebensvollen Buchs stehen der angeführten an drastischer Kraft gleich und bieten, wie das der historische Roman ja auch soll, viel culturhistorisch Interessantes dar: so besonders die Festgelage bei der Hochzeit des Bischofs Thurzó von Neutra mit der schönen Christine Nyáry. Zu phantastisch und craß ist dagegen der unterirdische Gang mit seinen Schrecken, die so grausig ausgemalt sind, daß den nervösen Leser eine Ohnmacht und den robustern ein Lachen ankommen könnte. Zu letzterm werden wir auch fast gereizt in dem Kapitel, das „Die Versuchung" heißt und eine Schmähredе Idalia's gegen den unempfindlichen Pater bringt, wie sie kräftiger kaum von Mrs. Kandel zu erwarten wäre. Die Uebersetzung ist gewiß gut und zuverlässig; doch dürften Redewendungen wie: „der bekörbte Bräutigam", „die Sünden appeln im Wein nebeneinander", „diese Uebertragung ist fortsetzungsweise erschienen": schwerlich Zulaß und Reisepaß in der deutschen Schriftsprache beanspruchen können.

Die fünf Erzählungen, die Edmund Hoefer (Nr. 3) in den vorliegenden beiden Bänden bringt, sind, wie sich bei ihrem Verfasser von selbst versteht, meisterlich vorgetragen, doch nicht in allen Theilen so herausgearbeitet, wie der gut erfundene Stoff und der frische Anfang hoffen lassen. Namentlich ist dies bei der ersten Geschichte: „In der letzten Stunde", der Fall. In dieser ist der Knoten vortrefflich geschürzt, löst sich aber nur wenig befriedigend. Die zweite Geschichte: „Mitten in den Bergen", ist gar zu sehr auf den Volkskalenderton gestimmt, während die längste Erzählung: „Fantaisie", die 1870 spielt und häufig auf die Verhältnisse von 1866 zurückgreift, so recht eine Geschichte aus der guten alten Hoefer'schen Zeit ist. Den eigenthümlichen Duft, wie der Verfasser ihn auch hier um das alte Schlößchen Fantaisie mit seinen verblichenen Möbeln und Seidengardinen, mit seinen abgeblaßten Porträts in alten Goldrahmen wehen und weben läßt, macht ihm so leicht kein anderer nach. Kräftig und gesund, wenn auch weniger bedeutend, ist „Gräfin Alix". Die letzte Geschichte: „Hat sie ihn dennoch geliebt?", ist wol ohne Zweifel unter diesen Erzählungen die am besten, wenigstens am interessantesten ausgeführte, obschon sie mit einer ungelösten Frage verhallen muß. Die Theeabende bei der Justizräthin Saalbach, die in der Geschichte des räthsel-

haften Ehepaares Berkhausen eine große Rolle spielen, sind vortrefflich gezeichnet und geben ein gewiß getreues Bild aus der gebildeten berliner Gesellschaft von 1844. Auch die kleinen Nebenfiguren aus niedrigern socialen Kreisen sind sehr gut und drastisch entworfen, vorzüglich die ehrsame Schneiderswitwe und Zimmervermietherin Frau Leber, die ganz entschieden mit Spreewasser getauft ist und den echten berliner „Sprechanismus" hat. Möge der Titel der beiden Bände kein trübes Motto für Hoefer's Erzählungslust sein, sondern möge dieselbe in ihrer kernigen Herzhaftigkeit und kräftigen Vortragsweise noch oft die Leser erfreuen!

Sehr wenig befriedigt dagegen „Giovanna" von A. von Liliencron (Nr. 4), der zu diesem „historischen Roman aus den Jahren 1788—93" wol sehr fleißige Studien gemacht hat, dieselben aber so unvermittelt reproducirt, daß man bei der Lektüre oft stutzt und sich erst fragen muß, ob man in einem Roman liest oder in einem Abriß der Geschichte der Französischen Revolution für mittlere Klassen höherer Schulen. Wenn der Autor der „Giovanna" diesem Roman vielleicht einen zweiten folgen läßt und dann das von der Weltgeschichte gebotene Material besser durcharbeitet und in freierer Gestaltung wiedergibt, wird man solchen neuen Roman hoffentlich mit mehr Anerkennung begrüßen können als diese sehr mäßige „Giovanna". Erzählertalent bekundet er auch hier an manchen Stellen, wie z. B. in dem Kapitel, in welchem die erste Bekanntschaft von Horace und Giovanna geschildert wird.

Von den beiden Romanen von O. Bach (Nr. 5 und 6) ist der ältere: „Des Vaters Schuld", wenn auch durch abgedruckte Urtheile der Presse diese Publication als auf der Höhe der Zeit stehend der gebildeten Leserwelt auf das angelegentlichste empfohlen wird, nach meinem Geschmack fade und abgestanden. Die Motive sind oft sehr gesucht und verbraucht, auch ist die Verwickelung der im ganzen nicht tragischen, sondern sehr ungemüthlichen Geschichte nicht wahrscheinlich und in ihrer Ausführung zuweilen gar zu drastisch. Nicht ohne Voreingenommenheit geht man daher an die „Elfriede" desselben Autors, oder wol richtiger derselben Autorin, und man fühlt sich durch den etwas marktschreierischen Zusatz auf dem Titelblatt: „Roman aus der vollen Gegenwart", eher abgestoßen als angezogen. Dieser Roman söhnt uns aber in hohem Grade mit O. Bach's Erzählungskunst aus. Er ist mit frischem Blick und sicherer Hand wirklich aus dem vollen Leben herausgegriffen und in spannender Form recht anregend und wirksam geschrieben. Namentlich sind die Arbeiterunruhen sehr lebhaft geschildert. Die ganze psychologische Entwickelung ist geistvoll und scharfsichtig. Nur der Pater Antonius scheint gar zu craß gezeichnet, wie alles in diese Richtung Einschlagende zu dick aufgetragen ist und manche Leser verletzen dürfte. Dem Ganzen hätten wir einen freundlichern Schluß gewünscht, da kein rechter Grund vorliegt, warum Elfriede und Alfons nicht noch glücklich werden könnten.

Reinhard Mosen.

Zur deutschen Literatur.

1. Lessing's Leben von Heinrich Düntzer. Mit authentischen Illustrationen: 46 Holzschnitte und 8 Facsimiles. Leipzig, Wartig's Verlag. 1882. Gr. 8. 9 M.
2. Studien zu Lessing's Stil in der hamburgischen Dramaturgie von Max R. von Waldberg. Berlin, Kühl. 1882. 8. 3 M.

Die neue Biographie Lessing's aus der Feder des unermüdlichen Forschers, Erklärers und Lebenserzählers auf dem Gebiete unserer classischen neudeutschen Literatur schließt sich in Plan und äußerer Ausstattung an die von demselben Verfasser im Fues'schen Verlag zu Leipzig herausgegebenen Biographien Goethe's und Schiller's an, zu welchen in letzter Zeit noch „Das Leben Luther's" von Julius Köstlin hinzugekommen ist. Warum die vorliegende Biographie in anderm Verlag erscheint, erfahren wir nicht. In unserm deutschen Verlag wie auf unsern deutschen Bühnen „probirt ein jeder, was er mag", und so hat die Fues'sche Firma bei diesen Verlagswerken die Kauflust des Publikums durch eine in die Augen fallende, kräftig schöne, neue Schwabacher Schrift sowie durch erläuternde Illustrationen und Facsimiles zu reizen versucht, und der Wartig'sche Verlag ist ihr in dem vorliegenden Bande darin gefolgt. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Buch schon äußerlich einen stattlichen Eindruck macht und manchen strebsamen Primaner anregen wird, seine Privatstunden-Ersparnisse darin anzulegen. Auch scheint die Zeitrichtung des Geschmacks dem Unternehmen hold zu sein: das Autographenwesen breitet sich meines Erachtens immer mehr aus und damit naturgemäß auch der Geschmack an Facsimiles als Ersatz für Handschriften, und diese Richtung kommt der Wissenschaft in mehrfacher Weise zugute. Auch die Sammlung von Porträts scheint nachgerade zu einer besondern Wissenschaft werden zu wollen. Da die letztern, wenn mir recht ist, meist von der Verlagshandlung beschafft werden, so kann es freilich nicht fehlen, daß hier bisweilen Irrthümer mit unterlaufen, wie in Düntzer's Schiller-Biographie einmal ein Porträt von Kleist statt eines von Schiller geboten wird; dagegen sind dort die Facsimiles von hohem Interesse für die Schiller'sche Textkritik. Im vorliegenden Bande ist mir ein solches Versehen nicht vorgekommen, doch habe ich auch für die Textkritik weniger Ausbeute gefunden. Nur dürfte nach dem Facsimile zu S. 592 in Hempel's Lessing-Ausgabe, XX, 1, S. 756, Z. 8 „Bollwerke" statt des in Grimm's Wörterbuch als Neutrum gar nicht belegten „Bollwehr" zu lesen sein. Die zu S. 323 gleichfalls in Facsimile mitgetheilte erste Seite des „Laokoon" ist schon von E. Große textkritisch ausgebeutet.

Die vorliegende Biographie verdient alles Lob wegen der Sauberkeit der Bearbeitung, der sorgfältigen Zuratheziehung aller einschlagenden Hülfsmittel, der umsichtigen Bezugnahme auch auf Fernerliegendes, der klaren Darstellung der Zeit- und Ortsverhältnisse. Dabei schreitet die Erzählung in ruhigem, abgemessenem Tempo fort, nicht zu hastig und nicht zu langsam, und auch die Wärme für seinen Gegenstand fehlt dem hochverdienten Forscher nicht. Daher kann es nicht fehlen, daß der ganze Eindruck des Buchs ein wohlthuend erwärmender ist. Versehen sind mir in demselben keinerlei aufgestoßen: freilich habe ich auch nicht ängstlich danach gesucht. Nur zu einer Stelle möchte ich mir eine Bemerkung erlauben, gebe jedoch von vornherein zu, daß der gelehrte und von mir hochverehrte Verfasser seine guten Gründe gehabt haben mag, anderer Meinung zu sein, da Polemik und Anführung seiner Gründe und Quellen von dem Plane seines Werks ausgeschlossen sind. Er sagt: „Schon bald nach Ostern, am 29. April, wurde Lessing, nachdem er, wir wissen nicht worüber, öffentlich disputirt hatte, als Magister der freien Künste ausgerufen." Ich meine, er disputirte über Joh. Huarte's Leben und Schriften, wozu uns das Concept noch erhalten ist (Hempel's Ausgabe, XIX, 567 fg.); vgl. die Anmerkung zur zweiten Auflage von Danzel-Guhrauer, I, 312. Als Probe des Stils führen wir an:

Alle seine Nerven waren jetzt so herabgespannt, daß er weder lesen noch schreiben konnte. Alles ekle ihn, klagte er Elisen, und er lebe nur noch par raisonnement. Dazu kam, daß er trotz seiner noch immer bewiesenen Mildthätigkeit bei dem gemeinen Volke in Wolfenbüttel als Freigeist und Religionsspötter im übeln Rufe stand, sogar bei seiner eigenen Dienerschaft. Seine Magd sagte noch als steinalte Person, als sie wegen Lessing befragt wurde, er habe nichts gehabt, nichts gewußt (geglaubt) und nichts getaugt; so sehr hatten sich die durch gewisse Kreise gegen den Vorkämpfer geistiger Freiheit verbreiteten Verleumdungen beim Volke festgesetzt. Sein Bedienter, den seine Güte verzogen, war ein durchtriebener Schelm, der wol auch seinen Herrn als Ketzer und Freigeist um so ruhiger betrügen zu dürfen glaubte. Ein abgedankter, dürftiger Fähnrich, dem Lessing bei seiner Durchreise eine milde Gabe gereicht, wagte es jetzt, einen Brief an ihn zu richten, in welchem er ihm sein Unrecht gegen das Christenthum scharf vorhielt und ihn dringend zur Bekehrung ermahnte. Ja die Verleumdung schonte nicht den heiligen Kreis seines Hauses: man flüsterte sich zu, Lessing sei in seine Stieftochter Malchen verliebt und widersetze sich deshalb allen Werbungen, die das Glück ihrer Zukunft begründen könnten.

Auch Max R. von Waldberg's „Studien zu Lessing's Stil" (Nr. 2) sind eine dankenswerthe Arbeit, wenn sie auch, wie es ja wol bei dergleichen Studien nicht zu vermeiden ist, etwas pedantisch und deshalb trocken gerathen sind. Man weiß, wie es mit solchen Arbeiten geht: sie werden auf der Universität angehenden Doctoranden als specimina doctrinae aufgegeben, wie dies bei den griechischen und römischen Classikern nachgerade bis zum Uebermaß geschieht: der junge Autor freut sich seiner Arbeit und seiner vermeintlich überraschenden Entdeckungen, und das Buch ist fertig. Von den vier Kapiteln des vorliegenden: 1) „Das Schematische im Stil"; 2) „Das Symmetrische im Stil"; 3) „Die latente Dreizahl"; 4) „Kleinere stilistische Besonderheiten", hat mir besonders das dritte gefallen, auf dessen Titel den Verfasser eine Abhandlung von Richard von Muth in den Sitzungsberichten der wiener Akademie der Wissenschaften gebracht hat. Wir wollen die Abtheilungen und Unterabtheilungen dieses Kapitels und zu jedem ein Beispiel des Verfassers geben:

I. Die Dreizahl beim Worte.

A. Die Dreizahl bei demselben Worte.

... Er will Sophronien retten oder mit ihr sterben; mit ihr sterben, blos um mit ihr zu sterben.

B. Die Dreizahl bei verschiedenen Worten.

... Sie muß über ihr Glück oder ihre Pflichten blos darum allgemeine Betrachtungen zu machen scheinen, um durch diese Allgemeinheit selbst jenes desto lebhafter zu genießen, diese desto williger und muthiger zu beobachten.

II. Die Dreizahl beim Satze.

A. Die Dreizahl bei gleichartigem Satze.

Wenn daher der Dichter einen Märtyrer zu seinem Helden wählt: daß er ihm ja die lautersten und triftigsten Beweggründe gebe! daß er ihn ja in die unumgängliche Nothwendigkeit setze, den Schritt zu thun, durch den er sich der Gefahr bloßstellt! daß er ihn ja den Tod nicht freventlich suchen, nicht höhnisch ertrotzen lasse ...

B. Die Dreizahl bei verschiedenartigen Sätzen.

... Wenn er nicht Geschmack, nicht Muth genug hat, hier einen Nebenbegriff wegzulassen, da statt der Metapher den eigentlichen Ausdruck zu setzen, dort eine Ellipsis zu ergänzen oder anzubringen ...

So sehen dergleichen philologische Dissertationen aus.

3. Gabriel Rollenhagen, sein Leben und seine Werke. Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur, des deutschen Dramas und der niederdeutschen Dialektdichtung. Nebst bibliographischem Anhang, von Karl Theodor Gaedertz. Leipzig, Hirzel. 1881. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Der Titel nimmt den Mund etwas voll; „Beitrag zur niederdeutschen Dialektdichtung" wäre vielleicht gerade genug gewesen; denn abgesehen von dem, was die Bibliographen der deutschen Literatur in dem allerdings höchst fleißig gearbeiteten, dankenswerthen Werke finden werden, beruht das Hauptinteresse desselben auf einer sehr sorgfältigen Analyse von G. Rollenhagen's „Amantes amentes", dessen Inhalt, Quellen u. s. w. ausführlich erörtert werden. Daß aber Rollenhagen wegen dieses allerdings nicht ganz unbedeutenden Schauspiels, von dem ja der Verfasser selbst nachweist, daß es nicht original ist, „eine bedeutsame Stelle in unserer dramatischen Literatur" gebühre, möchten wir denn doch bezweifeln. Es könnte sich, wenn es so fortgeht, leicht eine Ueberschätzung des Mittelmäßigen oder des bei mehrfach Verfehltem gelungenen Einzelnen geltend machen, die verderblich wirken müßte; wir wären dann wieder auf dem Standpunkt eines Klopstock, Wieland, Herder, um von Gleim und seiner Sippe gar nicht zu reden, welche die goldene Zeit der deutschen Literatur hinter sich erblickten, während sie in Morgenschöne vor ihnen lag. Was zwischen unsern beiden classischen Literaturperioden des 13. und des 18. Jahrhunderts liegt, kann nur propä-

deutschen Werth, durchaus keinen selbständigen beanspruchen. Aber die Wissenschaft muß dem Verfasser für die vorliegende Monographie, deren Hauptwerth mir übrigens in den genauen und mühsamen bibliographischen Feststellungen zu liegen scheint, dankbar sein. Zunächst für die Auseinandersetzung über das geistige Eigenthum zwischen Gabriel und seinem bei weitem bekanntern Vater Georg Rollenhagen, dem berühmten Verfasser des „Froschmeuseler". Mir ist nur ein Versehen aufgefallen: obgleich der Verfasser die zwölfte Auflage von Brockhaus' „Conversations-Lexikon" nachgeschlagen hat, behauptet er doch, es werde „allgemein" angenommen, Gabriel Rollenhagen sei Theologe geworden. Brockhaus gibt schon das Richtige.

Robert Boxberger.

Vermischte Schriften.

1. Das Unterrichtswesen in Oesterreich unter Kaiser Joseph II. Nach einer Darstellung von Joseph von Sonnenfels von G. Wolf. Wien, Hölder. 1880. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Ein in hohem Grade interessantes Schriftchen liegt da vor uns. Sein Inhalt gewährt uns durch die unter der Regierung des so denkwürdigen Kaisers Joseph II. von Sonnenfels gemachte Zusammenstellung der verschiedenen Erlasse und Verordnungen Maria Theresia's und ihres Mitregenten und Nachfolgers eine volle und klare Uebersicht über das gesammte Unterrichtswesen des zusammengesetzten Staats, läßt uns aber auch tiefe Einblicke thun in die Gesinnungen, Grundsätze und Pläne des so bedeutenden Fürsten, und das um so mehr, als seine Verfügungen wörtlich abgedruckt sind. Mit vollem Rechte wird die Herausgabe dieser Zusammenstellung, abgesehen von der hundertjährigen Feier des Regierungsantrittes Joseph II. (November 1780), dadurch gerechtfertigt, daß die Regierungszeit desselben, die ja bekanntlich nur zehn Jahre dauerte, geschichtlich noch viel zu wenig klargelegt sei, diese Schrift aber einen Beitrag dazu liefern solle, indem eine solche Klarstellung wol am besten durch die Bearbeitung und Herausgabe derartig einzelner wichtiger Punkte vorbereitet werde. Die kleine Schrift ist aber auch von allgemein culturgeschichtlichem Interesse: manches, was wir heute im Unterrichtswesen erst erstreben, war von jenem großen Manne schon erkannt und zur Durchführung vorbereitet. Wir glauben unsere Empfehlung dieser Arbeit am besten so auszudrücken: das Schriftchen ist als eine Zusammenstellung höchst wichtiger Actenstücke nicht nur des Lesens, sondern unbedingt auch des Aufbewahrens werth.

2. Die Juden und ihre Gegner. Ein Essay von George Eliot. Autorisirte Uebersetzung von Emil Lehmann. Hamburg, O. Meißner. 8. 60 Pf.

Wenn man die Unmasse von Schriften und Schriftchen, welche seit etwa zwei bis drei Jahren über die Judenfrage, für und gegen, erschienen sind, auch nur flüchtig durchgegangen hat, so könnte man meinen, daß keine mehr eine neue Seite derselben aufzudecken oder einen neuen Gedanken darüber zu äußern vermöchte. Dennoch hat der Verfasser des in Form eines Heftchens vor uns liegenden Aufsatzes einen Gedanken hervorgehoben, der, wenn er etwa auch nicht als ganz neu gefunden zu bezeichnen ist, doch bisher nur wenig Beachtung gefunden hat. Eine jede Nation blickt auf ihre großen Männer, ihre Denker, Dichter, Künstler und Helden, auf deren Werke und Thaten in der Vergangenheit zurück und ist stolz auf sie. Das Bewußtsein des Zusammenhangs und der Zusammengehörigkeit mit denselben macht das Nationalbewußtsein und den Nationalstolz aus. Davon durchdrungen, wird jede Nation all ihre Kraft aufbieten, um ihr Nationaleigenthümliches zu vertheidigen und zu retten, und eher alle Qualen erdulden, als es freiwillig opfern. Dieses ist der Grundgedanke, den der Verfasser des Schriftchens auf die jüdische Nation anwendet, dabei aber auch nicht wenig englische Nationaleitelkeit zur Schau trägt. Wie weit die Juden ihm für diese Vertheidigung dankbar sein mögen, können wir nicht entscheiden. Der Aufsatz ist übrigens geistreich geschrieben.

3. Das Jerusalem des Josephus. Ein Beitrag zur Topographie der heiligen Stadt. Von F. Spieß. Mit zwei lithographirten Tafeln. Berlin, Habel. 1881. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Jerusalem wird sowol als ehemalige Hauptstadt eines Culturvolks, die als solche selbst ein bedeutendes Culturleben zur Zeit in sich schloß, wie auch als Ausgangspunkt des Christenthums stets geschichtlich denkwürdig bleiben, und es ist daher ganz natürlich, daß man gerade in unserer Zeit den Wunsch hegt, sich ein möglichst wahrheitsgetreues Bild von dieser ehemals so wichtigen Stadt zu machen. Zwei Wege nun gibt es, wie der Verfasser der vorliegenden kleinen Schrift selbst sagt, um zu der erwünschten Kenntniß zu gelangen: Ausgrabungen und Forschungen an Ort und Stelle, und die Forschung in den auf uns gekommenen Aufzeichnungen und Ueberlieferungen. Obwol der Autor den erstern Weg als den bessern und sicherern bezeichnet, hat er selbst den zweiten gewählt, wahrscheinlich weil auf diesem noch weniger geschehen ist oder er ihm zugänglicher war. Mit dem größten Fleiß hat er herausgeholt und zusammengetragen, was Josephus über die denkwürdige Stadt aufgezeichnet, und so beschreibt er uns „Die Lage der Stadt", „Umfang und Größe derselben", „Die alte Mauer und die von derselben eingeschlossenen Stadttheile", „Den Tempel nebst der Antonia",

„Die Vorstadt und die zweite Mauer", „Die Neustadt und die äußere Mauer" und schließlich „Die Umgegend der Stadt". Das alles wird in den hauptsächlichsten Einzelheiten behandelt. Die beiden Tafeln bieten einen Plan von Jerusalem nach Josephus und einen solchen vom Tempel. Näher auf den Inhalt einzugehen, ist hier nicht der Platz. Wenn auch gesagt werden muß, daß man wol am besten thue, die beiden genannten Wege zu verbinden, so müssen sie doch auch erst einzeln beschritten werden. Und da hat uns Spieß auf dem zweiten Wege eine Arbeit geliefert, für die man ihm nur dankbar sein kann.

4. Theologische Studien aus Würtemberg. Unter Mitwirkung von Braun, Frohmeyer, Häring u. a. Herausgegeben von Theodor Hermann und Paul Zeller. Zweiter Jahrgang. 1881. Vier Hefte. Ludwigsburg, Neubert. 1881. Gr. 8. 8 M.

Wir haben es hier, wie schon aus dem Titel ersichtlich, mit einer theologischen Zeitschrift zu thun, welche heftweise erscheint, wie oft ist nicht gesagt. Das uns zur Verfügung stehende Heft enthält: „Bemerkungen zur lutherisch symbolischen Lehre von Erbsünde und Taufe", von Dr. phil. Fr. Braun; „Die neueste Wendung der pentateuchischen Frage", erster Artikel, von Dr. Rudolf Kittel und „Ueber das Fasten", von Gotthold Knapp. Während der ersten Arbeit der Charakter wahrer objectiver Wissenschaftlichkeit zuerkannt werden muß und der Verfasser deutlich bekundet, daß er auch der menschlichen Erkenntniß und Urtheilskraft ein Recht mitzusprechen einräumt, und während der Verfasser des zweiten Aufsatzes, der noch eine Fortsetzung erhalten soll, in ebenso objectiv wissenschaftlicher Weise die für den jüdischen wie christlichen Theologen gleich wichtige Frage nach der Zeit der Abfassung des Pentateuch und zwar nach der neuesten Wendung durch Wellhausen behandelt, muß die kleine Arbeit „Ueber das Fasten" als recht schwach bezeichnet werden. Sie macht den Eindruck, als ob der Verfasser derselben das Fasten so recht aus Grund seiner Seele empfehlen möchte, aber es nicht wol wagt, seine ganze Meinung zu sagen; und da meinen wir denn, er hätte besser gar nichts gesagt. Die Zeitschrift selbst, so weit nach dem einen Heft ein Urtheil gefällt werden kann, macht einen sehr günstigen Eindruck, und es ist gewiß sehr lobenswerth, wenn sich die Herren Theologen in dieser Weise beschäftigen. Möge es mit heilsamem Erfolge weiter geschehen.

5. Die Antisemiten und die evangelische Kirche. Sendschreiben an einen evangelischen Geistlichen von Paulus Cassel. Berlin, Wohlgemuth. 1881. Gr. 8. 75 Pf.

Das Schriftchen enthält eigentlich nur eine Klage gegen die evangelische Geistlichkeit, daß sie sich nicht mit dem größten Eifer gegen die moderne Judenhetze erhebe, denn, sagt der Verfasser, durch diese Hetze wird den Juden nicht genützt, der evangelischen Kirche aber geschadet. Aus Gerechtigkeitsgefühl habe er seine Stimme erhoben; dennoch läßt Paulus Cassel durchblicken, daß er auch noch von einem andern Beweggrunde geleitet wird, nämlich von der Hoffnung, durch liebevolles und theilnehmendes Entgegenkommen gegen die Juden einige von ihnen für das Christenthum zu gewinnen. Interessant ist der Nachweis, den er führt, daß die fanatischen Eiferer gegen die Juden, welche ja ursprünglich „Nicht Judenhatz, aber Christenschutz" als Losungswort ausgaben, aus blindem Haß das Alte Testament und alles, was jüdisch war und ist, auch in der Religion angreifen und dadurch zur Lästerung des christlichen Glaubens selbst gelangen. „Noch ist es Zeit!" ruft Cassel aus und meint, die evangelische Geistlichkeit solle sich einmüthig und mit Entrüstung gegen dieses Treiben erheben.

6. Die abergläubischen und sehr beschwerlichen Religionsgebräuche, den talmudischen Juden von ihren Rabbinen vorgeschrieben, aber nur hie und da durchwegs noch beobachtet. Den hierin meistens unwissenden Christen, gläubigen wie ungläubigen, zur Belehrung. Aus ältern und neuern Schriften. Neue Ausgabe. Bern, Jenni. 1881. 8. 80 Pf.

Der ungenannte Verfasser hätte sich gewiß ein Verdienst erworben und den Dank manches Lesers, wenn er in rein sachlicher Weise das geleistet hätte, was er auf dem Titel versprochen. Gerade die so leidige Bewegung gegen die Juden in der Gegenwart hat das Interesse für den jüdischen Cultus auch bei Nichtjuden wieder geweckt. Da nun aus dem jüdischen Lager selbst zugestanden wird, daß es dort noch sehr vieles, längst überlebt und unbrauchbar Gewordenes hinwegzuräumen gebe, also mit einer sachlichen Darstellung des Unsinnigen und Abergläubischen, was mit dem Wesen der jüdischen Religion nichts zu thun hat, dem Fortschritte und der Aufklärung ein Dienst geleistet worden wäre, so hätte man eine solche Arbeit nur willkommen heißen können. Der Verfasser hat es aber nicht unterlassen können, gehässige Bemerkungen einzuschieben, und das ist zu beklagen. Und weil er vom Standpunkte der Gehässigkeit aus das Schriftchen abgefaßt, so wird man auch unsicher, ob er überall wahrheitsgetreu geblieben und nicht Uebertreibungen sich hat zu Schulden kommen lassen. Möge ein wahrheitsliebender Jude das endgültige Urtheil über das Büchlein abgeben.

7. Die Philosophie des heiligen Thomas von Aquin und ihre Bedeutung für die Gegenwart. Zugleich eine Rechtfertigung der Encyclica „Aeterni Patris". Von M. Schneid. Würzburg, Woerl. 1881. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Wenn man den Titel dieser Schrift liest, so glaubt man auf alle Fälle eine kurzgefaßte Darstellung der Lehre des Aquinaten erwarten zu dürfen. Diese Erwartung gewinnt an Berechtigung durch die dem Inhalt vorausgeschickte Angabe desselben: Vorwort, Einleitung. Kapitel 1: „Das Wesen der Philosophie des heiligen Thomas"; Kapitel 2: „Das Ansehen der Philosophie des heiligen Thomas in den verschiedenen Jahrhunderten"; Kapitel 3: „Die Bedeutung der thomistischen Philosophie für die Gegenwart", 1) für die Philosophie, 2) für die Theologie,

3) für die Naturwissenschaft und 4) für Rechts- und Socialwissenschaft. Ist das nicht eine imponirende, weil vielversprechende Inhaltsangabe? Sehen wir kurz, was davon in der kleinen, sieben Druckbogen umfassenden Schrift gehalten wird.

Nachdem der Verfasser im Vorwort gesagt, daß er zur Abfassung der Schrift durch die Encyclica des Papstes, in welcher dieser den Thomas von Aquin zum Patron der Studirenden erklärt und zur Rückkehr zu dessen Philosophie ernstlich ermahnt, aufgefordert worden sei, werden in der Einleitung die Einwürfe gegen jenen päpstlichen Erlaß selbst erwähnt. Im ersten Kapitel wird alsdann in ziemlich weitschweifiger Weise berichtet, warum die Hauptvertreter der christlichen Kirche von Anfang sich mit der heidnischen und besonders griechischen Philosophie vertraut gemacht und dieselbe zur Vertheidigung der christlichen Lehre selbst angewendet haben; dann folgt eine Darstellung der Methode, nach welcher Thomas philosophirt, woran sich einige Erwiderungen auf Einwürfe gegen dessen Methode, Sprache, Stil und Haarspaltereien knüpfen; aus dem „Wesen der Philosophie des heiligen Thomas" aber wird auch nicht ein einziger Satz mitgetheilt. Wer es nicht sonst schon weiß, der erhält hieraus auch nicht die leiseste Ahnung von dem, was Thomas gelehrt hat. Dem in Kapitel 2 und 3 Versprochenen wird in der Weise Rechnung getragen, daß die bedeutendsten Thomisten und die sich dieser Lehre nähernden Philosophen in den verschiedenen Jahrhunderten aufgezählt werden, und da alle andern vom Standpunkte des Verfassers aus Thoren, Stümper, mindestens aber Irrlehrer sind, betrogene Betrüger, so sind selbstverständlich die Thomisten die großen Geister und hat die thomistische Philosophie von jeher die Hauptrolle gespielt. Für die Gegenwart aber habe die Lehre des Aquinaten eine große Bedeutung, erstens weil wir heute, nach der Behauptung des Verfassers, überhaupt keine Philosophie haben, aber eine brauchen, und da die Philosophie des Thomas die einzig richtige sei, so müßten wir natürlich zu ihr zurückgreifen. Für die Theologie habe sie große Wichtigkeit, weil sie, in dieselbe eingeführt, eine Einheit des theologischen Lehrvortrags und dadurch wieder eine große katholische Schule erzeugt habe. In den Naturwissenschaften habe sich durch die lange Zeit hindurch eine solche Unmasse von Material angesammelt, daß es die höchste Zeit sei, dasselbe endlich systematisch zu verarbeiten, wenn es nicht wieder großentheils verloren gehen solle. Wir brauchen eine große Synthese, sagt der Verfasser, und da nur die thomistische Philosophie diese weitumfassende Synthese bietet, so erscheint sie wie eine Erlöserin und muß darum mit dankbarster Herzensfreude willkommen geheißen werden. Was nun schließlich die Rechts- und Socialwissenschaft betrifft, so wird zwar zugestanden, daß Thomas kein für unsere Zeit genügendes System biete, dennoch aber wird behauptet, daß er in Bezug hierauf große Gedanken ausgesprochen habe.

Das wird in dieser Schrift geboten. Für eine sachliche Darstellung wäre man dem Autor dankbar gewesen, aber — das wollte er nicht. Was er wollte, war — dem Laien Sand in die Augen streuen; denn er sagt es am Schlusse der Einleitung, daß er weniger für Fachmänner als „für die Anfänger in der Philosophie und Theologie und jene gebildeten Laien geschrieben habe, welche sich für die wissenschaftlichen Bestrebungen des heiligen Vaters interessiren". Darum das unverzeihliche Vorenthalten des Versprochenen, darum die unerhörte Kühnheit in den Behauptungen. Diesem Zwecke entsprechend ist denn auch die Schreibweise: leicht verständlich und fließend, weil es gilt, zu überreden, aber nicht zu beweisen.

A. Reichenbach.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man über ein so hervorragendes Werk wie die „Geschichte des Materialismus" von Friedrich Albert Lange, welche jetzt in vierter Auflage und zwar in einer wohlfeilen Ausgabe vorliegt (Iserlohn, Baedeker), noch Anerkennendes sagen. Das Werk ist in seiner maßvoll kritischen Haltung, in der unbefangenen Darstellung aller philosophischen Erscheinungen auf diesem Gebiete hinlänglich gewürdigt. Die neue Volksausgabe enthält ein biographisches Vorwort von Hermann Cohen, welches uns die Lehrthätigkeit Friedrich Albert Lange's an Gymnasien und Universitäten sowie die kürzere Episode seines publicistischen Wirkens vorführt. Lange war 1828 in Wald bei Solingen geboren und starb 1875 als Professor in Zürich. Den kritischen Grundgedanken seines Hauptwerks spricht Cohen in folgenden Worten aus: „In einer Zeit, in welcher der Materialismusstreit als das einzige Symptom gelten konnte, daß die Liebe zum Philosophiren in deutschen Landen nicht erstarrt war, da zeigte Lange, auf Kant gestützt an der Geschichte des Materialismus den Werth desselben als eines die Forschung regulirenden Gedankens, wie nicht minder die Unzulänglichkeit desselben als eines Princips systematischer Weltanschauung. So entsetzte er jene salbungsvolle Metaphysik, die mit dem schmeichelhaften Titel des Idealismus prunkt, und beschwichtigte und verständigte die Redlichen, aber Unklaren, die in Freimuth eine Fahne erhoben, unter der es wenigstens nichts zu heucheln gab. Ebenso unerbittlich aber drückte er den Uebermuth dieser naturalistischen Partei, indem er ihre latente Abhängigkeit von den idealen Momenten demonstrirte und in der Consequenz des Materialismus seine Selbstauflösung nachwies. Somit wurde die «Geschichte des Materialismus» zu einer Rechtfertigung des Idealismus, des echten, der in der Geschichte des Denkens von Anbeginn seine Fruchtbarkeit bewährt hat, des kritischen. Der transscendentale Idealismus wurde als die Ueberwindung und das Ende des Materialismus gelehrt und gepredigt."

— Märchen, gut erfunden und erzählt, haben noch immer ihren Reiz für die große Kinderwelt, und die unter dem Titel „Aus dem Zauberland" von Tantchen Ungenannt (U. B. Celius) gegebenen zehn Märchen (Leipzig, Schloemp), sehr hübsch illustrirt von Kleinmichel und Bartsch, entsprechen allen Anforderungen an Derartiges, sodaß sie warm empfohlen werden dürfen.

— Unter dem Titel „Fürstbischof und Vagabund" veröffentlicht die Verlagsbuchhandlung E. Trewendt in Breslau Erinnerungsblätter an Karl von Holtei. Dieselben hat der Dichter mit Bezug auf den Fürstbischof Dr. Förster schon 1874 niedergeschrieben und zwar mit der Bestimmung, daß sie erst nach Förster's Tode veröffentlicht werden sollten. Sie behandeln das Verhältniß beider Männer; insbesondere motivirt Holtei die Lösung seiner langjährigen freundschaftlichen Beziehungen zu Dr. Förster. Holtei hat dabei sowol sich wie auch Förster ein Ehrendenkmal gesetzt: der Charakter beider Männer erscheint im herrlichsten Lichte. Holtei läßt erkennen, wie edel Dr. Förster als Mensch, wie mild als Katholik er war, und wie streng er als Bischof sein mußte; er erklärt aber auch, wie die durch das Unfehlbarkeitsdogma heraufbeschworenen Kämpfe ihn nöthigten, seinem protestantischen Bekenntniß seine Freundschaft zu Förster zu opfern. Wir können nicht unterlassen, Holtei's eigene Schlußworte hier anzufügen: „Zuvörderst will ich Preuße, will ich Deutscher sein. Bleibt ihr es auch! Ob nachher Katholiken oder Lutheraner, danach wird der Staat wenig fragen; das macht mit euerm Herzen ab, und jeder mit seinem Gotte. Nur verlangt nicht, daß wir einen gebrechlichen Menschen für den unfehlbaren Statthalter Gottes uns gefallen lassen sollen!"

— „Karoline und ihre Freunde" (Leipzig, Hirzel) nennt G. Waitz eine Studie, in der er Briefe von und an Karoline von Schlegel veröffentlicht; es sind deren zusammen sechzehn, woran „Aeußerungen anderer, mit denen sie in Berührung kam", geknüpft werden, nämlich 26 Briefe von theils bekannten, theils unbekannten Personen. Entnommen sind sie dem Schlegel'schen Nachlaß und der Briefsammlung Varnhagen's. Einzelne Phasen in Karolinens vielbewegtem Leben treten hierdurch in ein helleres Licht, früher Bekanntes empfängt Bestätigung und Ergänzung. Namentlich über ihre Verbindung mit Schlegel erhalten wir hier zuerst genauere Auskunft. Manches Einzelne ist natürlich geringfügig; alles zusammen gibt ein treues Bild der merkwürdigen Frau. Die vorliegende Veröffentlichung zeugt wieder einmal von der fleißigen Detailforschung unserer Zeit; sie wirft interessante Schlaglichter auf vielgenannte literarische Persönlichkeiten und beansprucht ein psychologisches Interesse.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 7. April starb in Dresden der Geheime Rath und Archivdirector Cäsar von Witzleben (geb. 1823), von dem wir erst vor kurzem eine Schrift über „Die Entstehung der constitutionellen Verfassung" in dem Feuilleton d. Bl. angezeigt haben. Er hat außerdem warmgeschriebene Biographien der sächsischen Minister von Wietersheim (1865) und von Zeschau abgefaßt. Weniger gewürdigt ist seine redactionelle Thätigkeit: als Geheimer Regierungsrath in Leipzig leitete er die „Leipziger Zeitung" und wandte besonders der „Wissenschaftlichen Beilage" derselben eine eifrige Thätigkeit zu. Er selbst schrieb zahlreiche Kritiken auch über schönwissenschaftliche Werke; er verfolgte mit verständnißvollem Antheil die Entwickelung der modernen Literatur und zwar frei von jeder tendenziösen Einseitigkeit, indem er dem Talent, das er als solches erkannt, warme Anerkennung zutheil werden ließ.

Bibliographie.

Anhaenser, W., Gedichte. Trier, Lintz. 8. 2 M. 25 Pf.

Auer, Adelheid v., Luftschlösser. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 14 M.

Berthold Auerbach. Ein Gedenkblatt zum 28. Februar 1882. Berlin, Auerbach. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Bandau, Adelheid, Bilder aus Rumänien. Berlin, Hempel. 12. 2 M.

Bassewitz, D. E. v., Ein Kaisers-Geburtstag. Festspiel zur Aufführung in Soldatenkreisen, Kriegervereinen 2c. Stuttgart, Hohl. 12. 20 Pf.

Beudel, J., Zeitgenössische Dichter. (Adolf Friedrich Graf von Schack. Emanuel Geibel. Wilhelm Jordan und Karl Simrock. Ein Wort über Jordan's „Epische Briefe".) Stuttgart, Metzler. 8. 2 M. 40 Pf.

Berg, Maria vom, Das Haus in der Thurmecke. Des Spielmanns Kind. Zwei Novellen. Frauenfeld, Huber. 12. 3 M. 20 Pf.

Biedermann, D. Freih. v., Das Zeitungswesen sonst und jetzt. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M.

Binhack, F., Eigenes und Fremdes. Neue Gedicht-Sammlung. Amberg, Habbel. 8. 1 M. 20 Pf.

Boxberger, R. v., Bonifacius, der Apostel der Deutschen. Ein Bild aus deutscher Vorzeit. Episches Gedicht. Mit 2 Holzschnitten. Steyl, Missionsdruckerei. 1881. 12. 20 Pf.

Buttmann, A., Die Schicksals-Idee in Schillers Braut von Messina und ihr innerer Zusammenhang mit der Geschichte der Menschheit. Berlin, Damköhler. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Erler, G., Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Ausgang des Mittelalters in den Erzählungen deutscher Geschichtschreiber. 1ste Lfg. Leipzig, A. Dürr. Lex.-8. 1 M.

Felsing, O., Die Tochter des Präsidenten. Schauspiel. Braunschweig, Wagner. 8. 1 M. 50 Pf.

Förster, T., Ueber ethische und ästhetische Weltanschauung. Ein Vortrag. Halle, Strien. 8. 50 Pf.

Gasteiger Khan, A., Von Teheran nach Beludschistan. Reise-Skizzen. Mit einer Karte. Innsbruck, Wagner. 8. 1 M. 60 Pf.

Geschichte des 1. Westfälischen Husaren-Regiments Nr. 8. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Glaser, A., Von der Bretterwelt. Roman, frei nach dem Holländischen. 2 Bde. Berlin, Goldschmidt. 8. 9 M.

Grazie, M. E. delle, Gedichte. Herzberg a/H., Simon. 16. 2 M. 50 Pf.

Haller, K., Geschichte der russischen Literatur. Dorpat, Schnakenburg. Gr. 8. 6 M.

Heuzen, W., Die Geißel. Berlin, F. Luckhardt. 8. 1 M. 50 Pf.

Hoffmann, J., Streiflichter auf den heutigen Protestantismus. Würzburg, Woerl. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Hopfen, H., Die Einsame. Zwei Novellen in einer. 2 Bde. Dresden, Minden. 8. 8 M.

Deutsche Humoristen aus alter und neuer Zeit. In einer Auswahl und mit litterarischen Einleitungen herausgegeben von J. Rieffert. 2ter Bd.: Matthias Claudius. Altenburg, Bonde. 8. 50 Pf.

Israel, A., Erfahrungen auf Alpenreisen. Vortrag. Annaberg, Graser. 8. 60 Pf.

Koch, W., Kölsche Scheldereie. Erzählung in plattkölnischer Mundart. Köln, Bachem. 12. 75 Pf.

Krause, K. C. F., Vorlesungen über Aesthetik oder über die Philosophie des Schönen und der schönen Kunst. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche. Angehängt: Drei Dresdner Vorlesungen, ein Brieffragment und eine Abhandlung über Schönheit. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 7 M.

Kremnitz, Mite, Rumänische Märchen, übersetzt. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Lecder, M., Die englische Kaperei und die Thätigkeit der Admiralitäts-Gerichte. Ein Beitrag zur englischen maritimen Politik. Berlin, Mayer u. Müller. Gr. 8. 1 M.

Lorm, H., Ein Kind des Meeres. Roman. Dresden, Minden. 8. 4 M.

Martinez, C. v., Errare est humanum. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 4 M.

Palmer, A., Komödianten-Fahrt der Jugendzeit. Hamburg, J. F. Richter. 8. 1 M. 50 Pf.

Perrot, G., und Ch. Chiepiez, Geschichte der Kunst im Alterthum. Aegypten, Assyrien, Persien, Kleinasien, Griechenland, Etrurien, Rom. Autorisirte deutsche Ausgabe. — 1ste Abtheilung: Aegypten. Mit ungefähr 600 Abbildungen im Text, 4 farbigen und 5 schwarzen Tafeln. Bearbeitet von R. Pietschmann. Mit einem Vorwort von G. Ebers. 1ste Lieferung. Leipzig, Brockhaus. 4. 1 M. 50 Pf.

Rönne, L. von, Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie. 4te verm. u. verb. Aufl. 2ter Bd.: Verfassungsrecht. 2te Abth. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 M.

Schar, L., Studien und Skizzen. Braunschweig, Schlegel. Gr. 8. 2 M.

Specht, K. A., Der Verfluchte. Trauerspiel. Gotha, Stollberg. 8. 2 M.

Steinwenter, A., Studien zur Geschichte der Leopoldiner. Wien, Gerold's Sohn. 1881. Lex.-8. 2 M.

Sutermeister, O., Schwizerdütsch. Sammlung deutsch-schweizer. Mundart-Literatur. Gesammelt und herausgegeben. 1stes u. 2tes Heft. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8. à 50 Pf.

Der Tusker. Roman aus der Zeit des Kaisers Tiberius von E. Lilsen. Mit einem Vorwort von R. Kleinpaul. 2 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 8 M.

Valera, Don J., Pepita Jimenez. Andalusischer Roman. Aus dem Spanischen übersetzt von J. Fasteurath. Einzige autorisirte Ausgabe mit der Biographie des Verfassers. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M. 50 Pf.

Walters, A. v., Aus freier Luft. Ein Skizzenbuch. Bern, Wyß. 8. 2 M. 60 Pf.

Weismann, A., Ueber die Dauer des Lebens. Ein Vortrag. Jena, Fischer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wernicke, E., Chronik der Stadt Bunzlau von den ältesten Zeiten bis zu Gegenwart. 1ste Lfg. Bunzlau, Kreuschmer. Lex.-8. 60 Pf.

Wildenbruch, E. v., Harold. Trauerspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

— — Der Menonit. Trauerspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Wodiczka, V., Stürme im Frühling. Novelle. Wien, Konegen. 8. 1 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Jedes ältere Conversations-Lexikon

wird im Umtausch gegen die im Erscheinen begriffene, mit Abbildungen und Karten reich illustrirte **neue 13. Auflage** von

Brockhaus' Conversations-Lexikon

mit **44 Mark** angenommen.

Ein Prospect, der über die Umtausch-Bedingungen das Nähere mittheilt, ist in jeder Buchhandlung gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Grundriss der Botanik für höhere Lehranstalten

insbesondere für Gymnasien

bearbeitet von

Dr. F. Traumüller und **Dr. R. Krieger.**

Mit 92 Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 1 M. 20 Pf. Cart. 1 M. 40 Pf.

Dieses neue praktische Lernmittel der Botanik, für Schüler an höhern Lehranstalten bestimmt, bietet den erforderlichen Repetirstoff in zweckmässiger Anordnung und mit instructiven in den Text gedruckten Pflanzenbildern. Es verdient, an allen deutschen Gymnasien, Lyceen und Realschulen eingeführt zu werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche von

Friedrich Bodenstedt.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Friedrich Bodenstedt beschenkt die zahlreichen Freunde und Verehrer seiner Muse mit einem Bande neuer Gedichte, in dem neben „Vorläufern des Mirza-Schaffy" und andern Poesien aus dem „Morgenlande" auch die Bilder, Eindrücke und Stimmungen, welche der Dichter bei seinem Ausfluge nach Amerika in sich aufgenommen, in poetischer Gestaltung dargeboten werden. An Reichthum und Mannichfaltigkeit der Gaben übertrifft dieses neueste Gedichtbuch Bodenstedt's alle frühern Sammlungen seiner Poesien.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

НАШЪ ОСТЗЕЙСКІЙ ВОПРОСЪ.

8. Geh. 1 M. 50 Pf.

Der anonyme Verfasser, eine den petersburger Hofkreisen nahestehende Persönlichkeit, erörtert in dieser Schrift die Vorschläge zur staatlichen Reorganisation der Ostseeprovinzen Livland, Estland und Kurland.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere.

In Verbindung mit Dr. Friedrich Heincke, Dr. Friedrich Knauer, Dr. Eugen Rey

herausgegeben von

Philipp Leopold Martin.

Zwei Bände in vier Abtheilungen.

Zweiter Band. Zweite Abtheilung: **Kriechthiere und Lurche. Fische.**

Mit 13 Separatbildern und 315 in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt.

(38 Bogen.) 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M. 50 Pf.

Martin's „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere" nimmt unter den zoologischen Handbüchern eine hervorragende Stellung ein; indem sie Wissenschaftlichkeit mit Leben und Praxis in gelungener Weise verbindet, ist sie zugleich ein systematisches Lehr- und ein unterhaltendes Lesebuch, ein Buch für die Schule wie fürs Haus. Außer der obigen Abtheilung liegt auch die erste Abtheilung des ersten Bandes, „Säugethiere", vollständig vor (43 Bogen, mit 19 Separat- und 322 Textbildern, geh. 5 M., geb. 6 M. 50 Pf.). Die zweiten Abtheilungen des ersten und zweiten Bandes befinden sich im Druck.

Das Werk erscheint auch in Heften (ungefähr 50) zum Subscriptionspreise von 30 Pf. für das Heft: 33 Hefte sind bereits erschienen.

Soeben erschienen und sind durch sämmtliche Buchhandlungen zu beziehen:

O. Bach.
Des Vaters Schuld.
Roman.

O. Bach.
Elfriede.
Roman.

Elegant broschirt à 5 M.; sehr eleg. geb. à 6 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Erster Jahrgang. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt:

Die Kassettenbriefe der Königin Maria Stuart, von Prof. Dr. Harry Breßlau in Berlin. — Lord Bolingbroke, von Prof. Dr. Carl von Noorden in Leipzig. — Zur Geschichte der katholischen Reformation im nordwestlichen Deutschland 1530—1534, von Staatsarchivar Dr. Ludwig Keller in Münster. — Ein Inquisitionsproceß aus dem Jahre 1568, von Prof. Dr. Karl Benrath in Bonn. — Die Pack'schen Händel, von Dr. Wilhelm Schomburgk (†). — Der Augsburger Religionsfriede, von Prof. Dr. Moritz Ritter in Bonn. — Der russische Hof unter Kaiserin Elisabeth, von Prof. Dr. Ernst Herrmann in Marburg. — Ueber die Objectivität des Historikers, von Prof. Dr. W. Maurenbrecher in Bonn.

Das „Historische Taschenbuch", von welchem bereits 50 Jahrgänge erschienen, beginnt hiermit eine neue Folge. Die Herausgabe derselben übernahm Professor Wilhelm Maurenbrecher in Bonn, der im Vorwort zu diesem ersten Bande das zeitgemäße Programm entwickelt, dessen Verwirklichung er sich zur Aufgabe gestellt hat. Zugleich ward auch die äußere Ausstattung den Erfordernissen der Gegenwart angepaßt. Das „Historische Taschenbuch" wird deshalb gewiß in weitern Leserkreisen wie unter den Historikern von Fach zahlreiche neue Freunde und Abnehmer finden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 27. April 1882.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Henry Wadsworth Longfellow. Von Rudolf Doehn. — Romane und Erzählungen. Von Reinhard Mosen. — Zur Geschichte des Deutschthums in Ungarn. Von Walter Rogge. — Zur Geschichte der Denker. Von Friedrich von Baerenbach. — Ein neuer Schwabenspiegel. Von L. Mezger. — Feuilleton. (Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Henry Wadsworth Longfellow.

Am 24. März d. J. starb zu Cambridge bei Boston in Massachusetts der auf beiden Seiten des Atlantischen Oceans wohlbekannte und hochgefeierte Dichter Henry Wadsworth Longfellow, geboren am 27. Februar 1807 zu Portland im Staate Maine. Noch wenige Wochen vor seinem Tode waren ihm zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstage aus allen Theilen der Nordamerikanischen Union die herzlichsten Glückwünsche zugegangen. Der ebenfalls kürzlich verstorbene, mit der amerikanischen Literatur wohlvertraute Adolf Laun sagte von ihm: „Longfellow ist ein sinniger, gedankenreicher Dichter von großer Zartheit und Feinheit der Empfindung und einer reichen, durch die mannichfachsten Studien und Anschauungen genährten Phantasie."

Durch einen wiederholten längern Aufenthalt in Europa, namentlich auch in Deutschland, wo er kurze Zeit die Universität Göttingen besuchte, erwarb sich Longfellow eine genaue Kenntniß fast aller Literaturen Europas und wurde, indem er vielfach Stoffe und Scenerien für seine Dichtungen in der Alten Welt suchte und fand, ein geschickter und erfolgreicher Vermittler und Interpret des amerikanischen und europäischen Geistes. Adolf Strodtmann vermißt an vielen Schöpfungen seiner Muse „das Gepräge jener Originalität, welche den epochemachenden Genius kennzeichnet", und Laun spricht ihm nicht nur als Lyriker „das specifisch Nationale" ab, sondern geht sogar so weit, daß er von ihm behauptet, er sei „mehr ein europäischer als ein amerikanischer Dichter". Diese letztere Behauptung ist jedenfalls nicht stichhaltig, sie schießt über das Ziel hinaus, denn Longfellow würde bei seinen auf ihre nationalen Eigenthümlichkeiten sehr eifersüchtigen Landsleuten als Dichter nicht in so hoher Achtung stehen, wenn er es nicht verstanden hätte, in amerikanischem Geiste zu Amerikanern zu reden. Wir erinnern in dieser Beziehung, abgesehen von manchen seiner lyrischen Gedichte, nur an seine idyllisch-epischen Dichtungen „Evangeline", „Die Brautwerbung des Miles Standish" („The Courtship of Miles Standish") und „Hiawatha". „Evangeline" erschien im Jahre 1847 und ist von jener Zeit an bis auf den heutigen Tag ein Lieblingsbuch des amerikanischen Volks geblieben und wird es bleiben, so lange es noch treue Liebe gibt, während das Interesse an dem Indianer-Epos „Hiawatha" in Amerika merklich abgenommen hat. Die genannten drei Dichtungen sind wiederholt in die verschiedensten Sprachen übersetzt worden. „Die Brautwerbung des Miles Standish" darf wol als dasjenige Werk Longfellow's bezeichnet werden, welches die höchste Originalität bekundet. Einzelne Schilderungen darin sind von wahrhaft poesiereicher Schönheit, wie z. B. der achte, „Das Spinnrad" betitelte Gesang; und nirgends sonstwo ist es dem Dichter gelungen, eine so markige, wuchtige Gestalt zu malen wie die des Miles Standish. Der Stoff der Dichtung ist der ersten Colonialzeit entnommen und schildert die schweren Kämpfe, welche die auf der „Maiblume" nach Amerika ausgewanderten Puritaner in der neuen Heimat mit den wilden Indianern zu bestehen hatten. Die Hauptrollen in dem Gedicht, in welchem auch hier und da der Humor zu seinem Rechte kommt, sind dem tapfern Hauptmann Miles Standish, dessen Secretär und Freunde John Alden und der Priscilla, „dem lieblichen Mädchen von Plymouth", zugetheilt. Im übrigen ist Longfellow kein Freund von der Kriegsmusik in der Poesie und liebt das politische Lied nicht. Nur als im Anfang der vierziger Jahre in den Neuenglandstaaten die Abolitionsbewegung in Fluß kam

und der Befreiung der Negersklaven das Wort geredet wurde, entzog sich auch Longfellow dem Zuge der Zeit nicht und dichtete seine „Sklavenlieder" („Poems on Slavery"), die aber an Kraft und edlem Zorn nicht entfernt den geharnischten Freiheitsliedern des Quäkerdichters John Greenleaf Whittier gleichkommen.

In Bezug auf die drei oben erwähnten idyllisch-epischen Dichtungen mag noch erwähnt werden, daß zwei derselben, „Evangeline" und „Die Brautwerbung des Miles Standish", in Hexametern geschrieben sind. Wenn nun, wie Karl Elze meint, der metrische Genius der englischen Sprache noch in ausgeprägterer Weise, als dies bei den übrigen modernen Sprachen der Fall ist, vieles zu wünschen übrig läßt, so muß doch zugestanden werden, daß Longfellow es mehr als ein anderer englischer Dichter verstanden hat, den Hexameter in die englische Sprache einzuführen.

Longfellow kam schon früh, etwa vierzehn Jahre alt, nach Europa, und da er sich mit Eifer dem Studium der europäischen Literaturen hingab, so ist es nicht zu verwundern, daß der Einfluß europäischer Dichter auf ihn ein mächtiger und nachhaltiger war. Außer einigen Spaniern, Italienern und den Engländern Wordsworth, Keats, Shelley und Tennyson waren es vornehmlich deutsche Dichter, die ihn in hohem Grade anzogen und seinem dichterischen Genius eine bestimmte Richtung gaben. Er neigte sich vorzugsweise der Romantischen Schule zu, die dem Mittelalter huldigte und aus dem Diesseits in das Jenseits zu flüchten suchte. Seine Lyrik athmet ein subjectives Glauben, Hoffen und Lieben; und wenn er, wie die deutschen Romantiker, mit einer gewissen Vorliebe Themen katholisirender Tendenz wählte, so blieb er doch im Herzen stets ein guter Protestant. Das mystische Dämmerlicht des Mittelalters übte einen gewaltigen Zauber auf ihn aus; dies beweisen seine „Goldene Legende", seine „Göttliche Tragödie" („The Divine Tragedy"), die drei geistlichen Dramen, welche er unter dem Collectivtitel „Christus" herausgab und durch kurze Zwischenspiele (Interludes) zu verbinden suchte, sowie die „Neuengland-Tragödien". Durch seine schlichte Tiefe und Innerlichkeit und durch die Schwermuth, die gern bei dem unabwendbaren Tode verweilt, erinnert er lebhaft an Justinus Kerner; seine Muse hat den Duft des Morgens in den Locken, aber ihr Antlitz ist nur zu häufig vom Geisterhauch romantischer Felsenruinen angeweht. Fest wurzelnd auf dem Boden religiöser Gesinnung, ist er, wie Geibel, für nationale Freiheit begeistert und erscheint uns in seinen „Sklavenliedern" nach Form und Inhalt als ein Geistesverwandter Freiligrath's. Mit Uhland hat er die unschuldige Freude am sinnigen Naturleben und an den Sagen der Vorzeit gemein. „Er hört", wie Karl Knortz, der viele seiner Dichtungen trefflich übersetzt hat, ebenso wahr wie schön sagt, „die Bäume singen, die Sonnenstrahlen klingen und die Blüten sprechen. Er liest in der Natur, wie Lavater in Gesichtern. Seine Landschaften sind nicht düster und erstorben, obgleich er manchmal den Schatten eines Abgeschiedenen über sie gleiten läßt. An hochpoetischen Vergleichen ist er sehr reich. Wenn die Finsterniß der Morgenröthe weicht, so steht die Erde vor ihm wie eine Witwe, die ihren Trauerschleier abgeworfen hat. Mit ihren silbernen Strömen und bleiernen Nebeln ist sie ein mit Silber eingefaßter Schild, und der den Schornsteinen entspringende Rauch ist eine Gespensterschar, die in der Luft verschwindet. Die Blumen nennt er die Sterne der Erde, da sie ihm dasselbe mit den Sternen des Himmels offenbaren. Der Ocean ist ihm ein Greis mit feurigem, schwer zu controlirendem Jünglingsherzen, das nie zur Ruhe kommt; mit dem Wogen der Brust hebt sich zitternd sein weißer Bart, der Wellenschaum. Das Leuchthaus erinnert ihn an St.-Christoph, der über das Wasser schreitet, um die Seeleute zu retten. Frohe Kinder sind ihm lebendige Gedichte, gegen die alle Balladen, die jemals gesungen und gesagt wurden, klanglos verhallen. Den bleichen Mond vergleicht er mit einer schönen Heiligen, die mit nackten Füßen über die heißen Gestirne schreitet, um die Feuerprobe ihrer Reinheit und Heiligkeit abzulegen."

Für Amerika hat Longfellow, wie schon oben angedeutet, in vieler Hinsicht das geleistet, was Herder für Deutschland leistete. In beiden schlug eine stark kosmopolitische Ader, und wie Herder in seinen „Stimmen der Völker" die deutsche Nation auf die Universalität der Poesie hinwies, fremde Dichtungen in Deutschland heimisch machte und im Verschmelzen des Eigenen und Fremden eine seltene Gabe der Aneignung und Reproduction offenbarte, so ist Longfellow durch seine Sammlung „Poets and Poetry of Europe" und durch viele andere seiner Dichtungen ein mächtiger Culturvermittler zwischen der Alten und Neuen Welt geworden. Sagte er doch einmal selbst: „Was das Beste in den großen Dichtern aller Länder ist, das ist nicht das nationale, sondern das universale Element in ihnen. Ihre Wurzeln sind in ihrem Heimatslande, aber ihre fruchttragenden Zweige bewegen sich in einer kosmopolitischen Luftsphäre."

Zum Schluß noch die Bemerkung, daß Longfellow bei aller Hinneigung zum gefühlsseligen, schwärmerischen Romanticismus doch auch ein begeisterter Lobredner der Arbeit und der energievollen That war; dies beweisen unter anderm seine Gedichte „Der Dorfschmied", „Ein Lebenspsalm" und „Nürnberg". Die Schlußverse des letztgenannten Gedichts lauten:

Und so nimm denn hin, o Nürnberg, dieses anspruchslose Lied,
Das aus fernem West ein Wandrer sang und aus den Thoren zieht.
Sah er doch aus Pflasterfugen sprossen Nürnbergs schönste Blum',
Arbeit, deinen alten Adel, — Arbeit, deinen Weltenruhm.

Die irdischen Ueberreste des Dichters wurden am Sonntag, 26. März, auf dem Mount Auburn-Friedhofe in Cambridge zur Ruhe bestattet.

Rudolf Doehn.

Romane und Erzählungen.

1. Gräfin Emmy. Roman von Franz Ziſtler. Leipzig, Schulze u. Comp. 1880. 8. 4 M.
2. Galiziſche Geſchichten. Novellen von Sacher-Maſoch. Neue Folge. Bern, Frobeen. 1881. 8. 3 M.
3. Louiſiana. Von Frances Burnett. Autoriſirte Ueberſetzung. Berlin, Kogge u. Fritze. 1881. 16. 3 M.
4. Die Würger von Paris. Eine Geſchichte von neulich. Nach Adolphe Belot von Emile Vacano. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 7 M.
5. Kin-ku-ki-kuan. Neue und alte Novellen der chineſiſchen 1001 Nacht. Deutſch von Eduard Griſebach. Stuttgart, Kröner. 1880. 12. 3 M.
6. Im Lenz geknickt. Proben aus dem geiſtigen Nachlaſſe Ludwig Stifter's von Müller aus Guttenbrunn. Linz, Ebenhöch. 1880. 8. 2 M.
7. Inge von Rantum. Eine ſylter Novelle von E. Oswald. Frankfurt a. M., Dieſterweg. 1881. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.
8. Meerumrauſcht. Bilder und Silhouetten von B. P. Möller. Tondern, Drohſe. 1879. 12. 1 M. 80 Pf.
9. Der Storch von Nordenthal. Ein wahrhaftiges Märchen erlebt und erzählt von L. Walesrode. Zweite Auflage. Stuttgart, Spemann. 1881. 16. 3 M.
10. Träumereien an franzöſiſchen Kaminen. Märchen von Richard Leander. Zwölfte Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. 12. 2 M.

Der Roman „Gräfin Emmy" von Franz Ziſtler (Nr. 1) ſchildert mit einigem Geſchick die Gefahren, welche einem jungen Mädchen beim Betreten der Bühnenbreter drohen, doch iſt es dem Verfaſſer (er ſagt ja ſelbſt, daß er Franz heiße, während wir nach Lektüre des Buchs viel eher auf eine Franziska ſchließen würden) nicht gelungen, dem oft benutzten Vorwurfe ein neues Intereſſe beim Leſer zu ſchaffen. Rührend lieblich iſt die Kinderfigur der kleinen Marie empfunden und ausgeführt, ſehr unwahrſcheinlich iſt dagegen die Menſurgeſchichte. Der Stil iſt reich an Härten, z. B.: „Ronneck las den Brief und reichte ihn dann über ihre Aufforderung der alten Frau"; „Es wird mich freuen, Sie zu begegnen", oder „Ich habe Schlaf"!

Den Inhalt der Neuen Folge „Galiziſcher Geſchichten" von Sacher-Maſoch (Nr. 2) bilden ſieben kleine Skizzen und Erzählungen und eine größere Geſchichte: „Vom Baume des Schweigens". Erſtere ſind hübſch und draſtiſch geſchrieben; doch läßt ſich kaum leugnen, daß andere Erzählungen des Autors von weniger, ſagen wir einmal moraliſchem Anſtrich ſich amuſanter leſen als dieſe ehrbar vorgetragenen Geſchichten. Die letzte des Bandes iſt eine tolle Poſſe, die zuweilen recht ſtarke Anforderungen an die Leichtgläubigkeit des Leſers ſtellt. Das Sujet iſt gut erfunden. Pan Paltſchinski hat vor zwei Jahren ein Kind aus dem mit Treibeis gehenden Dnjeſter gerettet und ſich dabei ein Halsübel zugezogen, das nach Ausſage des Arztes nur geheilt werden kann, wenn der Patient ein ganzes Jahr lang nicht ſpricht. Er verſpricht, „ſeinem ehemaligen Lehrer und jetzt ſeinem zweiten Vater", dem pastor loci, eidlich, dies ſchwere Werk zu vollbringen, und kommt dann zur Cur in das kleine Karpatenbad Jurowa, wo er natürlich durch ſeine Schweigſamkeit auffällt und bald in höchſt komiſche, theilweis auch faſt tragiſche Situationen geräth. Schließlich führt er aber doch die ſchöne Faniska als Braut heim, und das Jahr geht ja auch endlich einmal zu Ende. Gewagt iſt in der Geſchichte, daß Paltſchinski den neugierigen Badegäſten den Grund ſeines unverbrüchlichen Schweigens nicht bald nach ſeiner Ankunft auf der Schreibtafel, die er ſonſt immer zur Hand hat, mittheilt. Freilich wäre dann die Geſchichte nicht möglich geweſen und die Literatur um dieſe Erzählung Sacher-Maſoch's ärmer. Wollte der Verfaſſer dieſelbe aber nun einmal gern vom Stapel laſſen, ſo hätte er ſeinem Helden ſelbſt doch einen ſtärkern humoriſtiſchen Zug ſtatt eines unerquicklichen Anſtrichs von Sentimentalität geben ſollen.

„Louiſiana" von Frances Burnett (Nr. 3) iſt eine ſehr hübſche Studie, die nur dann und wann durch überwuchernde Empfindſamkeit geſtört wird. Es handelt ſich um ein junges Mädchen und ihren Vater, den Farmer Rogers in Nordcarolina, den ſie vornehmern Badebekanntſchaften gegenüber faſt verleugnet hätte. Der alte Mann hat es wohl gemerkt und ſucht nun ſeinem einzigen Kinde, obgleich dies längſt nicht mehr danach verlangt, das altmodiſche Heim ſo nobel und elegant wie möglich zu machen, wenn ihm auch das Herz dabei brechen will, von allen Erinnerungen und Gewohnheiten aus der Zeit, wo er noch ſeine Frau Janthy hatte, ſcheiden zu müſſen. Er ſchließt auch bald die müden Augen und läßt ſeine Tochter in ſchwerer Bekümmerniß zurück, die ſich ſchließlich durch Louiſiana's Verbindung mit ihrem Geliebten löſt. Sehr hübſch ſind Vater und Tochter gezeichnet. Es iſt durchaus nicht albern und abſtoßend ausgeführt, wie letztere ſich einmal vor dem eleganten, liebenswürdigen Geſchwiſterpaar Ferrol ihrer einfachen Herkunft ſchämt und faſt pietätlos handelt; es iſt ſehr hübſch, wie mildherzig der alte Mann das aufnimmt und ſich beſtrebt, die unausgeſprochenen Wünſche ſeines Lieblings zu erfüllen; ſehr ernſt und gerecht iſt die Sühnung jenes kindlichen Unrechts, das mehr in Gedanken als in der That begangen war. Der Schluß iſt durch die trefflich gezeichneten Figuren der Verwandten Rogers' belebt, unter denen Frau Nance ſich vor Fritz Reuter's Frau Nüßler nicht zu ſchämen braucht. Die Ueberſetzung iſt nicht ſehr zu loben, da ſie nicht frei von Anglicismen iſt (z. B.: „es handelt ſich nicht um, was er gethan hat"), und es iſt ſehr zu wünſchen, daß Paul Jüngling ſich in ſeiner Ueberſetzungskunſt noch vervollkommne, ehe er mit ſeiner Ueberſetzung der beiden großen Romane der Dichterin: „Lass o' Lowries" und „Haworths", hervortritt. Er iſt das ſchon dem Genius von Frances Hodgſon Burnett ſchuldig,

und erst dann wird man ihm für die Vermittelung der Bekanntschaft mit dieser bedeutenden Schriftstellerin danken können, wie dies mancher deutsche Leser der „Louisiana" gewiß schon jetzt gern thun möchte.

Wenn Emile Vacano (Nr. 4) die Bearbeitung eines Romans von Adolphe Belot unternimmt, kann man allerdings auf mancherlei Erstaunliches und Erregendes gefaßt sein; dennoch wird sich der Leser dieser „Würger von Paris" immer von neuem entsetzen, wenn er findet, daß es sich in Vacano's Bearbeitung weniger um die Erdrosselung des Kapitäns Guérin, als um Strangulation der deutschen Sprache handelt. Alle Bedenken, die wir gegen die bisher besprochenen Bücher in dieser Hinsicht äußern mußten, schrumpfen hiergegen zusammen. Es finden sich eine große Menge fieberhafte Fehler und Plumpheiten, wie solche kaum in der liederlichsten Uebersetzung eines pariser Modestücks für deutsche Musterbühnen zu finden sind. Inhaltlich bietet das Buch, wie das von Belot nicht anders zu erwarten ist, viel derbe Kraft realistischer Schilderung und Spannung neben schneidiger Ironie; doch speculirt es in Anlage und Durchführung der Erzählung von der Ermordung Guérin's und der Verfolgung und Ergreifung seiner schlauen Mörder, der Titelhelden des Buchs, so sehr auf den allergewöhnlichsten Hunger des Publikums der mit scharfgewürzten Conserven versehenen Leihbibliotheken, daß es sich im Grunde der ernsthaften Kritik entzieht und diese sagen muß: das einundachtzigste Kapitel dieses zweibändigen Romans ist bei weitem das beste, weil es nur anderthalb Seiten lang ist.

Die Gabe, die Eduard Grisebach mit seinen neuen und alten Novellen aus dem „Kin-ku-ki-kuan" (Nr. 5), der 1001 Nacht der chinesischen Literatur, bietet, wird wol wenig Liebhaber finden, da die Geschichten gar zu seltsam und fremd anmuthen. Es wäre jedenfalls besser gewesen, wenn der Bearbeiter die weitschweifigen Erzählungen ein wenig gekürzt, und besonders wenn er Ausdrücke wie „Visitenkarte" u. a., die zu speciell mit Gebräuchen europäischer Gesellschaft verbunden sind und die Localfarbe stören, vermieden hätte. Die interessantesten der vier Geschichten sind die dritte und vierte: „Die ewige Rache des Fräulein Wang-Kiau-Luan" und „Die Geschichte Tschuang-söng's und seiner Gattin Tiän-schi", welche letztere an die Geschichte der Matrone von Ephesus anklingt. Einzelne der in die Erzählungen verwobenen Stanzen sind übrigens zu starker Taback, und namentlich hätten die beiden Stanzen, die ein Mädchen ihrem Geliebten sendet, und welche beginnen: „Da wir vergangene Nacht zusammenruhten, begab sich das glückliche Ereigniß", gemildert werden müssen. Denn was diesem vielversprechenden Anfang des Gedichts folgt, geht über alle Erwartungen und alle Schicklichkeit weit hinaus. Und es ist sehr zu bezweifeln, ob Goethe, dessen Urtheil über einen chinesischen Roman die von Grisebach beigegebene „literarische Notiz" einleitet, auch durch diese Geschichten an seine Dichtung „Hermann und Dorothea", wie er bei jener Gelegenheit zu Eckermann am 31. Januar 1827 geäußert hat, erinnert worden wäre. Auch was Goethe dort sonst sagt, paßt auf diese von dem Verfasser des „Neuen Tanhäuser" dargebotenen Geschichten nur in sehr wenigen und vereinzelten Fällen. Viel Interessantes bieten die zahlreichen beigefügten Anmerkungen.

Die „Proben aus dem geistigen Nachlasse Ludwig Stifter's", die Müller aus Guttenbrunn mit einer biographischen Einleitung versehen und unter dem Titel „Im Lenz geknickt" (Nr. 6) herausgegeben hat, bestehen aus einer Novelle, einem Bogen Gedichte und einer Schiller-Festrede, gehalten im Rosengarten, 10. November 1878. Sie geben Zeugniß davon, daß mit diesem jungen, 1879 zu Linz gestorbenen Lehrer, einem Vetter Adalbert Stifter's, ein wenn nicht bedeutendes, doch liebenswürdiges und beachtenswerthes Talent untergegangen ist. Es kommt uns hier auf die Novelle an (die Lieder und Reden sind ziemlich unbedeutend), die den nicht sehr geschmackvollen Titel führt: „Glück und Glas — wie leicht bricht das!" Sie spielt im Anfang der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts in der landesfürstlichen Stadt Freistadt und ist hübsch und anschaulich erzählt, wenn auch zuweilen auf verbrauchten und wurmstichigen Motiven, wie z. B. in der Gartenscene des zweiten Kapitels, aufgebaut. In Ton und Führung der Novelle ist übrigens Gutzkow's Einfluß auf das Talent des jungen Poeten unverkennbar; die culturhistorische Färbung ist wohlgelungen und die Schilderung von Localitäten und Scenen frisch und lebendig. Ich führe hier ein Beispiel solcher Schilderung an:

> Die Straße, die sie gingen, mündete nunmehr auf den Stadtplatz, der in sonniger Mittagsruhe lag, die nichts unterbrach als das Plätschern der vier Strahlen hellen Wassers, welche pausbäckige Engel dort am Stadtbrunnen dicht unter den Füßen des steinernen Muttergottesbildes in das geräumige Becken pusteten, daß aus demselben die Tropfen hochauf zurückstiebten und im Glanze des vollen Lichts funkelten.

Die sylter Novelle „Inge von Rantum" von E. Oswald (Nr. 7) verdient gewiß aufmerksame Beachtung, doch ist ihr Verdienst von einigen Seiten ziemlich stark überschätzt worden. Namentlich ist es die männliche Hauptfigur, der Dichter Hans Lassen, mit dem sich Referent doch nur schlecht hat befreunden können. Dieser recht unfertige Poet kokettirt auf wirklich widerliche Weise mit seinem bischen Kunst, in der er es doch zu keiner runden und vollen Leistung bringt, und wenn es auch Absicht des Verfassers oder vielmehr der Verfasserin gewesen sein mag, Lassen als einen unfertigen, ungeklärten Charakter zu schildern, so soll doch unser Interesse für ihn erweckt werden; Sympathie kann man aber mit solchem geckenhaften Talentstutzer nicht haben, und eine solche Figur verdient keinen tragischen Untergang, sondern viel eher den Stempel der Lächerlichkeit. So wenn er vor Inge, die übrigens in ihrer herben Reinheit eine vortrefflich gezeichnete Gestalt ist, auf seine Schnelligkeit im Verse-

machen sich etwas zu gute zu thun scheint, oder wenn er sich bei seiner poetischen Arbeit, welche die alte Sage vom Meerkönig Ekke und der schönen Inge von Rantum behandelt, so zu lagern weiß, daß ihn die vor dem Wirthshause Kaffee trinkende Curgesellschaft nothwendig sehen muß oder soll!

Bedeutend besser und wirkungsvoller sind die andern Figuren, voran die junge Schifferswitwe Inge und das russische Fräulein Sascha Kryloff, zwischen welchen beiden Lassen's Herz gleich Heine's „grauem Freunde" schwankt. Letztere, welche Inge nachstehen muß, ist mit ihrer Heißblütigkeit in einem Briefe des Malers Friedauer sehr stark verzeichnet. Er, der sie selbst liebt, schreibt von ihr:

Fräulein Kryloff spielte Croquet und schleuderte die Ringe beim Reifspiel höher in die Luft als alle übrigen; aber sobald sie sich unbeobachtet glaubte, warf sie sich ins Gras und zerpflückte und zernagte, was ihr von Halmen und Blumen in die Finger kam, mit einem Gesichte! . . . Herr von Trebnitz sagte einmal sehr passend: „Sie sehen mich wahrhaftig an, als wäre ich Ihr Grauschimmel, der sich nicht gutwillig peitschen lassen wollte."

Das paßt ebenso schlecht zu den Regeln des Croquet wie zu dem stillen Codex über die Grenzen des Schönen.

Nicht recht angebracht erscheint, daß die meisten Kapitel als Ueberschrift je eine Zeile aus Lassen's Dichtungen tragen; solche Ueberschriften sollten nur aus bekannten Dichtungen entnommen werden, da sie doch keinen andern Zweck haben können, als die Situation durch Reminiscenz an eine ähnliche deutlich zu markiren. Trotz alledem ist „Inge von Rantum" ein beachtenswerthes Buch und seine Verfasserin ein vielversprechendes und hoffentlich noch mehr vollbringendes Talent.

Die „Bilder und Silhouetten", in denen B. P. Möller unter dem Titel „Meerumrauscht" (Nr. 8) seine Heimat Sylt schildert, bieten in anspruchsloser Form viel Interessantes in Schilderung, Geschichte und Sagen, unter letztern auch die schon erwähnte Sage von Ekke und Inge in etwas anderer Version. Allen, die Sylt kennen oder kennen lernen wollen, wird das inhaltreiche, mit Wärme und Liebe geschriebene Büchlein eine willkommene Gabe sein.

Ludwig Walesrode's wahrhaftiges Märchen „Der Storch von Nordenthal" (Nr. 9) tritt, nachdem geraume Zeit seit seinem ersten Erscheinen verflossen ist, in neuer Auflage vor das Publikum. Es beruht bekanntlich auf einer Jugenderinnerung und der freundschaftlichen Beziehung des Verfassers zur Familie Hillmann auf Nordenthal bei Marggrabowa und wirkt erquicklich durch den Hauch reinen und echten Gefühls, der das Ganze durchzieht; doch wäre es hübscher gewesen, wenn das den Epilog bildende Widmungsmärchen zu Anfang des Buchs gestellt, oder noch besser, wenn das letztere so umgearbeitet wäre, daß dies Widmungsmärchen die einleitenden Kapitel gebildet hätte. Uebrigens sind die Stellen und Beziehungen des Märchens, welche sich der Novelle nähern, viel ansprechender als die Züge des eigentlichen Storchmärchens, die nicht schlicht und ungekünstelt erscheinen und oft zu scharf in das Gebiet der Satire hinübergreifen. Das Nachwort gibt wehmuthsvollen Bericht von dem Scheiden der lieben Freunde des Verfassers und rührt auch den, der diese vortrefflichen Menschen nicht persönlich gekannt hat, durch die schlichte Wehmuth seines Ausdrucks. Des Vorworts zur zweiten Auflage erwähne ich nur darum hier noch speciell, weil ich nicht unterlassen möchte, einen recht fröhlichen Satz echten Humors daraus zu citiren. Walesrode bricht nämlich eine Lanze gegen die neue deutsche Reichsorthographie und sagt:

Aber nimmermehr werde ich mich dazu verstehen — selbst auf die Gefahr hin, in die orthographische Reichsacht erklärt zu werden —, „Athem" anders als mit einem h zu schreiben, das mir hier eine wirkliche Aspiration im physiologischen Sinne bedeutet. In diesem h haucht uns aus voller geschwellter Brust das Leben an. Wie orthographisch engbrüstig erscheint dagegen der „Atem"! Meinen letzten „Atemzug" mag man meinetwegen ohne h schreiben.

Da das Büchlein sehr elegant ausgestattet ist, sei auch dies noch lobend erwähnt.

Von Richard Leander's „Träumereien an französischen Kaminen" (Nr. 10) genügt es hervorzuheben, daß diese reizenden Märchen in zwölfter Auflage vorliegen und also auf dem besten Wege sind, das zu werden, was sie zu sein verdienen: ein deutsches Hausbuch. Richard Leander weiß uns in das echte, richtige Märchenland zu führen, wo die Quellen durch den Waldgrund rauschen und die Vögel um die duftigen Blumen singen, welche uns in der Kindheit lieb und vertraut waren. Nur Nr. 9: „Eine Kindergeschichte", in der man zu sehr an das Natürlich-Abschreckende einer lange begrabenen Leiche erinnert wird, und Nr. 22: „Der alte Koffer", eine Erzählung, die zu sklavisch sich nach dem Muster Andersen's richtet, während Richard Leander in eigenem Original Besseres zu bieten hat, könnten in Zukunft lieber fortgelassen werden.

Reinhard Mosen.

Zur Geschichte des Deutschthums in Ungarn.

Zipser Geschichts- und Zeitbilder. Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte von S. Weber. Mit fünf Ansichten und einer Tafel Siegelabbildungen. Leutschau, Seeliger. 1880. Gr. 8. 4 M.

In einer Zeit, wo die Deutschenhetze in Ungarn in vollem Schwange steht, sodaß erst Graf Szechenyi aus Berlin eine Mahnung Bismarck's an Tisza überbringen mußte, um das deutsche Theater in Pest zu retten, haben Bücher wie das vorliegende neben ihrem unzweifelhaften

historisch-ethnographischen Interesse auch noch einen hohen patriotisch-nationalen Werth. Hat doch erst ganz neuerdings Löher in seinem vielbesprochenen Buche „Die Magyaren und andern Ungarn" geschrieben: „Aller Welt ist es bekannt, daß sich die zipser Deutschen in Ungarn durch ihr redliches, arbeitsames, geschicktes und tüchtiges Wesen höchst vortheilhaft auszeichnen wie nicht minder durch löbliches Wissen, durch artigen Witz, Neugierde und Fröhlichkeit des Herzens." Er bestätigt mit diesem Lobe nur, was andere vor ihm gesagt. So vor drei Viertel Jahrhunderten der Deutsche Melzer und der Magyar Bredetzky. „Die zipser Sachsen sind arbeitsam", schreibt der erstere, „sie sind gastfrei, lieben die Gesellschaft und sind in ihren Sitten einfach, mäßig und keusch; Talente zum Studiren und tiefen Nachdenken wie auch zur Erfindung können ihnen nicht abgesprochen werden; ihre Religiosität ist ebenfalls bekannt." Nicht minder günstig urtheilt Bredetzky: „Sie sind lebhaft, abgehärtet, scheuen keine Mühseligkeit, haben blaue, freundliche Augen, viel Einbildungskraft; sie gehören einer einfachen, redlichen, religiösen und sparsamen Menschenklasse an, die ihre Cultur zum Theil den deutschen Brüdern zu verdanken hat." In frühern Zeiten erklärte ein Deutscher, Maukisch: „Festigkeit des Körpers und dauerhafte Gesundheit kann man dem Zipser nicht absprechen; wer von gesunden Aeltern geboren und in der Jugend nicht verzärtelt worden ist, hat gewöhnlich eine gute Bildung und bleibt gesund, wenn nicht gewaltsame Zufälle eintreffen." Ebenso meinte der Ungar Bel: „Die Zipser seien von mittelgroßer, aber compacter Statur; sie erreichen meistens ein hohes Alter in gesunder Luft und bei fortwährender Arbeit, die vor Verweichlichung bewahrt." Leider muß Pfarrer Weber nun selbst bekennen, daß auch diese deutsche Oase auf dem Gebiete der Stephanskrone im Verschwinden ist: allerdings in erster Linie durchaus nicht aus Anlaß des magyarischen Chauvinismus, auch keineswegs zu Gunsten des die Hegemonie beanspruchenden Volksstamms. Vielmehr spielt dabei die Hauptrolle die alles nivellirende Zeit, welche provinzielle Abweichungen überall auslöscht; dann die Vervielfältigung der Communicationsmittel, indem die Erleichterung des Verkehrs die Einwanderung der Slawen aus den benachbarten Comitaten derartig fördert, daß dieselben schon heute weit über 50 Procent der Gesammtbevölkerung ausmachen. Viele Beispiele sprechen dafür, daß Magyaren sowie Deutsche, wo sie mit den Slawen in Berührung kommen, nicht nur nicht die Stärkern, sondern nicht einmal im Stande sind, den Einflüssen des slawischen Elements zu widerstehen. So unterliegen die eingewanderten Sachsen in der Zips den Slawen, wie in Siebenbürgen den Rumänen.

Die ersten Könige Ungarns hatten ein lebhaftes Interesse, die Zipser in ihrem Deutschthum zu schützen: den Sachsen von Schmögen verbot König Bela, Grund und Boden an andere als an Deutsche zu verkaufen. Als aber allmählich der Schutz von oben her aufhörte, erhielt das Slawenthum fortwährend neuen Zuwachs durch die wiederholten Einfälle der Hussiten in die Zips. Eine ganze Reihe von Städten, darunter auch Schmögen, die sich in ihrem heutigen Slawenthum ihres deutschen Ursprungs gar nicht mehr erinnern, waren vordem rein deutsch. So wurde im Laufe der Zeit die Sprachgrenze gegen Liptau, Gömör und Saros immer mehr eingeengt und das Slawenthum immer weiter vorgeschoben: ein Entwickelungsproceß, der noch keineswegs zum Stillstand gebracht ist. Auf den 4003 Quadratkilometern des zipser Comitats, dessen Hauptort Leutschau ist, wohnen in 222 Städten und Dörfern 175061 Menschen, die an Steuern, den Ertrag der Monopole natürlich nicht eingerechnet, rund 900000 Fl. jährlich entrichten. Von den Einwohnern aber sind nur 61361 Deutsche und gar blos 1326 Magyaren; die übrigen gehören, mit Ausnahme von 5 Individuen anderer Nationalität, dem slawischen Stamme an: 88299 Slowaken und 24158 Ruthenen. Der Confession nach sind 111113 römische und 23044 griechische Katholiken (eben die Ruthenen), 35810 Lutheraner und 299 Calvinisten, 10 Nazarener, 4 Methodisten, 4 Griechische, 2 Unirte und 4772 Israeliten. Zieht man die letztern von den Deutschen ab, so würden deren gar nur 56589 bleiben, was also noch kein Drittel der Gesammtbevölkerung ausmacht.

Die fetten Weiden, die in die dichten Waldungen der Zips eingesprengt sind, benutzten schon die Römer: in den Forsten, den beliebtesten Jagdrevieren der ungarischen Könige, ertönten die Jagdhörner der ersten Arpaden oft genug. Für den Namen des Landes „Zipsen" gibt es der spielenden Wortableitungen verschiedene. Die Magyaren hätten bei ihrem Vordringen in die Gegend entzückt ausgerufen: „Szebb ez" (Das ist schöner); die Deutschen hätten das Land „Zipfel" genannt, weil es der Endpunkt des Reichs war; der Name komme vom lateinischen „sepes", Umzäunung, weil das Gebirge das Comitat rundum einsäumt. Auch ein alter deutscher Volksstamm, Karpen oder Cyrpen, wird als Ursprung des Worts angenommen: denn nach den Römern kam der slawische Stamm der Sarmaten, auf den dann Zuzüge der Karpen, Gepiden und Gothen folgten, um ihrerseits wieder durch die Hunnen verdrängt zu werden, „entsetzliche Scharen aus Hochasien, so roh und ungestalt, daß man sie kaum für Menschen hielt". Als die wahrscheinlichste Ableitung wird heute die von der Wurzel „Gepiden" betrachtet, die ihren Wohnsitz Cephusium nannten, wie denn auch die Inschriften der ältesten Comitats-, Kirchen- und Städtesiegel lauten. Ernste Culturarbeit aber nahm in der Zips erst mit der Einwanderung der Deutschen ihren Anfang. Hungersnoth und Pest, die Bedrückungen Heinrich's des Löwen, endlich Dammdurchbrüche am Niederrhein sollen die deutschen Emigranten aus ihrer sächsischen und flandrischen Heimat vertrieben haben. Gewiß ist, daß schon Karl der Große Sachsen nach der Grafschaft Zipsen am Berge Krapak oder Karpath verpflanzte. In viel größerm Umfange wurden dann die Einwanderungen namentlich unter Stephan I. ums Jahr 1000 fortgesetzt durch die Gemahlin des Königs, Gizella, Tochter

des Herzogs Heinrich von Baiern; dann unter Stephan II., besonders unter Geysa II. um 1150 und unter Bela IV. um 1250. Als nun im 12. Jahrhundert die sächsischen Niederlassungen bleibender und häufiger wurden, fielen immer größere Massen bemooster Baumstämme unter sausenden Axthieben; der Pflug zog immer weitere Furchen in die frischen Rodungen; in den brachliegenden Felsen erklang der Schlägel des Bergmanns. In meilenlanger Ausdehnung entstanden nach amerikanischer Art Reihen von Colonisten- und Blockhäusern, wo der Ansiedler inmitten seiner Aecker, Wiesen und Wälder mit seinem Vieh unter einem Dache wohnte, aber auch das Handwerk bald seine Stätte fand. Heute hat die Zips immer noch auf je 1000 Joch 391 Joch Wald: das Ackerland beträgt 260048, der Wiesengrund 67917, die Weide 55573 Joch.

An der Spitze des Comitats Zipsen, dessen Adel seine Generalcongregationen anfangs in Kirchdrauf, später in Leutschau oder auch in Käsmark abhielt, standen von 1202 bis auf den heutigen Tag 62 ungarische Magnaten als Obergespane, darunter von der Mitte des 15. Jahrhunderts etwa sieben Decennien lang die Zapolyas, dann die Thursos, endlich seit 1638 die Grafen Csaky als erbliche Obergespane. Diese fortlaufende Reihe ward nur unter Joseph II., unter dem Bach'schen Interregnum, und gleich darauf wieder unter dem Schmerling'schen Provisorium unterbrochen, da August Graf Csaky, der 1860 nach Erlaß des Octoberdiploms seine alte Familienwürde übernommen, sie sofort wieder niederlegte, als ein Militärrégime in Ungarn eingeführt ward. Erst 1867, nach Reactivirung der Verfassung, ging das Amt eines Obergespans auf Albin Grafen Csaky über. Eine vom Comitat unabhängige Stellung nahmen aber die 24 königlichen Städte — civitates regales Scepusienses — ein, deren erste, Bela, schon 1072 von Bela I. gegründet sein soll. Auch nachdem die beiden bedeutendsten, Leutschau und Käsmark, unter die königlichen Freistädte, mit dem Recht, den presburger Landtag zu beschicken, aufgenommen waren, blieb die Zahl 24 durch Einreihung zweier anderer Orte aufrecht erhalten. Diese königlichen Städte nun waren die vorzüglichsten Wohnsitze der privilegirten zipser Sachsen, die als gern gesehene Gäste, hospites, häufige Niederlassungen gründeten. „Den Deutschen", schreibt Anton von Szirmay, „verdanken die meisten adelichen Familien ihre Abkunft, die königlichen Städte ihre Begründung, die freien Künste und Gewerbe ihren Fortschritt, darum heißt der neuere Magyar den Deutschen seinen Schwager. Wir haben sie schon seit neun Jahrhunderten unter uns: sie kamen nicht mit Gewalt in unsere Mitte, sondern wir beriefen sie und theilten mit ihnen brüderlich unsere Aecker, Weingärten und unser Brot, wir gaben ihnen unsere Töchter und sie uns die ihrigen, unser Blut ward mit dem ihrigen vermischt." Unter allen Königen erfreuten die „Gäste" sich einer günstigen Aufnahme.

So standen denn nach der Sachsen Ordnung und Freiheit die 24 zipser Städte unter ihrem jeweiligen Sachsengrafen und unter frei nach Sachsenbrauch gewählten Richtern. Schon „Anno 1241" berichtet der zipser Chronist über den Einfall der Mongolen: „Bey Regierung des Ungarischen Königs Bela des vierten ist Bathus, ein König der Tartarn, mit 500000 gewehrter Mannschaft ins Ungarland durchreissen, mit aller Macht bis auf Pest und Ofen kommen, wieder welche, als der König kriegete, ist er überwunden worden, in welcher Schlacht die gantze ungrische Kriegsmacht umkommen ist. Es blieben aber die Tartarn damals in Ungarn fast 3 Jahr, unter welcher Zeit die Leuthe weder saen, noch erndten konnten, sondern sich hin und her in den Wildnissen aufhalten musten, da auch fast der meiste theil Hungers gestorben. Als hat sich der Sachsen der 24 Städte ihr Graf nach zeitig gepflogenem Rath, mit allen Richtern, gemeinden und Pöbel auf den Schauberg begeben (bei Kapsdorf), denselben befestiget und mit einer Mauer umschauzet und in die drey Jahr mit allem Wolck, gesinde, Wieche und andern Hausrath erhalten, gewehret und unverletzet geblieben. Es war selbiger Berg noch nicht so mit Bäumen umgeben wie jetzo; auch haben sie ihnen allda eine Kirche gebauet und mit Mauern umfasset, und diese Kirch wird genannt Capitulum Lapidis refügii — Kapitel vom Zufluchtsstein." Erst nach dem Abzuge der Mongolen kamen die auf dem Zufluchtsstein verrammelten Sachsen herab und gründeten 1245 Leutschau, das seinen Namen von dem dort errichteten Wachthause führen soll: „Denn weil die Tartarn gedreyet wiederzukommen, wie den auch geschehen war, als hat man von der Höhe die Baulcüthe und Bürger der Stadt gewarnt, indem sie laut geschryen und gerufen: «Leuth schaut, gebt achtung, stellet euch zur Wehr, der Feind kommt!»"

Zusammengefaßt und erweitert wurden die Privilegien der zipser Sachsen durch den Freibrief Stephan's V. vom Jahre 1271, ein Gegenstück des Diploms, das Andreas II. ihren Stammesgenossen in Siebenbürgen ein halbes Säculum früher verliehen. Gegen Entrichtung eines Grundzinses von 300 Mark feinen Silbers jährlich waren sie von allen andern Abgaben frei; Heeresfolge hatten sie in Zeit der Noth mit 50 Mann zu leisten, auch bei dem Empfange und der Begleitung des Königs in der Zips mitzuwirken. Frei wählten sie ihren Grafen, der sie mit 24 Richtern nach Sachsenrecht richtete, sowie ihre Pfarrer, denen der Zehnt überlassen ward; außerhalb ihrer Provinz durften sie von keinem Menschen, weß Ranges und Standes er sei, und auch vor keinen andern Richterstuhl citirt werden. Sie erhielten Fisch- und Jagdgerechtigkeit in Wäldern und auf Feldern; sie durften Wälder ausroden und in Aecker verwandeln, mit Wahrung des königlichen Rechts Mineralien suchen und Metalle bereiten. Mit einer Erhöhung des Zinses auf 1400 Mark, was auf eine starke Vermehrung der Sachsen und ihrer Gemeinden schließen läßt, bestätigte Karl I. von Anjou 1328 alle diese Privilegien, sämmtliche Städte, Märkte, Dörfer und Meierhöfe einzeln aufzählend.

In diesen mächtigen Bund der 24 blühenden Städte

erfolgte um 1412 ein unheilbarer Riß mit der Verpfändung von 13 Städten an Polen, bei dem sie 360 Jahre blieben. Eine glänzende Perle war aus der Krone Ungarns gerissen, und der frühere einige Städtebund konnte auch nicht annähernd wiederhergestellt werden, als die erste Theilung Polens unter Maria Theresia das verpfändete Gebiet an Oesterreich zurückbrachte. Vierthalb Jahrhunderte hatten nicht nur jeden geistigen und nationalen Zusammenhang zwischen den einstigen Schwesterstädten zerstört; bis 1772 waren auch die 11 bei Ungarn verbleibenden Städte, zum Theil sehr schnell, zu Dörfern herabgesunken und Adelichen verpflichtet worden, sodaß sie die Rechte und Freiheiten der Sachsen verloren hatten. Das aus Agram datirte Pfanddiplom bestätigte, daß König Sigismund von König Wladislaw von Polen 37000 Schock breiter böhmischer Groschen — etwas über 100000 Fl. ö. W., in einer Zeit, wo ein Pferd 4 Fl. kostete und alle 13 Städte einen Jahreszins von 200 Mark zahlten — erhalten und ihm dafür bis zur Rückerstattung des Geldes jene Orte überlassen habe. Bis zur ersten Theilung Polens regierten nun über die 13 Städte 29 polnische Starosten, als letzter der Bruder des Königs Poniatowski. Die ärgsten Erpressungen hatte sich der Starost Lubomirski erlaubt: einmal erhob er auf einen Zug 21000 polnische Gulden, ein andermal führte er folgendes echt polnische Stücklein aus. Um vom Papst den Dispens zur Verheirathung mit der Frau eines englischen Kaufmanns in Krakau, wo er residirte, zu erlangen, versprach er, in jeder der 13 Städte eine Marienſäule errichten zu lassen. Die Säulen stehen noch heute: zu ihrer Errichtung aber gab der Starost jeder Stadt nur 100 Thaler; das übrige mußten die Gemeinden selbst zahlen. Bei der ersten Theilung Polens 1772 wurden nun unter großen Feierlichkeiten die verpfändeten Städte wieder der ungarischen Krone einverleibt und mit noch drei andern Städten zu einer Sechzehn-Städte-Jurisdiction vereinigt, der Maria Theresia alle ihre alten Privilegien bestätigte. Die beiden ersten Provinzgrafen amtirten indessen nur bis 1785, wo Joseph II. die Städte-Jurisdiction mit dem Comitat vereinigte und letzteres mit vier andern Comitaten zu einem District verband, der von einem Districts-Obergespan administrirt wurde. Nach Joseph's Tode wurde 1790 der Bund der 16 Städte abermals vom Comitat getrennt, bis 1851 das Bach'sche Provisorium dem Amte der Provinzgrafen wieder ein Ende machte. Wohl wurden 1860 nach dem Erlaß des Octoberdiploms neuerdings Provinzgrafen ernannt, aber schon 1870 wurde die Stellung derselben wesentlich verändert. Endlich 1875 ward der Obergespan des Comitats, Graf Albin Csaky, gleichzeitig zum Provinzgrafen der 16 Städte ernannt, und am 1. October 1876 hörte jede gesonderte Provinzverwaltung mit der Einverleibung der Städte in das Comitat völlig auf.

Noch muß man, um das Bild der Vergangenheit Zipsens vollständig zu machen, einen Blick auf die Stellung des Landes zur Reformation werfen. Gleich beim ersten Auftreten Luther's fühlten die Zipser sich durch das Band der Sprache und der Nationalität nach Deutschland hingezogen, um die Lehre des großen Reformators gründlich kennen zu lernen. Zwei Leutschauer waren die ersten Ungarn, die sich 1527 unter Melanchthon's Rectorat in Wittenberg als akademische Bürger eintragen ließen. Schon 1529 wurde ein Verkünder des Evangeliums in der Zips verfolgt, ergriffen und vom Schlosse Kraßnahorke herabgestürzt. Ein anderer aus Leutschau entging mit Mühe den Nachstellungen des kaiserlichen Generals Katzianer, während er als Wanderprediger in Käsmark und andern der 24 Städte herumzog. Wie schnell die neue Lehre um sich griff, beweist am schlagendsten ein Decret des Seniors der 24-Städte-Societät vom 22. Juli 1542, worin er dem zipser Klerus vorwirft: „daß es einige unter euch gibt, die mit Hintansetzung aller Verordnungen der christkatholischen Kirche den schändlichsten, von der Gottseligkeit ganz abführenden Irrthümern folgen, die sogar Prediger, welche das Volk durch fremde Lehren irreführen, aufnehmen und, uneingedenk des Eides, den sie uns geschworen, sich erkühnen, Dinge zu behaupten und zu lehren, die der christlichen Frömmigkeit ganz entgegen sind". Hohe weltliche und geistliche Würdenträger, wie der Präfect des zipser Schlosses und der Prälat, der sich 1544 sogar verheirathete, deutsche Patricier und ungarische Herren nahmen sich der verfolgten Reformatoren wie der evangelischen Sache an: „mit bewunderswerther Schnelligkeit nahm das Lutherthum von Tag zu Tag in diesen Städten zu, ohne daß auch nur einer dazu wäre gezwungen oder gelockt worden".

Es vergingen sieben bis acht Decennien, ehe die wiener Regierung Ernst machte mit der Durchführung der sofort erlassenen Reichstagsartikel 24 von 1523 und 4 von 1525: „Alle Lutheraner und deren Beförderer oder Anhänger sollen als öffentliche Ketzer und Feinde der heiligen Jungfrau Maria von Sr. königlichen Majestät als einem katholischen Fürsten am Leben und mit Verlust aller ihrer Güter bestraft werden. ... Alle Lutheraner sollen aus dem Lande ausgerottet und, wo man sie anträfe, durch Personen geistlichen und weltlichen Standes arretirt und verbrannt werden." Mit solchen Dingen beschäftigte man sich in Presburg, während Soliman und Mohacs in nächster Sicht standen. Im Jahre 1569 konnte die Reformation in der Zips für beendet gelten; 1588 ward Marthin Pethe zum zipser Propst ernannt, und obwol er sich anfangs mit heuchlerischer Freundlichkeit gegen die Evangelischen benahm, auch von ihnen mit großen Geschenken und Festivitäten begrüßt ward, ahnten sie doch das sie bedrohende Schicksal, als sie 1603 erfuhren, daß Pethe zum Erzbischof von Kalocsa ernannt und als königlicher Statthalter mit dem Auftrage, die Kirchen zu visitiren, betraut worden sei. Schon hatte er in Krakau durchgesetzt, daß dort den 13 verpfändeten Städten aufgegeben ward, 20000 Dukaten Strafe zu zahlen oder alle Kirchen den Katholiken zu überliefern, weil „alles Unheil, worunter die Menschheit seufze, einzig und allein der Duldung und Schonung der Ketzer zuzuschreiben sei". Im September 1604 kam Pethe mit

einer Commission nach Kirchdrauf: aber dort wie in andern zipser Städten wurden „die Kirchenräuber" mit Schimpf und Schande verjagt. Als Pethe dann die Evangelischen mit blutigen Strafen bedrohte, kam die Post, daß Bocskay, das Haupt der Protestanten, die Kaiserlichen an der Theiß aufs Haupt geschlagen und nach der Zips vorrücke. Nun stob die Commission auseinander: der vom Podagra geplagte Erzbischof wurde auf einer Sänfte, die zwei Esel trugen, fortgeführt, auf der Flucht aber von seinen eigenen Bedienten aller Kostbarkeiten beraubt, gemishandelt und im Stiche gelassen. Aber wenn auch der Wiener Friede 1606 und der Nikolsburger, den Bethlen Gabor 1621 zu Gunsten der Protestanten erkämpfte, diesen ein etwas freieres Aufathmen gestattete, ja, obschon 1645 der Linzer Frieden den Evangelischen volle Glaubensfreiheit zusagte: war doch gerade die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts die Zeit, wo der Jesuitismus, nachdem der Westfälische Friede den Religionskampf in Deutschland beendet, freien Spielraum fand, in Ungarn überhaupt und namentlich in der Zips mit den blutigsten Gewaltmitteln die Gegenreformation durchzuführen. Der mächtige Gegenreformator Pazmany und als sein Werkzeug der zipser Propst Hoßuthoti verfuhren seit 1632 nach dem Grundsatz, den hohen Adel für sich zu gewinnen. Die Esterhazy erwarben die Güter evangelischer Cavaliere; lutherische Magnaten, wie die Horváth, wurden zum Rücktritt in den Schos der katholischen Kirche bewogen, und dann confiscirte man einfach die Kirchen der Evangelischen und verjagte ihre Pfarrer, nach dem Princip: „cujus regio, ejus religio" (wem der Grund gehört, der bestimmt über den Glauben). Noch viel schärfer ging Hoßuthoti's Nachfolger, Propst Barsany, ins Zeug: „gar viele rein katholische Gemeinden erinnern sich heute nicht einmal mehr, daß sie einst rein evangelisch waren". Es war ein ewiger gewaltsauer Kampf, der sich von Ort zu Ort fortwälzte und in der ersten Hälfte des achten Jahrzehnts zur Entscheidung kam. Barsany mit seinen Commissarien entriß am 5. Mai 1671 den leutschauer Evangelischen ein Kloster, das sie 126 Jahre ungestört besessen, und rechnete der Stadt 1000 Fl. Kosten für diesen Act an. Er nahm in Hausdorf den Evangelischen ihre Kirche und verjagte den greisen Pfarrer; aber am 9. Juni sprengten die Weiber den Tempel wieder auf, holten ihren Pfarrer im Triumph zurück und bewachten das Gotteshaus bewaffnet Tag und Nacht. Propst Barsany und seine Commissarien wurden mit faulen Eiern beworfen und in die Flucht geschlagen: erst bei der Ankunft einer stärkern Truppenzahl setzten die Jesuiten ihren Willen durch. Nunmehr mußten viele evangelische Pfarrer nach arger Mishandlung mit Zurücklassung von Hab und Gut fliehen, froh, wenn sie nur das nackte Leben retteten; in einem alten Hause zu Kapsdorf ward noch vor kurzem die Kammer mit den Folterwerkzeugen gezeigt, die dort die Katholisirung beendeten. In den Jahren 1672 und 1673 confiscirte nun Barsany die meisten evangelischen Kirchen in der Zips unter entsetzlicher Mishandlung der Pfarrer, die meist auf das Gebiet der an Polen verpfändeten 13 Städte flüchteten, wo überhaupt und namentlich in religiöser Beziehung noch Freiheit herrschte: „die 11 bei Ungarn gebliebenen Städte sanken, katholisirt und slawisirt, schließlich auf eine Stufe herab, daß sie heute kaum mehr ein Bewußtsein haben von dem, was sie einst waren".

Jetzt konnten die letzten Hauptschläge geführt werden. Am 24. September 1673 kam Barsany nach Käsmark, dessen muthige Bürger ihn früher mehrmals in die Flucht geschlagen, und übergab den Paulinermönchen die schöne Kreuzkirche. Beim Jahresschluß waren dann, bis auf die 13-städter Kirchen, alle zipser Gotteshäuser, mit Ausnahme des leutschauer, in den Händen der Katholiken. Am 1. April 1674 kam Barsany mit dem Grafen Volkra, vielen Edelleuten und Prälaten an der Spitze der katholischen Commission, begleitet von dem Rittmeister Bilis, dessen Kroaten mit blanken Säbeln einritten, nach Leutschau. Die Aufforderung an die Evangelischen, die Schlüssel zu den Kirchengebäuden zu übergeben, rief am 10. April einen Aufstand hervor. „Die Protestanten zogen die Sturmglocken; alles lief wie rasend unter Lärmen, Schimpfen, Fluchen und Weinen auf den Gassen; der Magistrat konnte das Volk nicht mehr beruhigen; die katholische Commission flüchtete in das Kloster und verrammelte es; erst als tags darauf Oberstlieutenant Dingenthal mit bewaffneter Macht einrückte, konnte der Sturm bewältigt werden und die Besitzergreifung von Kirche, Pfarre und Schule erfolgen. Der 26. April war für Leutschau ein Tag des Weinens und des Jammerns: zwölf evangelische Geistliche aus Stadt und Umgegend nebst Lehrern und Kirchendienern zogen auf immer aus. Die ganze Gemeinde war auf den Beinen: Männer und Weiber, jung und alt, gaben ihnen unter tausend und tausend Thränen das Geleit und erhielten zum letzten mal ihren Segen. Die Frauen und Kinder blieben hülflos zurück; die Gatten und Väter aber schieden unter unsäglichem Leid nach Schlesien, wohin ihnen die käsmarker Exulanten nachfolgten." Unmittelbar darauf verfielen auch die Evangelischen der an Polen verpfändeten 13 Städte dem gleichen Geschick. Hier ward den Geistlichen all ihr Hab und Gut weggenommen. „Am 15. Juni hab' ich die Parochie räumen müssen", schreibt der Pfarrer von Neudorf, „gestern aber sind meine Güter proscribirt und confiscirt worden; Gott erbarme es!" Ebenso berichtet die leutschauer Chronik: „Am 18. Juni sind alle Geistliche in den 13 Städten proscribirt, ihnen all ihr Hab und Gut abgenommen worden und mußten elendiglich ins Exilium wandern." Ein Theil derselben pilgerte im kläglichsten Zustande nach Schlesien, ein anderer zog weiter nach Deutschland. Am 10. Juli verabschiedeten sich die meisten Pastoren aus dem oberländer Kreise unter heißen Thränen von ihren geliebten Zuhörern. Von einer großen Volksmenge begleitet, kamen sie bis Bela; am folgenden Tage setzten sie ihre Reise bis Kniesen fort, bestiegen dann die Flöße des Poprad, an dessen Ufern sie so glücklich gelebt,

und fuhren weiter nach Polen, nichts mit sich nehmend als ein ruhiges Gewissen und tausendfachen Segen.

Noch einmal schien den Protestanten der Zips ein Glücksstern leuchten zu sollen, als Rakoczy ihnen nach seinen Siegen 1705 in Käsmark und vielen andern Orten durch seine Commissarien ihre Kirchen zurückgeben ließ. Aber bald darauf triumphirten die Kaiserlichen, und Erzbischof Sigray nahm wieder von den Pfarreien Besitz. Ja, als General Heister 1708 Käsmark, das zu Rakoczy gehalten hatte, einnahm, ließ er drei Bürger als „schreckliche Katholikenfresser" auf dem Acker am Buchberge enthaupten. Erst unter dem Starosten Grafen Brühl, der ebenso wie sein Administrator Protestant war, hörte in den 13 verpfändeten Städten die Beschränkung auf, daß für jeden neugewählten evangelischen Pfarrer 100 Dukaten gezahlt werden mußten; zugleich ward auch 1763 den Evangelischen die Errichtung von Bethäusern freigegeben. Ansehnliche Kirchen wurden daraus erst unter Maria Theresia nach der Wiedervereinigung der 13 Städte mit Ungarn und meistentheils erst nach dem Toleranzpatent, das Joseph II. 1781 erlassen.

Walter Rogge.

Zur Geschichte der Denker.

1. Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt von R. Haym. Erster Band. Zweite Hälfte.*) Berlin, Gärtner. 1880. Gr. 8. 9 M.

Die neuern Bestrebungen auf den Gebieten der Culturgeschichte, der philosophischen Sprachwissenschaft und der Aesthetik haben in literarischen und wissenschaftlichen Kreisen das längst entschlafene Interesse für die grundlegenden und bahnbrechenden Arbeiten Herder's wieder erweckt. Die geistige Bewegung auf Gebieten, welche zu den neuesten Eroberungen der forschenden Vernunft gehören, hat gewissenhafte Forscher zu den Ausgangspunkten zurückgeführt und der neuen Generation die Wichtigkeit der Dienste, welche die geistigen Führer der vorangehenden Geschichtsperiode dem Fortschritte geleistet haben, zum Bewußtsein gebracht. So hat eine wahrheitsgetreue Geschichtsbetrachtung auch Widerstrebende zu der Einsicht geführt, daß wir manchen werthvollen Theil unsers geistigen Besitzstandes der vielseitigen Thätigkeit Herder's verdanken. Diese Einsicht hat das Bedürfniß der Beschäftigung mit seinen Werken und der Kenntniß seines geistigen Entwickelungsganges hervorgerufen. Zwei groß angelegte Unternehmungen kommen diesem Bedürfniß fördernd entgegen: die vorzügliche Ausgabe der „Sämmtlichen Werke" Herder's von Bernhard Suphan und Haym's literarhistorische Monographie.

Haym's Werk vereinigt alle Vorzüge der frühern Arbeiten in sich, durch welche er die Culturgeschichte und die Geschichte der Philosophie bereichert hat: sorgfältige Verwerthung aller zuverlässigen Quellen, gewandte Disposition des ausgedehnten, schwer zu bewältigenden Stoffes, Klarheit und Energie der Charakteristik, wissenschaftliche Gründlichkeit der historischen Darstellung und der Kritik — der äußern Vorzüge der Darstellung nicht zu gedenken, welche den Leser in den Stand setzen, dem anregenden Führer mit lebhaftem Interesse bis in die Einzelheiten der literarhistorischen Untersuchung zu folgen.

Und die Hauptsache: wir erhalten nicht nur die Biographie und eine allgemeine Charakteristik der Werke Herders, sondern ein großes Culturbild, eine Darstellung aller Beziehungen, welche Herder mit seiner Culturepoche und mit den Bestrebungen der nachfolgenden Geschichtsperiode verknüpfen. Es liegt einer der seltenen Fälle vor, wo der Autor mehr hält, als er verspricht. Denn Haym's Werk bildet einen werthvollen Beitrag zur Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts, welcher ein wesentliches Stück der Charakteristik des Blütezeitalters der deutschen Literatur enthält. Die Darstellung der Wurzeln, aus welchen die Bestrebungen und die Errungenschaften Herder's erwachsen sind, erweitert sich unmerklich zu einem mit großen Strichen ausgeführten Gemälde der Zeit und der herrschenden Ideen, zu deren berufenen Trägern und Vorkämpfern Herder gehörte. Wir sehen die Beziehungen und Persönlichkeiten, die in sein Leben eingreifen, seine literarischen, theoretischen und praktischen Bestrebungen, seine bahnbrechende Thätigkeit auf Forschungsgebieten, die der Zukunft angehören, gleichsam in culturgeschichtlicher Perspective. Gleichwol entgeht uns nichts von den unzeitgemäßen Anwandlungen, von literarischen Eigenthümlichkeiten und philosophischen Anomalien, nichts von der Eigenart, von den großen und kleinen Zügen einer scharf ausgeprägten Individualität. Der Biograph bringt uns den überaus feinfühligen, reizbaren, zuweilen unberechenbaren, aber den sittlichen Halt nie verlierenden Mann menschlich näher. Der Literarhistoriker führt uns in die Werkstätte seines rastlos schaffenden Geistes, durch die verschiedenen Phasen seiner Entwickelung bis zu der Höhe seines reifen Schaffens. Der Culturhistoriker zeigt uns seine Bestrebungen im Zusammenhang.

Haym's Werk ist eine werthvolle Bereicherung der deutschen Literatur- und Culturgeschichte. Künftige Darstellungen derselben Geschichtsperiode werden sich dieses Werks dankbar und mit Erfolg bedienen können.

Der vorliegende Theil behandelt Herder's Reise von Riga nach Paris, seinen Aufenthalt in Eutin und Straßburg, sein Leben in Bückeburg bis zur Berufung nach Weimar. Seine größern Arbeiten bilden den Gegenstand eindringlicher Analysen, so die Abhandlung über den „Ursprung der Sprache", die Schrift über eine „Philosophie der Geschichte",

*) Vgl. die Besprechung der ersten Hälfte des Bandes Jahrg. 1878, Nr. 42.

die „älteste Urkunde des Menschengeschlechts", die „Provinzialblätter", die Erläuterungen zum Neuen Testament, die Briefe zweier Brüder Jesu, die Schrift über Johannes' Offenbarung, die Preisschriften „Ueber die Ursachen des gesunkenen Geschmacks" und „Ueber Erkennen und Empfinden". Auch die Plastik, die älteste Redaction der Volksliedersammlung und die Fortsetzung der „ältesten Urkunde" sind ausführlich behandelt. Zu den Meisterstücken des Bandes gehören die Abschnitte: Reiseleben, die Darstellung des Liebeslebens von Herder und Karoline, und die Beziehungen des jungen Goethe zu Herder.

2. Karl Christian Friedrich Krause. Ein Lebensbild, nach seinen Briefen dargestellt von A. Prockſch. Mit Krause's Photographie nach Hänel's Büste. Leipzig, Grunow. 1880. Gr. 8. 2 M.

Im engsten Rahmen ist in diesem Lebensbild eine tragische Episode aus der Passionsgeschichte des menschlichen Genius dargestellt. Wir sehen den Denker, der auf die Entwickelung der rechtsphilosophischen Ideen und Grundsätze tiefen und nachhaltigen Einfluß geübt hat, im harten Kampf um das tägliche Leben die schwersten Schläge und Enttäuschungen ertragen und den Schmerzenskelch leeren bis zur Neige. Wir sehen ihn mit unentwegtem Idealismus im Vernichtungskampf, den ihm die Mächte der wirklichen Welt geboten, nach großen Zielen streben. Sein Glaube an die ideale Welt, die er als ein Weltbild der Zukunft in sich trug, ist an dem unbesiegbaren Widerstand der realen Welt nicht gescheitert. Inmitten dieser aufreibenden Kämpfe ist er fast unausgesetzt als Lehrer und Schriftsteller thätig. Durch Krankheiten und Entbehrungen geschwächt, aber nicht gebrochen, erstrebt er die Läuterung und den Sieg der rechtlichen, sittlichen und religiösen Ideen. Sein rastloser Geist zieht alle Hauptprobleme der theoretischen und der praktischen Philosophie in den Bereich seiner Thätigkeit. In seiner „Aesthetik" wie in seiner „Theorie und Geschichte der Musik" sucht er eine Lücke der philosophischen Theorie der Künste auszufüllen. Sein „Urbild der Menschheit" ist eine begeisterte Fürsprache für ein erhofftes sociales Evangelium der Zukunft. Die Betrachtung dieses Lebenslaufs ist ergreifend, aber auch erhebend; denn die Schöpfungen des Geistes, dessen Schwungkraft das tägliche Martyrium nicht zu brechen vermochte, sind ein Triumph des Genius über den Jammer der Creatur. Der ewige Privatdocent, den die Freimaurer aus ihrem Orden ausstießen, der seine ökonomische Unfähigkeit mit ungezählten Leiden bezahlte und eine übereilte Heirath durch die Noth und die Sorgen eines Nomadenlebens büßte, der ohne jede vordringliche Initiative ein Märtyrer seiner Ueberzeugung wurde, hat nicht vergeblich gelebt. Die neuern Bestrebungen auf den Gebieten der Rechtsphilosophie sind vielfach von seinem Geiste beseelt. Mit Recht bemerkt der Verfasser des Lebensbildes: „Das deutsche Volk hat manchen genialern Mann aufzuweisen als Krause, aber keinen, der mit reinerer, selbstloserer Hingabe dem von ihm erwählten Berufe gelebt hat als dieser große Dulder."

3. Erasmus Darwin und seine Stellung in der Geschichte der Descendenz-Theorie von Ernst Krause. Mit einem Lebens- und Charakterbilde von Charles Darwin. Nebst Lichtdruckporträt und Holzschnitten. Leipzig, E. Günther. 1880. Gr. 8. 3 M.

Durch eine kurze Bemerkung Charles Darwin's über die Ansichten seines Großvaters Erasmus Darwin angeregt, beschäftigte sich Ernst Krause mit den Werken Erasmus Darwin's, aus welchen er die Ueberzeugung schöpfte, daß derselbe zu den hervorragendsten Vorkämpfern der Descendenztheorie gehöre. „Der ältere Darwin war Lamarckianer, oder richtiger gesagt, Jean Lamarck war ein Darwinianer der ältern Schule; denn er hat nur, wenn auch mit großem Scharfsinn, die Ideen des Erasmus Darwin weiter ausgeführt, und diesem gebührt also das Verdienst, zuerst ein vollständiges System der Entwickelungstheorie aufgestellt zu haben." Den Nachweis für diese Behauptung erbringt Krause in einer interessanten historisch-kritischen Analyse, welche an die allgemeine Charakteristik der ältern Ansätze einer Entwickelungstheorie, die in den Werken der griechischen, römischen und der neuern Philosophen auftreten, die fesselnde Charakteristik der Ansichten Erasmus Darwin's knüpft. Der Abschnitt über die Vorgänger Darwin's enthält manches interessante, bisher wenig bemerkte Detail. Die Vorarbeit der ältern Philosophen und Naturforscher wird im ganzen ohne Uebertreibung gewürdigt, der Abstand, welcher die wissenschaftliche That Charles Darwin's von jenen Anfängen und Anticipationen trennt, mit Bestimmtheit bezeichnet. Auch die Bedeutung Kant's, Goethe's, Herder's für die Geschichte der Entwickelungslehre wird billig anerkannt. „Goethe's, Herder's und Kant's Theilnahme an der Ausbildung der Anschauungen über die Entwickelung der lebenden Natur laufen denen Darwin's parallel." Die Arbeit Krause's ist ein dankenswerther Beitrag zur Geschichte der Entwickelungslehre.

Den ersten Theil des Werks bildet eine von Charles Darwin ausgeführte Biographie seines Großvaters Erasmus. Dieses Charakterbild ist mit der hohen Objectivität und Schärfe des Urtheils ausgeführt, welche alle Arbeiten Charles Darwin's auszeichnet. Die frische, lebendige Darstellungsweise und der liebenswürdige Humor, der hier und da durchbricht, erhöhen den Genuß, welchen das gegenständlich interessante Charakterbild dem Leser bereitet. Das Denkmal, das der große Naturforscher seinem geistesverwandten Großvater errichtet hat, erweckt die volle Sympathie und Achtung des Lesers für Erasmus Darwin und zugleich die wärmsten Sympathien für die Denkungsart und das Gemüth des Enkels.

4. John Stuart Mill's Selbstbiographie. Aus dem Englischen von Karl Kolb. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Stuttgart, Bonz u. Comp.

Eine gute Uebersetzung der Selbstbiographie Stuart Mill's kann der Empfehlung entrathen. Der Entwickelungsgang eines so hervorragenden und vielseitigen Geistes ist

ein Gegenstand des ernstesten Interesses für jeden, der neue Ideen und Grundsätze aus ihren Bedingungen begreifen will. Aber diese Selbstbiographie liefert auch — wie der Autor sagt — den Beweis: wie viel mehr, als man gewöhnlich glaubt, gelehrt und zwar besser gelehrt werden könnte in jenen frühern Jahren, in welchen durch die hergebrachte Unterrichtsmethode eine werthvolle Zeit nutzlos verschwendet wird. Sie zeigt uns einen Geist, „der immer vorwärts strebte und stets bereit war, zu lernen oder zu verlernen, je nachdem er durch eigenes Denken oder die Gedanken anderer dazu Anlaß fand". Das persönliche Leben Mill's zeigt eine seltene Harmonie der rein menschlichen Züge und der schriftstellerischen und wissenschaftlichen Eigenart. Auf Schritt und Tritt legt der anspruchslose Bericht und die maßvolle Selbstkritik, die im wohlthuenden Gegensatze zu den Selbsterhebungen und Selbsterniedrigungen mancher Autobiographien steht, beredtes Zeugniß ab von der unerschrockenen Wahrhaftigkeit und Reinheit der Gesinnung, welche Mill in allen Lebenslagen bewährte. Die Charakteristik seiner Frau, in welcher er das Verdienst seines selbsteigenen Schaffens im guten Glauben übermäßig zu reduciren scheint, ist eine Charakteristik seines hingebungsfähigen, pietätvollen Gemüths.

Friedrich von Baerenbach.

Ein neuer Schwabenspiegel.

Geschichte Schwabens im Munde der Dichter, für Schule und Haus, zusammengestellt von Julius Hartmann. Mit vier Zeichnungen von K. Häberlin. Stuttgart, Knapp. 8. 3 M. 50 Pf.

Man tadelt an einem Buch, meist mit Fug und Recht, wenn sein Titel mehr verspricht, als sein Inhalt bietet. Scheinbar ist dies in auffallender Weise bei dem in der Aufschrift genannten der Fall. Was es von Geschichte und Dichtung enthält, ist ja augenscheinlich streng auf das Gebiet beschränkt, welches dermalen Königreich Würtemberg heißt. Dieses Würtemberg deckt sich aber keineswegs mit der Anzahl von Ländern, welche nach Geschichte und Mundart auf den Namen Schwaben Anspruch zu machen berechtigt sind. Gehörten doch vom jetzigen Baden Konstanz, Ueberlingen, Möskirch und Offenburg, von Baiern Lindau und Augsburg, nebst Liechtenstein und dem jetzt hessischen Wimpfen und vielen andern Städten, Klöstern und Herrschaften, so gut zum schwäbischen Kreise des heiligen Deutschen Reichs wie Ulm, Reutlingen und Stuttgart.

Gleichwol wird jeder Billigdenkende den nur scheinbar zu hoch gegriffenen Titel voll berechtigt und wohlgewählt finden. Oder trägt etwa die Literaturgeschichte Bedenken, von Schwäbischer Dichterschule zu sprechen, obgleich zu ihr unsers Wissens nur würtembergische Sänger gerechnet werden? Ebenso hält es die politische Geschichte mit den schwäbischen Kaisern. So gewiß der Berg, welcher deren Stammburg trug, mit breit ausgedehnten Wurzeln mitten im Herzen unsers dermaligen Würtemberg sich erhebt, so gewiß darf dieses kleine Königreich, das ja doch seinem größten Theile nach rein schwäbisches Gepräge hat und den Kern des Gebiets der alten Schwabenkaiser in sich schließt, ohne Furcht vor Misdeutung mit diesem Namen vor die Oeffentlichkeit treten.

Nun aber von diesem würtemberger Land erblickt man in unserm Schwabenspiegel ein überaus reiches und mannichfach gestaltetes Bild. Selbst wer mit seinen Landsleuten, deren Namen in Prosa und Poesie einen guten Klang haben, wohl bekannt und vertraut ist und weiß, daß W. Wackernagel mit vollem Recht Schwaben zu „den einzelnen Landen zählt, die vor allen übrigen durch Fülle und Vielseitigkeit der Dichter gesegnet waren", ist überrascht durch die große Zahl von Dichtern unserer Heimat, welche sich hier, bisher zum Theil völlig unbekannt, gar wohl fast durchweg als würdiges Gefolge im Heerbann unserer Schiller, Hölderlin, Uhland und Mörike vorstellen dürfen. Es lassen in dem Buche neben siebzehn nicht in Würtemberg Geborenen, welche auch ihre Gaben gespendet haben, nicht weniger als funfzig Schwabensänger, namentlich auch vom Kriegerstande — etliche, wie Uhland, Knapp, Schwab, Grüneisen, Gerok und vor allem der als Kriegsmann wie als Poet unvergeßliche A. Senbert, mit zahlreichen Beiträgen — ihre Stimmen vernehmen.

Die Erwähnung des zuletztgenannten Dichters könnte vermuthen lassen, es werde hier nur eben eine durch andere poetische Gaben vermehrte Verherrlichung würtembergischer Berühmtheiten geboten, wie eine solche seinerzeit Seubert's treffliche Sonette geliefert haben. Dem ist aber nicht so. Vielmehr ist es ein Dichterbuch umfassenderer Art, und zwar nach zwei Seiten hin. Wir finden darin außer den reichen Gaben von schwäbischen Dichtern nicht wenige Gaben an dieselben und Urtheile über sie. Und es sind entfernt nicht die Poeten allein, denen Dank und Ehre gezollt wird. Sind doch mit vollem Recht in der Zahl der „sieben Schwaben unserer classischen Zeit" den zwei Dichtern Schiller und Hölderlin fünf Namen angereiht, welche sämmtlich als dem ganzen Deutschland angehörig zu gelten haben: die beiden Künstler Dannecker und Müller, der Naturforscher Kielmayer und die zwei Philosophen Hegel und Schelling.

So ist denn hier nicht blos von einem, sondern von vielen theils einheimischen, theils nichtschwäbischen Poeten und außerdem noch von Verfassern prosaischer Werke eine Blumenlese bezeichnender Stücke zusammengestellt, welche sämmtlich den Zweck haben, Land und Leute unsers Schwabenländchens nach den verschiedenen Seiten des Schönen, Edeln und Wahren, das es hervorgebracht, in

freundliches Licht zu setzen. Daß neben dem Licht in dem Gemälde auch der Schatten nicht fehlt, zeigt schon die Ueberschrift des neunten Zeitraums: „Das Jahrhundert der unbeschränkten Fürstengewalt."

Sofern eine so vollständige und zugleich in geschichtlicher Folge geordnete Sammlung noch nicht vorhanden ist, darf das Buch schon in dieser Hinsicht als eine erwünschte Bereicherung unserer Literatur bezeichnet werden. Ein geistreicher Registrator des Schriftthums ist für Geschichtschreibung und Literaturgeschichte ebenso werthvoll wie ein geschickter Registraturverwalter für den Staatsmann. So wird diese Gabe aus Schwaben keineswegs blos jung und alt in der engern Heimat, sondern auch weitern Kreisen willkommen sein. Auch diese wie uns selbst wird es aber besonders anmuthen, neben den Repräsentanten des schwäbischen Patriotismus und der schwäbischen Frömmigkeit (Moser, Huber, Bengel, Hahn) eine zwar manchmal genannte und gerühmte, jedoch noch selten zu klarer Darstellung gebrachte Eigenthümlichkeit des schwäbischen Volkscharakters, wir meinen den specifisch schwäbischen Humor, in zahlreich mitgetheilten Proben von verschiedenster Tonart vorgeführt zu finden. Wir sehen denselben vertreten aus dem Munde Uhland's durch den leichtlebigen tübinger Pfalzgrafen, der 1372 mit dem Spruche von dannen zog:

Ich, Pfalzgraf Götz von Tübingen,
Verkaufe Burg und Stadt
Mit Leuten, Gilten, Feld und Wald;
Der Schulden bin ich satt —

wie durch seine „Drei Könige zu Heimsen" und seine „Schwäbische Kunde", durch Schwab's „Herzog Christoph und sein Schreiber" und „Hans Koch von Ebingen". In andern, immer neuen Gestalten tritt uns dieser Humor entgegen in dem Gedicht des als französischer Pair berühmt gewordenen K. Fr. Reinhard, der im wohlgetroffenen Volkston die Heldenthat der Weiber seiner Vaterstadt Schorndorf verherrlicht, ferner in dem Rathsküfer derselben Stadt in dem Lustspiel von A. Wintterlin, das gleichfalls diese That zum Gegenstand hat, in dem „Bürgermeister von Heilbronn" von Fr. Seeger, der den groben Zumuthungen des französischen Obersten (1688) mit dem Degen entgegentritt und denselben mit den schlagenden Worten abfertigt: „Man kommt heraus" und „So — jetzt ist man ordentlich", endlich in der „fürtrefflich gerathenen" Humoreske von Fr. Vischer, dem Aesthetiker, wo er erzählt, „was sich bei Cannstadt im Jahre 1796 zwischen einem kleinen französischen Schützen und einem österreichischen Reiter begeben". Selbst der ernste Knapp weiß in seinen „Stuttgarter Blättern" diesen Ton anzuschlagen. Vornehmlich aber ist es zu schätzen, daß der Volkshumor auch etlichemal in seiner unmittelbarsten Ausprägung zum Worte kommt: in den „Volksliedern aus Herzog Ulrich's Zeit von 1516", in dem „Schwank (vom Röhrle aus Häfner-Neuhausen) aus der Napoleonischen Kriegszeit" von A. Wechßler, wo der genannte Held, nachdem er das Anerbieten einer Gnade von seiten Napoleon's mit den Worten zurückgewiesen: „Brauche keine Gnade, hab' nur meine Pflicht gethan", seinen Schlachtbericht mit der Strophe schließt:

Da zwickt mich der „Lamperörle"
Ins Ohr, daß mich's heute noch brennt,
Sagt staunend: Röhrle, Röhrle,
Er ist ein Tausendsapperment —

und in dem „Franzosen-Samstag 1848" von R. Bames mit seiner Schlußbetrachtung:

Und man kam zu der klaren Erkenntniß,
Daß es gewesen ein Misverständniß —
Darüber freute sich alt und jung
Am Tage Mariä Verkündigung.

Schade nur, daß nicht auch Uhland's „Metzelsuppenlied" und das eine und andere von Mörike, wenigstens sein „Sehrmann", und von Schwab dessen „Städtchen auf unserer Alb", wo die Schildwache am untern Thor Prosit sagt, wenn die am obern niest, noch Aufnahme gefunden hat. Denn je seltener ein gesunder Humor in größern Productionen unserer neudeutschen Literatur, wenigstens vor Reuter, Stieler u. a., zu finden ist, um so dankbarer muß man für alle seine verschiedenen Ausstrahlungen in kleinern Erzeugnissen sein. Und da gerade dem schwäbischen Volksstamm auch diese köstliche Gottesgabe in die Wiege gelegt ist, mußte das Buch dieser unserer Eigenthümlichkeit einen breitern Raum gönnen. Ist ja im Vorwort als sein Hauptzweck ausgesprochen: „dem Unvergänglichen in unserer Landes- und Stammesgeschichte, ihren weltgeschichtlich bedeutendsten, wie den allgemein menschlich, patriotisch, ästhetisch ansprechendsten Bestandtheilen, die Theilnahme und Liebe des Hauses und zumal der Jugend zu erhalten".

Aus der eben angeführten Stelle ist ersichtlich, daß in der That der Verfasser dieser reichen Sammlung, der sich mehrfach schon in derselben Art von Schriftstellerarbeit, so als Herausgeber des „Buchs der Mutter" und des „Stammbuchs des Pfarrers", bewährt hat, seine Aufgabe von einer höhern Warte, von umfassendstem Gesichtspunkte aus aufgefaßt hat, einem Gesichtspunkte, der in unserer ereignißreichen, unruhvollen Gegenwart um so beachtenswerther ist, als diese die Sondereigenthümlichkeiten der verschiedenen Stämme unsers deutschen Volks in den Hintergrund zu drängen droht. Da gilt es, wie die Volksmundarten, Volkstrachten, -Sitten, -Lieder und -Sagen, so auch die hervorragendsten und vollberechtigten Züge im Charakter, Geistes- und Gemüthsleben dieser einzelnen Stämme zu rechter Zeit noch und in rechter Weise allen Bürgern des ganzen Reichs zur Anschauung zu bringen. Weil dies, wie wir gesehen haben, in diesem Buch in so reichhaltigem Maße geschieht, erscheint es angemessen, auch an diesem Ort für die weitesten Kreise darüber Kunde und Rechenschaft zu geben. Zugleich aber ließ sich aus dem bisher Gesagten entnehmen, daß sein Titel keineswegs mehr verspricht, als sein Inhalt bietet, sondern daß im Gegentheil weit mehr geboten ist, als man anfänglich und nach der Aufschrift erwartet.

Dies gilt aber noch in einer andern Beziehung, welche

schließlich als die letzte, doch nicht geringste Eigenthümlichkeit sowie als Zierde und Vorzug dieser Sammlung namhaft zu machen ist. Es ist dem mit seltener Spürkraft begabten Herausgeber, der wol kaum anders als seinerzeit Jean Paul mit Hülfe von Zettelkästen so Tüchtiges zu leisten vermag, wunderbar gelungen, jeden der zehn Zeiträume seiner Geschichte in höchst instructiver Weise mit einer historischen Uebersicht einzuleiten und jedesmal den berufensten Sprechern in der Art das Wort zu lassen, daß sie in aller Kürze und doch nicht lückenhaft ein scharf gezeichnetes Gemälde zur Beurtheilung der betreffenden Periode vor Augen stellen. Hier vornehmlich zeigt sich das sinnige und körnige Wesen wie die große Belesenheit des sammelnden Geistes unsers schwäbischen Büchmann. So ist auf den dreizehn ersten Seiten ein unstreitig anschauliches, Geist und Gemüth befriedigendes Mosaikbild von der Ur- und Römerzeit aus Beiträgen von Natur- und Geschichtsforschern und Dichtern (Fraas, Hölder, Paulus, Uhland, Engelmann, Scheffel, Lingg, Schwab u. a.) geliefert. Anderwärts kommen in gleicher Weise neben den Dichtern immer auch die anerkanntesten Darsteller der jeweiligen Zeiten und Zustände, die bewährtesten Geschichts- und Alterthumsforscher, ein Ranke, Giesebrecht, Pfaff, Pfister, R. Mohl, Hefele, Keim, Rümelin, Klaiber, Perthes u. a., zum Wort.

Die vier beigegebenen Zeichnungen von Professor Häberlin lassen es bedauern, daß die den Meister verrathenden Compositionen zum Theil im Holzschnitt misrathen sind und daß sie in solch kleines Format sich mußten zusammenpressen lassen. Als großes Oel- oder Frescobild würde das eine und andere seine Wirkung nicht verfehlen.

Die Verlagshandlung, welche auch sonst gerade um unsere Heimat und Geschichte sich verdient gemacht hat, z. B. durch Beschreibung von Hohentwiel (von O. Fraas, J. Hartmann, E. Paulus) und die Lebensbilder von vier schwäbischen Dichtern: A. Knapp, W. Hauff, E. Mörike, G. Schwab, gezeichnet von Gerok, Klaiber, Fischer und Klüpfel, hat es auch diesmal an würdiger Ausstattung nicht fehlen lassen. L. Mezger.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Am breslauer Lobe-Theater ist Ernst von Wildenbruch's Schauspiel „Der Mennonit" mit gutem Erfolg in Scene gegangen. Es ist erfreulich, daß ein dichterisches Talent von ernstem Streben sich mit mehrern Stücken zugleich, ältern und neuern, der deutschen Bühne und zwar der ersten Hoftheater bemächtigt. Sein „Harold" ist in Hannover und im berliner Schauspielhause zur Aufführung gekommen; am wiener Burgtheater gehen demnächst „Die Karolinger" in Scene, welche soeben am dresdener Hoftheater mit Erfolg gegeben wurden. „Der Mennonit" spielt, wie „Vater und Söhne", zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft in Deutschland: der Held des Stücks ist ein Mitglied jener Sekte, deren Lehre ihm verbietet, die Waffen in die Hand zu nehmen. Den eigentlichen Inhalt des Trauerspiels bildet der Conflict, der daraus entsteht, daß ein thatkräftiger und für das Vaterland begeisterter junger Mann von jener Sektendogmatik gebunden wird, bis er sich gewaltsam von ihr losreißt. Die Liebe des Helden Reinhold zur Tochter des Oberhauptes der Sekte, Marie, gibt die äußern Anknüpfungspunkte für die Entwickelung der Handlung. Sie wird von einem französischen Offizier insultirt; Reinhold kommt hinzu und befreit die Geliebte. Eine Forderung nimmt er an, doch er geht ihr dann aus dem Wege, durch Marie's Bitten bestimmt. Die französischen Offiziere erklären ihn für einen Feigling: da geht in seinem Innern eine entscheidende Wandlung vor sich; er will die Waffen für das Vaterland ergreifen, einem Sendling Schill's folgen, der zum Kampfe aufruft. Die Mennoniten wollen diesen Abgesandten ausliefern; Reinhold spricht vergebens dagegen, sagt sich von der Gemeinde los und wird von ihr als Anhänger Schill's den Franzosen übergeben. Er und Marie werden zum Tode verurtheilt: diese erliegt vorher ihren Gemüthsbewegungen. Wenn auch die Ereignisse, die den tragischen Ausgang zur Folge haben, nicht gewichtig genug erscheinen, so führt das Stück doch einen dramatischen Grundgedanken durch, ist spannend und hat jene kräftige, oft etwas herbe Sprache, die den Wildenbruch'schen Dramen eigen ist.

— G. von Moser's neues Stück „Reif von Reiflingen" ist an seinen schlesischen Versuchsbühnen und dann auch am hamburger Thaliatheater in Scene gegangen. Bekanntlich ist das Stück eine Fortsetzung von „Krieg im Frieden": nur daß sich Reif von Reiflingen, der Sohn zweier Väter, Moser's und Schönthan's, jetzt mit nur einer Vaterschaft, mit derjenigen des ersten, begnügen muß. Reif von Reiflingen ist ohne Frage eine ergötzliche Figur, doch tritt er in dem neuen Stück aus dem Bereiche seiner stereotypen Witze heraus, ergeht sich in einer Menge von Kalauern und läßt sich auch herab Couplets zu singen. Man tadelt einige Längen in dem neuen Stück, bei aller Ergötzlichkeit einzelner Scenen.

— Wir haben in dem ersten Hefte des Jahrgangs 1882 von „Unsere Zeit" einen Aufsatz über „Die französisch-deutsche Operette" gebracht, in welchem wir diese Kinder einer übermüthigen, meist frivolen Laune einer scharfen Kritik unterwarfen und besonders ihre Gemeinschädlichkeit für den guten Geschmack und die gute Sitte hervorhoben. Wir gruppirten dabei die modernen Operetten nach ihrem Hauptinhalt und hoben besonders die mit Vorliebe gepflegte „militärische Operette" hervor. Zu diesem Genre gehört auch die neueste Schöpfung der Dichter Richard Genée und Zell und des Componisten Johann Strauß: „Der lustige Krieg", welche sich in Wien, Berlin und auch am leipziger Carola-Theater eines nachhaltigen Erfolgs zu erfreuen hatte. Sie bringt sehr leichte, lustige Melodien; ein Krieg zwischen Genua und Massa wegen einer Tänzerin, eine weibliche Garde, die sich daran betheiligen will, eine Heirath per Substitution bilden den Hauptinhalt der Handlung; ein als Herzog verkleideter holländischer Tulpenzwiebelhändler trägt die Kosten der Komik in dem Stücke; das pikante Gewürz darin ist nicht allzu scharf.

— Das altgriechische Schauspiel fängt allmählich an auf der deutschen Bühne festen Fuß zu fassen. Seitdem König Friedrich Wilhelm IV. mit Hülfe seines literarischen Beiraths Ludwig Tieck die „Antigone" des Sophokles auf die berliner Bühne gebracht, tauchte die Tochter Kreon's, eingeführt und getragen durch Mendelssohn's Musik, öfters an dieser oder jener Bühne auf. Jetzt hat sich die „Elektra" des Sophokles in der Bear-

beitung von Adolf Wilbrandt angeschlossen, welche zugleich mit dem Satyrdrama des Euripides „Der Cyklop" auf der Bühne des wiener Burgtheaters zur Aufführung kam. Damit aber keiner der griechischen Tragiker leer ausgehe, sind auch jetzt „Die Perser" des Aeschylos, in einer Bearbeitung des verstorbenen Professors Köchly in Heidelberg und mit der Musik des Erbprinzen von Meiningen, am weimarischen Hoftheater in Scene gegangen. Die Aufführung dauerte dritthalb Stunden, ohne daß der Vorhang fiel. Köchly hatte noch eine Schlußscene, eine Verherrlichung der Königstreue Persiens, hinzugefügt, die allerdings wenig im Sinne des Aeschylos ist, welcher nur den Sieg des Hellenenthums feiern wollte. Der Musik wird charakteristische Haltung und stimmungsvolle Seelenmalerei nachgerühmt, die von Baron von Loën geleitete Inscenirung sehr gelobt. Wir müssen bekennen, daß wir allen diesen Experimenten keinen Einfluß auf Hebung der deutschen Bühne zugestehen können und die Aufführung der griechischen Tragiker ausschließlich den gelehrten Schulen überlassen möchten, so hervorragende Bühnenleiter auch sich damit Erfolg errangen.

Ebenso wenig können wir uns mit den Aneignungen aus dem Schwedischen einverstanden erklären; mit Recht sagt Karl Frenzel bei Besprechung des Schauspiels „Strohhalm" von Franz Hedberg, das am berliner Hoftheater wie auch schon früher in Leipzig in Scene ging: „Was den Kern der Sache betrifft, so haben wir unsere Iffland und Kotzebue ins Schwedische übersetzt und den einen Gedanken, daß jeder in der Noth nach einem Strohhalm, um sich zu retten, greift. Warum wir nun aber diese Uebertragung wieder bei uns als etwas Originales einführen? Ja, warum müssen deutsche Stahlwaaren mit englischem Stempel versehen werden, um in Deutschland Käufer zu finden? Der deutsche Nationalstolz hat von jeher in der lakaienhaften Unterwürfigkeit gegenüber allem Fremdländischen bestanden. Und wir wundern uns, wenn die fremden Völker den Mund vollnehmen. Als ob wir es ihnen nicht beigebracht hätten, daß sie die größten Dichter und Maler, die besten Schauspieler und Sänger hätten, daß die pariser Schminken niemals der Haut schadeten, und die schwedischen Zündhölzchen immer Feuer fingen." In der That, die Aufführung dieser schwachen schwedischen Ifflandiade an einem ersten Hoftheater stellt unsern deutschen Bühnenzuständen ein sehr unerfreuliches Zeugniß aus.

— In Wiesbaden hat eine einactige dramatische Phantasie „Ella" von Henry John Smith, einem Autor, der schon mehrere Dramen, zum Theil im Stil der englischen Sensationsdramatik gedichtet, eine sehr freundliche Aufnahme gefunden.

— Die französische Dramatik ist, wie selbstverständlich, auf deutschen Bühnen immer mit mehrern Novitäten vertreten. „Die Welt, in der man sich langweilt" von E. Pailleron hat von Wien aus, wo das Stück am Stadttheater Erfolg hatte, die Runde über die deutschen Bühnen angetreten und ist auch an mehrern Hoftheatern, wie in Hannover und Weimar, dort mit geringerm, hier mit größerm Beifall gegeben worden. Man rühmt dem Stück einige ergötzliche Scenen und einen witzigen Dialog nach. Sensation dagegen machte „Odette" von Victorien Sardou am berliner Residenztheater. Das Stück, obgleich ein Ehebruchsdrama, dem jede Milderung und Verschleierung fehlt, ist durchaus spannend und effectvoll, wie denn Sardou, was auch die Naturalisten gegen seine Welt von Theaterpappe einwenden mögen, in Bezug auf geschickte Bühnentechnik den andern neufranzösischen Dramatikern den Rang abläuft. Ein Drama „Sergius Panin" von Georges Ohnet ist am wiener Stadttheater mit Erfolg in Scene gegangen. Der Held dieses neuen Sensationsstücks ist ein vornehmer russischer Don Juan, der zum Schluß, weil er auch sonst durch leichtsinniges Leben und unlautere Speculationen den finanziellen Ruin der Familie herbeiführt, von der eigenen Schwiegermutter, deren Tochter er unglücklich gemacht, erschossen wird. Eine Schwiegermutter mit der Piftole in der Hand — das ist allerdings ein neuer Knalleffect: so gewaltsam pflegen Schwiegermütter ihre Schwiegersöhne sonst nicht unter die Erde zu bringen.

Bibliographie.

Hart, H., und J. Hart, Kritische Waffengänge. 2tes Hft.: Offener Brief an den Fürsten Bismarck. Paul Lindau als Kritiker. Für und gegen Zola. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M.

Heymons, C., Eduard von Hartmann. Erinnerungen aus den Jahren 1868—1881. Mit Eduard von Hartmann's Porträt. Berlin, C. Duncker. 8. 1 M.

Hitzinger, H. Ritter v., Leben, Wirken und Stipendienstiftung des Joachim Grafen von und zu Windhag, Münzbach, Pragthal und Saxenegg etc., Sr. kaiserl. Maj. Rathes und Regenten der niederösterreichischen Lande etc., mit Benützung amtlicher Quellen verfasst und herausgegeben. Wien, Konegen. Gr. 8. 2 M.

Höhler, M., Matteo Bonello. Historischer Roman aus den Jahren 1160—1166. Steyl, Missionsdruckerei. 8. 4 M.

— — Eli. Erzählung aus dem Leben einer Schwergeprüften. Steyl, Missionsdruckerei. 1880. 8. 2 M. 50 Pf.

— — Peter de Vineis. Historische Erzählung aus den Zeiten des deutschen Kaisers Friedrich II. Steyl, Missionsdruckerei. 1880. 8. 2 M. 50 Pf.

Hönig, F., Der Raub der Sabinerinnen. Et Schöffenamp. De Hermannsschlach. Köln, Heyn. 8. 50 Pf.

Jäger, E., Die Agrarfrage der Gegenwart. Socialpolitische Studien. 1ste Abth. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Karsten, J., Der verworfene Baustein. Schauspiel. Stuttgart, Metzler. 8. 2 M. 40 Pf.

Klencke, Vom phantastischen Pessimismus zum freudigen Realismus: Schopenhauer und Spinoza. Leipzig, Roßberg. Gr. 8. 2 M.

— — Pessimismus und Schopenhauer, mit Bezug auf Spinoza als Heilmittel des Pessimismus. Leipzig, Roßberg. Gr. 8. 1 M.

— — Spinoza, mit Rücksicht auf Kant, Schopenhauer, Göthe und die moderne Naturwissenschaft. Leipzig, Roßberg. Gr. 8. 1 M.

Kluckhohn, A., Aus dem handschriftlichen Nachlasse L. Westenricders. 1ste Abth.: Denkwürdigkeiten und Tagebücher. München, Franz. Gr. 4. 3 M. 50 Pf.

Korschann, F., Am Isonzo. Gedichte. Görz. Gr. 8. 4 M.

Kunze, F., Soziale Reform und Tabaksmonopol. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 60 Pf.

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts, in Nendrucken herausgegeben von B. Seuffert. Nr. 5: Faust. Ein Fragment von Goethe. Heilbronn, Henniger. 8. 80 Pf.

Marchstaller, H., Eine Reise nach Rom, unternommen im Jahre 1625. Bearbeitet von B. Schroll. Klagenfurt, v. Kleinmayr. 1881. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Minor, J., Die Leiche und Lieder des Schenken Ulrich von Winterstetten, herausgegeben. Wien, Konegen. Gr. 8. 3 M.

Morawiew-Burjakow, H. v., Der Czareumord am 13. März 1881. Eine politische Studie. Dresden, v. Grumbkow. Gr. 8. 1 M.

Mücke, Der Friede zwischen Staat und Kirche. Eine irenische Darstellung und Würdigung der jüngsten zeitgeschichtlichen Entwickelung der katholischen und evangelischen Kirche in ihrem beiderseitigen Verhältniß zum Staate. 1ster Bd.: Kaiser Wilhelm, die beiden Päpste Pius IX. und Leo XIII., Fürst Bismarck und der kirchliche Friede. Mit einer positiven Beantwortung des lauteren Evangeliums der Reformation wider die neuesten Enchelicen. 1ste Hälfte. Brandenburg, Wiesike. Gr. 8. 5 M.

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitän Karl Koldewey. Volksausgabe. Bearbeitet von M. Lindeman und O. Finsch. Mit 54 Illustrationen in Holzschnitt und 4 lithogr. Karten. Neue Ausgabe in 5 Lieferungen. 1ste Lfg. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M.

Riggenbach, C. J., Nikolaus von Flüe und der Tag von Stans. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 70 Pf.

Rodbertus-Jagetzow, Briefe und socialpolitische Aufsätze. Herausgegeben von R. Meyer. 2 Bde. Berlin, A. Klein. 8. 15 M.

Rosen, D. v., Caroline Amalie, Königin von Dänemark, geb. Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg. Eine Lebensskizze. Deutsche Ausgabe. Lübeck, Grautoff. Gr. 8. 2 M.

Salomon, L., Berthold Auerbach. Dem deutschen Volke erzählt. Stuttgart, Levy u. Müller. 16. 25 Pf.

Singer, S., Beiträge zur Literatur der kroatischen Volkspoesie. Agram, Hartman. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schmelzer, K., Vom höheren Schulwesen. Ein Wort an die Eltern. Essen, Bädeker. 8. 75 Pf.

Schneider, J., Die kirchliche und politische Wirksamkeit des Legaten Raimund Perandi (1486—1505). Unter Benutzung ungedruckter Quellen bearbeitet. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 3 M.

Schönherr, D., Aus dem Leben des Ritters Christof Reifer von Altspaur und seiner Gattin Ursula Künigl von Ehrenburg. Ein urkundlicher Beitrag zur Culturgeschichte des 15. Jahrhunderts. Innsbruck, Wagner. 8. 1 M.

Vidmar, C. J., Eine Studie als Beitrag zur anthropologischeu Psychologie. Wien, Kirsch. 1881. Gr. 8. 60 Pf.

Waldeck, O., Die Nihilisten. Trauerspiel. Leipzig, Mutze. 8. 1 M.

Waldow, E. v., Aus dem Leben der Armen. Erzählungen und Skizzen. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M. 50 Pf.

Russische Wandlungen. Neue Beiträge zur russischeu Geschichte von Nikolaus I. zu Alexander III. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 8 M.

Anzeigen.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Lotze's
philosophische Weltanschauung
nach ihren Grundzügen.
Zur Erinnerung an den Verstorbenen
von
Prof. Dr. **Edmund Pfleiderer**
in Tübingen.
Preis: 1 M. 60 Pf.
Berlin, den 15. April 1882. **G. Reimer.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Tonsystem unserer Musik.
Nebst einer Darstellung der griechischen Tonarten und der Kirchentonarten des Mittelalters.
Von
Dr. Otto Bähr.
8. Geh. 6 M.

Eine gehaltreiche musiktheoretische Schrift von dem frühern Reichstagsabgeordneten und Reichsgerichtsrath Dr. Bähr. Der Verfasser gibt darin auf Grundlage der Lehren, welche Moritz Hauptmann in seinem berühmten Werke „Die Natur der Harmonik und Metrik" entwickelt hat, eine gemeinfassliche Darstellung unsers Tonsystems, um dasselbe dem Verständniss weiterer Kreise von Musikfreunden zugänglich zu machen. Von besonderm Interesse ist seine Vergleichung der Hauptmann'schen Lehren mit den von Helmholtz aufgestellten Theorien.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

ILIOS
STADT UND LAND DER TROJANER
FORSCHUNGEN UND ENTDECKUNGEN IN DER TROAS
UND BESONDERS AUF DER BAUSTELLE VON TROJA.
VON
DR. **HEINRICH SCHLIEMANN.**
Mit einer Selbstbiographie des Verfassers, einer Vorrede von **Rudolf Virchow** und Beiträgen von **P. Ascherson, H. Brugsch-Bey, E. Burnouf, Frank Calvert, A. J. Duffield, J. P. Mahaffy, Max Müller, A. Postolaccas, A. H. Sayce** und **R. Virchow.**
Mit circa 1800 Abbildungen, Karten und Plänen in Holzschnitt und Lithographie.
Gr. 8. (XXIV und 880 S.) Cartonnirt 42 M. Geb. 45 M.

In diesem umfassenden, reich ausgestatteten Werke gibt Schliemann eine vollständige Darstellung seiner Ausgrabungen in der Landschaft Troas sowie der staunenswerthen Funde, welche dadurch aus jahrtausendelanger Verborgenheit wieder ans Licht gezogen wurden. Von grösster Wichtigkeit für Archäologen und Philologen, wird das Werk, wie Professor Virchow in seiner Vorrede sagt, auch für jeden Gebildeten eine Quelle des Genusses und der Belehrung werden. Ein Prospect ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte
der
Kunst im Alterthum.
Von
Georges Perrot und **Charles Chipiez.**
Autorisirte deutsche Ausgabe.

Aegypten.
Mit circa 600 Abbildungen im Text, 4 farbigen und 15 schwarzen Tafeln.
Bearbeitet von **Dr. Richard Pietschmann.**
Mit einem Vorwort von **Georg Ebers.**
In ungefähr 20 Lieferungen à 1 M. 50 Pf.
Erste Lieferung.

Ein für die Kunstgeschichte und Alterthumswissenschaft epochemachendes Werk wird hier dem deutschen Publikum in vorzüglicher Bearbeitung zugeführt. Georg Ebers sagt von demselben am Schluss seines einleitenden Vorworts: es werde in der Bücherei jeder Familie, in der man die Kunst hochhält, nicht weniger gut am Platze sein als in der Bibliothek des Gelehrten.

Die erste Lieferung liegt in allen Buchhandlungen vor; ein ausführlicher Prospect mit Illustrationsproben ist daselbst gratis zu haben.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

*Der **1. Band** der neuen (13.) illustrirten Auflage,*
60 Bogen Text mit 42 eingedruckten Abbildungen und 35 separaten Tafeln oder Karten enthaltend,
ist soeben erschienen und geheftet (7 M. 50 Pf.) oder gebunden (in Leinwand 9 M., in Halbfranz 9 M. 50 Pf.) in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aufwärts!
Neue religiöse Gedichte
von
Julius Sturm.
8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine neue Sammlung religiöser Gedichte von Julius Sturm, dem Dichter der bereits in neunter Auflage vorliegenden „Frommen Lieder", darf des freundlichsten Willkommens sicher sein. Das elegant ausgestattete Buch eignet sich namentlich auch als passendes Geschenk.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 5.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 4. Mai 1882.

Inhalt: Neue Romane. V. Robert Schweichel: „Die Falkner von St.-Vigil". Von Rudolf von Gottschall. — Zur Literaturgeschichte. Von Otto Weddigen. — Wolfram von Eschenbach's und Richard Wagner's „Parcival". — Der zweite Theil von Dulk's „Stimme der Menschheit". Von P. Seemann. — Culturgeschichtliches aus der Minnesingerzeit. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Romane.

V.

Robert Schweichel: „Die Falkner von St.-Vigil".

Die Dorfgeschichte ist neuerdings etwas in Miscredit gekommen: der Altmeister derselben, der jüngst verstorbene Berthold Auerbach, war der einzige, der sie noch in Gunst zu halten vermochte, theils durch sein Talent, theils durch die Erinnerung an seine frühern tonangebenden Schöpfungen, und wenn er in spätern Jahren zu ihr zurückkehrte, so lag darin das Bekenntniß, daß auf diesem Boden seine Muse am meisten heimisch sei. Hier und dort taucht auch sonst wol noch eine dorfgeschichtliche Novelle auf, und besonders finden sich in größern Romanen dorfgeschichtliche Episoden; doch der Geschmack der Zeit hat sich jetzt den archäologischen Romanen zugewendet, neben denen sich einige französische Werke, wie Zola's „Nana", einer nicht immer eingestandenen Gunst erfreuen: man möchte glauben, daß sich das Publikum für die bei der Lektüre der archäologischen Romane empfundene Langeweile durch den kecken Realismus der französischen Nuditäteuromane insgeheim zu entschädigen sucht. Die Dorfgeschichte gehört nicht mehr zur Signatur unserer jüngsten Literaturepoche; sie ist beiseitegeschoben. Ein eigenartiger Versuch, sie zu neuem Leben zu erwecken, liegt vor in dem folgenden Werke:

Die Falkner von St.-Vigil. Roman aus der Zeit der bairischen Herrschaft in Tirol von Robert Schweichel. Drei Bände. Berlin, Janke. 1881. 8. 15 M.

Die Eigenart dieser Romandichtung besteht darin, daß sie das Dorfgeschichtliche und das Historische verschmilzt, und zwar nicht in der Weise, wie es in „Hermann und Dorothea" geschieht, daß in einen abgeschlossenen idyllischen Kreis ein weltgeschichtliches Ereigniß wenigstens in seinen Folgen hereinbricht und so für die Welt des Kleinlebens größere Perspectiven eröffnet, sondern indem von Anfang an die politische Weltlage die Vorgänge des Dorflebens mitbestimmt und zuletzt geschichtliche Thaten und Begebenheiten in den Mittelpunkt der Handlung treten. Diese Ereignisse sind: der Aufstand der Tiroler gegen die bairisch-französische Herrschaft, der Kampf Andreas Hofer's und der Seinen gegen das aufgedrungene Regiment. Das alles reflectirt von Haus aus in die Dorfgeschichte, die sich anfangs mit einem Schein von Selbständigkeit abspielt, zuletzt aber gleichsam mit allen ihren Wildwassern in den Hauptstrom der Welthistorie mündet.

Robert Schweichel bringt zu dieser Aufgabe ein markiges Darstellungstalent mit, das sich schon oft in Schilderungen aus dem Natur- und Volksleben der Alpenwelt bewährt hat. Sein größeres Werk „Der Bildhauer vom Achensee" hat dies Talent außer Zweifel gestellt: nur daß in jenem Roman keinerlei historische Vorgänge mit hereinspielten. Schweichel's Muse trägt den Alpenstock: er ist ein Specialist auf diesem Gebiete, ein Maler der tiroler Alpen, mit dem es kaum ein anderer der touristischen und novellistischen Schriftsteller aufnehmen kann.

Die ostpreußische Gediegenheit kommt ihm dabei zu Hülfe: Robert Schweichel's Wiege stand keineswegs in einer Alpengegend, sondern dicht an den Ufern des Pregels, von wo es noch ein gehöriger Marsch ist bis zu dem nächsten samländischen Berge, dem Berge der königsberger Studenten, dem Galtgarben, der sich indeß wie seine Nachbarn jeden Vergleich mit den tiroler Alpen verbittet und schon gegenüber den mitteldeutschen Gebirgen nur ein ansehn-

licher Maulwurfshügel ist. Es sind also nicht Kindheits- und Jugendeindrücke, welche Robert Schweichel in seinen Alpenschilderungen verwerthet, und das Heimweh nach dem Kuhreigen spricht nicht aus ihnen. Wohl aber hat dem Autor seine ostpreußische Heimat einige nicht gering zu schätzende geistige Eigenthümlichkeiten mitgegeben, die ihm, wenn er seine Staffelei in den Alpen aufstellt, sehr zu statten kommen. Die Bewohner der baltischen Provinzen zeichnen sich durch solide Tüchtigkeit, durch ruhigen festen Blick aus, und das sind große Vorzüge eines Dichters, der auf epischem Gebiete productiv ist. Wohin ein solcher Poet wandere, er wird überall hin das gleiche scharfe Auge mitbringen und den ruhigen Sinn, der die Eindrücke der Außenwelt auf sich wirken läßt, ohne sie durch eine vibrirende Innerlichkeit, durch überschwengliche Empfindungen zu verwirren.

„In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister"; dies Goethe'sche Wort gilt nicht blos von der Beschränkung auf bestimmte Bereiche der Dichtung, sondern auch von derjenigen, welche die Handlung auf einen bestimmten Raum concentrirt. Es gibt ja eine phantasievolle, eine weitreichende Dichtung, welche, ohne die Einheit des Grundgedankens zu zerstören, von einem Welttheil nach dem andern springen kann, wenngleich im modernen Drama diese von Sidney mit Recht verspotteten Licenzen der altbritischen Bühne nicht mehr am Platze sind. Der Roman hat ja das Mittel in der Hand, den continuirlichen Fortgang der Handlung auch über Meere hinweg weiter zu führen; doch dann muß durch den Stoff dazu die Möglichkeit und Nothwendigkeit gegeben sein. Fordert der Stoff aber eine Beschränkung innerhalb gewisser Landesgrenzen, liegt das Geheimniß seiner Wirkung in der Concentration, nicht in der Expansion, so muß der Autor auf die erstere nach allen Seiten hin bedacht sein. Die Handlung mag hier und dort einige Seitenarme über die Berge strecken: der Hauptsache nach muß sie in irgendeinem Thalwinkel heimisch sein; in diesem müssen wir aber selber heimisch werden, jeden Steg, jede Windung des Flusses, jedes Haus und jede Häusergruppe, jedes Panorama, das sich von den verschiedensten Aussichtspunkten darbietet, kennen, als ob wir daselbst eine lange Zeit unsers Lebens zugebracht hätten. Versteht der Dichter, unsere Phantasie gleichsam ansässig zu machen in einem beschränkten Raum, so hat er für den ganzen Aufbau seines Romangerüstes die solideste Grundlage gelegt.

Schon im „Bildhauer vom Achensee" hat sich Schweichel als ausgezeichneter Landschaftsmaler bewährt: diese Perle der tiroler Seen, dieser romantische Achensee liegt vor uns in den verschiedensten Beleuchtungen; seine hohen Felsenufer schrecken die Muse nicht zurück; auf den wilden Hängen, auf den Plateaux und Gipfeln bis zu den gewaltigen Schroffen, die ins Innthal herabstürzen, spielt die Handlung fort. Von Ort zu Ort rückt die Staffelei des Landschaftsmalers; überall neue Veduten, neue Verschiebungen des Prospects, neue landschaftliche Stimmungsbilder. Dieser Ausbeutung des malerischen Details innerhalb enggezogener topographischer Grenzen begegnen wir auch wieder in „Die Falkner von St.-Vigil". Obschon die Handlung, besonders wo sich der historische Hintergrund erweitert, auch einige Ausläufer in entferntere Orte schickt, so bilden doch das Thal von St.-Vigil und das Pusterthal die Scenen der Haupthandlung. Welche großartige Aussichtspunkte bieten indeß die benachbarten Höhen von St.-Vigil, namentlich das Spitzhörndl, welches Ambros, der Held des Romans, besteigt:

Zu seinen Füßen lag das Pusterthal, von der Rienz durchströmt, deren Wellen um den Schieferfelsen des ehemaligen Klosters von Sonnenburg blinkten. Er schaute in die Gassen von St.-Lorenzen, auf die Ruinen der Michaelsburg und auf Bruneck, das sich wie ein braunes Band um den Fuß des Berges schlingt, auf dem das Schloß, einst die Sommerresidenz der Bischöfe von Brixen, thront, und weiter auf die Lamprechtsburg, die auf isolirtem Fels seit dem frühen Mittelalter den Engpaß bewacht, den das Thal hinter Bruneck in scharfer Krümmung bildet. Dem Zuge des Thals gen Osten folgend, schweifte Ambros' Blick über die ehrwürdig kahlen Riesenhäupter der Dolomiten, von denen die einen röthlich gefärbt waren, die andern grau oder weiß, bis nach Lienz, wo sie, das Pusterthal abschließend, in gewaltigen Stufen hinabzusteigen scheinen. Offen lagen vor ihm die von der weiten Thalebene bei Bruneck nach Norden in das bewaldete Mittelgebirge hineinstrahlenden grünen Thäler von Gsies, Antholz und Taufers, überragt von dem Riesenferner, dessen Schneefelder einen silbernen Hintergrund für das graue Schloß von Taufers bildeten. Im Nordosten thürmten sich die ungeheuern Massen der hohen Tauern, des Groß-Glockners und Venedigers zu den Wolken auf, die ihre Gletscher und Firnen vor Ambros verbargen. Um so heller blitzten und strahlten und funkelten die zahllosen Zinken und Zacken der zillerthaler Alpen. Wie ein silbernes Diadem umfaßten sie die grünen Thäler und Berge zu Ambros' Füßen. Den in der Sonne blinkenden Schneezacken nach Westen folgend, tauchten jenseit Sterzing und Brixen aus wehenden Schleiern die Eisfelder der stubaier Alpen, die ötzthaler Gletscher und die Kolosse des Ortler. Es war ein kokettes Spiel, das sie mit ihren Nebelschleiern trieben; jeden Augenblick drapirten sie sich anders, stets lockend die Reize verrathend, die sie zu verhüllen bemüht schienen. Nach Süden sich wendend, hatte Ambros sein freundliches Heimatthal unmittelbar unter sich, dahinter den Peitlerkofl sammt den sanft geschwungenen Berglinien des Eisackthals bis zu den aus leuchtendem Firnschnee aufragenden Zinnen der Marmolata. Daran schlossen sich dann gen Lienz zu die von Sonnenduft umdämmerten Dolomiten des Thals von Ampezzo, das großartige Rundbild vollendend.

Wir heben dies farbenreiche Panorama zugleich als Probe der zahlreichen landschaftlichen Schilderungen hervor, welche der Roman enthält: natürlich verläuft er nirgends in solche Panoramamalereien, welche ihn leicht in eine Gemäldegalerie verwandeln könnten; es ist dies die einzige und jedenfalls in ihrer Art glänzende Ausnahme; sonst verwebt der Autor die landschaftlichen Bilder mit der Handlung oder der Stimmung der handelnden Personen. Was wir dagegen an diesen Schilderungen aussetzen möchten, ist die oft allzu topographische Genauigkeit derselben, die uns bisweilen aus dem Bereiche der Poesie in das der Geographie führt. Hierin geht nach unserer Ansicht die Gewissenhaftigkeit des Epikers bisweilen zu

weit, besonders was die Angabe der Himmelsgegenden betrifft. Wir orientiren uns zwar besser, wenn wir erfahren, welcher Gebirgszug sich nach Osten und welcher nach Norden hin erstreckt und welches Thal im Süden liegt: doch für die eigentliche dichterische Anschauung, für die Phantasiebilder, auf welche es im Roman ankommt, gewähren diese Angaben keinerlei Ausbeute.

Im Mittelpunkte der Handlung des Romans steht der alte Klosterbauer von St.-Vigil und sein Sohn Ambros. Der Alte ist eine jener dorfgeschichtlichen Gestalten, die wir auch in den Erzählungen Berthold Auerbach's wiederfinden, ein Bauer von altem Schrot und Korn, von unbeugsamem Eigensinn, von großer Willenskraft; daß sein Sohn Ambros ein armes Bauernmädchen Stasi heirathet, erbittert ihn so, daß er ihn aus dem Hause treibt und enterbt. Auch dies Motiv kehrt häufig in den Dorfgeschichten wieder; es ist eine Art von Conflict der Stände, wie er in den höhern Kreisen sich findet. Der reiche Bauer, stolz auf seinen Besitz, will, daß sein Sohn eine ebenbürtige Ehe schließt, sucht eine reiche Erbtochter für ihn aus und ist empört, als dieser solcher Wahl nicht zustimmt, sondern der Neigung seines Herzens folgt. Derartige Conflicte nehmen allerdings den Dorfgeschichten den eigentlich idyllischen Reiz, das arkadische Vollglück der Beschränkung; sie zeigen uns, wie auch im ländlichen Rahmen die egoistischen Interessen hart aufeinanderstoßen; ja der Egoismus dieser Bauern ist von einer Halsstarrigkeit, man möchte sagen Dickköpfigkeit, welche ihn noch weniger sympathisch erscheinen läßt als den Eigennutz der höhern Stände. Freilich fordern solche Kernnaturen die Kraft des Dichters heraus, sich in scharfumrissener Charakterzeichnung zu bewähren: der alte Klosterbauer Schweichel's steht durchaus nicht hinter seinen literarischen Ahnherren in den Auerbach'schen Novellen zurück: er ist eine eiserne Natur, gelegentlich mit imperatorischen Gesten ausgestattet, und die Kunst des Autors besteht besonders darin, zu zeigen, wie dieser Kraftmensch mit den Verfinsterungen seines Gemüths, mit dem von ihm selbst heraufbeschworenen Schicksal ringt und wie doch zuletzt die Eisrinde desselben ins Schmelzen geräth.

Der jugendliche Held des Romans, des Klosterbauers enterbter Sohn Ambros, der seinen festen Willen gegen denjenigen des Vaters setzt, ist von Schweichel ebenfalls gut gezeichnet: ein Feuerkopf, ein feuriges Herz charakterisiren ihn; er vertritt den Sturm und Drang auf dem Dorfe und lenkt zuletzt in die Bahn der tapfern Vaterlandsvertheidiger ein. An ihn und seine Stimmungen knüpfen sich die lebendigsten Kapitel des Romans. Am mühsam errungenen häuslichen Herd läßt es ihm keine Ruhe; die Schönheit einer jungen Müllerin, Afra, die an einen ältern Mann verheirathet ist, zieht ihn unwiderstehlich in ihre Kreise; doch es kommt zu keiner Katastrophe, welche das am Schluß wiederhergestellte eheliche Glück allzu sehr erschüttert hätte.

Das Familiengemälde der „Falkner von St.-Vigil" wird vervollständigt durch den zweiten Sohn des Klosterbauers, Hannes, der die Laufbahn des katholischen Geistlichen einschlägt, von sanfter liebenswürdiger Gemüthsart ist, aber es doch unternimmt, den Ambros gegen des Vaters Willen mit der Stasi zu trauen, und dann durch die Tochter Lisei, welche den bairischen Schmied Wolf liebt, der von den tiroler Bauern verfolgt wird und St.-Vigil fliehen muß. Auch diese Liebe erregt den Zorn des Vaters; er will seine Tochter dem Sohn des Müllers Arigaya geben, dem heimtückischen Jerg. Dieser Charakter ist von Schweichel sehr gut gezeichnet; sein höhnisches Wesen, sein grenzenloser Egoismus treten mit scharfen Zügen hervor. Ambros erschlägt ihn fast im Zorn, und Lisei, um den Vater mit dem Sohn zu versöhnen, reicht dem widerwärtigen Jerg ihre Hand. Er wird indeß aus Misverständniß von den Franzosen erschossen, denen er durchaus freundlich gesinnt war. Ambros betheiligt sich am Kampfe, ebenso die schöne Afra, die für ihn, den Gefangenen, bei den französischen Offizieren spricht. Am Schlusse ist Ambros nach mancherlei Irrfahrten zu seiner Stasi zurückgekehrt, und auch Lisei heirathet ihren aus Rußland heimkehrenden Wolf.

Dies ist das ländliche Familiengemälde, in welches die politische Bewegung der Zeit in stets sich steigerndem Tempo eingreift, bis gegen den Schluß hin die historischen Ereignisse ganz in den Vordergrund des Romans rücken. Es ist künstlerisch wohlerwogen, daß gleich in der Ouverture sich die Leitmotive finden, die nachher zum Vollklange der kriegerischen Vorgänge hinüberführen. Gleichwol möchten wir wünschen, daß die Spannung nach diesem Ausgange hin lebhafter erregt und festgehalten würde. Trotz der Schlägerei zwischen Baiern und Tirolern, womit der Roman beginnt, trotz der klerikalen Conspiration und mancher bairischen Gewaltthat im Lande sind wir doch so in die Familieninteressen und Herzensgeschichten verstrickt, daß wir, besonders bei der Breite, womit sie ausgemalt sind, nicht vermuthen, die voll hereinflutende historische Bewegung werde noch für den Roman eine selbständige Bedeutung gewinnen. Das ist nun allerdings im letzten Bande der Fall: hier treten Hofer und Speckbacher lebhaft vor uns hin; von der Schlacht am Berge Isel, von den Vorgängen in den Felsenpässen, in denen die durchmarschirenden französischen Truppen von den herabgewälzten Felsen der Tiroler und Tirolerinnen zermalmt werden, erhalten wir lebendig anschauliche Bilder:

Der Marschall Lefebvre empfing die spärlichen Ueberreste seiner Vorhut im hellen Zorn. Noch kannte er den Volkskrieg nicht aus eigener Erfahrung, und um 3 Uhr am Morgen des nächsten Tags brach er selbst mit der Hauptmacht auf, um die Engpässe zu forciren. „Heute werde ich Steine auf die Bauern werfen", rief er seiner Wirthin in Sterzing zu. Schweigend rückten die Colonnen zwischen den steilen Bergwänden vor und manchem schlachtengewohnten Soldaten mochte das Herz stärker klopfen bei den immer häufiger auftretenden Spuren des gestrigen Kampfes, den zermalmten Leichen zwischen und unter den Blöcken, den zerschmetterten Kanonen, Gepäckwagen, Munitionskarren, und manches Auge blickte scheu zu den Thalrändern hinauf. Da kam ein Stocken in den Zug. Schüsse knatterten ihm entgegen;

der Speckbacher war zur Stelle, und links und rechts knatterte es von den Bergen, und jetzt begannen auch die grauenvollen Steinbatterien von droben zu spielen. Sie hatten keine Zeit verloren, die Schützen, Mädchen und Frauen, um frische Felsenblöcke an die Ränder des Absturzes zu rollen. Nun kamen sie heruntergesaust, die gewaltigen Blöcke, hüben und drüben, alles in ihrem Bereiche verstümmelnd, tödtend, zerschmetternd, zerquetschend, begrabend. Wilder Jubel auf den Höhen antwortete dem entsetzlichen Geschrei in der Tiefe, dabei schlugen die Kernschüsse der Tiroler unaufhörlich von allen Seiten in den gedrängten Feind. Das war der Volkskrieg in seiner fürchterlichsten Gestalt, und dem Marschall gefror das Herz vor Grauen. Fort! Fort! Fort! Still und ernst zogen die Sieger über das gräßliche Schlachtfeld. Die Schlucht war eine Hölle voll Aechzen, Stöhnen, Jammern, Schreien und Verzweiflung, sodaß selbst das härteste Herz davon erbebte. Tagelang ging die Eisack mit Leichen.

Die Darstellungsweise Schweichel's hat epische Vorzüge: sie ist klar und bestimmt, plastisch, objectiv, vermeidet alle Einschiebungen und Reflexionen. Wie indeß alle Verfasser von Dorfgeschichten seit Immermann geht auch Schweichel etwas zu weit in der Breite der Detailmalerei: hier und dort werden uns gleichgültige Dinge geschildert, die nur rusticale Decoration sind: wir meinen, daß die epische Anschaulichkeit sich auf das Wesentliche beschränken muß. Ein naives Zeitalter wie das Homerische legte den realen Dingen einen höhern Werth bei als unsere durch die Reflexion und durch die vermittelnden Beziehungen der Cultur den unmittelbaren Eindrücken der nächsten Umgebung mehr entrückte Zeit. Der würdigste der neuen Homeriden, Goethe, hat in seiner Dichtung „Hermann und Dorothea" hierin das rechte geschmackvolle Maß getroffen.

Von dieser kleinen Ausstellung abgesehen, erscheint der Roman von Schweichel als ein tüchtiges Werk, frei von allem Ueberschwenglichen, Phantastischen, aus dem getreu aufgefaßten und geschilderten Natur- und Volksleben der tiroler Alpen schöpfend, einfach und markig in der Darstellung, und hat der Autor auch seine Studien in der Gegenwart gemacht, er konnte sie getrost und sicher, keinen Anachronismus zu begehen, auf den historischen Hintergrund auftragen; Land und Leute haben sich dort nicht verändert:

> Denn so wie ihre Alpen fort und fort
> Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
> Gleichförmig fließen, Wolken selbst und Winde
> Den gleichen Strich unwandelbar befolgen:
> So hat die alte Sitte hier vom Ahn
> Zum Enkel unverändert fortbestanden.

Rudolf von Gottschall.

Zur Literaturgeschichte.

1. Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen in volksthümlicher Darstellung. Herausgegeben von Otto von Leixner. Mit über 300 Text-Illustrationen und zahlreichen Tonbildern u. s. w. Leipzig, Spamer. 1881—82. Gr. 8. In Lieferungen zu 50 Pf.

Von den auf etwa 30 Lieferungen berechneten beiden Bänden des obengenannten Werks liegen uns bisjetzt 19 zur Besprechung vor.

Es ist ein erfreuliches Zeichen des gewaltigen Aufschwunges unserer Literaturforschung, daß dieselbe, vom Speciellen zum Allgemeinen fortschreitend, bestrebt ist, sich weitere Perspectiven zu eröffnen. Die Geschichte unserer Nationalliteratur hat zahlreiche Darstellungen erfahren, Darstellungen von allen nur möglichen Gesichtspunkten aus: dem historischen, ästhetischen, kritischen, philologischen, ja confessionellen. Die Geschichte der Weltliteratur hat bis zur Gegenwart nur noch wenige Bearbeitungen aufzuweisen; es hat dieses seinen Grund vornehmlich in der Jugend der Literaturwissenschaft überhaupt, dann in der Unzulänglichkeit der Quellen und Monographien, und endlich in der Schwierigkeit eines solchen Unternehmens selbst. Johannes Scherr's „Allgemeine Geschichte der Literatur" (6. Aufl., 1881) ist, wenn wir von der „Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen" (Leipzig, Friedrich), die erst im Erscheinen begriffen ist, absehen, und füglich auch von einem vor kurzem erschienenen, vom specifisch katholischen Standpunkte abgefaßten Werke, zur Zeit das einzige, das beste Hülfsmittel. Freilich, bei allen großen Vorzügen des Scherr'schen Werks ist und kann dasselbe keineswegs das Ideal einer Geschichte der Weltliteratur sein; es besteht nur aus einer losen Zusammensetzung von Einzelliteraturgeschichten: eine durchgehende, zusammenhängende Geschichte der allgemeinen Literatur, welche die Fäden aufsucht, die die verschiedenen Nationalliteraturen, ihre Geistesströmungen, untereinander verbinden, wie die Weltgeschichte die Berührungen der Nationen im politischen Sinne, vermissen wir durchaus. Es hat dieses natürlich nicht zum mindesten seinen Grund in den gegenwärtig noch geringen Fortschritten der vergleichenden Literaturwissenschaft.

Die vorliegende „Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen" von Leixner geht bezüglich einer pragmatischen Darstellung der einzelnen Nationalliteraturen über das Scherr'sche Werk nicht hinaus. Auch sie beschränkt sich auf die Zusammenfügung gesonderter Bearbeitungen der fremden Literaturen. Wendet sich Scherr's „Allgemeine Geschichte der Literatur" vorzugsweise an die Gebildeten, d. h. trägt sie schon durch die Reichhaltigkeit der Quellenangaben einen mehr wissenschaftlichen Charakter, so hat das Leixner'sche Werk das Volk im Auge. Es bestrebt sich, den Stoff zu populariſiren, zu welchem Zwecke die gerade auf diesem Felde so thätige Verlagshandlung eine große Reihe Illustrationen als Anschauungsmaterial beigefügt hat. Was das Leixner'sche Werk als Vorzug für sich in Anspruch nehmen kann, ist die Darstellung des Einflusses, welchen die Autoren der fremden Literaturen

auf unsere eigene ausgeübt haben. Freilich beschränkt sich diese Darstellung jedesmal auf nur kurze Skizzirungen, und wäre ein tieferes Eingehen hier wohl erwünscht gewesen, wie überhaupt eine Geschichte der Einwirkung der fremden Literaturen auf unsere Nationalliteratur eine dankbare und zeitgemäße Aufgabe wäre.

Im ganzen können wir die Leixner'sche Arbeit loben, nicht als ein der Wissenschaft neue Bahnen eröffnendes Werk, sondern als ein Werk, das den Zweck verfolgt, auch die weitern Kreise unsers Volks mit den hauptsächlichen Literaturen der Völker unsers Erdballs bekannt zu machen. Aus dem Orient sind die Literaturen der alten Aegypter, Hebräer, Araber, Perser, Inder und Chinesen behandelt; auch die bemerkenswerthen Productionen der Mongolen, Kalmücken, Tscherkessen u. s. w. werden kurz erwähnt. Dann folgen die Literaturen der Griechen und Römer, dann die der romanischen Völker, der Franzosen, Spanier, Portugiesen und Italiener; leider ist hier aber gar keine Erwähnung der jüngsten und doch so hoffnungsvollen rumänischen Literatur geschehen. Es ist dies ein Mangel, der noch mehr hervortritt als das Fehlen jeder Mittheilung über die neuprovenzalische und rhätische Poesie. In den folgenden Lieferungen werden dann die Literaturen der germanischen Völker uns entgegentreten, der Engländer (einschließlich der Iren, Schotten, Nordamerikaner), der Niederländer, Skandinavier (Dänen, Norweger, Schweden), ferner die Literaturen der Südslawen (Serben, Kroaten, Slowenen), der Nordslawen (Polen, Russen, Czechen) und endlich der Ungarn. Wir hoffen, daß der Verfasser auch die neugriechische Literatur in den Kreis seiner Betrachtung ziehen wird.

Um über des Verfassers Stil und Schreibweise ein Urtheil zu ermöglichen, lassen wir zum Schluß einige uns in jeder Hinsicht sympathischen Worte über den Vertreter des gemeinen Naturalismus in Frankreich, Emile Zola, folgen:

Das Werk, oder vielmehr die Reihe von Werken, mit welchen Zola seinen Ruf begründet hat, ist auf zwanzig Romane berechnet, von welchen neun erschienen sind. Der gemeinsame Titel dieser Arbeiten, deren jede übrigens wieder ein Ganzes bildet, lautet: „Les Rougon-Macquart, histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second empire". . . . Sein ästhetisches Glaubensbekenntniß hat er in Büchern und Kritiken, mit witzigen und groben Ausfällen gewürzt, hinlänglich dargelegt; aber es hat für uns ebenso wenig Werth wie etwa die Ermahnungen eines Mannes, welcher gewässerten Wein predigt und selber Fusel trinkt. Der Schriftsteller wird nicht nach seinen Worten, sondern nach seinen Thaten gerichtet; die Thaten Zola's sind jedoch seine Romane — ihnen allein kann das Urtheil gelten. Für Zola löst sich das Dasein nach einer sehr einfachen Formel auf: Ehrgeiz, Egoismus, Genußsucht im weitesten Sinne. Das an dem Beispiel einer Familie darzulegen, in welcher Geistesstörungen erblich sind, ist der Grundgedanke der Werke. Zola erkennt nur ein einziges Vorbild an: die Natur. Diese aber ist ihm alles Scheußliche, Niedrige, Verbrecherische, ja Thierische — die edeln Gegensätze scheint er als übernatürlich und deshalb als unwahr zu betrachten. Er will bessern. So führt er uns, oft mit wahrhaft großem Schilderungstalent, den Abschaum der Gesellschaft vor und steigt in den ekelhaftesten Pfuhl der gemeinsten widernatürlichsten Laster; er zeichnet Verhältnisse, die nicht nur Empörung, sondern Ekel erregen: Scenen, von deren Schmuz man sich schaudernd abwendet. Nichts Häßliches gibt es, was er nicht hervorzieht und mit den grellsten Farben schildert. Aber das ist nicht genug. Er will von Lastern abschrecken, der Zeit den Spiegel vorhalten. Geschieht das damit, wenn er die empörende Unzucht durch alle Stadien verfolgt, wenn er das Unsagbare mit frechem Cynismus ausmalt, wie in dem Verhältniß zwischen Renée Rougon und ihrem Stiefsohne Maxime; wie so oft in „Nana"; wie in den Scenen, wo der Abbé vor der Madonna betet? Geschieht es durch jene ekelerregenden Scenen des „Assommoir"? Nein; der Effect ist der entgegengesetzte. Jene Gesellschaft, welche diese Bücher verschlungen hat und verschlingt, sucht keine Besserung; sie reizt die abgestumpftesten Nerven mit diesen Nacktheiten, mit diesen Schilderungen jener Sinnlichkeit, die als Krankheit im Gehirne tobt und alles Edle und Reine der Menschennatur vernichtet. Die Wirkungen Zola's sind einfach brutal, brutal ist seine ganze Weltanschauung. Ein Rétif de la Bretonne hat im „Paysan perverti", in den „Contemporains" Bilder tiefer Entsittlichung hingestellt; aber er hat daneben auch den Gegensatz gezeichnet. Hier jedoch nur ein Meer von Schmuz, auf welches kaum einmal (im ersten Roman) ein verirrter Lichtstrahl hinzuckt. Wäre wenigstens einmal eine große Leidenschaft zu finden, welche sich zu tragischer Höhe erhebt, aber überall sind es nur die bestialischen Triebe gemeiner Naturen. Diese Menschen sind nach dem Receipt von „L'homme-machine" gemacht; in ihnen lebt kein Funke vom göttlichen Geist, keine Ahnung eines moralischen Gesetzes, irgendeiner sittlichen Verantwortlichkeit. Zola erkennt ja diese nicht an — ihm ist als echtem Materialisten der Mensch eine zweibeinige Bestie, welche widerstandslos und deshalb auch nicht anklagbar der Leidenschaft folgt. Kurz, das „Häßliche" ist für diesen Schriftsteller der einzige Vorwurf der Dichtung, und darum sind seine Romane zu einer Kloake geworden, wie die gesammte Weltliteratur keine zweite kennt. Man mag — es ist ja auch in Deutschland geschehen — das Talent Zola's bewundern, seine Wahrheit anstaunen: er bleibt dennoch nur ein Virtuose, welcher in seinem Schaffen auf die niedrigsten Triebe der Menschennatur abzielt, um aus ihnen Gold zu münzen. Nach guter deutscher Gewohnheit sind seine theoretischen Arbeiten („Le roman experimental" und „Le naturalisme au théâtre") auch gepriesen worden von Leuten, welche sich niemals ernstlich mit Aesthetik beschäftigt haben. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo der sittliche Stolz des deutschen Volks aus langem Schlafe erwacht, um die fremden Götzen zu zertrümmern.

Und zum Schluß der Darstellung der französischen Literaturgeschichte, insbesondere der Betrachtung des französischen Naturalismus, heißt es bei Leixner:

In Frankreich zieht sich langsam ein Gewitter zusammen, dessen Ausbruch freilich noch niemand vorhersagen kann. Ein Land, in welchem eine Schule wie jene Zola's möglich ist und behaupten kann, sie schildere das Leben, wie es sei — ein solches Land befindet sich am Abgrund des sittlichen Verfalls. Mögen Wissenschaft und Kunst, Industrie und Handel blühen, der Reichthum sich von Jahr zu Jahr mehren: das allein kann den Geist der herrschenden Gesellschaft nicht verbessern. Wenn da nicht eine sittliche Revolution die faulen Dünste vertreibt und das Gift vernichtet, wird Fäulniß unaufhaltsam weiter schreiten. Deutschland aber soll sich aus dieser jüngsten Dichtung des westlichen Nachbars eine Lehre ziehen: Wo die Schriftsteller einer Nation die sittlichen Gedanken mit Füßen treten, dort wanken bald die kräftigsten Stützen des Volkslebens und des Staats. Es ist die heilige Pflicht aller, welche Deutschland und unsere

Ueberlieferungen lieben, sich dem Ungeiste entgegenzustellen, welcher von Frankreich herüber zu uns gekommen ist, damit wenigstens unsere Söhne frei bleiben von der Schmach, die wir so lange schweigend getragen: den sittlichen Idealismus preiszugeben um erbärmliche Frivolität. Ein nicht geringer Theil unserer nationalen Größe hängt davon ab, daß wir, deutsch im Geist und Herzen, die Ketten des französischen Ungeschmacks zerbrechen, ohne deshalb die Achtung für das Bedeutende zu verlieren, was über den Rhein zu uns herüberkommt.

Unter einem eigenthümlichen Titel liegt uns ferner zur Besprechung ein Buch vor:

2. Literarische Stoßvögel. Neue Randglossen zu Zeit- und Streitfragen von R. Treitschke. Leipzig, Schloemp. 1882. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Der sonderbare Titel ist von dem Verfasser ohne Zweifel in der Absicht gewählt, seine Gabe dem Publikum äußerlich recht pikant erscheinen zu lassen. Er steht mit dem sozusagen harmlosen Inhalt des Buchs in gar keinem Zusammenhang. Dasselbe enthält zwölf kleine Abhandlungen, die sich auf die verschiedensten Gebiete erstrecken und ohne Connex sind. Allein abgesehen hiervon tritt uns in den einzelnen Essays: „Verkennung der Vergangenheit", „Zur Poesie des Märchens", „Boccaccio's Decamerone", „Ueber Fremdwörter, besonders in der deutschen Sprache", „Romanische Sprachen und ihre Literaturmission", „Pedanten und Charlatane", „Zur Würdigung Gellert's", „Shakespeare als Geschichtsdenker", „Hans Sachs und altdeutsches Theater", „Philister und Sonderlinge", „Deutsche Romantik und Classicität", „Goethe's religiöse Ueberzeugungen", dennoch eine Fülle geistreicher Gedanken entgegen, wie auch ihr Stil ein wohlgefeilter ist. Werthlos ist keine unter ihnen. Wir machen besonders auf Nr. 1, 2, 4 und 5 aufmerksam. Mit Recht hebt der Verfasser in der letztern („Romanische Sprachen und ihre Literaturmission") den hohen Culturwerth der romanischen Literaturen hervor. Er ist aber im Irrthume, wenn er meint, daß nach Goethe's Ansicht eine Weltliteratur in dem „ungemein regen Austausch literarischer Erzeugnisse beruhe, wodurch jedes Volk das andere in Bildung fördert und die empfangene Gabe dem ersten Geber um so erfreulicher dankt und lohnt, weil er in ihr zugleich die Rückwirkung seiner eigenen Gabe erkennt"; Goethe erblickt die Verwirklichung der Idee einer Weltliteratur in der fortgesetzten Uebertragung der fremden Geistesschöpfungen in die deutsche Sprache; in diesem Sinne äußerte er im Jahre 1826 in „Auswärtige Literatur und Volkspoesie": „Die deutsche Sprache wird immer mehr Vermittlerin werden, indem alle Literaturen sich in ihr vereinigen. . . . Man misgönnt der französischen Sprache nicht ihre Conversations- und diplomatische Allgemeinheit; in dem oben angedeuteten Sinne muß die deutsche sich nach und nach zur Weltsprache erheben", das heißt zum Medium der Weltliteratur werden.

Führten uns die vorgenannten Abhandlungen in den Bereich der modernen Literaturen, so umfaßt das folgende Buch:

3. Aus Hellas, Rom und Thule. Cultur- und Literaturbilder von J. K. Poestion. Leipzig, Friedrich. 1882. 8. 4 M.

Stoffe aus der antiken und altnordischen Welt. Zu dem ersten Theile gehören die Aufsätze: „Verfolgte Manen", „Blaustrümpfe im alten Rom" und „Die römische Sappho"; zu dem zweiten „Ein alt-isländisches Dichterleben", „Berserker" und „Eine altnordische Räthseldichtung". Verdienstvoll scheinen uns namentlich die Abhandlungen „Aus Thule" — das Wort ist hier in erweitertem Sinne für den alten Norden überhaupt gebraucht; wir zweifeln nicht, daß das Interesse der Gebildeten sich auf diesen Theil der germanischen Alterthumskunde hinlenken wird, welcher noch allzu wenig bekannt und in seiner Bedeutung für die Erkenntniß der deutschen Vergangenheit gewürdigt worden ist. Aber auch die ersten Aufsätze aus dem Alterthum werden ein ungetheiltes Interesse auf sich ziehen. Sie zeugen von Geist und vollkommener Beherrschung des Stoffs.

Otto Weddigen.

Wolfram's von Eschenbach und Richard Wagner's „Parcival".

1. Der Parcival Wolfram's von Eschenbach. Von W. Meyer-Markau. Mit dem Wappen Wolfram's von Eschenbach. Magdeburg, Heinrichshofen. 1882. 8. 2 M. 50 Pf.
2. Parsifal. Ein Bühnenweihfestspiel von Richard Wagner. Mainz, Schott's Söhne. 1880. 8. 80 Pf.

Die im Juli und August dieses Jahres bevorstehende Aufführung des jüngsten Meisterwerks von Richard Wagner hat seit geraumer Zeit bereits die musikalische Welt in die lebhafteste Spannung versetzt. Künstler und Handwerker aller Art, Maler, Decorateure, Maurer und Zimmerleute, Maschinisten, Theaterschneider und Illuminateure, sind eifrig mit der Herstellung der complicirten Decorationen, Maschinen, Lichteffecte und Costüme beschäftigt, und mehrere Zeitungen haben schon über diese Vorarbeiten und einzelne Proben ausführliche Berichte erstattet, nach denen das Außerordentlichste und noch nie Dagewesene den schaulustigen Augen wird geboten werden.

Es ist von einigen Verehrern des gefeierten Dichtercomponisten als eine nationale Großthat gepriesen worden, daß er zu seinen Schöpfungen wesentlich aus dem Volksleben des deutschen Mittelalters („Meistersinger") und dem reichen Schatz der deutschen Sagen- und Mythenwelt („Lohengrin", „Tanhäuser", „Nibelungenring") die anregenden Stoffe entnommen hat, wie denn auch seinem „Tristan und Isolde" sowie jetzt dem „Parsifal", wenngleich ihr Inhalt fremdländischen Ursprungs ist, die Dichtungen un-

serer größten deutschen Dichter der Vorzeit, Gottfried's von Straßburg und Wolfram's von Eschenbach, zur Grundlage dienen, und wir wollen dieses Verdienst nicht schmälern, wenn es ein näheres Eingehen der größern Kreise der Gebildeten auf die Poesie unserer vaterländischen Vorzeit und die höhere Würdigung derselben zur Folge hat. Mochte es indeß dem Componisten leicht sein, bei „Tristan und Isolde" aus dem einfachen Thema von Gottfried's und seiner Fortsetzer Gedichte den zur dramatisch-musikalischen Darstellung geeigneten Kern herauszuschälen und den Stoff zu condensiren, so ist diese Procedur beim Vorwurf des „Parsifal" eine unendlich schwierigere, wenn die Tendenz und das Verständniß der tiefsinnigen Dichtung nicht ganz verloren gehen soll. Es ist zwar aus dem Libretto (Nr. 2) erkennbar, daß sein Verfasser die Gralsage in ihrem weitern Umfange studirt und den Kernpunkt der Parcival-Dichtung scharf und ausschließlich, unter Ausscheidung der damit eng verbundenen Abenteuer des Artus-Kreises, aufgefaßt hat; allein der Stoff war doch zu reich und verwickelt, als daß Wagner mehr als nur gewissermaßen einzelne Stichworte der Dichtung entnehmen und zu musikalisch-dramatischen Scenen gestalten konnte, sodaß für diejenigen, welche Wolfram's Dichtung und die Gralsage nicht gründlich kennen, der Text schwer, wenn überhaupt verständlich ist. Und zu diesem Laienpublikum möchte wol die Mehrzahl der Zuhörer in Baireuth gehören.

Als ein dankenswerthes Unternehmen ist es daher anzuerkennen, daß Wilhelm Meyer-Markau in seiner Schrift (Nr. 1) dem uneingeweihten Publikum einen Leitfaden zum tiefern Verständniß des Operntextes zu geben versucht hat, wodurch der musikalische Genuß demnächst nur erhöht und noch mehr vergeistigt werden kann, indem der Zuhörer in Stand gesetzt wird, das Nothwendige hinzuzudenken, was im Text nicht gesagt und durch keine Musik zu ersetzen, was zu wissen aber nöthig ist, wenn Figur und Scene nicht unbegriffen bleiben sollen.

Nach einem kurzen Bericht über Leben, Werke und Wirken Wolfram's von Eschenbach gibt der Verfasser eine Uebersicht der Gralsage, wir möchten lieber sagen der Graldichtung. Denn setzen wir bei einer Sage voraus, daß sie einer historischen Wurzel entkeimt, im Laufe der Zeiten sich fortgebildet, umfangreichere Gestalt gewonnen, und dann Gegenstand der Volkserzählung geworden sei, so fehlt es der Gralsage durchaus an solcher Wurzel, und die weitschichtigen Forschungen danach haben immer deutlicher herausgestellt, daß ihr Ursprung, unter Anlehnung an die Legende von Joseph von Arimathia und die in den Kreuzzügen gefundenen Reliquien, die Abendmahlschüssel des Heilands und die Lanze des Longinus, in der Phantasie eines französischen Clerc aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zu suchen ist*), wonach französische Dichter, die aber fast alle gleichzeitig oder jünger als Wolfram von Eschenbach sind, ihr eine weitere Ausbildung gegeben haben: sodaß das Suchen nach ältern celtischen, spanischen, orientalischen, hindostanischen, jüdischen u. s. w. wirklichen Quellen füglich eingestellt werden kann, wenn auch jene Dichter einzelne dahin anklingende Reminiscenzen nicht verschmäht haben. Die „Historia regum Brittanniae" des Gottfried von Monmouth (um 1130—35) enthält noch nichts von der Legende Joseph's von Arimathia, der blutenden Lanze und dem heiligen Gral: und der celtische Kessel der Ceridwen ist von Thomas Stephens mit Recht als ein Phantasma der Barden des 12. Jahrhunderts nachgewiesen.*)

Ist der heilige Gral in der französischen Dichtung eine wunderthätige, segenspendende, nur den Guten zugängliche Reliquie, welche in leuchtendem Glanz bald vom Heiland selbst oder von Engeln oder himmlischen Händen getragen, bald auch selbständig sich bewegend und redend erscheint und mysteriöse Gebote und Verkündigungen erläßt, ohne daß jedoch eine bestimmte geschlossene Gemeinde sich um sie gebildet hat, sodaß sie vielmehr in mysteriöses Dunkel absichtlich gehüllt bleibt**): so ist in Wolfram's deutscher Dichtung, abgesehen von allem traditionellen Reliquien-Mysterium, der Gral lediglich das sichtbare Organ des Christengottes als unsichtbaren Oberhauptes des geistlichen dem Orden der Tempelherren nachgebildeten Ritterordens der Templeisen, welcher das sichtbare Reich Gottes auf Erden repräsentirt — das Organ, durch welches der Herr zu seiner Gemeinde spricht und in welchem der Geist Gottes lebendig wirksam ist. Es entspricht dieser Idee, wenn Wagner in der äußern Form den Gral als das Allerheiligste, dessen auch jetzt noch die katholische Kirche sich gottesdienstlich bedient, aufgefaßt und zur Schau gebracht hat, indem in der That im ersten und dritten Aufzug eine Abendmahlsfeier fast nach den Worten der Heiligen Schrift abgehalten wird, und vermuthlich wird es der Musik des Meisters gelingen, das bei einigen vielleicht sich regende Gefühl der Profanation eines heiligen Acts der gesammten Christenheit für den Augenblick zurückzudrängen.

Die Artus-Sage mit ihren Tafelrunden ist von Meyer-Markau nur kurz behandelt, da sie im Libretto nicht mit verwendet ist; nur die Erwähnung des heilkräuterkundigen Gawan, der nicht Gralianer, sondern Tafelrundritter ist und daher nicht zur Gemeinde der Erwählten des Grals gehörte, erinnert an dieselbe (vgl. „Parcival", V. 516, 23).

Im zweiten Abschnitt läßt Meyer-Markau eine ausführliche, fleißig gearbeitete Inhaltsübersicht des Wolfram'schen Gedichts folgen, den Lebensgang Parcival's schildernd, wie er aus seiner kindlich frommen Herzenseinfalt durch Misgeschick und Misverstand zum Zweifel an Gott, dann durch Reue und Buße zu seiner Bekehrung zum Glauben, endlich zum Königthum des Grals erkoren, sich hindurchringt.

*) Vgl. Birch-Hirschfeld: „Die Sage vom Gral" (Leipzig 1877).

*) Stephens, „Geschichte der wälschen Literatur vom 12. bis zum 14. Jahrhundert", herausgegeben von San-Marte (Halle 1864); und „Die Sagen von Merlin", herausgegeben von San-Marte (Halle 1853).

**) Erst bei den jüngern Dichtern, frühestens im 13. Jahrhundert, findet sich die chevallerie terrestre und céleste erwähnt, aber auch confus durcheinander gemischt.

Bei Wagner erscheint im ersten Aufzuge Parsifal — dessen Name nach Görres in der Einleitung zu dessen Ausgabe des „Lohengrin" aus dem Arabischen abgeleitet wird, während die Franzosen ihn als „Thaldurchstreifer" (von percer und val, vallée) bezeichnen — in seinem Verhalten auf der Gralsburg als der Einfältige, Unerfahrene (Thor), wobei wir aus der Dichtung Wolfram's im Sinn behalten müssen, daß er die von Amfortas erhoffte Frage in kindlich treuem Gehorsam gegen die Weisung seines verehrten Lehrers Gurnemanz (der hier freilich zum Hofmarschall des Königs gemacht ist), „nicht kindisch viel zu fragen", unterläßt: ein Motiv, das sein Verhalten rechtfertigt. Doch in der krampfhaften Bewegung Parsifal's nach dem Herzen bei den Klagen des Amfortas (vgl. Wagner, S. 35) scheint eine Andeutung liegen zu sollen, daß er wirklich Mitleid empfinde, dessen Ausdruck jedoch gewaltsam unterdrücke. Die Schrift vom Gral bei Wagner lautet:

Durch Mitleid wissend,
Der reine Thor,
Harre sein,
Den ich erkor —

(und hier war er noch nicht wissend); in der Dichtung (Meyer, S. 90) lautet sie anders und setzt eine andere Seelenbeschaffenheit des Fragenden voraus. Die Schlußzeile (Wagner, S. 35) „und suche dir Gänser die Gans", die in „Parcival" der Knappe dem scheidenden Parcifal nachruft (V. 247, 29: „Ihr seid eine Gans"), ist diesem zwar entsprechend, im Munde des ritterlichen Gurnemanz aber ist dies gemeine Schimpfwort jedenfalls unpassend.

Dagegen entfernt sich im zweiten und dritten Aufzuge der Dichtercomponist von Wolfram, indem er die bei der Gralfeier vorgetragene blutende Lanze zum Speer des Longinus macht und ihr die Kraft der Heilung des Amfortas beilegt, während Wolfram sie nur als Erinnerungszeichen an die Sünde des Amfortas auffaßt, nämlich als den Speer eines Heiden, der dem Amfortas die Wunde in verbotenen Minneabenteuern beigebracht hat, und der nur Linderung der Schmerzen bewirkt, wenn sein Eisen in die Wunde gelegt wird. Kundrie aber, die treue Gralsbotin der Dichtung, ist in eine andere Ahasvera, in eine Urteufelin verwandelt und wird Höllenrose, Herodias, Gundryggia (woher und weshalb diese Italisirung? etwa weil Klinschor auf eine sicilische Sage hindeutet?) und Teufelsbraut genannt und als die Verführerin des Amfortas bezeichnet, die jedoch zugleich Höllenpein aus Erlösungsdrang leidet und im ersten Act sich wie eine wilde Katze geberdet: es dürfte eine schwierige Aufgabe für die Darstellerin sein, das ihr auferlegte höllische Lachen und anhaltende Wehgeschrei harmonisch durchzuführen, das allerdings markerschütternd wirken kann. Bei dieser gänzlichen Umwandlung der Person sei es gestattet, ihren wahren Ursprung und Charakter anzugeben, wie er in Wolfram's „Parcival" erzählt wird:

Am Strome Ganges, in dem Reich
Tribalibot gibt's, diesem (Malkreature) gleich,
Viel Wesen leider solcher Art.

— — — — — — — — — — —
Als seine (Adam's) Kinder mit den Jahren
Zur Fortpflanzung gereifet waren,
Ermahnte einst er sie, vor allen
In Gier und Unmaß nicht zu fallen —
Und ließ nicht ab, sie zu bescheiden,
Gewisse Kräuter streng zu meiden,
Die Menschenbildung bös verkehren,
Daß sie nicht sein Geschlecht entehren:
„Und anders sich die Frucht entfaltet,
Als Gott, mich schaffend, uns gestaltet.
Drum, sprach er, meine lieben Kind,
Seid für das eigne Heil nicht blind." —
Das Weib bleibt Weib doch stets; sie thaten,
Wie ihre Schwäch' es mochte rathen;
Und scheulos ward ins Werk gesetzt,
Wozu sie Herzens Gier gehetzt.
So kam zu Adam's großer Klage
Der Misgeschaffnen Art zu Tage.
Im Reich der Kön'gin Secundille —
Gab's ungelogen solcher Brut
Von alters her die größte Flut,
Die wunderbarsten Misgestalten. *)

Sie hatte einen ihr ähnlich misgeschaffenen Bruder und ward mit diesem von der heidnischen Königin Secundilla dem Amfortas geschenkt, der mit dieser sündliche Minne trieb. Kundrie blieb beim Gralkönig treue Dienerin und muß als bekehrt gelten; ihren Bruder Malkreature aber schenkte Amfortas weiter an Orgeluse, die mit Klinschor im Freundschaftsbunde stand, bis Gawan sie aus diesen Netzen des Bösen erlöste und zur Anerkennung rechter ritterlicher Manneswürde führte, und dieser Bruder verblieb in seiner unholden Natur, wie wir ihn als Orgelusens Begleiter finden. Wenn Kundrie in der Dichtung Heilmittel nach Klinschor's Zauberschloß zu den dort gefangenen Christen trägt, so ist damit gesagt, daß Gottes Wirken auch in die Hölle reicht nach Frigedank's Spruch:

himel und erde ist niender hol,
ezn si der goteheite vol.
von himel durch der helle grunt
gât sîn rîche z'aller stunt.

Als Bekehrte konnte sie diese göttlichen Gnadendienste leisten; bei Wagner liegt darin aber ein ungehöriger Widerspruch mit ihrem eigenen Wesen. Erschien Parsifal im ersten Aufzuge als der wirklich Unerfahrene in seinem Thun, als „der Thor", so tritt er im zweiten als „der Reine", für den durch Klingsor bereiteten Sinnenrausch Unempfängliche auf, ungeachtet sich die Blumenmädchen um ihn verführerisch genug geberden: eine bedenkliche, gewiß aber höchst effectvolle Scene, die indeß mit großer Decenz ausgeführt sein will, wenn sie nicht lächerlich oder widerlich wirken soll. Nur die in die schönste Gestalt verwandelte Kundrie droht ihn zu umstricken, doch ermannt er sich noch rechtzeitig, wird durch ihre Aeußerungen der „durch Mitleid Wissende" und eilt in schnellen Sprüngen so weit seiner Heiligung entgegen, daß er die von Klingsor auf ihn ge-

*) Wolfram von Eschenbach, „Parcival", aus dem Mittelhochdeutschen zum ersten male übersetzt von San-Marte (Albert Schulz). 2 Bde. (2. Aufl. Leipzig 1858, neue Ausgabe 1882.)

worfene heilige Lanze leicht auffängt, dessen Zaubereien in den Abgrund stürzt und der jetzt von ihm verstoßenen Kundrie Wiedersehen und Erlösung verheißt. Dennoch bedarf er bis zum dritten Aufzuge noch einer viele Jahre langen heldenhaften Irr- und Bußfahrt, um in der Burg des Grals als

Reiner,
Mitleidvoll Duldender,
Heilthatvoll Wissender

und demnach als Erlöser des Amfortas mit der heilenden Lanze erscheinen zu können. Kundrie, die dem Untergange der Zauber entronnen, die Zeit inzwischen im Winterschlaf vollbracht und ihre frühere Ungestalt wieder angenommen hat, stirbt, nachdem Parsifal sie noch getauft, beim Anblick des Grals, und vermuthlich ist ihre Seele gerettet. Ob sie indeß überhaupt zur Folie des reinen Thoren geeignet ist, wollen wir nicht verantworten. Im ganzen ist Auffassung und Sprache des dritten Aufzugs groß gedacht und schön ausgeführt. Gewisse Sprachwidrigkeiten des Dichtercomponisten wie: „sehrender Schmerz", „Sucht" für Suche, „beheeren" statt mit einem Heere überziehen, „frischen" für erfrischen, „des Blutes Gewell" für Wellen, jemand dem Schlaf „entwecken", „Geteufel", „verhießen" auf „Grüßen" reimend, statt verheißen, wären leicht und besser gemieden.

Sehr zweckmäßig hat Meyer-Markau seiner Inhaltsangabe eine Reihe Kritiken der Dichtung Wolfram's angeschlossen, durch welche die hohe Bedeutung derselben auch den Minderkundigen vor Augen geführt wird, wenn auch über manches sich streiten läßt. Entschieden müssen wir aber dem Verfasser entgegentreten, wenn er behauptet: Wolfram habe sich *nicht gewachsen* gezeigt, die Gral- mit der Artus-Sage zu verbinden. Im Gegentheil ist dieser Vorwurf den französischen Dichtern zu machen, die es nicht verstanden, die Begriffe oder die Grenzen, welche die weltliche Ritterschaft (Artus mit den Tafelrundrittern) von der geistlichen (Gral und Templeisen) scheiden, zum Verständniß zu bringen: eine Aufgabe, die gerade Wolfram in klarster Weise gelöst hat und die ihm nur gelingen konnte, wenn er die Beziehungen zu den genannten Reliquien vermied, die in die feste Geschlossenheit seiner Darstellung ein fremdartiges und störendes Element neben dem Gralheilthum gebracht hätten; wie er ebenso wenig für ein päpstliches Oberhaupt und die im „Jüngern Titurel" so breit gefeierte priesterliche Ecclesie in seiner Dichtung Raum hatte. Mit gleichem Recht ist der Vorwurf der Hereinziehung der Gawan-Episode zurückzuweisen, da sie gerade die Differenz beider Arten der Ritterschaft, resp. ihrer Glaubenssubstanz, und die Unzulässigkeit der Mitglieder der Tafelrunde zur Gewinnung des ewigen Heils zeigt, wenn diese auch die alltäglichen Formen und Gebräuche der Kirche üben; denn diese todte Werkheiligkeit ist eben dem Dichter nach seiner religiösen Auffassung ungenügend, in der sich schon leichte Strahlen der Reformation, um mehrere Jahrhunderte voranleuchtend, abspiegeln. Wird ihm ferner die lange Vorgeschichte Gahmuret's, der wahrscheinlich ein eigener französischer Roman oder eine bretonische Erzählung ist — worauf schon Gottfried von Monmouth durch seine Geschichten von Lot von Norwegen und Walgannus (Gualchmai, Gauvain, Gawan) hindeutet und die Guiot, dessen Existenz nicht wegzuleugnen ist, benutzt haben mag —, zu Grunde gelegt, so erwäge man, daß Geschmack und Interesse der Leser des 12. Jahrhunderts anders waren als heute im 19. Jahrhundert, daß Vor- und Nachgeschichten des Haupthelden gefordert wurden. Mußte Wolfram doch den Tadel hören, daß sein „Wilhelm von Orange" ohne Anfang und Ende sei, die später von andern Dichtern hinzugefügt wurden; und tadelt man die kurze Hinweisung auf die Schwansage von Loheugrin und auf den Priester Johannes, so ruft ihm dagegen der Dichter des „Jüngern Titurel" triumphirend nach: „*er* habe die aventiure vil ganze", schweißt seinem Werke die lange Geschichte der Versetzung des Grals in das Priesterreich des Johannes an und empfiehlt die Lektüre seines Buchs als Mittel zur Seligkeit, die in der Vertilgung aller Heiden und Ketzer ihre höchste Befriedigung und volle Sättigung findet.

Die von Meyer-Markau aus den Anmerkungen zur Uebersetzung des „Parcival" von San-Marte (II, 511) entnommene Erörterung über die von Parcival unterlassene Frage und Lösung der Schrift am Grale, der auch Göschel und Paulus Cassel beistimmen und die zwar mehrfach bestritten, aber nicht widerlegt ist, hat ihre weitere Begründung an der Hand der Heiligen Schrift inzwischen in den „Parcival-Studien" von San-Marte (II, 229—273 und III, 1—22) zugleich mit der Rechtfertigung der Gawan-Episode (III, 19) gefunden. Wer sich den Grundriß der großen Dichtung in den drei Gruppen: Gottesreich (Gral und Templeisen), Weltreich (Artus und Tafelrunde) und Reich des Bösen (Zauber, Heidenthum, Sünde), und demnach das Verhältniß des Menschen zu Gott durch innere Heiligung und Glauben, zu der Welt durch Ruhm und Ehre, und zum Bösen, das verführerisch von außen an ihn herantritt, klar auseinander legt und danach die Haltung und Wechselbeziehungen, in welche die Personen des Romans durch ihre Handlungen für- und gegeneinander treten, beurtheilt: der wird nicht von Planlosigkeit und wüstem Abenteuergewühl reden können, sondern die Genialität erkennen, mit welcher der Dichter die evangelische Glaubenslehre so lebensvoll und praktisch in den Handlungen und Charakteren zur Darstellung gebracht hat. Daher ist das Urtheil wohl begründet, der „Parcival" sei nicht ein psychologisches, vielmehr ein religiöses Gedicht, das die christlich-evangelische Wahrheit voll ausspricht und dem ja auch schon in den ersten zwei Zeilen das bezeichnende Motto an die Stirn geschrieben ist:

Will Zweifel nah dem Herzen bauen,
So muß der Seele bangend grauen.

Zur weitern Discussion hierüber ist indeß hier nicht der Ort, und bezeichnen wir nur noch den Tadel von Herz, daß die gefangenen Königinnen ohne frühere An-

deutung sich wie hineingeschneit auf der Gralsburg finden, als unbegründet, da der Dichter bereits im Anfange seines Werks, in der Vorgeschichte Gahmuret's, diese sowie auch Gawan's Fahrten im Sinn gehabt hat, indem bei dem Turnier von Kanvileit Kaylet erzählt:

Zunächst hat hier so manchen Breton
Der König Utherpandragon.
Das Eine sticht ihn wie ein Dorn,
Daß sein Gemahl er hat verlorn,
Sie, die Artus gab das Leben.
Ein Pfaff, der Zauberkunst ergeben,
Hat die Gemahlin ihm entwandt.
Dem ist nun Artus nachgerannt.
Es ist im dritten Jahr nun schon,
Daß so er Weib verlor und Sohn.

Auch König Lot von Norwegen war dort:

Und mit ihm ist sein Sohn Gawan;
Doch der ist noch zu schwach gethan
Zum Ritterkampf. Das Bürschchen war
Bei ihm und sprach: wenn seine Kraft
Ihm nur erlaubte, einen Schaft
Zu brechen, scheut' er die Gefahr
Des Ritterstreites nicht. Sein Sinn
Strebt schon so früh nach Hohem hin.

Solange die gefangenen Damen im Roman nicht in Action traten, hatte Wolfram auch nicht Anlaß, weiter über sie zu berichten.

Die Bemerkung: „Mit den Reimen nimmt es Wolfram nicht so genau", wird dadurch nicht gerechtfertigt, daß unter den 12405 Reimpaaren des „Parcival" und 6994 des „Willehalm" sich nur 20 Paar Assonanzen befinden.*) Im Gegentheil gilt Wolfram als Muster in Reinheit der Reime.

Die Neuerung im Druck, die Seitenzahlen nicht wie üblich oben, sondern unten in die Mitte des Blattes zu setzen, dürfte sich nicht zur Nachahmung empfehlen.

*) Reimregister zu den Werken Wolfram's von Eschenbach von San-Marte (Quedlinburg 1867).

Der zweite Theil von Dulk's „Stimme der Menschheit".

Stimme der Menschheit. Ein Lehrbuch für kirchenfreien Religionsunterricht in Gemeinde, Schule und Haus. Zweiter Theil: Positive Glaubenslehre oder ideelle Religion. Von Albert Dulk. Leipzig, Findel. 1880. Gr. 8. 4 M.

Mit diesem Titel tritt der zweite Theil eines Werks in die Oeffentlichkeit, dessen erster Theil unter dem Specialtitel „Kritische Glaubenslehre" im Jahre 1876 erschien (vgl. Nr. 52 d. Bl. f. 1876), und das vom Verfasser als „ein Lehrbuch für kirchenfreien Religionsunterricht in Gemeinde, Schule und Haus" bezeichnet wird. Wenn es einen Gegenstand gibt, der das Interesse aller Denkenden ebenso allgemein wie tief erregen muß, so ist es die Frage nach dem Ausweg aus dem Zustande der Haltlosigkeit, in dem unsere durch grelle Widersprüche zerklüftete Zeit sich befindet. Ist mit der Herrschaft der Kirche und den Dogmen ihrer übernatürlichen Offenbarung alle religiöse Idealität in unsern Herzen erschüttert, oder gibt es einen bleibenden idealen Gehalt für unsere heutige wie überhaupt für alle denkbare menschliche Entwickelung?

Diese Zweifel werden in der vorliegenden Arbeit mit wohlthuender Wärme und Ueberzeugung zur Lösung geführt. Der Verfasser stellt sich auf den streng wissenschaftlichen Boden, um seine Aussprüche zu begründen; ja das eigentliche Ziel seines Strebens — das Lebensprincip der „ideellen Religion" — ist ihm die Uebereinstimmung der Glaubensüberzeugungen mit jenen Erkenntnissen, die als objectiv wahr, wennschon nicht von allen erkannt, doch als zwingend erkennbar für alle Menschen hervortreten, also mit den feststehenden Ergebnissen wissenschaftlicher Arbeit. Es wäre an dieser Stelle kaum möglich, den Plan des Gedankengebäudes, das hier nach langjähriger Sammlung des Materials als ein Ganzes geboten wird, genau zu verfolgen; doch soll die Andeutung einiger wesentlichen Punkte daraus wie ein einfacher Wegweiser die Richtung des Werks bezeichnen.

Die Menschheit zeigt mit dem Erwachen bewußter Denkthätigkeit ein Streben, nicht nur ihre bunten Eindrücke und Wahrnehmungen als Erfahrungen einzeln zu fassen, sondern dieselben zu einem Ganzen (einem Weltbilde) zu ordnen und sich in ein Verhältniß zu diesem zu setzen. Der Drang nach Erkenntniß will verstehen, die geängstete Seele will Beruhigung suchen. Dies der Anfang aller Religion. Die Anlage aber, vermittels des eigenen Ich vom andern zu wissen und das Eigene wie Fremde gegenständlich zu beurtheilen, bildet den Boden, auf dem die Ethik sich entwickeln konnte. Das allmähliche Erwachen der Natur zu Graden des Bewußtseins — die Begründung ist nachzulesen S. 30 fg. — wird im Menschen zu einem persönlichen (subjectiven) und zu einem übertragenen, in Bezug auf die handelnde Person unpersönlichen (objectiven) Ich oder Bewußtsein. Freilich bedurfte es langer Zeit und Erfahrung, bis dieses Doppelwesen, das unpersönliche neben dem persönlichen Ich, im Menschen zum Bewußtsein seiner Bedeutung durchdrang. Die ganze Welt von Conflict und Kampf, die den Menschen aus der Gebundenheit an seine selbstischen Triebe bis zum höchsten Siege (über sich selbst) gelangen läßt, entspringt dieser Doppelnatur. Das persönliche Ich möchte instinctiv alles an sich reißen, was dem eigenen Bestehen dienen kann; denn es ist sich selbst Mittelpunkt der Welt; das geistige oder unpersönliche Ich empfindet und denkt nur als Theil eines höhern Ganzen; seine Güter fließen aus diesem Ganzen; seine Natur ist Hingabe an das Ganze.

Daraus ergibt sich ein Widerspruch im Menschen, dessen

Lösung nur nach dem Maße seiner geistigen und sittlichen Vervollkommnung zu erreichen ist. In der Erweiterung des persönlichen Individuums zum Menschheitsgliede, das alles Menschliche in seinem Geiste fruchtbar und die Ziele der gesammten Menschheit zu den seinigen macht, liegt unsere Aufgabe und unsere Würde.

Die niedrigste Entwickelungsstufe, deren Heroen gewaltthätige Menschen und deren Weltbilder meistentheils aus kindischer Einbildung geschaffen sind, konnte natürlich auch nur eine Religion von untergeordnetem Charakter erstehen lassen. Denn nicht von außen tritt ein Gott an den Menschen, um sich zu offenbaren. Wie alle Wunder der unerschöpflichen Natur sich nur auf dem einzigen Wege des Naturgesetzes offenbaren, so auch die Function des Denkens im Menschen, das nur stufenweise seine höchste Idee: Gott, nach innerm Gesetze entwickeln konnte. In strictem Zusammenhange damit „sind alle Religionen hervorgegangen aus dem Weltkreise des Bewußtseins der Gesellschaft, und sind stets veraltet an der fortwachsenden Welt- und Menschenkenntniß, welche einen neuen Horizont heraufrief, der den alten kindlich und kindisch beschränkt erscheinen ließ". Das Geistesleben, welches sich anfangs in einem Kreise von (sinnlichen) Vorstellungen bewegt, entwickelt sich allmählich dazu, höhere Einheiten (Begriffe) zu bilden und viele Wirkungen unter Eine Ursache zusammenzufassen. Die Religion treibt daher dem Monotheismus zu; doch thut sie dies, ohne sich noch von der (bildlichen) Vorstellung eines Einzelwesens als Gottheit befreien zu können.

Eine interessante Betrachtung der verschiedenen Religionen, die alle sich „von dem äußern Bilde zum innern Wesen" durchkämpfen, eröffnet bedeutende Perspectiven und untersucht, warum selbst das Christenthum, das doch die Herrschaft des Geistes und allen Menschen Brüderlichkeit predigte, die ersehnte Erlösung wol vorbereiten, aber nicht wirklich bringen konnte. Und wäre es denn auch möglich, daß der Vernichtungskrieg der Subjectivitäten untereinander aufhörte, so lange nicht Eine Erkenntniß für alle leuchtet, um ihre Wirrnisse zu klären und ihre Gegensätze aufzulösen? War nicht subjectiver Glaube entscheidend für Vernunft und Recht? Gewiß; bei den unerhörten Greueln, welche die Geschichte des Christenthums neben den Beispielen erhabenen Heldenmuths bewahrt, thut die Bemerkung des Autors wohl, daß die Sünden der Gläubigen nicht der Religion, sondern stets der Unreife der Culturepoche anzurechnen sind, der sie angehören. Wo nun aber jene Lehre suchen, die Irrthum und Fehlen ausschließt, und wer kann sich vermessen, sie zu finden? Kein Mensch kann es; die Menschheit aber hat diese Aufgabe, und all ihr Entwickeln und Wachsen ist ein Fortschreiten in derselben durch die solidarisch verbundenen Einzelnen, eine wachsende Erkenntniß jener Wahrheit, die sich durch das Naturgesetz offenbart und für alle und immer gleich wirkt. Auch in diesem Streben ist Irrthum, d. h. mangelhafte Erkenntniß. Das Wirkende aber, sein Princip rastlosen Strebens läßt kein Verharren auf Standpunkten zu, es sei denn, um mit erweitertem Gesichtskreis fortzuschreiten nach dem Ziel aller Wissenschaft, dem Zusammenhang in der Natur. In dieser Welt der unerschütterlichen Gesetzmäßigkeit, die nur Ursache und Wirkung kennt, tönt uns die Lehre entgegen: Haltet die Wahrheit heilig, die das Naturgesetz und das aus diesem folgende Sittengesetz enthüllt, und durch die Hingabe an diesen Geist im Erkennen, Handeln und Dulden werdet ihr ein Heil erringen, das alle Gebete der Priester nicht erflehen konnten.

Erst wann der Einzelne sich der Menschheit gegenüber fühlt als eine Welle im Meer, existirend als Einzelerscheinung nur durch das Ganze und in dieses sich naturgemäß ergießend, erst dann wird das Ueberwuchern der Einzeltriebe aufhören, das so viel Feindseliges erzeugt; und der Geist der Menschheit in allen wird die ideelle Religion lebendig erstehen lassen, die keine Glaubensstreitigkeiten, keine Nationalitäten, keine Rassenunterschiede kennt und auch keinen Gottesdienst als das Streben, Gott, das Allleben, seine Unendlichkeit und seinen Einklang im eigenen Geiste zu tragen. Ein solches Streben wird die dunklern Kreise des Empfindungsbewußtseins, das Gemüth, das zu aller Zeit unter dem machtvollen Zwange göttlichen Einklanges stand, unmittelbarer mit dem Geist des Erkennens und klar bewußten Handelns vereinen und den Menschen so auf dem rechten Wege zum Ziele halten. Wie diese geistige Anschauung der Gottheit als einer Idee alle Bedürfnisse des Herzens und Gemüths, die der Mensch in den Anbetungsreligionen zu erschöpfen trachtet, nicht nur befriedigt, sondern erhöht und in Wahrheit allein sie harmonisch zu befriedigen vermöge, das ist in den betreffenden Abschnitten von S. 240 an ausgeführt. Erwähnt sei nur noch, daß des Verfassers Gottidee auf den wirkenden Weltzusammenhang hinausläuft und dahin zielt, diesen, die Summe der wirklich vorhandenen Kräfte, als eine Einheit — auch die „Seele" ist ihm nur als die Summe der Kräfte des Organismus eine Einheit — an die Stelle des persönlichen Gottes zu setzen. Hierdurch würde die Gottheit allerdings zu einem jeder Individualität entbehrenden, aber allgegenwärtig wirkenden Gott. Als geistig anschaubare Bilder, als Kern des wirkenden Zusammenhangs, welcher Gott ist, findet der Verfasser alles, was keinem ausschließlich und allen gemeinsam gehört, das ist: Leben, Einheit, Gesetz.

P. Seemann.

Culturgeschichtliches aus der Minnesingerzeit.

Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger von Alwin Schultz. Zwei Bände. Mit eingedruckten Holzschnitten. Leipzig, Hirzel. 1879—80. Lex.-8. 25 M.

Die neuere Zeit hat auf dem Gebiete deutscher culturgeschichtlicher Forschung einige Werke gebracht, welche nicht nur hohe Achtung vor dem Fleiße und der gewissenhaften Gründlichkeit ihrer Verfasser einflößen, sondern auch was die Form der Darstellung anbelangt in wahrhaft musterhafter Weise ausgeführt sind. Als Beispiele mögen die zwei Bücher Weinhold's über „Altnordisches Leben" und über „Die deutschen Frauen im Mittelalter" gelten, welche zu den schönsten und anmuthigsten Darstellungen gehören, die über das deutsche Mittelalter und über die deutsche Vorzeit verfaßt wurden, und bei aller Gelehrsamkeit, welche in denselben niedergelegt ist, beinahe ein novellistisches Gepräge an sich tragen. Und gerade gegen die Lesbarkeit ihrer Bücher verstoßen unsere Gelehrten auf dem Gebiete humanistischer Wissenschaften so häufig; eine Zahl schöner literarhistorischer Arbeiten, werthvoller historischer Forschungen, die in den letzten Jahren geschaffen wurden, wäre für die weitern Kreise der Gebildeten von hohem Werthe, wenn nicht die Art der Abfassung jeden von der Lektüre und selbst von dem Studium eines Buchs zurückschreckte, das sich gleichsam von vornherein nur an den allerengsten Kreis seiner — ja man kann sogar heutzutage sagen, dem Verfasser fast durchweg persönlich bekannter — Fachgenossen wendet und auf ein weiteres Publikum keine Rücksicht nimmt. Auf solche Weise wird aber die Volksbildung gewiß nicht gefördert.

Ein Werk, das für jeden, den das Leben des Mittelalters anzieht, mag er Fachmann sein oder gebildeter Laie, von hohem Interesse ist und dessen Verfasser ganz auf demselben Standpunkt steht, wie in den erwähnten Büchern Weinhold, nur daß er ein viel größeres, weiteres und daher lebendigeres Bild vorführt, ist die Schrift über die Zeit des höfischen Minnesingerthums von Alwin Schultz. Dieses zweibändige Werk ist vor allem mit einem bewunderungswürdigen Fleiße gearbeitet; der in die kleinsten Details eingehende Verfasser besitzt eine so umfassende Quellenkenntniß, daß er selbst das weniger bedeutend Scheinende aus dem reichen Schatze seiner Kenntnisse in klares Licht zu setzen und damit dem Ganzen eine Abrundung zu geben versteht, wie man eine solche bei ähnlichen Arbeiten, die eine allgemeinere Uebersicht bieten sollen, selten findet. Der Verfasser bemerkt in der Vorrede allerdings: „ich will keine Culturgeschichte schreiben; die geistigen Bewegungen und Bestrebungen der Periode darzustellen, ist durchaus nicht meine Absicht"; trotzdem hat die culturgeschichtliche Forschung ihm hier eine überaus tüchtige Leistung zu verdanken, und wenn sich seine Untersuchungen auch nur auf das äußere Leben beziehen, so steht ja dasselbe doch in so engem Zusammenhang mit dem geistigen Zustande oder ist vielmehr geradezu eine Aeußerung desselben und läßt uns aus den Aeußerlichkeiten klarer den Geist und die Anschauungsweise einer Zeitperiode erkennen, als es selbst die ihr entstammenden Geisteswerke vermögen. Diese Bemerkung gilt insbesondere für die Kunst und ihre Werke, welche in treuem Spiegelbilde die geistige Reife oder Hohlheit ihrer Zeit zeigen können, und gerade für das Gebiet der Kunstgeschichte ist das Buch von Alwin Schultz ebenfalls von hohem Werthe.

Wie genau der Verfasser übrigens auch auf dem Gebiete der Dichtkunst und der schönen Wissenschaften aus der Zeit des höfischen Lebens Bescheid weiß, zeigen die unzähligen Belegstellen aus deutschen, englischen, französischen und andern Dichtern, aus Epen und Prosaschriften, kurz aus dem ganzen gleichzeitigen Literaturschatze, welche ihm die Farben zu den lebendigen Bildern geben, die er entwirft. Gleich an dieser Stelle sei auch eines besondern Vorzugs des Werkes gedacht, welcher gerade diese Citate betrifft. Dieselben enthalten nämlich nicht nur gewöhnliche Hinweise, sondern theilen die charakteristischen Belegstellen vollständig mit, was allerdings den Umfang des Buchs sehr vergrößert, wofür aber jeder, der sich mit dem Gegenstande noch eingehender beschäftigen will, dem Verfasser Dank wissen wird, da oft sehr seltene, nur in reichen Bibliotheken vorkommende Werke als Quelle dienten, die dem Leser kaum zur Verfügung stehen.

Was den eigentlichen Text des zweibändigen Werks anbelangt, so zerfällt derselbe in zwei Gruppen, deren erste sich auf das häusliche und Familienleben, auf die „Privatalterthümer" bezieht, über welche in den sieben Kapiteln des ersten Bandes gehandelt wird, während die sieben Kapitel des zweiten Bandes den „Kriegsalterthümern", der Darstellung des ganzen kriegerischen Lebens gewidmet sind und außerdem nur noch die Nachrichten über Begräbnißgebräuche und dergleichen letzte Vorgänge im Leben enthalten. Im Nachfolgenden sei nun dieser Inhalt etwas genauer skizzirt.

Schon die Einleitung weist darauf hin: welche Verfeinerung der Sitten und des Lebens in jener höfischen Zeitepoche herrschte, die man sich heute als bar alles Bessern zu denken pflegt; wie Frankreich in dieser Richtung damals schon eine Machtstellung erlangt hatte, die es mit kurzen Unterbrechungen bis auf unsere Tage zu behaupten gewußt; wie insbesondere in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts raffinirte Genüsse den Rittern förmlich zum Bedürfniß geworden sind, womit sich freilich auch der Verfall des Adels und der ganzen ritterlichen Gesellschaft geltend macht. Der Verfasser entwirft uns nun zuerst ein Bild der Wohnräume jener Ritter des 12. und 13. Jahrhunderts, ihrer Burgen und Schlösser, die wir bis in ihre kleinsten Details vor uns erstehen sehen. Wir lernen die Einrichtung jedes solchen Schlosses als die eines Vertheidigungspunkts

kennen und an der Hand trefflicher Abbildungen die genaue übliche Lage seiner Wohnräume und aller seiner Befestigungswerke. Nachdem das Aeußere und die Eintheilung der Räumlichkeiten, die Lage des Bercfrits, der Brücken und Mauern, der Gefängnisse und des Gartens dargelegt sind, geht der Verfasser auf das Innere der eigentlichen Wohnung über, macht uns mit der damals herrschenden Mode in Bezug auf Möbel, Leuchter, Teppiche, Kamine bekannt und schildert alle Bequemlichkeiten und allen Luxus, mit dem jene Zeit die Wohnung auszustatten wußte.

Im nächsten Kapitel kommen die Bewohner selbst in Betracht. Das zarte Kindesalter bildet den Anfang, wir lernen die Sitten und Gewohnheiten von der Geburt des Kindes an kennen, sein Spielzeug, seine Erziehung und Ausbildung, insbesondere die ritterliche Erziehung der Knaben, welche schon in dem Gebrauche der Waffen unterrichtet werden und Schwert und Lanze zu handhaben verstehen lernen, auch sonstige Leibesübungen, die üblich waren, wie Messerwerfen, Schlittschuhlaufen u. dgl. Die weitern in der Ritterburg häufig vorkommenden Personen werden sodann vorgeführt: der Knappe von seinem ersten Stadium an bis er den Ritterschlag erhält, die Damen des Hofs, insbesondere die Hausfrau und ihre üblichen Arbeiten: schneidern, spinnen und wirken; weiter wird berichtet über die Dienerschaft, die Narren und die Zwerge, welche so häufig in der Burg anzutreffen sind. Von hohem Interesse ist am Schlusse dieses Kapitels die Schilderung eines weiblichen Schönheitsideals sowie diejenige einer ideal häßlichen Person. Einen tiefern Blick in die Geheimnisse des Hauses und insbesondere der Toilette, sowie der Gewandung überhaupt, verstattet uns das weitere Kapitel: die üblichen Bäder, die Art des Waschens und Kämmens, sogar des Schminkens wird uns hier deutlich und eingehend geschildert, der von den Franzosen bald auch nach Deutschland eingedrungene Kleiderluxus wird in der Beschreibung der einzelnen Toilettestücke dargestellt, sowol die Kleidung des Ritters als auch diejenige der Dame wird zergliedert und der Verfasser unterläßt es auch nicht, uns mit den echten und falschen Schmucksachen, die üblich waren, mit den verschiedenen Stoffen wie Pfeller, Cambicolor, Diasper, Pliat, Purpur, Tyrat u. s. w. — gab es doch seit der Verbindung mit dem Oriente deren eine Unzahl —, mit den üblichen Pelzstücken, mit Leinwand und andern für die Kleidung unentbehrlichen Dingen bekannt zu machen, wie er am Schlusse des Kapitels auch über die Händler mit diesen „Modewaaren" jener Zeit, über Zoll und Abgaben sowie über Märkte und Messen Bescheid gibt.

In einem andern Kapitel wendet er sich der Küche und dem Keller, den Mahlzeiten und den verschiedenen Gewohnheiten und Gebräuchen bei denselben zu; er macht uns mit den gewöhnlichen und feinen Gerichten bekannt, mit den Braten, Gemüsen und Mehlspeisen, mit dem Gebrauch, die Speisen stark zu würzen, welcher sich bekanntlich auch später noch längere Zeit erhalten hat, dann mit den verschiedenen Gattungen der Weine, unter denen Moraz, Claret, französische und Südweine eine hervorragende Stelle einnehmen; er lehrt uns das Gedeck kennen, die Tischtücher und die üblichen Gefäße, die Gabeln, Messer, Löffel, Kannen, Becher, Gläser und die vielen Trinkgefäße jener Zeit, ferner die genauen und pedantischen Anstandsregeln für den Gast bei Tische und zeigt neben den Speisen und Getränken der Vornehmen auch Essen und Trinken der Niedern, insbesondere der Bauern. Wie man das Wild, welches auf den Tisch gesetzt wurde, erlegte, weist das fünfte Kapitel nach; es weist auch auf die verschiedenen Arten der Jagd hin, und in Verbindung damit auf die Jagdwaffen und Jagdausrüstungen; es schildert die Hetzjagden, die Hirsch- und Saujagden, die großen Jagdgesellschaften, ferner die Jagd auf Vögel, insbesondere die beliebte Falkenbeize, die Art der Dressur des Falken und zeigt uns den Falkner selbst in Ausübung der Beize. Sehr werthvolle Auskünfte bietet das sich anschließende Kapitel, welches die gewöhnlichen unkriegerischen Reisen des Ritters und damit eine besonders von Poesie durchwehte Uebung des Mittelalters schildert: seinen Empfang in der Burg, bei welchem ihn die Burgfrau küßte, seine gastliche Aufnahme überhaupt und sein ganzes Leben und Treiben auf einem solchen Reisezuge. Auch über den geselligen Verkehr ist hier viel Neues geboten, der Verfasser zeigt uns die auf der Burg zusammentreffenden geladenen Gesellschaften, die gewöhnlichen Spiele, unter denen Würfel-, Bretspiele, das Schach, Ball- und Kugelspiele obenan stehen, und macht den Leser auch mit den zur Erheiterung der Gäste aufspielenden Musikern und mit deren Instrumenten sowie mit fahrenden Sängern und andern fahrenden Leuten, mit Taschenspielern und Kunstreitern bekannt, die sich gern auf den Burgen einfanden. Zuletzt bietet sich ihm Gelegenheit, hier über jene Turniere, welche auch als leichte Spiele vorkamen, einige Mittheilungen beizufügen. Ein heikles, aber culturgeschichtlich merkwürdiges Thema behandelt das letzte Kapitel des ersten Bandes, nämlich die Zucht- und Sittenlosigkeit, welche zu jener Zeit sowol im geistlichen als auch in jedem weltlichen Stande herrschte; die Schriftsteller deutscher Sittengeschichte haben hierüber schon so manches veröffentlicht; aber es dürfte keine an der Hand der Quellen fortgeführte so eingehende Darstellung über diesen Gegenstand existiren, wie sie Alwin Schultz hier bietet. Wir lernen daraus das liederliche Leben jener Zeit und die hereinbrechende Sittenlosigkeit so recht kennen, und die überraschenden Beispiele, welche uns, aus dem Munde bedeutender historischer Gewährsmänner citirt, hier vorgelegt werden, zeigen die seltsamen Ansichten jenes Zeitalters in dieser Richtung. Den Schluß des Kapitels bilden Schilderungen der Gebräuche bei der Eheschließung und bei Hochzeiten sowol im ritterlichen als auch im Bauernstande, sowie endlich die Ceremonien bei der Krönung eines Fürsten und Königs und die Beschreibung aller Vorgänge bei solchen Krönungen; insbesondere sind auch die Krönung

eines deutschen Kaisers und diejenige eines englischen Königs einander gegenübergestellt.

Die zweite größere Gruppe der Mittheilungen, welche im zweiten Bande enthalten sind, behandelt, wie schon angedeutet, fast ausschließlich die kriegerische Seite des Lebens: die Darstellung der Gefechtsarten und Belagerungsvorgänge, die Beschreibung der kriegerischen Ausrüstung, der Zweikämpfe, der Land- und Seeschlachten. Der Verfasser beginnt damit, uns ein Bild des Ritters aus jener Zeit zu entwerfen und seine Kleidung, seine Waffen, seine ganze Rüstung Stück für Stück zu beschreiben. Der Helm und die Gattungen der Schwerter und Lanzen sind dabei so wenig vergessen wie das Wappenkleid und Banner, Helm und Schild; endlich wird auch die Panzerung des Rosses genau geschildert und die Gesammterscheinung des Ritters dargestellt. Der Verfasser wendet sich nun den Kampfspielen, den Turnieren zu, die im Leben des Ritters eine so große Rolle gespielt. Zuerst bespricht er die Turniere in England und Frankreich und kommt sodann auf diese Kampfspiele in Deutschland zu sprechen. Auch diese Schilderung ist ebenso gefällig als gründlich und belehrend. Wir erhalten ein lebendiges Bild aller Vorgänge bei diesen Turnieren, der vorgeschriebenen Ceremonien und Uebungen, der Turnierpreise und der Waffen, welche dabei gebräuchlich waren. Von den Turnieren bis zum gerichtlichen Zweikampf, über den ausführlicher gesprochen wird, ist nur ein kleiner Schritt; wir werden in alle Gattungen dieser Zweikämpfe eingeführt, unter denen der zwischen Mann und Weib ein besonders seltsames Bild liefert. Die Kämpfe waren bekanntlich eine Art Gottesurtheil; es kommen auch noch andere Arten von Gottesurtheilen sowie auch die üblichen Todesstrafen und die Tortur zur Besprechung, welche ein Bild des ritterlichen Gerichtswesens jener Zeit bietet. Das vierte Kapitel beschäftigt sich eingehend mit der Heerfahrt und den Leuten, welche das Gros des damaliger Heere ausmachten; es zeigt uns die Soldaten- und Bauerwaffen, beschreibt alle einzelnen derselben, gibt Auskunft über die Stärke jener Heere, über die Eintheilung der Armee, über die Anordnung der Märsche, über Lagerleben, Zelte, Wachtdienst im Lager und endlich über die Aufstellung der Heere in Schlachtordnung und alle Vorgänge bei der Schlacht, über die Verwundeten und die Aerzte, über die Kriegsgefangenen und das Kriegsgericht. Interessant ist die Mittheilung über das Sieden der Leichen, welches im Kriege anstatt des Einbalsamirens üblich war, wobei der Verfasser hohe Persönlichkeiten als historische Beispiele anführt, so den Kaiser Friedrich Barbarossa u. a.

Hauptsächlich das Seewesen, auch die Seekämpfe beschreibt das folgende Kapitel, welches mit den Arten der Schiffe und der Schifffahrt bekannt macht, mit den Kriegs-, Transport- und Handelsschiffen, mit der Einrichtung des Fahrzeugs im Innern und Aeußern, endlich mit der damals schon bekannten und gebräuchlichen Magnetnadel, mit Tauwerk, Anker, Ruder, Segel und allen andern Bestandtheilen des Schiffs. Auch Mittheilungen über das Strandrecht jener Zeit, über die Zerstörungsmittel der Schiffe bei Seekämpfen (griechisches Feuer, Brandraketen u. s. w.) werden hier reichlich und detaillirt geboten. Ueber die eigentliche Festungsbelagerung gibt das sechste Kapitel Auskunft, in dem auch die verschiedenen Belagerungsmaschinen, die unser heutiges Geschütz vertreten, wie die Balliste, der Widder, die Steinschleudermaschinen verschiedener Art, beschrieben sowie die mannichfaltigen Vertheidigungsmittel der Belagerten angeführt und dargelegt sind. Auch alle weitern Uebungen bei der Belagerung oder dem Entsatze einer Burg, Festung oder Stadt schildert der Verfasser, ohne auch nur das kleinste Moment zu übergehen.

Noch folgt ein letztes Kapitel des reichhaltigen Werks, welches über das Lebensende des Menschen und über die Gebräuche jener Zeit in Krankheits- und Todesfällen Auskunft gibt. Der Verfasser schildert die Todtenwacht, den Leichenzug und die Beerdigung und gibt auch Auskunft über die Grabdenkmäler und deren Schmuck; er macht uns mit dem ganzen Luxus bekannt, der auch bezüglich verstorbener Personen noch aufgewendet wurde. Den Abschluß bildet ein Gesammtgemälde der höfischen Gesellschaft und ihres Verhältnisses zur bildenden Kunst. Die ganze behandelte Periode ist mit dem Beginne des 14. Jahrhunderts abgeschlossen.

Damit ist im Umrisse der Inhalt dieser werthvollen Arbeit dargelegt, welche besonders auch ein ausnehmend großes Material zu bewältigen hatte, das wir dank dem angehängten Verzeichnisse der benutzten Quellenschriften in seiner ganzen Reichhaltigkeit kennen lernen. Es muß noch betont werden, daß eine große Zahl trefflicher instructiver Holzschnitte nach den besten und berühmtesten Originalen den Text illustriren, wofür man dem Verleger, der dieses Werk überhaupt glänzend ausgestattet hat, zu Dank verpflichtet sein muß. Der Umstand aber, daß man es hier mit einem gelehrten und doch so gefällig und elegant geschriebenen Werke zu thun hat, wie deren wenige auf dem vom Verfasser behandelten Gebiete existiren, dürfte den nochmaligen Hinweis darauf rechtfertigen, daß nicht nur der Fachmann, sondern auch der Geschichts- und Alterthumsfreund aus dem weitern Kreise der Gebildeten in demselben reiche Belehrung findet, und überhaupt jeder, welcher der Vorzeit des deutschen Volks gern seine Blicke zuwendet, über die culturhistorischen Momente aus der Zeit des höfischen Lebens auf das eingehendste belehrt wird.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

In Rixdorf bei Berlin starb am 13. April Bruno Bauer, der hier in ländlicher Abgeschiedenheit bei einem seiner Brüder lebte. Wenn auch einzelne Organe, wie unsere „Blätter für literarische Unterhaltung", stets seine geistvollen, oft paradoxen neuen Werke beachteten, so hat doch das große Publikum sich wenig um dieselben bekümmert. Dieses liebt die ausgetretenen Wege und nimmt von origineller Gedankenarbeit nur dann Notiz, wenn sie in irgendeiner Weise mit der politischen Tageschronik in Berührung kommt. Das war der Fall, als dem jungen Docenten Bruno Bauer wegen seiner „Kritik der Synoptiker" (2 Bde., 1840) von dem Cultusministerium Eichhorn die venia legendi entzogen wurde. Dies geschah im Jahre 1842; damals wurde Bruno Bauer nächst David Strauß der Mann des Tags, von der Opposition gefeiert, obschon das große Publikum sich natürlich nicht um sein kritisch-theologisches Werk weiter kümmerte. Held der Anekdote wurde er dann, als er in Berlin dem Verein der Freien angehörte, die sich in einer gesellschaftlichen, bisweilen cynischen Anarchie behagten und viel von sich sprechen machten. Damals gab er mit seinen Brüdern zusammen die charlottenburger „Allgemeine Literaturzeitung" (1843—44) heraus, ein originelles, aber unpopuläres kritisches Organ, das in der Consequenzmacherei philosophischer Logik bis an die äußerste Grenze ging. Den liberalen Massenbewegungen und dem Constitutionalismus traten die Gebrüder Bauer schon damals mit feindlicher Kritik gegenüber, Bruno Bauer besonders in seiner Schrift „Vollständige Geschichte der Parteikämpfe in Deutschland in den Jahren 1842—46" (3 Bde., 1847). Außerdem verfaßte er geschichtliche Werke: „Geschichte der Französischen Revolution bis zur Stiftung der Republik" (3 Bde., 1847), „Geschichte Deutschlands unter der Französischen Revolution" (2 Bde., 1846), „Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts" (4 Bde., 1843—45): alles im Geiste der absoluten Kritik, eines vornehmen Radicalismus, der geschichtliche und geistige Bewegungen von oben herab beurtheilte und mit Behagen die einzelnen Richtungen in ihrer Selbstvernichtung verfolgte. Auch als theologischer Kritiker trat Bruno Bauer noch mehrfach auf, in seiner „Kritik der Evangelien" (2 Bde., 1850—51), „Kritik der Apostelgeschichte" (1850), „Kritik der Paulinischen Briefe" (1850). Die Consequenzen seiner Kritik über die politischen Bewegungen in Deutschland führten ihn in das conservative Lager; er wurde Mitarbeiter der „Kreuzzeitung" und des Wagener'schen „Staatslexikon". Eine seiner bedeutendsten Schriften ist die über „Rußland und das Germanenthum" (1854); sie ist noch heutigentags lesenswerth. Zwar athmet sie eine Russophobie, welche dem geeinigten Deutschland fremd geworden ist; doch der Hinweis auf den großen Krieg des Slawenthums gegen das Germanenthum und auf die große Gefahr des Ostens ist keineswegs veraltet. Prophezeiungen sind ja überhaupt nicht an den Kalender gebunden: sie können sich in Jahren oder Jahrzehnten erfüllen. Bruno Bauer's neueste Schriften sind in d. Bl. stets eingehend besprochen worden, besonders sein an originellen Gesichtspunkten und paradoxen Ausführungen reiches Hauptwerk: „Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera" (1880) (Nr. 38 f. 1880). Sein letztes Werk: „D'Israelis Imperialismus" (1881), wird noch gewürdigt werden.

Bruno Bauer war geboren 1809 in Eisenberg im Altenburgischen und hatte sich 1834 in Berlin in der theologischen Faculät habilitirt. Seine erste Richtung war die des orthodoxen Hegelianismus; nach dem Erscheinen des „Leben Jesu" von David Strauß wurde er derselben abtrünnig und suchte dies Werk in radikaler Bibelkritik zu überbieten. Seit 1839 war er Privatdocent in Bonn bis zu seiner Amtsentsetzung 1842. Später hat er meistens in Berlin gelebt; er hat ein Alter von 73 Jahren erreicht. Daß so bedeutende Köpfe wie Bruno Bauer so isolirt dastehen und so ganz beiseitegeschoben werden können, ist wol blos in Deutschland möglich; in Frankreich und England hätte sich ein Autor von solcher Begabung eine allgemeine Anerkennung errungen trotz des Widerspruchs gegen seine Richtung.

— Am 15. April starb in Dresden Theodor Drobisch, Belletrist und Publicist, der anfangs in Leipzig mehrere Zeitschriften redigirte, dann in seiner Vaterstadt Dresden (er war hier 1811 geboren) zuerst das Feuilleton der „Dresdener Nachrichten", dann seit 1872 dasjenige der „Dresdener Presse" redigirte. In seiner Productionsweise gehörte er der nachromantischen Richtung und jenem Gebiete harmlosen Humors an, wie es die Belletristik vor dem Auftreten der jungdeutschen Schule anzubauen liebte. Wir erwähnen von seinen Schriften: den Roman „Thron und Herz" (1843), „Künstlernovellen" (1844), „Bunte Glasuren, Novellen, Humoresken, Gedichte" (1867).

— Hermann Rollett, einer der Veteranen österreichischer politischer Lyrik, feierte vor kurzem in Baden bei Wien das vierzigjährige Jubiläum seiner schriftstellerischen Wirksamkeit. Zu dieser Gedächtnißfeier widmeten seine Freunde ihm eine Medaille, die von Professor Karl Radnitzky's Meisterhand stammt. Hermann Rollett ist 1819 zu Baden geboren; sein erstes lyrisches Werk waren die „Liederkränze" (1842). Eine Auswahl seiner Gedichte erschien 1865.

Bibliographie.

Boy-Ed, J., Ein Tropfen. Hamburg, O. Meißner. 8. 2 M. 50 Pf.

Chronik, J., Der russische Staat. Berlin, Issleib. 8. 50 Pf.

Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. 17ter Bd.: Esopus. Von Burchard Waldis. Herausgegeben von J. Tittmann. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 7 M.

Dizionario completo italiano-tedesco e tedesco-italiano di H. Michaelis. In due parte. — Vollständiges Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der technischen Ausdrücke des Handels, der Gewerbe, der Wissenschaften ꝛc. Von H. Michaelis. In 2 Thln. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 14 M.

Erwin, W., Der Adel und seine christlich-conservative Regenerirung. Landshut, Thomann. 1881. Gr. 8. 45 Pf.

Frank, W., Fürst Bismarck und nicht seine Leute während des parlamentarischen Kriegs. Zeitgeschichtliche Spaziergänge. Leipzig, Thiel. 8. 3 M.

Hauri, J., Der Islam in seinem Einfluss auf das Leben seiner Bekenner. Leiden, Brill. Gr. 8. 6 M.

Herten, W., Das stille Haus. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 3 M. 50 Pf.

Jókai, M., Das Zwanziger-Mädchen. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 50 Pf.

Kohn, S., Die silberne Hochzeit. Roman. Leipzig, Reißner. 8. 5 M.

Lang, P., Rusenschloß. Eine Geschichte aus dem 15. Jahrhundert. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 2 M.

Milow, S., Gedichte. Revidirte und beträchtlich vermehrte Gesammtausgabe. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 5 M.

Neubürger, F. L., Laroche. Trauerspiel. Frankfurt a. M., Jügel's Nachfolger. 8. 2 M.

Ohnerast, E. v., Geschichtsphilosophische Abhandlungen. Berlin, Thormann u. Goetsch. Gr. 8. 50 Pf.

Rutenberg, A., Willensfreiheit, Moralität und Straf-Justiz. Reflexionen und Erfahrungen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 60 Pf.

Schellwien, R., Die Arbeit und ihr Recht. Rechtlich volkswirthschaftliche Studien zur socialen Frage. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 6 M.

Tafel, Eugenie, Am Sonntag. Eine Erzählung. Halle, Strien. 8. 1 M.

d'Ursel, Graf C., Südamerika. Aufenthalt und Reisen in Brasilien, La Plata, Chile, Bolivia und Peru. Aus dem Französischen ins Deutsche übertragen von K. Th. Zingeler. Würzburg, Woerl. 12. 2 M. 50 Pf.

Wartenburg, K., Catilina's Söhne. Roman. Leipzig, A. Krüger. Gr. 8. 2 M.

Weiß, J., Nippsachen. Allerlei Moquantes. Leipzig, Thiel. 12. 1 M.

Zahn, T., Cyprian von Antiochien und die deutsche Faustsage. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 3 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie.

Von

Dr. Ludwig von Rönne,

Appellations-Gerichts-Vice-Präsident a. D.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

Zweiter Band: **Verfassungsrecht,** zweite Abtheilung.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

(Der erste Band: **Verfassungsrecht,** erste Abtheilung, kostet geh. 10 M., geb. 11 M. 50 Pf.)

Die vierte Auflage des berühmten Rönne'schen Werks wird 5 Bände umfassen. Infolge der Weiterentwickelung des öffentlichen Rechts hat diese neue Auflage sehr wesentliche Bereicherungen und Umgestaltungen erfahren, sodaß sie auch für die Besitzer früherer Auflagen unentbehrlich ist. Außer in 5 Bänden kann sie in ungefähr 25 Lieferungen à 2 M. bezogen werden; bisjetzt sind 9 Lieferungen, die ersten beiden Bände enthaltend, erschienen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Grundriss der Botanik für höhere Lehranstalten

insbesondere für Gymnasien

bearbeitet von

Dr. F. Traumüller und **Dr. R. Krieger.**

Mit 92 Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 1 M. 20 Pf. Cart. 1 M. 40 Pf.

Dieses neue praktische Lernmittel der Botanik, für Schüler an höhern Lehranstalten bestimmt, bietet den erforderlichen Repetirstoff in zweckmässiger Anordnung und mit instructiven in den Text gedruckten Pflanzenbildern. Es verdient, an allen deutschen Gymnasien, Lyceen und Realschulen eingeführt zu werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Hypatia,

oder Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von

Charles Kingsley.

Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa.

Mit einem Vorwort von Christian Karl Josias Bunsen.

Dritte Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 9 M. Geb. 11 M.

Kingsley's berühmter Roman „Hypatia", ein meisterhaftes Lebens- und Sittengemälde aus dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wurde durch Bunsen, der ihn als ein Kunstwerk von seltenem Werth empfiehlt, bei der deutschen Lesewelt eingeführt und erfreut sich auch hier so allgemeiner und dauernder Beliebtheit, daß bereits eine dritte Auflage nöthig geworden ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere.

In Verbindung mit Dr. Friedrich Heincke, Dr. Friedrich Knauer, Dr. Eugen Rey

herausgegeben von

Philipp Leopold Martin.

Zwei Bände in vier Abtheilungen.

Zweiter Band. Zweite Abtheilung: **Kriechthiere und Lurche. Fische.**

Mit 13 Separatbildern und 315 in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt.

(38 Bogen.) 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M. 50 Pf.

Martin's „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere" nimmt unter den zoologischen Handbüchern eine hervorragende Stellung ein; indem sie Wissenschaftlichkeit mit Leben und Praxis in gelungener Weise verbindet, ist sie zugleich ein systematisches Lehr- und ein unterhaltendes Lesebuch, ein Buch für die Schule wie fürs Haus. Außer der obigen Abtheilung liegt auch die erste Abtheilung des ersten Bandes, „Säugethiere", vollständig vor (43 Bogen, mit 19 Separat- und 322 Textbildern, geh. 5 M., geb. 6 M. 50 Pf.). Die zweiten Abtheilungen des ersten und zweiten Bandes befinden sich im Druck.

Das Werk erscheint auch in Heften (ungefähr 50) zum Subscriptionspreise von 30 Pf. für das Heft: 33 Hefte sind bereits erschienen.

Jedes ältere Conversations-Lexikon

wird im Umtausch gegen die im Erscheinen begriffene, mit Abbildungen und Karten reich illustrirte **neue 13. Auflage** von

Brockhaus' Conversations-Lexikon

mit **44 Mark** angenommen.

Ein Prospect, der über die Umtausch-Bedingungen das Nähere mittheilt, ist in jeder Buchhandlung gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Wisbyfahrt.

Reisebriefe von den deutschen, dänischen und schwedischen Ostseegestaden

von

Karl Braun-Wiesbaden.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Dr. Karl Braun schildert hier seine Eindrücke und Erlebnisse während einer durch den Hansischen Geschichtsverein veranstalteten Dampferfahrt von Lübeck bis Wisby auf der Insel Gotland, das in der Geschichte der deutschen Hansa eine so hervorragende Rolle gespielt. Die lebendige Schilderung von Land und Leuten, verbunden mit geistreichen humoristischen Excursen in das Gebiet der Politik, Volkswirthschaft und Culturgeschichte, gewährt eine sehr anregende und unterhaltende Lektüre.

(Mit einer Beilage von **Otto Spamer** in **Leipzig.**)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICHE RESIDENZ Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 11. Mai 1882.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Silhouetten zu Dichtungen. Von Julius Müller. — Neue Romane und Novellen. Von Richard Weitbrecht. — Zur Philosophie und Religionsphilosophie. — Zur deutschen Volksliteratur. Von Daniel Sanders. — Vermischte Schriften. — Ungarische Publicationen für das Ausland. — Feuilleton. (Ausländische Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Erklärung. — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Silhouetten zu Dichtungen.

Ferdinand Gregorovius' reizende Novelle „Euphorion, eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen", welche in vierter Auflage und außerdem in einer illustrirten Prachtausgabe mit Original-Compositionen von Theodor Grosse vorliegt, hat in neuester Zeit zum zweiten mal eine illustrirende Künstlerhand in Bewegung gesetzt. Von Marie Rehsener sind Compositionen zu dem Gedicht als zwölf Einzelblätter in Klein-Folio-Mappe herausgegeben worden (Leipzig, Brockhaus). Bereits hat sich Professor Wilhelm Lübke in Stuttgart in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" über das Werk rühmend vernehmen lassen. Es werden aber durch diese Compositionen auch in kunsttheoretischer Hinsicht manche eigenthümliche neue Fragen angeregt.

Die Rehsener'sche Bilderreihe besteht in sogenannten Silhouetten; es ist wol das erste mal, daß eine ihrer Natur nach so spröde Kunst mit so gehobenen Ansprüchen auftritt; doch erscheint dieses Beginnen vollauf gerechtfertigt durch den unbestrittenen Erfolg, mit welchem die Künstlerin es verstanden hat, ihre Schattengestalten in bisher nicht versuchter Weise in Scene zu setzen und so ihrer Kunst ein erweitertes Wirkungsgebiet zu gewinnen. Marie Rehsener hat ihre Silhouette-Figuren mit architektonischen und landschaftlichen Umgebungen und Hintergründen ausgestattet und dabei nicht nur die lineare, sondern auch die Luftperspective in Anwendung gebracht; ihre Figuren sind keine geisterhaften Phantome wie die gewöhnlichen Silhouetten, welche auf chimärischen Laubgewinden sozusagen ein außerordentliches Dasein führen und ohne Zusammenhang mit einer bestimmten Oertlichkeit auf beliebiger kahler Wandfläche nur wie zu einem flüchtigen Augenblick festgehalten scheinen; es sind Gestalten, welche auf den ihnen geschichtlich zukommenden Schauplätzen zu räumlich abgeschlossenen Scenen zusammentreten, gewissermaßen Fleisch und Blut annehmen, und bei denen die schwarze Leibesfarbe nur wie spielende Laune erscheint.

Das Wagniß mochte Bedenken erregen. Wie der Schattenriß auf perspectivische Rundungen und Verjüngungen und auf innere Gliederung zu verzichten scheint, so könnte man sagen, daß er auch allen Zuthaten widerstrebe, welche nicht durch Schlagschatten hervorgebracht werden können. Vielleicht könnte man weiterhin einwenden, daß dieses Beiwerk jedenfalls nicht, wie hier doch geschehen, über reichere Darstellungsmittel verfügen dürfe als die Hauptsubjecte der Composition, die planen schwarzen Schattenfiguren. Allerdings lassen sich die Rehsener'schen Innenräume und landschaftlichen Hintergründe nicht wie diese Figuren auf dem Wege des Schlagschattens construiren, sondern müssen aus freier Hand mit Stift oder Feder hinzugefügt werden; doch ist zunächst nicht abzusehen, warum eine Verbindung zweier Kunstweisen, welche beide auf Umriß und Zeichnung beruhen, unter allen Umständen unzulässig sein solle. Von einem unversöhnlichen Gegensatz kann in der That keine Rede sein. Die Silhouette ist ihrer Idee nach gar nicht wesentlich mit der Vorstellung unplastischer Ebenheit verknüpft, und die Phantasie geht bei der Silhouette auch sofort über solche Vorstellung hinaus. Künstlerisch verstanden ist die Silhouette keineswegs der von einer Gestalt geworfene Schatten, sondern ein Bild der Gestalt, oder, wenn man will, die Gestalt selbst, nur zunächst auf ihre charakteristischen Profile beschränkt. Ob dieser Umriß mit schwarzer oder rother oder einer andern Farbe ausgefüllt werde, ist zur Sache ohne Belang. Und wie eine hinzutretende innere Gliederung

des Umrißbildes durch hellere, beziehungsweise dunklere Linien das Wesen und die Wirkung des Umrisses nicht stört, so steht dieselbe auch mit dem Begriff der Silhouette nicht im Widerspruch. Im vorigen Jahrhundert, als die Silhouette, vornehmlich im Dienste der Porträtzeichnung, in Mode kam, hat man sich nicht gescheut, die vermeintliche Inconsequenz zu begehen und die dunkle Schattenmasse durch erläuternde helle Innenlinien zu gliedern. Auf diese Weise sind auch die altitalischen Vasengemälde mit ihren rothen, schwarzen und andersfarbigen Figuren zu verstehen und vielleicht auch entstanden. Jedenfalls gehen auch sie von dem Umrisse aus.

Ist aber der Uebergang aus der scheinbaren Plattheit des Schattenrisses zu perspectivischer Gliederung, Rundung und Verkürzung ein so einfacher, hindernißloser, so kann auch der Uebergang dieser perspectivischen Anordnung in die scenische Umgebung der Figuren nicht unverträglich sein mit dem Grundwesen der Silhouette. Auch auf den alten Vasengemälden fehlen die perspectivischen Hintergründe, wenigstens die architektonischen nicht, doch machen die Maler allerdings nur selten und zaghaft von denselben Gebrauch, da ihre Kunst viel strenger als die freie Silhouette an das Princip des Reliefs im Gegensatze zu malerischer Vertiefung der Schauplätze gebunden ist, und noch vorsichtiger sind sie im Gebrauch der Gliederverkürzungen, da solche bei kleinen Maßstäben und ohne Hülfe der Schattirung kaum zu verwenden sind. Aus dem Studium dieser verwandten Kunst würde die deutsche Künstlerin auf ihren fernern Wegen, zu denen wir ihr immer weitere Erfolge wünschen, gewiß manche förderliche Anregung gewinnen. Vielleicht würde sie auch schon versuchsweise einmal dazu geschritten sein, gleich diesen italischen Vasenkünstlern ihre Umrißgestalten mittels hellerer Innenlinien noch lebensvoller, und die stilistische Einheit ihrer Figuren mit deren perspectivischen Umgebungen noch sichtbarer und vollständiger zu machen, wenn sie damit nicht genöthigt gewesen wäre, auf eine ihr durchaus eigenthümliche Kunstfertigkeit, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, zu verzichten. Marie Rehsener ist nämlich zunächst keine Künstlerin mit Stift oder Pinsel: alle ihre Gestalten, selbst ihr unvergleichlich leichtes, luftig lockeres, anmuthiges Laubwerk, sind fast ausnahmslos aus freier Hand mit der Stickschere geschnitten, eine Geschicklichkeit, welche ehedem häufiger anzutreffen, heute wol sehr selten geworden, die aber bei Illustrationen der vorliegenden Art nicht zur rechten Geltung zu kommen im Stande ist. Doch ist das Absehen der Künstlerin von einer derartigen Gliederung ihrer einzelnen Figuren nicht als ein Mangel oder Fehler zu betrachten. Ihren Figuren fehlt nichts an Lebensfülle und Ausdruck, sie sagen vollständig, was sie wollen und sollen, und stehen stilistisch in Harmonie mit ihrer Umgebung. Dafür mag beispielsweise das Bild Nr. 12, die Einschiffung der drei Liebenden darstellend, zum Beweise dienen, ein Bild, das auch in anderer Beziehung vorzüglich gelungen zu nennen ist.

An diesem Gelingen ist offenbar die glückliche Behandlung der Luftperspective wesentlich mitbetheiligt. Wir sagten bereits, daß Marie Rehsener vor dem Wagniß, auch dieses specifisch malerische Wirkungsmittel mit der Silhouette in Verbindung zu setzen, nicht zurückgeschreckt ist. Die Ausführung zeigt, daß diese Neuerung ihre Berechtigung habe, zugleich aber auch, welche Grenzen ihr zukommen. Den landschaftlichen Hintergründen wurde durch einfache parallele Strichlagen ohne kreuzende Schraffirung ein mattes Grau gegeben, und hier und da taucht hinter dem zweiten Plan noch ein dritter in noch matterm Tone auf. Dem gleichmäßigen Schwarz der Gestalten des Vorderplans entsprechend, sind die Gegenstände der hintern Pläne mit diesem ebenso gleichmäßigen und abstufungslosen Grau derartig überzogen, daß alle Details wie unter einem feinen Nebel verschwinden. Während so ganz im Geiste der Silhouette ein Gesammtbild von ruhiger Einfachheit entsteht, welchem bei aller Kleinheit des Maßstabes doch die Größe nicht fehlt, ist durch jene grauen Zwischentöne ein Mittel gewonnen, gewissermaßen coloristische Wirkungen, und zwar von wohlthuendster Art, in das Silhouettebild einzuführen. Wol von dieser Wirkung selber betroffen, hat die Künstlerin diese grauen Töne mitunter auch in die Vordergründe herübergezogen und hier zur Bezeichnung des Entwurfs benutzt. Ob diese Verwendungsweise mit dem System der Silhouette verträglich sei, mag dahingestellt bleiben, das thatsächliche Ergebniß spricht aber auch hier zu Gunsten des Wagnisses.

Als besonders geschickt behandelt, im Einklang mit der sonstigen Technik, haben wir die Wassermassen hervorzuheben. Die Sonne auf dem Einschiffungsbilde, welche im Meere versinkend den Abschied der Liebenden vom Vaterlande mit ihrem letzten Schimmer begleitet, ist als eine schließliche und zwar sehr nachdrückliche Verwahrung gegen die Vorstellung hinzunehmen, als solle und dürfe bei diesen Darstellungen der hergebrachte Begriff des Schattenrisses maßgebend sein.

Was Marie Rehsener auf dem Grunde dieses ihr eigenen Verfahrens mit ihren Illustrationen auch in anderer Beziehung Rühmenswerthes geleistet hat, können wir hier zum Schluß nur mit kurzen Worten berühren.

Wenige Kunstweisen haben in dem Maße wie die Silhouette von der Wahrheit zu zehren, daß jedes Kunstwerk über sich hinausweise, und daß alles Aussprechenwollen soviel wie Langweilen bedeute. Wenige aber sind auch der Gefahr so nahe, allzu wenig zu sagen und nichtssagend zu werden. Es wird darauf ankommen, sich der eigenthümlichen Ausdrucks- und Andeutungsmittel dieser Kunst bewußt zu werden und zu bemächtigen. Indem die Silhouette auf den physiognomischen Ausdruck verzichten muß, ist sie, abgesehen von dem mehr äußerlichen Reiz schöner und correcter Umrißlinien, wesentlich darauf gestellt, das seelische Leben und Wesen ihrer Figuren durch die geheimnißvolle Symbolik der leiblichen Haltung, Stellung und Gliederbewegung zur Erscheinung zu bringen.

In dieser sozusagen pantomimischen Hinsicht verdienen unsers Erachtens Marie Rehsener's Leistungen unbedingtes Lob. Nicht nur daß dieselben überhaupt sehr anziehende seelische Zustände und Vorgänge in sinniger und verständlicher Weise vor Augen stellen, sie sind auch in ihrem verständnißvoll treuen Eingehen auf den Geist der anmuthigen Dichtung deren zutreffendste Illustration. Der eigenartige Charakter des Gedichts kam allerdings der Künstlerin und ihrer Begabung in erfreulichster Weise entgegen. An den Menschen, deren letzte rührende Erlebnisse auf dem schönsten Fleck der europäischen Erde die Dichtung uns vorführt, wird uns vor allem andern das Eine klar und gewiß und lieb: ihre seelische Stimmung, und die von Marie Rehsener erweiterte Silhouettenkunst hat hier einen Stoff gefunden, wie er ungeachtet der großen Schwierigkeit, welche das Scenische selbst darbot, kaum günstiger sein konnte.

Julius Müller.

Neue Romane und Novellen.

1. Die letzten Humanisten. Historischer Roman von Adolf Stern. Leipzig, Schlicke. 1881. 8. 5 M.

Der Schauplatz dieses Romans ist die Insel Rügen, die Zeit die Neige des 16. Jahrhunderts mit dem erblassenden Licht der großen Zeit, das nur in einigen Humanisten noch aufflackert, und mit dem blutrothen Schein der von streitbaren Theologen geschürten Scheiterhaufen, auf welchen die Hexen brannten. Auf engem Raum stoßen die beiden Richtungen zusammen, wie es denn nicht anders sein kann in einer Zeit, da der alte Humanist Theodosius Corvinus klagt:

Es gibt Zeiten, wo die Mehrzahl der Menschen Herz und Gewissen aus sich herauswirft. Und mit dem Herzen werfen sie ein Licht in den Augen, einen Klang in der Stimme von sich. Wo ihnen dann aber das Licht und der Klang bei einem und dem andern begegnen, da wissen sie auf der Stelle, daß er nicht ihres Sinnes ist, und der eine wird der Feind aller! . . . 's ist hier wie dort: wer nicht Theolog ist, scheint ihnen verdächtig, sie hassen und misachten alle freie Wissenschaft und haben die Freude am Schönen unter die plumpen Bauernschuhe getreten. An keiner Hochschule duldet man die Nachfahren des Reuchlinus und Erasmus, es wäre denn, daß sie demüthig, das Barett in der Hand, hinter die Männer zurücktreten, die um Abendmahl und Gnadenwahl streiten. . . . Ich sage Euch, es gibt Zeiten, die verflucht sind vor Gott! Zeiten, in denen die Menschen, die kurz zuvor nach Wahrheit, nach Licht und Leben gelechzt haben, alle diejenigen wie Pest und Sünde hassen, die ihnen solche Güter bringen wollen, ja die nur Licht und Leben für sich suchen. 's ist, als wenn nach einem sonnigen Tag, der alles keimen und grünen und im Lichte jauchzen läßt, eine schneidige Frostnacht über die Welt dahinfährt und sie in Schnee und Eis hüllt. Die Erde schauert in sich zusammen und birgt ihre Wärme unter der eisigen Decke. Wehe aber den Bäumen, die noch treiben, den Knospen, die noch blühen wollen! Ich sage Euch, Herr Gerhard, wir leben in solchen Zeiten, wir sind verdammt, im Frost zu sterben, vor dem die andern unter der Erde geborgen sind!

Und Gerhard Friesen, der Schüler des Theodosius, welchem bei seinem Meister der bei den Theologen ungestillte Durst gestillt und der Quell eröffnet wurde, an dem die Seele groß und frei wird, schildert das Los dieses letzten Humanisten also:

Weil er ein anderes Herz hat, anders glaubt, anders fühlt als alle, die jetzt mächtig sind im Deutschen Reich, weil er lebendiges Zeugniß gibt von bessern Tagen, wo Seelen und Sinne den Menschen noch nicht entgangen und erstorben waren in dem blutigen wüsten Streit um halbverstandene Worte, weil ihm vieles im Leben höher gilt als der elende Zwist zwischen Lutheranern und Calvinisten — darum wird er gehaßt, verfolgt, von Ort zu Ort gestoßen! Und ich, der ich wie er glaube und fühle, wie könnte ich ihn allein lassen?

Und nun diesen gegenüber der Pfarrer Paulus Müller von Altenkirchen, in seiner Art eine ebenso aufrichtig ringende Seele voll hohen Ernstes, der in einem Gespräch mit Gerhard über den Wahnsinn der Hexenverbrennungen, durch welche Fürsten und Räthe, Seelsorger und Richter unschuldig Blut auf sich laden, sagt:

„Es wird nicht Gottes Wille sein, daß Zehntausende von frommen, wackern und wissenden Leuten so grausam irren. Wär's aber sein Wille,, so sage ich mit Euch, Herr Gerhard: Gottes Wege sind unerforschlich. Ich würde dann denken, der Herr über Leben und Tod wolle diesem Volke seine ganze Reinheit, den tiefsten Abscheu vor Satans Bund und Werken, er wolle uns um hohen Preis den Eifer bewahren, die Sünde unter uns auszurotten, und unsere Herzen in Furcht erhalten." — „Und die Opfer — die unschuldigen Opfer?" fragte Gerhard erschüttert. — „Sie sind nicht unschuldig, sie können es nicht sein!", rief Magister Paulus stark. „Wären sie es aber — zweifelt Ihr daran, daß Gott die Macht hat, sie in seiner himmlischen Herrlichkeit zehntausendfach für die kurze Angst und zeitliche Qual schadlos zu halten?!"

Und nachher:

„Ihr nennt die Zeit streitsüchtig, weil sie den guten Streit um die Wahrheit nicht scheut, finster, weil sie Gottes Zorn über sich fühlt und die Wohldenkenden damit rechnen. Euch heißt grausam, was wir heilsame Strenge nennen; und da Ihr meint, es geschähe manchem zu viel, so muß ich Euch sagen, es geschieht vielen nicht das, was sie verdient hätten."

Das sind nicht blos Phrasen, wie sie manche Romanschreiber zu Dutzenden für ihre Carikaturen von Pfarrern in Bereitschaft haben, das ist dem Sprecher heiliger Ernst und war fast allen Theologen jener Zeit heiliger Ernst. Und es sei gleich hier dem Verfasser zum Lobe angerechnet, daß er nicht nach beliebter Mode den Pfarrer zum Prügelknaben gemacht hat, sondern in ihm einen echten Vertreter seiner Berufsgenossen darstellt, vor dem wir auch in seinen Verirrungen noch Achtung empfinden müssen. Er hat es überhaupt verstanden, uns Interesse einzuflößen an jeder der Hauptpersonen, das vorhält vom ersten Auftreten an bis zum Schluß. Da ist der alte Humanist, mächtig im Streit um seine Alten und ihre Verehrung und noch

mächtiger im Kampf gegen den Aberglauben, der sich in Hexenprocessen offenbart. Da ist der Ritter von Lanken, sein alter Studiengenosse, der die beiden Landfahrer gastlich aufnimmt, ein biederer aufgeklärter Mann, an dem sich eine Schwäche oder vielmehr ein Zweifel, ob der Pfarrer nicht doch recht habe, bitter rächt, indem seine eigene Tochter Agnes als Hexe verklagt und nur mit Mühe gerettet wird. Diese, nicht zu ihrem Schaden nach dem Vorbilde Margarethens im „Trompeter von Säckingen" gemodelt, gewinnt unser Herz ebenso schnell wie das Gerhard's, des treuen Schülers ihres Vaters, der Gesinnung und Idealität wie Verbannung und Elend mit demselben theilt und zuletzt seine Braut erst den Händen des Hexengerichts entreißen muß.

Die ganze Handlung spielt sich in wenigen Märzwochen ab; es ist alles wohl angelegt und vorbereitet, und selbst einzelne kleine Züge dienen zur Charakterisirung des Geisteslebens jener Zeit und der uns vorgeführten Menschen. Nur das flüchtige Auftreten und Verschwinden von Giordano Bruno scheint mir nicht genügend motivirt. Es hätte sich leicht ein anderes Motiv finden lassen, um Agnes in Verbindung mit der alten Rugin, der Hexe von Rügen, zu bringen, die sie ins Verderben stürzt. Dahingestellt mag bleiben, ob es nicht der Anlage mehr entsprochen hätte, wenn der Pfarrer bei dem Kampf um Agnes, statt durch die Hexe und mit derselben seinen Tod zu finden, durch und vor allem mit Theodosius zu Grunde gegangen wäre.

Die Darstellung ist schön und von jener vornehmen Einfachheit, die viel wirksamer ist als das unruhige Haschen nach Effecten, selbst wenn der Dichter dabei seinen Esprit zeigen kann. Adolf Stern versteht trefflich die Kunst des dialogischen Erzählens, wie man seine und vieler Autoren Art nennen kann im Gegensatz zu der ohne viele Gespräche fortgeführten Erzählung, wie sie z. B. Riehl so meisterhaft versteht. In letzterer ein Meister zu sein, ist allerdings eine noch größere Kunst.

Ebenfalls eine Hexengeschichte, aber ganz anderer Art, enthält der zweite Roman, welcher mir zur Besprechung vorliegt:

2. Die Hexe von Wrostowa. Roman von Ernst von Waldow. Jena, Costenoble. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.

Eine abgerundete, fesselnd geschriebene Erzählung, deren Heldin Jadwiga ein eigenthümliches weibliches Wesen ist. Ihr geistlicher Berather charakterisirt sie also:

Sie gehört zu jenen Naturen, die in dem immerwährenden innern Kampf, der ihre Kraft langsam aufreibt, zu Grunde gehen: die unselige Halbheit in ihrem Charakter wird ihnen zum Fluch. Zu gewissenhaft, um entschieden böse zu sein, beben sie vor den letzten Consequenzen ihrer Handlungen zurück, bestimmt durch einen Rest von Glauben oder Aberglauben, wie man es nennen will, der dennoch nicht stark genug ist, sie von einem Fehltritt zurückzuhalten, wenn die allmächtige Leidenschaft sie antreibt, ihn zu begehen. Armes Weib, sie sündigte mit der unauslöschlichen Sehnsucht im Herzen nach dem verlorenen Paradiese; sie verkaufte dem Bösen ihre Seele und hatte die brechenden Blicke doch nicht auf den lockenden Preis der Sünde, sondern auf das Kreuz des Erlösers gerichtet — arme Jadwiga!

Die Verfasserin selbst sagt dort, wo sie die Entwickelung Jadwiga's schildert:

Es war ein Funke des Titanentrotzes in der Seele des armen verwilderten Kindes; ihre energische Natur hatte sich dem Geschick, das ihr auferlegt worden, nicht fügen wollen, sie suchte Kampf und wollte den Himmel stürzen, der sich ihr so wenig gnadenvoll gezeigt. ... Was hatte sie verschuldet, daß man sie schon als kleines Kind mit scheuen Blicken betrachtet, verspottet, geschimpft, ja geschlagen hatte? ... Erst die Menschen in ihrer Lieblosigkeit, ihrer rohen Eigensucht, sie erst hatten ihr Herz verdorben und allmählich eine gute Regung nach der andern erstickt.

Gewiß ein anziehendes Problem, die aus einem solchen Charakter entspringenden Conflicte zu schildern. Der Roman spielt auf polnischem Boden zur Zeit irgendeiner Insurrection; man athmet darin eine Luft, die nicht jedermann sympathisch ist. Jadwiga, des Waldhüters schönes Töchterlein, ist mit Kasimir verlobt. Dieser ist seinem kranken achtzehnjährigen Herrn, Wratislaw, dem letzten Sproß des Hauses Suminska auf Wrostowa, mit fast abgöttischer Verehrung ergeben und weiß denselben zu bestimmen, daß er die Heiltränke seiner Braut, der Hexe von Wrostowa, wie sie genannt wird, an sich versucht. So entspinnt sich ein Liebesverhältniß zwischen Wratislaw und Jadwiga, von Wratislaw's Seite mit aller Glut und Innigkeit unterhalten und hinter dem Rücken seiner Mutter fortgeführt, von Jadwiga aber bald nur mit dem Zweck, daß sie einst Herrin auf Wrostowa werde. Wladimir, der Schwager der alten Gräfin, würde als nächster Majoratserbe, wenn Wratislaw stirbt, den Tod desselben nicht ungern sehen, er findet auch Gefallen an der schönen Jadwiga. Er weiß das Verhältniß auszuspüren und führt die Gräfin einmal plötzlich in Wratislaw's Zimmer, wo dieser mit Jadwiga zusammen ist. Die Ehre ihres Hauses wahrend, schlägt sie Jadwiga mit der Peitsche über das Gesicht, und der arme kranke Jüngling, statt seine Geliebte zu vertheidigen, stürzt ohnmächtig zusammen. Nun verwandelt sich Jadwiga's Liebe, die überdies eigentlich immer noch Kasimir gehört hat, in tödlichen Haß gegen Mutter und Sohn, und sie glaubt es durch ihre Zauberkünste zu Stande bringen zu können, daß Wratislaw sterben muß. Dieser stirbt denn auch bald darauf, Wladimir wird Herr auf Wrostowa, und Kasimir, der von den frühern heimlichen Zusammenkünften seiner Braut keine Ahnung hat, will sich mit ihr verheirathen. Am Abend vor ihrer Hochzeit, als sie, um nicht selbst von ihren Hexenkünsten zu Grunde gerichtet zu werden, den Zauber, der seine Dienste gethan, wieder lösen will, wird sie von Kasimir überrascht, der nun die Gewißheit zu haben glaubt, daß seine Braut seinen geliebten Herrn getödtet hat. Er will zuerst Jadwiga tödten, stürzt sich aber dann selbst ins Wasser. Jadwiga wird von Wladimir vor dem ihr drohenden Hexenproceß gerettet und in die Stadt gebracht. Dort läßt er sich nach einiger Zeit mit ihr heimlich trauen. Die alte Gräfin hat sich mittlerweile in die Umtriebe der Insurrection tiefer eingelassen, und Wladimir kommt mit Jadwiga eben auf Schloß Wrostowa an, als sie dem Tode

nahe ist. Da erfährt sie, daß die verabscheute Hexe Herrin auf Wrostowa ist, und Jadwiga glaubt sich für jenen Schlag mit der Peitsche gerächt zu haben. Aber sie versöhnt sich mit der Gräfin und bietet sich an, mit Gefahr ihres Lebens die nach Wrostowa kommenden Insurgenten vor den aufs Schloß eingerückten Regierungstruppen zu warnen und so ihr Unrecht zu sühnen. Bei dieser Gelegenheit wird sie von einer Kugel getroffen, und der sonst so lebenslustige Wladimir lebt ein einsames Leben weiter.

Außer den genannten Personen treten nur noch ein oder zwei Nebenfiguren auf, eine dem Roman nur vortheilhafte Knappheit. Sie zeigt, daß man auch im Roman nicht ein ganzes Heer von Personen braucht, um anziehende Conflicte, interessante Entwickelungen und Schilderungen zu geben. Auch an der nöthigen Spannung fehlt es nicht; daß diese mehr durch innere als durch äußere Conflicte herbeigeführt ist, gereicht dem Roman in den Augen verständiger Leser nur zum Vortheil. Er enthält übrigens auch des Spannenden im gewöhnlichen Sinn gerade genug, um den Romanleser, wie er in der Regel ist, bis zum Schluß zu fesseln.

Daß die Heldin durch einen dem Vaterland geleisteten Dienst ihr Vergehen sühnt, ist freilich nicht gerade neu und bei uns seit dem Jahre 1870, in Oesterreich schon vier Jahre länger, ein beliebtes Auskunftsmittel. Ueberhaupt will mir scheinen, als ob der Roman gegen den Schluß etwas hastiger geschrieben wäre; jedenfalls wird viel zu viel von der Sühne geredet — man weiß ja, daß nach den Gesetzen der Kunst eine Sühne eintreten muß —, abgesehen davon, daß die Opferfreudigkeit Jadwiga's nach dem Vorhergehenden nicht reine Sühne ist, sondern ihren Grund mit in dem verfehlten Leben hat, das sie an der Seite Wladimir's führt.

Die Darstellung ist eine lebhafte und bewegte, ohne indeß je unkünstlerisch zu werden, wie man überhaupt dem Roman das Streben der Verfasserin nach künstlerischer Bewältigung ihres Stoffs wol anmerkt. Jedenfalls ist sie in den polnischen Schlössern gleich gut zu Hause wie in den Waldhütten und Schenken und kennt die Leidenschaften der Großen ebenso gut wie Bräuche, Aberglauben, Sitten und Herzen der untern Schichten des polnischen Volks.

3. Hof und Herz. Roman von W. Herten. Breslau, Schottländer. 1881. 8. 4 M. 50 Pf.

Julius von Heßberg, Dr. phil. egregia cum laude, erzählt selbst seine Erlebnisse als Hofmeister am Hofe des Fürsten von Derenfurt. Erzählt er auch nicht gerade egregia cum laude, sondern viel zu breit und etwas steif und unbeholfen in Anlage, Stil und Ausdruck, so weiß er doch immerhin uns für die meisten Personen des Romans zu interessiren. Außer der Prinzessin Charlotte und der Engländerin Mary ist freilich keine einzige Person geschildert, welcher wir nicht schon hundertmal begegnet wären, und selbst die beiden genannten sind schon mehrmals dagewesen. Das wäre freilich an und für sich kein Vorwurf. Denn es kommt ja weniger auf die Neuheit der Personen an, als auf die Art, wie sie geschildert sind und wie sie miteinander in Beziehung treten. Doch auch in diesem Punkt finden wir viel Alltägliches.

Heßberg führt an dem Hofe das gewöhnliche Hofmeisterleben, schwärmt für Mary, die Frau des Professors Krahmer, und behandelt die am Hofe zurückgesetzte funfzehnjährige Prinzessin Charlotte freundlich, wofür diese ihm leidenschaftliche Freundschaft weiht. Aus dieser Freundschaft wird mit der Zeit bei beiden Liebe, besonders nachdem Heßberg den Hof verlassen hat. Da nun nur noch die Standesungleichheit im Wege steht, so läßt der Erzähler seinen Helden durch den Tod eines Verwandten Erbgraf zu Beuthen werden, und die Liebenden trennt kein Hinderniß mehr.

Neben dieser Erzählung geht etwas unvermittelt eine andere her. Professor Krahmer ist einer von jenen Männern, die wir hier und da auch im Leben, nicht blos in Romanen finden: er ist ebenso ein Meister im Tanzen, Reiten, Billardspielen, wie in Musik, Poesie, Mathematik, Pädagogik und andern Künsten, und gewinnt sofort aller Herzen. Die Fürstin, welche an der Seite ihres Gemahls unbefriedigt ist, läßt sich von ihm Privatissima lesen und nimmt wärmern Herzensantheil an ihm, als sich mit ihrer Stellung verträgt. Krahmer seinerseits, davon unberührt, scheint mit einer Freundin seiner Frau, Franziska, in intimern Beziehungen zu stehen, in Wirklichkeit aber liebt er mit aller Glut seines Herzens Mary, seine Frau, eine wunderbar schöne, aber kalte Engländerin. Er selbst erzählt später Heßberg:

> Franziska würde mich lieben, wenn ich nicht verheirathet wäre; die Fürstin liebt mich, aus Langeweile vielleicht, aber sie liebt mich, darüber kann ich mich nicht täuschen. Hier aber, hier bei meinem eigenen angetrauten Weibe stehe ich wie der müde Pilger vor dem Tempel und flehe vergebens um Einlaß in das Allerheiligste. ... Ich wollte, sie wäre lieber eine Xantippe, als daß sie immer liebenswürdig ist. Ja, ich wollte, sie käme lieber eines Tags zu mir mit dem Geständniß, daß sie eine Liebschaft angefangen hat, lieber wollte ich das, als daß es nichts gibt, was dieses spiegelglatte Gemüth in Bewegung bringt! Und ich malte mir aus, wie herrlich es sein müßte, sie in Angst und Aufregung zu sehen, sie in meine Arme zu nehmen, sie zu trösten, zu beruhigen, ihr alles zu verzeihen mit Freuden, mit der jubelnden Gewißheit, daß sie, einmal aus ihrem Seelenschlaf erweckt, und wenn auch durch einen andern, mir angehöre für immer und ewig, der ich durch die siegende Allgewalt meiner Liebe auch die Macht fühlte, sie unauflöslich zu fesseln, sobald ich eine Handhabe hatte.

Aus diesem Stand der Dinge nun entspringt das sonderbare, aufgeregte, unbegreifliche und unheimliche Wesen des Professors, dem Heßberg bald mit Bewunderung, bald mit zürnender Verachtung gegenübersteht. Die Lösung dieser Verwickelungen liegt schließlich in einem Baby, dessen Geburt mit den sie begleitenden Umständen selbst den Seelenschlaf einer apathischen Engländerin wecken kann.

Dieser Theil ist unstreitig der interessanteste des ganzen Romans; es hätte sich daraus eine gute Novelle machen

lassen, die sicher mehr künstlerischen Werth gehabt hätte als der Roman, so wie er vorliegt.

Der Verfasser erzählt offenbar theilweise nach eigenen Erlebnissen, wobei er uns freilich die umständliche Erzählung höchst gleichgültiger Dinge nicht erspart. Aber die Verknüpfung des Erlebten und Erdachten ist ihm nicht recht gelungen. Im Ausdruck und in der Darstellung ist viel Unfertiges und Ungleiches, häufig auch ein überraschender Wechsel von hochtönenden poetischen Phrasen und blanker Prosa. Wenn z. B. der hochpoetische Professor Krahmer von den herrlichen Tagen seines Studentenlebens spricht und nun sagt:

Wie gern denke ich an diese sorgenlose Zeit zurück, die nur einmal im Leben kommt und welche, in der richtigen Weise genossen, eine der schönsten Erinnerungen ist —

so weiß ich in der That nicht, wie man das langweiliger und trivialer ausdrücken könnte.

4. Vom Kreuzweg des Lebens. Novellistische Studien von Hans Malser. Herausgegeben von P. K. Rosegger. Stuttgart, Levy u. Müller. 1881. 8. 3 M. 60 Pf.

Warum das Buch unter Rosegger's Flagge segelt? Ich meine, der Verfasser hätte es wol wagen dürfen, unter seinem eigenen, wie der Herausgeber versichert, in deutschen Landen bekannten Namen, oder auch mit dem noch unbekannten Pseudonym, das auf dem Titel steht, vor das Publikum zu treten. Das Vorwort Rosegger's hat ganz recht, daß weder dem Autor noch dem Publikum mit der Veröffentlichung des Buchs Unrecht geschieht, denn es spricht sich entschiedenes Talent in diesen Studien aus, von denen einzelne breiterer Ausführung und novellistisch künstlerischer Bearbeitung sehr würdig gewesen wären. Aber auch so, als bloße Studien oder Skizzen fesseln sie durch Feinheit der psychologischen Beobachtung und anziehende Behandlung theils neuer, theils schon oft behandelter Probleme. Ich führe an: „Annonce Numero Neunundneunzig", „Meister Gottfried's Morgengang", „Sie spielen um ein Herz", „Eine Frau mit solchen Grundsätzen." Unbedeutender dagegen sind: „Der mystificirte Rhapsode", „Signore Guillelmo", „Die Kaiserin Katharina hat's gesagt!", welch letztere Studie in den oft gemachten Fehler verfällt, aus einer kleinen Anekdote rückwärts bauend eine lange Erzählung zu construiren. Daß der Verfasser fast in allen diesen Studien beherzigenswerthe Lehren eingeschlossen hat, dient ihnen sicher nicht zum Nachtheil; daß er gelegentlich auch allerlei Uebelstände mit scharfen Hieben zu treffen versteht, kann ebenfalls die Lektüre nur interessant machen. So z. B. klingt es sehr beherzigenswerth, wenn er erzählt („Ich kenne dich"):

Alle seine Bekannten animirte er, das merkwürdige Buch zu lesen und mit ihm nach dem Autor zu forschen. Graf Bargen wollte das Werk sogar von ihm entlehnen, allein der Baron klopfte ihm auf die Achsel: „Nein, lieber Freund, das Buch muß man sich kaufen." — „Wieso kaufen?", fragte der Millionär. — „Wenn wir die Adresse des Verfassers wüßten", versetzte der Baron, „so sollte er dir auf unsere Bitte ein Exemplar schenken." — „Geht mir weg mit euern Büchern!", sagte der Graf. Er war verletzt. ... Am andern Tag sprach man überall von dem Buche, aus welchem abends zuvor der Schauspieler ein paar so treffliche Kapitel vorgelesen hatte. Einer erkundigte sich bei dem andern, wo man dieses „Ich kenne dich!" doch geborgt haben könne. Keiner hatte es. Daß es auf dieser Welt auch Buchhandlungen gibt, wo man die ausgezeichnetsten Bücher um billiges Geld zu kaufen kriegt (?), das fiel natürlich niemand ein.

Daß das Buch nicht ganz mit Unrecht Rosegger's Namen trägt, daran erinnert gar manches in demselben. Die Studie „Eine Erzählung" ist so genau nach Rosegger'scher Schablone gearbeitet, daß man sie unbedingt als von ihm selbst verfaßt ansehen könnte. Das wäre nun kein Fehler, wenn sich nicht auch zwei Rosegger'sche Unarten überall darin fänden, nämlich österreichische Provinzialismen, die man bei uns im Reich gar nicht versteht, und der höchst unangenehme, volksthümlich sein sollende Wechsel von Präsens, Imperfect und Perfect in der Erzählung.

5. Fluch der Liebe! Novellen von George Allan. Leipzig, Friedrich. 1880. 8. 3 M.

Der Titel, welcher als Verwünschung gefaßt sein will, ist ein wenig stark. So traurig auch der Ausgang dieser Novellen ist, so glaube ich doch kaum, daß ein Leser nach Beendigung der Lektüre zu diesem pathetischen Ausruf sich veranlaßt sehen wird.

„Im deutschen Norden" betitelt sich die erste Erzählung. Asta, die Frau des Gutsbesitzers Erich, lebt an dessen Seite ein einförmiges prosaisches Leben ohne viel Liebe. Sie ist der Ansicht, daß man nie über sich nachdenken, sondern nur an die tägliche Pflicht denken dürfe und hauptsächlich das thun müsse, was einem unangenehm ist. Daneben macht sie in allen ihren Mußestunden Verse. Da kommt ihr Bruder mit seiner Braut Gertrud und deren Bruder Joachim, und während die Weltdame Gertrud alles im Hause belebt und Erich's Herz gewinnt, fühlt sich Joachim durch Asta's sonderbares Innenleben und ihre naiven Aeußerungen angezogen. Auch ihr Herz erwärmt sich für ihn und geht ihr auf, um so mehr als ihr Mann sie immer weniger versteht und würdigt. Endlich beschließt Joachim, mit ihr zu entfliehen: er erklärt sich ihr, nachdem er alles zur Flucht bereitet hat. Sie antwortet aber, daß ihm nur ihr Herz folgen werde, sie seien für dieses Leben getrennt, eben weil sie sich liebten. Dann besucht sie die Gräber ihrer Aeltern, während Joachim ihre sämmtlichen Verse aus ihrem Schreibtisch nimmt und abreist. Sie aber blickt muthig vorwärts in das sonnenlose Leben. Storm ohne Storm's Grazie!

In „Ein Lebensbild" verliebt sich ein exentrischer Musiker trotz seines Sträubens in eine verheirathete Engländerin. Nach dem Tode ihres Gemahls heirathet sie den Musiker; ihre Ehe ist unglücklich, sie geht zu ihren Verwandten, kommt wieder zu ihrem Manne zurück, gebiert ein Kind und stirbt. Darüber ist er unglücklich. Eine recht gewöhnliche Geschichte!

„Hedwig's Tagebuch" erzählt, wie Hedwig ihrem Gatten

wegen seiner Schlechtigkeit entlaufen ist und mit einem deutschen Landrath lebt. An diesem etwas ungewöhnlichen Verhältniß nehmen natürlich die Verwandten des Landraths Anstoß; sie merkt auch, daß die Liebe ihres Georg im Schwinden begriffen ist, und geht wieder nach Paris zurück. Aus „instinctiver Scheu vor dem Unästhetischen des Selbstmords" wartet sie ab, bis ihr Tod kommt, der denn auch nicht lange auf sich warten läßt. Die alte Geschichte vom Recht des Herzens und dem der Gesellschaft, mit Wärme erzählt!

„Wessen Schuld?" Marie ist an einen höchst nüchternen Professor verheirathet, glaubt aber glücklich zu sein. Der weltgewandte Bruder ihres Mannes, der sich auf die Weiber versteht, hat ihr gegenüber leichtes Spiel. Einmal unbefriedigt im eigenen Hause, wird sie leicht die Beute ihres Schwagers, den sie liebt; sie stürzt sich ins Wasser, nachdem er sich mit einer andern verheirathet hat. Wessen Schuld? Nun natürlich des Schwagers, der ein Roué ersten Ranges ist und daneben geistreich überlegen, manchmal cynisch. Wenn er übrigens unsern ganzen Norden verdammt, weil die Leute sich darüber aufhalten, daß er im Nachthemd am offenen Fenster sitzt, so nehmen wir entschieden Partei für den Norden.

„Eine alte Geschichte" schildert den Musiker Harry und Dora als ein sehr glückliches Paar. Aber ihm wird es in den Schranken der Ehe zu enge, er liebt die Sängerin Gaston. Sie sucht der Geliebten bei ihrem Manne den Rang abzulaufen, erreicht aber das Gegentheil ihrer Absicht. Und so weiter, bis sie sich endlich wieder finden, aber zu spät — in der That eine alte Geschichte, aber interessant, fast packend erzählt.

Der Verfasser sucht, das zeigt schon die flüchtige Inhaltsangabe, seine novellistischen Probleme tiefer zu fassen und auch verbrauchten Stoffen neuen Reiz abzugewinnen. Er hat aber in Beziehung auf die Darstellung noch sehr viel zu lernen. Er — ich glaube eher sie; denn die Mangelhaftigkeit der Zeichensetzung und die Verachtung fast aller Semikolon läßt auf eine Frau schließen. Auf eine Frau deuten auch gewisse mit Fremdwörtern gezierte oder eigenthümlich weiblich geschraubte Sätze, wie: „Alexander, warum fühlst du nur Negatives, nie Positives?" „Woher sollte sie Gêne kennen?" „Ich habe das Menschheitliche erfaßt"; bis in die letzten „Fibern des Ureigentlichsten", und vieles andere. An Provinzialismen ist kein Mangel: „Es war schummrig geworden"; „Daß du dich graulst"; „Diese verschrumpelten Häuser geben ein Bild der ganzen Krekelichkeit der Stadt". Von eigentlichen, ganz gewöhnlichen Schulschnitzern wimmelt es: „Mamas gute Tassen sind zu schade"; „Vielleicht sollte ich ursprünglich ein Reh werden, aber der Zufall fügte mich zum Menschen"; „Ich aß nicht, bis ich es nicht in Noten gebracht hatte"; „Solch Frauenbrief"; „Ich konnte den Blick nicht von ihr nehmen"; „So daß es mir ängstlich auffiel"; „Zu Georg kann ich sein, wie ich bin."

Die schärfste Rüge endlich verdient die Nachlässigkeit in der Behandlung der Tempora und Modi, und das um so mehr, weil hierin der Misbrauch immer weiter um sich greift.

Zum Schlusse noch eine Uebersetzung, die sich, was Correctheit der deutschen Sprache anbelangt, dem eben besprochenen Buche würdig anreiht:

6. Novellen von Francesco Bernardini. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Friedrich. 1880. 8. 3 M.

Daß doch immer diejenigen Leute übersetzen wollen, die entweder die deutsche Sprache so ungenügend gelernt haben, daß sie keinen richtigen original deutschen Satz schreiben können, oder der fremden Sprache so wenig mächtig sind, daß ihnen die Mühe des Uebersetzens den richtigen deutschen Stil verdirbt! Am schlimmsten freilich, wenn beides der Fall ist! Was bei dem Uebersetzer vorliegender Novellen — er nennt sich A. v. M. — zutrifft, will ich nicht untersuchen; jedenfalls ist seine Uebersetzung voll der primitivsten Stilfehler, von denjenigen undeutschen Ausdrücken abgesehen, zu welchen ihn das italienische Original verleitet hat. Es ist schlimm, wenn man nicht nur fast jedem Satz die Uebersetzung ansieht, sondern manchmal über diese nur dann ins Klare kommt, wenn man sich einzelne Sätze, Wendungen, Ausdrücke in die Originalsprache rückübersetzt. Und das nennt sich eine „vom Verfasser autorisirte Uebersetzung"! Darunter versteht man doch wol allgemein nicht blos, daß die Uebersetzung mit Genehmigung des Verfassers und Wahrung seiner Rechte gemacht wurde, sondern daß der Verfasser diese mit seiner Autorität deckt, weil sie in einer fremden Sprache sein Werk möglichst gut und schön wiedergibt. Nun zweifle ich nicht daran, daß Francesco Bernardini noch weniger deutsch versteht als sein Uebersetzer (der übrigens auch eine Uebersetzerin sein könnte) und deshalb der Uebertragung seine Genehmigung anstandslos gewährte; für uns Deutsche liegt die Sache aber doch anders, und ein Verlag, der so viele Uebersetzungen bringt, sollte sehr streng sein in Auswahl der Uebersetzer.

Die Novellen Bernardini's sind eigentlich nur Skizzen und Umrisse. Es fehlt ihnen das künstlerisch Abgerundete und die Poesie. Entnommen sind sie dem Volksleben Neapels und der Umgegend, aber es treten die Nachtseiten und die Verirrungen der Liebesleidenschaft allzu sehr in den Vordergrund; auch liebt es der Verfasser, mit Schauerscenen zu wirken, und verweilt beim Häßlichen und Gräßlichen öfter, als unsern nordischen Gemüthern zusagen will. Daß er den Volkscharakter jener Gegenden getroffen, wollen wir der Vorrede des Uebersetzers gern zugeben; daß wir uns aber an den Erzählungen erfreuen können, leugnen wir. Was die Italiener erfreut, erfreut nicht immer auch uns Deutsche, und am wenigsten, wenn es uns in so mangelhafter Uebersetzung geboten wird.

Richard Weitbrecht.

Zur Philosophie und Religionsphilosophie.

1. Ueber die rechte Gestalt des individuellen Daseins, mit besonderer Berücksichtigung der Religion. Eine welt- und menschenfreundliche Betrachtung von B. M. W. Koch. Berlin, Mrose. 1880. Gr. 8. 1 M.

Der Verfasser will die Berechtigung der pessimistischen Gefühlsrichtung untersuchen und die fundamentale Organisation des Daseins einer kritischen Betrachtung unterwerfen: Der lebendige Mensch ist der realisirte Lebenswille. In der Sphäre des allumfassenden Seins treten uns als Wesenheiten entgegen der Wille des absoluten Etwas und der des absoluten Nichts; das Sein selbst schließt beide als Glieder in sich ein. Beide Willensformen sind einander bedingende contraria. Durch ihren Widerstreit bilden sie eine Spannung, und diese ist die fundamentale Weltenergie. Diese alles tragende Potenz bestimmt die Daseinsform der Substanz, welche weder als absolute Fülle noch als absolute Leere auftritt. Wie im Sein, so gibt es auch im Werden eine constructive und eine destructive Potenz. Die Idee des Willens besteht darin, daß er allezeit auf die wahrhafte Erweiterung der Persönlichkeit gerichtet und unablässig nach jener Seite concentrirt sei, wo die wahren Güter gefunden werden. Wenn sich nun der Wille in der niedern Richtung bleibend concentrirt, so nehmen Angst und Noth niemals ein Ende und der Zweck des Daseins wird verfehlt. Dieser besteht in wunschloser Ruhe des Gemüths. Der Mensch kann ohne Gott sein Ziel erreichen, und dieses besteht darin, daß die Welt in seinem Intelleet zur Wiedergeburt gelange. Gegen die Wüstheiten des Pessimismus gibt es nur ein Mittel: die wahre Freiheit des Willens.

Wir haben auf die Auseinandersetzungen des Verfassers nur zu erwidern: er schießt wie aus der Pistole die beiden Urprincipien alles Daseins. Sind das Gute und das Böse gleich nothwendige Potenzen, so ist der Optimismus des Verfassers unmöglich, dann kann der Mensch nicht durch eigene sittliche That vollkommen frei werden. Eine oberflächliche Ansicht von der natürlichen Güte und Kraft des Menschen scheitert an der Erfahrung.

2. Vorträge von Ernest Renan. (Gehalten in London April 1880.) Frei bearbeitet von Gottfried Hessel. Leipzig, O. Wigand. 1880. Gr. 8. 1 M.

„Alle Religionen mögen einzeln für sich genommen fehlerhaft und engherzig sein, aber die Religion ist etwas Göttliches in der gesammten Menschheit. Die ersten Zeiten des Christenthums sind die heldenmüthigste Epoche der Menschheit. Der Zustand des römischen Weltreichs war ein so entarteter, daß eine Erneuerung nur vom Christenthum ausgehen konnte. Der Märtyrertod des Petrus in Rom ist möglich u. s. w.“ Diese Vorträge Renan's sind gehalten in London in einer Gesellschaft zur Unterstützung des Fortschritts auf dem Gebiete des aufgeklärten Christenthums; sie bieten im wesentlichen eine Geschichte des Urchristenthums und sind verhältnißmäßig wenig mit französischer Phrasenhaftigkeit geschrieben. Man empfängt ein lebendiges, wenn auch einseitiges Bild der damaligen Zustände und freut sich, daß Renan die deutschen Forschungen berücksichtigt, ohne — sie zu nennen.

3. Theophilosophie. Vereinigung der Theologie und Philosophie, von Kreiß. Erster Band: Grundzüge der Theophilosophie. Berlin, Mrose. 1880. Gr. 8. 6 M.

Es ist schwer, sich über den Verfasser ein gerechtes Urtheil zu bilden. Er bezeichnet sich selbst in der Vorrede als einen alten schwergeprüften Mann, dem sein System durch eine höhere Macht förmlich aufgedrungen sei. Er ist felsenfest überzeugt, daß durch das vorliegende Werk Theologie und Philosophie für immer unauflöslich verbunden sein werden. Erst will er das Fundament des neuen Gebäudes legen, dann die Philosophie im besondern behandeln, und endlich in der Theophilosophie relativ ganz Neues geben. Oberste Instanz ist dem Verfasser die nach den Regeln der Logik verfahrende Vernunft. Dennoch nennt er den Menschen das grausamste Raubthier eben darum, weil er Verstand hat. Der Offenbarung verdankt die Menschheit ihre ganze Cultur u. s. w.

Es thut uns um des Verfassers willen leid, sagen zu müssen, daß uns ein solches Kauderwelsch von Redensarten, eine so holprige, alles durcheinanderwürfelnde Darstellungsweise selten vorgekommen ist. Kreiß hat ja offenbar fleißig studirt und documentirt ein edles Streben nach einheitlicher Weltanschauung, Menschenbeglückung u. dgl.; aber da gährt alles noch wie in einem Urbrei, weil die Geisteskraft des Verfassers weit hinter dem gesteckten Ziele zurückbleibt. Indem aber dieses Buch mit einem großen Selbstbewußtsein und im Gewande der Wissenschaftlichkeit auftritt, ist es nicht ungefährlich für alle ähnlichen unklaren Geister. Schade um den Fleiß des Verfassers. Hätte dieser Mann an der richtigen Stelle gestanden, so wäre er vielleicht nicht gescheitert; wir bekennen freilich offen, daß wir nicht wüßten, welches Amt ihm eigentlich anzuvertrauen wäre. Geschrieben hat er nur — in futuram oblivionem!

4. Der gegenwärtige Stand der evangelischen Heidenmission. Eine Weltüberschau von Theodor Christlieb. Vierte Auflage. Gütersloh, Bertelsmann. 1880. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Auf Grund eingehendster Studien, unter fortlaufenden Quellenbelegen, mit großer Weitsichtigkeit und zugleich Ueberzeugungstreue behandelt der Verfasser das auf dem Titel befindliche Thema. In dieser Weise muß die Sache der Mission getrieben werden, wenn sie auch den Gegnern derselben Achtung abgewinnen soll. Hier beweist sie ihre Berechtigung und Nothwendigkeit, ihren Erfolg und ihre Aussichten so schlagend durch Zahlen und streng cultur-

historische Momente, daß sie sich zu solchen Vertretern ihrer Sache, wie Theodor Christlieb ist, nur Glück wünschen kann.

5. Die Weltanschauung des Christenthums, dargestellt von August Baur. Blaubeuren, Mangold. 1881. 8. 4 M.

Dieses dem bekannten reformirten Theologen Alexander Schweizer gewidmete Werkchen ist aus mehrern früher veröffentlichten Abhandlungen des Verfassers entstanden und trägt ganz und gar die geistige Signatur des genannten Theologen, das heißt, es sucht echt wissenschaftliche Kritik dem Aufbau und der Begründung der religiösen Grundwahrheiten dienstbar zu machen. Es ist ein Vorzug dieser Arbeit, daß die schwer zu behandelnde Materie in einer durchaus lichtvollen, auch dem gebildeten Laien verständlichen Form vorgetragen wird; dabei berührt überall die edle Wärme eines hohen persönlichen Interesses sehr wohlthuend. Eigenthümlich ist dem Verfasser eine ebenso umfassende wie tief eindringende philosophische Bildung; die Art, wie er seine Auffassung des Christenthums geschichtlich wie psychologisch begründet, ist ganz geeignet, ihm Freunde zu erwerben. Er ist durchdrungen von der Ueberzeugung, daß auch heute noch die christliche Weltanschauung in ungebrochener Kraft dasteht und daß sie für alle Zukunft zum Segen der Menschheit dastehen wird, wenn wir uns in ihren geistigen Gehalt immer selbstloser vertiefen. Die christliche Weltanschauung bestimmt Baur als praktischen Idealismus, welcher auf dem realen Grunde christlicher Gotteserfahrung ruht und in derselben seine Bürgschaft besitzt, als ethischen Optimismus, Universalismus und Monismus, sofern die sittliche Aufgabe, die das Christenthum stellt, nach Breite und Tiefe universal vollzogen werden soll und kann. Die sittlich-religiöse Bestimmung im Gottesreiche ist weder als Weltvergötterung noch als Weltverteufelung zu fassen, sondern nur als sittliche Weltüberwindung und Weltverklärung. Den Anhängern eines besonnenen Liberalismus können wir vorliegende Schrift nur warm empfehlen.

Zur deutschen Volksliteratur.

1. Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes. Von A. F. C. Vilmar. Zweite Auflage. Marburg, Elwert. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Begriff des Volksliedes ist nicht leicht scharf und bestimmt anzugeben. Wir möchten etwa sagen: Volkslieder sind nicht blos sangbare, sondern wirklich gesungene Lieder, und zwar in Wort und Weise ausgegangen freilich von einem Einzelnen, der aber doch durch seine Gesangsbegabung nicht aus dem Kreise des Volks oder vielmehr zunächst seiner Lebens- und Berufsgenossen heraus- und ihnen gegenübergetreten, sondern der sich vielmehr mit ihnen, und mit dem sie sich eins fühlen und wissen, der sozusagen ihre lebendige Stimme ist, mit der Gabe und dem Triebe ausgestattet, ihr aller gemeinsames Denken, Wissen, Empfinden und Fühlen in Worte und Töne zu fassen.

Je weniger noch in einer Nation die Sonderung und Trennung nach verschiedenen Bildungsschichten eingetreten ist, um so ausgebreiteter und umfassender ist in derselben das Gebiet der Volkslieder, das sich aber naturgemäß um so mehr verengt und beschränkt, je mehr in den Kreisen der höher Gebildeten der fast nur einem unbewußten Naturtriebe entspringenden Volksdichtung eine bewußte Dichtungskunst und Kunstdichtung gegenüber- und entgegentritt. Bei dieser Trennung und durch dieselbe erklärt es sich, wie die Volkslieder, sobald ihnen die höhern und feinern Bildungskreise entzogen sind, zu sinken und ins Rohe auszuarten beginnen, und wie andererseits die Kunstdichtung, sich nicht blos von dem Rohen und Ungesitteten, sondern auch von dem Einfachen und Natürlichen abwendend, sich zu versteigen und in Künstelei auszuarten Gefahr läuft. Die wahre und höchste Bildung freilich wird nicht nur die untern Schichten stetig zu heben, sondern auch sich in fortwährendem lebendigen Zusammenhang mit ihnen zu erhalten wissen, und ebenso wird die wahre und höchste Kunstdichtung sich den lebendigen Zusammenhang mit dem einfach-natürlichen edeln Volksliede bewahren und in demselben seine Hauptwurzel haben, indem sich die Kunst als Blüte der Natur entfaltet:

> Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen
> Und haben sich, eh man es denkt, gefunden. . . .
> Es gilt . . . ein redliches Bemühen!
> Und wenn wir erst in abgemessnen Stunden
> Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
> Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.
> So ist's mit aller Bildung auch beschaffen. *)

Wie wir uns hier des Vortheils bedient haben, für das mit eigenen Worten nur schwer und gewiß nicht so eindringlich Auszusprechende die Worte unsers größten Dichters zu verwenden, in welchem Kunst und Natur sich so innig vereint und durchdrungen wie in keinem andern, so wird man uns auch wol gestatten, noch folgende durchaus hierhergehörige Aeußerungen desselben Meisters zu citiren: „Man spricht so oft den Namen Volkslied aus und weiß nicht immer ganz deutlich, was man sich dabei denken soll. Gewöhnlich stellt man sich vor, es sei ein Gedicht, aus einer wo nicht rohen, doch ungebildeten Masse hervorgetreten; denn da das poetische Talent durch die ganze menschliche Natur durchgeht, so kann es sich überall manifestiren und also auch auf der untersten Stufe der Bildung"; und ferner in der Anzeige und Besprechung von Arnim's und Brentano's Sammlung „Des Knaben Wunderhorn": „Diese Art Gedichte, die wir seit Jahren Volks-

*) Goethe (Ausgabe in 40 Bänden), II, 229; VI, 354.

lieder zu nennen pflegen, ob sie gleich eigentlich weder vom Volk noch fürs Volk gedichtet sind, sondern weil sie so etwas Stämmiges, Tüchtiges in sich haben und begreifen, daß der kern- und stammhafte Theil der Nationen dergleichen Dinge faßt, behält, sich zueignet und mitunter fortpflanzt —, dergleichen Gedichte sind so wahre Poesie, als sie irgend nur sein kann; sie haben einen unglaublichen Reiz, selbst für uns, die wir auf einer höhern Stufe der Bildung stehen, wie der Anblick und die Erinnerung der Jugend fürs Alter hat. Hier ist die Kunst mit der Natur im Conflict, und eben dieses Werden, dieses wechselseitige Wirken, dieses Streben scheint ein Ziel zu suchen, und es hat sein Ziel schon erreicht. Das wahre dichterische Genie, wo es auftritt, ist in sich vollendet; mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußern Technik, oder was sonst will, entgegenstehen, es besitzt die höhere innere Form, der doch am Ende alles zu Gebote steht, und wirkt selbst im dunkeln und trüben Elemente oft herrlicher, als es später im klaren vermag. Das lebhafte poetische Anschauen eines beschränkten Zustandes erhebt ein Einzelnes zum zwar begrenzten, doch unumschränkten All, sodaß wir im kleinen Raume die ganze Welt zu sehen glauben. Der Drang einer tiefen Anschauung fordert Lakonismus. Was der Prosa ein unverzeihliches Hinderniß zuvörderst wäre, ist dem wahren poetischen Sinne Nothwendigkeit, Tugend, und selbst das Ungehörige, wenn es an unsere ganze Kraft mit Ernst anspricht, regt sie zu einer unglaublich genußreichen Thätigkeit auf."

In seiner Weise hat auch der Verfasser des zu besprechenden Handbüchleins das, was im Vorstehenden ausgesprochen ist, in seiner Einleitung darzulegen und zu entwickeln versucht, nur daß er eben in seiner bekannten Abneigung und Abwendung von der Neuzeit und ihrer Entwickelung einseitig das Alte auf Kosten des Neuen erhebt und verherrlicht, scharfsichtig für das Tadelhafte hier, aber für das dort nicht minder Tadelhafte blödsichtig oder nichts davon sehen wollend, und sogar auch in der ältern Zeit das, was ihm nicht genehm ist oder in den Kram paßt, einfach mit Schweigen übergehend.

Er wolle sich anheischig machen — heißt es —, in jedem einzelnen Gedicht der Neuzeit das Haar nachzuweisen, welches den Appetit daran von Grund aus verderbe. Ein solches Haar aber finde sich nicht in den alten Liedern, weil sie ganz in ihrem Kreise blieben, in dem man sich so wohl fühlte, daß man alles andere darüber vergaß. Gewiß wird es niemand dem Verfasser verargen, daß er gegen die Frivolität Heine's und der Heine'schen Nachahmer seine Stimme erhebt; aber es ist schwer zu begreifen und gewiß nicht zu rechtfertigen, wenn er dabei mit keiner Silbe erwähnt, wie gerade in Heine's Liedern trotz alledem die echtesten Töne des alten Volksliedes lebendig und wirkungsvoll erklingen, sodaß Heinrich Kurz in seiner „Geschichte der deutschen Literatur" mit Recht sagt: „So erscheint Heine's Dichtung als eine eigenthümliche Mischung der romantischen Poesie und des Volkslieds, und der Charakter seiner Poesie liegt wesentlich darin, daß er diese beiden Elemente zu einer vor ihm kaum denkbaren Einheit zu verbinden wußte"; vgl. z. B. auch das strenge und herbe Urtheil Goedeke's (in seinen „Elf Büchern deutscher Dichtung") über Heine.

Im Gegensatz zu der Wahrheit in den Heine'schen Gedichten — meint Vilmar dann weiter — begegne man in den alten Liedern nur „der Wahrheit, welche aus Treue und Liebe, aus herzlicher, jugendlicher, unbefangener Freude am Leben, aus kräftiger, reiner Gesinnung und harmloser Stimmung, welche aus ruhiger Zufriedenheit und mit einem Wort aus dem sichern Bewußtsein der gegebenen Schranken des Lebens hervorgeht".

Und dabei beginnt er seine Auswahl „mit einigen Reiterliedern, welche uns in das übermüthige, oft wilde und nicht selten rohe Fehdeleben des süddeutschen Ritterthums — nur zu oft Raubritterthums — mitten hinein versetzen". Soll man nun vielleicht in diesem „rohen Fehdeleben des Raubritterthums" nicht blos eine „kräftige", sondern — wie es oben hieß — auch eine „reine Gesinnung und harmlose Stimmung" erblicken? Oder will uns vielleicht Vilmar auch die Gesinnung der Landsknechte, mit der sie ihre Dienste einem Herrn verkauften, gleichgültig, wofür sie dann ihr Leben in die Schanze zu schlagen hatten, will er uns diese feile Gesinnungslosigkeit für „kräftige reine Gesinnung" verkaufen? Sollen etwa in den alten Liedern gewaltthätige Roheit und Gesinnungslosigkeit nicht auch „Haare" sein, geeignet, die Eßlust und den Genuß zu verleiden? Wahrscheinlich nach Vilmar's Ansicht nicht; wenigstens hebt er in einem landsknechtischen Lied, „Die Schlacht von Pavia", dessen sonstigen dichterischen Werth man nach seinem eigenen Urtheil „nur in sehr mäßigen Anschlag bringen kann", rühmend hervor, „daß der landsknechtische Sänger sich nicht in Gebiete verirrt, welche ihm fremd waren, z. B. nicht in die Politik, sondern daß er streng seinen Landsknechts-Gesichtskreis inne hält". Es erklärt sich nach dem Gesagten und nach sonst Bekanntem wohl, daß Vilmar z. B. Hutten's Lied: „Ich hab's gewagt mit Sinnen", mit dem Schlusse: „Auf, Landsknecht gut und Reiters Muth, laßt Hutten nicht verderben", daß — sage ich — Vilmar das Lied, in welchem eine freiheitliche und unabhängige Gesinnung sich so muthig und unerschrocken ausspricht, in seine Auswahl nicht aufgenommen hat, aber hervorgehoben muß dieser bezeichnende Umstand zur Kennzeichnung des zu besprechenden Büchleins doch werden. Dagegen ist hier Hans Umpferlin's Lied „Von Herzog Ulrich" nicht blos abgedruckt, sondern mit folgendem Zusatz begleitet, in welchem man die tendenziöse Beziehung auf die Gegenwart nicht verkennen kann und wol auch nicht soll:

Der Dichter billigt des Herzogs That (gegen Hutten) nicht, enthält sich aber des Urtheils, welches er Gott anheimstellt; als treuer Unterthan jedoch stellt er sich unbedingt zu seinem, wenngleich mit schwerem Verdacht auch in seinem, des Dichters, Sinne beladenen Fürsten, und es gehört dieses Lied zu den treff-

lichsten Zeugnissen einer großartigen Unterthanentreue, welche überhaupt vorhanden sind.*) ... Gedruckt ist das Lied wohl niemals worden; es mochte in jener Zeit nicht einmal möglich sein, es zu veröffentlichen, und wird nur unter den einverstandenen Treuen handschriftlich umgegangen, auswendig gelernt und unter Vertrauten gesungen worden sein, wie dergleichen Lieder auch in spätern Zeiten und bis auf diesen Tag nur unter den ihren verjagten Fürsten treu gebliebenen Unterthanen zu ihrem Troste und ihrer Erhebung handschriftlich verbreitet worden sind und noch verbreitet werden.

Man vergleiche auch den Satz:

Im Jahr 1863 am 18. October haben wir eine große und schöne Zeit begraben und 1866 das Grab der Erde gleich gemacht. Gegenwärtig dient es als Exercierplatz.

Uebrigens vergesse man bei der Beurtheilung nicht, daß die erste Auflage des Büchleins bereits 1867 erschienen und der Verfasser schon im Juli 1868 verstorben ist.

Kann und will man aber von dem einseitigen Parteistandpunkte des Verfassers absehen, so wird man seiner Arbeit eine gewisse Anerkennung nicht versagen, namentlich den für eine große Anzahl von Lesern sehr nützlichen und erwünschten sachlichen und sprachlichen Erläuterungen. Freilich ist nach dem Vorwort von den letztern ein großer, von den erstern ein kleinerer Theil im Druck fortgeblieben; aber wir möchten nicht nur für das vorliegende Buch, sondern auch für ähnliche, welche ihre Auswahl lediglich einem beschränkten Kreis bekannter Quellen entlehnen, die Erwägung anheimgeben, ob es sich nicht mehr empfehlen würde, die zu besprechenden Stücke an ihrem Orte bestimmt und genau anzugeben, als sie ausführlich abzudrucken; dadurch erhielten die Käufer auf gedrängtem Raum wirklich Neues, während sie jetzt das bereits in ihrem Besitz Befindliche immer wieder mit kaufen und bezahlen müssen.

Der Inhalt ist in folgende, wie man sofort sieht, sehr unbestimmte und schwankende Abtheilungen gegliedert: „I. Historische Volkslieder", und zwar im strengern, im weitern und im weitesten Sinne, zu welchen drei Abtheilungen dann noch Romanzen und Balladen und Gespensterlieder kommen; ferner „II. Liebeslieder", und zwar: Abschiedslieder, Lieder der Untreue **) und der Treue, der Liebesfreude, des Liebesglücks, auch in Verbindung mit der Naturfreude, und Reigenlieder; endlich „III. Lieder der Geselligkeit", namentlich Zech- und Schlemmerlieder, worin freilich die oben gerühmte „reine Gesinnung" auch eben nicht besonders hervortritt, so wenig wie in dem mit an den Schluß gesetzten Spottlied auf die zwölf geilen Mönche, denen das Fräulein ihr Geld abnimmt, worauf nur noch ein Scherzlied auf ein junges Mädchen folgt, dem die Zeit des Alleinschlafens zu lang wird.

*) Diese Worte sind auch bei Vilmar durch gesperrten Satz hervorgehoben.

**) Denn auch von der Untreue weiß die deutsche Volksdichtung, wie Vilmar S. 185 im Gegensatz zu der oben hervorgehobenen Stelle sagt, freilich das Eingeständniß sofort durch einen Vergleich mit der romanischen Poesie wieder beschränkend und bemäntelnd.

2. Deutsche Stich- und Hiebworte. Ein Vortrag, gehalten im deutschen Verein für Kunst und Wissenschaft in London, von Karl Heinrich Schaible. Straßburg, Trübner. Gr. 8. 2 M.

Der vorstehende Titel hat den Fehler, daß er den Inhalt der kleinen Schrift nicht sofort klar und bestimmt erkennen läßt. Deutlicher hieße der Titel etwa: Deutsche Schelt- und Fluchwörter.

Nach dem Vorwort macht das Werkchen keinen Anspruch auf Originalität oder wissenschaftlichen Werth. Es ist eine Vorlesung, die der Verfasser im April 1876 im „Deutschen Verein für Kunst und Wissenschaft" in London gehalten und dann drei Jahre später, auf den Wunsch einiger Freunde, etwas erweitert und ausgeführter im Druck erscheinen zu lassen sich entschlossen hat, eine Sammelarbeit, mehr für den engern Kreis seiner londoner Vereinsgenossen als für das größere deutsche Publikum bestimmt. Doch werden auch unter letzterm gewiß sich manche finden, die aus der anspruchslosen Schrift Unterhaltung und Belehrung schöpfen können und wollen. Für diese theilen wir die kurze Inhaltsangabe mit. Das Schriftchen enthält außer einer Einleitung zwei Hauptstücke: 1) „Schelt-, Spott- und Schimpfwörter", mit den Unterabtheilungen: Spottnamen, von Stand, Berufsgeschäft oder Lebensweise abstammend; Spottnamen, von Gewohnheiten, Fehlern oder Lastern und Folgen derselben herstammend; Spottnamen, durch besondere Umstände oder Vorfälle entstanden; Spott- und Schimpfnamen heidnischen Ursprungs; ferner 2) „Verfluchungen und Flüche", mit den Unterabtheilungen: Rache- und Fluchgebete der Psalmdichter und Propheten; die große römische Excommunication; profane Flüche; das Schwören und Fluchen in England in alten Zeiten; altdeutsche Flüche; Flüche des 15. und 16. Jahrhunderts; Flüche, die auf die deutsche Mythologie zurückgeführt werden können, der Teufel in thierischer Gestalt, mit einem Anhange (zum Schluß): Profane Sanskrit-Flüche und Bengali-Flüche.

Ich knüpfe an diese kurze Anzeige zwei Berichtigungen, zu denen ich mehr oder minder eine persönliche Veranlassung habe.

Der Verfasser schiebt mir durch ein Misverständniß die Ansicht zu, als hätte ich in dem Ausdruck: fauler Lenz oder auch blos Lenz (worüber ich unter anderm auch in d. Bl. früher gehandelt habe), für Faulenzer, das Wort Lenz = Frühling erklärt, mit dem Gedanken an das langsame Kommen dieser Jahreszeit. In der That aber habe ich in meinem „Wörterbuch der deutschen Sprache" meine Ansicht dahin ausgesprochen, daß faulenzen aus „faul" mit der Ableitungssilbe enzen entstanden sei, daß sich aber schon früh die Umdeutung und Auflösung findet: Fauler Lenz, in welchem Eigennamen man dann wortspielend sich vielleicht doch der muthmaßlichen ursprünglichen Grundbedeutung für die Bezeichnung des Frühlings als Lenz bewußt gewesen sein möchte, nämlich Lenz (ahd. lenzig) etwa als die Zeit, wo die Tage sich längen, und fauler Lenz als einer, der lange zögert, langsam ist, wozu ich

z. B. aus Wickram's „Rollwagenbüchlein" die Wendung angeführt: Mit seinem langen Auflenzen = Zögern.

Die andere Berichtigung betrifft die Bezeichnung Bramarbas, über welche der Verfasser allerdings Büchmann's „Geflügelten Worten" folgt, doch mit der danach kaum mehr begreiflichen Anmerkung: „Nach Anderer Aussage soll das Wort von dem dänischen Lustspieldichter Holberg herstammen und mit dänisch bram (Prahlerei) zusammenhängen." Ich verweise auf den allerdings wol nicht zur Genüge bekannt gewordenen ausführlichen Aufsatz von Büchmann (in dem „Jahresbericht über die Friedrichs-Werder'sche Gewerbeschule", Berlin 1868): „Ueber den Ursprung des Bramarbas." Darin ist berichtet, wie Holberg's Lustspiel „Jakob von Tyboe eller den stortalende Soldat" erst durch Gottsched in dessen „Deutscher Schaubühne" — auf deren Spur ich Büchmann gebracht hatte — in der Uebersetzung von Detharding den Titel erhalten hatte: „Bramarbas, oder der großsprecherische Offizier", weil „der Name Tyboe in unserer Sprache keine Anmuth gehabt haben würde". Den Namen Bramarbas aber hatte Gottsched einem von Philander von der Linde (Burkhard Mencke) in einem Anhang zu seinen „Vermischten Gedichten" (Leipzig 1710) mitgetheilten, aber nicht von diesem verfaßten satirischen Gedichte entlehnt, wie dies ausführlich in Büchmann's Aufsatz nachgewiesen und belegt ist.

Daniel Sanders.

Vermischte Schriften.

1. Tschau! Lose Skizzen aus der Militärakademie von Oscar Teuber. Zweite Auflage. Prag, Haase. 1881.

Das vorliegende Büchlein hat die schnell folgende zweite Auflage durchaus verdient. Es schildert „die Männer der Akademie" in Wiener-Neustadt in den vier Jahren vor ihrem Lieutenants-Avancement in einem urwüchsigen, überaus wohlthuenden Humor. Zeile für Zeile trägt es das Gepräge des Localcolorits, alles fesselt durch unverwüstliche Frische und bildet ein Seitenstück zu den Eigenthümlichkeiten kleinerer deutscher Universitäten. Allerdings widmet der Verfasser seine Skizzen zunächst nur seinen alten Kameraden von der neustädter Akademie; dieselben sind aber so anschaulich, schlagend und charakteristisch abgefaßt, daß sie auch den Militärs anderer Nationen sehr genußreiche Stunden bereiten werden. Das Beste daran ist die feine Ironie, welche als köstliches attisches Salz das Ganze würzt. Das Büchlein zerfällt in 17 Kapitel; wir wüßten kaum, welchem von ihnen wir den ersten Preis zuerkennen sollten. Alle sind erheiternd, einige zwerchfellerschütternd; hinter diesem Humor freilich verbirgt sich ein tiefer Ernst; man lernt begreifen, warum und worin die Preußen den Oesterreichern überlegen waren; man ahnt, daß militärische Zucht doch etwas ganz anderes bedeutet als jene — beim Lesen interessante — Gemüthlichkeit!

2. Hinter den Gittern. Erinnerungen und Studien von Joseph Stern. Manheim, Bensheimer. 1881. 8. 5 M.

Es ist uns nicht recht ersichtlich geworden, warum der eine Theil dieser Aufsätze nur „Erinnerungen", der andere „Studien" enthalten soll; bei einer ganzen Anzahl ließe sich die Rubrik vertauschen. Die Aufsätze selbst sind elegant geschrieben; entstanden sind sie hinter Gittern, d. h. in der Gefangenschaft, verfaßt ursprünglich für Tagesblätter durch einen Publicisten von Beruf. Irgendwelchen durch das Ganze gehenden rothen Faden sucht man natürlich vergeblich, jedes Stück muß für sich allein gewürdigt werden. Die Auffassung des menschlichen Lebens in seinen verschiedenen Beziehungen erscheint überall als eine feinsinnige, die Schilderung als eine lebendige, die Kritik als eine maßvolle. Die behandelten Stoffe selbst sind freilich oft herzlich unbedeutend. Aus der ersten Abtheilung: „Erinnerungen", wüßten wir nur „Ueberm Neckar" und „Gutzkow's letzter dramatischer Versuch" hervorzuheben. Wichtiger sind die „Studien". Da wird uns das Charakterbild eines preußischen Demokraten gezeichnet (Franz Ziegler) mit einer Ausführlichkeit, als wenn es sich um eine Biographie handelte; da wird Lebensgang und poetische Bedeutung Béranger's vortrefflich entrollt, woran sich ebenbürtig „Die Nachtigall im Käfig" reiht (gleichfalls mit Bezug auf Béranger). Höchst ergötzlich ist in „Philosoph und Verleger" die Verhandlung Arthur Schopenhauer's mit F. A. Brockhaus wiedergegeben: die Arroganz des erstern, die eiserne Betriebsamkeit und männliche Ehrenhaftigkeit des letztern. „Robespierre" wird, gegenüber einer „Rettung" durch K. Brunnemann, der Geschichte zurückgegeben als ein Fanatiker der Idee; die interessante mythische Volksfigur des „Père Duchesne" taucht naturwahr vor uns auf; „Adalbert von Chamisso" wird als eine Verschmelzung des französischen und des deutschen Elements begriffen, endlich „Die Urbilder Wippchens" im Alterthum aufgesucht.

3. Kriegs- und Friedensfahrten. Von Konrad Ritter von Zdekauer. Zwei Bände. Teschen, Prochaska. 1881. 8. 7 M. 20 Pf.

Dieses Buch verdankt seine Entstehung der bosnischen Occupation; verfaßt ist es von dem Leiter des Preßbureau, welcher die militärischen Operationen auf dem Wege von Brood bis Serajewo beobachtet und hier beschrieben hat. Die Stunden der Muße in der bosnischen Hauptstadt benutzte er, um sich von den verschiedenen Klassen der Bevölkerung, von ihren Sitten und Gebräuchen eine möglichst klare Anschauung zu verschaffen. Viele der hier zusammengestellten Berichte wurden zuerst veröffentlicht in der „Times", der „Presse", „Heimat", „Bohemia",

„Frankfurter Zeitung" u. s. w. Während der erste Band mehr für den Militär und Culturhistoriker Interesse hat, gibt der zweite zunächst einige „Patriotische Blätter" („Im Brucker Lager", „Die Stammsitze der Habsburger", „Schloß Laeken"), sodann Reisebilder aus dem südlichen Frankreich und endlich Skizzen von See-Ufern (Genfer-, Vierwaldstätter-, Bodensee). Das Ganze darf zur gediegenen Salonlektüre gezählt werden; man merkt überall, daß es von einem feinen Weltmanne für vornehme Kreise geschrieben ist. Der Verfasser versteht, die Resultate von mühsamen Beobachtungen schön zu gruppiren und malerisch hinzuwerfen. Eine edle Herzenswärme, eine durchgebildete Weltanschauung berührt dabei des öftern wohlthuend. Das ganze Buch darf als eine werthvolle Bereicherung der Reiseliteratur angesehen werden.

4. Physiognomische Studien von Sophus Schack. Aus dem Dänischen. Autorisirte deutsche Ausgabe von Eugen Liebich. Mit 127 Illustrationen. Jena, Costenoble. 1881. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Der Verfasser, ein bekannter Maler, documentirt sich hier als ein Meister der Beobachtung, denn auf Erfahrung allein gründet er seine Schlüsse; er beobachtet aber nicht blos scharf, sondern combinirt auch geistvoll. Nur die relativ reinsten Charaktere vermögen nach Schack auch gute Physiognomiker zu sein. Nur dann, wenn die Phrenologie und die Physiognomik Hand in Hand gehen, vermögen sie der Wahrheit nahe zu kommen. Der Verfasser behandelt im ersten Abschnitte die einzelnen Theile des Kopfes nach ihrer physiognomischen Bedeutung und zieht sodann im zweiten sehr ansprechende Parallelen zwischen menschlichen Gesichtern und Thierköpfen, beleuchtet die physiognomischen Beziehungen zwischen Aeltern und Kindern, zwischen Mann und Frau, sowie den Einfluß der Erziehung. Endlich folgt noch eine Reihe physiognomischer Bemerkungen. Schack belegt seine Sätze mit 127 Illustrationen von oft frappanter Bedeutung, ist ebenso tief eindringend als vorsichtig und darf als ein Meister seines Fachs bezeichnet werden. Allen, welche sich für das interessante Thema interessiren, können wir sein Buch dringend empfehlen.

5. Poetisches Vaterlandsbuch für Schule und Haus. Chronologisch geordnete Sammlung der schönsten historischen Dichtungen von den ältesten Zeiten deutscher Geschichte bis zum Auftreten des Großen Kurfürsten. Zur Pflege nationaler Gesinnung zusammengestellt, sowie mit Einleitungen, Zeittafeln und Anmerkungen versehen von Johannes Meyer. Mit 12 Textillustrationen und einem Titelbilde. Leipzig, Spamer. 1881. 8. 1 M. 60 Pf.

Der Verfasser hat sich bemüht, in historischer Vollständigkeit den Gang der ältern deutschen Geschichte durch Gedichte anschaulich zu machen, und will damit einen Beitrag zur nationalen Erziehung geben. Blos historische Reimereien hat er ausgeschlossen und das Beste zusammengetragen, was sich über den jedesmal zu behandelnden historischen Abschnitt ausfindig machen ließ. Historische Einleitungen und Zeittafeln sollen zwar nicht ein Geschichtscompendium sein, wohl aber ein von leitenden Gedanken getragenes Ganzes bilden; durch beigegebene Anmerkungen werden die Gedichte selbst erläutert, durch einige Textillustrationen macht auch die Verlagshandlung ihre Specialität bemerklich. Das durch große Billigkeit ausgezeichnete Werkchen soll in der Schule den Geschichtsunterricht beleben, der reifern Jugend als vaterländisches Lesebuch dienen und die Erwachsenen von unfruchtbarer Parteileidenschaft reinigen. Wir können das Werkchen als in seiner Art recht gelungen empfehlen, und zwar um so mehr, als gerade der behandelte Zeitraum wol noch nie so vollständig durch chronologisch geordnete Dichtungen geschildert worden ist.

Ungarische Publicationen für das Ausland.

Der Aufschwung des geistigen Lebens in Ungarn, welcher sich an die politischen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte knüpfte, hat in allen weitblickenden Förderern des Fortschritts der Nation das Bedürfniß geweckt, mit den wissenschaftlichen Bestrebungen der tonangebenden Culturvölker in stetiger Fühlung zu bleiben. Dieses Bedürfniß fand bisher einerseits in dem Streben Ausdruck, von den Führern des Fortschritts zu lernen und sich die Errungenschaften derselben anzueignen, andererseits in dem Streben, die eigenen Leistungen, den eigenen geistigen Besitzstand einem größern Kreise zugänglich zu machen, einem größern Forum zur Beurtheilung vorzulegen. In der That ist das Heil nur in dem Bewußtsein der Einheit des wissenschaftlichen Geistes zu finden. Die ungarische Nation wird nur dann auf sicherm Grunde fortschreiten und sich an der allgemeinen Culturarbeit erfolgreich betheiligen können, wenn sie jenes Bewußtsein in sich bewahrt, wenn sie sich nicht um jeden Preis gegen das Fremde abwehrend verhält, sondern in dem geistigen Zusammenhang, der die Culturvölker verbindet, als homogenes Glied zu wirken bemüht ist. Darum trägt jedes Unternehmen, das diesem Bestreben entspringt, seine Rechtfertigung in sich selbst.

Hier verdienen zunächst die Unternehmungen, welche ein übersichtliches Bild der geistigen Bestrebungen zu bieten suchen, anerkennende Erwähnung. Diese Aufgabe hat sich die von dem verdienstvollen Ethnographen Paul Hunfalvy, mit Unterstützung der ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegebene „Ungarische Revue" (1881; Budapest, Franklin-Verein, Leipzig, Brockhaus) gestellt, eine an die „Literarischen Berichte aus Ungarn",

welche derselbe Gelehrte herausgab, anknüpfende Zeitschrift. Diese „Revue" vermag sowol durch ihr reichhaltiges Programm als auch durch den glücklichen Blick, mit welchem zumeist Gegenstände von allgemeinem Interesse und actueller Bedeutung ans Licht gebracht werden, den ausländischen Leser zu fesseln und darf daher denjenigen, welche den Geschicken und den geistigen Bestrebungen der Nation Interesse entgegenbringen, angelegentlich empfohlen werden. Außer den Abhandlungen über specielle wissenschaftliche Gegenstände und Fragen des öffentlichen Lebens dürften die literarhistorischen Analysen und Besprechungen von G. Heinrich ausländische Leser besonders interessiren.

Wenn dieses periodische Unternehmen bestimmt ist, die literarischen Kreise und das gebildete Publikum des Auslandes über die culturellen Bestrebungen und den Fortgang der wissenschaftlichen Arbeiten in Ungarn zu informiren, so hat eine neuere Publication besonderes Interesse für die Gelehrtenwelt, indem sie eine Reihe werthvoller alter Schriftwerke einem größern Kreise zugänglich macht. Es ist dies der „Catalogus Codicum Bibliothecae Universitatis R. Scientiarum Budapestinensis" (Budapest 1881), welchen der unermüdlich thätige Director der Universitätsbibliothek zu Budapest, Alexander Szilágyi, jüngst veröffentlicht hat. Diese Bibliothek ist zwar der Vervollständigung und der Ergänzung in mancher Richtung, zumal was die neuere wissenschaftliche Literatur betrifft, bedürftig; aber sie besitzt eine interessante Sammlung von werthvollen ältern Drucken und Handschriften. Die namhafte theologische Fachbibliothek dürfte zu den reichhaltigern Sammlungen gezählt werden. In den letzten Jahren hat eine neue Periode des Aufschwungs für dieses Institut begonnen, nachdem es früher infolge verschiedener mislicher Umstände durch längere Zeit einer gewissen Stagnation anheimgefallen schien. Diese neue Periode hat der Leiter des ungarischen Unterrichtswesens, August Tréfort, dessen organisatorischer Thätigkeit die erste Hochschule des Landes manche Bedingung gedeihlicher Entwickelung verdankt, durch thatkräftige Förderung und Hebung des Instituts inaugurirt. Aus unzweckmäßigen und durchaus ungenügenden Räumlichkeiten wurde die Bibliothek in ein stattliches, zweckmäßig eingerichtetes, den erhöhten Anforderungen entsprechendes Gebäude übertragen. Im Budget der Universität wurde durch eine Reihe von Jahren auf die Nothwendigkeit wichtiger Ergänzungen Rücksicht genommen und dadurch wenigstens seitens der Regierung die Möglichkeit geboten, die auffälligsten Lücken auszufüllen. Um die abschließende Organisirung und um die innere Hebung der Anstalt in neuester Zeit hat sich in erster Linie der gegenwärtige Director derselben, A. Szilágyi, Verdienste erworben. Der jüngst veröffentlichte Katalog der Codices lehrt allerdings nur eine Seite der Thätigkeit Szilágyi's kennen, der zu den rührigsten Forschern auf den Gebieten der ungarischen Geschichte zählt. Es liegt nahe, jene Publication als Glied einer Folge geräuschlos betriebener Arbeiten zu betrachten, welche auf die Sichtung und Anordnung des vorhandenen Bücherschatzes, aber auch auf die Zugänglichmachung desselben im allgemeinen Interesse der wissenschaftlichen Arbeit abzielen. Es ist hier nicht der Ort, auf den Inhalt des Katalogs näher einzugehen. Es muß genügen, darauf hinzuweisen, daß derselbe reichhaltig genug ist, um die Veröffentlichung als dankenswerth erscheinen zu lassen. Nächst den lateinischen Codices dürften die slawischen, türkischen, arabischen für Historiker und Philologen von besonderm Interesse sein. Druck und Ausstattung sind tadellos. Der Katalog ist in zwei Sprachen erschienen (ungarisch und lateinisch). Der lateinische Katalog ist für das Ausland bestimmt. Das Vorwort des Herausgebers läßt hoffen, daß sich umfassendere Arbeiten anschließen werden. Man darf ihm glückliche Arbeit wünschen. Den fachmännischen Kreisen dürfte der vorliegende Katalog willkommen sein. Das bibliographische Interesse der Publication steht außer Frage.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

„Under the Aspens Lyrical and Dramatic" ist der Titel der neuesten Dichtungen von Emily Pfeiffer (London, Kegan Paul, Trench u. Co.). Sie reihen sich würdig ihren frühern, unter anderm auch von Miß Robinson in „Unsere Zeit" so warm empfohlenen Leistungen an. Ein Zug echter Poesie durchweht ihre Balladen, besonders die „The Pillar of Praise" betitelte; ihre Sonette und andern kleinern Gedichte sind pessimistisch angehaucht, was ihren Reiz keineswegs schmälert: wir heben hier besonders das Sonett „Watchman, what of the Night" hervor, aus dem wir uns nicht enthalten können, den Schluß anzuführen:

The battle is for ever; Life and Death,
  Darkness and Light, and nowhere settled peace,
But all who live must breathe unquiet breath,
  Hunger and agonise, or wholly cease;
And for the hour, the soothest watchman saith
  He knoweth not if day or night increase.

Freilich wird mancher darin nur eine Variation der Schiller'schen „Worte des Wahns" erblicken; doch was, sei es noch so schön und richtig, wäre nicht schon früher gesagt worden? Das Bedeutendste, was in dem Bande mitgetheilt wird, ist wol der erste dramatische Versuch der Dichterin (bekanntlich Gattin eines deutschen Kaufmanns in London): „The Wynness of Wynhavod. A Drama of Modern Life. In five Acts". Bei vielen Vorzügen, welche das Stück unzweifelhaft besitzt, scheint uns doch ihr Blankvers trotz dem Fluß, den er hat, und ihrer vollständigen Beherrschung desselben, für ein bürgerliches Schauspiel nicht recht geeignet. Er ist zu gehoben für den Conversationston, den der Dialog hier haben müßte. Hingegen müssen wir den dramatischen Nerv anerkennen, der diese Leistung durchzieht oder doch durchzuckt und sie jedenfalls zu einer der besten auf diesem Gebiete erhebt, die England in allerneuester Zeit hervorgebracht hat.

— Von A. Hoppe's rühmenswerther Ausgabe des beliebten Feenmärchens „The Cricket on the Hearth" von Charles

Dickens ist soeben eine vierte, verbesserte und vermehrte Auflage erschienen. Die Verbesserung und Vermehrung bezieht sich natürlich nur auf die trefflichen und belehrenden Erläuterungen. Der Index erhöht noch den Werth der mit der bekannten Langenscheidt'schen Sorgfalt behandelten Ausgabe.

Aus der Schriftstellerwelt.

Zwei namhafte Naturforscher, von denen der erstere auf Fortbildung der deutschen Philosophie von wesentlichem Einfluß war, der letztere durch seine Kämpfe zu Gunsten des Spiritismus gegen die Ungläubigen sich auch in weitern Kreisen bekannt machte, sind jüngst gestorben.

Charles Robert Darwin war geboren 1809 zu Shrewsbury, promovirte 1831 in Cambridge, begleitete dann die Expedition des Kapitäns Fitzroy 1831—36 als Naturforscher nach Südamerika und auf die Inseln des Stillen Oceans. Die Resultate dieser Reise stellte er zunächst in wissenschaftlichen Werken zusammen, in denen er die Zoologie und Geologie der bereisten Länder behandelte. Auch auf dem Gebiete der Botanik hat er Monographien geschrieben, wie über die Kletterpflanzen und die insektenverzehrenden Pflanzen, die Befruchtung der Orchideen durch Insekten. Auf seiner Villa in Kent, wo er seit 1842 lebte, hat er nicht nur diese mehr fachwissenschaftlichen Werke verfaßt, sondern auch jene Schriften von allgemeiner Bedeutung, denen er seinen Weltruhm verdankt. Seine Grundanschauung, daß alle Thiere und Pflanzen von einer oder wenigen Urformen abstammen und daß die Modificationen infolge des Princips der natürlichen Auswahl vor sich gehen, hatte für die Wissenschaft eine geradezu revolutionäre Bedeutung. Der Darwinismus hat jetzt eine große Literatur aufzuweisen, deren Hauptschriften in d. Bl. stets besprochen worden sind. Die grundlegenden Werke Darwin's, welche alle von Victor Carus ins Deutsche übertragen wurden, sind: „On the origin of species by means of natural selection" (1859), „The variation of animals and plants under domestication" 1868), „The descent of man and selection in relation to sex" (2 Bde., 1871). Eine deutsche Gesammtausgabe der Werke von Carus erscheint seit 1874 in zehn Bänden. Darwin starb am 19. April auf seinem Landsitze bei Down. Seit längerer Zeit litt er an einer Herzkrankheit und an Ohnmachtsanfällen; in den letzten zwei Monaten nahm sein Leiden in bedenklicher Weise zu: er hinterläßt zwei Töchter und fünf Söhne. Seinen Landsitz hat er selten verlassen; nur bisweilen hielt er einen Vortrag in London, so noch am 16. März den letzten in der Linné-Gesellschaft über botanische Themata. Die Beobachtungen über die Pflanzen stellte er in seinem Garten an.

In Leipzig starb am 25. April Joh. Karl Friedrich Zöllner, der 1834 in Berlin geboren, sich 1862 zu Leipzig in der philosophischen Facultät habilitirte und bald zum Professor ernannt wurde. Sein Fach war die physikalische Astronomie, ein Gebiet, auf dem er Hervorragendes leistete. Wir erwähnen von seinen Schriften: „Grundzüge einer allgemeinen Photometrie des Himmels" (1861) und „Photometrische Untersuchungen mit Rücksicht auf die physische Beschaffenheit der Himmelskörper" (1865), „Ueber die Natur der Kometen" (1871), „Principien einer elektrodynamischen Theorie der Materie" (1876, Bd. 1). Klarheit der Darstellung, ein gewandter oft in der Polemik leidenschaftlicher Stil zeichnen seine „Wissenschaftlichen Abhandlungen" (3 Bde., 1877—81) aus. Einen beträchtlichen Theil derselben nehmen hier seine spiritistischen Untersuchungen ein, namentlich die Darstellung der Experimente mit dem Medium Slade. Die Theorie der vierten Dimension, die er hier aufstellte, hat in weiten Kreisen Sensation erregt; als Stichwort ist die vierte Dimension Zöllner's so geläufig geworden wie die Zuchtwahl Darwin's. Die stets in den Angriff übergehende Heftigkeit der Vertheidigung spiritistischer Anschauungen brachte Zöllner in Conflict mit vielen seiner Collegen; unter den deutschen Naturforschern von Ruf war er der einzige „Spiritist".

Erklärung.

Hiermit wiederhole ich die bereits öfter abgegebene Erklärung, daß meine Zeit mir durchaus nicht erlaubt, an mich eingehende Manuscripte, welche nicht für die von mir redigirten Blätter bestimmt sind, zu lesen, zu prüfen, Verlag oder Aufführungen zu vermitteln, und daß ich ebenso wenig für Rücksendung der betreffenden Manuscripte einstehen kann. Für das mir geschenkte Vertrauen sage ich besten Dank; doch ich bin nicht in der Lage, demselben entsprechen zu können.

Leipzig, den 1. Mai 1882.

Rudolf von Gottschall.

Bibliographie.

Brinckmeier, E., Die provenzalischen Troubadours als lyrische und politische Dichter. Mit Proben ihrer Dichtungen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 8. 4 M. 40 Pf.

Delitzsch, F., Christentum und jüdische Presse. Selbsterlebtes. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 80 Pf.

Dewall, J. van, Mondschein-Geschichten. Novellen. 2 Thle. in 1 Bd. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Diesterweg, M., Es hat nicht sollen sein. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 50 Pf.

Egypten. Seine politische Bedeutung für Oesterreich-Ungarn und Deutschland. Wien, Gerold's Sohn. 8. 70 Pf.

Erckmann-Chatrian, Ausgewählte Werke. Autorisirte Uebersetzung. Eingeleitet und zusammengestellt von L. Pfau. 1ste u. 2te Lfg. Stuttgart, Rieger. 8. à 50 Pf.

Neuester militärischer Essay. Ueber Märsche und Kriegsmärsche. Nach vielgenannter Muster bearbeitet von B. R. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 50 Pf.

Fels, E., Der Erbe des Herzogs. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 13 M. 50 Pf.

Fontane, T., L'Adultera. Novelle. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Gallmeyer, Josefine, Aus is! Die Schwestern. Zwei kleine Erzählungen. Wien, Rosner. 8. 2 M. 40 Pf.

Himmelstern, A., Eine angebliche und eine wirkliche Chronik von Orvieto. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Janssen, J., Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Sein Entwickelungsgang und sein Wirken im Geiste der Kirche. Mit Stolberg's Bildniß. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 5 M.

Jensen, W., Vom römischen Reich deutscher Nation. Roman aus dem 18. Jahrhundert. 3 Bde. Mit dem Porträt Friedrich's des Großen. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Langermann-Erlenkamp, Freih. v., Geschichte des großherzoglichen Mecklenburgischen Jäger-Bataillons Nr. 14 vom 1. Juni 1821 bis 1. Juni 1881. Mit 1 Uniformbild in Farbendruck und 9 Karten. Schwerin, Stiller. 1881. Gr. 8. 5 M.

Lankenau, H. v., Turkmenenrache. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Lucas, E., Aus meinem Leben. Eine Autobiographie. Stuttgart, Ulmer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Nopp, H., Geschichte der Stadt und ehemaligen Reichsfestung Philippsburg von ihrem Entstehen aus der Burg und dem Dorfe Udenheim bis zum Anfalle derselben an Baden. Philippsburg. 1881. Gr. 8. 7 M.

Schweder, Die Vögel der Ostseeprovinzen nach ihren Merkmalen. Riga, Kymmel. Lex.-8. 75 Pf.

Sommer, H., Ueber das Wesen und die Bedeutung der menschlichen Freiheit und deren moderne Widersacher. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 M.

Stichlberger, M., Gestalten und Bilder aus dem Tiroler Volksleben. Novellen und Novelletten. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Wassali, F., Der Bund von Vazerol. Ein Beitrag zur Geschichte der drei rhätischen Bünde. Chur, Hitz. Gr. 8. 60 Pf.

Weitbrecht, C., Verirrte Leute. Sechs Novellen. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Westenhoeffer, J., Die Reformationsgeschichte von einem Baarfüßer Mönche. Auszug aus der Thanner Chronik. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Wichert, E., Aus dem Leben. Erzählungen. 2 Bde. Leipzig, Reißner. 8. 8 M.

Winterfeld, A. v., Der räthselhafte Fremde. Komischer Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 10 M.

Das Wissen der Gegenwart. Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete. 1ster Bd. Leipzig, Freytag. 8. 1 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte
der
Kunst im Alterthum.

Von
Georges Perrot und **Charles Chipiez.**

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Aegypten.

Mit circa 600 Abbildungen im Text, 4 farbigen und 15 schwarzen Tafeln.

Bearbeitet von **Dr. Richard Pietschmann.**
Mit einem Vorwort von **Georg Ebers.**
In ungefähr 20 Lieferungen à 1 M. 50 Pf.
Erste Lieferung.

Ein für die Kunstgeschichte und Alterthumswissenschaft epochemachendes Werk wird hier dem deutschen Publikum in vorzüglicher Bearbeitung zugeführt. Georg Ebers sagt von demselben am Schluss seines einleitenden Vorworts: es werde in der Bücherei jeder Familie, in der man die Kunst hochhält, nicht weniger gut am Platze sein als in der Bibliothek des Gelehrten.

Die erste Lieferung liegt in allen Buchhandlungen vor; ein ausführlicher Prospect mit Illustrationsproben ist daselbst gratis zu haben.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

*Der **1. Band** der neuen (13.) illustrirten Auflage,*
60 Bogen Text mit 42 eingedruckten Abbildungen und 35 separaten Tafeln oder Karten enthaltend,
ist soeben erschienen und geheftet (7 M. 50 Pf.) oder gebunden (in Leinwand 9 M., in Halbfranz 9 M. 50 Pf.) in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Praktischer Lehrgang zur Erlernung
der
Spanischen Sprache.

Zum Selbstunterricht und Schulgebrauch.

Von **Victorio J. Horowitz.**

8. Geh. 1 M. 80 Pf.

Wer die spanische Sprache in möglichst kurzer Zeit so weit erlernen will, um sich hinlänglich darin verständlich machen zu können, findet in diesem Lehrgang das geeignetste Hülfsmittel.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kriegführung unter Benutzung der Eisenbahnen und der Kampf um Eisenbahnen.

Von
H. L. W.,
Königlich Preuß. Hauptmann und Compagniechef.

Zweite Auflage.

Nach den Erfahrungen der neuesten Kriege vollständig neu bearbeitet **von einem deutschen Stabsoffizier.**

Mit in den Text gedruckten Abbildungen, lithographirten Plänen und Tafeln.

8. Geh. 14 M.

Nachdem dieses Werk in der ersten Auflage schon seit längerer Zeit vergriffen war, ist es nun von dem Bearbeiter der zweiten Auflage gänzlich umgestaltet und fast auf das Dreifache erweitert worden. Dabei wurde namentlich das praktische militärische Bedürfniß in erschöpfender Weise berücksichtigt und so ein Lehrbuch des gesammten Militär-Eisenbahnnetzes geschaffen, das zum Studium dieses gegenwärtig so wichtigen Zweigs der Kriegswissenschaft unentbehrlich sein dürfte.

Neue wohlfeile Ausgabe der Illustrirten Bibel.

Im Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien:

Die Bibel.

Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von
E. Bendemann, F. Fischer, G. Jäger, F. Overbeck, A. Rethel, L. Richter, J. Schnorr von Carolsfeld, F. Schnbert, E. Steinle u. a.

Dritte Auflage.

Neue Ausgabe in 50 Lieferungen à 30 Pf.

Durch diese neue wohlfeile Lieferungsausgabe ist Gelegenheit geboten, die rühmlichst bekannte, von den ersten deutschen Künstlern in deutschem Geiste illustrirte Bibel als Haus- und Familienschatz nach und nach zu erwerben. Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen darauf an und legt die ersten Lieferungen zur Ansicht vor; auch kann die Illustrirte Bibel gleich vollständig, geheftet und in verschiedenen Einbänden, geliefert werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Babylonierthum, Judenthum und Christenthum.

Von
Dr. Adolf Wahrmund.

8. Geh. 6 M.

Der Verfasser, Docent an der Universität und der Orientalischen Akademie in Wien, behandelt die semitische Frage in großen Zügen von weltgeschichtlichen Gesichtspunkten aus, namentlich gestützt auf die von den neuern Aegyptologen und Assyriologen zu Tage geförderten Ergebnisse. Auch wer die Consequenzen, welche der gelehrte Verfasser aus den Thatsachen zieht, nicht überall sich anzueignen vermag, wird doch den geistreichen Ausführungen desselben mit gespanntem Interesse folgen. Die Judenfrage erscheint hier in einer ganz neuen Beleuchtung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 18. Mai 1882.

Inhalt: Zur Goethe- und Schiller-Literatur. Von Wilhelm Buchner. — Neueste Romane und Novellen. Von J. J. Honegger. — Geographisches. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Goethe- und Schiller-Literatur.

1. Goethe's Briefe. Verzeichniß derselben unter Angabe von Quelle, Ort, Datum und Anfangsworten. Uebersichtlich nach den Empfängern geordnet, mit einer kurzen Darstellung des Verhältnisses Goethe's zu diesen und unter Mittheilung vieler bisher ungedruckter Briefe Goethe's. Bearbeitet von Fr. Strehlke. Erste Lieferung. Berlin, Hempel. 1881. Gr. 8. 1 M.
2. Goethe's Faust als einheitliche Dichtung erläutert und vertheidigt von Hermann Schreyer. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1881. 8. 4 M. 50 Pf.
3. Faust von Goethe. Mit Einleitungen und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Heilbronn, Henninger. 1881. Gr. 8. 9 M.
4. Goethe's Dichtung und Wahrheit. Erläutert von Heinrich Düntzer. Leipzig, Wartig's Verlag. 1881. 12. 3 M.
5. Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Nr. 3: Faust's Leben vom Maler Müller. Heilbronn, Henninger. 1881. 8. 1 M. 10 Pf.
6. Schiller's Braut von Messina oder die feindlichen Brüder. Für Schule und Haus erklärt von M. Krafft. Kassel, Kay. 1881. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

In „Goethe's Briefen" (Nr. 1), einem Hefte von vier Druckbogen, liegt der Beginn eines neuen Unternehmens der Hempel'schen Buchhandlung in Berlin vor, die sich um die Herstellung guter Texte unserer Classiker schon vielfach verdient gemacht. Den Zweck desselben erläutert ein Prospect, aus welchem hier das Wichtigste mitgetheilt werden mag:

Den vielen Freunden, Verehrern und Kennern Goethe's, sowie denen, welche ihn und seine Werke zum Gegenstande der Forschung oder zur Grundlage wissenschaftlicher Beschäftigung machen, wird eine lange vorbereitete Arbeit willkommen sein, die bestimmt ist, einen praktischen Leitfaden für ein weitverzweigtes Gebiet seiner Thätigkeit zu geben. Es sind im Laufe der Zeit mehr als neuntausend Briefe Goethe's bekannt geworden, und da dieselben in mehrern hundert Werken und Zeitschriften zerstreut sind, so ist es nahezu unmöglich, ohne anderweitige Hülfsmittel einen Ueberblick über das Ganze zu behalten und ein Einzelnes vorkommendenfalls aufzufinden.

Es sei nun die Absicht des Buchs, die bisjetzt veröffentlichten Briefe Goethe's, oder richtiger, den Nachweis, wo dieselben abgedruckt sind, zu verzeichnen nach alphabetischer Folge der Adressaten, und später die zahlreichen Briefe an Unbekannte anzureihen. Zweck der Sammlung sei nicht sowol chronologische Reihenfolge der Briefe, als der klare Ueberblick über des Dichters Verhältniß zu den einzelnen Personen; wer sich für diesen oder jenen Brief oder Briefwechsel besonders interessire, werde die angegebenen Quellen aufzusuchen haben; andererseits werde eine große Zahl von Briefen Aufnahme finden, die entweder bisher überhaupt noch nicht gedruckt sind oder deren Abdruck besonders schwer zu beschaffen ist.

Bei Anführung der Quellen und Aufstellung des Briefverzeichnisses ist zwar die größtmöglichste Vollständigkeit angestrebt worden, indessen liegt es in der Natur der Sache, daß dieselbe einstweilen nur eine relative sein kann. Noch immer wird, oft ganz unerwartet, Neues zu Tage gefördert, während zugleich nicht abzusehen ist, wenn die längst bekannten bisjetzt noch verschlossenen Quellen sich öffnen werden. Inzwischen sollen Nachträge, welche zu diesem Werk von Zeit zu Zeit erscheinen werden, etwaige neue Mittheilungen von Briefen registriren, sowie auch Berichtigungen und Ermittelungen, namentlich in Bezug auf die undatirten Briefe, aufnehmen, und Verfasser und Verleger werden für jede derartige Mittheilung, die ihnen gemacht wird, dankbar sein. Der erste Nachtrag wird voraussichtlich bereits am Ende dieses Werks gegeben werden; er soll unmittelbar auf die Gruppirung und die Charakteristik der Briefe in ihrer Gesammtheit folgen, womit das Ganze abgeschlossen wird. Derselbe wird alles enthalten, was während des Drucks etwa neu bekannt geworden oder vielleicht auch früher nicht herbeizuschaffen war.

In Fr. Strehlke ist für das gewaltige Werk ein Bearbeiter gefunden, welcher seine Befähigung dazu sattsam erwiesen hat. Er eröffnet das Buch zunächst

mit einer Einleitung, welche die Aufgabe desselben näher darlegt, als es im Prospect möglich war. Die Zahl der bereits bekannt gewordenen Briefe Goethe's sei so bedeutend,

daß schon eine Orientirung über das wirklich vorhandene Material äußerst schwierig, eine leichte und bequeme Benutzung desselben aber geradezu unmöglich ist. In der That bedarf es daher jetzt nicht allein für den Freund und Verehrer Goethe's, sondern auch für den Kenner und Forscher, der sich gewissermaßen berufsmäßig mit ihm beschäftigt, eines Hülfsmittels, das ihn in Stand setze, alles für die einzelne Frage oder einen bestimmten Zeitraum Vorhandene ohne Mühe zu übersehen, um das Gleichzeitige sofort aneinanderreihen zu können.

Das vorhandene Material sei außerdem theilweise in mangelhafter Verfassung überliefert, manches fragmentarisch, unleserlich, durch absichtliche Auslassung und selbst durch Zusätze entstellt, anderes durch Abschriften corrumpirt oder von zweifelhafter Echtheit; in vielen Briefen fehle es an der Bezeichnung von Ort, Datum und Jahreszahl,. ja nicht selten an der des Adressaten; dieselbe sei bisweilen nachträglich von fremder Hand und nicht immer richtig hinzugefügt. Die bereits gedruckten Briefe mußten aus etwa dreißig Briefwechseln sowie in mehr als 200 Werken und Zeitschriften der verschiedensten Art zusammengesucht werden; eine ganze Anzahl von Bibliotheken und Archiven, sowol staatliche als private, enthielten noch eine Menge ungedruckter Briefe; anderes, wie die in den Händen der Enkel Goethe's und der Familie Cotta vorhandenen Briefschaften, sei noch völlig unzugänglich; nach einem ungefähren Ueberschlag dürften neben 7500 bereits gedruckten Briefen noch 2000 ungedruckte existiren.

Dieser Darlegung folgt eine werthvolle Aufzählung der verschiedenen Briefsammlungen mit einer Charakteristik ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung, sodann das Verzeichniß der benutzten Quellen. Dasselbe führt auf: I. Gedruckte Briefe, und zwar A. Sammlungen, Briefe an mehrere Personen enthaltend, etwa 36 Nummern; B. Briefe an einzelne Personen, resp. Briefwechsel mit denselben, etwa 30 Nummern; C. Schriften anderweitigen Inhalts mit Briefen Goethe's, etwa 90 Nummern; D. Periodische Schriften und Journale, etwa 70 Nummern. Warum diese Nummern nicht durchgezählt sind, sondern bisweilen mit a, b u. s. w. erscheinen, ist nicht ersichtlich. Als Quelle für II. Ungedruckte Briefe sind verzeichnet unter A die Archive und Bibliotheken in Weimar, Leipzig und Berlin, unter B und C eine Anzahl Besitzer von Autographensammlungen sowie einige Auctionskataloge.

Jedenfalls bedurfte es einer höchst umfassenden Belesenheit, eines riesigen Sammlerfleißes, um die Titel von wenigstens 230 theilweise recht entlegenen Werken und Zeitschriften zusammenzutragen, welche Goethe-Briefe enthalten, und aus ihnen die betreffenden Notizen auszuziehen.

Es folgt nunmehr der eigentliche Kern des Buchs, das alphabetische Verzeichniß der Briefadressaten, beginnend mit der Akademie der Wissenschaften zu Paris und im vorliegenden Heft durch 28 Seiten weitergeführt bis zu Cavaliere Biondi in Florenz, welcher der achtundzwanzigste ist; es läßt sich daraus schließen, welche Fülle von Persönlichkeiten bis zur Vollendung des Ganzen an uns vorübergehen wird. Es geschieht dies in der Art, daß jedesmal über das Leben des Adressaten und seine Beziehungen zu Goethe ein gedrängter Bericht gegeben wird, dann in chronologischer Reihenfolge Datum und Anfangsworte der Schreiben, nebst genauer Angabe, in welcher der unter A, B, C, D angeführten Schrift, und wo daselbst der Brief sich findet; einige der entlegenern Briefe sind in ihrem Wortlaut aufgenommen. Am reichsten vertreten im vorliegenden Hefte sind Bettina von Arnim und Bertuch. Strehlke's und Loeper's milde Beurtheilung von Bettina's Umdichtung der an sie gerichteten Goethe-Briefe vermögen wir nicht zu theilen.

Man wird diesen umfassenden Bericht über ein Heft von nur vier Druckbogen wol nicht unangemessen finden; gilt doch von der Arbeit in ganz hervorragender Weise das alte ex ungue leonem. Ist es ja doch nur der Anfang eines Werks, welches sehr umfassend und für jeden Goethe-Forscher, jede Goethe-Bibliothek sehr wichtig zu werden verspricht; ernste Studien über Goethe werden sich fortan kaum mehr ohne dasselbe durchführen lassen. Und insofern sei es von Herzen begrüßt. Allerdings erscheint es einigermaßen bedenklich, wenn der Prospect bereits auf die künftigen unvermeidlichen Nachträge hinweist und wenn wir das Bewußtsein haben müssen, daß vielleicht die nächsten Jahrzehnte, die Eröffnung des Goethe-Archivs, eine Publication Cotta's oder sonst ein günstiger Zufall uns neue, gegenwärtig noch gar nicht übersehbare Fundgruben zu Goethe's Briefwechsel eröffnen werde. Indessen wird der Verfasser wol am besten beurtheilen können, ob es gegenwärtig schon an der Zeit ist, eine Katalogisirung des bereits Vorhandenen zu beginnen; es ist immerhin schon so gewaltig vieles vorhanden, daß eine Ordnung des Stoffs zum Zweck der Ueberschau wol angezeigt sein mag, wenn man nicht unter der Ueberfülle erliegen will. Soweit wir aus dem Vorliegenden schließen dürfen, haben wir eine Arbeit von umfassendstem Sammelfleiß und musterhafter Correctheit zu erwarten, ein jedem Goethe-Forscher in der Folge unentbehrliches Nachschlagebuch. Mögen die übrigen Hefte dem ersten gleichen und nicht in zu großen Zwischenräumen folgen!

In Hermann Schreyer's Buch „Goethe's «Faust» als einheitliche Dichtung" (Nr. 2) erhalten wir zu den zahllosen Büchern über Goethe's „Faust" ein neues, und diesmal, um es sofort vorauszuschicken, ein Buch, dessen der Berichterstatter sich herzlich erfreut hat, weil er sich mit demselben im wesentlichen Einverständniß erkennt.

Betrachten wir die jüngere Literatur über den „Faust", so läßt sich dieselbe in verschiedene, hin und wieder durcheinanderfließende Gruppen scheiden. Die einen mögen wir bezeichnen als die Commentatoren, welche sich die Aufgabe stellen, den Zusammenhang des Ganzen und noch mehr die zahllosen Einzelschwierigkeiten der Dichtung zu

erläutern, uns dieselbe zunächst verständlich zu machen. Zu diesen gesellt sich als zweite, die etwas später als jene hervorgetreten ist, die historische Gruppe, diejenigen nämlich, welche vor allem darauf ausgehen, den geschichtlichen Werdeproceß der sechzig Jahre lang von Goethe nie völlig außer Augen gelassenen Dichtung zu entwickeln und besonders an der Entstehung des ersten Theils ihren Scharfsinn zu üben. Eine dritte Richtung endlich, besonders der jüngsten Jahrzehnte, geht dahin, kritisch an diese Weltdichtung heranzutreten, die durch dieselbe hindurchgehende Idee aufzusuchen, dieselbe bald anzuerkennen, bald auch von diesem oder jenem Standpunkte aus zu bemäkeln oder die Bedeutung des „Faust" als eines einheitlichen Kunstwerks in Frage zu stellen. Namen hier zu nennen, hat im Grunde keinen Zweck; jeder, der sich einigermaßen näher mit Goethe-Studien beschäftigt hat, weiß wohl, in welcher Weise Düntzer und Loeper, Fischer und Vischer, Scherer und Schröer u. a. den „Faust" von dieser oder jener Seite betrachtet, wie sie alle und zu stets tieferer Kenntniß der Dichtung beigetragen haben.

Es hat jede dieser drei Betrachtungsweisen ihre Berechtigung. Wir werden dankbar sein müssen für jeden Versuch, eine der mannichfachen Dunkelheiten des „Faust" aufzuhellen oder uns das allmähliche Wachsthum des Gedichts darzulegen; wir haben die Pflicht, wenn die Kritik Widersprüche in der Dichtung nachweist, auch dies mit Achtung aufzunehmen und vorsichtig zu prüfen, zumal wenn uns diese kritischen Untersuchungen wieder auf das Feld der geschichtlichen Forschung führen. Goethe's Dichtung ist so groß, daß sie wol auch einmal ein Wort der Kritik vertragen kann, zumal da über manche Schwächen des Werks auch ein beträchtlicher Theil der Bewunderer mit den Anfechtern ziemlich gleicher Meinung ist.

Es ist indeß nicht zu verkennen, daß diese Kritik in letzter Zeit etwas schärfer als nöthig über Goethe's „Faust" als Kunstwerk abgeurtheilt hat; besonders Kuno Fischer hat die wirklichen oder scheinbaren Widersprüche, wie sie sich bei einer im Laufe von mehr als dreißig Jahren auskrystallisirten Dichtung einstellen, in einer Weise hervorgehoben, die uns an der Einheit des Gedichts irre machen könnte. Dieser auflösenden Kritik entgegenzutreten, die Einheit der poetischen Idee durch die beiden Theile des Kunstwerks von Scene zu Scene nachzuweisen, ist die Aufgabe, welche sich Hermann Schreyer in diesem neuesten Buche über „Faust" gestellt hat.

Es soll die Frage erörtert werden, ob wir in der Faust-Dichtung Goethe's ein poetisches Kunstwerk besitzen, das, nach einem einheitlichen Plane geschaffen, von einer Idee beherrscht, sich mit allen seinen mannichfaltigen Theilen zu einem harmonischen, in sich widerspruchsfreien Ganzen zusammenschließt, oder ob diejenigen recht haben, welche behaupten, daß das Werk nur in einzelnen Abschnitten auf uns zu wirken vermöge, während das Ganze als solches der Einheit entbehre und bei seinen vielfachen innern Widersprüchen und dem Mangel einer gleichmäßig fortschreitenden Handlung den Namen eines Kunstwerks nicht verdiene. Die vorliegende Schrift nun will den Beweis, daß wir in Goethe's „Faust" in der That eine Dichtung von einheitlichem Charakter, ein echtes Kunstwerk besitzen, in doppelter Weise führen: einmal durch eine Erläuterung der Dichtung, welche die Einheit des Werks aus diesem selbst nachweist, sodann durch eine ausdrückliche Vertheidigung der Dichtung gegen die hauptsächlichsten Angriffe, die gegen ihre Einheit gerichtet worden sind.

So bezeichnet Schreyer selbst seine Aufgabe im Vorwort. Wir können den Versuch, die einheitliche Idee im „Faust" nachzuweisen, nur als durchaus berechtigt und den vorliegenden auch im großen und ganzen als gelungen bezeichnen. Es ist für denjenigen, welcher sich durch das Gestrüppe der Faust-Commentare, der Controversen über die Entstehungszeit der einzelnen Scenen des ersten Theils, über die sogenannte „alte" und „neue" Faust-Dichtung hat durcharbeiten müssen, eine wohlthuende Empfindung, einer nicht sowol kritischen als apologetischen Darlegung des Ideenganges im „Faust" zu begegnen. Nicht daß der Verfasser für die Schwächen der Dichtung, besonders die Wunderlichkeiten und Längen des zweiten Theils kein Verständniß hätte; er erkennt dieselben an, wenn er auch nirgends in den herben Ton verfällt, wie er wol auch angestimmt worden ist gegenüber der Verhimmelung der Goethe-Anbeter von reinem Blute. Schreyer läßt die Einzelheiten, an welchen sich der Scharfsinn der Commentatoren abmüht, ganz beiseite; er verfolgt Scene für Scene, indem er den leitenden Faden der Idee nachweist, der sie vom Anfang bis zum Ende zusammenhält; gegenüber Julian Schmidt, welcher den „Faust" gar nicht als ein Kunstwerk anerkennen will, betont er immer aufs neue, daß derselbe ein einheitliches Kunstwerk sei, und führt dies in feiner geschmackvoller Darstellung aus. Es ist das wahrlich ein Wort zu rechter Zeit; denn unsern Faust-Forschern ist theilweise vor lauter Kritik und Forschung der Begriff des Kunstwerks ganz abhanden gekommen. In einem zweiten, bei weitem kürzern Theile — er umfaßt von den 422 Seiten des ganzen Buchs etwa 50 —, setzt sich Schreyer mit Kuno Fischer und Wilhelm Scherer näher auseinander, nachdem er im zweiten Haupttheile bereits seine Ansichten ihnen gegenüber positiv, aber ohne Kritik zu üben, dargelegt hat.

Unsere Goethe-Forscher haben sich theilweise an „Faust" sehr versündigt. Die einen, weil sie wissen, daß der alte Herr allerlei in sein Werk hineingeheimnißt hat, versuchen Dinge aus ihm herauszugeheimnissen, an die Goethe nie gedacht hat; die andern hören das Gras der Widersprüche wachsen und wissen sie nicht anders zu erklären als durch die Annahme verschiedener Auffassungsweisen, mit welchen der Dichter abgewechselt habe; da ist mir im Grunde der Optimist immer noch lieber, welcher das Kunstwerk als solches auffaßt und das Widersprechende mit leiser Hand zusammenzufügen sucht. Nun kann man auch darin des Guten zu viel thun, und wenn ich ganz ehrlich sein will, bin ich, so sehr ich im wesentlichen Schreyer's Standpunkt theile, nicht immer mit der Art und Weise einverstanden, wie er diesen Schwierigkeiten auszuweichen, diese Wider-

sprüche zu lösen sucht. Ich möchte daher, nachdem ich in einem zusammenfassenden Urtheil das Buch als eine geschmackvolle und erfreuliche Arbeit bezeichnet, doch noch auf einen Gesichtspunkt hindeuten, welchen mir der neueste Apologet des „Faust" als eines einheitlichen Kunstwerks ebenso wol wie die Anfechter Goethe's außer Acht zu lassen scheint.

In dem Briefwechsel Goethe's mit Eichstädt äußert sich der Dichter am 15. September 1804 über eine etwas herbe Kritik von Schiller's damals neuerschienenen Dramen. Er sagt da: „Jeder Dichter baut sein Werk aus Elementen zusammen, die freilich der eine organischer zu verflechten vermag als der andere; doch kommt es auch viel auf den Beschauer an, von welcher Maxime dieser ausgeht. Ist er zur Trennung geneigt, so zerstört er mehr oder weniger die Einheit, welche der Künstler zu erringen strebt; mag er lieber verbinden, so hilft er dem Künstler nach und vollendet gleichsam dessen Absicht. Man kann in Rafael'schen Frescogemälden zeigen, wie sie theilweise ausgeführt worden, wie die Arbeit dem Künstler einen Tag besser gelang als den andern; dazu muß man aber das Bild ganz nahe untersuchen, und jedes Bild will doch aus einiger Ferne genossen sein. Wenn gewisse mechanische Behandlungsweisen, wie Kupferstich und Mosaik, in der Nähe vor dem Auge sich in ihre technischen Atome zerlegen, so fallen die höchsten Kunstwerke, «Odyssee» und «Ilias», vor dem Scharfblick eines trennenden Kritikers auseinander. Ja, wer wird es leugnen, daß selbst Sophokles manchmal seine Purpurgewänder mit weißem Zwirn zusammengenäht habe? Das alles soll nur so viel andeuten, daß der Dichter, besonders der moderne, der lebende, Anspruch an die Neigung des Lesers, des Beurtheilers machen und voraussetzen darf, daß man constructiv mit ihm verfahre und nicht durch eine disjunctive Methode ein zartes, vielleicht schwaches Gewebe zerreiße oder den etwa schon vorhandenen Riß vergrößere."

Mit unübertrefflicher Feinheit bezeichnet hier der große Dichter als die Aufgabe der Kritik, mehr constructiv als disjunctiv zu verfahren, nicht die Einheit zu zerstören, welche der Künstler erstrebt, sondern dieselbe, auch wenn sie der Dichter nicht völlig erreicht hätte, herzustellen und dadurch dessen Absicht zu vollenden. Und wie geistreich und zugleich wie mild ist in diesem Sinne der Hinweis darauf, daß selbst Sophokles hin und wieder seine Purpurgewänder mit weißem Zwirn zusammengenäht habe!

So wird auch, dünkt mich, der wirklich große, der schaffende Künstler sein Werk allezeit erfassen. Auch Goethe gelang es ebenso wenig wie Rafael, überall die Nähte seiner Tagesarbeit unsichtbar zu machen; auch ihm blieb hin und wieder ein weißer Faden sitzen, mit welchem er seine Purpurgewänder zusammengereiht hatte; wie er das bei andern, so erkannte er es auch bei sich und ließ es doch stehen, vielleicht mit jenem souveränen Trotz, mit welchem der große Mann das Kleine gering achtet, mit jener stolzen Unbekümmertheit, mit welcher Goethe, auf einen siebenfüßigen Hexameter aufmerksam gemacht, sprach: Laßt die Bestie stehen!

Und wenn wir bei dem Werk eines Frescomalers die Arbeit eines Tags an den Nähten erkennen, sollen wir uns wundern darüber, daß bei einem Werke, dessen erster Theil in großen Pausen erwuchs, bisweilen ein Jahrzehnt lang völlig ruhte und erst nach einem Menschenalter vollendet war, sich ab und zu solche Nähte zeigen die halbverwischten, halberhaltenen Spuren nämlich der mannichfachen Versuche im „Faust", dies und jenes in anderer Weise darzustellen, zu motiviren, infolge deren Mephisto bald als ausgesprochener höllischer Geist erscheint, dann aber auch wieder als Diener des Erdgeistes erfaßt wird. Es sind dieses und anderes größere und kleinere Inconsequenzen, an welchen einestheils die nur ruckweise stattfindende Förderung des großen Dichtungswerks, infolge deren der Dichter ab und zu den Faden etwas verliert, sodann aber ohne Zweifel auch noch ein Zweites schuld ist, dessen die Herren Commentatoren, Historiker und Kritiker in ihrem Eifer, alles sonnenklar darzulegen, allzu wenig eingedenk sind: die „fine frenzy", der „holde Wahnsinn" des Dichters, welcher aus Inspiration, nicht aus Ueberlegung heraus schafft und darum hin und wieder Lücken und Widersprüche stehen läßt, welche die Phantasie des Künstlers überbrückt und ausgleicht, der nüchterne Scharfsinn des kritischen Forschers aber als klaffende Wunden, als Compositionsmängel, ja wol als Beweis dafür ansieht, daß der Dichter nicht blos hier und da den Faden an einem unrechten Ende angeknüpft, sondern daß er die durchgehende poetische und philosophische Idee verloren habe. Wer den „Faust" richtig beurtheilen will, muß ihn betrachten als die Hervorbringung der reichsten künstlerischen Phantasie, des glänzendsten dichterischen Genius, und nicht so wie man ein mathematisches Lehrbuch zu betrachten berechtigt ist, das keine Lücken der Beweisführung zeigen darf. Daß diese Schlußbemerkungen sich nicht gegen das Buch von Schreyer richten, ist selbstverständlich.

Dem ersten Theile von K. J. Schröer's „Faust", welchen wir in Nr. 40 d. Bl. f. 1881 besprachen, ist mit rühmenswerther Raschheit der zweite (Nr. 3) gefolgt. Durften wir jenen als eine erfreuliche Bereicherung der Literatur über die allgewaltige Dichtung bezeichnen, so nicht minder diesen vorliegenden zweiten Theil. Auch hier geht dem Commentar eine Reihe einleitender Betrachtungen voraus. Das Vorwort bringt schätzenswerthe Bemerkungen über Goethe's Sprachgebrauch, welcher bekanntlich im zweiten Theile des „Faust" mancherlei Wunderliches an sich hat. Die eigentliche Einleitnng gibt uns eine gediegene Abhandlung über die Entstehung des großen Werks, dabei treffliche Bemerkungen über Goethe's großen Stil, über Faust als Helden des unbesieglichen Idealismus, über Goethe's Neigung zum Symbolischen, welche hier mit besonderer Energie zu Tage tritt. Daß der Verfasser, nachdem er sich so gründlich in die Dichtung eingelebt, derselben nicht sowol kritisch als ihre hohe Kunstvollendnng preisend gegenübersteht,

dürfen wir erklärlich finden, wenn auch nicht jeder Leser, sei er noch so sehr Bewunderer Goethe's, diese Anschauung theilen mag. Ein Abschnitt, in welchem der Commentator dem Gange der Dichtung nach Acten und Scenen folgt, und den verbindenden Faden darlegt, schließt die gerade 100 Seiten umfassende Einleitung. Der Text selbst hat zur Seite drei fortlaufende Zählungen: links zwei von Schröer, eine vom ersten Theil weiter zählend, die andere neu beginnend, rechts die Zählung von Loeper's. Der Commentar erläutert die mannichfachen Dunkelheiten des Textes mit Sorgfalt und Kenntniß, auch manche Stelle beleuchtend, an welcher bisher die Erklärer achtlos vorübergeglitten waren, nicht selten Neues bringend. So schließt sich diese Bearbeitung des zweiten Theils derjenigen des ersten in durchaus gelungener Weise an; mag der Leser die Bewunderung z. B. der „Classischen Walpurgisnacht" theilen oder nicht, so wird er sich doch durch die gediegene Arbeit Schröer's allezeit gefördert finden.

In Heinrich Düntzer's „Erläuterungen zu Dichtung und Wahrheit" (Nr. 4) liegen uns drei neue Bändchen aus der Feder des unermüdlichen Mannes vor. Das erste derselben, welches wir als das werthvollste betrachten möchten, spricht in zwei eingehenden Abhandlungen über die Entstehung, sodann über Quellen, Darstellung, Composition von „Dichtung und Wahrheit". Düntzer hat hier Gelegenheit, sein umfassendes Wissen zu erweisen, und auch der Goethe-Kenner wird hier Neues und Anregendes finden. Die beiden folgenden Bändchen sind der Erläuterung gewidmet. Wer derartige Arbeiten von Düntzer kennt, wird sich nicht wundern, manches zu finden, was ihm im Grunde überflüssig scheinen möchte; aber auch hier begegnen wir selbstverständlich einer Menge schätzenswerther Notizen über Einzelheiten in Goethe's Jugendleben, über die in „Dichtung und Wahrheit" erwähnten Persönlichkeiten, Notizen, welche man sonst mit Mühe hier und dort zusammensuchen müßte und die hier zweckmäßig zusammengeordnet vorliegen. Nur erwähnt sei, daß die Beziehung des „Satyros" auf Herder vollständig abgelehnt wird; es dürfte sich das nach Wilhelm Scherer's Darlegung schwerlich so sicher behaupten lassen. Freunde des Dichters, welche „Dichtung und Wahrheit" nicht nur obenhin, sondern mit gediegenem Erfolg lesen wollen, werden Düntzer's Führung mit Nutzen folgen.

Es ist ein verdienstliches Unternehmen der Henninger'schen Verlagsbuchhandlung in Heilbronn, eine Reihe deutscher Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts in Neudrucken herauszugeben, wie man ja auch von anderer Seite begonnen hat, verschollene, selten gewordene Dichtungen des 17. Jahrhunderts wieder zu erneuern. Es sind das Unternehmungen, welche der Brockhaus'schen „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur" durchaus nicht als Nebenbuhler zur Seite treten. Denn diese letztern Publicationen bieten uns im wesentlichen Literaturwerke, welche in ihrer Zeit eine größere Bedeutung hatten und eine solche mehr oder minder auch noch für unsere Zeit bewahrt haben, sodaß ihre Kenntnißnahme auch dem wissenschaftlich mäßig Vorbereiteten von Werth sein muß. Die Henninger'sche Sammlung dagegen hat es sich zur Aufgabe gestellt, in ihrer Zeit bedeutsame, aber heutzutage so gut wie verschollene, seltene, nur auf sehr wohl ausgestatteten Bibliotheken vorhandene Druckwerke des 18. Jahrhunderts in Neudruck herauszugeben. Auswahl und Bearbeitung derselben übernahm der Docent Bernhard Seuffert zu Würzburg, welcher durch seine 1877 erschienene Monographie über Maler Müller wie durch seinen Vortrag über Wieland's „Abderiten" (vgl. Nr. 15 d. Bl. f. 1879) die Befähigung zu solchen Arbeiten bereits an den Tag gelegt hat. Ueber die Auswahl und Behandlungsweise mag das vorausgeschickte Programm selbst reden:

> Die Sammlung von Literaturdenkmalen wird seltene Originalausgaben von deutschen Schriften des 18. Jahrhunderts in Neudrucken vorlegen. Es werden in derselben außer werthvollern metrischen und prosaischen Dichtwerken auch wichtige kritische Anzeigen und Abhandlungen über Poesie, zunächst aus der Zeit von Gottsched bis zu den Romantikern, Aufnahme finden. Dichtungen von Bodmer, Wieland, Gleim, Bürger, Maler Müller, Klinger, H. L. Wagner, F. H. Jacobi u. a. werden sich größere oder kleinere Mittheilungen aus den „Bremer Beiträgen", den „Schleswigischen Literaturbriefen", den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen", aus Schubart's „Deutscher Chronik" u. s. f. einreihen. Zumeist genügen diplomatisch getreue Abdrücke dem Bedürfnisse; doch sind Ausgaben mit kritischem Apparat vom Plane nicht ausgeschlossen. Von den Druckfehlern der Vorlage wird der Neudruck gereinigt werden; typographische Nachahmung der Originale wird nicht angestrebt. Indem alle Werke mit Zeilenzählung versehen sein werden, machen sich die Ausgaben für eingehende Studien, lexikalische wie stilgeschichtliche Arbeiten, vorzüglich als Quellen zu philologischen Uebungen nutzbar. Durch den Vermerk der ursprünglichen Paginirung bleiben ältere Citate nachschlagbar. In Vorbemerkungen wird der Herausgeber über die bibliographische Stellung des Textes Rechenschaft geben und die hauptsächlichste Specialliteratur zu den einzelnen Denkmalen verzeichnen.

Es sind in dieser Weise bereits erschienen: Klinger's Erstlingsdrama „Otto" und das Schriftchen von H. L. Wagner „Voltaire am Abend seiner Apotheose"; diesen reiht sich als drittes Heft der vorliegende Neudruck der beiden Faust-Fragmente von Maler Müller an; als zunächst erscheinend werden aufgeführt: Gleim's „Grenadierlieder" und die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen 1772".

Betrachten wir das vorliegende Bändchen, so bringt es zunächst auf 26 Seiten ein Vorwort des Herausgebers über die Stellung von Maler Müller's „Faust" im Verhältniß zu den übrigen Faust-Dichtungen jener Jahrzehnte; manches nur andeutungsweise, indem der Verfasser sich mit Fug auf sein umfassendes Werk über den Dichter berufen durfte. Daran schließt sich ein buchstäblich getreuer Wiederabdruck von dem 1778 erschienenen „Faust's Leben, dramatisirt von Maler Müller. Erster Theil", welchem die bereits früher, 1776, erschienene „Situation aus Faust's Leben" folgt, zwei Scenen aus dem niemals vollendeten zweiten Act des Stücks, welches bei der beabsichtigten Durchführung in fünf Acten eine wahre Riesenschlange

geworden wäre, denn der vorliegende erste Act umfaßt allein 87 Druckseiten. So merkwürdig das Stück als Hauptvertreter der kraftgenialen Strömung der siebziger Jahre erscheint, ein ebenso wundersames Ungeheuer ist es in künstlerischer Beziehung: diese bei allem prickelnden Schaffensdrang völlige Unfähigkeit zu dramatischer Gestaltung der Charaktere und Situationen, diese völlig zerflatternde Handlung, dieser bald unsäglich großartige, bald unglaublich rohe Dialog, diese Vorliebe für den plattesten Studentenulk, dem gegenüber „Auerbach's Keller" trotz aller Derbheiten ein wahres Meisterstück dramatischen Lebens ist. Wer klar erkennen will, um wie viel Hauptesläugen Goethe seine kraftgenialen Zeitgenossen überragt, der muß Maler Müller's „Faust" lesen.

Die Hefte werden nach Zeit und Umfang zwanglos erscheinen und einzeln käuflich sein. Die Verlagshandlung spricht die Hoffnung aus, sie werde durch die Ausgabe des Buchs empfindliche Lücken in Bibliotheken wie im Bücherschatz der Lehrenden und Lernenden, überhaupt aller Literaturfreunde ausfüllen; wir unsererseits wünschen dem verdienstlichen Unternehmen den besten Erfolg.

Ueber das Buch „Schiller's Braut von Messina oder die feindlichen Brüder" von M. Krafft (Nr. 6) ein Urtheil abzugeben, widerstrebt eigentlich dem Berichterstatter, und zwar einfach deshalb, weil er auf Grund langjähriger Beschäftigung mit Schiller's „Braut von Messina" eine Anschauung über das Stück gewonnen hat, die von der des Verfassers von vornherein grundverschieden ist. Es ist bekannt, daß die „Braut von Messina", neben der wohlberechtigten Bewunderung des dramatischen Aufbaues sowie der unübertrefflich schönen Sprache, auch gar manche Anfechtung gefunden hat wegen der Art, in welcher der Dichter die Schicksalsidee auf die Bühne führt. Und wenn ich in ersterer Hinsicht mich freudig zu den Bewunderern rechnen darf, so stehe ich mit eben solcher Entschiedenheit auf der Seite derjenigen, welche es nicht glücklich finden, daß Schiller an den Anfang der Handlung, anstatt dieselbe lediglich aus innern Motiven der auftretenden Personen herzuleiten, einen Fluch als still mitspielende causa movens gestellt hat. Besonders daß aus einer sittlich vollberechtigten Handlung, daraus nämlich, daß die Fürstin ihr neugeborenes Töchterlein vor einem elenden Tode rettet, das ganze Unglücksgewebe sich entspinnt, und daß der Dichter uns zumuthet, dies als die tragische Schuld der Isabella zu erkennen, hat mir nie einleuchten wollen.

Der Verfasser dieser neuesten Erläuterung der „Braut von Messina" ist der vollständig entgegengesetzten Ansicht und versicht sie mit Geschick und eindringendem Verständniß. Nachdem in dem großen Rechtshandel so manche Stimme mit einem mehr oder weniger ehrfurchtsvollen Tadel laut geworden, tritt Krafft als gewandter Vertheidiger auf und sagt wol ziemlich alles, was sich überhaupt zu Gunsten des Stücks sagen läßt. Meines Erachtens zu viel, wenn er alles als völlig berechtigt betrachtet; aber ich bin nun einmal Partei und kann den Verfasser nicht hindern, wenn er darin, daß ich durch seine Gründe nicht überzeugt worden bin, einen Mangel an gutem Willen oder an Geistesschärfe erkennen und mich zu Düntzer gesellen will, gegen welchen er mit Vorliebe polemisirt. Dennoch wäre es sehr unrecht, wollte ich nicht, trotz dieser grundsätzlichen Meinungsverschiedenheit, bereitwillig anerkennen, daß der Verfasser des Buchs seinen Stoff gut durchdacht hat und zum Verständniß des Stücks sehr viele feine Bemerkungen bringt, welche auch demjenigen willkommen sein müssen, der die Grundanschauung des Verfassers nicht theilt.

Wilhelm Buchner.

Neueste Romane und Novellen.

1. Errare est humanum von C. von Martinez. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1882. 8. 4 M.
2. Die Schloßfrau von Dromnitz. Roman von Moritz von Reichenbach. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1882. 8. 6 M.
3. Garde du Corps. Novelle von Gregor Samarow. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1882. 8. 4 M. 50 Pf.
4. Schwester Carmen. Aus dem Leben einer herrnhuter Colonie. — Schein und Sein. Erzählung. Von M. Corvus. Leipzig, Schlicke. 1882. 8. 5 M.
5. Gevatter Tod. Im Armenhause. Mr. Bob Jenkins' Abenteuer. Drei Novellen von H. Steinhausen. Berlin, Wilhelmi. 1882. 8. 6 M.

Ein verwickelter Gesellschaftsroman auf vertieften psychischen Grundlagen; eine größere Composition mit einem reichen Kreis sehr verschiedener Gestalten, wobei Charaktere und Situationen aus dem Leben norddeutscher Gutsherren entnommen sind; ein leichtes halb militärisches, halb bäuerisches Lebensbild modernsten Stils; zwei kürzer in Novellenform gefaßte Familien- und Gesellschaftsporträts, das eine aus dem charakteristisch in sich geschlossenen herrnhuter Gemeindeleben, das andere (wie Nr. 2) aus demjenigen des deutschen Gutsherrenstandes; endlich drei Novellen höchst ungleichen Tons und wechselnder Stimmung, schwer ernst und leicht humoristisch, durchzogen mit allen möglichen Anklängen, romantisch-phantastischen, idealisirenden und realistischen: das sind, in ihrem Wesen erfaßt, die vorliegenden Werke.

In der hier aufgestellten Folge laufen sie die interessanteste Stimmungsscala durch, von fast erschreckend düsterm Ton durch den schwer ernsten, wie er zu dem ringenden Leben paßt, bis zum leichten und keck launigen.

Dem Berichterstatter ist dem Roman „Errare est humanum" von C. von Martinez (Nr. 1) gegenüber zu allererst die zwingende Aufgabe gestellt, einfach und nüch-

tern, mit sozusagen mathematischer Genauigkeit die ganz außerordentlich verwickelten Fäden auseinander zu lösen, aus denen dieses künstliche Gewebe besteht. Nur dadurch, daß er ohne andere Rücksicht zunächst diese trockene Secirarbeit vollzieht, mag es ihm allenfalls gelingen, mit kurzen Worten über Inhalt und Wesen des Werks klar orientirende Rechenschaft zu geben.

Die örtlichen Centralpunkte der Haupthandlung sind: ein deutsches Pfarrhaus, der nahe Herrensitz einer adelichen Familie, und ein etwas entferntes Kloster.

Der Pfarrer, eine echt evangelische Gestalt liebenswürdigsten Wesens, hat aus zwei befreundeten Familien ein Töchterchen und einen Knaben, beide verwaist, zur Erziehung übernommen und wird ihnen im schönsten Sinne des Worts Vater. Die adeliche Herrenfamilie, Aeltern und Sohn, ist sehr gespalten; jedes geht seine eigenen Wege, und gut sind nur die der resignirten Schloßfrau, einer geistreichen Schriftstellerin; Vater und Sohn sind leichtfertig ausgelassene Lebemänner. Das Kloster, das neben Herzen mit weltentfremdeter Ruhe und Entsagung solche birgt, in denen gesetzlos wilde Leidenschaft pulsirt, wird uns in verschiedenen Insassen näher entgegentreten. Das sind die wesentlichen Schauplätze und Personenkreise.

Die eigentliche Heldin des Stücks, um die sich alles dreht, ist des seelenguten Pfarrers Pflegetochter Lucille von Neuwill. Das Leben der elfenhaft graziösen und naiv jugendfrohen Jungfrau ist durch folgende verhängnißschwere Umstände bedingt: Die Aeltern, durch eine tief in ihr Dasein hineingreifende Leidenschaft unglücklich gemacht, sterben jung. In den letzten Augenblicken übergibt die Mutter ihr theuerstes Kleinod, das noch ganz kleine Mädchen, dem Landpfarrer, von dem wir nebenbei im Verlauf hören, daß er die Mutter im stillen herzinnig geliebt hat. Mit Lucille ist als Kind im Pfarrhaus aufgenommen worden Theodor Langenbach, ein Unglücksmensch, den wir später als Pater Hilarion wieder treffen werden; das Verhängniß will, daß der excentrisch leidenschaftliche junge Mann in fast wahnsinniger Liebe für seine Pflegegenossin erglüht. Sie aber heirathet den Schloßherrnsohn Baron von Hellersdorf, einen oberflächlichen nichtigen Gecken, der für einen Moment an der lieblichen Erscheinung Gefallen gefunden hat. Die beiden Männer, so ungleich in ihrem Wesen und doch beide gleich verderblich, sind das Unglück ihres kurzen und schweren Lebens.

Die Hauptrolle im Kloster spielt die einst bestrickend schön gewesene Schwester Beata, deren Lebenslauf ein trauriger Roman ist. In der Welt hat sie Jolanda geheißen, ist die reiche Tochter des damaligen Schloßherrn gewesen und lange Zeit intime Freundin von Lucille's reizender Mutter, der Tochter des Gutsverwalters. Da will es das Unglück, daß Herr von Neuwill beide Mädchen kennen lernt und daß beide ihn lieben. An dieser Krisis gehen die drei Menschen zu Grunde. Nachdem Neuwill anfangs zwischen den beiden zu schwanken geschienen, fällt seine Wahl auf die mit feinern Reizen ausgestattete Verwalterstochter, die weitaus gediegenere und reinere Natur. Jolanda, ein Mädchen von zügellos heißem Blut, in welchem die Leidenschaft tobt, zwischen Haß und Liebe ruhelos umhergeworfen, sinnt nur noch auf eine Befriedigung ihrer Leidenschaft, gleichviel in welcher Form und mit welchen Folgen. Sie will Herrn von Neuwill seiner unschuldigen jungen Gattin abtrünnig machen, bringt es mit ihrer verführerischen Schönheit einen Augenblick dazu, daß er in ihren Armen schwelgt, und die Frucht dieser verbrecherischen Liebe ist jener Unglückliche, der den Namen Langenbach erhält und der nur zu sehr den Charakter der Mutter geerbt hat. Als Neuwill zu seiner Pflicht zurückkehrt und bald darauf stirbt, geht Jolanda vernichtet ins Kloster, will erst durch übertriebene Härte büßen, erlebt hernach noch eine zur Milde und versöhnten Menschlichkeit zurückführende Wiedergeburt ihres Innern, indem sie in dem Pater Hilarion den verleugneten Sohn wiedererkennt und gegen diesen wenigstens im stillen das liebebedürftige Herz ausschütten kann. Doch wendet sich in kurzem das Schicksal von Mutter und Sohn furchtbar, beide enden tragisch.

Die letzten eingreifenden Personen sind die in demselben Kloster mit der jungen Lucille lebende, ungemein liebenswürdige Schwester Katharina, ferner deren Mutter und Bruder. Katharina hat ihren Geliebten im Kriege verloren, ist aus Verzweiflung ins Kloster gegangen, wo sie Ruhe und Frieden zu finden hoffte, und fühlt sich nun, in ihrer Erwartung getäuscht, doppelt unglücklich. Der Bruder, ein sehr gediegener und unabhängig in dem eigenen schönen Heim lebender Arzt, tritt zu Lucille auch in nähere Herzensbeziehung. Die unglückliche junge Frau hat an der Seite des nichtswürdigen Gatten, der sich schließlich mit einer schönen und reichen Geliebten davongemacht, das Unwürdigste erduldet, bis sie meint es nicht mehr tragen zu können und mit der Absicht entflieht, jedenfalls nicht mehr in dessen Haus zurückzukehren. Nach einem vorläufigen Zufluchtsort und einer treuen Beratherin verlangend, flüchtet sie zu der Mutter ihrer lieben Katharina. Aber ein neues Verhängniß — Lucille und der junge Arzt gewinnen sich lieb; der tüchtige Mann widersteht zwar gewaltsam der hell auflodernden Leidenschaft und will zuerst die arme Verlassene durchaus wieder in das Haus des untreuen Gatten zurückweisen, bis er die Ueberzeugung gewinnt, daß der Elende sich auf gesetzlichem Wege von ihr scheiden werde, was dann den zwei gequälten Herzen Aussicht auf ein neues Lebensglück böte. Aber in dem entscheidenden Augenblick wendet es sich anders. Langenbach, wahnsinnig in die einstige Jugendgefährtin verliebt, die den finstern jungen Mann fürchtet, erschießt sie und sich selber; die schwer Geprüfte endet in des verzweifelnden Doctors Armen. Die Mutter des Mörders aber, die ruhelose Nonne, stürzt sich in den vorbeifließenden Waldstrom. Das Drama ist blutig abgeschlossen; wer ist mehr zu bedauern, die Todten oder der Ueberlebende?

Schon diese trockene Uebersicht belehrt uns, daß die

Handlung ausnehmend verwickelt ist, und es bedarf großer Sorgfalt der Composition, um die Beziehung der verschiedenen Fäden sicher in der Hand zu halten und nicht in Verwirrung auslaufen zu lassen. Mir scheint, der Autor habe im Verlauf seiner Erzählung dadurch einen Fehler begangen, daß er, abspringend, die Handlung zu sehr in kurze, auf verschiedenen Schauplätzen sich abspielende Kapitelchen zersplitterte; das Verständniß wird so noch erschwert, allerdings im weitern Verlauf der volle Zusammenhang wieder klar, aber nicht ohne daß dem Leser eine Anstrengung der Combination zugemuthet ist, die ihm mit Leichtigkeit erspart werden konnte. Wie der Titel passen soll, verstehe ich nicht; das kühl indifferente Wort: „Irren ist menschlich", paßt denn doch nicht auf das zerstörende Austoben der Leidenschaften, wie sie vor allen die unglückliche Jolanda (Schwester Beata) und ihren nicht weniger unglücklichen Sohn erschüttern und schließlich in den gewaltsamen Tod treiben. Wir haben nichts gegen die psychische Wahrheit dieser Gestalten einzuwenden; aber wir möchten sie nicht so grell gemalt sehen. Die Atmosphäre ist uns denn doch zu trüb, der Schlußeindruck zu beklemmend; kurz, die Wirkung läuft ungefähr auf die einer finstern Criminalgeschichte oder eines in Schrecken sich ergehenden Effectromans hinaus; die Luft ist nicht gesund. Das Beste sind wol die eindringlichen Bilder von der geistigen Knechtung des Klosterlebens. Klar und gemessen ist die Sprache.

Ruhiger Ernst ist Grundcharakter der Erzählung „Die Schloßfrau von Dromnitz" von Moritz von Reichenbach (Nr. 2), norddeutsch adeliches Gutsleben in den verschiedensten Formen und Gestaltungen, im feinsten und schlechtesten Stil, ihr Gegenstand. Es ist unzweifelhaft mit viel Wahrheit wiedergegeben, wenn wir auch die Hauptfigur als idealisirt erklären müssen; der Verfasser kennt seine Leute und sein Land.

Die Schloßfrau Hedwig Gräfin Raubach, eine noch nicht dreißigjährige reiche und schöne Witwe, die aber nichts mehr auf Erden an sich herantreten läßt als die Erziehungssorge um ihren heißgeliebten Knaben Egon, ist allerdings eine Art Ideal, und zwar das gepriesene Ideal des echten deutschen Weibes, vollendet an innerer wie äußerer Reinheit und Feinheit, an Tiefe des Gefühls, goldener Wahrheit des ganzen Wesens, erzieherischem Takt, unüberwindlicher Geduld und dazu fast männnlicher Festigkeit des Willens. Und ideal schön ist auch das ganze Verhältniß zu dem wie ein kräftig gesunder Baum heranwachsenden Sohn. Ein einziges mal gehen die beiden auseinander, in der tiefgreifendsten Herzensangelegenheit: eine noch stärkere Liebe als die zur angebeteten Mutter ist eben über den feurig fühlenden jungen Mann gekommen. Comtesse Nora Raubach, die bestrickend schöne, mit naiv fesselnder Anmuth ausgestattete, aber leichtfertige Stieftochter eines ruinirten gräflichen Verwandten hat sein mit der List der Welt völlig unbekanntes Herz gewonnen; er besteht für sie ein lebensgefährliches Duell, und während seiner Krankheit willigt die Mutter ein, schwer zweifelvollen Herzens zwar, da sie aus der schon lange von ihr gefürchteten Verbindung nur Unheil entspringen sieht, aber auch deutlich wahrnimmt, daß ihr Sohn mit allen Fibern seiner Seele an dem berückenden Geschöpfe hängt und nur wieder recht gesunden kann, wenn ihm hierin sein Wille wird. Wie fein ist da wieder das Mutterherz! Es wartet den letzten Augenblick ab, bis es heißt: biegen oder brechen! Dann beugt es sich, auch gegen die bessere Ueberzeugung, was das Schwerste ist; und von dem Augenblick an müht es sich redlich, in die Anschauung des theuern Sohnes sich hereinzufinden; es will sich fast mit Gewalt überreden, daß jene Verwandten, auch die junge Tochter, doch besser seien, als sie bisjetzt geurtheilt, daß auch so alles gut werden könne. Doch das harte Opfer wird nicht gefordert, und schließlich behält das Mutterherz wieder sein volles Recht. Ehe die Verbindung für das Leben geknüpft wird, enthüllt sich die Kokette, und das ist eine interessante Scene im Buch; Egon ist gesund genug, den allerdings empfindlichen Schlag, der sein junges Leben getroffen, allmählich zu verwinden, und nach einigen Jahren führt er der Mutter eine tüchtige Gattin zu, die ihres Geistes und Wesens ist.

Das also wäre die schöne und reine Seite deutschen Gutslebens; nun der Revers. Da ist der leichtfertig wirthschaftende Graf Hektor Raubach auf den verschuldeten Gütern; die zweite Gemahlin, eine gewesene Baronesse, vormals Theaterprinzessin mit recht reichhaltiger Vergangenheit; ihr Sohn erster Ehe ein in dem gewohnten Stil des Schuldenmachens dahinlebender Offizier; die obenerwähnte Tochter des Grafen, ein zwar recht gutmüthiges, aber in der denkbarsten Oberflächlichkeit erzogenes Geschöpfchen, welches ganz unbedenklich, ohne sich nur eine Frage über die möglichen Folgen zu stellen, das leichte Herzchen heute dem und morgen jenem anhängt, beinahe noch unbewußt eine kleine Schlange von etwas paradiesischem Reiz. Wie die Alten schnell abwirthschaften, bis sie so ziemlich auf Null heruntergekommen sind; wie der junge Gardeoffizier Schulden halber den Dienst quittiren muß, dann freilich mindestens noch so viel Energie bewahrt, daß er nach Amerika geht und da als Farmer ein besseres Leben anheben will; wie das Dämchen ganz nach seiner Naturart mit dem eigenen Herzchen und denen der unglücklichen jungen Leute spielt, die in sein Netz gefallen: das ist alles ungemein natürlich und wahr, einfach realistisch dem Leben entnommen. Ein drittes Element wird hineingetragen mit einer deutsch-amerikanischen Familie, die schwere Schläge durchmacht, aber eine gerade, ehrenhaft tüchtige, ausharrende und thatkräftige Festigkeit beweist, wie sie nur aus jenem nationalen Doppelcharakter herauswachsen kann. Hauptrepräsentanten sind die Geschwister Robert und Eva Steinhausen. Jener nach dem Fall des reich gewesenen Hauses in Neuorleans erst Verwalter, dann Pächter auf einem von Hedwig's großen Gütern, das einstmals seiner eigenen Familie gehört hatte. Auch von Nora Raubach bestrickt und hintergangen, verwindet

er den Schlag schwer und langsam; die Schwester aber wird Egon's würdige Gattin, als Schloßfrau gerade die rechte Nachfolgerin einer Hedwig.

Das Hauptverdienst des Buchs — in der That ein Verdienst — liegt in der gemessenen Sicherheit der Darstellung und in der die ganze Composition wie die Sprache beherrschenden festen Ruhe und gediegenen Sinnesart. Wir sagen uns: es ist gerade so und muß so sein; das ist das Leben, und das sind die Seelen der Menschen. Voller Realismus und doch ein poetischer Duft darüber; alles ungesucht, selbstverständlich, ohne Emphase oder gewaltsame Bewegung.

Die Erzählung „Garde du Corps" von Gregor Samarow (Nr. 3) wird als Novelle bezeichnet, hat aber den Umfang eines kleinen Romans. Der Geist des Buchs liegt vollständig ausgesprochen in dem kleinen Reiterliede, mit welchem es eröffnet und mit welchem es auch nach glücklich frohem Ausgange schließt:

Garde du corps — garde le cœur!
Unter blanker Eisenwehr
Schlägt voll Lust
In der Brust
Reiterherz so frisch und muthig!
Droht die Schlacht so wild als blutig,
Winkt des Lorbers edles Reis,
Lockt der Liebe süßer Preis:
Reiterblicke, Pallaschklingen
Wie der Blitz zum Herzen dringen!
Herz der Feinde, Herz der Frauen,
Nimmer mag's dem Reiter trauen,
Reiter in der Eisenwehr,
Garde du corps — garde le cœur!

Die Handlung ist so einfach als möglich: ein an Leib und Seele gesunder Reiterunteroffizier aus der Leibwache des Königs Ernst August von Hannover kommt mit seiner kleinen Schar in ein Bauerndorf ins Quartier und gewinnt da ein ganz besonders feines, aus der gewöhnlichen Bauernart heraustretendes Mädchen, die Tochter des Dorfvorstehers, zur Frau; mit der lustigen Heirath schließt die Geschichte ab.

Daß es keiner besondern Erfindungsgabe bedurfte, um dieses recht gewöhnliche Ereigniß in Scene zu setzen, ist selbstverständlich. Und ähnlich steht es mit den Mitteln. Eine Feuersbrunst im Dorfe gibt dem muthigen Reiter Anlaß, die officielle rettende That zu begehen, wodurch er der Liebling aller wird, und die persönliche Dazwischenkunft des Königs löst den Knoten, nachdem aus grundsätzlichen Bedenken — Militärstand und Confessionsverschiedenheit — die Mutter des Mädchens bis zuletzt gegen die Heirath gewesen ist. Der Reiter hat nämlich bei einem kecken Manöver das Bein gebrochen und bleibt etwas invalid; dafür wird er von seinem gnädigen König in den Civildienst versetzt und zum Amtsvogt ernannt. Bei einem Besuch im Militärspital aber, den der König seinem treuen Diener macht in Gegenwart der eben anwesenden Aeltern des Mädchens, spricht er der zögernden Mutter so energisch ins Gewissen, daß sie besiegt nachgibt. Daß auch diese zwei Haupthülfsmittel in der Maschinerie der Handlung — ein glänzendes Rettungswerk und die fürstliche Intervention —, Dinge, die hundertmal von den Dichtern gebraucht und verbraucht und übrigens ebenso oft im Gange des Lebens mitspielen, daß auch sie keiner brillanten Erfindungsgabe bedürfen, liegt auf der Hand.

Das ganze Verdienst des Buchs ist zu suchen in einer fast bis zum Naiven gehenden Natürlichkeit, Frische, Einfachheit und Gesundheit des Tons und Stils, der Haltung und gesammten Lebensauffassung. Gesund sind sie alle: der Reiter und das Mädchen; der etwas bornirte Bauernbursche, der die Kleine gern selber zur Frau genommen hätte, dann aber aus lauter übergroßem Respect vor dem schmucken Reiteroffizier sich vollständig unter dessen Willen fügt und gar selber den ungeschickten Brautwerber für den glücklichen Rivalen spielt; der einst selbst im Reiterdienst gestandene Dorfvorsteher, der nur den kleinen Fehler hat, daß er sich das Hausregiment von einer kategorisch zugeschnittenen Frau, dem „Wachtmeister" seines Hofwesens, hat entreißen lassen; durchaus gesund ist auch diese Frau, die zu allem sieht und über alles wacht, zwar an das Befehlen gewöhnt, aber schließlich doch wieder gemüthlich lenksam, wenn man sie richtig zu nehmen versteht. Gesund wird im Verlauf auch der an Körper und Geist etwas vernachlässigte arme und hämische Schneider, der Thersites des Dorfs, nachdem der Reiteroffizier den dumm auf die Katholiken schimpfenden Kerl mit sehr praktischen Ohrfeigen belehrt, dann aber mit Lebensgefahr sein Kind aus den Flammen geholt hat. Und vollends alle die kleinen Auftritte und das geweckte Leben, das eine lustige Reiterschar in ein stilles Bauerndorf hereinbringt, Dorffeste, Tanz und Ständchen, kleine Schelmenstreiche und was in das Kapitel hineinfällt: das alles ist mit der muntern Frische, ja Keckheit des Tons geschildert, welche uns anzieht und das Unbedeutende, Alltägliche der Composition vergessen läßt.

Von den beiden Erzählungen „Schwester Carmen" und „Schein und Sein" von M. Corvus (Nr. 4) führt die erste in einen Kreis ein, den die erzählenden Dichter sonst wenig betreten, weil vermuthlich wenige ihn kennen; das gibt ihr ein gewisses originelles Gepräge. Uebrigens wirken in beiden Motive mit und walten Situationen vor, die in der That noch nicht abgenutzt sind; es ist eigene Erfindung darin. Ebenso gut wie die zweite hätte unser Autor auch jene erste Erzählung mit „Schein und Sein" benennen dürfen, ja der Titel würde da wol noch zutreffender passen; in frappantester Weise stößt nämlich die Wahrheit und Sitte des Herrnhuterthums mit dem erlogenen Schein, der bösartigen Lüge und Heuchelei zusammen. Ein „Bruder", der Wolf im Schafspelz, spielt da in diabolisch berechneter Weise den Frommen und zugleich den unerbittlich raffinirten und boshaften Verfolger eines einmal in geheime Schuld gefallenen und dann schwer büßenden Genossen sowie der Tochter desselben, bis die Guten

den Lohn ernten, jenes faule Glied aber durch Ausstoßung aus der Gemeinde und gewaltsamen Tod die gerechte Strafe empfängt.

Eine zwar in ihren Motiven ganz verschiedene, aber mit ähnlichen Verwickelungen ausgestattete, nur etwas friedlicher auslaufende Geschichte aus dem Weltleben, nämlich dem Kreise reicher adelicher Gutsfamilien, ist „Schein und Sein". Es handelt sich um eine vornehme Ehebrecherin und ihren misrathenen Sohn, die ein reiches Erbe beanspruchen; die ganze Machination wird offenbar, doch diesmal geht es gelinde ab: die Gegner des saubern Paares, hochherzige Menschen, sind zufrieden, aus den Klauen der Betrüger die feine und schöne Gutsherrntochter gerettet zu haben, und finden jene schlechten Verwandten unter der Bedingung, daß sie das Land räumen, aus freien Stücken mit einer bedeutenden Summe ab.

Das Herrnhuterthum ist mit vollkommen objectiver Ruhe und Gerechtigkeit gewürdigt, das Leben in einer solchen Colonie nach dem Guten und Wahren, aber auch dem Schiefen und Beschränkten, was es an sich hat, ohne Vorurtheil mit eindringlicher Klarheit angeschaut. Man kennt die erste Seite, die Vorzüge nämlich und wirklichen Verdienste; greifen wir die zweite heraus, so stelle ich mich gern neben jenen klar blickenden Beurtheiler, welcher sagt:

In dem stillen frommen Wesen, dem trefflichen Haushalt der Gemeinden, dem rührigen Gewerbfleiß und Handel, der Reinlichkeit und abgemessenen Sitte des Gemeindelebens und der Erziehung, vor allem in der Seelenpflege ist doch immer nur eine Größe im Kleinen; ihre Vorzüge würden sehr klein und unhaltbar im Großen sein, für eine Staatsverfassung undenkbar und unausführbar. Es ist wie die fleißige Arbeit in einem Ameisenhaufen, rührig und geschäftig, aber kleinlich. Sie bringen keine Genies hervor. Wo ist je ein solches unter ihnen erstanden, wo ist je ein großer Gelehrter oder Künstler aus ihren Kreisen hervorgegangen? Mir will die außerordentliche Sauberkeit fast wie ein Prunken der demüthigen Brüder vorkommen, als solle sich in dieser peinlichen Ordnung und Reinlichkeit die innere Reinheit der Seele widerspiegeln. Das Formenwesen, das sich hier bei allem äußern Thun und Lassen aufzwängt, ist wie ein Eindämmen des freien Geistes; bei alle dem ist so viel Unnatürliches, Gesuchtes, was mir widersteht. ... Unter all dem demüthigen Wesen, dem frommen Spielen mit dem Glauben versteckt sich sicherlich bei vielen Heuchlei.

Ein sprechendes Exemplar dieser Heuchler ist da eben gezeichnet. Jene Charakteristik trifft unbefangen den Kern.

M. Corvus entwickelt eine friedliche Phantasie, die auch in der Zeichnung des Verbrechens und der tragischen Vergeltung sehr gemessene Schranken nicht überschreitet. Offenbar liebt er aber mehr, schöne Menschen zu zeichnen, und er hat uns in der That einige Prachtgestalten an Hochherzigkeit und Gediegenheit des Wesens vorgeführt. Seine ganze Lebensauffassung wie die Sprache sind gemäßigt, auf einen anmuthenden Ton abgeklärt. Er bietet normale Schöpfungen, deren Lektüre empfohlen werden darf, auch nach Seiten der seelischen Entfaltung alles in anspruchsloser Einfachheit gehalten.

H. Steinhausen, der Verfasser der unter Nr. 5 aufgeführten drei Novellen, ist uns wohl bekannt durch die ohne Frage recht liebliche Erzählung „Irmela". Von seinem vorliegenden Buche sagt er selbst einleitend Folgendes:

Es ist in der Stille entstanden und abseits von der großen Welt in einer kleinen, wo die Sommerlaube für ein Sanssouci, der Wiesenbach für einen Adour, und der Blick aus dem Fenster auf die Abendwolken für eine Fernsicht vom Rigi in die glühenden Alpen genommen wird, kurz, wo dem Gesicht die Einbildung, dem Erlebniß die Betrachtung, dem auswendigen Menschen der inwendige nachhelfen muß.

Die erste Novelle „Gevatter Tod", welcher der Nebentitel beigesetzt ist „ein Weihnachtsabenteuer, auch nach Neujahr zu lesen", kennzeichnet sich als eine ausgeprägt romantische Phantasie, die aber ungemein anspricht. Die thatsächliche Unterlage ist sehr einfach. Ein armer Mann mit reichem Kindersegen hat sich für sein dreizehntes Kind umsonst nach einem Pathen umgesehen; bei der nächtlichen Rückkehr von dem letzten zu diesem Zweck unternommenen Gang — es ist der Abend vor Weihnachten — stößt er am Kreuzwege auf einen Unbekannten zu Pferd, und der erbietet sich zum Pathen. Seinen aufgeregten Nerven aber erscheint zu Hause folgendes Traumbild: der Unbekannte ist der Tod; er führt seinen Gevattersmann in jenen ungeheuern unterirdischen Saal, wo bekanntlich die Seelen der Menschen je nach Lebensdauer und Geschick in länger oder kürzer, heller oder trüber brennenden Kerzen aufgestellt sind. Da erbietet sich der Tod, seinem Gevatterkind langes und geehrtes Leben zu verleihen, indem er ihm, willkürlich wechselnd, die Kerze des Kindes einer armen Witwe zuschieben will, das dafür sterben soll. Der arme Mann will nicht, daß solch Unrecht geschehe, und die ganze Vision verschwindet. Am Morgen aber ist der gesuchte Gevattersmann doch da: der nächtliche Reisende war ein reicher Vetter aus Geldern, der bisher nichts von sich hatte hören lassen; nun ist ihm, der ein arger Geizhals war, der einzige Sohn gestorben, und das hat sein Herz umgekehrt. Er kommt, mit den armen Verwandten seinen Reichthum zu theilen und dafür in dem traulichen Familienkreise wieder etwas Liebe und Lebensmuth zu finden.

Viel einfacher ist die zweite Novelle: „Im Armenhause", völlig gleichen Sinnes, in ihrem Aufbau aber gründlichst verschieden. Hatten wir vorhin die reine Fiction vor uns, so hier nicht die Spur davon, sondern das in treuer Realität nach dem Leben gezeichnete Bildchen; so meint es auch der Autor. Die Erzählung ist diese: Ein unrettbar heruntergekommener Mann und seine alte Mutter sind im Armenhause. Sie ist dem Tode nahe; er duselt nach alter Gewohnheit seine Tage in halber Arbeit und stumpfem Brüten hin und fröhnt dazu dem Trank, wenn er einen Rappen in die Tasche bekommt. Nun hat er aus bessern Verhältnissen seine vermeintliche Tochter Minna herbefohlen, daß sie helfend dableibe, und das Kind, gehorsam und geduldig, ist schweren und bangen Herzens

gefolgt. Da enthüllt dem Mädchen die sterbende Alte Folgendes: Minna ist gar nicht des Trunkenbolds Tochter, sondern das außereheliche Kind eines Vornehmen, und die leidende alte Großmutter hat vor Jahren für das Mädchen von dem verborgen bleibenden Vater eine schöne Summe Geld bekommen und dieses treu bis zum Augenblick aufbewahrt. Damit stirbt die Kranke; Minna wird glücklich durch einen treuen Verlobten, den sie in ihrem Elend, als sie eben selber ins Armenhaus zurückgerufen worden war, für sich verloren gegeben hatte. Der verkommene Säufer ist an demselben Abend unter dem Eis des gefrorenen nahen Weihers, auf dem er einige Stunden umhergetaumelt, ertrunken; wahrscheinlich hat er da mit Absicht den Tod gesucht.

Die letzte Novelle ist eine in tollster Ungebundenheit umspringende Humoreske von einer Art, wie sie mir nun seit langem nicht mehr zu Gesicht gekommen, und ich werde nicht recht klug aus dem Dinge. Daß da von gesetzlichem Aufbau oder dem regelrecht festgehaltenen Faden einer Erzählung gar keine Rede, daß absichtlich davon abstrahirt ist, daß die willkürlich beigebrachten Zuthaten und Rösselsprünge, allgemeine Weltbetrachtungen bietend über alles Mögliche, was dem Autor momentan einfällt, nach ungebundener Laune von Pontio zu Pilato abschweifend, mindestens so viel Raum einnehmen wie die eigentliche Erzählung selbst: das ergibt sich schon aus der bloßen Nennung und Reihenfolge der Kapitel. Ich kann mich nicht enthalten, den wunderlichen Speisezettel herzusetzen. Er hebt schon mit dem Titel an, der die Beifügung trägt: „Eine Sommernachmittagsgeschichte mit Zuthaten.“ Weiter:

Vorlauf- oder Schildkrötensuppen-Kapitel.
Erstes oder Kapitel-Kapitel.
  Erste Zuthat. Ueber Zuthaten.
Zweites oder Wo-Kapitel.
Drittes oder Wann-Kapitel.
Viertes oder Wie- und Warum-Kapitel.
  Zweite Zuthat. Ueber Träume und Poeten-Unsterblichkeit.
Fünftes oder Schreckens-Kapitel Nr. 1.
Sechstes oder Geständniß-Kapitel.
Siebentes oder Tremulanten-Kapitel.
  Dritte Zuthat. Ueber leere Kirchen, nöthiges Museen-Museum und Lebenslänge.
Achtes oder Verschwörungs-Kapitel.
Neuntes oder Finsterniß-Kapitel.
  Vierte und letzte Zuthat. Ueber Aufschub mit Einschub.
Zehntes oder Schreckens-Kapitel Nr. 2.
Nachtrab- oder Copulations-Kapitel.

Diese Titel erinnern ein wenig an Jean Paul'sche Humor- und Phantasiesprünge, die als alte und halb verschollene Erinnerungen unwillkürlich wieder vor mir aufdämmern und mir einst ebenso schroff den Eindruck des Willkürlichen und Unorganischen zurückließen. Was erzählt ist, müssen wir uns schließlich ziemlich mühsam zusammenreimen; feste Gestalten oder Charakterbilder haben wir in den Personen auch nicht, und die Reflexionen, mehr oder weniger treffend, verflüchtigen sich. So zerflattert das Ganze dem Leser unter den Händen, weil der Autor selbst es nicht geballt, nicht festgehalten hat.

Die ersten zwei Novellen dagegen, vorauf die zweite, haben einen eigenen Zauber an sich; es liegt so viel und so tiefes Gemüth in ihnen, daß wir uns ihrem Reiz nicht verschließen können und nicht dürfen. Es wird in der überflutenden Massenproduction unserer Tagesliteratur den ordinärsten Producten gegenüber von gefälligen Recensenten so oft mit „Perlen“ gewirthschaftet, daß der besonnene Mann sich hütet, das misbrauchte Wort auch zu verwenden; aber ich will dieses Bild aus dem Armenhause wirklich eine kleine Perle heißen. Das andere, auch aus dem Leben der Armuth gezogen, kommt ihm nahe. Es ist richtig: jene Vision von der ungeheuern Todtenkammer mit den langsamer oder rascher herunterbrennenden Kerzen der Lebenden ist nicht neu, und dem Dichter konnte im Traume nicht einfallen, sie als seine Erfindung hinstellen zu wollen; aber die ganze Begegnung zwischen dem armen Mann und dem Tod ist doch wieder so eigenartig gestaltet, die Lebensbetrachtungen, welche die beiden um Mitternacht miteinander austauschen, sprechen uns so eigen an, daß wir das Verdienst des Autors auch in Gestaltung dieser Episode schätzen. Das Wesentliche aber liegt in der Zeichnung des Lebens dieser funfzehnköpfigen armen Familie; es ist so fein und rein, so anmuthend auch in der bittern Sorge, daß es sich zu einem Idyll echten Schlages gestaltet.

Und nun wieder zu der Novelle „Im Armenhause“. Der stumpfe, lebensüberdrüßige alte Säufer im traurigen Stübchen des Armenhauses; die vermeintliche Tochter mit der herzbrechenden Verzweiflung und der festen Resignation, nachdem sie das schwerste Opfer gebracht, dem Geliebten entsagt hat, den sie nicht mit in das ihrer wartende Elend des Familienverhängnisses hineinziehen will; dann die großherzige Rettungsthat der sterbenden Greisin — es ist so viel Schimmer reinster Poesie und doch wieder so viel Lebens- und Seelenwahrheit in diesen Gestalten und Scenerien, daß sie in fühlender Brust einen tiefen Eindruck zurücklassen müssen. Eine einzige Stelle zur Probe:

In der Armenhausstube, geneigter Leser! Und so brauche ich dir nicht, wenn du je in einer solchen gewesen, zu erzählen, was der schüchtern sich hereinschleichende Sonnenstrahl darin zu sehen bekam: denn es ist merkwürdig, wie Armenhausstuben in Nord und Süd sich gleichen. Ist aber dein Fuß nie über die Schwelle einer solchen getreten, so denke dir aus deinen vier Wänden alles hinweg, was den Aufenthalt darin wohnlich und behaglich macht, jeden noch so bescheidenen Schmuck, jedes freundliche Zeichen einer zufrieden waltenden Thätigkeit; laß dafür Mangel und Dürftigkeit, Noth und Entbehrung aus allen Winkeln dich hohläugig anblicken, sich breit machen auf dem armseligen Hausrath und auch von der wurmstichigen Lagerstatt dir zurufen: Hier sind wir auch! — dann steht das Bild der Armenhausstube vor deiner Seele, in welche unser Sonnenstrahl eingedrungen war, nur daß hier Unordnung und Vernachlässigung den abstoßenden Eindruck noch verstärkten und nirgends auch nur ein mislungener Versuch bemerkbar war, ihn zu lindern. — Aber jetzt erschrak wol der arme Sonnenstrahl und wäre gern wieder

hinausgeschlüpft, wenn so etwas seine Herrin am Himmel gestattet hätte; denn als er leise und vorsichtig an der geschwärzten baren Wand hinglitt, traf er voll das Gesicht eines Mannes, der, wie er bisher den glänzenden Besuch nicht beachtet und nicht bemerkt hatte, nun, da er von ihm überrascht wurde, mit einem so heftigen Unwillen von ihm wegrückte und mit einem so gar starren Blick nach ihm hinsah, daß es einen zarten Märzensonnenstrahl billig tief kränken mußte. Das Gesicht des Mannes war fahl und abgezehrt, und die tiefen Furchen, die von der Stirn unter dem dünnen Haar über die eingesunkenen Schläfe und die hagern Wangen zu den Lippen sich hinzogen, zeigten deutlich, daß nicht die Jahre, sondern verzehrende Leidenschaften, Entbehrungen und Sorgen dieses Angesicht vor der Zeit verwüstet hatten; und wie die gebückte Gestalt dem Sonnenlicht auswich, so geschah das mit jener Reizbarkeit und Heftigkeit der Bewegung, die sprechender noch als die schlaffe Haltung in der Ruhe die Menschen erschöpfter Lebenskraft kennzeichnet.

J. J. Honegger.

Geographisches.

1. Als Eskimo unter den Eskimos. Eine Schilderung der Erlebnisse der Schwatka'schen Franklin-Aufsuchungs-Expedition in den Jahren 1878—80. Von Heinrich von Klutschak. Mit 3 Karten, 12 Vollbildern und zahlreichen Illustrationen nach den Skizzen des Verfassers. Wien, Hartleben. 1881. Gr. 8. 8 M.

Dieses Buch, dem bekannten großherzigen Förderer und Protector der arktischen Forschung, dem österreichischen Grafen Johann Wilzeck gewidmet, hat die originelle Expedition zum Hauptgegenstand, welche die lange Reihe der Franklin-Aufsuchungs-Expeditionen wol definitiv abschließen wird, da durch dieselbe über Franklin's Schicksal die möglichst sichere Nachricht gewonnen ist, nämlich daß eben die einzelnen Theilhaber an Franklin's Expedition auf traurige Weise bei ihrem Rückweg zu Grunde gegangen sind, daß sie zwar den Versuch gemacht, ihre wissenschaftlichen Tagebücher vor dem Verderben zu retten, daß aber die Eskimos, welche die wohlverschloffenen Blechbüchsen beutegierig öffneten und darin zu ihrer Enttäuschung statt Lebensmittel oder andere nützliche Dinge nur Bücher fanden, diese überaus kostbaren Papiere, welche ihnen die Europäer gern hundertfach mit Seehundsfleisch oder sonstigen Leckerbissen aufgewogen hätten — ihren Kindern zum Spielzeug gegeben, und daß diese gründlich und definitiv mit diesen wissenschaftlichen Documenten aufgeräumt haben.

Das Schicksal Franklin's ist ja wol im allgemeinen bekannt. Im Mai 1845 zog er mit den beiden Schiffen Erebus und Terror aus; das ideale Ziel war die Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt. Am 26. Juli wurden die beiden Schiffe zum letzten mal von einem Walfischfahrer in der Baffinsbai gesehen. Am 12. September 1846 wurden sie vom Eis eingeschlossen; am 7. Juni 1847 starb Franklin; die Expedition, schon ziemlich gelichtet, verließ unter der Führung des Kapitän Crozier am 2. April 1848 die Schiffe, um mit Booten und Schlitten auf weiter Ueberlandreise gegen Süden heimzugelangen. Kein einziger von den 105 Mann — so viele waren es noch beim Verlassen des Schiffs — konnte sich retten. Bald ergab sich die Nothwendigkeit, um rascher vorwärts zu kommen, die Kranken und Schwachen zurückzulassen; sie versuchten, wieder zu den Schiffen zurückzukehren, und einigen scheint das gelungen zu sein; aber freilich sie fanden dort eben auch nur, früher oder später, einen einsamen, entsetzlichen Tod. Und auch die, welche weiter südlich vordrangen, ermatteten, lange ehe sie ans Ziel ihrer Rettung, zu Europäern gelangten. Mit Eskimos trafen zwar einige der Flüchtenden zusammen, aber diese waren in ihrer Armuth nicht in der Lage, sie zu unterstützen, und verließen, um nicht ihre geringen Fleischvorräthe opfern zu müssen, bald das Lager, das sie ein paar Tage mit den irrenden Weißen getheilt hatten.

Und nun löste sich die Disciplin, es schwand die Kraft, da und dort blieb einer liegen, vielleicht nur um durch kurzen Schlaf die Kraft zu neuem hoffnungslosen Ringen zu gewinnen — aus dem kurzen Schlaf wurde der lange, der Todesschlaf; fern von den Ihren, entblößt von allem Nöthigen, los von jeder Aussicht und Hoffnung starben sie dahin, und nach Jahren und Jahrzehnten fanden die suchenden Europäer ihre Leichen, erkannten manche an einem zufälligen Zeichen und konnten ihnen endlich die letzte Ehre erweisen und vielleicht auch für die Angehörigen zu Haus ein kleines Erinnerungszeichen, das sich noch gefunden hatte, mit heimbringen. In der Heimat hatte man der Vermißten lange sehnlichst gedacht. Davon sind die vielen Franklin-Aufsuchungs-Expeditionen ein schönes Zeugniß.

Lady Franklin selbst (welche erst 1875 gestorben ist) that aus eigenen Mitteln bis zur beinahe völligen Erschöpfung derselben immer wieder Großes durch Aussendung von Schiffen; die englische Regierung verausgabte nach und nach 16 Millionen Mark für Expeditionen, welche Franklin oder Spuren von ihm suchen sollten, und es wurden auch auf diese Weise höchst werthvolle Resultate erzielt und bedeutende Fortschritte in der Erforschung der arktischen Länder gemacht. (Wir erinnern nur an Mac Clure's Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt oder Durchfahrten, da er ja zwei Straßen fand, die freilich beide nicht fahrbar sind und wol nie fahrbar sein werden; an Collinson's ereignißvolle Fahrt von der Beringsstraße her, an die Entdeckungen Mac Clintock's, Bellot's, Belcher's u. a.) Durch diese Forschungen wurden allmählich die Thatsachen über Franklin's und der Seinen Schicksal festgestellt, wie wir sie oben mitgetheilt haben. Aber noch immer war einige Hoffnung vorhanden, es würden viel-

leicht doch noch schriftliche Mittheilungen gefunden werden, welche von Franklin's Leuten irgendwo eingegraben wären, um sie für späteres Auffinden zu retten. Der Beantwortung dieser Frage sowie dem Einholen möglichst sicherer Nachrichten aus dem Munde der Eskimos und dem Sammeln möglichst vieler Reliquien von Franklin galt die Expedition Schwatka's. Die Methode seiner Polarreise ist nun aber eine wesentlich andere als die bisher gewöhnlich angewendete. Nicht allein ein Schiff, das ja so manchesmal, wie z. B. bei der österreichisch-ungarischen Expedition unter Weyprecht und Payer, zum gehorsamen, blinden Passagier dahintreibender riesiger Eisschollen werden kann, oder das monate- und jahrelang auf demselben Fleck zwischen Eisbergen festgebannt sitzen bleibt und seine Insassen zur Langeweile verurtheilt, nicht ein Schiff und die Dampfkraft allein, sondern der leicht bewegliche Schlitten und die Muskelkraft von Hunden sowie der Menschen selbst sollten als Vehikel dienen. Aber dazu war eine wichtige und schwierige Bedingung unumgänglich. „Als Eskimo unter den Eskimos" heißt der Titel unsers Werks, und darin liegt das Geheimniß der modernen und der zukünftigen Polarreisen.

Schon der originelle Amerikaner Hall hatte jahrelang dieses Princip bei seinen Polarreisen befolgt. In der Fertigkeit und Fähigkeit, als Eskimo zu essen und zu trinken, hatte er es so weit gebracht, daß er einmal an einem Tag 7,5 Kilo, sage 15 Pfund rohes Seehundsfleisch aß und 1,4 Liter Walfischthran dazu trank, und sich bei solchen Leckerbissen vortrefflich befand. Solche Beispiele ahmten nun auch die vier weißen Männer nach (drei Amerikaner, darunter Schwatka, der Führer der Expedition, und ein Europäer, Klutschak aus Prag, der Verfasser unsers Werks), die sich im August 1878 von einem Dampfer auf einer kleinen Insel in der Nordwestecke der Hudsonsbai aussetzen ließen, um dort in der Gesellschaft einiger Eskimofamilien, die neben ihnen ihre Zelte aufschlugen, ihre Lehrlingszeit durchzumachen. Als sie sich in der Sprache der Eskimos hinlänglich geübt, an die Eskimogenüsse rohen gefrorenen Fleisches und köstlichen Thrans sich und ihre Mägen gewöhnt, auch in der Kleidung sich in pelztragende Polarmenschen verwandelt und das Geheimniß, binnen zwei Stunden aus großen dicken Schneetafeln sich eine bequeme, warme und elegante Nachthütte zu bauen, gelernt hatten, begannen sie am 1. April 1879 die Schlittenreise nordwärts, auf welcher die Adelaide-Halbinsel und King William's Land, der Schauplatz der Franklin-Katastrophe, mit der größten Sorgfalt durchsucht und die oben aufgeführten Resultate aufgefunden wurden. Die Leistungen dieser kleinen, überaus bescheiden ausgerüsteten fast ganz auf die Jagd angewiesenen Schlittenkarawane, zu welcher auch eine treue Eskimofamilie gehörte, die sich sehr nützlich machte und außerordentlich anhänglich war, sind recht stattlich zu nennen. In 11 Monaten und 4 Tagen, während welcher sie von der Hudsonsbai abwesend waren, haben die Reisenden 5287 Kilometer zurückgelegt; dabei hatte die größte Kälte — 57° C. erreicht; oftmals, wenn das Jagdglück nicht hold war, gab es grausame Hungerzeiten, die Hunde gingen einer nach dem andern zu Grunde, und dadurch wurden die Menschen zuletzt genöthigt, selbst fortwährend an den Schlitten zu ziehen, und doch waren alle gesund und wohl geblieben; sie hatten, als sie endlich in der Hudsonsbai wieder von einem Schiff abgeholt wurden, nur Mühe, sich wieder an unser civilisirtes Leben zu gewöhnen, so gründlich waren sie in Eskimos verwandelt gewesen. Der Verfasser schreibt über diese Schwierigkeiten der Wiedercivilisirung:

> Dieselben Magenbeschwerden und kleinen Uebelkeiten, die sich bei dem langsamen Uebergang von der civilisirten Kost zu der ausschließlichen Fleischnahrung geltend machten, wiederholten sich. . . . Brotstoffe, namentlich frisch gebackenes Brot, wollten zuerst gar nicht munden und hatten für unsere nach den täglich consumirten Quantitäten von Speise scheinbar bodenlosen Magen gar keinen Nahrungswerth; auch konnten wir gar nicht begreifen, zu was man denn eigentlich Thee und Kaffee trinkt. . . . Auch das Ablegen der ausschließlich aus Pelz bestehenden Kleidung hatte für die erste Zeit seine unangenehmen Seiten; der größte Feind war und blieb uns aber der künstliche Wärmespender, der Ofen. Für unsere bescheidenen Begriffe war eine Temperatur von — 10° C. eine normale zu nennen, ein oder zwei Grade über Null war warm, und jetzt sollten wir in circa + 16° C. den ganzen Tag zubringen! Der Einfluß einer solchen hohen Temperatur war ein ungewohnter und schädlicher.

Das Buch, das der Verfasser, zugleich Zeichner der Expedition, mit hübschen Bildern geschmückt hat, ist übrigens nicht nur eine Beschreibung dieser Reise und ihrer Resultate, wie sie sich auf Franklin's Schicksal beziehen, sondern auch eine liebevolle und eingehende, gewiß auch competente Schilderung der Eskimos, ihrer Lebensweise und Sitten, ihrer Bildung oder Unbildung, ihrer religiösen Gebräuche u. s. w. Wir greifen aus diesen Schilderungen noch einiges heraus. Wenn jemand bei den Eskimos krank wird, so läßt man den Ankut (Priester) holen oder eine seine Stelle vertretende alte Frau. Die Mittel, welche dann zur Cur angewendet werden, kommen eigentlich nur auf Zauber- und Beschwörungsformeln hinaus. Zwar wurden die Weißen in solchen Fällen gewöhnlich zu entfernen gesucht, doch einmal gelang es dem Verfasser, einen derartigen Curversuch mitzumachen. Es wurde dem Kranken ein circa sechs Pfund schwerer Stein unter das Kopfkissen geschoben und derselbe dann dreimal des Tags von einer alten Frau wieder hervorgeholt und unter allerlei Gebetsformeln allemal wieder auf sein Gewicht geprüft. (Sollte etwa die Krankheit sich in den Stein ziehen und dieser dadurch vielleicht schwerer werden?) Eine Anwendung von eigentlich medicinisch zu nennenden Mitteln, z. B. aus der freilich recht spärlichen Pflanzenwelt, fand nicht oder kaum statt. Nur bei Schneeblindheit und sonstigen Augenleiden verwenden die Eskimos ein sichtbares Mittel, indem sie einem Polarhasen einen Theil seiner Kopfhaut in der Nähe der Augen ausschneiden und sich dann kleine Stückchen davon in die eigenen äußern Augenwinkel stecken. Aber nie hat der Verfasser ein Mittel

anwenden sehen, von dem man sich eine wirkliche Hülfe hätte versprechen können. Gewöhnlich bestand die Heilmethode eben in dem erwähnten wahrsagenden und beschwörenden Singen oder Murmeln, einem monotonen Getöse, ganz dazu angethan, einen Gesunden krank zu machen! Wird die Krankheit aber bedenklich, so überläßt man den Kranken resignirt sich selbst und seinem Schicksal.

Im ganzen ist freilich noch viel zu thun, um über die Culturverhältnisse der Eskimos genauere und umfassendere Kenntniß zu erhalten. Aber diese Völkerstämme sind für die geographische Wissenschaft entschieden von hoher Wichtigkeit; und darüber kann kein Zweifel sein, daß das Princip, als Eskimo und in Eskimolebensweise die Polarreisen zu machen, dasjenige ist, welches für die künftige Polarforschung am meisten sichere Resultate in Aussicht stellt. Dann aber ist zu solchem Leben à la Eskimo die Beihülfe der Eskimos selbst unerläßlich.

2. Um die Erde. Reiseberichte eines Naturforschers von Otto Kuntze. Leipzig, Frohberg. 1881. Gr. 8. 6 M.

Ursprünglich waren die hier mitgetheilten zwanglosen Tagebuchblätter und Briefe von einer Reise um die Erde nicht zur Veröffentlichung bestimmt. Aber da die sorgfältige Beobachtung eines Naturforschers manche unrichtige Vorstellung zu corrigiren und die Augenzeugenschaft eines competenten Beurtheilers manche sonstige Nachricht auf ihr richtiges Maß zurückzuführen geeignet schien, so wollte der Verfasser seine Briefe und Notizen in den Druck geben. Sein Grundsatz ist gewesen, einfach seine Beobachtungen wiederzugeben, aber nicht in die übliche „tropisch schwunghafte Beschreibungsweise" zu verfallen, wozu allerdings manche wenig bekannte Gegenden verlocken, die den Reisenden beim ersten Anblick so oft entzücken.

Einzelnes anzuführen müssen wir uns im Interesse des Raums versagen. Aber es wäre manches vorhanden, was eine Hervorhebung verdiente; der Verfasser hat vieles Interessante mit Umsicht gesammelt, und unterhaltend und anschaulich sind diese Tagebuchblätter. Indessen an wissenschaftlichem Werth hätte das Buch gewonnen, wenn das reiche Material schriftstellerisch besser verarbeitet und Unbedeutendes weggelassen worden wäre.

3. Afrika im Lichte unserer Tage. Bodengestalt und geologischer Bau. Von Joseph Chavanne. Mit einer hypsometrischen Karte von Afrika. Wien, Hartleben. 1881. 8. 3 M.

In diesem Büchlein, das zum ersten mal eine auf zahlreichen Höhen- und andern Messungen ruhende wissenschaftlich genaue Darstellung der Bodengestalt und des geologischen Baues von ganz Afrika zu geben unternimmt, steckt viele und schwere Arbeit und großer Sammler- und Beobachterfleiß. Die beigegebene hypsometrische Karte ist jedenfalls das Genaueste und Werthvollste, was bisjetzt in der Art geleistet worden. Indessen muß die eingehende Würdigung dieser tüchtigen wissenschaftlichen Leistung den geographischen Fachblättern überlassen bleiben. Hier kann nur mit Dankbarkeit darauf hingewiesen und das Buch allen Freunden der Erdkunde zum Studium bestens empfohlen werden.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Es liegen uns zwei Werke über die beiden Mill, Vater und Sohn, vor und zwar: „James Mill, a Biography" und „John Stuart Mill, a Criticism; with Personal Recollections", beide von Alexander Bain (London, Longmans), das erste, ein starker Band von 466 Seiten, das zweite von nur etwa 200 Seiten Umfang; also das kleinere ist dem bei weitem größern Manne gewidmet, und wie so oft, ist das kleinere das bessere Buch. Jedenfalls hat es für Deutsche das größere Interesse; denn des jüngern Mill „Logik" ist auch bei uns ein vielgelesenes und anerkanntes Werk, und nicht minder wird desselben „Volkswirthschaftslehre" als Beitrag zu dieser Wissenschaft auch in Deutschland hochgeschätzt. James Mill's Hauptwerk: „Die Geschichte von Indien", ist zwar auch ein verdienstliches Werk; seine übrigen Leistungen indessen haben nicht entfernt die Bedeutung wie die seines Sohnes, und in der That konnte er, wie der Vater Felix Mendelssohn's, von sich sagen: früher war ich der Sohn meines Vaters, jetzt bin ich der Vater meines Sohnes. Was nun Bain's Leistungen anlangt, so hat er es zwar nicht an Sammlerfleiß fehlen lassen, hat es aber nicht verstanden, den Stoff zu einem organischen Kunstwerk, wie es eine Biographie sein sollte, zu verarbeiten. Man hat bei der Lektüre den Eindruck, als ob man ein Museum durchwandle, wo der Führer mit trockenen Worten auf die einzelnen Gegenstände hinweist und unsere Aufmerksamkeit auf sie zu lenken sucht. Der dem Sohne gewidmete Band wird freilich nur als eine „Kritik" bezeichnet und erhebt also keinen Anspruch darauf, eine Biographie sein zu wollen. Das wäre auch angesichts der von John Stuart Mill selbst hinterlassenen Autobiographie mehr als überflüssig gewesen. Bain's Buch will in der That nur ein Commentar zu dieser sein, und als solchen kann man ihn gern hinnehmen, da hier noch manche Lücke ergänzt und manches Neue mitgetheilt wird. Freilich verfällt auch dieser Band demselben Tadel wie der größere; es ist lauter Analyse, keine Synthese. Mill's Charakter, Schreibart, Rede- und Gesprächweise werden viel mehr zerfasert und stückweise vor unsere Augen geführt, als beleuchtet und aufgebaut. Beiden Bänden kann man daher nur das nachrühmen, daß sie einem künftigen Biographen des einen oder des andern der beiden Mill werthvolles Material liefern und von ihm nicht beiseite gelassen werden können. In ihrer jetzigen Gestalt wird man sie kaum mit Befriedigung lesen, oder doch höchstens den kleinern Band. Namentlich wird man hier vielleicht zum ersten male die schwache Seite des großen Denkers näher beleuchtet finden, seine überschwengliche Verehrung seiner Gattin, der er einen viel größern Einfluß auf die eigenen Leistungen zuschrieb, als es in Wahrheit der Fall war und deren Ueberschätzung ihn dazu veranlaßte, zum Vorkämpfer der Frauenrechte sich aufzuwerfen.

— Der Anfang zu einer Biographie Carlyle's ist soeben unter dem Titel: „Thomas Carlyle: a History of the first Forty Years of his Life, 1795—1835", von J. A. Froude, in zwei Bänden erschienen. Wir sagen der Anfang, nicht blos

weil nur die ersten 40 Jahre seines Lebens darin behandelt werden, sondern auch weil der Inhalt der Art ist, daß er noch immer keine eigentliche Biographie bildet, sondern nur das Material dazu liefert, freilich ein reiches und ergiebiges Material. Es ist zum Theil dem in seinen „Reminiscences" ähnlich und zeigt ihn in demselben ungünstigen Lichte als Mensch, wie jene gallsüchtigen Ergüsse eines dyspeptischen, im höchsten Grade egoistischen, nur für sich eingenommenen Schriftstellers. Ganz neue Enthüllungen bringt das Werk übrigens über seine und seines Freundes Edward Irving Liebesverhältnisse. Der für Deutschland interessanteste Theil darin dürften Goethe's Briefe an Carlyle sein, die, oder von denen doch eine Anzahl, irren wir nicht, bisher noch nicht veröffentlicht worden.

Im Anschluß an dieses Werk erwähnen wir, als zu dieser Gattung gehörig, die folgenden neu erschienenen, mehr oder minder interessanten: „Some Experiences of a Barrister's Life" von Mr. Sergeant Ballantine in zwei Bänden, die indessen enttäuschend auf den Leser wirken dürften, da sie nicht, wie das berühmte „Diary of a late Physician" von Warren in seiner Art, haarsträubende und aufregende Verbrechergeschichten enthalten, sondern mehr blos Anekdoten aus dem Leben des noch thätigen und gesuchten Rechtsanwalts; ferner „James T. Fields: Biographical Notes and Personal Sketches, with unpublished Fragments and Tributes from Men and Women of Letters", welches den liebenswürdigen und talentvollen, für die Literatur begeisterten amerikanischen Verleger, dessen Namen es trägt, in günstigstem Lichte erscheinen läßt; „Charles Lamb", in der Sammlung der bekannten „English Men of Letters" von Alfred Ainger, das dem berühmten und mit Recht beliebten Essayisten volle Gerechtigkeit widerfahren läßt und Carlyle's ebenso sauertöpfischen wie ungerechten Bemerkungen über ihn mit Glück entgegenwirkt; endlich den in Blackwood's „Foreign Classics" erschienenen Band über „Schiller" von James Sime, dem vortheilhaft bekannten Biographen Lessing's. Das „Athenaeum" meint, dieser Band könne zu den wenigen erfolgreichen der Sammlung gezählt werden und die Aufgabe hätte keinen berufenern Händen anvertraut werden können.

Außer dem deutschen Dichter ist auch dem großen noch lebenden französischen, Victor Hugo, die Ehre widerfahren, dem englischen Publikum näher vorgeführt zu werden und zwar ist dies durch eine Uebersetzung des A. Barbou'schen „Victor Hugo et son Temps" („Victor Hugo and his Times") seitens Ellen E. Frewer's geschehen. Die Uebersetzung erfährt jedoch vielfachen Tadel von der englischen Kritik.

Ferner hat auch der holländische Philosoph Spinoza das Glück, in dem gleichnamigen Romane Auerbach's, von Miß Nicholson übersetzt, den Engländern in seiner wahren Gestalt menschlich nahe gebracht worden zu sein. Die Uebersetzung ist in der Tauchnitz-Ausgabe deutscher Autoren erschienen.

Erwähnt sei noch „La Fontaine and other French Fabulists" von Rev. W. Lucas Collins, nach dem „Athenaeum" jedoch eine ziemlich unbefriedigende Leistung.

— Aus der neuesten französischen Literatur heben wir hervor: „Discours politiques de Louis Blanc, 1847—1881", die, wie seine historischen Schriften, durch reinen und correcten Stil sich auszeichnen.

— Von Ernst Lichtenberger's „Étude sur les Poésies lyriques de Goethe" liegt uns eine neue, die zweite Auflage vor. Dies ist ein wohlverdienter Erfolg der gründlichen Studie, welcher selbst die deutsche Literatur nichts Aehnliches an die Seite zu stellen hat. Der Verfasser ist der Ansicht, daß Goethe von allen Vorwürfen, welche den Dichter begeistern, eigentlich nur die Liebe kannte oder doch sich auswählte, und daß dieses Thema seinem Genius auch am meisten zusagte. „Die Uebereinstimmung sinnlich wahrnehmbarer Formen mit Ideen, die innige Durchdringung der Sinnen- und Seelenwelt, ist das nicht", fragt er, „das Kennzeichen der Goethe'schen Poesie und der wahren Liebe?" Gleichwol, meint er, habe die Geschmeidigkeit seines Wesens ihm gestattet, die ganze Tonleiter des Gefühls, des complicirtesten und fruchtbarsten, in verschiedenartigen Schattirungen zu durchlaufen. In der Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, in der Kunst, die geheimsten Regungen seines Herzens zu belauschen, übertreffe er alle übrigen Meister der Lyrik. Wir können diese „Studie" unsern Lesern aufs wärmste empfehlen.

— Der durch seine Schriften über das heutige Frankreich und die Franzosen vortheilhaft bekannte J. Baumgarten hat unter dem Titel „La France qui rit" eine Auswahl von Stücken aus der komischen Literatur Frankreichs in zwei Bänden herausgegeben, die vortrefflich geeignet sind, uns die heitere Seite der heitersten Nation Europas zu zeigen und uns in die entsprechende Stimmung zu versetzen. Wer also nicht philisterhaft genug ist, um das Lachen zu meiden, der wird hier reichen Stoff finden, auf die Lachmuskeln zu wirken, und einige ergötzliche Stunden mit den farceurs populaires, alten und neuen, drolligen Erzählern, Possenreißern und Komikern aller Art hinbringen können.

Bei dieser Gelegenheit sei auch Nr. 2 der Sammlung französischer Neudrucke von Karl Vollmöller: „Armand de Bourbon Prince de Conti, Traité de la Comédie et des Spectacles" enthaltend, erwähnt. Die Schrift ist aus der Henninger'schen Verlagshandlung in Heilbronn hervorgegangen und mit philologischer Genauigkeit edirt.

Bibliographie.

Ballestrem, Eufemia Gräfin, Altbiblische Bilder. Hirschberg, Heilig. 16. 60 Pf.

Bark, E., Russlands Culturbedeutung. Betrachtungen eines Deutsch-Livländers. Berlin, Behr. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Bitzer, Regierung und Stände in Württemberg, ihre Organisation und ihr Recht. Stuttgart, Bonz u. Comp. Gr. 8. 5 M.

Erich, W., Erstlinge. Poetische Blätter. Dresden, Pierson. 12. 1 M. 50 Pf.

Gonne, C. F., Das Gleichgewicht in der Bewegung. Philosophische Betrachtungen. Dresden, v. Zahn. 8. 2 M. 50 Pf.

Grua, E., Cäsar Borgia. Trauerspiel. Berlin, Mitscher u. Röstell. 1881. Gr. 8. 2 M.

— — Kaiser Friedrich der Erste. Schauspiel. Berlin, Mitscher u. Röstell. 1881. Gr. 8. 2 M.

Horaz. Uebersetzt von A. v. Graevenitz. 1ster Thl.: Die Oden und Epoden. Bern, Dalp. 12. 4 M.

Kindler von Knobloch, J., Der alte Adel im Oberelsass. Berlin. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Löwenberg, J., Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen. 1ster Bd.: Alterthum und Mittelalter bis zu Magellans erster Erdumsegelung. Mit über 100 Abbildungen und Karten, einem Titelbilde und 5 größeren Karten. Leipzig, Spamer. 1881. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Loewenthal, W., Graf Reckenhorst. Ein Schauspiel. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M.

Michelis, Parallele zwischen Perikles und Bismarck. Zwei Vorträge über Deutschlands Zukunft. Freiburg i. Br., Kiepert. Gr. 8. 50 Pf.

Müller, K. E. H., Das Ende Wallensteins. Prenzlau, Vincent. Gr. 8. 1 M.

Rethwisch, E., Bismarck und unsere politische Unreife. Freiburg i. Br., Kiepert. Gr. 8. 50 Pf.

Rethwisch, E., Sängerfahrten. Freiburg i. Br., Kiepert. 8. 2 M.

Rißmann, R., Geschichte des Arbeiterunterrichtes in Deutschland. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Rosenthal-Bonin, H., Das Gold des Orion. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Schlosser, C., König Philipp. Trauerspiel. Frankfurt a. M., Diesterweg. 1881. Gr. 8. 2 M.

Seeger, H., Die Realschulfrage und die Rostocker Rektorats-Rede vom 28. Februar 1881. Schulrede. Güstrow, Opitz u. Comp. Gr. 8. 50 Pf.

Stadion, Graf E. v., Schatten im Licht. Bric-à-Brac. Plaudereien. Teschen, Prochaska. 12. 2 M.

Taschenberg, O., Die Lehre von der Urzeugung sonst und jetzt. Ein Beitrag zur historischen Entwicklung derselben. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 2 M.

Ueber die Bestrebungen der Neuzeit auf dem Gebiete der Naturwissenschaft. Vortrag von Dr. J. R. H. Pilsen, Steinhauser. Gr. 8. 40 Pf.

Wachenhusen, H., Was die Straße verschlingt. Socialer Roman in 3 Bdn. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 10 M.

Walujew, Graf P. A., Lorin. Roman. Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. 1ster Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Lorin.

Roman in drei Theilen

von

Graf P. A. Walujew.

Erster Theil. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der von dem bekannten russischen Staatsmann Graf Walujew verfaßte Roman „Lorin" hat in der petersburger Gesellschaft enthusiastische Aufnahme gefunden und wird durch diese vom Verfasser autorisirte Ausgabe der deutschen Lesewelt zugeführt. Als ein frappantes Lebens- und Sittenbild aus der Hauptstadt des russischen Reichs wird er gewiß auch in Deutschland die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Der zweite und dritte Theil folgen binnen kurzem nach.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Vollständiges Wörterbuch
der italienischen und deutschen Sprache

von

H. Michaelis.

Zweite Auflage.

Erster Theil: Italienisch-Deutsch. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.
Zweiter Theil: Deutsch-Italienisch. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.
Complet in Einen Band gebunden 14 M.

Michaelis' neues Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Wörterbuch kommt einem lebhaft empfundenen Bedürfniß der beiden Nationen entgegen, indem es auch die Sprache des modernen Lebens in bisher nicht vorhandener Vollständigkeit und zwar sowol die Phrasen des höhern literarischen Stils wie die Ausdrücke der gewöhnlichen Umgangssprache enthält. Dasselbe hat sich binnen kurzer Zeit eingebürgert und liegt bereits in zweiter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Praktischer Lehrgang zur Erlernung
der

Schwedischen Sprache

für den Schul- und Privatunterricht.

Von **E. Funk.**

Zweite vermehrte Auflage. 8. Geh. 3 M.

Diese Anleitung zur schnellen und leichten Erlernung der schwedischen Sprache, die bereits in zweiter mit einem Wörterbuch vermehrten Auflage vorliegt, hat sich als sehr brauchbar, besonders auch zum Selbstunterricht für junge Kaufleute bewährt. Gleichzeitig erschien:

Schlüssel zum Praktischen Lehrgang der schwedischen Sprache von E. Funk. 8. Geh. 80 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Esopus.

Von

Burchard Waldis.

Herausgegeben von J. Tittmann.

Zwei Theile. 8. Geh. 7 M. Geb. 9 M.

(Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, 16. und 17. Bd.)

Durch diese neue, correcte, mit einem Essay über des Dichters Leben und Schriften und mit sprachlichen Anmerkungen versehene Ausgabe wird Burchard Waldis' „Esopus", das berühmte Fabelbuch des 16. Jahrhunderts, allen Literaturfreunden zu billigem Preise zugänglich gemacht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie.

Von

Dr. Ludwig von Rönne,

Appellations-Gerichts-Vice-Präsident a. D.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

Zweiter Band: Verfassungsrecht, zweite Abtheilung.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

(Der erste Band: Verfassungsrecht, erste Abtheilung, kostet geh. 10 M., geb. 11 M. 50 Pf.)

Die vierte Auflage des berühmten Rönne'schen Werks wird 5 Bände umfassen. Infolge der Weiterentwickelung des öffentlichen Rechts hat diese neue Auflage sehr wesentliche Bereicherungen und Umgestaltungen erfahren, sodaß sie auch für die Besitzer früherer Auflagen unentbehrlich ist. Außer in 5 Bänden kann sie in ungefähr 25 Lieferungen à 2 M. bezogen werden; bisjetzt sind 9 Lieferungen, die ersten beiden Bände enthaltend, erschienen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Madagascar.

Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel,
Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner.

Von

James Sibree.

Mit einem Titelbilde und zwei Karten.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Die afrikanische Insel Madagascar, eine der größten Inseln der Erde, bietet sowol wegen des räthselhaften Ursprungs ihrer Bewohner als wegen des ganz ausnahmsweisen Charakters ihrer Thier- und Pflanzenwelt den Ethnologen und Naturkundigen ein besonders interessantes Forschungsgebiet. Durch vorliegende Schilderung dieses merkwürdigen Inselandes, welche die neuesten Ergebnisse der Forschung in gewandter, fesselnder Form zur Darstellung bringt, wird die wissenschaftliche wie die populäre Reiseliteratur um einen sehr willkommenen Beitrag bereichert.

(Mit einer Beilage von G. **Freytag** in **Leipzig.**)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RES. BIBLIOTHEK Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 25. Mai 1882.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Die poetische Namengebung. Von Rudolf von Gottschall. — Philosophische Schriften. Von Konrad Hermann. — Neue dramatische Erscheinungen. Von Karl Nissel. — Das österreichische Deutschthum. Von Anton Schlossar. — Eine Biographie Lord Byron's. Von Albert Weigert. — Poetische Uebersetzungen. Von Robert Waldmüller. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Die poetische Namengebung.

Jeder Dramen- und Romandichter, der sich nicht an die Geschichte anlehnt, muß seine Helden selbst über die Taufe heben; ja auch der Lyriker befindet sich bisweilen in dieser Lage, wenn er den Namen irgendeiner Schönen, an die er seine Gedichte richtet, aus dem kirchlichen Taufregister in das poetische übersetzt, was den spätern Commentatoren ausgiebigen Stoff zur Bewährung ihres Scharfsinns gibt. Nichts ist gleichgültig in einem poetischen Werk, und wenn auch nur leise Nuancen des Colorits davon abhängen: so ist es auch nicht gleichgültig, welche Namen die Dichter ihren Haupt- und Nebenpersonen geben.

Zunächst handelt es sich um die Vornamen, besonders bei den jugendlichen Helden, die entweder im Schoße der Familie leben, oder in Liebesverhältnisse verstrickt sind: hier wo die Idealität des Gemüths die Hauptrolle spielt, in diesen individuellsten Beziehungen kommt der Vorname zu einem ausschließlichen Recht, während der Familienname bei allem in Betracht kommt, was gesellschaftlichen Beziehungen oder dem öffentlichen Leben angehört. An und für sich scheint die Wahl eines Vornamens dem Dichter keine Schwierigkeit zu bieten: der ganze Kalender stellt sich ihm ja zur Verfügung. Und doch, ohne poetischen Takt und richtigen Instinct ist trotzdem ein Misgriff möglich: man denke sich nur eine romantische Liebe und den Träger derselben mit dem Namen Thomas behaftet; wie viele Illusionen schwinden sogleich diesem Namen gegenüber! Abgesehen von seinem schweren Vollklang, der den Ergüssen der Liebe ein unwillkommenes Hinderniß in den Weg stellt, sind es besonders gewisse Vorstellungskreise, wie sie an jedem Namen haften, welche es verbieten, aus einem Thomas einen deutschen Romeo zu machen. Man denkt an den zweifelnden Jünger Jesu: was ist für die Liebe gefährlicher als der Zweifel? Man denkt an Thomas von Aquino . . . solch ein hochgelehrter doctor universalis und frommer Theologe ist doch in Liebesabenteuern eine incommensurable Größe.

In der That sind es die oft unausgesprochenen Ideenassociationen, die mit irgendeinem Vornamen verknüpft sind, was ihn für gewisse Zwecke annehmbar oder unannehmbar macht. Es ist ein feiner Aether, gemischt aus den Elementen geschichtlicher oder früherer poetischer Ueberlieferungen, der um jeden Namen zittert und von feinem Taktgefühl herausempfunden wird.

Ueber die Namen der Weiber sagt Jean Paul: „Es erstreckt sich das indische Gesetz, daß der Bramine stets eine mit einem schönen Namen heirathen soll, bis in die Romane herüber; jede Heldin hat neuerer Zeiten, wenn auch keine andere Schönheit, doch diese, nämlich eine welsche Benennung statt eines welschen Gesichts." In der That wird sich die ideale Heldin von der kleinbürgerlichen, realistischen schon durch ihren Namen unterscheiden; Jean Paul selbst macht hierin einen feinen Unterschied: seine weiblichen Idealgestalten führen die Namen Clotilde, Liane, Linda, Angela, Beate: dagegen die von derberer Art Namen wie Lenette und ähnliche. Eine naive Gurli mit einem vornehm klingenden Namen würde einen tragikomischen Eindruck machen: es gibt allerdings Romanschriftsteller, denen dies Taktgefühl fehlt und welche nach der einen oder der andern Seite hin gegen dasselbe verstoßen. Unsere Meister machten sich eines solchen Mangels an Feinfühligkeit nicht schuldig: welch ein poetischer Duft umschwebt den Namen Mignon in Goethe's „Wilhelm Meister"!

Wo aber keine historischen oder poetischen Reminiscenzen dem Namen eine bestimmte Folie geben, da kann oft

in seinem Klang oder vielmehr in dem Anklang, der aus ihm heraustönt, etwas Charakteristisches liegen, was den Autor zur Beachtung nöthigt. Ein häßliches Mädchen oder ein altes Weib Rosa und Flora zu nennen, das würde immer ein Misgriff sein, weil in diesen Namen die Erinnerung an die Schönheit der Blumenwelt lebendig ist.

Für die Vornamen ist der Kalender die hauptsächlichste Quelle; für die Familiennamen sind es in modernen Stücken und Romanen die Adreßbücher der deutschen Städte. Hier ist die Auswahl für den Dichter weit größer, und es scheint auf den ersten Blick gleichgültig, welcher von diesen bisweilen indifferenten Namen gewählt wird. Doch ist dies keineswegs der Fall, und eine gewisse Feinspürigkeit des dichterischen Instincts zeigt sich auch hier in der Wahl der Namen.

Ausgeschlossen ist jedenfalls die Absichtlichkeit, mit welcher ein Autor durch den Namen schon den Charakter der Persönlichkeit, welcher er zugetheilt wird, auszudrücken sucht. Derartige „Winke mit dem Zaunpfahl" sind unschön und können nur verstimmen. Gleichwol sind sie sehr üblich in den englischen Lustspielen und finden sich auch bei Shakspeare; wir erinnern nur an die Friedensrichter Schaal und Stille, an die Rekruten Schimmelig, Schatte, Warze, Schwächlich und Bullenkalb in „König Heinrich IV.", an den Junker von Bleichwang in „Was ihr wollt", an den Scharfrichter Grauslich in „Maß für Maß". In den Stücken von Congreve finden sich etwas complicirtere Namen, die aber ebenfalls den Charakter illustriren sollen, Markwell in „The double dealer", Witwould in „The way of the world", außerdem Brick, Careleß u. a. So finden sich in Sheridan's „The school for scandal" eine Lady Sneerwell, in Colman's „The jealous wife" eine Lady Freelove u. a. Wenn nun über diese selbstgewählten Namen der Dichter noch Witze macht, so ist das allerdings ein wohlfeiles Vergnügen und ein poetischer circulus vitiosus. Dies findet sich indeß auch bei Shakspeare, wie in Falstaff's Rekrutenscenen. Wenn Jean Paul die Spiele mit Eigennamen tadelt, so nimmt er doch Shakspeare in Schutz: „Der große Shakspeare, welchen mehrere neue Shakspearechen darin auf den Modellstuhl neben ihrem Schreibpult steigen heißen, wird hier mit dem Bühnenvolke verwechselt, das er reden läßt; meistens den Narren und Bedienten (z. B. Lanzelot) legte er die Wortspiele, bedeutenden Menschen aber (z. B. Lorenzo) den Tadel darüber in den Mund." An einer andern Stelle sagt Jean Paul: „Unausstehlich ist dem deutschen Gefühl die britische Namensvetterschaft mit der Sache — wozu Hermes früher die häßlichsten Proben an den Herrn Verkannt und Grundleger und neuerdings an Herrn Kerker und überall geliefert hat. Aber ganz und gar nichts soll wieder kein Name bedeuten, besonders da nach Leibniz doch alle Eigennamen ursprünglich allgemeine waren, sondern so recht in der Viertelsmitte soll er stehen, mehr mit Klängen als mit Silben reden und viel sagen, ohne es zu nennen, wie z. B. die Wieland'schen Namen: Flok, Flaunz, Paresol, Diadonelle u. a. So hat z. B. der uns bekannte Autor nicht ohne wahren Verstand unbedeutende Menschen einsilbig Wutz, Rust getauft; andere schlimme oder scheinbar wichtige mit der Iterativsilbe er: Lederer, Forischdörfer, einen kahlen, fahlen: Fahland u. s. w."

Auch in der Namengebung offenbart sich das Stilgefühl des Autors; er wird zunächst dabei das Triviale und Ideale auseinanderhalten; er wird dann, weit entfernt davon mit derber Deutlichkeit in dem Namen einen Abklatsch des Charakters zu geben, in ihn feine Beziehungen auf den letztern legen, leise Anklänge an irgendeinen Charakterzug.

Wählt der Autor nun einen Namen für einen modernen Helden, so kann es leicht vorkommen, daß die durch die Standesregister berechtigten Träger desselben Namens sich durch eine Charakterzeichnung beeinträchtigt fühlen, welche den neuen, wenn auch nur der poetischen Erfindung angehörigen Familiengenossen nicht in günstigem Lichte zeigt. Zwar die Müller und Schulze, Meier und Schmidt gehen des Rechts verlustig, Protest gegen ein solche Namengebung zu erheben; denn wenn auch noch ein Phantasie-Müller oder Phantasie-Schulze sich zu den gleichnamigen Tausenden gesellt, so ist dies ein gänzlich unbemerkter Vorgang, und kann um so weniger zur Klage Anlaß geben, als diese Müller, Schulze, Meier und Schmidt alle nur möglichen Charaktermancen, gute und schlechte, so ausgiebig vertreten, daß hier sich auch ein schwarzer Bösewicht in der Menge verliert. Anders ist es bei adelichen Familien oder bürgerlichen Patricierhäusern, die auf die Reinheit ihres Namens, auf die Unbeflecktheit ihres Stammes halten. Wenn in einem Roman ein notorischer Schurke diesen Namen trägt, so kann dies bei jenen Familien wol Anstoß erregen und zu einem Protest berechtigen.

Noch mehr ist dies allerdings der Fall, wo nicht blos der Name, sondern auch das Porträt sich decken. Der französische Naturalismus, der das Leben ohne weiteres abschreibt, kann sehr leicht dazu kommen, ein lebendes Menschenexemplar mit Haut und Haar, Erscheinung und Wesen, Charakter und Namen in seine Romankapitel einzusperren. Dies ist Emile Zola passirt in seinem neuesten Schmuzroman „Pot-Bouille". Mindestens tritt in demselben ein Gerichtsrath auf, welcher den gleichen Namen führt wie ein leibhafter pariser Jurist und auch in derselben Gegend wohnt. Wie groß sonst die Aehnlichkeiten oder Unähnlichkeiten sind, wissen wir nicht; aber auch das pariser Publikum weiß es nicht, welches jenen Juristen dem Namen nach kennt. Der Jurist des Romans, der gelegentlich mit dem ganzen Pathos der Robe ausgestattet ist und auch das Wort Tugend stets pomphaft im Munde führt, weiß sich den Löwenantheil bei einer Hinterlassenschaft durch juristische Subtilität zu sichern, ist seiner Frau so widerwärtig, daß sie sich unglücklich fühlt, als ihm eine lange Zeit hindurch verschwenderisch dotirte Maitresse den Stuhl vor die Thüre setzt, aus Furcht, er könne wieder bei ihr sein eheliches Glück suchen, macht einen Selbstmordversuch infolge der allgemeinen Zerrüttung seiner Ver-

hältnisse, und zwar in einem Cabinet d'aisance — Zola liebt dergleichen decorativen Aufputz —, zerschmettert sich indeß dabei nur die Kinnlade. Später hält er mit etwas schiefem Munde seine Reden vor Gericht, und auch der häusliche Frieden wird wiederhergestellt, da der Gatte so glücklich war, eine neue minder kostspielige Maitresse zu finden.

Gewiß hatte Herr Duverdy das Recht, gegen einen solchen Träger seines Namens zu protestiren, der außerdem durch Stand, Beruf und Wohnung auf ihn hinwies. Auch verurtheilte das Gericht den Autor, den Namen in dem im Feuilleton einer pariser Zeitung erscheinenden Roman zu beseitigen bei einer Geldstrafe für jeden Tag Verzögerung. Duverdy verwandelte sich nun in Duveyrier: das pariser Publikum liest nach dem Sensationsproceß jedenfalls den alten Namen durch den neuen durch. So kann es auch in der Dichtung heißen: Nomina sunt odiosa.

Rudolf von Gottschall.

Philosophische Schriften.

1. Die monistische Philosophie von Spinoza bis auf unsere Tage. Von Wilhelm von Reichenau. Gekrönte Preisschrift. Köln, Mayer. 1881. Gr. 8. 7 M.

Mit dem Ausdruck Monismus wird jetzt gemeinhin die Lehre oder die Vorstellung von einer einheitlich zusammenhängenden Gesammtentwickelung alles Wirklichen bezeichnet. Insbesondere aber gilt die neuere Descendenztheorie als eine Consequenz oder auch als eine Bestätigung dieses allgemeinen Gedankens der Auffassung der Welt. Die neuere Naturwissenschaft als solche oder im ganzen und großen hat ja auch überhaupt diesen monistischen Gedanken zu ihrer Voraussetzung. Derselbe ist an sich übrigens keine neue Lehre in der Geschichte, indem er namentlich in der neuern Zeit schon durch Spinoza bestimmt ausgesprochen und festgestellt worden ist. Es dürfte im allgemeinen Fortgange der neuern Weltbetrachtung eine doppelte Stufe unterschieden werden können: die ältere dualistische oder theologische, und die jüngere monistische oder naturwissenschaftliche. Das erklärende Princip für die Welt wurde zu Anfang allein gesehen in der übersinnlichen oder metaphysischen Einheit des Gottesbegriffs, während späterhin und jetzt die Welt allein aus sich und ihren eigenen gegebenen Erscheinungen und Beschaffenheiten heraus zu begreifen versucht wird. Die Lehre Spinoza's aber war der Punkt gewesen, wo zuerst der Gottesbegriff sich in den Ausdruck einer bloßen, alles Andere in sich umschließenden einheitlichen Wesenheit oder Substanz umgewandelt hatte. Mit ihm hat also zunächst alle weitere Geschichte des Monismus ihren Anfang genommen. Dieser monistische Grundgedanke aber hat in der jüngern Philosophie mannichfache Stufen und Formen seiner nähern Auffassung und Feststellung zu durchlaufen gehabt.

Die Gliederung dieser hier vorliegenden Geschichte des Monismus besteht aus drei Abschnitten: erstens der Monismus vor Kant, enthaltend die Lehren von Descartes, Spinoza, Leibniz; sodann der Monismus bis auf Lazar Geiger, enthaltend Immanuel Kant, Arthur Schopenhauer, Julius Robert Mayer; endlich Durchbruch der Entwickelungslehre auf allen Gebieten, Lazar Geiger, Ludwig Noiré, F. Max Müller, Schlußbetrachtung. Der Verfasser erhebt sonach selbst nicht die Prätension, eine umfassende und allseitig ausgearbeitete Geschichte des monistischen Gedankens in der ganzen neuern Philosophie und Wissenschaft gegeben zu haben, sonst hätten wol noch ganz andere Abtheilungen und Sphären der letztern mit in Betracht gezogen werden müssen. Ihm war das Ziel seiner Arbeit durch eine von Dr. H. J. Klein in der Zeitschrift „Gäa" im Jahr 1877 gestellte Preisaufgabe gesteckt, mit deren Wortlaut ungefähr die hier eingehaltene Beschränkung zusammentrifft. Wir haben es daher hier nur mit einer Art Studie zur Geschichte des Monismus zu thun. Der Standpunkt Kant's aber, die entscheidendste Wendung im Fortgange der neuern Philosophie, muß an sich als ein dem Gedanken des Monismus fremder und selbst entgegengesetzter erscheinen. Der strenge Monismus hebt nothwendig auch das Subject und sein ganzes geistiges Leben zu einem bloßen Moment in der allgemeinen Entwickelung des Weltganzen auf, während Kant nur auf dem Boden dieses Subjects selbst stand und alles Aeußere als einen bloßen Stoff in seine für uns allein entscheidende innere Auffassungsform eintreten ließ. Allerdings ist nach Kant wiederum der andere objectivistische Standpunkt durch eine identische Aufhebung oder auch eine Hineindeutung jenes inneren Ansich der Vernunft in das äußere Ansich oder Wesen der Welt zur Geltung oder Herrschaft gelangt. Auch die Identitätslehre und immanente Dialektik oder Entwickelungstheorie Hegel's war eine Erneuerung und erweiterte Formulirung des Spinozistischen Gedankens von der Einheit alles Seienden.

Gegenwärtig aber wird der Begriff des Monismus im allgemeinen als gleichbedeutend mit dem einer Lehre von der sinnlichen physischen Einheit aller Lebensentwickelung verstanden, und er ist insofern der Gefahr ausgesetzt, mit dem Materialismus verwechselt und zusammengeworfen zu werden. Diese Verwechselung ist es, welcher der Verfasser entgegenzutreten versucht, indem er namentlich in diesem Sinne die von ihm behandelten Lehren zu verwerthen bestrebt ist. Was wir die Materie nennen, ist ja näher betrachtet niemals die bloße brutale Sinnlichkeit und Triebkraft der Natur, sondern es führt uns die Analyse dieses Begriffs nothwendig auch zu der Annahme

gewisser geistiger Eigenschaften oder Beschaffenheiten in derselben hin. Es sind insofern wesentlich überall zwei allgemeine Seiten oder Attribute, ein geistiges und ein sinnliches, Empfindung und Bewegung, Denken und Ausdehnung u. s. f., die von dem echten Monismus in allem Wirklichen unterschieden werden müssen und meistens auch unterschieden worden sind. Die einzelnen Formen des Monismus unterscheiden sich wesentlich nur dadurch voneinander, daß diese beiden Momente anders benannt, in ihrem Verhältnisse anders gruppirt, oder auch das eine auf Kosten des andern zu sehr betont worden sind. Inwiefern der Monismus eine Weltanschauung sei, bei der auch der Idealismus des menschlichen Gemüthslebens seine Befriedigung zu finden vermag, diese Frage wird wol auch von dem Verfasser so wenig wie von Noiré und andern mit genügender Evidenz erledigt worden sein. Zunächst hat der Monismus als eine wissenschaftliche Lehrformel nur die Bedeutung einer Basis für das weitere Begreifen aller Ordnung oder alles Zusammenhangs der Dinge. Insofern aber, als alle diese Ordnung auch im Sinne einer immanenten einheitlichen Teleologie aufgefaßt wird, scheint die Bedingung und die Möglichkeit der sichern Festhaltung eines idealistischen Standpunktes der Weltbetrachtung neben dem realistischen der Naturwissenschaft gegeben zu sein. Es mag die Phantasie eine gewisse Befriedigung empfinden bei dem Spielen mit dem monistischen Weltgedanken und der geistigen Auffassung oder Erklärung desselben; immer aber bleibt doch dieser Gedanke als einzige, jede weitere Fernsicht abschneidende Lehre eine für den Standpunkt unseres praktischen Innern unzureichende Formel der philosophischen Auffassung der Welt. Uebrigens verdient der redliche Wille und das Geschick des Verfassers in der Darlegung der einzelnen Lehren alle Anerkennung, wenn er sich auch hin und wieder wol von einseitigen und übertriebenen Anschauungen befangen zeigt.

2. Die Willensbestimmungen und ihr Verhältniß zu den impulsiven Handlungen. Eine forensisch-psychologische Untersuchung von Heinrich Spitta. Tübingen, Fues. 1881. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Die eindringende psychologische Analyse des Seelenlebens ist in der neuern Zeit namentlich durch Herbart und seine Schule angeregt worden. Auch der Verfasser der vorliegenden Schrift gehört dieser Richtung an, indem er in seinem Denken zunächst durch Volkmann, Siegwart u. a. bestimmt worden ist. Es ist wahr, die ältere Psychologie mit ihrer mechanischen Vorstellung von der Seele als einem System einzelner Theile oder Kräfte, eine Anschauung, in der ja auch noch Kant befangen war, ist durch diese neuere von der Beobachtung der wirklichen Vorgänge der Seele ausgehende Richtung mit Recht abgelöst und zurückgedrängt worden. Man beging damals und begeht auch jetzt noch sehr leicht den Fehler, einen Begriff, der an sich nur eine bestimmte Seite der Erscheinungen der Seele in sich vertritt, ohne weiteres gleichsam dem Charakter eines Dinges oder einer einzelnen realen Abtheilung desselben zuzuschreiben. So setzt man insbesondere den Willen, oder auch das was sonst die Freiheit genannt wird, als etwas einfach Gegebenes oder Daseiendes in der Seele voraus. Von dieser Auffassung wird naturgemäß auch der ganze juristische Standpunkt in der Beurtheilung der menschlichen Handlungen beherrscht. Doch auch der Jurist und der Gerichtsarzt aber können nie der psychologischen Bildung oder Schulung entbehren. Es ist zugleich aber dieses ein charakteristisches und auch berechtigtes Streben der Herbart'schen Schule, die Resultate der Psychologie auf praktischem Gebiete, wie z. B. dem der Pädagogik, in Anwendung zu bringen. Mit dem Begriff des Willens aber ist überhaupt in der neuern Zeit mancherlei Misbrauch getrieben worden, indem er oft ganz unberechtigter Weise zum Ausdruck des bloßen unbestimmten sinnlich natürlichen Triebes oder Begehrungsvermögens gemacht worden ist.

Die nähere Analyse dieses Begriffs ist der Hauptzweck und wesentliche Inhalt der gegenwärtigen Schrift. Inwieweit eine solche wissenschaftliche Analyse für das praktische Bedürfniß des forensischen Standpunktes fruchtbar und ausreichend sein werde, ist freilich immer eine andere Frage; überall aber sind doch auch hier allgemeine Begriffe nothwendig als Anhaltspunkte für die Orientirung in den schwierigen und complicirten Aufgaben der Praxis. So sehr der Fleiß, der Scharfsinn und die Belesenheit des Verfassers Anerkennung verdienen, so hätte doch wol manches auch einfacher gesagt werden können, und es möchte das Erkünstelte seiner Auffassungen doch zum Theil angezweifelt und bestritten werden können. Die Hauptabtheilungen der Schrift sind: 1) „Allgemeines" (Einleitung, Vorstellen und Fühlen, das Wollen und die Theorie der Seelenvermögen); 2) „Was heißt Wollen?"; 3) „Wollen und Verursachen"; 4) „Wollen und Zurechenbarkeit"; 5) „Wollen und Zurechnungsfähigkeit"; 6) „Wollenshandlung und Triebhandlung"; 7) „Antilogie des Willens als Grenzgebiet"; 8) „Psychiatrische Behandlung" (die einzelnen Arten der getrübten Zurechnungsfähigkeit, Theorie vom Parallelismus der psychischen Grundfunctionen, Ausblicke in das praktische Leben).

3. Das Ideal der Menschheit. Nach C. Chr. Fr. Krause's Schrift: „Das Urbild der Menschheit", von Alfred Cleß. Stuttgart, Krabbe. 1881. 8. 2 M.

Der Menschheit ihre Ideale zu zeigen, ist zu allen Zeiten mit als eine Aufgabe der Philosophen ebenso wie der Dichter und Künstler angesehen worden. Ein Idealist im hervorragenden Sinne war auch der verstorbene Philosoph Krause, der eine zwar kleine aber begeisterte Gemeinde von Anhängern und Verehrern hinterlassen hat. Das Leben im bloßen Ideal und die Nichtachtung alles Realen war durchaus bezeichnend für Krause, sowol in seinem wissenschaftlichen Denken wie in seinem persön-

lichen Leben. Sein persönliches Schicksal hat etwas Rührendes, wenn man sich nicht sagen müßte, daß dasselbe ein durch die Abwesenheit aller praktischen Vernunft selbstverschuldetes gewesen ist. An Reinheit der Gesinnung und des Strebens dürfte Krause selbst als ein Ideal angesehen werden. Ihn aber geradezu mit Christus zu vergleichen, ist doch eine über die Grenze des Erlaubten hinausgehende Leistung des Verfassers dieser Schrift. Ein gewisses Verständniß des Wirklichen gehört nothwendig auch mit zu den erforderlichen und berechtigten Voraussetzungen alles menschlichen Strebens nach dem Ideal. Krause war immerhin ein bedeutender und rastlos strebender Geist, und es wirft kein schönes Licht auf unsere Universitätsverhältnisse, daß er es nie zu einer auch noch so bescheidenen andern öffentlichen Stellung als der eines halb verhungerten und fortwährend umherirrenden Privatdocenten gebracht hat. Krause gehörte ebenso wie Schopenhauer zu denjenigen begabtern Naturen, die sich in ihrer Eigenart nicht in den einmal bestehenden Rahmen der Einrichtungen und Verhältnisse der Universität einordnen konnten. Er hatte allerdings, im Unterschied von dem letztern, wirklichen Beifall und Erfolg bei der akademischen Jugend, sowie er überhaupt in seinem persönlichen Leben und Denken gerade das Gegenbild der hochmüthig behaglichen Selbstzufriedenheit und verbissenen weltschmerzlichen Seelenstimmung dieses frankfurter Einsiedlers war. Beide aber sind erst nach ihrem Tode in weitern Kreisen bekannt und verstanden worden. Die Philosophie Krause's wurzelte durchaus in dem schwärmerischen und begeisterten Idealismus, wie er in der Zeit nach Kant in Deutschland hervorgetreten war. Er unterschied sich aber von den Hauptvertretern dieser Richtung, Schelling und Hegel, dadurch, daß er vorzugsweise praktisch-sittliche Ideale im Auge hatte. Diese Ideale waren indeß von einer durchaus abstracten und phrasenhaft verschwommenen Art. Alles sollte sich auflösen in einem von Gottinnigkeit durchdrungenen und getragenen, sich in einzelne Abtheilungen und Sphären gliedernden liebenden Bund der Menschen untereinander.

Von diesem seinem Urbilde der Menschheit wird uns hier ein Auszug gegeben. Es gibt gewisse Erscheinungen des philosophischen Denkens, welche nicht sowol einem streng wissenschaftlichen als vielmehr einem poetischen oder sonst innerlich gemüthlichen Bedürfniß oder Interesse entsprechen und Genüge leisten, wie überhaupt der Ausdruck der Begriffsdichtung für vieles, was zur Philosophie gehört, nicht vollkommen der Wahrheit entbehrt. Man glaubt bei Krause vielfach eine Art von Begriffsmusik zu hören, in welcher alle Schwierigkeiten und Dissonanzen der Wirklichkeit sich in einen einzigen himmlischen Sphärenaccord aufzulösen scheinen. Eine solche lyrische Gemüthsstimmung der Seele mag bei Krause ihre Befriedigung finden; aber der ernste dramatische Kampf des Guten und Bösen, des reinen Idealen mit den schweren empirischen Hemmungen und Bedingungen desselben wird nicht durchgefochten in seiner Lehre, ebenso wie sein persönliches Unglück in dem bloßen Emporblicken zum Ideal und der Vernachlässigung aller realen Bedingungen zu dessen Erreichung bestand.

4. Zur Erinnerung an K. Ch. F. Krause. Festrede, gehalten zu Eisenberg am hundertsten Geburtstag des Philosophen von Rudolf Eucken. Leipzig, Veit u. Comp. 1881. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
5. Karl Christian Friedrich Krause's Leben, Lehre und Bedeutung. Mit Krause's Bildniß nach Hähnel's Büste. Von B. Martin. Leipzig, Findel. 1881. Gr. 8. 4 M.

Zwei weitere Beiträge zur Krause-Literatur! Es ist nicht zu erwarten, daß die Literatur über Krause jemals in dem Maße anschwellen werde, wie es mit der über Schopenhauer der Fall gewesen ist. Erlaubt aber mag es immerhin sein, zwischen diesen beiden sonst so disparaten und zu ihrer eigenen Zeit im allgemeinen übersehenen Geistern eine Parallele zu ziehen. Das Urtheil der Geschichte und der unabhängigen literarischen Kritik wird immer ein anderes sein müssen als das der einseitigen und fanatischen Parteigänger des einen und des andern Theils, zu denen auch der Verfasser der zweiten der beiden letztgenannten Schriften gehört. Zwei vollständig verschiedene Ideenkreise waren es, in denen jeder dieser beiden Männer lebte. Beide Ideenkreise aber hingen immerhin zusammen und waren eine bestimmte Verzweigung des sonstigen allgemeinen Fortgangs der Philosophie in unserer Zeit. Die Schopenhauer'sche Lehre und Weltauffassung ist eine Zeit lang zu einer Art von Gemeingut oder zum herrschenden Ausdruck einer bestimmten Strömung des öffentlichen Geistes im Leben der Nation geworden. Ob auch die Lehre Krause's noch eine solche Nachblüte haben werde, wie dieses von ihren Jüngern und Anhängern erwartet wird, steht wol sehr dahin. Das Prädicat eines Denkers aller Denker, welches von B. Martin (Nr. 5) seinem Meister zuertheilt wird, ist eine von den Ueberschwänglichkeiten, mit denen man jetzt leider oft nur zu freigebig verfährt. Die Lehre Krause's ist, nüchtern betrachtet, ihrem Kerne nach nichts als ein System von Phrasen und zum Theil höchst künstlich erdachten und sprachwidrigen Wortbildungen, das auf die Forderung eines erträumten utopischen Idealzustandes des menschlichen Lebens hinausläuft. Dafür besaß er allerdings Herz, Gesinnung, Hingabe und persönlichen Idealismus im höchsten Grade, von welchem allem bei Schopenhauer genau das Gegentheil gilt. Die ganze Art des Krause'schen Denkens beruhte auf denselben formalen Voraussetzungen, wie sie zur Zeit Fichte's, Schelling's, Hegel's u. s. w. in Deutschland überhaupt die herrschenden waren. Man glaubte mit künstlich gezogenen Begriffskreisen die Wirklichkeit und das Leben von oben herab eintheilen, begreifen und gestalten zu können. Jene andern Idealisten aber hatten größern Erfolg als Krause, weil es ihnen doch überall noch weit mehr um die Erkenntniß der wahren Natur des Wirklichen zu thun war,

und weil sie nicht so vollständig wie dieser den Boden des Zusammenhangs mit der realen Welt und ihren Bedingungen unter den Füßen verloren hatten. Alles dieses waren Wege, die doch irgendwie in die Fülle des Realen hineinführten und die insofern mit dem ganzen Fortschritt der neuern Wissenschaft überhaupt innig und organisch verbunden waren. Die Wissenschaft als solche aber in der Gesammtheit ihres Aufbaues und in der allgemeinen geistigen Durchdringung ihres Materials hat keinen Gewinn gehabt weder von Schopenhauer noch auch von Krause. Fichte, Schelling, Hegel, Herbart waren bestimmte Etappen auf dem Wege der Ausbildung der neuern Wissenschaft, deren jeden eine eigenthümliche Methode zu der Gestaltung ihres Inhalts hinzubrachte. Schopenhauer aber wendete der strengen Wissenschaft und der akademischen Thätigkeit, für die er weder seiner Lehre noch seiner Person nach paßte, den Rücken, indem er als ein unzufriedener Einsiedler ein schmerzzerrissenes Gemälde von den gärenden Principien einer nach ihm unvollkommenen Welt entwarf. Krause hingegen suchte in der That hohe und geistige Wissenschaft, die zugleich mit dem wahren Wohle der Menschheit identisch sein sollte. Die Lehre Schopenhauer's fand eine Zeit lang Anklang, weil sie sich an die Uebersättigung von dem frühern idealistischen Begriffstaumel anschloß, und weil auch das Schlechte in der Welt wieder einmal anerkannt und betont werden mußte. Wenn aber auch das Zukunftsideal eines allgemeinen Menschheitbundes, wie es Krause, nach der Erzählung von B. Martin, einmal in einer gewissen Nacht „geschaut" haben soll, schwerlich jemals auf dem wirklichen Wege der Geschichte liegen dürfte: er wendete doch wenigstens den Blick nach oben und hat in seinem armen und dürftigen Leben rastlos mit dem Uebel der Welt gekämpft, vor dem sich Schopenhauer in den vornehmen und behäbigen Dünkel seiner eigenen vermeintlichen Geistesüberlegenheit zurückgezogen hatte. Beide sind sozusagen Auswürflinge und Schmerzenskinder der neuern Philosophie gewesen. Der wahre Werth Krause's aber liegt überhaupt nicht sowol auf der wissenschaftlichen oder intellectuellen, wie auf der persönlichen oder moralischen Seite seines Wesens und seiner Stellung in der Geschichte. Er gehört mit Kant und mit Fichte zu denjenigen Heroengestalten der Philosophie, die nicht blos durch ihre Lehre, sondern auch durch ihre Person und ihren Charakter ein leuchtendes Vorbild für die Nachwelt und in der Ruhmeshalle des deutschen Namens in der Geschichte einer Stelle theilhaft geworden sind. Schelling, Hegel und Herbart dagegen sind mehr nur durch ihre Lehren als durch ihr persönliches Lebensbild zu einem Gemeingute der Nation geworden. Rudolf Eucken, der Verfasser der Schrift Nr. 4, aber ist seiner Aufgabe in einer ebenso unbefangenen und objectiven als geschmackvollen und von wahrer Pietät getragenen Weise gerecht geworden, während die von B. Martin gewählte Form der dialogischen Einkleidung ein in seinem Erfolge wol etwas fragliches Mittel für die Zwecke einer weitern Verbreitung und Popularisirung der Lehren Krause's sein dürfte.

6. Das religiöse Bewußtsein der Menschheit im Stufengang seiner Entwickelung. Von Eduard von Hartmann. Berlin, C. Duncker. 1882. Gr. 8. 10 M.

Dieses neueste Werk Eduard von Hartmann's ist von wesentlich historischer Art, und es treten insofern hier die bekannten glänzenden Eigenschaften des Verfassers auf einem mehr objectiven und neutralen Gebiete zu Tage als da, wo es sich um die Begründung seiner eigenen, doch immerhin anfechtbaren Lehre und Weltanschauung handelt. Es soll hiermit nicht gesagt sein, daß nicht auch in dem vorliegenden Buche ungemein vieles angefochten und bestritten werden könnte. Vielmehr ist dies bei den zum Theil höchst schwierigen Problemen, wie sie die Auslegung und Deutung der mannichfachen Dogmen der verschiedenen Religionskreise dem Erkennen darbieten, nicht wohl anders zu erwarten. Das Buch kann im allgemeinen als eine speculative Religionsgeschichte angesehen werden, in welcher der Verfasser mit Gelehrsamkeit und Geist den verbindenden Faden des Zusammenhangs der einzelnen Kreise und Stufen des religiösen Lebens aufzuzeigen versucht. Es ist hier nicht der Ort, den reichen Inhalt des Buchs einer näher eingehenden Berichterstattung und Kritik zu unterziehen. Wir heben aus demselben nur einige Punkte in Nachstehendem hervor.

Zuerst wird gleich am Eingange des Werks auch schon den Thieren das Gefühl der Religion vindicirt. Das ist entschieden mindestens sprach- oder begriffswidrig; es mögen wol Keime und entfernte Analogien mit gewissen höhern menschlichen Gefühlen in der Seele des Thiers vorkommen, aber es ist durchaus eine wissenschaftliche oder logisch-grammatische Incorrectheit, wenn jetzt vielfach versucht wird, einzelne Begriffe, die an sich nur auf die höhern Geistesfunctionen des Menschen Bezug haben können, wie z. B. auch der des Denkens, in die niedern und rudimentär-elementarischen Seelenerscheinungen des thierischen Lebens hineindeuten zu wollen. Sodann wird das wichtigste und entscheidendste Ereigniß in aller Religionsgeschichte vor dem Christenthum, die Entstehung des monotheistischen Religionsgedankens der Juden in Moses, auf eine Reaction der semitischen Nationalvorstellung von der Gottheit gegen den sinnlichen ägyptischen Göttercultus zurückgeführt. Auch dies jedenfalls nicht mit vollkommenem Recht. Moses war vielmehr wol, ähnlich wie unter den Griechen Pythagoras, tief in die ägyptische Priesterlehre eingedrungen und eingeweiht worden, die unverkennbar selbst einen monotheistischen Hintergrund gehabt hat. Mochte auch das semitische Volkselement durch Naturanlage und vielleicht auch durch die großartig einfache Scenerie des Wüstenlebens in besonderm Grade zum Monotheismus prädisponirt gewesen sein, so kann doch jenes merkwürdige Phänomen in der Geschichte wol nur auf die höhere Erleuchtung eines einzelnen Mannes durch

die Berührung mit der tiefsinnigen Weisheit und geistigen Bildung des alten ägyptischen Culturvolks und seiner gelehrten Priesterkaste zurückgeführt werden. Alle Geschichte der Religion überhaupt wird nur als eine einzelne Seite des ganzen geistigen oder Culturlebens der Völker in der Geschichte überhaupt aufgefaßt werden dürfen. Eine wahrhafte Philosophie der Geschichte läßt sich nicht auf diese einzelne Seite des menschlichen Lebens allein begründen. Nur von einem solchen höhern Standpunkt aus wird es möglich sein, die ganze actuelle Stellung und Bedeutung der Religion in der Geschichte wahrhaft und vollkommen zu würdigen. Der sogenannte concrete Monismus aber, welchen Eduard von Hartmann als nothwendiges Postulat einer Zukunftsreligion hinstellt, wird schwerlich im Stande sein, die Stelle und das Bedürfniß irgendeiner wirklichen oder historisch erwachsenen Religion zu ersetzen.

Die ganze Darstellung des Verfassers bewegt sich überhaupt nach Art Hegel's viel in abstracten und schablonenartigen Begriffen. Die Religion ist an sich in allem menschlichen Leben neben der Sprache das Aelteste und Ursprünglichste. Sie ist dann auch später immer noch eine große, bleibende und conservative Macht in der Geschichte, auf welche alle allgemeinen Theorien und Begriffe von fortschrittlicher Entwickelung immer nur in beschränktem Sinne werden in Anwendung gebracht werden dürfen.

Konrad Hermann.

Neue dramatische Erscheinungen.

Es ist nur eine sehr mäßige Sammlung dramatischer Arbeiten, die mir diesmal zur Besprechung vorliegt; auch enthält dieselbe kein einziges Werk von nur einigermaßen hervorragender Bedeutung oder mit genialem Anstrich, sondern die Mehrzahl ist im besten Falle Mittelgut, Erstlingsarbeiten oder dilettantische Versuche. Die Nachfrage ist bei weitem stärker als das Angebot; aber leider ist die Nachfrage vorzugsweise nach jener Waare gerichtet, die weniger im Sonnenschein der Schönheit gereift ist, sondern die, gleichfern von deutschem Geschmack und deutschem Empfinden, jenen moralischen Hautgout besitzen soll, jene pikante Geisteswürze, wie sie fast nur die aus Frankreich importirte Waare besitzt, mit deren Hülfe man auch noch den letzten Rest guten Geschmacks sich zu vernichten bemüht. Das muß selbst die Besten muthlos machen, und dawider helfen alle Preisausschreibungen nichts, die obendrein nicht einmal das wahrhaft Beste prämiiren. Es ist überhaupt ein verkehrter Weg auf dem Gebiete des Dramas, die Hülfe unten beim Publikum zu suchen; das Publikum ist der Bühne gegenüber der zu belehrende Theil; die wahrhafte Hülfe kann nur von oben, von den Bühnenleitungen, herkommen, und da sieht es, mit wenig rühmlichen Ausnahmen, noch wenig tröstlich aus.

Unter die dilettantischen Versuche ist gleich das erste Werk, eine deutsch-amerikanische dramatische Dichtung, zu rechnen:

1. List um List. Originallustspiel in vier Aufzügen von William Ernst Schoppe. Philadelphia, Schäfer u. Koradi. 1882.

An diesem Originallustspiel haben einige mehr oder minder berühmte Autoren mitgearbeitet, und zwar fällt der Löwenantheil der Mitarbeiterschaft auf Shakspeare, dessen „Bezähmte Widerspenstige" dem Dichter von „List um List" zu seiner Arbeit den Hauptimpuls gegeben zu haben scheint, und letzterer hat sich auch wenig genug bemüht, dies nur einigermaßen zu verbergen. Seine eigene poetische Zuthat läßt allerdings vieles zu wünschen übrig, wenn sich auch einiges Talent hier und da zeigt; aber es ist ein unsicheres Tasten auf unbekanntem Pfade, das am besten in stiller Verborgenheit ausgeübt wird. Es ist kaum zu glauben, daß dieses Originallustspiel den Versuch einer Aufführung lohnen würde, da es, ohne leichten Fluß und verworren in seiner Composition, einen ermüdend langweiligen Eindruck hervorrufen muß. Dem Dichter ist zu rathen, bei künftigen Arbeiten in die gewählte schöne Form auch den passenden Inhalt zu gießen. Eine sehr schlechte Geisteswürze für ein Lustspiel des feinern Genre sind z. B. Stellen wie die folgende:

> Das Eheglück wird allzu bald nur laut!
> Man hört von weitem oft schon „Mutter" schrein.
> Das ist nun einmal so der Lauf der Welt.
> Erst kommt die Lieb', die Ehe dann, und dann
> Kommt Kindtauf! Und so geht es fort und fort
> In altgewohntem Gleis nach ewigen Regeln.

Das ist weder originell noch überhaupt poetisch, und ähnliche Stellen sind keine Seltenheit in dem Stück.

Nur für einen sehr enggezogenen localen Kreis berechnet und obendrein in localem Dialekt gedichtet, ohne besondere Vorzüge oder irgendwelchen originellen Reiz ist:

2. Der Spenglermeister Bimbächer. Posse aus dem gießener Volksleben in fünf Bildern. Zweite, mit Einleitung vermehrte Auflage. Gießen, Roth. 1880. 8. 1 M.

Ob außerhalb Gießens und etwa seiner nächsten Umgebung irgendjemand an dieser Posse Vergnügen finden könnte, ist sehr fraglich. Im kleinbürgerlichsten Sinne in localem Tone entworfen und ausgeführt, ohne Witz und geistreiche Pointen, und ohne irgendwelche über dem Niveau der Gewöhnlichkeit liegende Interessen anzuregen, fehlt dieser Posse für Nichtgießener all und jeder Reiz. Man gewinnt dabei nicht einmal die Ahnung, daß Gießen eine Universitätsstadt ist und flottes studentisches Leben in sich birgt. Der Ton der Gesammtdichtung ist so philisterhaft prosaisch, wie er kaum noch in einem verlorenen Land-

städtchen zu finden sein dürfte, und die darüber wehende geistige Atmosphäre ist eine beschränkte, dumpfe.

Etwas werthvoller und höher stehend ist:

3. Ein Thüringer Wald-Märchen. Zauberstück in fünf Aufzügen von August Sturm. Rudolstadt, Hofbuchdruckerei. 1882. 8. 80 Pf.

Eigentlich nur als Gelegenheitsstück verfaßt, ist dieses „Thüringer Wald-Märchen" auch in seiner jetzigen Gestalt über seine ursprüngliche Bestimmung nicht hinausgewachsen, wenngleich manches Gute und Schöne darin enthalten ist. Aber zu einem Märchen fehlt der Dichtung jenes poetische Ingredienz, welches die Illusion erzeugt und den Zuschauer hineinversetzt in die Märchenwelt und ihn an das, was er hört und sieht, glauben läßt. Das die Person deckende Symbol darf nie als bloße Maske erscheinen, sondern muß den Eindruck der Wirklichkeit machen, sonst verfehlt es seine Wirkung. So auch hier. Den meisten Figuren dieses Märchendramas ist ihre symbolische Bedeutung nur äußerlich lose aufgeklebt, die Alltagsprosa guckt überall hervor und benachtheiligt die Dichtung. Deshalb wird sich dieses „Thüringer Wald-Märchen" niemals über das Niveau des Gelegenheitsstücks erheben und für die Bühne nutzbar machen lassen; dagegen dürfte es bei passender Gelegenheit gut zu verwerthen sein, weil es einen festen moralischen Kern in sich birgt.

Einfach zwar, jedoch poetisch erfunden ist:

4. Ein Wintermärchen. Weihnachtsspiel in drei Abtheilungen für die Jugend von M. Paar. Berlin, Luckhardt.

In dieser dramatischen Dichtung ist das Märchenhafte glaublich und schön und sinnig in die Handlung eingewoben. Hier wird die Illusion erregt und mit ins Spiel gezogen. Ohne Zweifel wird dieses liebliche „Wintermärchen" viel Freunde und nicht blos in dem weiten Kreise der Kindheit finden, sondern sich auch die Bühne erobern, um als Weihnachtsspiel seinen schönen Zweck zu erfüllen. Es bietet dem Kinde eine sinnige Anregung und poetische Nahrung, indem es seinem Auge das ewig junge und unerforschliche Zauberreich der Märchenwelt erschließt.

Eine Fülle Sensationsmotive, willkürlich und unvermittelt aufeinandergehäuft, bietet:

5. Das Komödiantenkind. Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Reichenfeld. Wien, Selbstverlag des Verfassers.

Ein sehr verlockender Titel für das große Publikum. Ein musikalischer Vagabund, welcher der Mörder seines Weibes aus unbegründeter Eifersucht geworden und der geheimnißvolle Vater der Heldin des Schauspiels ist, schleppt seine schwere Schuld durch alle fünf Aufzüge bis zur endlichen Sühne. Die an der Leiche der ermordeten Mutter unbarmherzig verlassene, doch glücklich gefundene Heldin, die von ihrer mitleidigen Finderin wie das eigene Kind auferzogen wird, was um so höher zu schätzen ist, als das Mädchen blind geboren, ist zur schönen tugendhaften Jungfrau erblüht, hat durch ihren Vater, ohne ihn zu kennen, Violinunterricht erhalten und ist Virtuosin auf diesem Instrument geworden — gewiß eine ganz interessante Eigenschaft mehr für eine Heroine. Daß eine Blindgeborene wieder sehend wird, ist zwar eine sehr seltene ärztliche Kunstleistung, aber sie darf diesem Schauspiel nicht fehlen. Dazu kommt ein alter Lüstling, der mit List und Gewalt sich der schönen Blinden bemächtigen will, ein hochedler Baron, der sie schützt, und ein sentimentaler Schwärmer, der sie liebt und wiedergeliebt wird, natürlich nicht ohne mancherlei Misverständnisse. Ein Ueberfall und ein wenig Mordbrennerei, bei welcher Gelegenheit der Mördervater den sühnenden Tod findet, nachdem er sich seiner mittlerweile sehend gewordenen Tochter zuvor zu erkennen gegeben hat, schließlich Frieden und Verlobung. Das sind doch Ingredienzen genug zu einem Rühr- und Schauerdrama erster Klasse. Und dennoch ist die Handlung aus der Erzählung Passauer's, der sie entnommen, nicht heraus- und in das Schauspiel Reichenfeld's nicht hineingewachsen, sondern schwankt zwischen Drama und Erzählung hin und her. Die Menge von Motiven ist unverarbeitet geblieben; das Drama besteht in endlosen Monologen und mehr als ermüdenden Reden, und nur in einigen Effectscenen ist ein schwacher Anlauf zu etwas dramatischem Leben genommen. Alles in diesem Schauspiel ist noch unklar, verworren, unreif und nirgends ein idealer Aufschwung. Im besten Falle Futter für ein Publikum mit eisernen Nerven, sonst kaum für die Bühne verwendbar.

Ein stark tendenziös gefärbtes Werk ist:

6. Die Antisemiten. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen von August Diehl. München, Selbstverlag des Verfassers.

Das ist kein Lustspiel, sondern ein noch zum Theil im Entwurf stecken gebliebener Schwank, in dem manches noch nach Gestaltung ringt. Es läuft in dieser Dichtung gar zu vieles unvermittelt und verworren neben- und durcheinander hin, der Unwahrscheinlichkeiten sind zu viele und zu augenfällige, aber sie enthält eine Fülle ebenso ergötzlicher als drastisch-komischer Situationen und Scenen, die einer wohlgegliederten Lustspielhandlung nur zum Vortheil gereichen würden. Allerdings müßte der Rothstift eines bühnenkundigen Regisseurs erst die Masse des Ueberflüssigen beseitigen. Auch ist die Tendenz stellenweise zu stark aufgetragen, und wenn auch den Antisemiten eine kleine Lection zu gönnen wäre, so sind doch in diesem Stück die Antisemiten, mit Einschluß des Pastors Stock, der noch am meisten hervortritt, zu charakterlose Lumpe, um irgendwie gefährlich zu erscheinen, und deshalb dürfte auch seine Aufführung beanstandet werden. Die Gesammtdichtung ist eben noch nach Gestaltung ringendes Chaos, doch offenbart sich darin ein recht erfreuliches Talent für das komische Genre der dramatischen Dichtung.

Karl Nissel.

Das österreichische Deutschthum.

Die Entstehung des österreichischen Deutschthums von Otto Kaemmel. Erster Band: Die Anfänge deutschen Lebens in Oesterreich bis zum Ausgange der Karolingerzeit. Mit Skizzen zur celtisch-römischen Vorgeschichte. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Das vorliegende Buch bildet den ersten Band eines Werks, welches dazu bestimmt ist, eine schon lange fühlbare Lücke in der historischen Literatur auszufüllen. Es fehlte bisher an einer eigentlichen Geschichte der Besiedelung des österreichischen Gebiets, und gerade die heutige Zeit stellt die Frage nach den ältesten deutschen Einwohnern dieses Reichs, ihren Bestrebungen und ihrer nationalen Geschichte als eine actuell wichtige in den Vordergrund. Selbstverständlich haben wir es hier nicht mit einer Arbeit in beschränkt nationalem Sinne zu thun, sondern mit einer ernsten wissenschaftlichen Leistung, welche überdies nicht einmal ein Oesterreicher selbst verfaßt hat. Das Werk weist klar und bündig nach, wie die Landschaften, welche den historischen Kern der österreichischen Monarchie gebildet haben, also Niederösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain, durch die deutsche Herrschaft und Colonisation aus slawischen zu deutschen und halbdeutschen Ländern geworden sind. Der Verfasser schließt Ungarn und Böhmen von seiner Darstellung aus. Er that es darum, weil sich in diesen beiden Ländern das deutsche Wesen unter völlig andern Bedingungen und im Wesentlichen auch in einer viel spätern Zeit entwickelt hat als an der Donau und in den Thälern der Ostalpen. Allerdings ließ sich Ungarn gegenüber diese Scheidung für die älteste Vorgeschichte nicht streng durchführen, da die heutigen Grenzen dieses Landes nicht mit denen der römischen Provinzen Pannonien und Noricum zusammenfallen.

Gehen wir näher auf den Inhalt der ohne Frage wissenschaftlich hochbedeutenden geschichtlichen Arbeit ein, so wollen wir vor allem auf die Eintheilung des vorliegenden ersten Bandes hinweisen, welche einen Ueberblick gewährt über die Entwickelungsperioden des behandelten Zeitraums. Der Verfasser führt seine Darstellung bis zu Ende des 9. Jahrhunderts, er behandelt zuvörderst die celtisch-römische Periode bis in die Zeit des Christenthums, sodann die Zeit der Römerherrschaft und die Einwanderung der Slawen, endlich die deutsche Colonisation während des 9. Jahrhunderts.

Die römischen Eroberungszüge zu Anfang unserer Zeitrechnung sind der Ausgangspunkt der Untersuchungen, welche die Beherrschung des Gebiets von Noricum durch die celtische Rasse klar legen und sich in dieser Hinsicht auf die Angaben der Alten sowie auf die erhaltenen Orts- und Personennamen stützen. Es werden die ethnographischen und geographischen Verhältnisse Noricums und Pannoniens genau entwickelt; insbesondere wird auch auf die Handelsverbindungen Noricums mit den Etruskern hingewiesen, die sich in der spätern Zeit freilich immer mehr lockerten. Die Uebersicht des culturellen Zustandes dieser ganzen Epoche wird nach den Resultaten der Forschung bis auf die neueste Zeit nachgewiesen und läßt an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig. Was die Darstellung der römischen Verwaltung und Cultur bis auf Diocletian's Zeiten anlangt, so sehen wir in dieser Epoche noch fortwährend celtische Einflüsse sich geltend machen. Der Verfasser gibt uns eine Schilderung der gewaltigen Wirkungen, welche das römische Régime auf dem behandelten Territorium auszuüben verstand; wir erhalten Nachrichten über die Organisation der Provinzen, über die Besatzungstruppen und Festungen, über die Straßenanlagen in Noricum und Westpannonien, über das römische Heerwesen, über die römischen Stadtgemeinden, deren Verfassung und Verwaltung, nicht minder über die Bevölkerung des flachen Landes, sowie über das wirthschaftliche Leben, Handwerk und Kunst, endlich über die Einwirkung des Christenthums auf die Bewohner der beiden römischen Provinzen.

Nach dem Erlöschen des römischen Lebens auf den betreffenden Gebieten sehen wir bald slawische Ansiedelungen auf denselben entstehen, und zwar vor allem auf dem heutigen mittlern Draugebiet vom Wörthersee in Kärnten bis nach Völkermarkt, ebenso im Lavantthale, im Gebiete der Gurk, an der Mötnitz und an der Görschitz, dann am Ossiachersee und selbst im obern Drauthal. In der Steiermark finden wir slawische Niederlassungen in der Thalenge zwischen Graz und Bruck, also auf einem heute streng und ausschließlich deutschen Boden, ebenso im obern Murthal um Judenburg. Auch an der Enns siedeln sich Slawen an, ebenso im Gebiet von Aussee, im salzburgischen Lungau, in Oberösterreich und endlich auch in Niederösterreich in Gebieten an der Donau. Der Verfasser gibt eine Skizze über den Zustand des Landes unter den Slawen, allerdings nur in wenigen Zügen, da bei dem Mangel an Quellenmaterial aus jener fernen Zeit gerade über diesen Punkt nur eine Reihe von Voraussetzungen und Annahmen, die sich an Ortsnamen u. dgl. knüpfen, möglich sind.

Nunmehr gelangt der Verfasser zu seiner eigentlichen Aufgabe und beginnt das große deutsche Colonisationswerk des 9. Jahrhunderts zu schildern, welches der bairische Volksstamm unternahm, der in seiner Ueberlegenheit bald die Bevölkerung bekehrte und germanisirte; insbesondere wird auch der im 8. Jahrhundert gegründeten Benedictinerklöster erwähnt, welche nicht zum kleinsten Theil das Culturwerk förderten. „Was wollte", schreibt Kaemmel, „dem Christenthum gegenüber, das die Baiern in enge Verbindung mit der gesammten christlichen Welt setzte, ihnen den Zutritt eröffnete zu den Resten römischer Bildung und ihr ganzes sittliches Leben einheitlichen idealen Normen unterwarf, doch dies slawisch-avarische Heidenthum bedeuten,

von dem aus eine höhere Entwickelung nicht erfolgen konnte, schon weil es seine Gläubigen von jeder Gemeinschaft mit der Culturwelt ausschloß, soweit sie dem Kreuze folgte." Wir erhalten auf urkundlicher Grundlage eine genaue Zeichnung der Ostmark und ihrer Umgrenzung sowie der ganzen Ländergruppe, welche von der Enns und von den Donauquellen im Westen, bis zur Donau und Drau im Süden und Osten reicht und dem bairischen Volksstamm nunmehr unterworfen war. In klarer Weise schildert der Verfasser sowol die politische als auch die kirchliche Organisation, welche so wichtig für die Entwickelung der Bevölkerung und des ganzen politischen Lebens auf den erwähnten Gebieten erscheint, und wendet sich dann den Ansiedelungen der Deutschen daselbst zu; denn „weder das Schwert noch das Scepter noch auch der Krummstab vermochten an sich diese Landschaften in das umzuschaffen, was sie geworden sind, in deutschen Boden; das vermochten allein die Axt und der Pflug der deutschen Colonisten". Diese Colonisten entstammten nicht blos dem bairischen, sondern auch dem fränkischen Stamm; sie überschritten die Enns und die Joche der Tauern und machten die von Slawen, Avaren und wenigen Romanen nur dünn bevölkerten, wüst liegenden Landstriche urbar. „Wenn also die Slowenen dem deutschen Wesen unterlagen, so wurden sie nicht vom deutschen Schwert, sondern von der deutschen Cultur bezwungen." In einem Zeitraum von etwa hundert Jahren war das dünn bevölkerte Wald- und Sumpfland in ein Gebiet, das dem bairischen Mutterlande in seinen Zuständen sich näherte, verwandelt. Kaemmel untersucht diese wichtigen Colonisationsunternehmungen im Einzelnen, er beginnt mit dem Gebiete zwischen Enns und Ips, geht sodann auf die Ostseite der Donau über, auf das Gebiet Karentaniens, der obern Enns, des obern Murbodens, des übrigen Murthals und der Draugegenden, auf die Gegenden des damaligen Pannonien, welche heute streng deutsches Gepräge haben und bis zur Raab reichen, und schließt seine Untersuchungen mit der Behandlung des Donaugebiets. Ein Abschnitt über die Culturverhältnisse auf diesen Territorien im 9. Jahrhundert und ein letzter über den Verlust der Ostmark und Pannoniens, welche Gebiete durch jene mörderische Schlacht, deren Walstatt allerdings keine Ueberlieferung bewahrt hat, die aber den bairischen Stamm „fast vernichtete", in die Hände der Magyaren fielen, beschließt den ersten Band dieses werthvollen Werks, der dann in mehrern Beilagen noch Excurse sprachlicher und urkundlicher Natur enthält.

Im Interesse aller jener, denen dies gediegene Werk praktischen Nutzen gewähren soll, sprechen wir den Wunsch aus, es möchte dem zweiten und vermuthlich letzten Theil ein sprachliches und sachliches Register beigefügt werden, welches bei einem solchen Buche geradezu unentbehrlich erscheint.

Anton Schlossar.

Eine Biographie Lord Byron's.

Lord Byron. Ein Lebensbild von Felix Eberty. Zweite Ausgabe. Zwei Theile. Mit Lord Byron's Bildniß. Leipzig, Hirzel. 8. 7 M.

Wir besitzen über Lord Byron, den interessantesten der englischen Dichter, bereits ganz vortreffliche deutsche Monographien. Schlosser, Brandes, Gervinus, Treitschke haben über ihn biographisch-kritische Arbeiten veröffentlicht, von denen jede in der eigenen Weise dieser Kritiker, also von den verschiedenen Standpunkten aus, die dichterische und literarische Bedeutung des großen Briten würdigen und erläutern. So ist denn Lord Byron auch uns Deutschen längst keine unbekannte Größe mehr, und es ist wirklich nichts Kleines, wenn wir nach den genannten Arbeiten auch noch das Lebensbild, das uns Felix Eberty entworfen, freudig willkommen heißen und es als eine Bereicherung der Byron-Kunde bezeichnen.

Ohne es zu beabsichtigen, haben wir nun schon ausgedrückt, warum wir Eberty besonders dankbar sind — er bringt uns ein „Lebensbild", nicht eine trockene Biographie, die mit dem Geburtstage beginnt, mit dem Todestage abschließt und dazwischen treulich alle Daten verzeichnet, die den Biographirten angehen. Ein Lebensbild bringt er uns, nicht einen literaturgeschichtlichen Essay, der in gelehrter Kritik Lob und Tadel abwägt und classificirt — er bringt uns ein Bild von dem Sein und Thun des ganzen Menschen. Und wenn ein solches Bild entworfen wird von einer Persönlichkeit, wie Lord Byron gewesen, dem Pair von England und dem Dichterfürsten zugleich, dessen Sein schon das allerlebhafteste Interesse erregt auch ohne sein hervorragendes Thun, das wiederum für sich betrachtet den Stempel der Unvergänglichkeit an sich trägt — kurz von einer Persönlichkeit, von der Goethe sagt, daß sie anders als alle übrigen und meistentheils größer sei, und die er das größte Talent ihres Jahrhunderts nennt: dann ist es wol natürlich, daß jenes Bild bedeutsam fesselnde Züge trägt.

Und diese in das richtige Licht gebracht, sie dargestellt zu haben den einen immer in Verbindung mit dem andern, voneinander abhängig oder einander ergänzend, und uns dadurch Lord Byron als ganze Persönlichkeit, nicht blos als Mensch und nicht blos als Dichter, in lebenswahrer Deutlichkeit gezeigt zu haben, das ist das anerkennenswerthe Verdienst des vorliegenden Werks.

Bei Lord Byron, dem subjectivsten aller Dichterheroen, bedingen sein Leben und seine Schriften einander wechselseitig so sehr, daß, wie Eberty richtig erkannt, ohne eine Betrachtung der Hauptwerke des Dichters auch sein Charakter und seine ganze Denkart nicht begreiflich werden

und zu diesem Zweck, nicht aber von ästhetischem oder literarhistorischem Standpunkt aus, flicht der Autor seine kurzgefaßten, häufig aber ganz selbständig motivirten kritischen Bemerkungen über Byron's Schriften ein; er spricht über diese nicht nur in chronologischer Reihenfolge, sondern in Verbindung mit den einzelnen Lebenssituationen und Phasen ihres Schöpfers, in denen sie entstanden. Diese Methode ist für ein Lebensbild ganz vortrefflich. Wir sehen den Todten wieder aufleben in seiner Größe und mit seinen Schwächen. Es ist ersichtlich, daß Eberty bei dieser Arbeit die reiche einschlägige Literatur sorgfältig geprüft hat, für seine Zwecke mußten ihm besonders aber die von Thomas Moore herausgegebenen Briefe und Tagebücher Lord Byron's dienen. Thomas Moore war einer der treuesten Freunde Byron's, doch auch dessen Feinde haben manchen wesentlichen Beitrag zur Charakteristik des großen Todten geliefert; daraus ergab sich die Aufgabe, mit möglichster Objectivität zu prüfen, wo die Wahrheit sei, und auch in dieser Beziehung halten wir die Eberty'sche Arbeit für sehr gelungen.

Der Dichterruhm Byron's wird verdunkelt durch die Schattenseiten des Menschen: seine Zeitgenossen nennen ihn einen großen Dichter und den größten Wüstling zugleich. Eberty bestrebt sich darzuthun, daß trotz aller Excentricitäten, trotz nicht geleugneter Ausschweifungen der innerste Kern Byron's frei geblieben sei von zersetzendem Makel, daß theils die Einflüsse seiner unglücklichen Erziehung, theils die nur in Aeußerstem sich genugthuende Gewalt einer „grenzenlosen Genialität", wie Goethe es nennt, einer ererbten, angeborenen Leidenschaftlichkeit, ihn zu Ausschreitungen geführt, die den Dichter als Menschen mehr beklagenswerth als verwerflich erscheinen lassen. Wir finden in den Byron'schen Schriften eine rührende Selbstanklage:

Und ich, gedankenlos mich mischend in die Menge
Gedankenloser Menschen, wohl das Rechte kennend,
Doch stets das Falsche wählend! Ohne Zucht
Und ohne Zwang mir selbst anheimgegeben
In jenen Jahren, wo Vernunft noch nicht
Uns wie ein Schild das Herz beschirmen kann
Im Kampfe mit der Leidenschaften Schwarm —
Da lockte, bunt von Blumen, mich der Pfad
Der Freuden in die Irre — —

Und Eberty berichtet: „Bis an sein Ende hat er gar oft auf das nachdrücklichste mündlich und schriftlich versichert, daß er bei allem, was er sich Ausschweifendes zu Schulden kommen ließ, dennoch wahre Ehre genug besaß, um seinen Namen nicht durch andere als leichtsinnige Handlungen zu beflecken, und daß er etwas Feiges, Hinterlistiges und Gemeines nie begangen hat, und namentlich niemals der Künste und Listen sich bediente, um ein unschuldiges Geschöpf zu verführen, so wenig er auch die Kraft der Entsagung besaß, den sich ihm entgegendrängenden Versuchungen zu widerstehen."

Der Autor des Lebensbildes spricht sich an einer Stelle, wo von „Childe Harold" die Rede ist, wie folgt aus:

Diese merkwürdige Dichtung deckt uns die tiefe Strömung ernster Gedanken und Gefühle auf, welche in Byron's Seele unter dem trüben Schaume von frivolen Zerstreuungen und zur Schau getragener Gleichgültigkeit gegen das Urtheil der Welt dahinfloß. Ein solches Doppelleben hat er seit dem Tage geführt, wo er die ersten Dichterlorbern erntete. Nur mit wenigen Freunden verkehrend, war ihm jede Berührung mit der großen Menge zuwider gewesen, und scheu hatte er sich stets von den Menschen zurückgezogen. Aber in der Einsamkeit erforschte er alsdann die tiefsten und geheimsten Regungen seines Herzens, um sie alsbald in Form von Gedichten dem großen Publikum preiszugeben; und diesen Gedichten fühlt man es an, daß er bei jedem Worte sich von einer lauschenden Menge umgeben weiß, die bewundernd ihm zuhört.

Wir unterschreiben diese Charakteristik voll und ganz. Das Genie kann zu einer dämonischen Gewalt werden, die zwar nicht ein Privelegium verleiht zur Uebertretung aller zehn Gebote, aber für die Verirrungen, zu denen sie führt, eine besondere Beurtheilung in Anspruch nehmen darf. Eberty trägt diesem Standpunkte auch vielfach Rechnung. Er bemerkt von den genialen Naturen, die meist auch zu den problematischen gehören: „Die Lebhaftigkeit des Geistes, welche sie zu ungewöhnlichen Leistungen befähigt, verleitet sie leichter, die Gesetze der Sitte und des Anstandes zu übertreten, als andere. Ihre glühende Phantasie und die erhöhte Thätigkeit und Empfänglichkeit ihrer Sinne reißt sie schneller über die Schranken des Erlaubten fort als ruhigere Naturen." Das paßt auf Byron mit jedem Worte. Eberty ergänzt dann noch sehr richtig diese Ansicht: „Aber das alles darf man ihnen doch nur insoweit nachsehen, als sie damit nur sich selbst schaden; allein wenn auf solchen Gebieten, welche der höchsten Sitte und Humanität angehören, Laune und Leichtsinn sich in solchem Maße geltend machen, daß sie auch fremdes Glück zerstören und mit Verletzung aller heiligsten Pflichten nur dem augenblicklichen Belieben folgen, da muß die Nachsicht denn doch ein Ende haben; und das ist besonders der Fall gegenüber der höchsten und heiligsten Verbindung, welche der Mensch eingeht, gegenüber der Ehe."

Hier ist es, wo er für Byron keine Entschuldigung mehr hat, wie für seine Jugendthorheiten und Ausschweifungen; er nennt sein Verhalten bei dieser Angelegenheit ein Gemisch von Leichtsinn und Berechnung!

Die Acten über die Ehe Lord Byron's sind noch nicht geschlossen und werden es wol nimmer werden. Es liegt in der Natur der Sache, daß die wenigen handschriftlichen Aeußerungen, die wir von den Betheiligten darüber besitzen, keine objectiven Documente sein können, und daß auch die Berichte der Zeitgenossen über diese intimste aller menschlichen Angelegenheiten nur auf Voraussetzungen und Ansichten beruhen. So viel aber steht wol fest: Miß Anna Isabella Milbanke war trotz vieler Vortrefflichkeiten nicht die rechte Frau für Lord Byron — vielleicht wäre es auch keine andere gewesen —, und dieser hat den Begriff der Ehe mit einem Cynismus erfaßt, der a priori schon dem Bunde die sittliche Weihe nahm Nach den gediegenen Ausführungen Eberty's aber stehen wir hier vor der einzig

wirklich unsittlichen That Byron's, viel unsittlicher mindestens, als seine vielen Liebschaften es gewesen sind, und wenn der Haß seiner Feinde so weit ging, ihn auch unlauterer Beziehungen zu seiner Stiefschwester zu zeihen, so ist das eine der vielen Uebertreibungen, denen gerade große Männer ausgesetzt sind — wie wiederum Eberty uns überzeugend nachweist.

Wir schließen unsere warm empfehlenden Betrachtungen des werthvollen Buchs mit der Bemerkung, die der Verfasser an jene Uebertreibungen knüpft: „Also lassen wir die Todten ruhen! und freuen uns an den Werken des Dichters, die in ihrer unvergleichlichen Schönheit ewig lebend und lebensfähig ein köstlicher Besitz der Nachwelt sind und bleiben werden." Albert Weigert.

Poetische Uebersetzungen.

1. Luther im Spiegel spanischer Poesie. Bruder Martin's Vision. Nach der zehnten Auflage unsers Zeitgenossen Don Gaspar Nuñez de Arce im Versmaße des Originals übertragen von J. Fastenrath. Zweite Auflage. Leipzig, Friedrich. 1881. 12. 1 M. 50 Pf.

Der wohlbekannte Vermittler zwischen deutscher und spanischer Literatur, J. Fastenrath, war mit Recht der Meinung, daß eine Stimme über Luther, die aus dem specifisch katholischen Laude Spanien zu uns herübertönt, in Deutschland nicht ungehört verhallen sollte. Daß „Bruder Martin's Vision", wie er im Vorwort mittheilt, in wenigen Wochen zehn Auflagen erlebte, ist jedenfalls ein Zeichen für die jetzt unter den gebildeten Spaniern herrschende Empfänglichkeit für religiöse Controversen. Dieselbe contrastirt stark mit der bei uns nach dieser Seite hin eingetretenen Abspannung, wie sie erklärt und gerechtfertigt wird durch die diplomatische Einordnung der sogenannten Culturkampffrage in die Reihe derjenigen Werthe, die bei handelspolitischen Kämpfen den Stand der Wagschalen mit zu reguliren haben. Man wird daher von dem interessanten Gedicht Nuñez de Arce's zwar willig Kenntniß bei uns nehmen; Aufsehen aber kann es hier nicht wohl erregen.

Der spanische Dichter beginnt mit der Schilderung einer rauhen Winternacht, in der sich die Mönche eines deutschen Augustinerklosters aus dem letztern in die Kirche begeben, um den Pflichten des nächtlichen Gebets zu genügen. Es folgt ihnen ein zögernder Grübler, dessen Zustand auch inmitten der übrigen während des Chorgesangs sich mehr und mehr ins Unerträgliche steigert. Zunächst umwirbeln ihn unförmliche und phantastische Wesen aller Art, personificirte Leidenschaften, Begierden, Erinnerungen, Laster. Dann heißt es weiter:

Und wie der unbestimmte Strahl des Mondes
In einer Sturmnacht, so im Gegensatze
Zu all den todesbleichen Visionen,
Die Furcht und Haß, vielleicht auch das Verbrechen
Erzeuget in der Einsamkeiten Schrecken,
Zog durch den dunkeln Umkreis, lichtgekleidet,
Der Glaube, o der kindliche, der sehnend
Sein ewig Vaterland, den Himmel, sucht.

Wieder erblickt der Mönch etwas, was ihn in anderer Weise anmuthet, „die profane Liebe" . . .

Und Orgien, des Taumels voll, und Träume
Unmöglicher Enthaltsamkeit, der Keuschheit
Schwerdrückende Gelübde, in des Klosters
Vigilien dem Durst der Seelen schäumend
In goldner Schale nichts als Galle bietend,
Verfolgten ihn mit ihrem Spott satanisch.

Danach schlägt die Vision ins Grauenhafte um, indem die Gräber ihren fleischlosen Inhalt vor ihm ausschütten, bis endlich eine schöne, lichte Jungfrau mit traurigem Blicke vor ihm steht:

Auf dem gedankenvollen bleichen Antlitz
Malte der Schmerz sich ab; ein Schmerz unendlich,
Der stets das Menschenherz mit Angst erfüllt,
Wenn's suchet und nicht findet. . . .

Dennoch umschlingt sie den Mönch mit liebenden Armen; er fühlt auf seinen Lippen einen Kuß,

Der ihm erstarren machte
Das Herz und doch zugleich den Sinn entflammte —

und dann verheißt sie ihm „Schatz auf Schatz":

Die Welt wird dein sein bis an ihre Enden,
Ich will die Völker dir zu eigen geben.

Erschreckt fragt der Mönch: „Wer bist du?" Sie antwortet:

Eine Flamme,
Die in dem Abgrund deiner unruhvollen
Vernunft urplötzlich ausbricht: bin der Zweifel.

Dies ist der Inhalt des ersten Gesangs. Im zweiten hat die Seele des Mönchs sich von seinem Körper getrennt, und von dem Zweifel begleitet schwebt sie nun durch das Weltall dahin. Wie Dante an der Hand Virgil's, so die Seele des Bruder Martin an der Hand der traurig-schönen Jungfrau mit den liebenden Armen und dem eiskalten Kuß. Zeit und Raum wogen chaotisch durcheinander; Reiche und Völker kommen und gehen:

Bräuche der Gesetze,
Denkmäler, Glorie und sogar die Götter,
Vor Schauder zitternd, rollten in die Tiefe
Des Abgrunds nieder, der sich niemals füllte.

Endlich überblickt die Seele in rascher Reihenfolge auch die Nachfolger Petri und ihre zunehmende Ueppigkeit, bis sie unter der Wucht des Geschauten und seiner unchristlichen Greuel zusammenbricht.

Im dritten Gesange treibt ihn die traurig-schöne Jungfrau mit beredten Worten an, sich zum Kampfe gegen Rom aufzuraffen:

Erkühn' dich, wirf herunter
Mit der erzürnten Rechten
Den Götzen, der den Thron nahm,
Auf dem die Tugend saß.

Nun kämpfen um die Seele der Glaube und „die Rebellin" Vernunft. Immer stürmischer geht es zu. Endlich fühlt die Seele, daß sie in einen „entsetzensvollen Abgrund" zu fallen beginnt, der unter ihren Füßen gähnt:

O ew'ger
Schrecklicher Fall, der an den Sturz erinnert
Des stolzbethörten Lucifer! Ach, wie wird
Die Seele, die gestürzt, zum Grunde kommen
Des Schlunds, des unergründlichen! Hat etwa
Ein End' der Zweifel, Sehnen eine Grenze?

So weit im ungefähren Umriß die Schilderung der Wirrnisse, in welche die Seele des Mönchs durch die melancholische Jungfrau gestürzt worden ist. Aber die Seele kehrt endlich wieder in ihren Körper zurück. Die besorgt diesen letztern umstehenden Klosterbrüder sehen ihn die Augen aufschlagen, entsetzen sich aber erst recht, als er auf ihre Fragen antwortet, er wolle „zum Leben erwachen und frei sein":

Mich verbrennt die Kutte,
Ich werf' sie von mir! Gott hat mich erleuchtet!

„Was willst du thun?" fragt ihn der „ehrwürdige" Guardian. „Roma besiegen", ist die Antwort. Und der Schluß lautet:

Da breitet über ihn die Hand, die zittert,
Der ehrwürd'ge Guardian und stößt das Wort aus
Mit gräßlicher Geberde: „Sei verflucht!
Da in unbänd'gem Stolz du abgefallen
Von unserm Glauben, mögst du durch Jahrhundert'
Beladen mit dem Fluch des Himmels wallen!"

In seinem Vorwort hat der Uebersetzer aus einem an ihn gerichteten Briefe des Dichters einige Worte citirt. „Es freut mich und erschreckt mich zugleich", so heißt das Citat, „vor die Nation zu treten, die heute an der Spitze der geistigen Bewegung Europas steht."

Das letztere dürfen wir bescheidentlich dahingestellt sein lassen; im übrigen konnte der Dichter freilich voraussehen, daß sein Gedicht in Deutschland nicht eine gleich sympathische Aufnahme wie in Spanien finden würde: den Römlingen kann es nach der einen Seite nicht genug thun, nach der andern thut es auch den Protestanten unmöglich genug. „O Vater! sprach da der Beklagenswerthe", so heißt es von Luther, während der Guardian, welcher ihn verflucht, „ehrwürdig" genannt wird. Was ist an unserm deutschen Dr. Martin Luther beklagenswerth? Und ist es nicht, als wenn man über Dr. Faust's Schicksal grübeln hörte, wenn die mitleidsvolle Frage aufgeworfen wird: hat der Zweifel irgendwo ein Ende? Luther's Kampf gegen Ablaß und Simonie, wenn auch nur gleichnißweise, in eine Linie gestellt mit dem Sturze „des stolzbethörten Lucifer"!

Der Uebersetzer sagt uns, Nuñez de Arce sitze seit 1865 in den Cortes und kämpfe begeistert für Freiheit und Fortschritt. Somit bleibt uns nur übrig, den Druck, welchen die spanische Strenggläubigkeit auf die Freigeister jenes Landes ausübt, als Erklärung für die Auffassung anzunehmen, die in diesem Gedichte dem Bilde des großen Reformators zu Grunde gelegt wird.

Es ist nur billig hinzuzufügen, daß, abgesehen von diesen Ausstellungen, auch aus der Uebersetzung noch das poetische Talent Nuñez de Arce's als ein bedeutendes hervorleuchtet.

2. Stimmen der Weihnacht. Lieder nach dem Spanischen des Don Ventura Ruiz Aguilera. Deutsch von J. Fastenrath. Leipzig, Friedrich. 1880. 12. 2 M.

Eine Sammlung frommer Lieder, Sinnsprüche, sauber ausgeführter Bilder und kurzer Erzählungen, durchweg in Versen und sämmtlich auf Weihnacht bezüglich. Zur Einleitung dient außer einem orientirenden Vorwort des Uebersetzers ein dem Andenken an seine verstorbene Mutter gewidmetes liebevolles Gedicht; als Anhang theilt Fastenrath das größere Gedicht mit, welches er am 18. Januar 1880 zum Besten der Ueberschwemmten in Murcia und der Nothleidenden in Schlesien im kölner Männergesangverein vortrug; ebenso ein schwungvolles Gedicht, das seine patriotische Muse dem großen Ereignisse vom 15. October 1880 widmete, der Vollendung des kölner Doms.

3. Ausgewählte Lustspiele von Molière. In fünffüßigen, paarweise gereimten Jamben übersetzt von Adolf Laun. Mit Molière's Porträt nach dem Original von Mignard. Leipzig, Friedrich. 1881. 8. 4 M.

Ich habe schon in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" diese neue Arbeit des trefflich unterrichteten Uebersetzers mit einigen Bemerkungen besprochen, welche die Vorrede und die geringschätzige Weise betrafen, in welcher dort gegen die reimlosen Jamben anderer Molière-Uebersetzer polemisirt wird. Vor allem für die ernstern Stücke, wie beispielsweise den „Misanthrope", können wir den Reim recht wohl entbehren; um so vollständiger ist dann der geistige Inhalt der Dichtungen wiederzugeben, und es heißt an ein recht anspruchsloses Publikum denken, wenn man den Reim für einen ihm wichtigern Theil des Originals hält als jene große Summe von Gedankentiefe, Gefühlszartheit, Witz, Anmuth und Schlagfertigkeit, die Molière im Original uns entgegenbringt und die auch bei der besten gereimten Uebersetzung nicht ohne erheblichen Abzug wiederzugeben ist. Im übrigen verdienen namentlich die auf derbere Bühnenwirkungen angelegten Molière'schen Stücke in der vorliegenden, wenigstens den Alexandriner des Originals nicht auch noch als etwas Unentbehrliches festhaltenden Uebertragung alle Anerkennung. Möchten die deutschen Bühnen nur hin und wieder Molière in Jamben vorführen, gleichviel ob in den Baudissin'schen oder in den Laun'schen; der Dichter ist es wohl werth, auch dem gegenwärtigen Geschlecht wieder etwas vertrauter zu werden.

Robert Waldmüller.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von Ludwig Ritter von Kirchstetter's „Commentar zum Oesterreichischen Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche" ist eine vierte durchgesehene und verbesserte Auflage von Ferdinand Maitisch (Leipzig, F. A. Brockhaus) herausgegeben worden. Diese neue Auflage des für Oesterreicher kaum entbehrlichen Handbuchs hat zahlreiche Aenderungen erfahren und Zusätze erhalten, dank der reichhaltigen neuern deutsch-österreichischen Literatur. Die zahlreichen Belegstellen sind durchweg geprüft und richtig gestellt. Der Herausgeber hat schon früher dem im Jahre 1875 verstorbenen Verfasser mit Rath und That zur Seite gestanden.

— Den elften bis vierzehnten Band von Heinrich Laube's „Gesammelten Schriften" (Wien, Braumüller) nimmt der historische Roman „Der deutsche Krieg" ein, jedenfalls Laube's Hauptwerk auf diesem Gebiete, in welchem besonders die Charakteristik Wallenstein's als sehr gelungen bezeichnet werden muß. Auf den sechzehnten Band: „Erinnerungen 1841—81", werden wir näher zurückkommen.

— Eine neue billige Ausgabe von Friedrich Rückert's „Gesammelten poetischen Werken" erscheint in 40 Lieferungen in J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M. Der reiche Gedankenschatz, der sich in Rückert's Dichtungen findet, wird so auch einem größern Publikum erschlossen.

— In einer von Ludwig Pfau eingeleiteten und zusammengestellten Uebersetzung erscheinen „Ausgewählte Werke von Erckmann-Chatrian" (Stuttgart, Rieger). Die Auswahl ist auf 20 Bände berechnet. Die ersten Lieferungen beginnen mit der „Geschichte eines Bauern". Erckmann-Chatrian, ein Liebling der deutschen Essayisten, namentlich Julian Schmidt's, hat sich mit seinen elsässer Dorf- und Soldatengeschichten in Deutschland ein Publikum erworben, welches dieser Ausgabe gewiß Antheil entgegenbringen wird. Freilich ist diese literarische Firma auch mehrfach überschätzt worden.

— Der neue Roman von Emile Zola („Pot-Bouille") wird unter dem euphemistischen Titel „Der häusliche Herd" (Budapest, Grimm) ins Deutsche übersetzt von Armin Schwarz. Ein eingehendes Urtheil über diesen Roman haben wir in dem eben erscheinenden Heft von „Unsere Zeit" in dem Essay „Ueber den photographischen Zeitroman in Frankreich" gefällt: die Analyse desselben ergibt, daß Zola seinem brutalen Cynismus auch in diesem Roman treu bleibt; einzelne Seiten desselben enthalten jedenfalls so erasse Schilderungen, wie sie bisher in der Weltliteratur kaum vorgekommen sind.

— In dritter verbesserter Auflage liegen Anton Ritter von Spaun's „Oesterreichische Volksweisen in einer Auswahl von Liedern, Alpenmelodien und Tänzen" vor mit 30 Zinkotypien nach Originalzeichnungen von Karl Geiger (Wien, Manz). Die österreichische Volkspoesie im Bunde mit Musik und bildender Kunst, mit Noten und Zeichnungen erscheint hier ihren Freunden in einer sich sehr empfehlenden Gestalt.

— Der Director der königlichen Kunstakademie in Leipzig, Professor Nieper, hat einen Bericht über dieselbe und die Kunstgewerbeschule veröffentlicht (Leipzig, Drugulin), welcher eine Geschichte derselben, eine Biographie Gustav Jäger's, eine statistische Uebersicht über die Zahl und die Leistungen der Schüler und einen interessanten Vortrag Anton Springer's über „Die Stellung des modernen Künstlers zu den Stilmustern" enthält; 31 Abbildungen illustriren das trefflich ausgestattete Werk: darunter befinden sich Porträts von dem Kurfürsten Friedrich Christian von Sachsen, von der Kurfürstin Marie Antonie Walpurgis und von Gustav Jäger, verschiedene Ornamentzeichnungen, Studienköpfe, Costüm- und Genrebilder nach dem Leben, Zeichnungen der Schüler mit und ohne Correctur der Lehrer, alle beweiskräftig für die tüchtige Leitung und die tüchtigen Leistungen der Anstalt.

— Die „Deutschen Zeit- und Streitfragen", herausgegeben von Franz von Holtzendorff, haben im Jahre 1881 ihren zehnten Jahrgang vollendet (Berlin, Habel). Es liegen uns folgende Themen vor aus dem verflossenen Jahre: „Lessing's Streit mit Hauptpastor Göze", von J. Cropp; „Königthum und Verfassung", von Th. Hergenhahn; „Die Begründung der päpstlichen Macht diesseit der Alpen", von Karl Haupt; „Nihilismus, Pessimismus und Weltschmerz", von Stephan Gätschenberger; „Beiträge zur Steuerreform", von Delsa; „Handbildung und Hausfleiß", von A. Lammers; „Ursachen und Tragweite der nordamerikanischen Concurrenz mit der westeuropäischen Landwirthschaft", von Heitz; „Schule und Heer", von A. Guhl. Der Preis des Hefts beträgt 75 Pf., die Ausstattung ist eine gediegene, die Behandlung der gestellten Streitfragen eine objective, die Auswahl der Stoffe eine interessante.

— Von der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von Rudolf Virchow und Franz von Holtzendorff, liegt uns der Jahrgang 1881 vor, welcher wiederum eine reiche Fülle von Belehrung aus allen Gebieten des Wissens meist in gedrängter Sprache und doch durchsichtiger Form enthält. Wir heben folgende Hefte heraus: „Kant als Naturforscher, Philosoph und Mensch", von G. Herbst; „Die Entwickelungsphasen des religiösen Lebens im hellenischen Alterthum", von E. Th. Gravenhorst; „Die schöne Literatur der Spanier", von G. Diercks; „Thierpflanzen und Pflanzenthiere", von Pfuhl; „Kaiser Heinrich IV.", von Th. Lindner; „Ueber Wellenbewegung", von L. Sohmke; „Ueber die Lautverschiebung", von Franz Devantier; „Savigny und Feuerbach", von E. Hölder; „Das Bücherwesen im Mittelalter", von A. Poelchau; „Die Grundprincipien der Schelling'schen Naturphilosophie", von R. Koeber; „Die Gewinnung von Gold und Silber", von Rammelsberg. Auch vom Jahrgang 1882 liegen bereits die ersten Hefte vor, von denen „Das Skelet der Pflanzen" mit siebzehn Holzschnitten ausgestattet ist. Für ungemein billigen Preis (50 Pf.) wird hier lauter Gediegenes geboten, was um so mehr anzuerkennen ist, als bekanntlich die populäre Behandlung wissenschaftlicher Themen ebenso nothwendig als schwer ist. Das genannte literarische Unternehmen ist ja seit einer Reihe von Jahren so eingebürgert unter uns, daß es einer besondern Empfehlung nicht mehr bedarf.

— Den „Musenhof zu Löbichau" hat uns in einer literarhistorischen Skizze Moritz Geyer erschlossen (Altenburg, Bonde). Er nennt Löbichau, ein Dörfchen des Herzogthums Altenburg, „das Weimar dieses Ländchens" und erzählt von dem literarischen Leben, welches 1819—21 sich an dem dortigen Hofe der depossedirten deutsch-russischen Herzogin Dorothea von Kurland entwickelte. Zunächst orientirt uns der Verfasser über Ursprung und Verlauf der literarischen Bekanntschaften jener Fürstin: Goethe, Schiller, Th. Körner's Vater haben mit ihr Verkehr gehabt, Tiedge hat sie biographisch der Nachwelt gerettet. Elisa von der Recke, ihre Schwester, war ihr geistig überlegen. Außerdem haben noch mit ihr in Verkehr gestanden: Chr. A. Eberhard, J. Fr. Schink, vor allen aber Jean Paul und Anselm von Feuerbach; andere Persönlichkeiten übergehen wir. Ein zweiter Abschnitt der Broschüre schildert genau, wie man in Löbichau den Tag verbrachte, und versichert uns, daß der löbichauer Kreis ein

künstlich und auf kurze Sommermonde zusammengerufener war. Die Herzogin stand dem echt deutschen Leben fern; nur zu Augenblickspoesien vermochte sie Anregung zu geben. Das kleine Schriftchen wird zunächst die altenburger Herrschaften wol angenehm berühren und interessiren; es darf aber auch, weil auf gründlichen Quellenstudien beruhend und kritisch-objectiv gehalten, dem Literarhistoriker von Fach empfohlen werden. Goedeke hat in seinem „Grundriß" Notiz von der Herzogin Dorothea und ihrem Kreis genommen.

— „Alpines Stillleben" nennt J. V. E. Busch sein bei Stettner in Lindau erschienenes Büchlein, worin er „Das erste Einsiedlerleben im Wildkirchlein", sodann „Ein modernes Einsiedlerleben" und endlich „Herbsttage am Alpsteine" schildert. Schweizern von Geburt können wir diese mit gründlichster Geschichts- und Sachkenntniß, mit liebevoller Versenkung in eigenthümliche Stoffe geschriebenen Lebensbilder empfehlen; das aus jeder Zeile herausschauende Localcolorit wird den Eingeborenen ebenso anheimeln, wie es dem Fremden den Genuß der Lektüre erschwert. Beschauliche, sinnige Frauengemüther werden an diesen im Geiste Adalbert Stifter's gehaltenen Studien mehr Gefallen finden als Männer. Die Religiosität des Verfassers ist eine ausgesprochen, aber mild katholische; den Zusammenhang des Menschen mit der Natur empfindet er besonders tief.

— „Kurzer Leitfaden der Geschichte der englischen Literatur von Stopford A. Brooke, deutsch bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von A. Matthias" (Berlin, Langenscheidt) ist unbedingt eins der besten Handbücher zur Einführung in diese Literatur. Er beginnt mit der ältesten englischen oder angelsächsischen Literatur und endet mit Browning und Tennyson. Der Verfasser bekundet auf jeder Seite seine Sachkenntniß und seinen kritischen Scharfblick, und die Uebersetzung, durchaus lobenswerth, liest sich wie ein Original. Das Verzeichniß der Schriftsteller mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt, sowie das der Schriften mit ebensolcher Bezeichnung erhöht den Werth dieses Leitfadens um ein Bedeutendes und wird gewiß allen, die es kaufen, eine höchst willkommene Zugabe sein.

— Soeben ist die dreizehnte Auflage des rühmlichst bekannten Eberhard'schen „Synonymischen Handwörterbuchs der deutschen Sprache" in Neubearbeitung von Otto Lyon und F. Wilbrandt vollendet erschienen (Leipzig, Fernau). Die Wörter sind zugleich ins Englische von D. Asher und ins Französische, Italienische und Russische von A. Boltz übersetzt, was das Wörterbuch für Ausländer um so brauchbarer macht, wie es auch als Grundlage für die Synonymik der genannten fremden Sprachen dienen kann.

Bibliographie.

Bogler, P., Verbrauchte Waffen. Roman. 2 Bde. Leipzig, Reißner. 8. 8 M.

Boguslawski, A. v., Der kleine Krieg und seine Bedeutung für die Gegenwart. Nach zwei Vorträgen. Mit 5 Skizzen. Berlin, F. Luckhardt. 1881. Gr. 8. 3 M.

Böhnke, H., Friedrich der Große und sein Heer. Balladen. Oldenburg, Bültmann u. Gerriets. 8. 1 M. 50 Pf.

Büchner, L., Die Macht der Vererbung und ihr Einfluss auf den moralischen und geistigen Fortschritt der Menschheit. Leipzig, E. Günther. Gr. 8. 2 M.

Byr, R., Unversöhnlich. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 12 M.

Cochenhausen, v., Geschichte des Hessischen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 11 und seiner Stammtruppentheile. Mit einem Uniformbilde. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Commer, E., Die philosophische Wissenschaft. Ein apologetischer Versuch. Berlin, Germania. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Das Deutschthum in Ungarn. Einige Worte zur Aufklärung von einem Stock-Magyaren. Berlin, Mrose. Gr. 8. 1 M.

Dostojewskij, F. M., Raskolnikow. Roman. Nach der 4. Auflage des russischen Originals übersetzt von W. Henckel. 3 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 10 M.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 136: Befreit. Novelle von F. Arnefeldt. Berlin, Behrend. 8. 1 M.

Fay, Amy, Musikstudien in Deutschland. Aus Briefen in die Heimath. Mit Erlaubniß der Verfasserin ins Deutsche übertragen. Berlin, Oppenheim. 8. 2 M. 50 Pf.

Goldschmidt, Henriette, Ideen über weibliche Erziehung im Zusammenhange mit dem System Friedrich Fröbel's. Sechs Vorträge. Leipzig, Reißner. 8. 3 M.

Guttmann, S., Friedrich II., König von Preußen II. (als Staatsmann) nach seinen Schriften. Berlin, H. R. Mecklenburg. Gr. 8. 60 Pf.

Guttzeit, H., Von der Kirche zur Natur. Ausdruck der Hauptgeistesströmung unsers Zeitalters. Bekräftigt durch Kernworte der besten Denker. 1ste Lfg. Berlin, Mrose. Gr. 8. 80 Pf.

Hagen, H., Friedrich Fröbel im Kampf um den Kindergarten. Allerlei Handschriftliches aus Fröbel's Briefwechsel, mitgetheilt. Leipzig, Findel. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Hartner, E., Ohne Gewissen. Roman in 2 Bdn. Leipzig, Reißner. 8. 6 M.

Hellenbach, L. B., Die Magie der Zahlen als Grundlage aller Mannigfaltigkeit und das scheinbare Fatum. Wien. Gr. 8. 4 M.

Jellinek, G., Die Lehre von den Staatenverbindungen. Wien, Hölder. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Das 7. Brandenburgische Infanterie-Regiment Nr. 60 von seinem Ursprung bis zur Gegenwart. Eine kurze Darstellung der Geschichte des Regiments für alle jetzigen und ehemaligen „Sechziger". Auf Veranlassung des Herrn Commandeurs verfaßt von einem Offizier des Regiments. Berlin, H. J. Meidinger. Gr. 8. 1 M.

Kautsky, M., Herrschen oder Dienen? Roman in 2 Bdn. Leipzig, Reißner. 8. 10 M.

Keil, Rich., und Rob. Keil, Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Nach Goethes Privatacten. Am 50jährigen Todestage Goethes herausgegeben. Leipzig, Schloemp. Gr. 8. 3 M.

Kirchhoff, E., Friedrich. Ein Studentenleben. (I.) Geist und Herz. Altona, Schlüter. 8. 2 M.

Kirchstetter, L. Ritter v., Commentar zum Oesterreichischen Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche mit vorzüglicher Berücksichtigung des gemeinen deutschen Privatrechts. 4te durchges. u. verb. Aufl., herausgegeben von F. Maitisch. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 M.

Kopetzky, F., Josef und Franz von Sonnenfels. Das Leben und Wirken eines edlen Brüderpaares, nach den besten Quellen dargestellt. Wien, Perles. Gr. 8. 6 M. 60 Pf.

Krause, A., Zur Widerlegung des Satzes: Ueber den Geschmack lässt sich nicht streiten. Lahr, Schauenburg. Gr. 8. 1 M.

Langhans, W., Die Geschichte der Musik des 17., 18. und 19. Jahrhunderts. Im chronologischen Anschlusse an die Musikgeschichte von A. W. Ambros. 1ste Lfg. Leipzig, Leuckart. Gr. 8. 1 M.

Ledochowska, Maria Theresia Gräsin, Mein Polen. Reise-Erinnerungen aus dem Jahre 1879. Graz. 1881. 8. 3 M. 60 Pf.

Linhart, Elise, Im Sturme des Lebens und andere Erzählungen. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 6 M.

Lippert, J., Christenthum, Volksglaube und Volksbrauch. Geschichtliche Entwickluug ihres Vorstellungsinhaltes. Berlin, Th. Hofmann. Gr. 8. 10 M.

Lossen, M., Der Kölnische Krieg. Vorgeschichte 1565—1581. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 15 M.

Mann, W. J., Leben und Wirken William Penn's. Gabe zur 200jährigen Gedächtnißfeier seiner ersten Ankunft in Pennsylvanien. Reading, Pa., Pilger-Buchhandlung. 8. 2 M.

Morin, G., Aus ruhmvollen Tagen. Erinnerungen an den deutsch-französischen Krieg von 1870/71, nach dem Tagebuche eines bayerischen Offiziers mitgetheilt. München, Franz. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Raschke, J. G., Die Genossenschaften im Mittelalter und die heut anzustrebenden Innungen. Ein Beitrag zur Orientirung in den social-politischen Wirren unserer Zeit. Oldenburg, Bültmann u. Gerriets. Gr. 8. 1 M.

Reinhardt, C., Magister Georg Samuel Dörffel. Ein Beitrag zur Geschichte der Astronomie im 17. Jahrhundert. Plauen. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Reschauer, H., Geschichte des Kampfes der Handwerkerzünfte und der Kaufmannsgremien mit der österreichischen Bureaukratie. Wien, Manz. Gr. 8. 6 M.

Sacher-Masoch, Volksgericht. Novelle. Leipzig, Morgenstern. 8. 2 M. 50 Pf.

Sauter, A., Die Gewerbefreiheit in der Pharmacie. Genf, Müller. 1881. Gr. 8. 1 M.

Schober, J., Johann Jakob Wilhelm Heinse. Sein Leben und seine Werke. Ein Kultur- und Literaturbild. Mit Heinse's Porträt. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Schröer, H., Wider die Schulsparkassen. Wittenberg, Herrosé. Gr. 8. 1 M.

Stein, L., Berthold Auerbach und das Judenthum. Berlin, Driesner. Gr. 8. 1 M.

Stern, A., Hagbarth und Signe. Romantische Oper. Musik von E. v. Michalovich. Dresden, v. Zahn. 8. 50 Pf.

Stüve, C., Geschichte des Hochstifts Osnabrück. 3ter Thl.: Von 1623 bis 1648. Aus den Urkunden bearbeitet. Herausgegeben von C. Stüve aus dem Nachlaß des Verfassers. Jena, F. Frommann. Gr. 8. 4 M.

Süssmilch gen. Hörnig, M. v., Alpentuunel und Alpeuübergänge. Vorträge. Leipzig, Liebeskind. Gr. 8. 2 M.

Sylva, Carmen (Elisabeth, Königin von Rumänien), Ein Gebet. Berlin, A. Duncker. 8. 2 M.

— — Jehovah. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M. 50 Pf.

Tschaplowitz, F., Untersuchungen über die Einwirkung der Wärme und der anderen Formen der Naturkräfte auf die Vegetations-Erscheinungen. Eine meteorologisch-physiologische Studie. Leipzig, H. Voigt. 8. 2 M.

Walther, E., Geschichte des Taubstummen-Bildungswesens. Unter besonderer Berücksichtigung der Entwickelung des deutschen Taubstummen-Unterrichtes dargestellt. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 7 M.

Werner, K., Die nominalisirende Psychologie der Scholastik des späteren Mittelalters. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 1 M. 80 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Worterklärungen.

Herausgegeben von **Karl Goedeke** und **Julius Tittmann.**

8. Jeder Band geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.

Sechzehnter und siebzehnter Band.

Esopus. Von **Burchard Waldis.** Zwei Theile.

Burchard Waldis' „Esopus" (vier Bücher Fabeln, poetische Erzählungen und Schwänke) gehörte zu den beliebtesten Dichtwerken des 16. Jahrhunderts. An Lebendigkeit und Frische der Darstellung, scharfer Beobachtungsgabe, Phantasie, Laune und gemüthlich heiterer Lebensanschauung übertrifft der Verfasser alle seine Vorgänger, und auch die besten neuern Fabeldichter, wie Gellert, Zachariä, Hagedorn, haben ihn als Quelle und Vorbild benutzt. Mit dieser neuen sorgfältig hergestellten Ausgabe wird das Werk den Literaturfreunden zu billigem Preise zugänglich gemacht.

Der 1. bis 15. Band der „Deutschen Dichter des 16. Jahrhunderts" enthalten:

1. **Liederbuch** aus dem sechzehnten Jahrhundert.
2. 3. **Schauspiele** aus dem sechzehnten Jahrhundert. 2 Theile.
4.—6. **Hans Sachs'** Dichtungen. 3 Theile.
7. **Sebastian Brant**, Das Narrenschiff.
8. 9. **Georg Rollenhagen**, Froschmeuseler.
10. **Tenerdank.**
11. **Thomas Murner**, Die Narrenbeschwörung.
12. **Schwänke** des sechzehnten Jahrhunderts.
13. **Die Schauspiele der Englischen Komödianten in Deutschland.**
14. **Die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig.**
15. **Johann Fischart**, Dichtungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein verschlossenes Land.

Reisen nach Corea.

Von

Ernst Oppert.

Deutsche Originalausgabe.

Mit 38 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Durch das vorliegende, gleichzeitig in englischer Sprache erschienene Werk werden über die ostasiatische Halbinsel Corea, dieses in strengster Abgeschlossenheit verharrende Land, zum ersten mal eingehende Nachrichten veröffentlicht. Dreimalige Reisen dorthin haben den Verfasser in den Stand gesetzt, eine Darstellung der Geographie und Geschichte, der Productions- und Handelsverhältnisse des Königreichs Corea sowie der Sprache und Sitten seiner Bewohner zu geben, welche unsere geographische Kenntniss vielfach bereichert und zugleich ein eigenthümliches politisches Interesse darbietet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Lorin.

Roman in drei Theilen

von

Graf P. A. Walujew.

Erster Theil. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der von dem bekannten russischen Staatsmann Graf Walujew verfaßte Roman „Lorin" hat in der petersburger Gesellschaft enthusiastische Aufnahme gefunden und wird durch diese vom Verfasser autorisirte Ausgabe der deutschen Lesewelt zugeführt. Als ein frappantes Lebens- und Sittenbild aus der Hauptstadt des russischen Reichs wird er gewiß auch in Deutschland die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Der zweite und dritte Theil folgen binnen kurzem nach.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Silhouetten

zu

Gregorovius' „Euphorion"

von

Marie Rehsener.

12 Folio-Tafeln. In Mappe. 6 M.

Gregorovius selbst äussert über dieses neue Kunstwerk, das die Hauptscenen aus seiner beliebten Dichtung „Euphorion" in graziös entworfenen Illustrationen vorführt: „Die Silhouetten sind über mein bestes Erwarten hinaus gelungen. Es ist das sicherlich eine künstlerische Leistung sowol in Composition und Zeichnung als in der Reproduction."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Winckell's Handbuch für Jäger und Jagdliebhaber.

Herausgegeben von **J. J. von Tschudi.**

Fünfte Auflage.

Mit 24 Thierbildern, zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten und 2 lithogr. Tafeln.

Neue Ausgabe in 24 Lieferungen à 1 M.

Um die Anschaffung dieses rühmlichst bekannten Werks, das für jeden Jäger, wie er sein soll, ein sicherer und unentbehrlicher Führer ist und bereits in fünfter Auflage vorliegt, zu erleichtern, veranstaltet die Verlagshandlung eine neue Ausgabe in 24 Lieferungen zum Subscriptionspreise von 1 Mark für die Lieferung. In allen Buchhandlungen werden Subscriptionen angenommen und sind die bisher erschienenen Lieferungen zu haben.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 6.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICHE RESIDENZ Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 1. Juni 1882.

Inhalt: Geschichtliche Werke. Von Arthur Kleinschmidt. — Eine neue Dichterin. Von Erwin Mausbach. — Zur deutschen Literatur. Von Robert Boxberger. — Zur publicistischen Literatur. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Geschichtliche Werke.

1. Geschichte der preußischen Politik 1807 bis 1815. Von Paul Hassel. Erster Theil: 1807—1808. (Sechster Band der „Publicationen aus den königlich preußischen Staatsarchiven".) Leipzig, Hirzel. 1881. Gr. 8. 13 M.
2. Fürst Alexander Nikolajewitsch Galitzin und seine Zeit. Aus den Erlebnissen des Geheimraths Peter von Goetze. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1882. 8. 8 M.
3. Friedrich Wilhelm von Seydlitz, königlich preußischer General der Cavalerie. Der deutschen Reiterei gewidmet von einem deutschen Reiteroffizier. Mit 8 Bildern von Seydlitz und 3 Plänen. Kassel, Kay. 1882. Gr. 8. 6 M.
4. Encyklopädie der neuern Geschichte. In Verbindung mit namhaften deutschen und außerdeutschen Historikern herausgegeben von Wilhelm Herbst. Dritte bis zehnte Lieferung. Gotha, F. A. Perthes. 1880—81. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M.

Unsere Anschauung der Lage Preußens und der hierdurch bedingten Politik nach dem unseligen Frieden von Tilsit wird durch das Werk Paul Hassel's, „Geschichte der preußischen Politik 1807 bis 1815" (Nr. 1), dessen erster Theil die Zeit vom Friedensschlusse bis zur Entlassung Stein's im November 1808 umfaßt, nicht nur vielseitig bereichert, sondern auch in manchem Punkte wesentlich berichtigt. Mit ungewöhnlichem Fleiße sind urkundliche Schätze zusammengetragen und mit feinem Verständniß in der Schilderung der preußischen Politik verwerthet. Die meisten Archivalien entstammen dem geheimen Staatsarchive in Berlin; daneben sind ausgiebig die im wiener Haus-, Hof- und Staatsarchive befindlichen Depeschen des Internuntius zu Konstantinopel benutzt; ebenda fand sich manches über die österreichisch-russischen Beziehungen, insoweit sie auf Preußen von Einfluß waren. Aus dem königlichen Staatsarchive zu Hannover entnahm der Autor die diplomatischen Papiere des Grafen Hardenberg, hannoverischen Gesandten in Wien, der trotz des Bruchs Oesterreichs mit Großbritannien 1808 in Wien blieb und in fortdauerndem Briefwechsel mit dem leitenden Minister Hannovers in London, Graf Münster, stand; zwei Rescripte Münster's an Hardenberg vom Juli und August 1808 liefern den Beweis, daß das Cabinet von St.-James von dem Augenblicke an, da Wellington's portugiesische Expedition beschlossen war, wieder an eine Coalition der Continentalmächte gegen Frankreich dachte, Oesterreich zum sofortigen Kriege anzutreiben suchte und in Petersburg anbot, es wolle die Pforte zur Einwilligung in die von Alexander I. geforderte Länderabtretung bestimmen, wenn er sich entschließe, mit Napoleon zu brechen und mit Großbritannien wieder Frieden zu schließen. Sehr wichtig sind auch die handschriftlichen Mittheilungen des Grafen Götzen, des Flügeladjutanten Friedrich Wilhelm's III., die sich im Archive des Großen Generalstabes zu Berlin befinden; sie belehren uns über die geheimen Verhandlungen, welche Götzen und sein Stabsoffizier von Lucey, im Juli 1808 nach Schlesien gesandt, in österreichischen Militärkreisen, mit Graf Bubna, den Erzherzogen Ferdinand und Maximilian, Brüdern der dem Kriege Oesterreichs mit Napoleon zugeneigten Kaiserin, und andern anknüpften, um zu erfahren, wie weit der Kaiserstaat kriegsbereit sei, und um die Versicherung abzugeben, sobald man in Wien losschlage, werde Preußen gewiß bei der ersten schicklichen Gelegenheit in den Krieg gegen Napoleon mit eintreten. Durch Stein hauptsächlich wurde Götzen geleitet; er rieth, Oesterreich solle baldigst den Kampf eröffnen, noch ehe Napoleon Spanien zu Boden geschlagen habe; Lucey suchte in Wien den Militärkreisen klar zu machen, daß Oesterreich und Preußen gleiche Interessen hätten und sich einander nähern müßten, und auch nachdem Friedrich Wilhelm den harten Vertrag vom 8. September 1808 angenommen hatte, weil im Weigerungsfalle Preußen aus der Liste der Staaten verschwunden wäre, setzte Götzen seine Mission

fort, da Stein wie sein König der Meinung waren, man könne ruhig den Vertrag unterzeichnen, dadurch Zeit gewinnen und, wenn die Verhältnisse in eine günstige Constellation träten, später den durch die Noth dictirten Vertrag abschütteln. Alle Hoffnungen auf Oesterreich zerrannen; Erzherzog Karl's Ansicht, die Entscheidung so lange wie möglich hinauszuschieben, wurde adoptirt; auch Alexander I. rieth Franz I. zum Frieden mit Napoleon, weil er ihn so lange vom Kriege abhalten wollte, bis er sich mit den Türken auseinandergesetzt hatte, und Götzen's Unterhandlungen blieben resultatlos: Oesterreich schlug nicht los. Unter den als Anhang gegebenen 269 Actenstücken sind noch besonders interessant die Correspondenzen des bei Alexander in großem Ansehen stehenden preußischen Abgesandten in Petersburg, Majors von Schöler, des preußischen Gesandten in Paris, Barons Brockhausen, des mit der großen Mission nach Paris betrauten Prinzen Wilhelm von Preußen, des Gesandten in London, Barons Jakobi, des Gesandten in Wien, Grafen Finkenstein u. s. w. Das Werk gibt in zusammenhängender Darstellung ein durch die Urkunden illustrirtes treues Bild der Ereignisse und des Connexes, der zwischen ihnen obwaltete. Napoleon, dem die von Graf Kalckreuth am 12. Juli 1807 in Königsberg gedankenlos unterzeichnete Convention die Mittel in die Hand gab, den größten Theil Preußens besetzt zu halten und unter rücksichtslosester Erpressung seine Heere auf Kosten des armen Preußen zu ernähren, hielt seinen Generalintendanten Daru an, mit unerbittlicher Härte Preußen zu bedrücken und ihm Millionen um Millionen zu entziehen; die Forderungen wurden immer unverschämter; Daru hauste als allgebietender Präfect; die Artikel des Tilsiter Friedens wurden derart interpretirt, daß jeder Willkür Thür und Thor offen stand, und vergebens klagte oder protestirte Friedrich Wilhelm wegen der systematischen Entkräftung des Restes der Fridericianischen Monarchie. Napoleon kannte kein Erbarmen, und Preußens Leiden steigerten sich täglich. Friedrich Wilhelm blieb trotz innern Widerstrebens nichts übrig, als sich Frankreich freundschaftlich zu nähern; Alexander I., dessen Intervention er immerfort anrief, rieth beständig zu Nachgiebigkeit und Unterordnung unter Napoleon's Weisungen. Der König sandte seinen Bruder Wilhelm zu Napoleon, um Preußens Los zu erleichtern und günstigere Bedingungen zu erlangen; treulich unterstützte den Prinzen der Napoleon verhaßte russische Gesandte Graf Tolstoï, aber es blieb ihm schließlich keine Wahl; er mußte am 8. September 1808 die herbe Pariser Convention unterzeichnen, und es schien, als werde Preußen ganz in die Napoleonische und Rheinbundpolitik einlenken. Dem war aber nicht so. Friedrich Wilhelm verlor den Gedanken an die Losreißung von Napoleon nie aus den Augen; er mußte die Verwirklichung derselben nur hinausschieben und baute einstweilen wie bis dahin mit Stein, nun mit Scharnhorst, Gneisenau, Boyen und andern treuen Mitarbeitern die materiellen und moralischen Kräfte des geborstenen Staatsgebäudes auf neuen, breitern Grundlagen wieder auf. In stiller, gottgesegneter Arbeit reorganisirten diese Männer das ganze Staatswesen und sammelten die Kräfte an, mit denen Preußen sich nachmals gegen die fremde Zwingherrschaft siegend erhob; weder die harten Prüfungen der letzten Zeit noch der unmenschliche Druck der französischen Occupation konnten die vitale Vollkraft des preußischen Volks und die bescheidene Pflichttreue der preußischen Beamten, welchen Charaktere wie Sack als Zierden voranleuchteten, brechen. Für solche nationale Begeisterung hatte Napoleon freilich nie Verständniß, wie ja auch sein Urtheil über die spanische Erhebung aufs deutlichste zeigt.

Merkwürdig ist der von Hassel sehr betonte und äußerst anschaulich gezeichnete Antheil Preußens an der türkisch-russischen Frage, von der sich Alexander I. in wenig rühmlicher Weise offenkundig leiten ließ. Napoleon hatte ihm in Tilsit Aussichten auf türkische Beute, ja auf eine Theilung der Türkei eröffnet, dachte aber nie daran, sie zur Wirklichkeit werden zu lassen; sie sollten ihm nur jederzeit dazu dienen, Alexander am französischen Bündnisse festzuhalten, und der Zar jagte dem schönen Trugbilde lange nach, bis er merkte, daß er getäuscht werde; um Napoleon's willen brach er zu seinem Schaden mit Großbritannien und Schweden und that für Preußen trotz aller Eide und Ehrenworte so gut wie nichts; seine endliche Verwendung in Erfurt bei Napoleon wollte wenig bedeuten. Er fühlte sich viel zu schwach, um an einen Krieg gegen Napoleon zu denken; sein nichtiger Reichskanzler Graf Rumanzow bewunderte diesen wie einen Gott, und beide sahen Rußlands Heil nur im Bunde mit Frankreich, mochte Preußen darunter bluten oder nicht. Aber trotzdem war Alexander voll Mistrauen gegen Napoleon; seine beharrliche Festsetzung in Preußen beunruhigte ihn, und als Napoleon Schlesien für den Fall forderte, daß Rußland die Donaufürstenthümer erhalte, wies er, dem das Herzogthum Warschau bereits ein Dorn im Auge war, dies Begehren entrüstet zurück. Voll Verlogenheit versprach Napoleon ihm nach wie vor türkische Gebiete, während er gleichzeitig dem Divan versicherte, er werde nie dulden, daß seine Macht geschmälert werde; er hetzte Oesterreich gegen Großbritannien und hielt die Pforte davon ab, mit letzterer Macht Frieden zu schließen; unermüdet arbeitete er gegen eine türkisch-britische Allianz. Bei seiner Perfidie gegen Rußland erschien ihm die fortgesetzte Occupation Preußens nothwendig; er mußte Rußlands Abfall befürchten und konnte nur als Occupator Preußens Herr des Continents bleiben. Da er den Krieg mit Oesterreich nur als Frage der Zeit betrachten konnte, mußte er sich der Hülfe Alexander's für denselben versichern; mit Finland sich nicht begnügend, forderte Alexander die Ausführung der tilsiter Verheißungen betreffs der Türkei, und Oesterreich, das selbst gern türkisches Land gehabt hätte, schien nichts gegen Rußlands Eroberungen im Türkenreiche einzuwenden. Preußen begann heimlich mit Großbritannien anzuknüpfen; Wellington eilte nach der Iberischen Halbinsel, um den Spaniern und Portugiesen im Kampfe gegen Napoleon Hülfe zu

bringen, und der Erfolg kettete sich an seine Fahnen. Großbritannien hoffte auf Oesterreichs Beitritt zum Kriege gegen Napoleon, suchte Aussöhnung mit Rußland und wollte Alexander zu sich ziehen; die Pforte erkannte das schändliche Spiel, das Napoleon mit ihr getrieben, und näherte sich Rußland. Aber Großbritannien hatte bei Alexander keinen Erfolg; Napoleon trennte letztern ganz von Oesterreich und fesselte ihn in Erfurt trotz seines Mistrauens von neuem durch Versprechungen orientalischer Beute an sich. Betrübt schied der preußische Gesandte Graf Goltz von Alexander in Erfurt. Stein aber, der lange auf Alexander's Unterstützung für Preußen gehofft, mußte, da aus einem aufgefangenen Briefe an Fürst Sayn-Wittgenstein Preußens Absichten auf eine kriegerische Erhebung hervorgingen, Napoleon's wildem Zorn am 24. November 1808 zum Opfer gebracht werden. Das russisch-französische Bündniß war fester als bisher; Alexander lauerte auf die Moldau und Walachei, während Napoleon heimlich dem Divan rieth, sie ja nicht abzutreten. Friedrich Wilhelm dachte an eine Defensivallianz Preußens, Rußlands und Oesterreichs gegen Napoleon und hoffte, im December 1808 von Alexander nach Petersburg eingeladen, diesen hierfür zu gewinnen. Hiermit schließt der erste Theil; hoffentlich erscheint bald die Fortsetzung des wichtigen Werks.

Der Geheimrath Peter von Götze, ein hochverdienter Staatsbeamter, der zuerst im Ministerium des Fürsten Galitzin, dann in dem des Grafen Cancrin diente und 87 Jahre alt 1880 starb, hat ein Werk von bleibendem Werthe in den Aufzeichnungen über Galitzin und seine Zeit (Nr. 2) hinterlassen; es ist dasselbe keineswegs eine flüchtige und auf momentane Unterhaltung berechnete Arbeit, sondern ein auf gründlichem Charakterstudium fußendes Resultat eigenster Anschauungen, und ich muß gestehen, daß Götze meisterhaft zu zeichnen wußte. Galitzin ist die Hauptperson des Buchs; aber neben ihm treten so viele andere in den Vordergrund, daß es mit Recht „Galitzin und seine Zeit" betitelt ist; es umfaßt ein gutes Stück russischer Geschichte unter Paul, Alexander I. und Nikolaus und streift an die Zeiten der gewaltigen Katharina II. einerseits und des mit Begeisterung gepriesenen Alexander II. andererseits. Wer den Charakter des ersten Alexander kennen lernen will, darf das Studium des Götze'schen Buchs nicht unterlassen; hier tritt er auf die Bühne in seiner ganzen mystisch-unklaren Befangenheit, seiner haltlosen Schwärmerei, seiner Launenhaftigkeit und Inconsequenz; man kann sich auf Alexander nie verlassen, auch wenn er seine Freundschaft noch so oft betheuert, und bei allem Hochsinn und Edelmuth steht er ganz unter dem Einflusse einer so verächtlichen Persönlichkeit wie Graf Araktschejew, seines bösen Genius. Hebt sich das Bild Nikolaus', dessen edler brüderlicher Wettstreit mit Konstantin bei Gelegenheit der Thronerledigung 1825 ergreifend geschildert wird, bereits durch die feste Haltung in den Decemberstürmen dieses Jahres sehr vortheilhaft ab, so ist es überhaupt freier von Schatten. Nikolaus war bei weitem nicht so launisch und schwankend wie Alexander; obgleich Orlow und Benckendorff ihm theuer waren, hatte er nie einen Günstling; ein Araktschejew verschwand unter seiner Autokratie ins Dunkel, aus dem ihn Paul's Launen gezogen hatten; leider aber forderte Nikolaus, von seiner absoluten Macht unendlich eingenommen und überzeugt, von jedem und auch von den ersten Staatsdienern blinde Unterwürfigkeit, ertrug Widerspruch von fast niemand außer von Graf Cancrin, den er hoch verehrte, und glaubte alles am besten zu wissen; der Professor Parrot war zwar kühn genug, wiederholt Ermahnungsbriefe an Nikolaus, der Fehlgriffe genug machte, zu erlassen, und Götze theilt diese hochinteressanten Schreiben mit, aber Nikolaus befolgte sie nicht. Seine Staatsdiener wählte er mehr nach ihrer Gefügigkeit als nach ihrer Befähigung, und darum blieb er stets im Banne officieller Lüge, während auf ganz Rußland ein geistiger Druck lastete.

Sehr treffend sind Götze's Schilderungen des tyrannischen Araktschejew, dem bei allen schlechten Eigenschaften die innige Verehrung für Alexander I. und die lautere Uneigennützigkeit nicht abzusprechen sind, der überspannten Frau von Krüdener u. a. Galitzin's Nachfolger im Ministerium der Volksaufklärung, Admiral Schischkow, ist von seinem Freund Götze trotz des unter ihm aufblühenden Obscurantismus weit günstiger beurtheilt, als dies ihm sonst zutheil wurde. Meisterhaft gezeichnet sind der nichtswürdige Komödiant Archimandrit Photi, der nicht rastet, bis er den freisinnigen Galitzin durch Trug und List aus Alexander's Cabinet verdrängt hat, und seine obscurantistischen Helfershelfer Magnitzky und Runitsch, die Alexander gegen jede Aufklärung einzunehmen und sein so leicht erregtes Mistrauen zu entfachen verstanden. Einen günstigern Schluß auf Alexander's Charakter erlaubt hingegen der Umstand, daß es allen Intriguen misglückte, Galitzin aus dem Herzen des Zaren zu reißen; er blieb ihm Freund, wenn er ihn auch von seinen wesentlichsten Aemtern entfernte. Als Minister des Cultus stand Galitzin auf der Höhe seines Berufs; als Minister der Volksaufklärung aber gerieth er unter den Einfluß intriguanter Dunkelmänner, die im Bunde mit Photi und Araktschejew unter tausend Machinationen ihn zu stürzen wußten und sein Werk, die russische Bibelgesellschaft, als gefährlich und revolutionär zerstörten. Bei mancher Schwäche und mystisch-pietistischen Absonderlichkeit war Galitzin, wie uns die genaue Betrachtung seines Charakters zeigt, durch und durch Ehrenmann und ein aufrichtiger Christ voll Nächstenliebe, wol dazu angethan, einen Geist wie den Alexander's zu fesseln, nicht aber Einfluß auf Nikolaus zu üben, vor dem auch ein Schurke wie Photi nie hätte Gnade finden können. Irrthümlicherweise nennt Götze als Bräutigam von Alexander's frühe verstorbener natürlicher Tochter den Grafen Schuwalow: es war vielmehr Graf Dimitri Nikolajewitsch Scheremetew; auch bezeichnet er den bekannten Verschwörer von 1825 als Oberst Pastel, während derselbe Pestel hieß.

In einem mit Bildnissen von Friedrich Wilhelm von Seydlitz und Plänen der Schlachtfelder von Roßbach, Zorndorf und Gotha reich ausgestatteten Buche (Nr. 3), dessen einzelne Abschnitte als Motto entsprechende Zeilen unserer Dichter tragen, gibt ein deutscher Reiteroffizier ein mit anregendstem Enthusiasmus gezeichnetes Lebensbild des kühnen Helden, der als der größte Cavaleriegeneral der Neuzeit, als der genialste und gefeiertste Taktiker seiner Waffe zu betrachten ist. Von Kindesbeinen an Soldat mit Leib und Seele und am liebsten zu Pferde, bewährte er sich in brillanter Weise als Commandeur der Husaren, Dragoner und Kürassiere, wußte bei allen diesen Truppengattungen organisatorisch und fördernd zu wirken und verschaffte, in noch höherm Maße als Ziethen, der Cavalerie die Ebenbürtigkeit mit der Infanterie; die Reiterei wuchs mit den Pferden zusammen, es schienen Centaurengeschwader zu sein, die in den Feind hereinbrachen. Friedrich der Große wurde frühe auf Seydlitz aufmerksam und wußte bald seine Talente zu würdigen; er bemerkte die Genauigkeit, mit der er das kleinste Detail wie das Große und Größte beobachtete und erwog; er fand ihn stets gehorsam und diensteifrig, nie servil und abhängig, und faßte eine wahre Freundschaft für ihn; unser Autor bestreitet entschieden, daß Seydlitz nach der kunersdorfer Schlacht beim König in Ungnade gefallen sei; er meint, da alle Welt der Verwundung des Generals und seiner Entfernung vom Kampfplatze den Verlust dieser Schlacht zugeschrieben habe, sei Friedrich auf ihn gewissermaßen eifersüchtig geworden, und dies habe er irrthümlich für Ungnade des Königs gehalten. Die Taktik von Seydlitz war meisterhaft, seine Kunst erlosch mit ihm, und Friedrich, der ihn herzlich betrauerte, erklärte ihn für unersetzlich. Bei aller Verwegenheit und den tollsten Reiterstückchen blieb er stets Herr seiner Stimmung, er besaß eine ungewöhnliche Geistesgegenwart, war im Momente der Gefahr voll Kaltblütigkeit und Besonnenheit, auch im Verkehr ernst, oft wortkarg. Sein Charakter war im Gegensatze zu dem Winterfeldt's und anderer Feldherren des alten Fritz durchaus rein und hochherzig, human, liebenswürdig; er kannte keinen Neid und keine Misgunst, war gütig und anerkennend gegen seine Untergebenen, völlig frei von jedem Eigennutze und blieb trotz aller Siege und Erfolge bescheiden, überhob sich niemals. Der Autor widerlegt die Anfeindungen, welche gegen Seydlitz' Charakter erhoben worden sind, als ganz ungerechtfertigt. Welch unvergeßliche Ehrentage preußischer Waffen sind Roßbach, wo sich Seydlitz zuerst als Reitergenie bekundete, Zorndorf, wo ihm der König den Sieg verdankte, Hochkirch und Freiberg!

Der Autor schildert die Schlachten, soweit Seydlitz in sie eingriff, voll Geschick und weiß bis zum Schluß der Biographie die Sympathie für den Helden wachzuhalten, die er selbst für ihn empfindet; sein Urtheil ist gerecht und beruht auf dem Studium der Geschichtsperiode, der Seydlitz angehört. Unter den angeführten Werken vermisse ich des Fürsten N. S. Galitzin „Allgemeine Kriegsgeschichte der Neuzeit", dritter Band (Kassel 1875) und Wittich's „Biographische Skizze" (Düsseldorf 1861). Hingegen ist manches Handschriftliche zum ersten male benutzt und dadurch der Werth des Buchs vermehrt worden. Dasselbe hätte nochmals durchgesehen werden können, um es stilistisch zu glätten, und ohne jede Beeinträchtigung hätte die lange Leichenrede des Lieutenants von Röder wegbleiben dürfen.

Von der „Encyklopädie der neuern Geschichte" von Wilhelm Herbst (Nr. 4) sind bisjetzt zehn Lieferungen, ein Band, erschienen; je mehr das große Unternehmen vorrückt, desto wärmer müssen wir uns dafür aussprechen. Die einzelnen Artikel sind streng descriptiv-historisch und ganz objectiv gehalten, orientiren leicht und sicher und geben die einschlägige Literatur zu nähern Selbststudium an; ihre Abfassung ist meist glücklich. Nur sind manche gar zu kurz ausgefallen. Unter den größern Beiträgen seit der dritten Lieferung verdienen besonders rühmend erwähnt zu werden: Argyle, Augsburg, August II. und III. von Sachsen, die Geschichten von Baden, Baiern, Berg, Braunschweig, Dänemark, die Familien Bourbon und Bonaparte mit ausführlicher Stammtafel, die Biographien der zahlreichen in die Buchstaben A bis D fallenden Männer der Französischen Revolution, des Kaiserreichs und der neuesten französischen Geschichte, die Biographien britischer, ungarischer, russischer, türkischer und deutscher Staatsmänner und Feldherren, die Artikel über Bismarck und Beust, Brougham und Burghley, die politischen Beziehungen Chinas zu Europa, die verschiedenen Christian, die Commune von Paris, der Dreißigjährige Krieg, der Deutsche Orden u. s. w. Möge das Unternehmen rüstig weiter schreiten und ja nicht etwa um einiger Raumersparniß willen der Werth des mühevollen Werks beeinträchtigt werden!

Arthur Kleinschmidt.

Eine neue Dichterin.

Gedichte von Martha Hellmuth. Berlin, A. Duncker. 1882. 8. 3 M.

Der modernste Zug in der deutschen Lyrik geht auf schlichte Volksthümlichkeit und ungetrübte Heiterkeit: die Dichter folgen diesem Zuge, die Kritiker begünstigen ihn, und was darüber hinausgeht, gilt als inopportun und vom Uebel. Wenn somit die höhere Kunstlyrik (wie überhaupt alle höhere Kunstdichtung) augenblicklich ziemlich wenig Aussicht auf Erfolg hat, so sind namentlich elegische Regungen bei Publikum und Kritik durchaus verpönt, man glaubt, einem Dichter nichts Schlimmeres nachsagen zu können, als daß er ein Pessimist und Jünger

Schopenhauer's oder Hartmann's sei (während die betreffenden Poeten durch die genannten Philosophen oft sehr wenig beeinflußt werden), und wenn einer trotzdem mit elegischen Weisen hervortritt, so wendet man auf ihn (mit einer kleinen Veränderung) das Wort des Horaz an: „Hic niger est, hunc tu, Germane, caveto". Freilich hat schon der alte Aristoteles die Verwandtschaft von Genie und Melancholie erkannt, sogar der so vielfach als trocken verschriene Cicero hat gesagt, „omnes ingeniosos melancholicos esse", und der Haupthort der Optimisten, Goethe, hat den Vers geschrieben: „Darum behagt dem Dichtergenie das Element der Melancholie." Das alles aber macht die Modernsten in ihrer Anschauung nicht irre, absolute Fidelität um jeden Preis ist die Parole; Wein, Weib und Gesang (Nr. 2 in möglichst häufigem Wechsel) sind die tonangebende Trias; jede große Leidenschaft hingegen, jede ernste und tiefgehende Aufregung ist dreifach in den Bann gethan und trifft, dichterisch gestaltet, lediglich auf taube Hörer.

Deshalb hat denn auch diejenige Dichterin, mit der wir uns im Folgenden beschäftigen wollen und die soeben unter dem obengenannten Titel die Erstlinge ihres Talents in die Oeffentlichkeit gebracht hat, vermuthlich nur sehr bescheidene Aussichten auf allgemeinere Beachtung, und weil uns dies bedauerlich und unrecht bedünkt, so wollen wir um so energischer auf dieselbe hinweisen und wenigstens die kleine Gemeinde für sie zu gewinnen suchen, welche in der Lyrik noch etwas anderes als harmlose und möglichst scherzhaft gehaltene Töne sucht. Denn wir glauben nicht zu viel zu behaupten, wenn wir Martha Hellmuth für das bedeutendste weibliche Talent in der Lyrik erklären, welches seit der Droste-Hülshoff und Betty Paoli aufgetreten ist, und wir sind überzeugt, daß jeder empfängliche und einigermaßen kritisch geschulte Leser dieses Urtheil nach Durchlesung des 153 Seiten starken Bandes bestätigen wird. Das Buch zerfällt in zwei Abtheilungen: „Lyrisches" und „Episches", und beide Rubriken bieten vollgültige Belege für unsere günstige Meinung. Es beginnt mit dem Gedicht „Ein Poetenherz":

Ein Poetenherz vertauscht
Wahn und Wahrheit gar so gerne;
Ist der holde Trug verrauscht,
Greift's nach einem neuen Sterne.

Oft getäuscht und täuschend oft,
Kann es Weisheit nimmer üben,
Stets von neuem glaubt's und hofft,
Stets von neuem muß es lieben.

Was es nie und nirgends gibt,
Das ersehnt's, und stets vergebens,
Und der Tag, da's nicht mehr liebt,
Ist der letzte seines Lebens.

Wir glauben, daß schon dieses Gedicht eine sehr treffende Charakteristik dichterischen Wesens enthält, und daß der darin betonte, von der modernsten Auffassung allerdings geächtete Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit gar sehr für den höhern poetischen Beruf der Verfasserin spricht. Daß, wie gleichfalls das vorstehende Gedicht beweist, die Liebe bei einem weiblichen Gemüthe im Vordergrunde steht, wird man nur ganz natürlich finden und nicht als Mangel an Originalität auslegen. Denn die Liebe ist ein ewiger Stoff, und es kann zudem nicht genug wiederholt werden, daß in der Poesie nicht das Was, sondern das Wie die Hauptsache ist. Und die Art, wie unsere Dichterin die Liebe besingt, wird vermöge der Wahrheit und Tiefe ihrer Empfindung den Sinn jedes nicht verhärteten Lesers nur sehr sympathisch und echoweckend berühren können. Echte Leidenschaft verräth gleich das Geständniß:

Ich liebe dich! Mit sel'gem Beben
Sprech' ich dies Wort, mit heil'ger Scheu;
Dein ist mein ganzes künft'ges Leben,
Dir bleib' ich bis zum Tode treu.

Ich liebe dich! Wohl hab' ich lange
Gekämpft, zu bannen dies Gefühl,
Doch wie ich rang und zagte bange,
Dein Bild blieb meiner Wünsche Ziel.

Ich liebe dich! Ach, all mein Beten,
Es war umsonst, die Sehnsucht blieb,
Dich rief mein Herz in seinen Nöthen,
Von Gott erfleht' ich dich, mein Lieb.

Ich liebe dich! Des Himmels Gnade
Hat dich gesandt als Schutzgeist mir;
Dein Blick streut Licht auf meine Pfade,
Und liebend schau' ich auf zu dir.

Ich liebe dich! Und der mich hörte,
Der mich in Leid und Misgeschick
Dich, o mein Traumbild, finden lehrte,
Gibt mich dem Elend nicht zurück.

Ich liebe dich! Und gläubig bauen
Will ich auf einen goldnen Tag,
Da ich in deine Augen schauen,
An deinem Herzen ruhen mag.

Ich liebe dich! Ich harre deiner,
Von dir nur träum' ich Tag und Nacht.
Leb wohl, sei treu und denke meiner
Und nimm dies Lied zur Gutennacht.

Ebenso schön ist das folgende Liebesgedicht:

Im süßen Mondenschein,
Im goldnen Sonnenstrahle,
Im Walde ganz allein,
Im kerzenhellen Saale,
Allüberall,
Bei Lust und Schall,
Vom Traum der Nacht umfangen,
Gedenk' ich dein,
Mein Lieb, allein
Mit schmerzlichem Verlangen.

Umsonst mit meinem Leid
Ring' ich mit müden Sinnen,
So fern mir, ach, so weit,
O könnt' ich dich gewinnen!
Jedweder Tag,
Jedweder Schlag

Des Herzens trennt uns länger;
Wann naht die Stund',
Die knüpft den Bund
Und schließt die Fesseln enger?

Ja, schling' mit deinem Blick
Um mich die Liebesfäden,
Niemals find' ich zurück
Den Pfad aus diesem Eden;
Mein Herz zerbricht,
Wenn du es nicht
An deinem lässest schlagen,
Die Liebeslast
Erdrückt es fast,
O komm und hilf sie tragen!

Aber diesen jauchzenden Hymnen folgen alsbald wehmüthige Klänge der Enttäuschung und Entsagung:

Und als dein Mund an meinen Lippen hing,
Da glaubt' ich, daß mich Seraphsflug umrauschte;
Ich ahnte nicht, als ich dich heiß umfing,
Daß ich für Glück mir ew'ge Qual ertauschte.

Ein endlos Fieber ist mein Leben jetzt:
Wohl wähn' ich oft, du theilest meine Gluten,
Doch wenn dein Kaltsinn achtlos mich verletzt,
Dann fühl' ich tropfenweis mein Herz verbluten.

Und schließlich schreibt sie dem Eros einen Absagebrief; in ihr ist alles ruhig und todt, und doch richtet sie wieder an die Muse die Bitte:

Gib, o gib zurück mir das Sehnen,
Irrende Träume, thörichte Thränen,
Die wie Thau mir befruchtet das Herz!
Wie aus dunkler Wolke
Der Blitzstrahl fuhr,
Flammt auch das echte Lied
Aus Schmerzen nur.
Wiederum thürme,
Wetter, dich nächtig;
Lenzhafte Stürme,
Toset mit Macht;
Sonne des Liedes,
Durchlodre prächtig
Das Dunkel der Seele nach langer Nacht!

Aus dem übrigen Inhalt der ersten (lyrischen) Abtheilung möchten wir besonders die tiefempfundenen Naturbilder hervorheben. Als Beispiel dafür stehe das folgende:

Im Herbst.

Die Luft ist still und rein
Und blumenlos die Au,
Kalt glänzt der Sonnenschein
Aus wolkenlosem Blau.

Kein Klang, kein Duft, kein Hauch!
Nur lautlos tiefe Ruh'!
Kahl senken Baum und Strauch
Ihr Haupt der Erde zu.

So hüllt nach Lust und Pein
Ein Herz sich schön und groß
In reinen Schimmer ein,
In Frieden wolkenlos.

Ob ihm die Jugend flieht
Auf Nimmerwiederkehr,
Es hat sich ausgeblüht,
Und es begehrt nichts mehr.

Merkwürdig in vielen Beziehungen ist die zweite Abtheilung des Buchs, welche die epischen (balladen- und romanzenartigen) Stücke enthält. Denn wenngleich man dem Weibe nach Seite der dichterischen Aussprache der eigentlich lyrischen Gefühle das Bürgerrecht auf dem Parnasse nicht versagen kann, so ist man doch in der Regel geneigt anzunehmen, daß ihm für die Bewältigung epischer, sowol längerer wie kürzerer Stoffe das genügende Maß von Gestaltungskraft fehle, und im ganzen ist diese Ansicht keine unberechtigte. Martha Hellmuth aber straft dieselbe Lügen, denn auch auf epischem Gebiete kann sie sich sehr wohl sehen lassen, und sowol die Macht ihrer Stoffe wie deren Behandlung spricht durchaus für ein nicht alltägliches Talent. In ihrer Stoffwahl zeigt sich ein vornehmer Zug; sie wandelt durchaus nicht auf der ausgefahrenen Heerstraße, und Titel wie „Apollo's Klage", „Das Griechenschiff", „Sirenengesang", „Medusa", „Wolkengesang", „Kain", „Glauke", „Demosthenes", „Die Phäaken" wird man in der Gedichtsammlung eines Weibes nichts weniger als gewöhnlich finden. Und die dichterische Gestaltung hat durchaus nichts Schwächliches; ein Misverhältniß von Kraft und Absicht macht sich nirgends in peinlicher Weise geltend; vielmehr steht die Verfasserin auch hier meist auf der Höhe ihrer Aufgabe und wird den gewählten Stoffen in Composition, Gliederung und Rhythmus meist sehr wohl gerecht. Eine Probe auch aus dieser zweiten Abtheilung anzuführen, unterlassen wir, weil wir des Raumes fast schon zu viel in Anspruch genommen haben, und es mag genug sein, der allem Anschein nach noch durchaus jugendlichen und deshalb weiteres versprechenden Dichterin ein herzliches Willkommen zuzurufen und ihr diejenige Ermuthigung zutheil werden zu lassen, welche allein erst geeignet sein kann, neu auftretenden Talenten Lust und Begeisterung zu weiterm Schaffen zu geben und das edelste und reichste dichterische Leben in ihnen zu wecken.

Erwin Mansbach.

Zur deutschen Literatur.

1. Johann Fischart und seine Verdeutschung des Rabelais von Ludwig Ganghofer. München, Th. Ackermann. 1881. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Wir haben hier einen echten Fischart-Schwärmer vor uns. Es wird wol heutzutage fast als Ketzerei oder Ignoranz oder Mangel an ästhetischem Urtheil angesehen, wenn man sich mit der Behauptung hervorwagt, Fischart verdanke seinen Ruhm nur zum Theil seinem anerkannten Talent und seinem edeln Herzen, zum andern Theil der Schwierigkeit des Verständnisses, der Seltenheit der Originalausgaben seiner Werke, wodurch dem Sprachgelehrten wie dem Literaturforscher ein so weites Feld für ersprießliche Thätigkeit geöffnet und Fischart fast auf gleiche Stufe mit den antiken Schriftstellern, den Schoskindern der Philologie, gerückt wird. Doch muß ich auf die Gefahr der Verketzerung hin bekennen, daß mir, von dem „Glückhaften Schiff" abgesehen, Fischart ebenso wenig sympathisch ist wie sein bedeutendster Kenner in unserm Jahrhundert, Freiherr von Meusebach, jener schnurrige Kauz, der sich an Fischart's Rockschöße gehängt hat. Nur ein literarisch so verschrobener Charakter wie Meusebach konnte es sein Leben lang bei einem so verschrobenen Schriftsteller wie Fischart aushalten. Und doch sichern ihm nicht seine Fischart-Studien, die er wie ein Geiziger sein Geld sorgsam hütete, damit sie, wenigstens bei seinen Lebzeiten, niemand zugute kämen (ich habe noch andere Charaktere dieser Art kennen gelernt), sondern die Verbindungen, in die ihn diese barock betriebenen Studien des barocken Autors mit den Koryphäen unserer Wissenschaft, den Grimm, Lachmann, Hoffmann von Fallersleben, brachten, einen bescheidenen Platz in einem kleinen Winkel einer Seitenkapelle zum Tempel der Unsterblichkeit.

Dies mußte ich als Herzenserleichterung vorausschicken. Man wird mir ja wol zutrauen, daß ich darum nicht weniger unparteiisch an das Lesen der vorliegenden Schrift gegangen bin. Weit entfernt, das Verdienst derselben zu verkennen oder den Enthusiasmus zu tadeln, auch wenn ich mit seinem Gegenstande nicht sympathisire, muß ich doch bekennen, daß mir die Methode der Untersuchung verfehlt erscheint. Der Verfasser nimmt die Kapitel des Rabelais'schen „Gargantua" einzeln vor und vergleicht sie mit der Fischart'schen Bearbeitung. Dabei sind Wiederholungen aller Art nicht zu vermeiden, und andererseits steht der Verfasser trotz des guten Willens, in allen eigensinnigen Fischart'schen Erweiterungen des Textes Meisterwerke ästhetischen Scharfsinns zu sehen, öfter rathlos vor diesen barocken Bocksprüngen toller Laune. Auch hat sich die verfehlte Methode an dem Verfasser gerächt: er ermüdet und bricht ab, ohne zu leisten, was der Titel verspricht. Wie solche Gegenstände methodisch zu behandeln sind, das haben uns neuerdings Meier und Sauer in ihren „Beiträgen zur Goethe-Philologie" in der Vergleichung der beiden Bearbeitungen des „Götz von Berlichingen" gelehrt: die Vergleichung mußte nach Rubriken und nicht nach den Kapiteln des Originaltextes vorgenommen werden.

Es folgt dann eine dankenswerthe Zusammenstellung der Urtheile der Literarhistoriker über den erst in neuerer Zeit zugänglicher und allgemeiner bekannt gewordenen Fischart, wobei mich nur das abfällige Urtheil über Regis' Rabelais-Uebersetzung unangenehm berührt hat. Das Resultat dieser Kritik ist: Fischart ist von höherm geistigen Range als Rabelais.

2. Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Erster Band: Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert. Von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 3 M. 50 Pf.

Es war ein glücklicher Gedanke der Herausgeber, die Bekanntschaft des gebildeten Publikums mit den hervorragenden deutschen Literaturwerken des unsern ästhetischen Anschauungen schon vielfach entfremdeten 16. Jahrhunderts zunächst mit einer Sammlung volksthümlicher Lieder aus jenem Jahrhundert zu beginnen. Denn gerade im Gegensatz zu der durch Fischart repräsentirten Satire bleibt das echte Volkslied in jedem Jahrhundert heimisch und schlägt in der Brust jedes gebildeten sowie ungebildeten, nur nicht verbildeten Menschen verwandte Saiten an. Wir finden uns durch diese Sammlung sofort in dem uns sonst fremden Jahrhundert heimisch; auch scheint das Bedürfniß einer zweiten Auflage ein entgegenkommendes Verständniß von seiten des deutschen Publikums zu beweisen. Die allbekannten verdienten Herausgeber haben die Sammlung nach folgenden Rubriken geordnet: „I. Volks- und Gesellschaftslieder"; „II. Geistliche Lieder"; „III. Historische Lieder"; „IV. Meisterlieder". Daß das geistliche Lied auf das Volkslied folgt, ist ganz in der Ordnung, da es aus diesem hervorgegangen und es ein nicht zu unterschätzendes Verdienst der Reformation und ihres auch in dieser Hinsicht unübertrefflichen Urhebers Luther ist, den geistlichen Gesang wieder populär gemacht zu haben. Die beiden letzten Gattungen sind schon unter die Volkslieder im strengern Sinne nicht mehr zu rechnen, doch ist ihre Aufnahme dankenswerth und die getroffene Auswahl musterhaft. Die Anmerkungen ebnen alle, ohnehin nicht erheblichen Schwierigkeiten des Verständnisses, sodaß der Genuß dieser so anspruchslosen und doch mitunter so ergreifenden Dichtungen in keiner Weise gestört wird. Von größerer Tragweite, wenigstens für den Laien, scheint die Anmerkung auf S. 202 zu sein, wo zu dem Liede „Der Königin Maria von Ungarn" bemerkt ist: „Die Anfangsbuchstaben der Strophen ergeben den Namen Maria. Wahrscheinlich durch einen protestantischen Liederdichter für sie verfaßt, wie dies häufig bei den sogenannten Namenliedern der Fürsten geschehen ist." Ein Recensent der ersten Auflage

hat sich mit einer unglücklichen Conjectur den verdienten Spott der Herausgeber zugezogen; ich hoffe, es wird mir nicht ebenso ergehen, wenn ich daran erinnere, daß ein Zeitwort „ausspreien" oder „ausspreuen" = ausstreuen nach Grimm nicht existirt, auch nicht nöthig ist anzunehmen, da „ausgespreit" ja eine zusammengezogene Form von „ausgespreitet" sein kann und „spreiten" auf derselben Seite vorkommt. In dem Reformationsliede von Ludwig Heilman „Lobt Gott, ihr frummen Christen", findet sich die Strophe:

In drummel und in pfeifen
wil Got kein gfallen han,
zun waffen wöllen wir greifen,
den harnisch legen an,
den Paulus hat geschlagen
in seiner liberei,
schilt, helm, panzer und kragen,
ein schwert ist auch darbei.

Zu ihrer Erklärung hätte angeführt werden müssen, daß sie eine Anspielung ist auf Epheser 6, 13—17.

Da es endlich nicht ohne Interesse ist, zu erfahren, zu welcher Zeit und unter welchen Umständen diese Lieder gesungen worden sind, so führe ich noch das kleine Martinsgänselied Nr. 168 an:

Den besten Vogel, den ich weiß,
das ist ein gans:
sie hat zween breite füß,
darzu ein langen hals;
ir füß sein gel (gelb),
ir stimm ist hel,
sie ist nit schnel;
das best gsang, das sie kan,
da da da das sie kan,
das ist: gickgack, gickgack.
gickgack, gickgack
singen wir zu sant Mertens tag —

und dazu eine Notiz, die Fr. Schnorr von Carolsfeld in seinem „Archiv für Literaturgeschichte" (X, 582) aus einer dresdener Handschrift (um 1690) beibringt: „Diese Gänse-Reime pflegen die Kreuzschüler in Neu-Dresden umb die Martins-Zeit auf der Gassen vor denen Häusern, da es begehret wird, zu singen."

3. Neue Entdeckungen zur Biographie des Dichters Johann Christian Günther aus Striegau in Schlesien (1695—1723). Von Gregor Konstantin Wittig. Mit Porträt des Dichters, einem Situationsplan von Günther-Haus und -Garten und einer Ansicht von Striegau zur Günther-Zeit. Striegau, Hoffmann. 1881. Gr. 8. 10 M. *)

Schon der Titel läßt errathen, daß hier die „Günther-Forschungen", wie sich der Verfasser am liebsten ausdrückt, auf breitester Grundlage betrieben werden sollen. Nur ist man einigermaßen erstaunt, in einem Buche, welches fast so viel Seiten hat als Tage im Jahre (362) und in dem, wenn der Verfasser sich zu concentriren verstanden hätte, die ganze Günther-Forschung sehr bequem Platz gehabt hätte, immer auf ein demnächst erscheinendes Buch desselben Verfassers: „Urkunden und Beläge zur Günther-Forschung", verwiesen zu werden. Und auch dieses wird, nach dem Zuschnitt des vorliegenden zu urtheilen, ein sehr weitschichtiges Werk werden; denn der Autor verspricht nicht nur die Urkunden selbst in aller Ausführlichkeit zu geben, sondern auch die Correspondenz, durch die er sich in deren Besitz gesetzt hat. Dies ist aber noch nicht genug. Es soll ferner erscheinen: „Johann Christian Günther's aus Schlesien Curieuse und merkwürdige Lebens- und Reisebeschreibung", mit Commentar des Herausgebers, der dieses Gedicht nämlich gegenüber den andern Erklärern Günther's für echt hält. Einen Beweis hat er bisjetzt noch nicht beigebracht, wird ihn auch nicht beibringen. Nach Beweisen sieht man sich überhaupt in dem ganzen Buche vergeblich um. Die wichtigsten Fragen, wie z. B. die nach der Mutter Günther's, ob sie seine leibliche oder seine Stiefmutter gewesen, werden zwar immer und immer wieder aufs Tapet gebracht, aber auch immer wieder wird ihre endgültige Entscheidung hinausgeschoben. Der Nachweis hingegen, daß unter einem von Günther verspotteten schlechten Dichter „Baw" der geistliche Liederdichter Benjamin Schmolcke gemeint sei, scheint hier gelungen zu sein.

Der Verfasser ist, wie Günther's erster Biograph Steinbach, ein Berufsgenosse (Arzt) und Landsmann des Dichters, gleichfalls in Striegau geboren. Dieser Umstand gibt seinem Buche einige Vorzüge vor ähnlichen biographischen Werken. Zunächst rechne ich dahin die warme Empfindung, die man aus seinen Worten herausfühlt, wenn er auf die gemeinsame Vaterstadt zu reden kommt, über die er wirklich recht lesenswerthe Data beibringt; zu Vorträgen in einem striegauer Alterthumsverein würden sich diese Abschnitte recht gut geeignet haben, und wir bedauern aufrichtig mit dem Verfasser, daß ein solcher nicht existirt; vielleicht aber ist doch auch die Stadt zu klein dazu. Er hat sich keine Mühe verdrießen lassen, um uns ein recht detaillirtes Bild von Striegau, allerdings nicht blos „zur Günther-Zeit", sondern auch aus seiner eigenen Jugendzeit zu geben, und gerade diese Partien lesen sich am angenehmsten. Auch mündliche Traditionen hat er vielfach mit herangezogen, nicht mit Unrecht wie uns scheint; denn in einer kleinen Stadt wie Striegau mag immerhin ein Genie wie Günther eine so auffallende Erscheinung gewesen sein, daß sich Traditionen über ihn festsetzten und erhielten. Das Buch mag also zunächst allen gebildeten Striegauern, dann allen schlesischen Alterthums- und Literaturfreunden empfohlen sein; weniger wird der Literaturforscher, den speciellen Günther-Forscher ausgenommen, damit anfangen können; das Buch ist eben eine Dilettantenarbeit und trägt auch alle Mängel einer solchen zur Schau. Zunächst leidet es an Planlosigkeit, wie schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichniß der Kapitel lehrt; dann drängt sich das eigene Ich viel zu sehr vor, zwar in naiver und deshalb ganz liebenswürdiger Weise; es schadet aber der Uebersichtlichkeit. Endlich ist der Verfasser in seiner

*) Vgl. die Kritik über das erste Heft des Buchs in Nr. 12 d. Bl. f. 1882.

Schwärmerei für den nun einmal mit Liebe erfaßten Gegenstand ganz maßlos. Nach ihm steht Günther

zeitlich wie wesentlich an der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts als der Einzige, welcher die deutsche Lyrik wie mit einem Zauberschlage auf die Höhe des rechten Natur- und Kunstgefühls erhob und die deutsche Sprache zuerst zu Lauten zwang, welche uns in den classischen Dichtern der Folgezeit nur modulirter, aber gewiß nicht in ihrem innersten Wesen vollendeter entgegentönen. In Lessing, Bürger, Schiller, Goethe und andern finden wir überall ganz bestimmte Anklänge und Anknüpfungspunkte an Günther.

Dies leugne ich ganz entschieden selbst in Bezug auf Goethe, von dem sich dies bei seiner bekannten Vorliebe für Günther doch noch am ersten erwarten ließe. Wir wollen doch sehen, ob irgendein Goethe-Kenner in des Verfassers Urtheil einstimmt: in einem Schülerdrama Günther's, dem „Theodosius",

finden wir in Asmodi und Polylogus unsern Mephistopheles, wie er leibt und lebt, fast bis auf gewisse Redewendungen wieder; wir finden Faust's Betrachtungen in des Paulinus Betrachtungen, ja selbst Faust's Pudel, die Beschwörung der höllischen Geister und die Andeutungen der Hexenküche.

Was Günther's Poesien vor denen seiner Zeitgenossen werthvoll machte und ihnen die Sympathien Goethe's erwarb, ist, daß er lebte, was er dichtete, daß er „für jedes Leid ein Lied" hatte, mag dieses Leid nun durch eigene Schuld oder durch unglückliche Verhältnisse über ihn gekommen sein; ja gerade wo er sich im erstern Fall befindet, rührt er uns mit seinen Reu- und Klageliedern am tiefsten. Was ist nun seinem Andenken damit gedient, daß man jeden Flecken von seiner Aufführung tilgen möchte, daß der Verfasser z. B. den Zustand, in dem sich Günther öfter und auch einmal in Gegenwart des Kurfürsten von Sachsen befand, einen „hypnotischen" nennt und daran Erörterungen knüpft, auf die wir uns hier lieber nicht einlassen wollen? Wir erwähnen schließlich nur noch, daß der Verfasser, der als „stiller Geist jahrelang geschäftig" war, das Material zu seinen Forschungen zusammenzubringen, sich endlich früher, als er beabsichtigt hatte, zur Herausgabe des vorliegenden Buchs entschloß, weil er sich durch die Veröffentlichungen anderer Günther-Forscher, wie Kalbeck und Litzmann, von denen ersterer einen nicht unwichtigen Fund auf der breslauer Bibliothek zuerst benutzen konnte, in die Enge getrieben sah. Besonders beklagt er sich über einen Rector Robert Rößler, früher in Striegau, der aus derselben Quelle wie der Verfasser in der „Breslauer Zeitung" 1879 „Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Familie Günther aus Striegau" veröffentlichte. Es wird Rößler nicht schwer fallen, sich zu rechtfertigen.

Robert Boxberger.

Zur publicistischen Literatur.

1. Die politischen Aufgaben und Zustände des Deutschen Reichs. Von Eduard von Hartmann. Berlin, C. Duncker. 1881. Gr. 8. 1 M.
2. Disraeli's romantischer und Bismarck's socialistischer Imperialismus von Bruno Bauer. Chemnitz, Schmeitzner. 1882. Gr. 8. 6 M.
3. Briefe über die gegenwärtige Lage Rußlands. 11. (23.) April 1879—6. (18.) April 1880. Aus dem Russischen übersetzt. Leipzig, Brockhaus. 1881. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.
4. Die europäischen Colonien. Beiträge zur Kritik der deutschen Colonialprojecte. Von H. Loehnis. Bonn, Strauß. 1881. Gr. 8. 3 M.
5. Deutsche Colonisation, eine Replik auf das Referat des Herrn Dr. Friedrich Kapp über Colonisation und Auswanderung von Hübbe-Schleiden. Hamburg, Friederichsen u. Comp. 1881. Gr. 8. 3 M.
6. Die historische Weltstellung der Juden und die moderne Judenfrage. Von C. F. Heman. Leipzig, Hinrichs. 1881. Gr. 8. 1 M.
7. Nach der Hatz. Kritische Betrachtung der letzten Judenhetze in Deutschland als der neuesten Krankheitserscheinung des Deutschen Reichs. Von A. Reichenbach. Zürich, Verlags-Magazin. 1881. Gr. 8. 1 M.
8. Herr Hofprediger Stöcker, der Socialpolitiker. Eine Streitschrift von Franz Mehring. Bremen, Schünemann. 1882. Gr. 8. 2 M.
9. Der Weg zum Frieden. Denkschrift über die social-conservativen Bestrebungen von Paul Curtius. Berlin, F. Luckhardt. 1881. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
10. Die Parteien im Reich und die Reichs-Parteien. Ein nationales Wort vor den Wahlen von V. R. Bredt. Leipzig, O. Wigand. 1881. Gr. 8. 1 M.
11. Text und Glossen. Resultate kritischer Gänge durch politische und unpolitische Gebiete mit besonderer Rücksicht auf socialpsychiatrische Phänomene. I. Parteiwesen, Tagespresse und Justiz im Spiegel deutscher Gegenwart. II. Nachworte zur Signatur der Zeit. Von Leonhard Freund. Zürich, Verlags-Magazin. 1881. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Bei der Besprechung über die „politischen Aufgaben und Zustände des Deutschen Reichs" behandelt Eduard von Hartmann (Nr. 1) zuerst die Zoll- und Steuerfragen. Daß der Reichstag für die Detailberathung volkswirthschaftlicher Fragen das geeignete Forum sei, bestreitet er und hält daher die Berufung eines Volkswirthschaftsraths für eine zweckmäßige Maßregel. Die aus diesem hervorgegangenen Gesetzesvorlagen sollten dem Reichstage, wie die Handelsverträge mit fremden Staaten, zur Annahme oder Ablehnung, mit Ausschluß jeder Amendirung, vorgelegt und damit der ihm zustehende Einfluß gewahrt werden. Der Reichstag als ein politisches Parlament sei schon wegen seiner mangelnden Vorbildung zur Detailberathung wirthschaftlicher Fragen unfähig, noch mehr aber, weil er die wichtigsten Entscheidungen über wirthschaftliche Fragen nicht einmal nach seiner unzulänglichen wirthschaftlichen Einsicht treffe, sondern nach politischen Parteirücksichten, welche mit den wirthschaftlichen Fragen gar nichts

zu thun hätten. In der Frage über Freihandel oder Schutzzoll verweist er zunächst auf die Zwangslage, in welche Deutschland dadurch gebracht ist, daß die Nachbarländer durch wachsende Zölle ihm den auswärtigen Markt in immer weiterer Ausdehnung versperren, während die ausländischen Producte fortfahren, auf dem inländischen Markt mit den einheimischen Erzeugnissen zu concurriren und denselben einen Theil der inländischen Consumenten zu entziehen. Deshalb hält er es für eine nationale Pflicht, der deutschen Industrie wenigstens den heimischen Markt zu retten durch Schutz vor der drückendsten Concurrenz der fremden Einfuhr. Deutschland habe von einem verfrühten Freihandel zu einem provisorischen Schutzzoll zurückzukehren, um die Nachbarn zur Herabsetzung ihrer Tarife zu zwingen und den Abschluß eines mitteleuropäischen Zollvereins, der in erster Linie mit Oesterreich zu schließen wäre, anzubahnen. In dem Umschwunge der deutschen Wirthschaftspolitik sieht er vom finanzpolitischen Gesichtspunkt aus eine dringende Forderung der Zeit, da sie nach außen hin die unerläßliche Bedingung für die Sicherung der nationalen Politik, nach innen das beste Kräftigungsmittel, die unentbehrliche Hülfsquelle ist, welche die Möglichkeit darbietet, die so vielen Gemeinden durch das Freizügigkeitsgesetz zugefügte Unbill zu vergüten und die Lösung der großen social-ethischen Aufgaben des modernen Staats ernstlich zu versuchen. Eine solche hält er nur für möglich, wenn der Versicherungszwang auf das niedere Einkommen eines jeden Staatsbürgers ausgedehnt wird und der Reichszuschuß eintritt, wofür die erforderlichen Mittel durch Einführung des Tabaksmonopols und durch Erhöhung der Spiritussteuer aufzubringen wären. Aber zur Durchführung solcher Reformen bedarf es geordneter politischer Zustände und fester Stützen des Reichs. Letztere haben wir zwar an dem Kaiser und dem Kanzler, von welchen jener Bürge für die Einheit und Schlagfertigkeit des Heeres ist, dieser für alle jene politischen Entschließungen und Maßregeln nur den einen Endzweck der Consolidirung des Reichs hat. Aber diesen festen Stützen steht ein erheblicher Rest der Opposition aus der Conflictszeit als Gegner gegenüber: die unbelehrbaren Achtundvierziger, die Altconservativen, die Particularisten, und als neue, weit gefährlichere Gegner kamen hinzu die Ultramontanen und die Socialdemokraten. Und da weder die liberalen Parteien, von denen die Doctrinären (Fortschritt) noch an der Parole der Conflictszeit festhalten, die Opportunisten (Nationalliberalen) ihre frühere reichsconservative Haltung aufgegeben haben und immer mehr nach links sich wenden, noch die conservativen Parteien, denen das Volk die Begünstigung einer kirchlichen Reaction zutraut, die für die Reichsregierung nothwendige und willkommene Stütze bieten, so sieht der Verfasser für das parlamentarische Leben des Reichs kein Heil, außer wenn sich aus der freiconservativen und nationalliberalen Partei eine reichsconservative Entwickelungspartei bildet, welche zugleich politisch-conservativ, religiös-liberal und volkswirthschaftlich-opportunistisch ist. Daß mit diesen Anschauungen und Bestrebungen viele, welche durchaus nicht eine Partei Bismarck sans phrase bilden wollen, einverstanden sind, braucht kaum gesagt zu werden.

In dem Buche „Disraeli's romantischer und Bismarck's socialistischer Imperialismus" von Bruno Bauer (Nr. 2) finden wir die den romantischen Imperialismus Disraeli's behandelnde Partie besonders gelungen, wenn auch das Epitheton „romantisch" nicht immer zutrifft. Der Verfasser schildert den verstorbenen Premier, der seine politischen Wünsche und Hoffnungen in den Helden seiner Romane verkörperte, als einen politischen Streber von maßloser Eitelkeit und Herrschsucht, dessen Ideal Napoleon's III. demokratische Monarchie war. Nachdem er Tory geworden und als Führer des Jungen England in das Unterhaus gewählt war, trat er in das Ministerium Derby ein und betrieb zuerst die Wahlreform. Er besaß die Kunst, die Vorurtheile anderer für sein eigenes Interesse zu benutzen, die Radicalen zu übertrumpfen, die Conservativen zum Fortschritt anzutreiben, und gewann dadurch auch die Sympathien und die Bewunderung des Liberalismus. Nichts machte ihm Bedenklichkeiten: ob Freihandel oder Schutzzoll, ob Revolution oder Kampf gegen dieselbe, es ist ihm, wie der Verfasser sagt, „alles Wurst", er fand sich in alle Lagen. Sein Imperialismus zeigte sich in vollem Licht, als er 1874 die Präsidentschaft übernahm. Da enthüllte er sich als „der Mann mit dem asiatischen Geheimniß", wie er von seinen Gegnern genannt wurde. Die Unterzeichnung des berliner Memorandums von 1875 lehnte er ab; er bot Rußland Schach durch die Revolution in Konstantinopel, setzte die Reise des Prinzen von Wales nach Indien durch, verschaffte England durch Ankauf der Suezactien eine feste Position am Nil, nöthigte das Parlament zur Uebertragung des Kaisertitels auf die Herrschaftlichkeit der Königin in Indien, machte gegen das siegreich vordringende Rußland Front am Bosporus, vereinigte sich mit Andrassy zur Vernichtung des Vertrags von San-Stefano und zur Uebernahme Cyperns und Bosniens seitens Englands und Oesterreichs, erreichte auf dem Berliner Congreß die Höhe seines von kluger Berechnung unterstützten Glücks und wurde bei seiner Rückkehr vom englischen Volk als „Herzog von Cypern" begrüßt. Durch die Expedition nach Afghanistan sollte Rußland in Centralasien eine mächtige Schranke entgegengesetzt, durch die Unterwerfung der holländischen Boers in Transvaal sollte für den Fall eines indischen Unglücks der Zugang zu dem Reichthum Südafrikas und zu einem neuen Colonialstaat geöffnet werden.

Die Politik seines Nachfolgers Gladstone, welcher sich Rußland näherte, auf der Balkanhalbinsel eine Conföderation freier christlicher Staaten gründen wollte und dabei vor Anwendung von Gewaltmaßregeln nicht zurückschreckte, scheiterte an dem Widerstande der drei Großmächte Deutschland, Oesterreich, Frankreich. Die irischen Unruhen beschäftigten ohnedies das Cabinet Gladstone bald ausschließlich im Innern. Daß Disraeli oder sein Staatssecretär des Auswärtigen, Marquis von Salisbury, im Jahre 1878

dem französischen Minister Waddington, der als Compensation für Cypern ein Beutestück für Frankreich zu erwerben wünschte, die Erklärung machte: „Thun Sie mit Tunis, was Ihnen gut dünkt!", und daß das Ministerium Gladstone in einer Note vom 15. Juli 1881 die Unantastbarkeit von Tripolis sehr scharf betonte, hat der Verfasser aus irgendwelchen Gründen unberührt gelassen.

Bei der Besprechung des „russischen Räthsels" haben wir eine so genaue Darstellung der Vorgänge bei der Ermordung der Frau Olga Skobelew nicht angezeigt gefunden, dagegen eine präcise Angabe der Genesis und der Ziele des Nihilismus vermißt. Die kirchlich-politische Gesetzgebung des vorigen Jahrzehnts in Deutschland bedauert der Verfasser, da sie die katholische Partei, indem sie ihr Ausnahmegesetze auflud, auch zu einer Ausnahmestellung zwang, wodurch das Reich in seinem Innersten geschädigt wurde. Es ist nur schwer zu sagen, wie die Sache anders hätte gemacht werden sollen, da die durch die Misgriffe der vorigen Regierung geschaffenen Uebelstände unerträglich waren. Bismarck's sociale Gesetzgebung erfährt in dem Buche eine eingehende Kritik, die „bei der finanziellen Mittellosigkeit des Reichs" nicht zu Gunsten des erstern ausfällt. Bismarck kommt ihm über die „bestehende Dictatur" nicht hinaus, wozu freilich bemerkt werden könnte, daß er selbst in vielen Fällen der Dictatur des Reichstags unterworfen ist. Diese wenigen Ausstellungen hindern übrigens nicht, Bruno Bauer's Revue der letzten zehn Jahre als das Werk großer Belesenheit und Gelehrsamkeit zu bezeichnen und demselben das Verdienst historischen Urtheils und geschmackvoller Darstellung zu vindiciren.

Die Verfasser der „Briefe über die gegenwärtige Lage Rußlands" (Nr. 3), zwei hochstehende russische Patrioten, erklären den Nihilismus für einen aus Westeuropa importirten Socialismus, welcher bei der allgemeinen Unzufriedenheit der jetzigen Russen mit den Formen ihrer Lebensverhältnisse leicht Anhänger finden konnte. Diese Unzufriedenheit und das Mistrauen gegen den gesammten Regierungsorganismus erzeugten sowol die Verbrecherbande, welche durch gewaltsame Acte die Gründe des Uebels entfernen zu können meint, theils jene unheimliche Verschwiegenheit einer Masse von Halbgebildeten, welche die Verbrecher und ihre Plane kennen, aber sich sehr gleichgültig dagegen verhalten und sich nicht zu einer Denunciation veranlaßt sehen. Das russische Unterrichtssystem, das nur Beamte und Lehrer schafft und keine niedern und mittlern technischen Schulen für die Unvermöglichen hat, liefert dem Nihilismus Rekruten im Ueberfluß. Wenn von tausend russischen Studenten jährlich etwa sechshundert ihren Cursus nicht beendigen und aufs Pflaster geworfen werden, um, ausgestattet mit allen Leidenschaften und Ansprüchen der männlichen Halbwelt, dem Hunger und Elend preisgegeben zu sein, so ist die Erklärung für das Räthsel der Hydra und ihrer Köpfe schon gegeben. Die Verfasser glauben nicht, daß der Nihilismus im Stande sei, die russische Staatsordnung zu erschüttern, wohl aber, daß er deren Entwickelung hemmen und ebendadurch zu irgendeiner Katastrophe führen könne. Nicht durch polizeiliche, sondern durch gesetzgeberische Maßregeln könne das Uebel ausgerottet werden. Das große Reformwerk von 1861 müsse seine Vollendung finden in einer organischen Entwickelung der Gesellschaft und in deren organischer Vereinigung mit der Regierung und mit dem Volke unter Beseitigung der jetzigen mechanischen Verwaltung. Damit kommen wir auf die Verfassungsfrage. Die Verfasser verwerfen die Einführung jeder Art von repräsentativer Verfassung nach westeuropäischem Schnitt, schließen jede „gemachte" Constitution aus und wollen nur Anlehnung an das bestehende Russische. Beibehaltung der jetzigen Lage halten sie für ebenso unerträglich als gefährlich, halten es aber nicht für nöthig, jetzt definitive Entscheidungen zu treffen, sondern nur für angezeigt, ausreichenden Raum für die gesellschaftliche Thätigkeit und für den Ausdruck der Gedanken zu gewähren, damit sich die zur Reife gelangenden Bedürfnisse nach und nach frei in die ihnen entsprechenden Formen kleiden können. Sie wünschen daher eine Staatsverfassung mit voller Aufrechthaltung der Selbstherrschaft des Zaren, aber unter Beseitigung der centralisirenden bureaukratischen Regierung durch Gewährung voller localer Autonomie an die bestehenden Provinzialvertretungen (Semstwa) und deren allmähliche Vereinigung zu größern politischen Gruppen, wie es die natürlichen Verhältnisse und gegenseitigen Interessen der einzelnen Landschaften mit sich bringen würden. Aus diesen Provinzialvertretungen könnte sich im Laufe der Zeit ein Vereinigter Landtag oder die Vereinigten Staaten von Rußland herausbilden.

Die große Frage der deutschen Colonialprojecte findet in den beiden Schriften „Die europäischen Colonien" von H. Loehnis (Nr. 4) und „Deutsche Colonisation" von Hübbe-Schleiden (Nr. 5) eine detaillirte Besprechung. Beide Verfasser gehen von der Annahme einer bestehenden oder drohenden Uebervölkerung Deutschlands aus und wünschen die dem Vaterlande daraus entstehenden Gefahren abzuwenden und durch Organisation der Auswanderung dahin zu wirken, daß der jährliche Abfluß von Menschenkräften und Kapital, statt fremde Völker zu bereichern, die eigene Machtsphäre und das Absatzgebiet der heimischen Industrie erweitere. Loehnis aber hält die Gründung deutscher überseeischer Colonien nicht für zweckmäßig und empfiehlt continentale. Man müsse, sagt er, entweder Ackerbau- oder Handelscolonien oder auch beide zugleich gründen; jede von diesen sei beschränkt auf gewisse Gebiete, ihr Erfolg geknüpft an bestimmte Bedingungen; die Anlage von Handelscolonien sei nicht Sache des Staats, sondern der Privatindustrie zu überlassen; auch habe das Deutsche Reich nicht Mittel genug, um dieselben in ihrem Bestande zu erhalten oder dem Handel neue zweckdienliche Richtungen anzuweisen. Noch viel weniger aber würden die Mittel des Reichs zum Erwerb überseeischer Ackerbaucolonien und zur Sicherstellung dieses Besitzes ausreichen, zumal da auch die politische Organisation des Reichs noch unfertig sei.

Der Verfasser warnt daher vor Zersplitterung der Kräfte und empfiehlt deren Concentration auf das Erreichbare, als welches ihm die Auswanderung in die schwach bevölkerten Territorien der Balkanhalbinsel erscheint. Eine solche ist freilich nur dann möglich und wünschenswerth, wenn vorher die dortigen politischen Verhältnisse in einer Weise geregelt sind, daß nicht eine Vergewaltigung des deutschen Elements, wie wir es gegenwärtig in Oesterreich-Ungarn sehen müssen, zu fürchten ist. Denn es handelt sich ja nicht um eine individuelle, sondern um eine nationale Colonisation.

Die Bedenken dieses Verfassers gegen eine überseeische Colonisation theilt Hübbe-Schleiden nicht. Er ist vielmehr überzeugt, daß angesichts der zunehmenden Uebervölkerung, angesichts des zum Proletariat herabsinkenden Mittelstandes, angesichts der in allen Klassen der Bevölkerung und auf allen Gebieten herrschenden Concurrenz, angesichts der nihilistischen Tendenzen der Socialdemokratie nichts übrig bleibe, als die Auswanderung im großen zu organisiren. Die Colonialfrage ist ihm keine politische Machtfrage, sondern eine Culturfrage. Wenn Deutschland nach Colonialbesitz sich umschaut, will es nur eine nationale und eine sittliche Pflicht erfüllen. Daß nun sofort große Gebiete besetzt werden sollten, ist nicht die Ansicht des Verfassers; vielmehr ist er vorsichtig genug, vorzuschlagen, daß wir unsere Kräfte zunächst an kleinern Leistungen, an Vorarbeiten erproben sollten, denen unsere vorhandenen Mittel mit Sicherheit gewachsen seien und die zur Uebung und Stählung unserer Kräfte dienen würden. Als eine solche Versuchsstation für nationale Organisation unserer Auswanderung empfiehlt er Südbrasilien, wo mehr als in allen andern transoceanischen Ländern das Deutschthum in lebenskräftiger Weise sich erhalte und gedeihe, während es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika schnell untergehe. Seit drei Menschenaltern hätten sich die Deutschen in Südbrasilien in Sprache und Anschauungen, in Wesen und Gewohnheiten deutsch erhalten, der Absatz unserer heimischen Production habe sich in zwanzig Jahren um das zweieinhalbfache gesteigert. Zur Ausführung dieses Projects solle die Reichsregierung mit Brasilien einen Vertrag schließen, wodurch die commerziellen und socialen Beziehungen zwischen beiden Ländern in befriedigender Weise geregelt und vor allem die politische und sociale Gleichberechtigung den einwandernden Deutschen garantirt würde. Die Controle über die Ausführung dieser Convention wäre durch eine genügende Anzahl deutscher Berufsconsulate auszuüben. In dem Volke sollte das Verständniß dafür geweckt werden, daß thatsächlich die deutschen Auswanderer in dem angelsächsischen Nordamerika anglisirt würden, in dem romanischen Südamerika aber deutsch blieben.

Ueber die Judenfrage sprechen sich die beiden Schriften „Die historische Weltstellung der Juden und die moderne Judenfrage“ von C. F. Heman (Nr. 6) und „Nach der Hatz“ von A. Reichenbach (Nr. 7) aus. Erstere setzt sie in Zusammenhang mit den großen Weltfragen der Zeit und mit den letzten und höchsten welthistorischen Problemen und weist nach, wie das Studium des Talmud den Juden zwar eine gewisse geistige Schulbildung gab, ihren Forschungstrieb weckte und ihren Verstand schärfte, aber auch eine gewisse Kleingeistigkeit einflößte und eine Herzensöde zurückließ, daher man mit Recht gesagt habe, es fehle den Juden an originalen großen Gedanken, sie seien nur geschickte Hausirer mit den Geistesproducten anderer Völker. Dazu komme die systematische Abschließung der äußern Lebensführung des Volks von der aller übrigen Völker, welche die Juden zu blutigem Kampf und zu unversöhnlichem Haß gegen alle heidnischen Völker angetrieben habe: ein Haß, der später, und zwar in verstärktem Grade, auf die Christen übertragen worden. Die Folge hiervon sei, daß die Juden aus Fanatismus das Hauptgebot ihrer Religion: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst“, vollständig vergessen oder vielmehr nur ihre Stammes- und Glaubensgenossen als ihre Nächsten angesehen hätten. Dadurch sei jede Verschmelzung der Juden mit andern Elementen zur Unmöglichkeit geworden, ihre Eigenart in Sitten und Gebräuchen immer dieselbe geblieben, während nichts sie gehindert habe, mit Nichtjuden in geschäftlichen Verkehr zu treten und von ihnen Geld zu erwerben. So sei jener jüdische Charakterzug entstanden, der darauf gerichtet ist, von allem Nichtjüdischen den möglichsten Vortheil zu ziehen, die Verhältnisse möglichst auszubeuten, ohne sich den nichtjüdischen Elementen hinzugeben und vom eigenen Wesen und Leben etwas zu opfern. Die Folgen dieses egoistischen Gebarens seien nicht ausgeblieben: die Völker hätten bald gefühlt, daß kein wahres, tieferes Interesse für sie und ihre Institutionen bei den Juden vorhanden sei; sie hätten den Eindruck gehabt, daß die Juden sie nur ausbeuten wollten, daher sie auch mit Antipathie gegen dieselben erfüllt worden seien und sie für fremde Eindringlinge hätten ansehen müssen, gegen deren Ausbeutung man sich mit Schutzmaßregeln vorzusehen habe. Die Antipathie der Völker gegen die Juden habe also ihren Grund in der Stellung, welche sich die Juden selbst zu allen Nichtjuden gegeben hätten. Nachdem der Verfasser das Schicksal der Juden in den verschiedenen Reichen der Welt geschildert und gezeigt hat, wie das deutsche Recht die Juden von vornherein von der Gleichberechtigung mit den Deutschen ausschloß, weil es ihnen das eigene jüdische Recht zusprach, ergibt sich ihm daraus die Folge, daß die Juden guten Grund gehabt hätten, für den Einheitsstaat, für Rechtseinheit und Rechtsgleichheit aufs eifrigste einzutreten. Vom französischen Nationalconvent bis zu den jüngsten Verhandlungen im preußischen Abgeordnetenhause hätten die Juden mit den Ideen der allgemeinen Menschenrechte und des allgemeinen Staatsbürgerthums operirt, und sowol die Macht dieser Ideen als auch die materielle Macht des Geldes im Handel und in der Finanzwirthschaft hätten ihnen zum Eindringen in ihre jetzige Stellung verholfen, von welcher aus sie den Angriff auf die deutsch-christliche Cultur unternommen und den Kampf gegen das

protestantische Christenthum, der freilich nicht von ihnen, sondern von den Christen selbst begonnen worden sei, aufgenommen und mit aller Rücksichtslosigkeit fortgesetzt hätten. Der moderne Staatsgedanke, die moderne Geldwirthschaft und die moderne Selbstzersetzung des Protestantismus seien die Ursachen der jetzigen Macht der Juden. Die Judenfrage zum Frommen der Christen und Deutschen und ohne Unrecht gegen die Juden zu lösen, vermöge nur die christliche Kirche und der deutsche Staat. Zu diesem Zweck macht der Verfasser den bedenklichen Vorschlag, die Kirche vom Staat zu befreien und loszulösen, und den minder bedenklichen, den deutschen Staat als einen Nationalstaat zu bezeichnen, der nur den Nationaldeutschen volle Rechte, den übrigen Bewohnern nur proportionale Rechte gebe, den Juden also nicht mehr als den dem Deutschen Reiche einverleibten Polen und Dänen. Während diese ihre fremde Nationalität offen bekennen, verleugneten die Juden ihre jüdische Nationalität, erklärten sich als Deutsche und verlangen deshalb Zulassung zu allen Aemtern. Dies sei aber eine Unwahrheit; die Juden könnten, auch wenn sie wollten, ihre Nationalität gar nicht ablegen, solange sie ihre jüdische Religion behielten; denn Religion und Nation sei bei ihnen identisch; jene Verleugnung sei nur ein Vorwand, unter welchem sie Gleichberechtigung mit den Deutschen forderten und als solche ihre Rechte geltend machten. Es sei ein Vergehen an der deutschen Nation, jüdische Professoren für deutsche Studenten, jüdische Lehrer in deutschen Schulen, jüdische Richter an deutschen Gerichten, jüdische Offiziere in deutschen Regimentern anzustellen; vielmehr sollten jüdische Beamte nur für Kreise jüdischer Bevölkerung Anstellung finden können.

Zu andern Resultaten kommt die Reichenbach'sche Schrift. Der Verfasser hält es für ausgemacht, daß die deutschen Juden weder Kosmopoliten seien, noch eine specifische Nationalität hätten, sondern Deutsche seien. Man habe nicht das Recht, zu verlangen, daß die mit uns zusammenlebenden Juden auch in ihrem Denken, Fühlen und Wollen ganz deutsch seien. Der Aufenthalt in Deutschland sei ja einem jeden gestattet, der sich unsern Gesetzen, Verordnungen und Einrichtungen füge. Nun ist aber bei dieser Judenfrage von „Aufenthalt" schlechterdings nicht die Rede, sondern von Gleichberechtigung. Sagt der Verfasser weiter, daß ein jeder bei uns Staatsbürger werden könne, welcher die dazu erforderlichen Bedingungen erfülle, so mag er damit recht haben; aber um diese Bedingungen handelt es sich eben. Daß irgendein Staat die Verpflichtung hat, eine in sich abgeschlossene und schon vermöge ihrer Religion jedem Verschmelzungsproceß unzugängliche Nationalität als vollberechtigt in sich aufzunehmen, das ist denn doch staatsrechtlich noch nicht begründet. Auch ist es total falsch, wenn der Verfasser sagt, man habe nach Vollendung des äußern Baues des Deutschen Reichs die Reichsfeinde im Innern aufzusuchen und zu bekämpfen begonnen und denjenigen als einen Reichsfeind bezeichnet, welcher den Vorschlägen des Fürsten Bismarck nicht freudig zugestimmt, sondern eine eigene selbständige Ueberzeugung ausgesprochen und geltend gemacht habe. Vielmehr wurden Reichsfeinde nur solche genannt, welche die Grundlagen, auf denen das Deutsche Reich aufgebaut ist und durch die es stark nach außen und fest zusammengeschlossen nach innen bleibt, erschüttern wollen: also die Demokraten, sofern sie in der Republik ihr politisches Ziel finden; das Centrum, sofern es den Staat unter das Gebot des Krummstabes zu bringen sucht; die Socialdemokraten, sofern sie alle Ordnungen aufzulösen und ein socialpolitisches Chaos zu schaffen beabsichtigen. In allen diesen Fällen handelt es sich nicht um den Fürsten Bismarck, sondern um das Reich. Wenn der Verfasser unter den fünf „Herolden der Judenhetze" auch Treitschke nennt, es komisch findet, daß derselbe die Rassenfrage so sehr betone, da er doch selbst slawischer Abkunft sei, und dem Professor der Geschichte geschichtliche Unkenntniß vorwirft, so sollte er doch bedenken, daß die in Deutschland wohnenden Slawen längst germanisirt sind, und daß das historische Urtheil Treitschke's bei allen, nur nicht bei den Reichsfeinden, volle Anerkennung findet.

Franz Mehring, der Verfasser der Streitschrift „Herr Hofprediger Stöcker, der Socialpolitiker" (Nr. 8), rechnet es Treitschke geradezu als ein großes und unvergeßliches Verdienst an, daß er mit männlichem Freimuth und wissenschaftlichem Ernst den unter der Asche glimmenden Haß der berliner Gesellschaft gegen das jüdische Wesen öffentlich aufdeckte, ehe dieser in heimlichem Umsichfressen die edelsten Theile unsers nationalen Organismus zerstörte. Der Verfasser hält es für sehr lächerlich, wenn über Gott und die Welt, über Staat und Kirche, über alles, was sich zwischen Himmel und Erde bewegt, öffentlich geredet und geschrieben werden solle, nur nicht über die zeitgeschichtlichen Wirkungen der Judenemancipation, oder vielmehr nicht über ihre schlechten Wirkungen; denn ihre guten Wirkungen überschwenglich zu preisen, gelte ja vielfach als die höchste Blüte des Liberalismus. Dem Hofprediger Stöcker wirft der Verfasser vor, daß er die Judenfrage, anstatt sie als eine zeitgeschichtliche Erscheinung nach ihren historischen, psychologischen, socialen Momenten wissenschaftlich zu erörtern, für politische Parteibildung und socialpolitische Massenagitation benutzt, daß er sie als tagespolitische Frage in Kreise getragen, die sie nur mit der Leidenschaft, aber nicht mit dem Verstande zu ergreifen vermöchten, daß er die Judenfrage zum Schwerpunkt der „christlich-socialen" Agitation gemacht habe, um auf diesem Wege, was er weder durch den wirklichen noch durch den scheinbaren Inhalt des christlich-socialen Programms habe gewinnen können, doch endlich zu erringen: eine gewisse Herrschaft über die hauptstädtischen Massen. Die demagogische Methode der christlich-socialen Agitation Stöcker's steht dem Verfasser nach ihren geistigen und sittlichen Wirkungen noch tief unter der demagogischen Methode der socialdemokratischen Agitation.

Die Veranlassung zur Herausgabe der Schrift „Der Weg zum Frieden" von Paul Curtius (Nr. 9) wurde

gegeben durch einen über ganz Deutschland verbreiteten Verein, welcher die Discussion über die sogenannten von Fechenbach'schen Bestrebungen auf die Tagesordnung seiner Generalversammlung gesetzt und den Verfasser mit der Abfassung einer Denkschrift über die social-conservativen Tendenzen beauftragt hatte. Dieselben zielen darauf hin, auf den Grundlagen der natürlichen und historischen Rechtsverhältnisse in Befolgung einer wahrhaft praktischen und conservativen Politik eine Vereinigung der Mitglieder der christlichen Confessionen zu christlich-social-reformatorischer Thätigkeit herbeizuführen. Der Entwurf eines Programms für christliche Socialreform wurde der von Conservativen beider Confessionen besuchten frankfurter Versammlung vom 10. November 1880 vorgelegt. Zunächst handelte es sich darum, die für beide Confessionen nothwendige gemeinsame Grundlage ausfindig zu machen. Zu diesem Zweck genehmigte die Versammlung einen Antrag, welcher folgende Forderungen stellte: die möglichst schleunige Beendigung des Culturkampfes, die Wiederherstellung der aufgehobenen Artikel 15, 16 und 18 der preußischen Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 und deren Aufnahme in die deutsche Reichsverfassung unter Beseitigung der Maigesetzgebung, soweit sie mit jenen Artikeln in Widerspruch steht, sodann eine grundsätzliche Regelung des Verhältnisses der Staatsbehörden zu den anerkannten Kirchen in einer den Eigenthümlichkeiten derselben entsprechenden Weise, namentlich die Verleihung größerer Selbständigkeit an die evangelische Kirche. Es war nur eine Consequenz dieser Resolution, daß auch die Anträge auf Abschaffung der obligatorischen Civilehe und des Simultanprincips in Schule und Schulverwaltung einstimmige Annahme fanden. Die Stellung der Versammlung zur Judenfrage konnte noch nicht definitiv bestimmt werden, da hierüber keine Einigkeit herrschte. Die einen wollten die staatsbürgerlichen Rechte der Juden so weit einschränken, daß sie bei den Wahlen zu den Parlamenten und zu den Aemtern der städtischen Verwaltung weder wahlberechtigt noch wählbar sein sollten; die andern wollten die Juden wenigstens vom Richteramt und vom Lehramt an allen öffentlichen Lehranstalten, die nicht speciell jüdische Schulen sind, ausgeschlossen wissen. Bei der Debatte über die Versicherungsfrage wurden strengere gesetzliche Bestimmungen in Betreff der Sonntagsarbeit und der Arbeitszeit, Errichtung obligatorischer Versicherungskassen für Krankheits- und Sterbefälle, für Unfälle, für unverschuldete Arbeitslosigkeit gefordert. Wir glauben, daß auch auf diesem Gebiete der Socialgesetze der Verein mehr Glück haben dürfte als auf dem der Kirchenpolitik, wo die richtige Grenze zu bestimmen eine Sache der größten Schwierigkeit ist.

Die auf die Wahlen vom 27. October 1881 berechnete Schrift „Die Parteien im Reich und die Reichsparteien" von V. R. Bredt (Nr. 10) bespricht die unerquickliche Frage des Parteiwesens, das, wie der Verfasser sagt, die Unaufrichtigkeit fördere. Von Ehrlichkeit und Toleranz findet sich allerdings wenig in den Wahlreden; besonders hat sich sowol in diesen als in den Reichstagsdebatten die Untugend des Uebertreibens sowol intensiv als extensiv verstärkt. Der Verfasser schildert kurz und scharf die im Reiche bestehenden Gegensätze und die dieselben repräsentirenden Parteien, verweilt mit besonderer Vorliebe bei der freiconservativen und der nationalliberalen Partei, ohne deren Misgriffe zu verschweigen, und bezeichnet es mit Recht als eine falsche Behauptung, als eine jener unliebenswürdigen Uebertreibungen, daß es eine Partei Bismarck sans phrase gebe. Sein Wunsch, daß aus den Wahlen die mittlern Parteien in verstärkter Zahl hervorgehen möchten, ist bekanntlich nicht in Erfüllung gegangen.

Auch die Schrift „Text und Glossen" von Leonhard Freund (Nr. 11) spricht sich über das Parteiwesen aus, zunächst an die von Konstantin Frantz herausgegebene Schrift „Der Untergang der alten Parteien und die Parteien der Zukunft" und andere derartige Schriften sich anschließend. Alles, was in das Gebiet der Publicistik gehört, die Presse, die Reichsregierung, der Reichstag, die Abgeordneten, die kirchlich-politischen, socialen und wirthschaftlichen Gesetzentwürfe und Anträge, findet hier eine meist kurz abfertigende Kritik. Bei der Besprechung der Judenfrage stellt der Verfasser der jüdischen Religion das Zeugniß aus, daß sie, man möge sie von der ethischen oder von der historischen Seite betrachten, keiner andern, auch nicht der christlichen Religion nachstehe, daß die europäische Cultur sehr günstig auf die Entwickelung des Judenthums eingewirkt habe, und daß unter den aufopferungsvollen patriotischen Kämpfern für Freiheit und Recht die Juden zahlreich hervorragen und oft geradezu vorangingen, sodaß sie nachahmungswerthe Vorbilder seien. Den von Bismarck ins Leben gerufenen Volkswirthschaftsrath hält er neben dem Reichstag und Landtag für ein überflüssiges Institut, ohne etwas Stichhaltiges für diese Behauptung anführen zu können; er schließt mit der Klage, daß das Bewußtsein von der Zwangslage, in der man sich (wol Bismarck gegenüber) befinde, den im Reiche beabsichtigten Reformen jeden moralischen Halt nehme.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Unter den neuesten historischen Werken der englischen Literatur ist in erster Linie zu nennen „The Making of England" von John Richard Green, dem Verfasser der neuesten und besten Geschichte von England. Das gegenwärtige Werk wirft ein ganz neues Licht auf den Kampf der Briten mit ihren römischen Eroberern und die eigentlichen Anfänge der Geschichte Englands, für welche es ganz unentbehrlich ist.

Percy Fitzgerald hat eine Geschichte der englischen Bühne unter dem Titel „A new History of the English Stage, from the Restoration to the Liberty of the Theatres, in connexion with the Patent Houses" veröffentlicht. Es ist dies eine vielleicht nur zu ausführliche, auf Quellenstudien beruhende Geschichte, wie sie England bisher noch nicht besessen hat.

Von geringerem Umfang, aber nicht von geringerer Bedeutung sind „Studies in English History" von J. Gairdner und J. Spedding. Sie bewegen sich in der Zeit Heinrich's VIII.

Noch seien „Old Greek Education" von J. P. Mahaffy und „John Amos Comenius" von S. S. Laurie erwähnt, von denen namentlich das letztere Werk seinen Gegenstand sehr eingehend behandelt.

Von neuen Sammlungen von Essays haben wir zu verzeichnen: „Irish Essays and Others" von Matthew Arnold; „John Leech and Other Papers" von John Brown, „Familiar Studies of Men and Books" von R. L. Stevenson und, last not least, „Science and Culture, and other Essays" von Thomas Henry Huxley. Alle diese Werke enthalten mehr oder minder Ausgezeichnetes, wofür schon die Namen der Verfasser bürgen.

Von Reisebeschreibungen sind zu nennen: „Through Siberia" von Henry Lansdell; „Ashé Pyee, the Superior Country; or the great Attractions of Burma to British Enterprise and Commerce" von Colonel W. H. B. Laurie, ein Werk, das viel von sich reden macht, und „Hesperothen; Notes from the West: a Record of a Ramble in the United States and Canada in the Spring and Summer of 1881" von W. H. Russell. Es soll dies augenscheinlich ein Seitenstück zu dem berühmten „Eothen" von Kinglake sein, steht aber gegen dieses sein Vorbild an classischer Gediegenheit weit zurück, wenngleich es nicht unbelehrend ist.

— Eine vorzügliche Leistung ist: „Sonnets of Three Centuries: a Selection including many Examples hitherto unpublished" von T. Hall Caine, und zwar nicht blos weil es die vollständigste Sammlung von Sonetten ist, die in England erschienen, sondern auch wegen der werthvollen Erläuterungen und Excurse des Herausgebers, die sie enthält.

— Ein recht sonderbarer und nicht gerade glücklicher Einfall ist das Thema des neuesten Werks von Anthony Trollope: „The Fixed Period". Statt eines Utopiens haben wir hier einen kleinen Staat Brittanula, dessen Bewohnern nur gestattet ist, bis zu einer bestimmten Zeit ihre bürgerliche Thätigkeit fortzusetzen. Dann werden sie von der Gesellschaft aus- und abgeschlossen und ihre Leichen schließlich verbrannt. Man kann das Buch auch nicht einmal als Satire gelungen nennen.

— Aus Washington ging uns eine Reihe von der dortigen Regierung herausgegebener Broschüren über Erziehungswesen (Nr. 1 bis 7 vom Jahre 1880 und Nr. 1 bis 4 vom Jahre 1881) in und außerhalb Amerika zu. Unter dem Titel „Circulars of Information of Education" werden dem Publikum auf diese Weise Mittheilungen aus allen Gebieten des Schul- und Unterrichtswesens in mehr oder minder umfangreichen Heften gemacht. So enthält Nr. 1 (1881) Mittheilungen über „The Construction of Library Buildings"; Nr. 2: „The Relation of Education to Industry and Technical Training in American Schools"; Nr. 4: „Education in France" und Nr. 5: „English Rural Schools". Außerdem sandte uns dieselbe Unterrichtsbehörde einzelne von ihr ausgegebene Flugblätter verschiedenen Inhalts, wie „Education and Crime", „Library Aids", „The Discipline of the School", welches letztere wir besonders Lehrern und Erziehern zur Beachtung empfehlen möchten, da es reich an nützlichen Winken ist.

Bibliographie.

Berendt, G., Dr. Ludewig Meyn. Lebens-Abriss und Schriften-Verzeichniss desselben. Mit einem Bildnisse Dr. Meyn's in Lichtdruck. Berlin, Schropp. Lex.-8. 1 M. 50 Pf.

Conrad, M. G., Flammen! Für freie Geister. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 5 M.

Daniel, A., Aus der Vorzeit Werdohl's. Ein Vortrag. Lüdenscheid, Crone jun. 8. 50 Pf.

Dante Alighieri, La divina commedia. Riveduta nel testo e commentata da G. A. Scartazzini. Vol. III: Il Paradiso. Leipzig, Brockhaus. 8. 12 M.

Fels, R., Wilhelm von Oranien. Große romantische Oper. Dichtung von R. F. Musik von H. Hofmann. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 M. 50 Pf.

Friedensburg, W., Zur Arbeiterfrage. Eine volkswirthschaftliche Studie. Breslau, Schottländer. Gr. 8. 5 M.

Einige Gedanken über die menschliche Sprache in physikalischer, physiologischer, physiokratischer und staatlicher Beziehung, letzteres insbesondere mit Rücksicht auf die Sprachenfrage in Oesterreich. Vortrag von J. R. II. Pilsen, Steinhauser. 1881. Gr. 8. 40 Pf.

Geschichte des königlichen bayerischen Infanterie-Leib-Regiments von seiner Errichtung bis zur Rückkehr aus dem Feldzuge 1870/71. Auf Befehl bearbeitet für den Unteroffizier und Soldaten von einem Lieutenant des Regiments. München, Oldenbourg. 1881. 8. 1 M.

Glaser, A., Aus hohen Regionen. Roman in 2 Bdn. Wismar, Hinstorff. 8. 8 M.

Grube, A. W., Pädagogische Studien und Kritiken für Lehrer und Erzieher. 3te Reihe. Leipzig, Brandstetter. 8. 3 M. 60 Pf.

Hardenberg, Sophie v., Zur Frauenfrage. Leipzig, Reichardt. Gr. 8. 1 M.

Holtzendorff, F. v., Schottische Reiseskizzen. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Hülgerth, H., Franz Rákóczy I. Tragödie. Leipzig, Friedrich. 12. 1 M. 50 Pf.

Jacobi, J. L., Erinnerungen an den Baron Ernst von Kottwitz. Halle, Strien. 8. 1 M.

Kant's Reflexionen zur kritischen Philosophie. Aus Kants handschriftlichen Aufzeichnungen herausgegeben von B. Erdmann. 1ster Bd. 1stes Hft.: Reflexionen zur Anthropologie. Leipzig, Fues. Gr. 8. 4 M.

Kirchhoff, A., Thüringen doch Hermundurenland. Ein Beitrag zur geschichtlichen Völkerkunde. Nebst einer Reconstruction der Ptolemäus-Karte von Germanien. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Lasker, E., Berthold Auerbach. Eine Gedenkrede. Mit einem Einleitungs-Gedicht von R. Löwenstein. Berlin, Auerbach. 8. 1 M.

Lessing's sämmtliche Werke. Herausgegeben von R. Gosche. 1ster Bd., bearbeitet von R. Boxberger. Berlin, Grote. 8. 3 M.

Lewes, G. H., The Life of Goethe. Copyright edition. 3d ed., revised according to the latest documents. 2 vols. Leipzig, Brockhaus. 8. 9 M.

Loeffler, E. v., Ulmische Renaissance. Vortrag. Ulm, Wohler. Gr. 8. 60 Pf.

Lübke, W., Rafaels Leben und Werke. Dresden, Gutbier. Gr. 4. 16 M.

Manno, K., Beowulf. Ein Sport-Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Manteuffel, Ursula Zoege v., Il Romano. Roman. 3 Bde. Leipzig, Böhme. 8. 7 M. 50 Pf.

Martensen, H., Jacob Böhme. Theosophische Studien. Autorisirte deutsche Ausgabe von A. Michelsen. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 6 M.

Moser, G. v., und F. v. Schönthan, Unsere Frauen. Lustspiel. Berlin, Lassar. 8. 4 M.

Naaff, A. A., Von stiller Insel. Lieder und Gedichte. Leipzig, Friedrich. 16. 3 M.

Pfleiderer, E., Lotze's philosophische Weltanschauung nach ihren Grundzügen. Zur Erinnerung an den Verstorbenen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Schäffle, A. E. F., Der korporative Hülfskassenzwang. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 M.

Schwebel, O., Kulturhistorische Bilder aus der deutschen Reichshauptstadt. Berlin, Abenheim. Gr. 8. 7 M.

Schweichel, R., Berthold Auerbach. Gedächtnißrede. Berlin, Auerbach. 8. 30 Pf.

Tharau, H., Die Studiengenossen. Norden, Soltau. 8. 3 M.

Anzeigen.

Neu. **Gedichte** Neu.
von
Martha Hellmuth.
8. Geh. 3 Mark, eleg. geb. 4 Mark.
Reichthum der Gedanken, Energie der Darstellung, poesievolle Vertiefung in den Gegenstand und Feinheit der Form zeichnen diese Gedichte in hervorragender Weise aus. In allen Buchhandlungen.
Berlin, Alexander Duncker.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.
Soeben erschien:
Commentar
zum
Oesterreichischen Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche
mit vorzüglicher Berücksichtigung des gemeinen deutschen Privatrechts.
Von
Ludwig Ritter von Kirchstetter.
Vierte durchgesehene und verbesserte Auflage.
Gr. 8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.
Die vierte Auflage dieses rühmlichst bekannten Werks ist von dem Herausgeber derselben, Hof- und Gerichtsadvocaten Dr. Ferdinand Maitisch in Wien, wieder in durchgreifender Weise umgearbeitet und bis auf die Gegenwart vervollständigt worden. Das Werk darf nun als ein durchaus zuverlässiges, für praktische Beamte wie für Lehrer und Studirende des Oesterreichischen Rechts unentbehrliches Handbuch bezeichnet werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.
Soeben erschien:
Esopus.
Von
Burchard Waldis.
Herausgegeben von J. Tittmann.
Zwei Theile. 8. Geh. 7 M. Geb. 9 M.
(Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, 16. und 17. Bd.)
Durch diese neue, correcte, mit einem Essay über des Dichters Leben und Schriften und mit sprachlichen Anmerkungen versehene Ausgabe wird Burchard Waldis' „Esopus", das berühmte Fabelbuch des 16. Jahrhunderts, allen Literaturfreunden zu billigem Preise zugänglich gemacht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.
PRÉCIS MILITAIRE
DE LA CAMPAGNE DE 1813 EN ALLEMAGNE.
8. Geh. 2 M. 50 Pf.
Ein deutscher Offizier unterwirft in dieser Schrift die strategischen Operationen Napoleon's und diejenigen der Verbündeten in den Kämpfen von 1813 einer vergleichenden Kritik und knüpft daran interessante Bemerkungen über das Wesen und die Aufgaben der modernen Kriegskunst.

Im Verlage von **Theodor Kay**, königl. Hofbuch- und Kunsthändler, in **Kassel** erschien:
Friedrich Wilhelm von Seydlitz,
königlich preußischer General der Cavallerie.
Der deutschen Reiterei gewidmet
von einem deutschen Reiteroffizier.
Preis 6 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.
Soeben erschien:
Vollständiges Wörterbuch
der italienischen und deutschen Sprache
von
H. Michaelis.
Zweite Auflage.
Erster Theil: Italienisch-Deutsch. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.
Zweiter Theil: Deutsch-Italienisch. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.
Complet in Einen Band gebunden 14 M.
Michaelis' neues Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Wörterbuch kommt einem lebhaft empfundenen Bedürfniß der beiden Nationen entgegen, indem es auch die Sprache des modernen Lebens in bisher nicht vorhandener Vollständigkeit und zwar sowol die Phrasen des höhern literarischen Stils wie die Ausdrücke der gewöhnlichen Umgangssprache enthält. Dasselbe hat sich binnen kurzer Zeit eingebürgert und liegt bereits in zweiter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.
Soeben erschien:
Illustrirte Naturgeschichte der Thiere.
In Verbindung mit Dr. Friedrich Heincke, Dr. Friedrich Knauer, Dr. Eugen Rey
herausgegeben von
Philipp Leopold Martin.
Zwei Bände in vier Abtheilungen.
Zweiter Band. Zweite Abtheilung: **Kriechthiere und Lurche. Fische.**
Mit 13 Separatbildern und 315 in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt.
(38 Bogen.) 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M. 50 Pf.
Martin's „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere" nimmt unter den zoologischen Handbüchern eine hervorragende Stellung ein; indem sie Wissenschaftlichkeit mit Leben und Praxis in gelungener Weise verbindet, ist sie zugleich ein systematisches Lehr- und ein unterhaltendes Lesebuch, ein Buch für die Schule wie fürs Haus. Außer der obigen Abtheilung liegt auch die erste Abtheilung des ersten Bandes, „Säugethiere", vollständig vor (43 Bogen, mit 19 Separat- und 322 Textbildern, geh. 5 M., geb. 6 M. 50 Pf.). Die zweiten Abtheilungen des ersten und zweiten Bandes befinden sich im Druck.
Das Werk erscheint auch in Heften (ungefähr 50) zum Subscriptionspreise von 30 Pf. für das Heft: 34 Hefte sind bereits erschienen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Akademische Lesehalle Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 8. Juni 1882.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Die Journalliteratur der Welt. Von Paul Dehn. — Ein österreichischer Lyriker. Von Albert Moeser. — Zur publicistischen Literatur. (Beschluß.) — Ranke's „Weltgeschichte". Von Hans Prutz. — Ein Originaldenker. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Die Journalliteratur der Welt.

Marktschreierisch und anmaßend klingt der Titel „Zeitungs- und Bankadreßbuch der Welt", und dennoch läßt sich gegen ihn nichts einwenden, wenn das Buch hält, was es verspricht, nämlich die wichtigsten Organe in dem wirthschaftlichen Getriebe der Menschheit in allen ihren Repräsentanten namentlich aufzuzählen; denn für die Bewohner des kleinen Gestirns in dem großen All ist einzig und allein auf Erden die Welt ihres Lebens, und diese Welt ist groß, so klein auch die Hütten scheinen, die sie sich gebaut.

Also ein „Zeitungs- und Bankadreßbuch der Welt" ist erschienen, das erste in seiner Art und deshalb ein Zeichen der Zeit. Aus dem Welthandel heraus beginnt sich eine Weltwirthschaft zu organisiren, welche die Erdtheile aufeinander anweist wie einst die Völker. Mächtiger als je drängt es Europa hinaus, welches noch immer herrschend im Mittelpunkt der Erde steht, und seinem Bedürfniß des Verkehrs und Austausches treten keine andern Hindernisse mehr als elementare entgegen, deren Beseitigung nur eine Frage der Zeit ist. Dampfschiffe, Eisenbahnen, Posten und Telegraphen weben fort und fort an dem wirthschaftlichen Netze, welches die Völker des Erdballs enger und gemeinsamer umschließt. Einst durfte der Gewerbsmann bange an Hungersnoth und Geschäftslosigkeit denken, wenn vor dem Thore seiner Stadt die Ernte zu misrathen drohte. Jetzt wird er nach Amerika und Indien seine Aufmerksamkeit lenken müssen, um sich über den zukünftigen Preis von Brot und Arbeit zu unterrichten.

Wer ein kurzes Menschenalter zurückdenkt, wird sich leicht vergegenwärtigen, daß wir in den Anfängen einer neuen unabsehbaren Entwickelung stehen. Seit den Tagen der ersten londoner Weltausstellung scheint die Menschheit mit raschen Schritten einer Zeit zuzueilen, in welcher zunächst die Nationen und später wol ganze Erdtheilsgruppen den Kampf ums Dasein auch im schweren Wettstreit der Arbeit zu führen und sich für diesen, zwar blutlosen, doch nicht weniger opferreichen Wettstreit in ähnlicher Weise wie für Kriege und Schlachten zu rüsten genöthigt sein werden. Nichts anderes als bewußte und unbewußte Mahnungen zu solchen Rüstungen sind die neuerdings in Deutschland erhobenen Rufe nach Colonisation und die Bestrebungen zur Hebung des Exports.

In dieser großen Bewegung der gegenseitigen wirthschaftlichen Annäherung, welche alle Völker der Erde durchzieht, muß sich der Zeitgenosse darauf beschränken, auf bemerkenswerthe Erscheinungen der Uebergangszeit zu verweisen, und hierzu gehört sicherlich das „Zeitungs- und Bankadreßbuch der Welt", welches eine große Inseratenagentur in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die Firma Hubbard in Newhaven, Connecticut, Anfang April dieses Jahres veröffentlicht hat: ein förmliches Weltbuch von zwei starken Bänden mit 2591 Seiten, zum größten Theil viersprachig (englisch, deutsch, französisch und spanisch) und somit weltverständlich abgefaßt. Es enthält die genauen Titel von nicht weniger als 34274 periodischen Druckschriften, welche auf der Erde erscheinen, Jahrbücher, Kalender, Almanache u. dgl. inbegriffen, und es bezeichnet bei jeder einzelnen dieser Druckschriften ihren Inhalt im allgemeinen, ob er ein politischer, localer, religiöser u. s. w. ist, ihre Tendenz, ihr Verbreitungsgebiet, ihre Erscheinungsweise und die Ziffer ihrer Auflage. Dazu reproducirt es in photographischem Facsimiledruck die Köpfe oder Titelblätter der wichtigsten und merkwürdigsten Journale der Erde, auch derjenigen in chinesischer, japanesischer, persischer,

arabischer und indischer Sprache, und neben einem Verzeichniß von 18144 der größern und zuverlässigern Bankhäuser der Welt eine vollständige Länder- und Völkerbeschreibung mit Atlas, allerlei Mittheilungen und Notizen zur Geschichte und Entwickelung des Zeitungs- und Ankündigungswesens, Reclamen, Inserate u. dgl. m. in buntem amerikanischen Durcheinander.

Einer diesem Werke beigefügten Zusammenstellung der periodischen Druckschriften aller Länder ist nachstehende Uebersicht entnommen:

1881.	Journale ꝛc.	Davon Tagesblätter.
Deutsches Reich . . .	5529	863
Großbritannien . . .	4082	202
Frankreich	3265	363
Oesterreich-Ungarn . .	1803	150
Italien	1134	148
Spanien	750	220
Belgien	591	81
Die Schweiz	512	62
Schweden-Norwegen . .	484	31
Rußland	454	88
Niederlande	435	39
Portugal	179	29
Die Türkei	121	30
Griechenland	89	16
Dänemark	61 (?)	57
Rumänien	19	16
Bulgarien	11	—
Europa . . . . . ca.	19557	ca. 2403
Vereinigte Staaten	11207	970
Britisch-Amerika .	624	67
Mittelamerika . .	569	99
Nordamerika . . . ca.	12400	1136
Asien . . . . . ca.	775	154
Südamerika . . . . ca.	699	208
Australien . . . . ca.	661	94
Afrika . . . . . ca.	182	25
Insgesammt ca.	34274	4020

Hiernach entspricht also die Verbreitung der Journalliteratur keineswegs dem Flächenraum und der Bevölkerungszahl der einzelnen Erdtheile. Europa und Nordamerika besitzen über 97 Procent aller bestehenden Journale und innerhalb ihres Bereichs kommt bei einer Bevölkerung von 377 Millionen ein Journal auf 11809 Personen, während in den übrigen Erdtheilen mit 1200 Millionen Einwohnern ein Journal durchschnittlich 537673 Personen zu befriedigen hätte.

Obschon in all diesen Zahlen, wie eine Durchsicht des Hubbard'schen Verzeichnisses ergibt, mannichfache Ungenauigkeiten und Irrthümer stecken, so darf man sie in Ermangelung einer bessern Statistik sowie im Hinblick auf das genaue Verzeichniß dieser ungeheuern Gesammtheit immerhin annehmen, ja sogar für wesentlich zutreffend erachten, insbesondere was die amerikanische Journalistik und sodann die Tagespresse in engerm Sinne anbelangt.

Die Tagespresse jedes Landes concentrirt sich quantitativ wie qualitativ in der Hauptstadt, und so finden wir in Paris 132, in Madrid 58, in Berlin 48, in London 35, in Neuyork 36, in Rom 30, in Wien, Brüssel und Konstantinopel je 28, in Petersburg 26, in Lissabon 20, in Kopenhagen 12, in Amsterdam 10, in Bern 5 Tageszeitungen — freilich mit sehr verschiedener Verbreitung. Was Hubbard über die Auflageziffer der einzelnen Blätter mittheilt, sind im wesentlichen die höchst unzuverlässigen durchweg übertriebenen Angaben der europäischen Inseratenbureaux. An Werth und Einfluß steht jedenfalls die londoner Tagespresse noch immer in erster Linie.

In den vier großen Weltsprachen wird weitaus der größte Theil der periodischen Presse gedruckt, und zwar 16500 Journale in englischer, 7350 in deutscher, 3850 in französischer und 1600 in spanischer Sprache. Die nordamerikanische Republik ist das journalreichste Land der Erde, wogegen ganze Erdtheile, wie Mittelafrika und Mittelasien, noch gar keine Presse, China, Vorderasien und andere Reiche kaum die ersten Anfänge einer solchen aufzuweisen haben.

Da, wo das Hubbard'sche Zeitungsadreßbuch bahnbrechend auftritt, indem es zum ersten mal die periodische Presse auch der südamerikanischen, ostasiatischen, australischen und der übrigen Colonialländer verzeichnet, zeigt es sich für die internationale wie für die deutsche Exportindustrie von größtem Werth.

In enthusiastischer Weise preist das „Zeitungsadreßbuch der Welt" die Wichtigkeit der periodischen Presse. An einer Stelle der Vorrede zum zweiten Bande nennt Hubbard die dreißigtausend Zeitungen und Zeitschriften „die Lungen der Civilisation der Welt", nachdem er die gesammte Publicistik gerühmt als „die Verkörpernng des tiefsten Denkens, der höchsten Intelligenz, der eingehendsten Forschungen, des leuchtenden und beißenden Witzes und der Kritik, die alles Unechte schonungslos aufdeckt, die alle Heuchelei zur Schau stellt, die alle noch so tief eingewurzelten Vorurtheile vernichtet, und die die Ketten, welche die Wahrheit fesseln, zerbricht", und er sagt von all den aufgeführten Journalen: ... „sie athmen die Geschichte der Gegenwart, Wissenschaft, Kunst, Politik, Theologie, Literatur und alle die großen socialen Probleme unsers Zeitalters ein, verbinden sie mit dem Lebenssaft der Nationen und stoßen zuletzt die unnahrhaften Elemente aus." Und mit Bezug auf die gewaltige Entwickelung der Presse heißt es: „Wenn man bedenkt, daß vor zweihundertsechzig Jahren der allererste Funke des journalistischen Unternehmungsgeistes kaum noch angefacht war, daß es nur ein kleines Fünklein Licht war in einer Welt voller Finsterniß, und daß sein Fortschritt, zuerst nur einem flackernden Lichte gleich, welches nach und nach zu einer sichern Flamme sich ausbildete, langsam und ungewiß, glimmernd durch zwanzig Jahrzehnte — so herrlich gedieh, so muß gewiß die gegenwärtige erhabene Stellung der Presse der Welt ein Gegenstand der größten Bewunderung und Aufmerksamkeit sein."

Wo so viel Licht ist, da konnte dunkler Schatten nicht

ausbleiben. Indessen wird trotz all der vielfachen Bedenken gegen die moderne Zeitungsindustrie dem geschäftlichen Verkehr die periodische Presse als der wichtigste Vermittler desselben im In- und Auslande unentbehrlich und zu zweckmäßiger Benutzung zu empfehlen sein.

Paul Dehn.

Ein österreichischer Lyriker.

Gedichte von Ferdinand von Saar. Heidelberg, Weiß. 1882. 8. 3 M. 60 Pf.

Ferdinand von Saar hat im Jahre 1867 eine tragische Bilogie „Heinrich IV." herausgegeben, die inzwischen auch in zweiter verbesserter Auflage, in welcher namentlich der erste Theil gekürzt ist, erschien und seiner dramatischen Begabung von vornherein ein glänzendes Zeugniß ausstellte. Seine dramatischen Bestrebungen fortsetzend, hat er weiterhin noch zwei Trauerspiele: „Die beiden de Witt" und „Tempesta", veröffentlicht, die ihrerzeit auch am Burgtheater aufgeführt worden sind. Doch scheint die Ungunst, mit welcher die ernste dramatische Dichtung heutzutage von Publikum und Kritik fast ausnahmslos betrachtet wird, den Dichter von einem Fortgehen auf der betretenen Bahn abgeschreckt zu haben. Wenigstens sind weitere Tragödien von ihm nicht ans Tageslicht getreten. Neben seiner dramatischen Thätigkeit hat er aber nicht minder auch der erzählenden Dichtkunst gehuldigt und mit seinen später unter dem Titel „Novellen aus Oesterreich" vereinigten Erzählungen: „Innocens", „Marianne", „Die Steinklopfer", „Die Geigerin", den Freunden dieser Dichtgattung Producte geboten, die in ihrer Schlichtheit, Feinsinnigkeit und psychologischen Vertiefung wahre Perlen genannt werden müssen und im Vergleich mit andern, nur durch grobsinnliche Mittel blendenden Erzeugnissen viel zu wenig bekannt und gewürdigt worden sind.

Daß Ferdinand von Saar schließlich auch lyrisch kein gewöhnlich begabtes Talent sei, das hatte er für Urtheilsfähige bereits durch mancherlei in Zeitschriften veröffentlichte Proben bewiesen, und wer daran bisjetzt etwa noch gezweifelt haben sollte, der müßte durch die eben erschienene Sammlung seiner „Gedichte" eines Bessern belehrt werden. Bei einem Dichter, der sich bisher zunächst auf epischem und dramatischem Gebiete einen Namen gemacht hat, muß es schon sehr angenehm auffallen, wenn derselbe von der Lyrik so hoch denkt wie F. von Saar. Auf Seite 115 heißt es:

Ob auch ein überkluges Geschlecht
Dich belächelt als Unverstand,
Ob der banausische Schwarm,
Der in den Tempeln der Kunst sich drängt,
Um bei des Altars heiliger Flamme
Mahlzeit zu halten,
Dir hochmüthig den Rücken kehrt,
Weil du den Mann nicht nährst —
Indeß ein Heer frecher Stümper
Dich entweiht zu nichtigem Spiel:
Immer und ewig
Bleibst du, hochaufstrebende Lyrik,
Blüte und Krone der Dichtkunst.

Und daß Ferdinand von Saar selbst zu den berufenen Vertretern der „hochaufstrebenden Lyrik" gehört, das beweist er auf jeder Seite des vorliegenden Gedichtbandes.

Die Sammlung, welche Leopold Kompert gewidmet ist, zerfällt in zwei Bücher und jedes Buch wieder in vier Unterabtheilungen. Der Band wird eröffnet durch eine Abtheilung „Lieder", die überall den echten Lyriker offenbaren und durchweg den Ton tiefer Empfindung und zum Herzen gehender Stimmung anschlagen. Man höre gleich das zweite Lied:

Naturempfindung.

Im Vollgenusse meines Seins
— O seliges Behagen —
Fühl' ich, Natur, mich werden eins
Mit dir in diesen Tagen.

Vergessen hab' ich Noth und Harm
Und menschlich banges Sorgen,
Ich sehe mich in deinem Arm
Für alle Zeit geborgen.

Verstummen will in meiner Brust
Das ruhelose Streben,
Und heiter werd' ich mir bewußt:
Ich leb' nur, um zu leben,

Zu leben wie das Blatt am Strauch
Und nichts mir zu erwerben
Als einst im kühlen Abendhauch
Ein leichtes schönes Sterben.

Auch das folgende, eine bestimmte Situation charakteristisch zum Ausdruck bringende sei hier noch angeführt:

Stadtsommer.

Funkelnd über den Dächern
Liegt der heiße Strahl,
Ach, kein Lüften, kein Fächern
Lindert die sengende Qual.

Stumm in der Häuser Schatten
Gehen die Menschen hin,
Von Wäldern und grünen Matten
Träumt ihr lechzender Sinn.

Leiser rollen die Wagen,
Plätschert der Brunnen Flut,
In solchen schlummernden Tagen
Selbst die Liebe ruht.

Einsam im weiten Raume
Schlummerst auch du, mein Herz,
Und leis nur wie im Traume
Durchzuckt dich der Sehnsucht Schmerz.

Das Lied „Die Blumen der Armuth" ist mir persönlich noch besonders deshalb interessant gewesen, weil es

vollkommen dieselbe Empfindung verkörpert, welcher ich selbst in einer Ode meiner neuesten Sammlung Ausdruck gegeben habe. Ich denke aber nicht entfernt daran, Ferdinand von Saar der Reminiscenz zu beschuldigen, führe das Beispiel vielmehr nur an, um zu beweisen, wie zwei Poeten vollkommen unabhängig voneinander auf dieselbe Idee kommen können.

Aus der folgenden Abtheilung: „Vermischte Gedichte", will ich besonders die „Drahtklänge" hervorheben, weil das Gedicht dem allermodernsten und vielfach für unpoetisch gehaltenen Leben entnommen ist:

Ihr dunkeln Drähte, hingezogen,
So weit mein Aug' zur Ferne schweift,
Wie tönt ihr, wenn der Lüfte Wogen
In euch so wie in Saiten greift!

O welch ein seltsam leises Klingen,
Durchzuckt von schrillem Klagelaut,
Als hallte nach, was euren Schwingen
Zu raschem Flug ward anvertraut,

Als zitterten in euch die Schmerzen,
Als zitterte in euch die Lust,
Die ihr aus Millionen Herzen
Verkündend tragt von Brust zu Brust.

Und so, ihr wundersamen Saiten,
Wenn euch des Windes Hauch befällt,
Erklingt ihr in die stillen Weiten
Als Aeolsharfe dieser Welt.

Die nächste Abtheilung: „Aus schwerer Zeit", bringt eine Anzahl von düstern Gedichten, die freilich in dieser Art augenblicklich nicht übermäßig beliebt sind, die aber ihren Eindruck auf empfindungsvolle Seelen nicht verfehlen werden und, ebenso wie alle ähnlichen, schon deshalb nicht zu beanstanden sind, weil der Dichter ja keine dauernde Weltanschauung, sondern vorübergehende Stimmungen verkörpert. Aus dieser Abtheilung setze ich her:

Bekenntniß.

Daß du das Leben nicht als Kampf genommen,
Nur als der Kräfte holdes Wechselspiel,
Daß du, in heil'gen Gluten still entglommen,
Nur sanften Fluges wolltest an das Ziel,

Daß du, nach Hohem strebend, dich verblutet
An kleinen Sorgen, die du nie bezwangst,
Und so, im Innersten von Licht durchflutet,
Mit dunkeln Mächten stets vergebens rangst,

Daß du selbst jenen, die dich schnöd' entweihen,
In Güte dich geopfert und Geduld,
Daß du nicht hassen konntest, nur verzeihen:
Das war dein Schicksal, Herz, und — deine Schuld.

Wennschon die vorhergehenden Abtheilungen neben dem würdigen Inhalt eine musterhaft durchgebildete Formkunst zeigten, so gilt letzteres in hervorragendem Maße auch von der großen Zahl der nun folgenden Sonette, und ich betone dies Lob ausdrücklich, weil einerseits Formkunst heutzutage vielfach für etwas Ueberflüssiges und Nebensächliches erklärt wird, und weil andererseits fortwährend die Redensart im Umlauf ist, daß heutzutage jeder einen guten Vers machen könne. Die Form ist genau so wichtig wie der Inhalt, und noch täglich werden Verse gedruckt (leider Gottes auch gelobt), die in rhythmischer und melodischer Beziehung oft geradezu kläglich sind, und die schmachvollste Behandlung muß sich gerade das Sonett gefallen lassen. Ferdinand von Saar dagegen beherrscht die letztgenannte Form in einer auch für ein feinempfindendes Ohr durchaus befriedigenden Weise; das folgende Sonett mag davon Zeugniß geben:

Sonntag.

Wie lieb' ich es, an Sonntagsnachmittagen
Allein zu sitzen im vertrauten Zimmer;
Durchs Fenster bricht der Sonne heller Schimmer,
Das Buch vergoldend, das ich aufgeschlagen.

Die Straßen leer. Es rollen keine Wagen,
Des Marktes Lärm verstummt, als wär's auf immer,
Und all des Sonntagsstaates bunter Flimmer,
Er ward hinaus in Wald und Flur getragen.

Verlassen fühlt sich, wer zurückgeblieben,
Und manches schöne Auge blickt verdrossen,
Und manche Wünsche unerfüllt zerstieben.

Es ruht das Leben wie in sich zerflossen,
Doch still erfüllt sich auch geheimes Lieben,
Und einsam wird des Geistes Glück genossen.

Das zweite Buch enthält zunächst eine große Anzahl „Freier Rhythmen" in den bekannten unscandirbaren, nur nach dem Sprachgefühl gebildeten Versen, für welche Goethe's „Hymnen" und Heine's „Nordseebilder" Muster sind. Die Saar'schen Hymnen schließen sich diesen Mustern würdig an. Formell bekunden sie überall rhythmischen Schwung und Takt und sind nirgends blos zerhackte Prosa; was den Gedanken angeht, so befleißigen sie sich mit Erfolg jener Fracturschrift und jenes lapidaren Stils, der für diese Dichtform wesentlich ist. Da die früher angeführten Verse über Lyrik dieser Abtheilung entnommen waren, so unterlasse ich es, eine weitere Probe anzuführen.

Die nun folgende Abtheilung: „Aus dem Tagebuch der Liebe", bringt eine große Zahl schöner, theils tief empfindungsvoller, theils pikant angehauchter Gedichte. Zur Mittheilung an dieser Stelle sind sie sämmtlich zu lang.

Die „Zeitbilder" verkörpern markante Situationen aus dem täglichen Leben, zeugen von liebevoller Beobachtung und wissen die Poesie auch da zu finden, wo mancher andere vorübergeht.

Die letzte Abtheilung: „In memoriam", bringt Gedenkblätter. Sehr schön ist gleich das erste Gedicht „Weihegesang", am rührendsten „Dem Andenken meiner Mutter", am kürzesten, aber darum nicht minder ansprechend das hymnenartige

An Frau Josephine von Wertheimstein
mit meiner Novelle „Die Steinklopfer".

Dir, die du die Armuth kennst
Und des Darbens Qual,
Nicht weil du selbst sie erlitten,
Sondern weil du
Mit sehendem Auge

Und fühlendem Herzen
Sie bei andern wahrnimmst
Und tausendfach linderst,
Und weil du,
Wenn es fruchtete,
Dem Pelikan gleich
Die Brust dir öffnen würdest,
Um mit dem eigenen
Warmen Blut
Die darbende Menschheit zu letzen:
Dir sei dies Büchlein geweiht,
Dies Büchlein
Menschlicher Noth,
Menschlichen Kummers,
Menschlichen Duldens:
Ein Büchlein,
Das ein Dichter schrieb,
Der in allem diesen
Wohlgeübt ist.

Hiermit sind die acht Abtheilungen des Buchs kurz vorübergeführt. Hoffentlich genügen die vorstehenden Ausführungen und die mitgetheilten Proben, um zu beweisen, daß wir es in Ferdinand von Saar mit einer durchaus vornehmen, tief angelegten und edel durchgebildeten Dichternatur zu thun haben, und daß die Freunde der Poesie von dieser Sammlung Notiz nehmen müssen, wenn sie sich nicht selbst um einen schönen Genuß bringen wollen.

Albert Moeser.

Zur publicistischen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 22.)

12. Allerdeutschentag. Ein Protest zu Gunsten der Sedanfeier von Gustav Weck. Dritte vermehrte Auflage. Wittenberg, Herrosé. 1881. Gr. 8. 60 Pf.
13. Der Parlamentarismus wie er ist. Von Lothar Bucher. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart, Krabbe. 1881. Gr. 8. 5 M.
14. Ausgewählte Reden des Fürsten von Bismarck. Gehalten in den Jahren 1862—1881. Mit einer biographischen Skizze, sowie mit erläuternden Einleitungen und Anmerkungen, und einem Anhang, enthaltend Reden des Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen aus den Jahren 1847—1852. Drei Bände. Berlin, Kortkampf. 8. 16 M. 10 Pf.
15. Eugen Richter, der Führer der Fortschrittspartei, nebst einer einleitenden Geschichte der Partei. Vom liberalen Standpunkte dargestellt von Friedrich Werder. Berlin, Engelmann. 1881. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
16. Der Conflict. Leipzig, Schirmer. 1882. Gr. 8. 75 Pf.
17. Fürst Bismarck und nicht seine Leute während des parlamentarischen Kriegs. Zeitgeschichtliche Spaziergänge von Wolfgang Frank. Leipzig, Thiel. 1882. 8. 3 M.
18. Das Deutschthum in Ungarn. Einige Worte zur Aufklärung von einem Stock-Magyaren. Berlin, Mrose. 1882. Gr. 8. 1 M.
19. Das Neue Italien und die alten Zeloten. Studien zum Nutzen der Ordnung der Parteien im italienischen Parlament von C. M. Curci. Autorisirte deutsche Ausgabe von F. Booch-Arkossy. Erster Band. Leipzig, Grack-lauer. 1882. 8. 3 M.

In der Schrift über die Sedanfeier erklärt Gustav Weck (Nr. 12), daß man an diesem nationalen Festtag und an seiner jährlichen Erneuerung festhalten solle, da schon die Dankbarkeit uns auffordere, eines Tages zu gedenken, welcher uns nicht blos unvergleichlichen militärischen Ruhm, sondern auch die längst ersehnte Einheit und die Möglichkeit verschafft hat, unter den Großmächten Europas diejenige Stellung einzunehmen, welche uns vermöge unserer materiellen und geistigen Kraft gebührt. Der Verfasser betont den Einfluß, welchen eine solche Feier auf die Erziehung und Bildung der Nation ausübt, und findet den 2. September viel günstiger für eine nationale Feier als etwa den 10. Mai, wofür sich das Volk nicht erwärmen könne, da an diesem Tage nur die Besiegelung vollendeter Thatsachen stattfand. Zum Schluß macht er noch einige Vorschläge für die Festfeier und besonders für die Veranstaltung eines allgemeinen deutschen Sedanfestes, an welchem sich die erprobtesten deutschen Turner, Sänger und Schützen betheiligen könnten.

Das von Lothar Bucher herausgegebene Buch „Der Parlamentarismus wie er ist" (Nr. 13) richtet sich zunächst gegen die mythologischen Vorstellungen von dem englischen Staatswesen, welche schon längst bei den Altliberalen bestanden und seit 1850 auch auf die Demokraten übergingen, die im Jahre 1848 voll von französischen Vorbildern waren. Schon Bismarck sagte im preußischen Landtag 1849: „Die Berufungen auf England sind unser Unglück. Geben Sie uns alles Englische, was wir nicht haben, geben Sie uns englische Gottesfurcht und englische Achtung vor dem Gesetze, die gesammte englische Verfassung, aber auch die gesammten Verhältnisse des englischen Grundbesitzes, englischen Reichthum und englischen Gemeinsinn, besonders aber ein englisches Unterhaus, kurz und gut, alles was wir nicht haben, dann will ich auch sagen, Sie können uns nach englischer Weise regieren." Es ist so bequem für eine deutsche Opposition, aus den verschiedenen Verfassungen anderer Länder und aus ihren parlamentarischen Einrichtungen und Gewohnheiten das, was ihren Zwecken und ihren sehnsüchtigen Hoffnungen entspricht, auszuwählen, alles nicht Convenirende aber den bisherigen Inhabern zu lassen. Der deutsche Liberalismus zehrt schon seit Jahrzehnten an diesem Knochen des englischen Liberalismus, welcher der siegreichen Parlamentsopposition die Ministerportefeuilles zu Füßen legt; es fällt ihm aber nicht ein, das englische Wahlsystem mit in den Kauf zu nehmen und die nationalen Unterschiede irgendwie zu berücksichtigen. Der Verfasser schildert die englischen Ver-

hältnisse aus eigener Anschauung und spricht sehr eingehend über das Parlament, die Parteien in demselben, die Gesetzgebung, die richterliche Gewalt, das Selfgovernment, die Centralisation, die auswärtige Politik, die Presse und die öffentliche Meinung. Er kommt zu dem Resultat, daß eine parlamentarische Regierung nur zwischen zwei Parteien, wie die Whigs und Tories bis zum Jahre 1846 waren, möglich sei, und daß der Parlamentarismus des Festlandes in einem Kreislauf von Revolutionen bestehe. Die schneidende Schärfe, welche bei den auf philosophischen Gegensätzen, auf dem Streit über die beste Staatsform beruhenden festländischen Parteien in ihrem Kampfe miteinander stattfinde, zeige sich in England nicht. Dort müsse jede Regierung conservativ, zugleich aber auch liberal sein; diese Ausdrücke hätten dort keine gegensätzliche Bedeutung mehr.

Die „Ausgewählten Reden des Fürsten von Bismarck" (Nr. 14) enthalten die Reden des Reichskanzlers aus den Jahren 1862—1881, und zwar im ersten Heft des zweiten Bandes die interessanten Reden von 1871 und 1872: im Reichstag über die Vereinigung von Elsaß-Lothringen mit dem Deutschen Reiche und über den definitiven Friedensschluß mit Frankreich, sowie die im preußischen Landtag über die Mobilisirung des Centrums, über die Aufhebung der katholischen Abtheilung des Cultusministeriums und über die Schulaufsicht. Die Sammlung ist bereits vollständig in drei Bänden erschienen; sie gibt die Reden in chronologischer Folge, fördert das Verständniß durch kurze Einleitungen und Darlegung des jeweiligen Standes der Verhandlungen und des innern Zusammenhangs einer Rede mit frühern Reden und Verhandlungen, und zeichnet sich dadurch aus, daß die Reden wortgetreu und unverkürzt nach den amtlichen Quellen wiedergegeben sind. Der erste Band umfaßt die Jahre 1862 bis 1870, der zweite reicht von 1871 bis 1877, der dritte bringt die Reden von 1878 bis 1881 und als Anhang die aus den Jahren 1847 bis 1852.

Wie Bismarck durch die Mittheilung seiner Reden, so soll Eugen Richter durch die von Friedrich Werder (Nr. 15) verfaßte Schilderung der Persönlichkeit desselben, seiner parlamentarischen und literarischen Thätigkeit weitern Kreisen näher gerückt werden. Der Verfasser will jedoch nicht blos eine biographische Darstellung Richter's, sondern zugleich auch eine Geschichte der Fortschrittspartei geben, der er im Gegensatz zu den „tendenziösen Bestrebungen der reactionären Widersacher" eine stets deutsche und monarchische, zugleich aber echt liberale Gesinnung vindicirt. Nach einem historischen Rückblick auf die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts bespricht er die Gründung der Fortschrittspartei als „Junglitauen" und theilt ihr Programm vom Jahre 1861 mit. Wir finden in demselben unter anderm folgende Forderungen: obligatorische Civilehe, Trennung des Staats von der Kirche, zweijährige Dienstzeit, durchgreifende Reform des Herrenhauses. Nur die erste dieser Forderungen, und zwar nicht von der Fortschrittspartei gestellt, ist seither erfüllt worden, die drei andern harren noch ihrer Erledigung und werden hoffentlich noch lange aufs Warten verwiesen sein. Aus den nächsten Landtagswahlen ging die Partei bereits 109 Mitglieder stark hervor. In ihrem Circular vom 20. Juni 1866 erklärte sie es als ihre Aufgabe: daß der gegen ihren Willen unternommene Krieg eine Richtung und ein Ziel erhalte, das den großen Anstrengungen und der ungeheuern Opfer würdig sei und das kein anderes sein könne und dürfe als die Wiederherstellung Deutschlands, geeinigt auf dem Boden der Freiheit und des Volkswohls durch eine Verfassung. Auf die Persönlichkeit Richter's übergehend, erzählt der Verfasser, wie derselbe als Regierungsassessor in Düsseldorf wegen einer ihm zuerkannten Maßregelung den Staatsdienst verließ, nach Berlin übersiedelte, dort als Schriftsteller lebte und sofort an die Fortschrittspartei sich anschloß. Er schrieb Flugschriften, wurde in den constituirenden Reichstag, in den preußischen Landtag, später in den Reichstag gewählt und betrieb die Wahlagitation mit einer bisher unerhörten Ausdauer und Rücksichtslosigkeit. Daneben schrieb er zahlreiche Aufsätze, Broschüren und Bücher: über die preußische Gewerbesteuer-Gesetzgebung, über Versicherungs-Gesetzgebung, über die Geschichte des preußischen Staatsschuldenwesens u. s. w. Doch hatten diese Schriften keinen großen Leserkreis; bedeutender war sein Einfluß auf die politische Tagespresse, jedoch mehr auf die außerhalb als innerhalb Berlins befindliche. Als Parteiführer im Parlament und als die Seele des fortschrittlichen Centralwahlcomité hat Richter eine ungeheuere Arbeitslast auf sich genommen und genießt er eine unbegrenzte Autorität. Der Verfasser theilt dessen Flugblätter über „die neue Weltordnung der Socialdemokraten" mit, worin er jedes Ausnahmegesetz verwarf, einen bleibenden Sieg der staatserhaltenden Kräfte nur auf dem Boden des gemeinen Rechts erwartete und die Socialisten nur durch die bessere Ueberzeugung, die überall in die Massen Eingang finden müsse, bekämpft wissen wollte, und bezeichnet ihn zuletzt als den schneidigsten, unermüdlichen Gegner der neuen Wirthschaftspolitik des Reichskanzlers und der Verstaatlichung der Eisenbahnen. Dem Bilde, das uns der Verfasser von Richter entwirft, fehlt es an glänzenden Farben nicht. Er rühmt seine Unerschrockenheit, Schlagfertigkeit und Satire in der Debatte, seinen Männerstolz vor Königsthronen, die Ueberlegenheit politischen Wissens und Denkens, die Virtuosität seiner Kritik, seine schöpferischen Ideen, seine fächerreiche Registratur, welche eine furchtbare Fülle durchschlagender Gründe gegen die Bismarck'sche Politik enthält. Da bedürfe es, sagt der Verfasser, nur eines Griffs vor der entscheidenden Stunde, nur der Sichtung und Ordnung der erschöpfenden Vorräthe, nur der Beschränkung für den augenblicklichen Zweck, und die Regierung sei überwältigt von der Fülle der Argumente, die Welt erstaunt über diesen Reichthum an Belegen. Ja, wenn Reden und Gründe maßgebend für die Entscheidung wären, so wäre heute der Fürst nicht mehr Kanzler, so sehr er sich auch an das Porte-

feuille („J'y suis et j'y reste!") anklammerte. Und wer würde denn dann Kanzler? möchte man fragen. Der Verfasser sagt es nicht ausdrücklich, spricht aber so glaubensstark von Richter's staatsmännischer Begabung, so vertrauensvoll von seiner Anwartschaft auf einen Ministerposten, daß man sieht, auch das Höchste ist ihm kaum hoch genug für seinen Helden. Ob er wol mit dieser Glorificirung viele andächtige Zuhörer finden wird?

Der ungenannte Verfasser der Broschüre „Der Conflict" (Nr. 16) meint, daß die Bismarck'sche Politik auf der Theorie der alles andere überragenden Regierungsmacht und auf der Compromißtheorie beruhe. Sehen wir uns in andern Staaten um, so müssen wir sagen: c'est tout comme chez nous. Daß in innerstaatlichen Conflictsfällen jede Regierung das ganze Gewicht ihrer Macht in die Wagschale legt, finden wir sehr begreiflich, und daß die Gesetzgebung ohne Compromisse gar nicht möglich ist, haben wir im Jahre 1881 an der von Gladstone eingebrachten irischen Landbill gesehen, die ohne einen Compromiß mit dem Oberhaus nicht durchgegangen wäre. Der preußische Erlaß vom 4. Januar 1882, welcher das Recht des Königs zur persönlichen Leitung der Politik trotz der Gegenzeichnung der verantwortlichen Minister und die Verpflichtung der Verwaltungsbeamten zur Vertretung der königlichen Politik so sehr betont, bringt den Verfasser zu der Erkenntniß, daß zwanzig Jahre nach Ausbruch des alten preußischen Conflicts in Preußen und im Reiche von neuem der Conflict beginne. Für Preußen war durch den Erlaß gar nichts Neues gesagt; die darin ausgesprochenen Grundsätze hatten längst und bis auf den heutigen Tag ihre Geltung. Der Verfasser sagt zwar, daß durch die Theorie einer persönlichen Leitung der Politik seitens des Königs die Ministerverantwortlichkeit aufgehoben sei; aber auch dies ist falsch: nicht der König übernimmt die Verantwortung seiner Politik, sondern die Minister; ob er dann, wenn die Parlamente mit dieser Politik nicht einverstanden sind, die Minister entläßt, das ist seine Sache; hierüber hat kein Reichstag und kein Landtag eine verfassungsmäßige Gewalt. Daß die Beamten, zumal die Verwaltungsbeamten, bei den Wahlen nicht Opposition gegen die Regierungspolitik treiben, gegen diese nicht in fortschrittlicher Weise agitiren dürfen, das ist in einem geordneten Staate so selbstverständlich, daß man sich nur wundern muß, wie jemand es für angezeigt findet, sich dagegen aufzulehnen. Aber es ist immer das alte Lied: solange die Herren auf der Oppositionsbank sitzen, tadeln sie alles, was sie, wenn sie am Ministertisch säßen, mit zehnfacher Dampfkraft selbst ausführen würden. Wie würde unter unserer Beamtenwelt aufgeräumt werden, wenn die Führer der Fortschrittspartei oder der Demokratie ins Ministerium gelangten! Der Verfasser führt zwar die tadelnden Stimmen der französischen und englischen Presse an; aber weiß er denn nicht, daß mit dem Eintritt des Republikanismus in das französische Ministerium sämmtliche monarchische Präfecten über die Klinge springen mußten, und daß ein Ministerwechsel in England seinen Einfluß sogar auf die Unterröcke im Schloß Windsor ausübt?

Auch Wolfgang Frank, der Verfasser des Buchs „Fürst Bismarck und nicht seine Leute" (Nr. 17), spricht sich nicht sehr befriedigt über die Bismarck'sche Politik aus. Nur in der Socialpolitik stimmt er als Gegner des reinen Manchesterthums den Bismarck'schen Planen bei. Daß der Reichskanzler seit 1862 bis auf den heutigen Tag nicht die nämliche innere Politik befolgt und nicht beständig sich an eine und dieselbe Partei gehalten habe, sondern von den Conservativen zu den Nationalliberalen, von diesen wieder zu den Conservativen übergegangen sei, das wird ihm von so vielen als eine schwere Sünde angerechnet, während die Schuld an diesem Wechsel weniger ihm selbst, als den Parteien zuzuschreiben ist. Der Liberalismus wird zwar nicht müde zu sagen, der Reichskanzler habe ihm den Laufpaß gegeben; aber mit dem nämlichen Recht kann dies der Reichskanzler von jenem sagen. Was blieb dem Fürsten Bismarck, als die Nationalliberalen das erste Socialistengesetz verwarfen und gegen die Reform der Zoll- und Steuerpolitik Front machten, übrig, als sich zu fragen, ob nicht andere Parteien für diese Reformen zu gewinnen seien. Der Verfasser spricht, wie dies schon der Titel andeutet, nicht blos von dem Fürsten Bismarck, sondern auch von seinen Gegnern: den „Eloquenzen" (Richter, Hänel, Lasker, Bamberger u. s. w.), der „Gemischten Gesellschaft" (Bennigsen, Falk, Sonnemann, Liebknecht, Bebel u. s. w.), den „Schwankenden Gestalten" (Brüel, Lieber, Schorlemer-Alst, Windthorst), und charakterisirt dieselben durch Schilderung ihrer parlamentarischen und sonstigen Thätigkeit. Warum der Reichstagsabgeordnete von Bühler in die Liste der Eloquenzen aufgenommen worden ist, wird den meisten Lesern unklar sein. Die Charakteristiken sind wie das ganze Buch sehr lesbar und unterhaltend geschrieben; sie hätten aber mehr Wahrheit und Schärfe bekommen, wenn der Verfasser nicht blos das, was er als parlamentarische Tugenden ansieht, sondern auch die parlamentarischen Fehler dieser Eloquenzen u. s. w. in seine Skizze aufgenommen hätte.

Der „Stock-Magyar", welcher über „das Deutschthum in Ungarn" einige Blätter veröffentlicht (Nr. 18), hat sich zur Aufgabe gemacht, das, was über die Magyarisirung der Deutschen in Ungarn, besonders in Siebenbürgen, erzählt wird, in einem für die Magyaren günstigern Licht darzustellen. Er bestreitet, daß die ungarische Nation das Deutschthum als solches hasse und verfolge, und sagt, ihre Abneigung sei immer nur gegen die ihre Selbständigkeit bedrohenden Bestrebungen Oesterreichs gerichtet gewesen. Daß Ungarn den Franzosen im Jahre 1870 eine ungetheilte Sympathie schenkte, findet er nicht im Widerspruch stehend mit der gerühmten wohlwollenden Gesinnung gegen die Deutschen, zumal die Ungarn über den endlichen Triumph der Einheitsbestrebungen des deutschen Volks aufrichtige Freude empfunden hätten. Daß diese Freude eine sehr eigennützige war, verschweigt er. Erst durch die Aufrichtung des Deutschen Reichs haben die Ungarn eine Ga-

rantie dafür erhalten, daß der Einfluß Oesterreichs auf Deutschland unwiederbringlich verloren und Oesterreich auf ein gutes Einvernehmen mit Ungarn angewiesen ist. Wenn er aber das Eingreifen der Ungarn in die Municipalverfassung und in die Sprachverhältnisse der siebenbürgischen Sachsen, obgleich Verträge und Privilegien diesem Vorgehen entgegenstanden, damit entschuldigt, daß andere Gebiete des ungarischen Königreichs gleichfalls ihre Privilegien verloren hätten und daß der ungarische Staat keine abgesonderten sächsischen und rumänischen Territorien und Nationen dulden könne, so bedenkt er nicht, daß in den Jahren 1866 und 1867 Oesterreich die nämliche Sprache gegen Ungarn hätte führen und Ungarn geradeso hätte zu einer Provinz degradiren und als solche hätte behandeln können wie Ungarn jetzt die Sachsen in Siebenbürgen. Der Unterschied ist lediglich der, daß letztere den Ungarn gegenüber eine weit geringere und schwächere Minorität bilden als diese gegenüber den Oesterreichern. Für den Rechtsstandpunkt aber ist es ganz gleichgültig, ob die Minorität aus Hunderttausenden oder aus Millionen besteht.

Die Schrift des Priesters C. M. Curci: „Das Neue Italien und die alten Zeloten" (Nr. 19) geht zunächst davon aus, daß eine andere als die katholische Religion für Italien nicht tauge, daß der Protestantismus niemals dort Wurzeln fassen werde, da weder das altgläubige Volk noch die indifferenten Gebildeten irgendwelches Bedürfniß nach einer Veränderung hätten. Aber auch die Hoffnung der Zeloten oder Klerikalen, daß die alten Zustände in Italien wiederhergestellt, der Papst in seine weltliche Herrschaft wieder eingesetzt und der Einfluß des Papstthums auf die andern christlichen Länder erneuert werden würde, hegt der Verfasser nicht. Die Päpste, welche immer zu verhindern gesucht hätten, daß Italien zu einem starken Reiche, sei es national, sei es unter dem Schutze des Auslandes, sich vereinige, hätten jetzt, nachdem Italien sich zu einem festen Nationalstaat gestaltet habe, nicht mehr die Macht, dieses Land in einen Metternich'schen geographischen Begriff zu verwandeln. Der Verfasser ist überhaupt der Ansicht, daß die zeitlichen Güter bei den Geistlichen noch weit mehr als bei den Laien zur Corruption beitragen, und sieht in der Reformation nichts anderes als die nothwendige Reaction gegen die aus dem Misbrauch der irdischen Güter herbeigeführten Verderbnisse, daher er den Päpsten Pius IX. und Leo XIII. nicht zustimmt, wenn sie nicht aufhörten, die weltliche Herrschaft zurückzufordern unter dem Vorgeben, daß ohne diese ihnen die richtige Leitung der katholischen Kirche nicht möglich sei. Auch hält er es für sehr unzweckmäßig, daß unter dem vorigen Papst den Katholiken in Italien verboten wurde, an dem politischen Leben ihres Vaterlandes, namentlich an den Parlamentswahlen sich zu betheiligen, und er bezeichnet es als ein dringendes Bedürfniß sowol für das Papstthum als auch für Italien, daß sich im Parlament, freilich nicht eine katholische Partei, aber eine Partei von Katholiken bilde.

20. Reden des Staatsministers Dr. Falk, gehalten in den Jahren 1872 bis 1879. Drei Theile in einem Bande. Mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und ausführlichen Registern. Erster Theil. Reden über die gesammte Unterrichts-Verwaltung. Drei Hefte. Berlin, Kortkampf. 1880. Lex.-8. Jedes Heft 1 M. 20 Pf.
21. Der monarchische Bundesstaat Oesterreich-Ungarn und der Berliner Vertrag nebst der bosnischen Vorlage. Von Theodor Ritter Dantscher von Kollesberg. Wien, Hölder. 1880. Gr. 8. 8 M.
22. Die Nation und der Bundestag. Ein Beitrag zur deutschen Geschichte von Karl Fischer. Leipzig, Fues. 1880. Gr. 8. 7 M.

Das erste und zweite Heft der gesammelten „Reden des Staatsministers Dr. Falk" (Nr. 20) enthalten einen Theil derjenigen Reden, welche derselbe über die gesammte Unterrichtsverwaltung und zwar zunächst über die Beaufsichtigung des Erziehungs- und Unterrichtswesens und über die Verwaltung des Volksschulwesens gehalten hat. Es ist unzweifelhaft, daß die „Aera Falk" einen der bedeutsamsten Abschnitte in der neuern Geschichte des preußischen Staats und des Deutschen Reichs bildet, und daß demgemäß die parlamentarischen Reden des Ministers wichtige Quellen zu den von uns mitdurchlebten Kämpfen gegen Papstthum und Klerus sind. Da die in diesen Reden erörterten Fragen auch heute noch alle Gemüther bewegen und eine abschließende Lösung noch nicht gefunden haben, so war es ein zeitgemäßes Unternehmen, die Reden aus den amtlichen Quellen zu sammeln und der unmittelbaren Gegenwart, welche durch die Verhandlungen mit dem Vatican und durch die Vorlegung des sogenannten Canossagesetzes im preußischen Landtag aufs neue zu einer schärfern Prüfung der kirchlich-politischen Fragen sich veranlaßt sieht, die von einem so scharfsinnigen und so nationalgesinnten Dialektiker aufgestellten großen Gesichtspunkte als Schlüssel zum Verständniß zu bieten. Die Sammlung soll im ersten Theil die Reden über die gesammte Unterrichtsverwaltung, im zweiten die Reden über die Regelung der Rechtsverhältnisse zwischen Staat und Kirche, im dritten die Reden vermischten Inhalts darbieten. Den nach ihrem Inhalt chronologisch geordneten Reden sind zur Orientirung Einleitungen vorausgeschickt, und wo es nöthig schien, sind die Gesetzentwürfe, Anträge und Interpellationen mitgetheilt. Das Unternehmen hat also den Vorzug, daß es jedem, der sich über die kirchlich-politischen Fragen, soweit sie parlamentarisch zur Sprache gebracht und vom Minister Falk erörtert worden sind, näher unterrichten will, den Stoff in der möglichsten Ausführlichkeit, in zweckmäßiger Ordnung und Gruppirung und in übersichtlicher Darstellung vorlegen wird.

Das erste Heft beginnt mit derjenigen Rede, welche Falk wenige Tage nach seiner am 22. Januar 1872 erfolgten Ernennung zum preußischen Cultusminister in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 9. Februar über das von ihm vorgelegte Schulaufsichtsgesetz gehalten hat, und worin er erklärt, die Tendenz dieses Gesetzes bestehe darin, daß alle Behörden und Beamten, welche bei der Schul-

aufsicht mitwirken, also auch die vom Staate als Schulinspectoren berufenen Geistlichen, anzuerkennen haben, daß sie dieses Amt vom Staate, nicht von der Kirche erhielten.

Das zweite Heft schließt mit der Rede Falk's am 11. December 1878 über die von Windthorst beantragte Sistirung des Klostergesetzes, welcher Antrag als Hintergrund den Antrag auf Wiederherstellung der Art. 15, 16, 18 der Verfassung hatte. Diese Rede gehört zu den entschiedensten und schneidigsten des Ministers. Wir erinnern an folgende Worte derselben:

Sie muthen der Staatsregierung einen Frieden zu auf der Basis der unbedingten Unterwerfung. Einen solchen Vorschlag kann man wol einem Gegner machen, der niedergeworfen am Boden liegt und an Händen und Füßen geknebelt ist, aber nicht einem Gegner gegenüber, der aufrecht steht und aufrecht stehen bleibt. Die Staatsregierung hat in dem ganzen Verlauf der Verhandlungen keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie den Kampf nicht um des Kampfes willen, sondern um des Friedens willen führt. Einen Kampf wie diesen führt kein Mensch um des Kampfes willen, einfach, weil er es nicht aushalten kann.

Besonders interessant in dieser Rede ist die Erklärung Falk's, die Staatsregierung könne nicht einseitig mit einer Aenderung der Maigesetze vorgehen, wenn ihr nicht der Vatican die Garantie dafür biete, daß der Friede nicht blos gesucht werde, sondern auch wirklich eintreten solle. Ein solches einseitiges Vorgehen würde man in der Bevölkerung „nicht als eine That der Gerechtigkeit, sondern als eine That der Schwäche, der Hülfsbedürftigkeit ansehen". Falk's Nachfolger war in diesem Punkt anderer Ansicht und legte dem Landtag von 1880 das Canossagesetz vor, das denn auch von dem Abgeordneten Falk in gebührender Weise illustrirt wurde.

Die von Theodor Ritter Dantscher von Kollesberg veröffentlichte Schrift „Der monarchische Bundesstaat Oesterreich-Ungarn und der Berliner Vertrag nebst der bosnischen Vorlage" (Nr. 21) unterwirft die Frage einer sehr eingehenden Untersuchung, ob der Berliner Vertrag, welchen Oesterreich-Ungarn mit den übrigen Signatarmächten abgeschlossen und durch welchen es das Mandat zur Besetzung Bosniens und der Herzegowina erhalten hat, zu seiner Rechtsgültigkeit der Genehmigung der Volksvertretung bedürfe oder nicht. Veranlassung hierzu gaben die parlamentarischen Debatten, welche im österreichischen Reichsrath, in den Delegationen und im ungarischen Reichstag in den Jahren 1878 und 1879 über diese Frage geführt wurden. Die in den Delegationen eingebrachten Vorlagen über die Occupationscredite von 1878 und 1879 verschafften den österreichisch-ungarischen Parlamentariern die gewünschte Handhabe für ihre Behauptung, der Vertrag bedürfe zu seiner Gültigkeit der Genehmigung der Volksvertretung. Die Credite wurden so lange nicht bewilligt, bis Reichsrath und Reichstag den Vertrag genehmigt hatten. Die österreichische Verfassungspartei sprach sich, auf höchst zweifelhafte Paragraphen sich stützend, mit vaticanischer Unfehlbarkeit für die Competenz des Reichsraths aus, während die Rechtspartei für den Reichsrath nur das Recht beanspruchte, den Vertrag zur Kenntniß zu nehmen, nicht, ihn zu genehmigen. Im ungarischen Reichstag behauptete die Opposition des Unterhauses, theilweise auf antiquirte ungarische Gesetze sich berufend, zur Rechtsgültigkeit internationaler Verträge sei die Zustimmung des Parlaments nothwendig. In beiden Parlamenten gab die Regierung ihrer principiellen Anschauung dahin Ausdruck, daß der Vertrag der Genehmigung derselben nicht bedürfe, da es im constitutionell-monarchischen Staate eine Prärogative der Krone sei, die auswärtige Politik zu leiten und internationale politische Verträge abzuschließen. Doch erklärte sie es nicht gerade für unzulässig, wenn die Parlamente dem Vertrag ihre Genehmigung ertheilen wollten. Dies geschah denn auch im Januar, Februar und März 1879, womit diese, alle politischen Kreise in so hohem Grade aufregende Frage ihre formelle Erledigung fand.

Eben deshalb aber, weil die Frage, ob der Berliner Vertrag zu seiner Gültigkeit der Genehmigung der Volksvertretung bedürfe, von den Faktoren der Gesetzgebung auf so verschiedene Weise beantwortet wurde, hielt der Verfasser es für zeitgemäß, diese Frage einer wissenschaftlichen Erörterung zu unterziehen. Davon ausgehend, daß dieselbe eine rein staatsrechtliche Frage sei und nur nach dem innern öffentlichen Staatsrecht Oesterreich-Ungarns entschieden werden könne, macht der Verfasser die Entscheidung über die Competenz der Volksvertretung abhängig von der Entscheidung der Vorfrage über die Bestimmung der staatsrechtlichen Natur der österreichisch-ungarischen Monarchie. Er bekämpft die Anschauung derer, welche zwar die völkerrechtliche Existenz Oesterreich-Ungarns anerkennen, aber die staatsrechtliche Existenz eines Staats Oesterreich-Ungarn in Frage stellen, die monarchische Einheit nach außen bejahen, die nach innen verneinen, und stellt den Satz auf, daß, wie die Schweiz der Bundesstaat in der Form der Republik, Deutschland der Bundesstaat in der Form der Aristokratie sei, so Oesterreich-Ungarn als Bundesstaat in der Form der Monarchie bezeichnet werden müsse, dessen Grundlage in der Ausgleichgesetzgebung vom Jahre 1867 beruhe, welche freilich in ihrer europäischen Ausdrucksweise immer von den beiden Reichshälften als von selbständigen, ganz getrennten Theilen spreche, während thatsächlich die Reichseinheit festgehalten, die Grundidee des Bundesstaats rein zum Ausdruck gebracht sei. Als Resultat seiner staatsrechtlichen Untersuchungen ergeben sich dem Verfasser folgende Sätze. Von der Vorlage des Berliner Vertrags an die beiden Parlamente kann der Natur des Staats gemäß und nach dem positiven Verfassungsrecht Oesterreich-Ungarns keine Rede sein; derjenige Volksvertretungskörper, welchem nach der Reichsverfassung die parlamentarische Behandlung der österreichisch-ungarischen Staatsverträge zukommt, ist der weitere Reichstag; welche politische Staatsverträge aber diesem weitern Reichstag vorzulegen sind, ist in der Reichsverfassung nicht bestimmt; aber selbst wenn die Vorlegung zweifellos wäre, hätte der Berliner Vertrag dem weitern Reichstag nicht unterbreitet

werden können, weil die allgemeine Geschäftsordnung über die Bildung desselben nichts mittheilt, daher der weitere Reichstag factisch gar nicht functionirt; den Delegationen, als dem Stellvertreter des weitern Reichstags, konnte der Vertrag nicht vorgelegt werden, weil die Reichsverfassung ausdrücklich die parlamentarische Behandlung der Staatsverträge dem weitern Reichstage selbst, den Vertretungskörpern beider Reichshälften, zuweist.

In ähnlicher Weise spricht sich der Verfasser über die Frage, welche Volksvertretung zur Behandlung des Gesetzentwurfs über die nöthigen Verfügungen hinsichtlich der Verwaltung Bosniens und der Herzegowina competent sei, dahin aus, daß die Verwaltung der occupirten Provinzen eine gemeinsame Angelegenheit sei; daß der Erlaß von Reichsgesetzen über die Verwaltung dieser Provinzen seitens der souveränen Einzelstaaten eine staatsrechtliche Unmöglichkeit sei; daß zur Mitwirkung an der provisorischen Gesetzgebung durch das Reich und zur Controle der Reichsverwaltung nur die Organe der österreichisch-ungarischen Reichsvolksvertretung, weiterer Reichsrath und Delegationen, herangezogen werden könnten.

Wir sehen aus diesen Mittheilungen, daß der Verfasser der österreichisch-ungarischen Reichsverfassung eine möglichst bindende und einigende Kraft beilegt, daß er dem Particularismus der Parlamente Cisleithaniens und Ungarns in offenen Fragen das Terrain streitig zu machen bemüht ist, daß er den die Reichseinheit repräsentirenden drei Factoren: Kaiser, Reichsministerium und Delegationen, die ihnen gebührenden Rechte zuweist und so aus dem dualistisch eingerichteten Oesterreich-Ungarn einen monarchisch gestalteten Bundesstaat construirt.

Die von Karl Fischer verfaßte Schrift „Die Nation und der Bundestag“ (Nr. 22) ist ein werthvoller Beitrag zu unserer neuesten deutschen Geschichte. Es ist zwar in denjenigen Büchern, welche sich die Darstellung der letztern zur Aufgabe machen, auch vielfach vom Bundestag die Rede. Da aber dieselben auf das Detail, auf die Organisation, den Geschäftsgang und die Geschäfte des Bundestags, nicht näher eingehen können, so erhalten wir aus ihnen kein genaues Bild von dieser kläglichen Institution. Diesem Mangel ist durch das Fischer'sche Buch abgeholfen. Als Motiv für seine Arbeit gibt der Verfasser selbst an, es habe ihm nützlich geschienen, die Nation noch einmal an dieses trübe Bundesgewässer zu führen, damit sie ihr heutiges Aussehen mit dem damaligen vergleiche; sie werde in ihrer großen Mehrheit dann wol nie wieder Sehnsucht nach jenem Bilde des Jammers und der Impotenz bekommen. Das Material, aus verschiedenen Archiven entnommen, hat er in seiner Schrift nicht chronologisch, sondern sachlich geordnet, wodurch allein ein lesbares Buch entstehen konnte. Die einzelnen Rubriken haben folgende Ueberschriften: „Gründung, Organisation und Geschäfte des Bundes und des Bundestags“; „Recht und Gericht beim Bundestag“; „Die innere Staatsverwaltung und der Bundestag“; „Auswärtige Angelegenheiten und Bundesgebiet“; „Die militärischen Angelegenheiten“; „Die landständischen Verfassungen vor der Bundesversammlung“; „Die schleswig-holsteinische Frage und der Bundestag“; „Die deutsche Frage, Bund und Bundestag.“

Daß die Bundesmaschine sehr langsam arbeitete, ist bekannt. In den Jahren 1824—30 betrug die Zahl der Sitzungen durchschnittlich 25 bis 26 im Jahre. Zur Charakteristik des schleppenden Geschäftsgangs und zugleich der Ungerechtigkeit einzelner Bundesmitglieder theilt der Verfasser die Geschichte der letzten Markgräfin von Baireuth mit, welche einen Witwengehalt von 20000 Fl. zu beanspruchen hatte, aber von Baiern, dem nach Uebernahme der brandenburgisch-fränkischen Fürstenthümer die Verpflichtung zur Ausbezahlung des Gehalts oblag, fortwährend abgewiesen wurde und im Jahre 1825 sich endlich an die Bundesversammlung wandte, die im Jahre 1830, nachdem inzwischen die Fürstin gestorben war, Baiern zur Zahlung der Pension nebst sämmtlichen Rückständen verurtheilte, aber der Forderung des Sohnes gegenüber sich für incompetent erklärte.

Unter den diplomatischen Verhandlungen mit auswärtigen Staaten nehmen die mit der Schweiz zur Zeit des Sonderbundkriegs gewechselten Depeschen eine hervorragende Stelle ein. Hinsichtlich der militärischen Angelegenheiten übernahm von Anfang an Preußen die Sisyphusarbeit, eine gründliche Reform der Kriegsverfassung zu beantragen. Da aber die Mittel- und Kleinstaaten, unter dem militärischen Schutze der beiden Großmächte sich sicher wähnend, allen Reformen, durch welche ihre finanziellen Kräfte straffer angespannt wurden, abgeneigt waren, von den beiden Großmächten keine ihr Contingent unter fremden Oberbefehl stellen wollte und die Frage des Oberfeldherrn mit mehr Wichtigkeit als Erfolg behandelt wurde, so blieb es im wesentlichen beim Alten. Mit Mühe wurden Militärinspectionen über die einzelnen Contingente organisirt. Was für Nachlässigkeiten kamen dabei an den Tag! Baiern verwandte zur Ausbildung der Rekruten nur drei Monate, in Würtemberg hatte die Compagnie nur drei Offiziere, Lichtenstein hatte im ganzen drei Offiziere, drei Unteroffiziere und drei Gemeine präsent. Die von den Inspectoren gemachten Ausstellungen wurden vielfach gar nicht beantwortet, noch weniger beachtet. Das Project der Gründung einer deutschen Nordseeflotte scheiterte an der Anmaßung Hannovers, welches die Hegemonie zur See beanspruchte, und an der Unterstützung, welche der Welfenstaat bei Oesterreich und bei den drei kleinen Königreichen fand.

Der hannoverische und der kurhessische Verfassungsstreit und der Verlauf der schleswig-holsteinischen Frage werden von dem Verfasser mit wünschenswerther Präcision erörtert; die Berichte des Herrn von Beust bei der Londoner Conferenz von 1864 werfen manchen Schatten auf diese und jene Großmacht, auch auf den Berichterstatter selbst. Die Geschichte der schleswig-holsteinischen Frage nennt der Verfasser „die politische Odyssee der deutschen Nation in un-

serm Jahrhundert". In dem letzten, der Entwickelung der deutschen Frage gewidmeten Kapitel bespricht der Verfasser unter anderm die Bedeutungslosigkeit einzelner Putsche und die Schwäche der Regierungen, die grenzenlose Schwindelhaftigkeit der Führer bei dem frankfurter Attentat, die mit Mazzini und den Polen in Verbindung standen, aber kaum ein paar Studenten und Lehrlinge zusammenbrachten, den gewaltigen Einfluß des Kaisers Nikolaus auf den Bundestag und auf einzelne Höfe, die resultatlosen Verhandlungen auf den dresdener Conferenzen, den geschärften Antagonismus zwischen Preußen und Oesterreich, welchen Graf Rechberg dadurch bewältigen zu können glaubte, daß er den Ministerpräsidenten Bismarck tüchtig „coranzen" will.

Der Verfasser schließt mit dem Ausspruch, daß diese ungesunden und theilweise unmoralischen Bundesverhältnisse schon deshalb nicht von Dauer sein konnten, weil die Bundesregierungen bald ein politisches Schaukelsystem einrichteten, wonach sie Bundesbeschlüsse, die ihnen nicht genehm waren, für verfassungswidrig, Kammerbeschlüsse, die ihnen nicht paßten, für bundeswidrig erklärten, was der Abgeordnete und nachherige Minister Römer in der würtembergischen zweiten Kammer eine „politische Zwickmühle" nannte. Aus der Thätigkeit Bismarck's als Bundestagsgesandten führt der Verfasser einige specielle Züge an: seine Forderung, daß es jeder Regierung frei stehen müsse, ihre Betheiligung an den Verhandlungen des Bundestags durch Veröffentlichung eines Berichts zu rechtfertigen, und daß jeder Gesandte das Recht haben müsse, eine Erklärung zu Protokoll zu geben, ohne vom Präsidium oder von einer Majorität daran gehindert zu werden; seinen Antrag auf Aufhebung der öffentlichen Spielbanken; sein Schreiben von 1853: „Um den Orient kümmert sich hier niemand; mögen die Russen oder die Türken in die Zeitungen setzen, was sie wollen; man glaubt hier weder an Land- noch an Seegefechte und bestreitet die Existenz von Sinope, Kalafat und Schefketil"; seinen Antrag in der neuenburger Frage; seine Kritik der mangelhaften Befestigungen im südwestlichen Deutschland; sein Schreiben aus Wien, wohin er im Juni 1852 als Unterhändler geschickt worden war:

> Ich fürchte, die Gelegenheit der Verständigung geht ungenutzt vorüber; das wird bei uns einen bösen Rückschlag üben; denn man glaubt, einen sehr versöhnlichen Schritt durch meine Sendung gethan zu haben, und sie werden sobald nicht wieder einen herschicken, der so geneigt ist, sich zu verständigen, und dabei so freie Hand hat wie ich.

Auch hier hat Bismarck seine scharfe Voraussicht bewährt.

Ranke's „Weltgeschichte".

Weltgeschichte. Von Leopold von Ranke. Zweiter Theil: Die römische Republik und ihre Weltherrschaft. Zwei Abtheilungen. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1882. Gr. 8. 20 M.

In denselben Tagen, wo Leopold von Ranke sein sechsundachtzigstes Lebensjahr vollendete, ist der zweite Theil seiner „Weltgeschichte" ausgegeben worden, genau ein Jahr nach dem Erscheinen des ersten Theils, dessen großartiger Erfolg nicht blos durch das so gut wie einstimmige Urtheil der Presse anerkannt, sondern auch durch das schnelle Nöthigwerden einer zweiten Auflage zum Ausdruck gebracht worden ist. Diese Thatsachen bedürfen keines weitern Commentars mehr; sie sprechen um so lauter und eindringlicher, als sie in ihrer Art völlig vereinzelt dastehen und in der historischen Literatur so wenig wie in derjenigen benachbarter oder verwandter Gebiete ein Seitenstück finden. Denn in einem Alter, in welchem die wissenschaftliche Forschung und die literarische Production längst erstorben zu sein pflegen, hat es der gefeierte Altmeister der modernen Geschichtswissenschaft mit kühnem Jugendmuthe unternommen, ein ganz neues, bisher von ihm nur gestreiftes und dabei so großes Gebiet zu bearbeiten, die Gesammtheit der von der Menschheit durchmessenen Entwickelung in ihrer innern Einheit zur Darstellung zu bringen.

Bereits beim Erscheinen des ersten Theils, welcher die Geschichte der ältesten Völkergruppe und der Griechen behandelt, haben wir an dieser Stelle auf die Bedeutung und die Eigenart dieses neuesten und größten Ranke'schen Werks hingewiesen. Je mehr im Laufe der Zeit auf dem Wege, welchen Ranke zuerst gewiesen hatte, die moderne kritische Geschichtschreibung in der Masse von Einzelheiten unterzugehen Gefahr lief indem, sie zu vergessen schien, daß gerade in ihrem Gebiete alles besondern Werth und Bedeutung erhält einzig und allein durch seine Beziehung auf das Allgemeine, und je mehr infolge dessen die nach den Grundsätzen der kritischen Methode geführte Einzeluntersuchung an sich selbst berechtigt und Selbstzweck sein wollte, statt nur die von der Geschichtsforschung erstrebte Erkenntniß des großen universalhistorischen Zusammenhangs zu fördern: um so wichtiger und heilsamer für die fernere Entwickelung der Geschichtswissenschaft ist es, daß nun kein geringerer als Leopold von Ranke selbst die in Vergessenheit gerathene eigentliche und höchste Aufgabe derselben so nachdrücklich in Erinnerung bringt und selbst durch ein großartig angelegtes, tief durchdachtes und die Fülle des Stoffs wunderbar beherrschendes Werk die Bahn eröffnet, auf der sich allein die einstige Lösung jener Aufgabe erhoffen läßt.

In dem beschränkten Raum von etwa 800 Seiten stellt Ranke hier den Gesammtverlauf der römischen Geschichte bis zum Ende der Republik dar. Begnügt er sich dabei auch im ganzen und großen, denselben von dem durch den augenblicklichen Stand der Wissenschaft gegebenen

Standpunkte aus zu betrachten, so sieht man doch, wie er auch hier aus der Fülle der Quellen heraus gearbeitet und überall die Sonde der Kritik angelegt hat. Die eine und die andere gelegentliche kritische Bemerkung zeigt das feinsinnige Verständniß des Forschers für die durch vielfache Vermittelung oft arg getrübte historische Ueberlieferung; manche dieser Bemerkungen sind ganz geeignet, auch dem Specialforscher Anregung zu geben und neue Ziele zu stecken. Weit eindrucksvoller aber wirkt doch die Energie des Denkens, welche die gewaltige Stoffmasse sich unterwirft und beherrscht, die lichte Klarheit, mit welcher die vielverschlungenen Wege der historischen Entwickelung in ihren Hauptlinien erkannt und dargelegt sind, und der geniale Seherblick, mit welchem die Räthsel der Weltgeschichte hier dem allgemeinen Verständniß zugänglich gemacht werden. Wie richtig das bekannte Wort ist, welches den Historiker als einen rückwärts gewandten Propheten bezeichnet, wird man im Studium des Ranke'schen Werks erst recht inne.

Mit der ältesten römischen Geschichte setzt sich Ranke kurz und einfach genug auseinander; auch ihm kann, was als solche überliefert ist, einen Anspruch auf historische Glaubwürdigkeit nicht machen; ob jemals Menschen gelebt haben, die dem Inhalt dieser Ueberlieferung entsprachen, kann keine Untersuchung mit einiger Sicherheit ermitteln. Denn die römische Tradition ist kein Werk der Poesie, obwol sie einzelne poetische Momente enthält; sie ist eine Mischung alter Erinnerung und politischer Anschauung: die Einrichtungen der Institute unvordenklichen Ursprungs, unter denen man lebte, werden von den Heroen abgeleitet, welche das Gemeinwesen überhaupt gestiftet haben. Auf diese Auffassung von der römischen Tradition, ihrem Wesen und ihrem Werth kommt Ranke mehrfach zurück; sie ist grundlegend für seine ganze Darstellung der ältern, sagenhaften Zeit. Von ihr aus zieht er die Summe der römischen Geschichte der ersten Jahrhunderte und rechtfertigt zugleich die von manchen für unnütz gehaltene Beschäftigung mit derselben in folgenden Worten:

> Das Wesentliche, der Kern der Tradition, ist durch und durch römisch und unentbehrlich zum Verständniß der römischen Geschichte, die wieder in der Weltgeschichte unter allen Nationalgeschichten die bedeutendste Stelle einnimmt. Voran gehen die großen Gestalten des Romulus und des Numa, welche die Idee der unentbehrlichen Attributionen einer höchsten Gewalt repräsentiren. Dann folgt Servius Tullius, in dem Elemente zu Tage treten, welche die Herrschaft des Imperiums hinwiederum beschränken — von dem man nicht weiß, ob er mehr Etrusker oder Römer, mehr Volkshaupt oder berechtigter König gewesen ist —, an dessen Andenken aber die militärischen und populären Institutionen anknüpfen, welche Rom zu dem gemacht haben, was es geworden ist. In den beiden Tarquinius, besonders dem zweiten, tritt ein Vorgefühl der kommenden Oberherrschaft über Italien und die Welt zu Tage. Dem Misbrauch der Gewalt der Könige macht ihr heroischer Gegner Brutus ein Ende, der als ein Vorbild der republikanischen Größe von Rom erscheint. Daran schließen sich die patriotischen Gestalten in dem Kampfe gegen Porsenna, die römischen Tugenden in der Mutter Coriolan's, dem Vater des Cassius, dem Geschlechte der Fabier, das den Krieg der Römer mit den mächtigsten Nachbarn, den Vejentern, allein über sich nimmt und dabei zu Grunde geht, des Quinctius Cincinnatus, gleichviel ob man sich denselben als Consul in der Stadt oder als Dictator auf dem Schlachtfelde denkt. Das sind Dichtungen, die kein literarisches Talent erfunden hat, sie gehören dem Geiste des Volks an.

Klarer noch, bestimmter und kühner werden die Züge, in denen Ranke uns die Entwickelung des römischen Volksthums zur Anschauung bringt, wie er sich im Fortgange der Darstellung immer mehr dem sichern historischen Boden nähert, und es ist interessant zu beobachten, mit wie feinem Takt er aus dem reichen Detail der noch immer halb sagenhaften Quellenberichte bald diesen, bald jenen Zug aufgreift, um an ihm das sich entfaltende römische Wesen in packender Lebendigkeit vor des Lesers Auge zu stellen. Nachdem er so gezeigt hat, wie in den mit den Samniterkriegen abschließenden Kämpfen die Waffen der Römer den Grund gelegt haben für die Entstehung und Ausbildung der italienischen Nationalität, weist er in den gleich daran anschließenden Verwickelungen mit Tarent den Punkt nach, in welchem die römische und die hellenische Welt zusammenstoßen, und dadurch Rom die erste Beziehung gewinnt zu dem den Orient und Griechenland umfassenden welthistorischen Elemente. Diesen Conflict verständlich zu machen, schildert er zunächst die hellenistischen Reiche in der Zeit der gallischen Einbrüche, wobei er auch die für diese letzte Zeit der politischen Unabhängigkeit der Griechen so charakteristische letzte Epoche der griechischen Philosophie vom universalhistorischen Standpunkte aus würdigt. Die Geschichte der Punischen Kriege zeigt, wie im Kampfe gegen Karthago der Grund gelegt wurde zur Herrschaft Roms über den Occident; von der so gewonnenen Position aus bereitet eine schleichende und unehrliche Politik, die mehr den Interessen der sich allmählich abschließenden Nobilität als denen des Volks dient und daher einen neuen Gegensatz im Innern des Staats entstehen läßt, in den macedonischen und syrischen Verwickelungen auch die Welt im Osten des Mittelmeers nur noch die künftige Einfügung in die werdende römische Weltherrschaft vor: dieselbe erfolgt in dem Krieg gegen Perseus, der Zerstörung Karthagos und der gleichzeitigen Unterwerfung von Griechenland. Die Niederkämpfung Spaniens durch die endliche Einnahme von Numantia bezeichnet den Abschluß in der Entwickelung der römischen Weltherrschaft.

Zu dem Besten, was Ranke geschrieben hat, möchten wir die Geschichte der innern Entwickelung Roms seit der Zeit der Gracchen rechnen, welche die zweite Hälfte des vorliegenden Bandes gibt. In ihren einzelnen Theilen betrachtet, bietet sie ja eigentlich nichts Neues; aber die Gesammtanschauung, die Anordnung, die Motivirung, die Beleuchtung lassen hier selbst das Bekannte und oft Gehörte als neu erscheinen, oder verleihen ihm doch wenigstens einen neuen Reiz. Der Gang, welchen wir unter der Führung dieses Meisters durch das Zeitalter der römischen Bürgerkriege machen, eröffnet uns einen neuen

Einblick in die Gesetzmäßigkeit, die innere Logik, die Nothwendigkeit der Entwickelung, die mit den Gracchen beginnt und mit der Monarchie des Octavian endet. Der Schlüssel zum vollen Verständniß dieser welthistorischen Ereignißreihe ist in den wenigen Worten Ranke's gegeben: „Die Geschichte dieses Jahrhunderts ist von dem Widerstreit durchzogen, in welchen siegreiche Heerführer mit den Beschränkungen der republikanischen Formen geriethen." Als den Ansatz zu einem solchen weist Ranke auch die Stellung der Scipionen nach: der ältere ging dem Conflict durch freiwilligen Rücktritt aus dem Wege, der jüngere fiel demselben zum Opfer, ehe er noch recht zum Ausbruch gekommen war. Tiberius Gracchus ist nach Ranke's Auffassung nicht blos um die innere Entwickelung Roms besorgt: er will die hier drohenden Uebel namentlich deshalb heilen, weil ihr Wachsthum die Behauptung der kaum gewonnenen Weltherrschaft unmöglich gemacht haben würde.

Denn daß die weltbeherrschende Stadt eine rein aristokratische Verfassung ausgebildet hätte, beruhend auf Latifundien, Sklavendienst und einer durch Kriegsgewalt aufrecht erhaltenen Autorität, würde für die Stadt und die Welt gleich unerwünscht gewesen sein. Wahrscheinlich hatte Tiberius Gracchus recht, wenn er meinte, wofern das so fortgehe, würde sich weder die bürgerliche Freiheit noch die Herrschaft behaupten lassen. Darauf waren die Gesetze berechnet, die er vorschlug. Nicht diese selbst sowol, als die Mittel, die er ergriff, um sie durchzuführen, veranlaßten den großen Zwiespalt zwischen den beiden Ständen, welche die Republik constituirten.

Auch für Ranke eröffnen so die Gracchen das Zeitalter der Bürgerkriege, der Zweispaltung des bisher in sich einigen römischen Staats. Den historischen Kern des Ereignisses, in dessen Centrum die Gracchen stehen, sieht er demnach darin,

daß die Elemente, welche ursprünglich verschieden, doch in den letzten Jahrhunderten einträchtig zusammengewirkt hatten, durch die Gracchen ihres alten Gegensatzes bewußt wurden und gegeneinander Stellung nahmen. Der Senat besaß eine alles beherrschende Autorität: auf der einen Seite schloß er das höchste Verdienst, selbst wenn es sich mit großen patriotischen Ideen und mit militärischen Erfolgen verbündete, in enge Schranken ein; auf der andern beherrschte er die Plebs, der ein verbürgtes Recht zustand, selbst über den Wortlaut der Gesetze hinaus, und hielt sie, durch städtische Verhältnisse begünstigt, in einer Art von Unterordnung. Die Handlung der Gracchen ist nun, daß sie die Mittel fanden, dieser drückenden Autorität entgegenzutreten; sie riefen die Plebs wieder zum Bewußtsein ihrer ältern Gerechtsame und Ansprüche auf. Denn das hatte selbst für die universelle Stellung der Römer in der Welt eine hohe Bedeutung: auf der Weiterentwickelung der politischen Rechte und ihrer Ausdehnung auf die freie Bevölkerung der Bundesverwandten Italiens beruhte der Bestand der römischen Macht, die Fähigkeit, dieselbe gegen die noch barbarischen Nationen zu behaupten und in der Behauptung weiter zu fördern.

Die Anregung, welche die Gracchen gegeben, hat ihren zum Theil selbstverschuldeten Untergang überdauert: es war den Aristokraten zwar dieses mal noch gelungen, die alte Ordnung mit Waffengewalt zu sichern; denn die Gracchen waren nicht stark genug, um sich gewaltsam zu behaupten, weil sie sich noch nicht auf die in den Legionen militärisch organisirte Plebs stützen konnten. Mit Recht wirft Ranke die Frage auf: „Wie aber dann, wenn an die Spitze der Partei, die sie erweckt hatten, einmal Männer traten, welche mit demokratischen Ideen auch die militärische Gewalt vereinigten?" Diese Vereinigung begründet die Bedeutung des Cajus Marius, des Cäsar, des Octavian; die Linie ist damit genau vorgezeichnet, in welcher sich die Entwickelung des römischen Staatswesens weiterhin und bis zum Ende der Republik bewegen mußte und thatsächlich bewegt hat.

Gewiß wird die eine und die andere Behauptung, wird diese und jene Auffassung Ranke's Widerspruch finden und angefochten werden können. Das Eine aber scheint uns doch zweifellos fest zu stehen: so klar und durchsichtig, so scharf und sicher sind die wahrhaft welthistorischen Züge der römischen Geschichte von keinem der zahlreichen Bearbeiter dieses großen Stoffs, auch den gefeiertsten nicht, aufgestellt worden wie von Ranke. Das ist das große und bleibende Verdienst dieser neuesten Arbeit des greisen Altmeisters: dieselbe wird ebenbürtig neben und in mancher Hinsicht über den besten Darstellungen der römischen Geschichte einen Ehrenplatz in unserer nationalen Literatur behaupten.

Hans Prutz.

Ein Originaldenker.

Aus dem Tagebuche eines Philosophen. Von L. B. Hellenbach. Wien, Rosner. 1881. 8. 5 M.

Unter dem nicht ganz zutreffenden Titel „Aus dem Tagebuche eines Philosophen" veröffentlicht Baron Hellenbach eine Sammlung von (neun) Aufsätzen, deren jeder interessant genug ist, um besonders besprochen zu werden. Hellenbach hat in den Kreisen, welche sich mit philosophischen Fragen beschäftigen, verdiente Aufmerksamkeit erregt; sein Werk „Die Vorurtheile der Menschheit" ist sehr beachtenswerth. Im allgemeinen sei bemerkt, daß Hellenbach Kantianer ist und in neuester Zeit durch sein Eintreten für den Spiritismus bei manchen einiges Verwundern hervorrief. Ferner sei gleich hier gesagt, daß Hellenbach vor andern Philosophen sich durch wohlthuende Klarheit und Einfachheit des Stils auszeichnet; man kann seine Werke auch wirklich „lesen" und braucht nicht bombastische Phrasen zu enträthseln. Somit beginne ich nun mit der Besprechung der einzelnen Aufsätze.

„Eine Pathologie des Größenwahns" ist eine feuilletonistische Studie, welche Ursachen, Folgen und Erscheinungsformen dieser modernen Krankheit anziehend behandelt. Hellenbach gibt folgende Definition: „Der echte Größenwahn beruht

auf einer falschen Schätzung von Ursache und Wirkung und ist immer der Beweis eines mangelhaften Verstandes und des landläufigen Egoismus." Die Studie enthält viele Wahrheiten und würde Verbreitung in weiten Kreisen verdienen; besonders da sie verständlich — was man populär zu nennen pflegt — geschrieben ist.

„Die Diplomatie als würdige Tochter der Civilisation" besteht aus drei Theilen. Der erste übt eine beißende Kritik an den Diplomaten — übrigens nicht neu —, der zweite behandelt die „Elemente der Staatenbildung", und der dritte entwickelt gewissermaßen die Grundsätze für eine „vernünftige Diplomatie". Ein politischer Essay, hochinteressant, wenn auch in vielen Punkten anfechtbar. Eine eingehende Besprechung müßte ebenso groß werden wie der Aufsatz selbst; es seien somit hier nur einige Punkte angedeutet. Die englische Sprache wird in Zukunft Weltsprache sein; in wenigen Jahrhunderten werden die deutsche und französische Sprache jene Rolle spielen wie heute die magyarische und rumänische. — Kein Staat soll, falls er die für eine Großmacht nothwendige Menschenzahl erreicht, über seine nationale Berechtigung hinausgehen, d. h. keine fremden Nationen unterjochen. Kein Staat, der aus verschiedenen Nationalitäten besteht, darf über die Grenzen eines normalen Staats so weit hinausgehen, daß eine Störung des Gleichgewichts zu befürchten wäre. Die Administration muß aber den ethnographischen Grenzen entsprechend eingeführt werden (Föderalismus!). — Oesterreichs natürliche Alliirte sind Frankreich und England; jene Deutschlands sind England und Italien.

Der Aufsatz: „Die verschiedenen Internationalen", führt aus, daß gegenüber der „schwarzen" und „rothen" Internationale eine „blaue" nothwendig ist, welche die Aufgabe hat, „für die Interessen des Friedens und der Ruhe zu kämpfen, sowol innerhalb der politischen Grenzen als auch im internationalen Sinne; für die Schaffung eines Collectiveigenthums einzutreten, endlich durch die echte Aufklärung die Menschen aus der kirchlichen und wissenschaftlichen Bevormundung zu erlösen und einer idealen, von dogmatisch-religiösen Vorurtheilen freien Lebensanschauung zuzuführen". Hellenbach plaidirt für eine Verbindung des Freimaurerthums mit dem Spiritismus; ersterm fehle ein höheres ethisches Motiv, letzterm ein praktisches Programm; vereinigt würden sich beide ergänzen. Angehängt ist noch eine Besprechung der semitischen Internationale; Hellenbach räth den Juden, die Aufhebung aller Unterschiede (insbesondere auch durch Kreuzung der Rassen) anzustreben und sich der „blauen" Internationale anzuschließen.

Die folgenden drei Aufsätze: „Die mystischen Naturen der Vergangenheit", „Die Symbolik der Träume" und „Die vermeintliche Rückkehr der Todten", betreffen den Spiritismus, welcher in Hellenbach einen gewandten Vertheidiger besitzt. Es ist hier wol angezeigt, seine Stellung zu dieser Erscheinung unserer Tage klar zu legen. Hellenbach faßt den Menschen auf als ein „intelligibles (d. h. für uns nur vorstellbares, nicht sinnlich wahrnehmbares) Wesen in Zellen"; erst in letztern wird er phänomenal, d. h. sinnlich wahrnehmbar. Wenn man ein Gleichniß gebrauchen wollte, so könnte man etwa sagen, das intelligible Wesen ist der galvanische Strom; die Zellen, d. h. der Mensch, ist der Leiter. Die Aeußerungen und Thätigkeiten des intelligiblen Wesens sind an das phänomenale Zellengebilde gebunden, und werden von diesem beeinflußt gerade so wie der galvanische Strom durch die Beschaffenheit des Leiters. Hellenbach meint nun, daß es Menschen gebe (Medien), bei welchen das intelligible Wesen „freier" ist, weniger beeinflußt durch die Zellenmaterie, und bei diesen könne nun jenes Wesen sich in solcher Weise äußern, daß die sogenannten spiritistischen Erscheinungen hervortreten. „Diese Ausnahmsnaturen schweben nun gleichsam zwischen zwei Welten, zwischen zwei Anschauungsweisen, zwischen verschiedenen Raumdimensionen." Als solche Ausnahmsnaturen erklärt er verschiedene mystische Persönlichkeiten, wie Cagliostro, Schrepfer, Böhme, Apollonius von Thana u. s. w., bei denen allerdings vieles, aber nicht alles Schwindel und Täuschung gewesen sei. Da ferner das intelligible Wesen nicht an Raum und Zeit wie das sinnliche Zellengebilde gebunden ist, so ist es fähig, über unsere Raumanschauung hinaus für Einwirkungen empfindlich zu sein. Es vermag daher nicht nur weiter zu sehen als das Auge, sondern kann auch Vergangenes schauen und gewissermaßen Zukünftiges vorempfinden, indem es erstens mehr und verborgenere Ursachen kommender Ereignisse erkennt, andererseits seine Fähigkeit zu schließen größer ist. Daher erklärt Hellenbach das „Wahrträumen" für möglich. Endlich können jene intelligiblen Wesen von verschieden dichter Beschaffenheit sein; die gröbern, mehr materiellen Wesen vermögen sich dann den Sinnen unter gewissen Umständen bemerkbar zu machen, und daraus erklären sich die Erscheinungen Todter. Wenn die Medien unvollkommen menschliche Organisationen sind, bei denen das phänomenale Zellengebilde das intelligible Wesen nicht vollständig einschließt, so wären die „Geister", welche erscheinen, ebenfalls als unvollkommene intelligible Wesen zu betrachten. Hellenbach bemerkt übrigens, daß er zu den Menschen von vollkommen „phänomenaler Befangenheit" gehöre und daher unempfänglich sei für die Einwirkungen der Geisterwelt. Ferner behauptet er keineswegs, daß seine Ansicht vollkommen bewiesen sei, sondern erklärt nur, daß es unzweifelhaft beglaubigte Erscheinungen gebe, die durch die Wissenschaft nicht vollständig erklärt wurden. Er verficht somit entschieden und mit Ueberzeugung nur die Möglichkeit des Spiritismus.

„Die Zweideutigkeit des Pessimismus", „Die Unzulänglichkeit des Pantheismus", „Was wir wissen, und was wir nicht wissen können" sind drei Aufsätze rein philosophischen Inhalts. Der erste wendet sich vor allem gegen Eduard von Hartmann, weist nach, daß Kant kein Pessimist war, und erklärt den Weltpessimismus für eine unvernünftige Hypothese, weil ja die Möglichkeit einer Welt außerhalb unserer phänomenalen nicht bestritten werden könne. Im zweiten

Aufsatz wird ausgeführt, daß es „verfrüht sei, die Frage des Pantheismus auf das Weltganze anzuwenden; ihn aber auf die uns bekannte Erscheinungswelt anzuwenden, sei ganz und gar verfehlt". Der letzte Aufsatz endlich behauptet, daß kein philosophisches System das „Ding an sich" erkläre, überhaupt nicht erklären könne, da unser Erkenntnißvermögen beschränkt sei. Die Philosophen müßten „auf den alten Kant zurückgreifen, der da behauptete, daß das «Ding an sich» Daseinsweisen haben mag, von denen wir uns keine Vorstellung zu machen vermögen".

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Eine „Gemeinverständliche Weisheitslehre" hat Ferdinand Amersin veröffentlicht (Triest, Dase), in welcher auf 257 Seiten eine Encyklopädie der Wissenschaft gegeben wird. Der Verfasser will „eine möglichst allgemein gültige Weisheitslehre wie von Grund auf neu gestalten"; er unterscheidet als Hauptgebiete „die Wahrheitsforschung, die Nutzforschung und die Schönheitsforschung". Greifen wir aus der Geschmackslehre eine Probe heraus. „Die Dichtung (soll heißen: der schöne Schein der Kunst) gefällt, insofern dieselbe ein Bild der Vollkommenheit darbietet; die Schönheit ist das Bild empfundener Lust und wird im Heldenthum verwirklicht." Wir haben mit größter Mühe hier des Verfassers Ausführungen auf einen lesbaren Ausdruck gebracht; im übrigen müssen wir von dem ganzen Buche sagen: transeat cum caeteris. Aller gelehrte Anstrich, alles Klassificiren, alles Sichergehen in den geläufigen Humanitätsphrasen verdeckt nicht den Mangel an Gehalt.

— Von einem ungenannten Verfasser rührt her die wirklich geistvolle Schrift „Im Reiche des Ideals" (Leipzig, Roßberg). Sie behandelt „unsere Culturbestrebungen und unsere Ideale" und bekämpft das Feldgeschrei unserer Tage: Realismus und Naturalismus; sie verlangt, daß die bis ins einzelnste getheilte Naturwissenschaft sich wiederum von philosophischen Ideen befruchten lasse; denn die Idee sei das eigentlich reformatorische und schöpferische Element in der Geschichte. Unsere Zeit besitzt keine Leidenschaft mehr für das Große und Erhabene; unser höchstes Ziel muß sein „Vermählung des zeitlichen und des ideellen Gehalts des Menschen durch die Hand der Schönheit". Ein zweiter Abschnitt gibt „Gedanken über historische Kunst": der Verfasser verlangt, daß historische Gemälde unmittelbar verständliche Stoffe darstellen sollen. Darum müssen sie national sein. Ein dritter Abschnitt enthält „Altes und Neues zu Faust II". Der Verfasser will den zweiten Theil des „Faust" von dem Vorwurfe reinigen, daß er keine Fortsetzung des ersten Theils sei oder daß die fortschreitende Handlung fehle. In der Entwickelung der dichterischen Lebensanschauung Goethe's sei Faust's zweiter Theil ein gewaltiger Fortschritt vom Zwiespalt zur Einheit. Freilich werde der Höhepunkt des Ganzen nicht durch eine That, sondern durch das Erscheinen der Helena bewirkt. Das Ganze sei im eminenten Sinne ein Ideendrama, dessen Aufführungen im Theater nur zum Studium einladen sollen.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 23. Mai starb in Cannstadt bei Stuttgart Edmund Hoefer, einer unserer beliebtesten Novellisten, der mit Spielhagen die Aehnlichkeit hat, daß er seine Erzählungen am liebsten an den Ufern der Ostsee spielen läßt. Hoefer ist geboren 1819 in Greifswald, studirte dort, in Berlin und Heidelberg und ist seit 1844, wo seine ersten Erzählungen im „Morgenblatt" erschienen, literarisch thätig geblieben. Im Jahre 1854 siedelte er nach Stuttgart über und gab hier zusammen mit Hackländer die „Hausblätter" heraus. In der würtembergischen Hauptstadt nahm er seinen bleibenden Wohnsitz. Die Erzählungen und Novellen Hoefer's sind in verschiedenen Sammlungen erschienen: „Aus dem Volke" (1852), „Aus alter und neuer Zeit" (1854), „Tambourgeschichten" (1855), „Schwanwiek" (1856), „Bewegtes Leben" (1856), „Auf deutscher Erde" (2 Thle., 1860), „Aus der weiten Welt" (2 Thle., 1861), „Deutsche Herzen" (1861) u. a. Diese Novellen verschafften dem Autor Ruf: sie waren frisch erzählt und auch lebendig bewegt, von stofflichem Interesse, nicht blasse akademische Studien. Kernhafte nordische Charaktere, scharf ausgeprägt, Kaufleute der Hansestädte, Seemänner, Gutsbesitzer, Offiziere waren ihre Helden; die Stadt-, Meer- und Waldscenerie war stets lebendig geschildert; hin und wieder eine effectvolle Katastrophe, ein gespenstiger Zug: das gehörte zur Eigenart dieser Novellen. Später machte Edmund Hoefer, wie es ja auch Paul Heyse gethan, den Uebergang zum Roman, wenn auch seine Romane mehr als durch ein einheitliches Band zusammengehaltene Novellencyklen erschienen. „Altermann Ryke" (4 Bde., 1865) ist ein hanseatisches Familiengemälde, bei tüchtiger Charakteristik doch etwas zu weitschweifig; „Ein Findling" (4 Bde., 1868) ist noch breiter, im Stil der Selbstbiographie gehalten; besser ist der Hofroman „In der Irre" (4 Bde., 1867), der viele spannende Situationen enthält, das Hofleben und revolutionäre Scenen anschaulich schildert, und „Der verlorene Sohn" (1869), eine Erzählung, deren Held ein preußischer Junker aus der Unglückszeit von Jena ist. Edmund Hoefer's „Erzählende Schriften" erschienen in einer Gesammtausgabe 1865 (12 Bände). Auch hat er eine „Deutsche Literaturgeschichte für Frauen und Jungfrauen" (1876) herausgegeben, in welcher besonders die Darstellung unserer classischen Epoche sehr fleißig und gewissenhaft gearbeitet ist, auch über neuere Autoren sich manche treffende Urtheile finden.

Bibliographie.

Jodl, F., Geschichte der Ethik in der neueren Philosophie. 1ster Bd.: Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, mit einer Einleitung über die antike und christliche Ethik. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 8 M.

Kalkbrenner, A., Wilhelm Wieprecht, Director der sämmtlichen Musikchöre des Garde-Corps. Sein Leben und Wirken, nebst einem Auszug seiner Schriften. Mit Wieprecht's Porträt und Facsimiles von Liszt, Meyerbeer, Spontini, Ole Bull. Berlin, E. Prager. 8. 1 M.

Lenau's Werke. 1ster Bd. Gedichte. Elberfeld, Loll's Nachfolger. 8. 1 M. 50 Pf.

Sepp, Ein Volk von zehn Millionen oder der Bayernstamm, Herkunft und Ausbreitung über Oestreich, Kärnthen, Steyermark und Tyrol. Kampfschrift wider Czechen und Magyaren. München, Kellerer. 8. 3 M.

Seraphin, F., Moderne Walpurgisnacht. Didactisches Gedicht. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 8. 1 M. 50 Pf.

Seydel, R., Das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zu Buddha-Sage und Buddha-Lehre, mit fortlaufender Rücksicht auf andere Religionskreise untersucht. Mit 2 Registern. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 8 M.

Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen. Herausgegeben von G. Schmoller. 4ter Bd. 1stes Hft.: Städtefinanzen in Preussen. Statistik und Reformvorschläge von P. Gerstfeldt. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M.

Tibus, A., Die Stadt Münster. Ihre Entstehung und Entwickelung bis auf die neuere Zeit. Münster, Regensberg. 8. 2 M. 75 Pf.

Vely, E., Drei Generationen. Roman in 4 Abtheilgn. 3 Bde. Herzberg a/H., Simon. 8. 13 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verlag von Ls. Ehlermann in Dresden.

Deutsche
LYRIK DER GEGENWART.
Eine Anthologie, herausgegeben von
FERDINAND AVENARIUS.

In Original-Ausstattung nach Motiven alter Meister der Renaissance. Goldschnittband und reicher Deckelpressung. 21 Bogen gr. Octav.
Preis 6 Mark.

Aus der Vorrede:

Wir fordern von wahrer Poesie, dass sie geworden, nicht gemacht sei. Nicht der ist für uns der echteste Dichter, dessen Reflexion aus Erinnerungen, Gedanken und Gefühlen ein „Ganzes" zusammensetzt, sondern jener, der aus der Phantasie auf ihn Eindringendes, der geistig Angeschautes auch für Anderer Sinne zu bannen weiss. Die Welt wahrer Poesie erscheint unserm geistigen Auge ohne Vermittelung des Denkens, wie die Welt der Körper unserm körperlichen. So fordern wir Ursprünglichkeit.

Der echte Dichter erweckt Gefühle — aber er schildert sie nicht, denn Schilderung kann im besten Falle nur ein Nachempfinden in uns erregen. Echte Poesie aber bewirkt im Empfänglichen nicht das Bewusstsein des Nachfühlens, sondern das des Fühlens, wie echter Unterricht im Schüler nicht das des Empfangens, sondern des Findens.

Das Stoffgebiet der Lyrik halten wir für unbegrenzt; nicht das Was, sondern das Wie ist uns entscheidend. Nach unserm Glauben ist dem Lyriker auch das Reich des Gedankens nicht verschlossen. Wenn wir aber als Poesie nur voll Empfundenes anerkennen können, weil nur dieses volles Empfinden weckt, so muss auch der Gedanke den Weg vom Kopf zum Herzen — und zum Herzen eines Dichters — gemacht haben, um uns bei seiner Wiedergeburt nicht nur zu erleuchten, sondern auch zu erwärmen — um Poesie zu werden. Die höchste dichterische Verklärung wird allerdings der Gedanke erst dann gefunden haben, wenn er in den Gluten der Empfindung verging, um als dichterische Anschauung neu zu erstehen. Dann spricht auch er, ohne eines reflectirenden Wortes zu bedürfen, so unmittelbar und mächtig zu uns, wie die antike Trümmerwelt, wie die Wellen über einer versunkenen Stadt, wie ein Ereigniss der Weltgeschichte. Eine derartige Verklärung des Gedankens zur Anschauung ist die Sage vom Ahasver und die vom Faust.

In Bezug auf die Form theilen wir nicht jene Ansichten, welche, hauptsächlich durch Platen's Einfluss, in vielen Organen der deutschen Kritik die massgebenden geworden sind. Uns ist die Form nicht — um mit dem Ausdruck jener Schule zu sprechen — „ein goldenes Gefäss", in das „ein edler Wein als Inhalt" gegossen wird. Echte Form wird mit jener innern Anschauung im ursprünglichen Dichter gleichgeboren: sie ist die nothwendige Erscheinungsweise der Poesie, untrennbar mit ihr verbunden, wie nicht der Becher, sondern wie Gold oder Purpur mit dem Wein. Bei den allermeisten unserer Plateniden erkennt man trotz elegantester Prosodie, trotz glattester Technik der Reime jenes „Hineingiessen des Inhalts in die Form" auf den ersten Blick. Es ist der beste Beweis für den Mangel der Ursprünglichkeit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MODERN AMERICAN LYRICS.
Edited by **Karl Knortz** and **Otto Dickmann.**
8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Soeben erschienen und in jeder Buchhandlung vorräthig:
Literarische
Studien und Characteristiken
von
Friedrich Kreyßig.
(Nachgelassenes Werk.)
8. 20 Bogen. Preis geb. 6 Mark, geh. 5 Mark.

Der Kritiker bewegt sich hier auf dem ihm innig vertrauten Gebiete der deutschen sowie der französischen Literatur, die er in der ihm eigenen geistvollen Weise in ihrem Zusammenhang mit der Culturentwickelung und mit den unsere Zeit so tief bewegenden nationalen und socialen Umgestaltungen in Beziehung zu setzen versteht.

Allgemeiner Verein für deutsche Literatur in Berlin, W. Kronenstraße 17.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:
The Life of Goethe
by
George Henry Lewes.
Third Edition revised according to the latest documents.
2 Vol. 8. Geh. 9 M. Geb. 11 M.

Die berühmte Goethe-Biographie von Lewes hat sich im englischen Original auch in Deutschland heimisch gemacht und liegt nun in dritter, vom Verfasser noch selbst verbesserter und vermehrter Auflage vor. Ihre Lektüre gewährt, abgesehen von dem fesselnden Inhalt, ein treffliches Mittel zur Ausbildung in der englischen Sprache.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

LA DIVINA COMMEDIA
di
Dante Alighieri.
Riveduta nel testo e commentata da
G. A. Scartazzini.

Vol. I. L'Inferno. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
Vol. II. Il Purgatorio. Geh. 10 M. Geb. 11 M.
Vol. III. Il Paradiso. Geh. 12 M. Geb. 13 M.

Scartazzini's von einem umfassenden Commentar begleitete Ausgabe von Dante's „Divina commedia" wurde sogleich bei Erscheinen des ersten Bandes als ein ausserordentlich kundiger Führer selbst durch die dunkelsten und schwierigsten Partien der classischen Dichtung anerkannt. Nachdem jetzt mit dem dritten Bande das Werk zum Abschluss gelangt ist, wird kein Dante-Freund, in Italien wie in Deutschland und anderwärts, dasselbe entbehren können.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

REISE IN DER TROAS IM MAI 1881.
VON
Dr. HEINRICH SCHLIEMANN.
Mit einer Karte. 8. Geh. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

KAISERLICHE KÖNIGLICHE HOFBIBLIOTHEK

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 15. Juni 1882.

Inhalt: Neue Erzählungen. Von Oskar Ricke. — Orientalische Wanderskizzen. Von Arthur Kleinschmidt. — Zur Literaturgeschichte. Von Otto Weddigen. — Neuere philosophische Literatur. Von Konrad Hermann. — Zur Dante-Literatur. Von Theodor Paur. — Ein milesisches Märchen. Von J. Mähly. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt; Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Erzählungen.

1. Amtmanns Magd. Roman von E. Marlitt. Zweite Auflage. Leipzig, Keil. 1881. 8. 5 M.
2. Das Haus Prozzius. Ein Charakterbild aus der modernen Gesellschaft von Philipp Laicus. Mainz, Kirchheim. 1881. 8. 4 M.
3. Die Ricklinger. Erzählung aus dem 14. Jahrhundert. Von A. von der Elbe. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1880. 8. 5 M.
4. Junker Ludolf's Gedenkbüchlein. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation in Lüneburg von A. von der Elbe. Mit Vorwort von H. Allmers und 4 Illustrationen von R. Leinweber. Bremen, Nordwestdeutscher Volksschriftenverlag. 8. 3 M.
5. Was der Todtenkopf erzählt. Romantisches Zeitgemälde von Moritz Jókai. Drei Bände. Berlin, Janke. 1881. 8. 10 M.
6. Das Frölenhaus. Novelle von Gustav zu Putlitz. Berlin, Paetel. 1881. 8. 4 M.
7. Aus dem Leben. Erzählungen von Ernst Wichert. Zwei Bände. Leipzig, Reißner. 1882. 8. 8 M.
8. Novellen von Hans Arnold. Berlin, Paetel. 1881. 8. 4 M.

Die beliebte „Gartenlauben"-Erzählerin E. Marlitt (Nr. 1) hat sich nicht ohne Mühe und Arbeit ihren großen Ruf erworben und vertheidigt ihn mit großem Geschick. Als ihr erster Roman bei den „Gartenlaube"-Lesern ein sensationelles Aufsehen machte, gab es viele, welche die Achsel zuckten und höchst ungalant etwas von Blaustrumpf in den Bart brummten, und in den akademisch-literarischen Kreisen war man ziemlich überzeugt davon, einem vorüberziehenden Meteor gegenüberzustehen, das alsbald für immer vom Himmel der deutschen Literatur verschwinden würde. Worauf sich diese etwas vornehme Kritik gründete, wollen wir dahingestellt sein lassen. Vielfach hatte harmlosern Gemüthern die Charakteristik der in dem Roman vorkommenden Personen imponirt, während tiefer blickende Kritiker gerade von diesem behaupteten, daß sie der nöthigen Tiefe und psychologischen Schärfe entbehren. Es bezieht sich dies wesentlich auf das trotzige Liebespärchen, welches später in fast allen Romanen der Marlitt wiederkehrte und gewissermaßen das Sprichwort illustrirte: „Gleich und gleich gesellt sich gern". Zwei eigenwillige Trotzköpfe ziehen sich gegenseitig an, so sehr sie sich anfänglich auch dagegen sträuben.

Wir haben hier nicht darüber zu urtheilen, ob es der Verfasserin in der That gelungen ist, solche naturalistisch kräftige Gestalten zur richtigen Anschauung zu bringen; bei den Heldinnen möchte man es fast glauben, bei den Helden vielleicht weniger. Ihr vorliegender neuester Roman „Amtmanns Magd" stellt ebenfalls wieder ein ähnliches Liebespaar in die Mitte der Handlung, aber sie hat, wol selbst fühlend, daß Wiederholungen ermüden, diesmal nicht den Schwerpunkt auf dies Liebesverhältniß gelegt und insbesondere davon abgesehen, einen bedeutenden Mann schildern zu wollen; ihre volle schriftstellerische Pietät hat sie vielmehr der Charakteristik eines Mädchens zugewandt, das ihre Jugend unter eigenthümlichen Verhältnissen verlebt, dann von einem Manne geliebt und schließlich heimgeführt wird, der sich als ziemlich schablonenhafter Romanheld, als reicher junger Fabrikherr mit einem vortrefflichen Herzen, ausweist. Dieser hat ein Gut in Thüringen geerbt, besucht dasselbe und lernt dort Land und Leute kennen und lieben. Auf einem Vorwerk seines Guts haust ein adelicher tiefverschuldeter leichtsinniger Amtmann, der seit Jahren seine Pacht nicht bezahlt hat, weil die frühere Besitzerin des Guts eine Freundin seiner kranken Frau war. Im Hause des Amtmanns befinden sich noch: eine zartsinnige hochgebildete Nichte, die früher in adelichen Häusern Gouvernante gewesen, und eine Dienstmagd von merkwürdig feinen Sitten, schlagfertigem Witz und prüder Anmaßung, welche letztere sie den jungen Gutsherrn, der ihr häufig begegnet und sich eigenthümlich

zu ihr hingezogen fühlt, empfinden läßt. Die Gouvernante, welche er für stolz, träge und verbildet hält, bekommt er niemals zu sehen. Der Amtmann tritt ihm mit anmaßendem Bettelstolz und größter Leichtfertigkeit entgegen; trotzdem bringt der junge Mann es nicht über das milde Herz, ihn an die Luft zu setzen; denn er empfindet für die kranke Frau Amtmännin ein tiefes Mitleid und macht sogar Anstalten, seinem säumigen und hochfahrenden Pächter ein neues Haus zu bauen. Recht romanhaft das, aber sehr erbaulich zu lesen! Die Handlung, welche sich aus diesen Verhältnissen entwickelt, ist nun eine ungemein einfache. Dienstmagd und Gutsherr begegnen sich häufiger und häufiger, er wird von der stolzen Prüden abgestoßen und angezogen, je nach dem, erwägt sodann den Fall, ob er sich nicht über alle Convenienz hinwegsetzen und sie heirathen soll: da stellt es sich zum Schutz gegen Verhältnisse, die nicht dem conventionellen Herkommen entsprachen, plötzlich heraus, daß die Dienstmagd niemand anderes ist als die Gouvernante, welche in aufopferungsvoller Liebe Magddienste bei ihrem verrückten Onkel thut. Probatum est, der junge Mann erklärt ihr nun mit beruhigtem Gewissen seine Liebe und bietet ihr seine Hand an, die selbstverständlich angenommen wird. Episodenhaft flicht sich in die hiermit skizzirte Handlung noch die Liebesgeschichte des Amtmannsohnes hinein, welcher als reicher Mann von Amerika zurückerwartet wird, aber als ein armer und hungeriger Schlucker von dort heimkehrt. Durch Vermittelung des überall Wohlthaten ausstreuenden Gutsherrn erhält er eine Stelle als Beaufsichtiger eines großen Mühlwerks und kann zum Schluß des Romans ebenfalls seinen Schatz, eine Inspectorstochter, heimführen. Es ist schon bemerkt worden, daß die Verfasserin auf die Charakteristik der Heldin das Schwergewicht ihrer Darstellung gelegt hat. Sie bewährt sich hierin aufs neue als eine Kennerin des weiblichen Herzens und der Instincte desselben, und deshalb bleibt auch das Interesse des Lesers stets an der lieblichen Figur haften, während der Held in seiner humanen Verschwommenheit ziemlich gleichgültig läßt. Was aber die Erzählung trotz aller Schwächen so anziehend macht, ist die pietätvolle und höchst gelungene Schilderung des thüringer Landes und Kleinlebens. Gestalten wie der Amtmann und Inspector Griebel und Frau sind direct aus dem Leben gegriffen und haben Fleisch und Blut. Die thüringische Scenerie, von einem Anflug herziger Poesie umflossen, gibt dem Dichten und Trachten der einfachen harmlosen Menschen einen stimmungsvollen Hintergrund. So erscheint uns denn diese Erzählung als eine der besten der Verfasserin, weil sie darin ihre Gaben richtig anwandte und sich von psychologischen Aufgaben fernhielt, mit deren Lösung sie zwar in weiten Kreisen einen großen, aber, wie wir glauben, nicht dauerhaften Erfolg errungen hat.

„Das Haus Prozzius. Ein Charakterbild aus der modernen Gesellschaft" von Philipp Laicus (Nr. 2) wäre besser ungeschrieben geblieben. Es ist eine vom ultramontan-katholischen Standpunkte aus verfaßte Tendenzerzählung schlimmster Gattung, so recht dazu angethan, den in den letzten Jahren zwischen ultramontan und liberal erweiterten Bruch noch weiter auseinanderzutreiben. Zum Glück ist der Roman neben seiner zwietrachtsäenden Tendenz so wenig interessant und so voller Weitläufigkeiten und grober Effecte, daß er bei gebildeten Lesern und bei wahrhaft frommen Gemüthern nur Langeweile und Anstoß erregen kann. Es ist nichts dagegen zu sagen, daß man in einem Roman auch einmal die unbedeutenden Schwächen eines verschwommenen Liberalismus, der leider in weitern Kreisen nicht gerade vertiefend wirkt, geißelt: finden sich doch viele und oft nicht geistlose sogenannte freisinnige Schriftsteller gemüßigt, die Frommen und Conservativen jeglicher Farbe zu hänseln und mit Satire zu übergießen —, aber der Urquell einer Erzählung darf niemals Gehässigkeit sein, und etwas Humor, etwas Geist dürfen doch auch nicht fehlen. Der abscheuerregende Held dieser Schauererzählung ist ein liberaler Reichstagsabgeordneter, der mit seiner ganzen Familie und politischen Sippe dem nackten Egoismus huldigt und den Erfolg, welcher sich an den Namen Bismarck knüpft, bedingungslos anbetet. Er knechtet diejenigen, welche von ihm abhängig sind, verfolgt die Katholiken und ist bei der liberalen Partei hoch angesehen. Schließlich entpuppt er sich gar als Bigamist, wird Bankrotteur und Selbstmörder. Man sieht, der Verfasser hat seinem Haß so recht aus vollem Herzen Luft gemacht und verdammt nicht nur das Princip des Liberalismus, sondern versetzt auch alle Anhänger desselben in den tiefsten Abgrund der Hölle, damit der großen Mehrheit des deutschen Volks einen Schlag ins Gesicht gebend, der brutaler nicht hätte geführt werden können. Daß er seinen schurkischen Prozzius zum Reichstagsmitgliede und Bismarck-Verehrer macht, ist eben auch ein geradezu ekelhafter Ausfluß von Gehässigkeit, zumal alles mit einem höhnischen Ernst vorgebracht wird, der selbst den Katholiken, die noch einiges Gerechtigkeitsgefühl haben, widerlich erscheinen muß. Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, daß den Schnurkenstreichen der Liberalen ein fromm-sentimentales katholisches Familien- und Geschäftsleben zur Folie dient.

In wie ganz anderer Weise lehrt uns der Roman „Die Ricklinger" von A. von der Elbe (Nr. 3) die Macht der katholischen Kirche und die derselben innewohnende Culturbedeutung kennen. Wenn dieselbe jetzt auch bei dem größten Theil der Gebildeten diese Bedeutung eingebüßt hat, da die Humanität sich durch unsere erweiterte Kenntniß der Natur eine unwandelbar autoritative Macht nicht gefallen läßt, vielmehr den subjectiven Instincten des Einzelnen die Moral und den Glauben überläßt, da sich die Individualitäten im Wirrsal der Erkenntnisse des Verstandes und des Herzens schärfer voneinander abheben: so war die katholische Kirche doch im 14. Jahrhundert, zu welcher Zeit unsere Erzählung spielt, ein nicht anfechtbarer und nothwendiger Factor für die Cultur. Trefflich ist es dem Verfasser gelungen, die segensvolle Missionsthätigkeit der Kirche in jener Zeit darzustellen, ohne daß er

dabei lehrhaft wird. Was sich in den Dogmen und in der Lehrart der katholischen Kirche zum scharfen Gegensatz zu der aufklärerischen Humanität und Toleranz herausgebildet hat, schlummerte damals noch im Keime; denn in dem ungebildeten Volke jener Zeit lebte noch keine feindliche Anschauung gegen den Autoritätsglauben, der weithin in milden Formen gepredigt und in die Herzen der derben Generation übertragen werden konnte. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die katholische Kirche hauptsächlich dadurch ihre großen Erfolge errungen hat, daß sie sich überall, wo ihr nicht im Princip feindlich entgegengetreten wurde, den Verhältnissen und der Sinnesart eines Volks mit Erfolg anpaßte. Wie sie zum Theil die heidnischen Gebräuche unter christlichen Namen bestehen ließ, so rechnete sie auch mit der rauhen Lebensart und Sitte des deutschen Volks im Mittelalter, respectirte die elementare Lebenskraft des Volks und suchte sie der christlichen Weltanschauung dienstbar zu machen. Die Ricklinger waren im 14. Jahrhundert ein Raubrittergeschlecht, das im Lüneburgischen auf seiner Burg hauste und den reisenden Kaufleuten ein Schrecken war. Conventionelle Moral kannte der alte Ricklinger nicht, der sich den Bürgern, Bauern, ja sogar seinen Lehnsfürsten gegenüber völlig souverän dünkte. Zu diesem wilden Gesellen wird von der Kirche ein Mönch geschickt, welcher der übermüthigen Sippe Raison und Anstand beibringen soll, weil sie ihr wildes Rauben zu weit treibt. Der Mönch führt ein Tagebuch und beschreibt das Leben auf der Burg, aber ohne Prüderie und sittliche Entrüstung; er kennt seine Leute, deren Laster und Rücksichtslosigkeiten mehr den damaligen Verhältnissen als dem bösen Willen entspringen. Ein Zurechtrücken, ein mildes Hinweisen auf die Menschenliebe ist die Aufgabe des Mönchs, dem es auch gelingt, die Sitten zu mildern und die Charaktere der wilden Gesellschaft geistig und religiös zu vertiefen. Natürlich ist von einer conventionellen Moral, die wir uns jetzt mit dem frommen Glauben eng verbunden denken, nicht die Rede; die derbe kräftige Lebensart bleibt erhalten, nur ihre Energie wird in andere, culturfreundlichere Bahnen geleitet. Die Kirche selbst bestand damals aus streitbaren Gemüthern, denen eine energische Betheiligung ihrer physischen und seelischen Kräfte Bedürfniß war. So fühlt sich denn auch der Mönch in dem Raubnest der Ricklinger durchaus nicht fremd; er nimmt zwar an der rauhen männischen Art des Schloßfräuleins Adelheid Anstoß, verbirgt aber nicht die Bewunderung, die ihm die Amazone einflößt, und hat sogar tadelnde Worte für den ältesten Sohn des Burggrafen, der sich in weibisch sentimentaler Frömmigkeit ergeht. So unterscheidet sich dieser Roman in günstigster Weise von der süßlichen Schwärmerei in den Erzählungen der Romantiker, die das gesammte Mittelalter als eine mit Weihrauchdämpfen angefüllte Kathedrale darzustellen lieben. Das historische Colorit ist in diesem Roman trefflich gelungen, weil sich der Verfasser nicht nur mit poetischer Licenz, sondern auch mit gesundem historischen Sinne in jene Zeit zu versetzen wußte. Es fehlt daher auch nicht die Romantik des Mittelalters mit ihren Kämpfen und Fehden, ihren Mönchsintriguen und edeln Ritterthaten. Das Leben auf der Raubburg, die Ueberfälle der Kaufmannszüge, die Reisen der Ritter nach Bremen, wo durch ein großes Fest der Landesfrieden gefeiert wird, überhaupt das bunte Treiben des Volks auf dem Lande und in den Städten ist so anschaulich und farbenvoll geschildert, daß die Phantasie des Lesers lebhaft erregt wird, zumal die Handlung, welche sich um den Kampf des Raubritters mit seinem Lehnsfürsten und den bremischen Kaufleuten dreht, schnell fortschreitet und die Aufmerksamkeit stets in Spannung erhält. Dazu kommt eine mustergültige Charakteristik der einzelnen Figuren. Wir haben selten einen culturhistorischen Roman gelesen, der seiner Aufgabe, mit einer historisch getreuen Darstellung des Zeitgeistes eine interessante Handlung zu verknüpfen, so gerecht wird wie der vorliegende.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht verfehlen, auf eine bereits vor mehrern Jahren erschienene kleinere Erzählung desselben Verfassers hinzuweisen: „Junker Ludolf's Gedenkbüchlein. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation in Lüneburg“ (Nr. 4), in welchem sich die Vorzüge, welche wir bei den „Ricklingern“ hervorgehoben, ebenfalls finden.

Ein beredtes Zeugniß der brillanten Erzählungsgabe Moritz Jókai's legt wieder sein neuestes Werk „Was der Todtenkopf erzählt“ (Nr. 5) ab. In diesem romantischen Zeitgemälde aus dem 17. Jahrhundert läßt der Dichter seiner Phantasie die Zügel schießen: sie verliert sich bald in das Mysteriös-Schauerliche, um sich gleich darauf in ein Meer von barocken und belustigenden Ungeheuerlichkeiten zu stürzen; hier schwelgt sie in idyllischem Behagen, dort macht sie die tollsten Capriolen unter dem Galgen; des Orients farbenvolle Welt ist ihr Tummelplatz, und schon schwebt sie zu dem nüchternen Holland hinüber, um sich hier des spießbürgerlichen klatschsüchtigen Kleinlebens zu bemächtigen; in Ungarns und Galiziens wilden Bergschluchten schildert sie das wildeste Räuberleben und kehrt dann bei den heuchlerischen Dornrittern in Stettin ein, wo nachts die Ritter mit den Nonnen sakrilegische Orgien feiern ... wahrlich, der Leser kommt nicht zu Athem bei diesen fortwährend wechselnden Bildern, die an einem dünnen Faden aufgereiht sind und wie mit Dampf getrieben an unserm geistigen Auge vorüberschweben. Fast sollte man denken, eine solche kaleidoskopische Erzählung müßte ermüden; aber sie thut es nicht. Das eben ist die Kunst, oder sagen wir lieber das Naturell Jókai's, daß er selbst mit seinen phantastischen Neigungen in der Erzählung lebt und nichts berechnet. Wie köstlich ist dieses Zeitgemälde! Harmloser Humor, bittere Satire, kecke Sinnlichkeit, fiebernde Erzählungslust haben sich verbunden, um jener Zeitepoche einen carikirenden Spiegel vorzuhalten, in welcher sie sich aufs wunderbarste und in barockster Weise widerspiegelt. Die namenlose Beschränkt-

heit der Spießbürger, die Heuchelei der aussterbenden Ritter, die ungebändigte Lebenslust der Räuber und Vemfemten, der Galgenhumor des geknechteten Unterthans, die blutrothe Kriegsfurie: wir finden alle diese Licht- und Schattenseiten, Tugenden und Fehler jener Zeit wieder, sie schimmern durch die oft ins Maßlose gehenden phantastischen Erzählungen durch, sodaß selbst derjenige Leser, welcher an zwecklosen Phantasiegebilden kein Gefallen findet, mit Spannung der Erzählung bis zum Schluß folgen wird. Der rothe Faden, welcher sich durch dieselbe zieht sowie die Einkleidung sind originell und amusant erfunden. Im Jahre 1688 wird bei der Belagerung von Koblenz durch die Franzosen der Verrath eines Bombardiers entdeckt, der durch taube Feuerkugeln den Belagerern Nachrichten zugehen läßt. Er wird der Sitte jener Zeit gemäß auf die Folter gebracht und bekennt, daß er in seinem Leben alle sieben Todsünden dreimal begangen habe, aber ohne seine Schuld. Der Fürst und der Schultheiß werden neugierig und verlangen eine Beichte. Diese ist's, welche nun durch drei Bände hindurch den Leser in Spannung erhält, und wir gerathen mit den Richtern von einem Erstaunen ins andere bei dem Anhören der tollen Abentener des Vagabunden, der die ganze damalige Welt bereist hat und der „lügt wie gedruckt". Scherzhaft sind die Zwischenreden des mistrauischen und halbgläubigen Schultheiß, ergötzlich die Endurtheile des Fürsten, welcher nach jedem Abentener den Inculpaten freispricht und sich die lachenden Thränen aus den Angen wischen muß. So gelingt es denn dem Galgenvogel, sich wirklich von allen seinen Sünden rein zu waschen, selbst von der Sünde des Verraths, den eine fremde Seele in seinem Körper verübt habe, während seine eigene Seele fern im Leibe eines „Blutsbruders" weilte. Aber sein Körper muß doch für die Sünde büßen, während seine makellose Seele zum Himmel eingeht: sein Körper wird in Gnaden dazu verurtheilt, von rückwärts in den Kopf geschossen zu werden. Und die Moral der Erzählung? Sie schwimmt nicht oben auf, und wir haben daher hier die beste Gelegenheit, uns philosophisch in die Frage zu vertiefen: was ist der Mensch? Ein Staubkorn im Wirbelwinde feindlicher und freundlicher Naturmächte, die ihn bald schuldig erscheinen lassen vor den trüben Augen irdischer Richter, ohne daß ein Schatten von Sünde ihm innewohnt, und bald edel und sündenrein, obgleich er ein Tenfel ist. Das ist der Humor davon, der lustige tolle phantastische Humor, welchem der berühmte Erzähler in frischer Plauderlust die Zügel schießen läßt. Er schmeckt nur wenig nach dem Galgen, oder sagen wir conventioneller, nach dem Tode, welchem kein Mensch entlaufen kann, und der dem dichtenden Volke und dem gottbegnadeten Dichter dennoch in lustiger Gestalt erscheint, eben weil er unausbleiblich ist und wir deshalb keinen Dank davon haben, wenn wir uns ihm nur mit Jammern und Klagen nähern.

„Das Frölenhaus" von Gustav zu Putlitz (Nr. 6) führt uns wieder zurück auf den Weg der salonfähigen conventionellen Literatur. Das soll kein Vorwurf sein, vielmehr nur auf den Unterschied zwischen dem Schriftsteller Putlitz und dem Dichter Jókai hinweisen, indem der erstere ferner liegende Stoffe vermeidet und lieber aus dem alltäglichen Leben die Goldkörner der Dichtung heraussucht. In der psychologischen Vertiefung ist Putlitz ein Meister, und er beweist diese Kunst um so eclatanter, da er in der Erfindung neuartiger Handlungen und düsterer Conflicte nicht gerade Reichthum der Phantasie zeigt. Ein feiner nachdenkender Kopf wird bei ihm immer seine Rechnung finden; so auch in dieser Erzählung, deren Gang von Anfang an zu errathen ist, die aber trotzdem interessirt, weil die an derselben betheiligten Persönlichkeiten von Seite zu Seite schärfer hervortreten und man sie bis in die tiefsten Herzensfalten durchschauen kann. Der Gegensatz zwischen dem Protzenthum des Parvenu und dem gerechten Stolze des alten Adels und Besitzthums ist schon tausendmal geschildert worden, neue Variationen in dieser Beziehung sind schwer zu entdecken; wer aber aufmerksam liest, wird dennoch solche bei Putlitz finden. Anregend wirkt auch die durchweg elegante Sprache und der pointenreiche, ans Drama erinnernde Dialog, welcher bei dieser Erzählung vorwiegt.

Kerniger in der Sprache, kräftiger in der Führung der Handlung und lapidarer in der Charakterschilderung sind die Novellen „Aus dem Leben" von Ernst Wichert (Nr. 7). Man merkt hier, daß der scharf inquirirende Richter und der klar beobachtende Dramatiker von dem Novellisten als Rathgeber benutzt worden sind. Jede Erzählung — es sind ihrer fünf — behandelt ein in sich abgeschlossenes Problem, welches im vierten oder fünften Act gelöst wird. In die Conflicte des Lebens, der äußern Verhältnisse oder der Seele wird der Leser gleich anfangs hineingezogen, und nun geht's mit schnellen energischen Schritten vorwärts; die Conflicte schärfen sich, erreichen einen so hohen Grad, daß sie peinliche Spannung erregen, und werden dann entweder durch die Hand des Dichters leicht und naturgemäß gelöst, oder durch einen Deus ex machina scharf durchschnitten. Wie durch ein Fernrohr blickt der Leser auf den einen Pnnkt, wo der Kampf der feindlichen Mächte entschieden werden muß; unverwandt behält er diesen Punkt im Auge, ohne daß ihm der Dichter gestattet, seitwärts oder zurückzublicken. Dadurch leidet die Erzählung allerdings Mangel an behaglicher epischer Breite, aber das schadet heutzutage sicherlich nichts, wo wir so viele Erzählungen lesen, in welchen die Antoren ihren subjectiven Herzensergießungen überreichlichen Raum lassen. Von den fünf Novellen haben uns „Ins Gewissen" und „Aus der Briefmappe einer Freundin" am besten gefallen. Sie zeigen den Schriftsteller in seiner Eigenart ohne fremde Zuthaten. Die erstere schildert einen interessanten Proceß, der zu allseitiger Zufriedenheit dadurch zum Abschluß gebracht wird, daß ein edelmüthiges Mädchen das Herz eines eigensinnigen Egoisten zu rühren versteht; in der zweiten werden unberechtigte, aber leider alltäglich vorkommende Standesvorurtheile gegeißelt und deren sittenverderbliche Folgen durch einen eclatanten Fall illustrirt.

Mit wenigen Worten können wir an den „Novellen" von Haus Arnold (Nr. 8) vorübergehen. Sie sind hübsch geschrieben, verrathen viel Humor, der sich aber leider recht hausbacken gibt, und entbehren auch der Spannung nicht, doch bekunden sie nirgends eine ausgesprochene Originalität. Sie werden jeden Gebildeten durch die freundliche Weise der Darstellung erfreuen und anspruchslosen Lesern die Zeit angenehm verkürzen.

Oskar Riecke.

Orientalische Wanderskizzen.

Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt. Von Paulus Cassel. (Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 5. Serie. 2. Band.) Berlin, A. Hofmann. 1880. 8. 6 M.

Der bekannte Schriftsteller und Redner führt uns in die Wunderwelt, in die Ruinen und in das volle Leben des Orients; aus Syrien ziehen wir nach Indien, wohin schon Alexander das hochfliegende Herz zog; dann wenden wir uns nach Persien, besuchen Cypern, setzen hinüber nach Lykien, und unser Wanderstab ruht aus vor den Pyramiden und Sphinxen Aegyptens. Ich habe selten mit so viel Genuß, Theilnahme und geistiger Anregung etwas gelesen wie gerade dieses Buch. Niemand hingegen möge es zur Hand nehmen, der einen orientalischen Bädeker oder Murray sucht; denn von flüchtigem Orientiren ist hier keine Spur. Aus jeder Zeile spricht die überzeugende Sprache tiefer und echter Gelehrsamkeit, seltenen Wissens, absoluter Beherrschung der behandelten Stoffe; wir schauen die Resultate stiller ernster Arbeit, doch in so eleganter liebenswürdiger Form, daß wir nichts von der Werkstätte bemerken, in der sie mit Meisterhand zusammengestellt wurden. Dem Autor ist das Leben mit all seinen Reizen und Reichthümern erschlossen. Neben dem Umfange seiner Studien, seiner Kunde von den Anschauungen, Gedankengängen, Sprachen, Monumenten, Religionen u. s. w. des Orients, neben seiner überraschenden Belesenheit gibt dem Buche besondere Wirkung und Schwungkraft die Tiefe des Gemüths und Gefühls, welche allerorten durchdringt; aus dem Grunde seiner Licht und Leben, Natur und Creatur liebenden Seele ist alles hervorgegangen, was Cassel uns darstellt; sein Gemüth ist voll Innigkeit und erhebt im Bunde mit dem Verstande die christliche Religion mit wahrhaft leidenschaftlicher und doch durchsichtig klarer Begeisterung auf die Höhen der Menschheit; ihre Begriffe und Vorstellungen sind die seinen, die von ihm empfundenen und verstandenen; mit ihr lebt die Welt auf, während die Lehre Mohammed's wie todte Lava über den Völkern lastet. Der Stil ist voll Schwung, sehr reich an Blüten und Bildern, nie aber geziert oder überlastet; die Feder ist oft in poetische Stimmung, oft in morgenländische Glut getaucht, doch stets wahrheitsliebend und ehrlich. Ohne sich irgend durch Autoritätsglauben beirren zu lassen, rüttelt der Autor auch an scheinbar feststehenden Anschauungen der Geschichte, durch seine Forschungen dahin geführt; ob er mit seiner Meinung durchdringen wird, ist eine andere Frage.

Zenobia, die große und weise Königin von Palmyra, ließ sich — so behauptet unser Autor — nicht dazu herbei, Aurelian's Triumphzug zu zieren; sie war zu stolz, den Untergang ihres Reichs zu überleben, und der Kaiser miethete ein Weib, welches die Rolle der Todten spielte und bescheiden in der Villa zu Tibur lebte. Während wir gewohnt sind, in dem römischen Kaiser Heliogabalus (Elagabal) ein wahnsinniges Ungeheuer zu erblicken, bestreitet Cassel diese Ansicht; Elagabal hatte seiner Meinung nach den Muth, seinen Sonnengott auf den Cäsarenthron erheben zu wollen, er besaß eine unvergleichliche, enthusiastisch beseelte Kühnheit und wurde von den Römern weder als Priester noch als orientalischer König verstanden, aber auch sein Sonnendienst war wie aller Götzendienst nur Carieatur des wahren Gottes. Haben wir aus der Schule das Vorurtheil gegen Elagabal mit ins Leben hinübergenommen, so ist dagegen besonders durch dichterische Mitwirkung unsere Sympathie für einen Mann rege geworden, der ihrer im wirklichen Sein wenig werth war: Sultan Saladin ward durch Lessing's „Nathan" für uns das Gegentheil von dem, was er in der Geschichte gewesen ist, wurde aber auch schon vor Lessing tendenziös zu einem Lichtgemälde umgeformt, um das christliche Ritterthum in um so dichtern Schatten zu drängen; Saladin war weder sentimental noch edelherzig, sondern listig, intriguant, verrätherisch, sinnlich, kein Bewunderer der Bildung, sondern ein Feind aller Wissenschaft, nicht tolerant gegen Andersgläubige, sondern der eifrigste Muselman; seine Popularität in der Geschichte und Legende verdankt er seiner weitgehenden Verschwendung. Sehr interessant ist die Schilderung des Seleueiden Antiochus IV. Epiphanes von Syrien; derselbe wollte der sichtbar gewordene Gott Dionysos sein und nahm es mit seiner Rolle ernst wie ein recht gewissenhafter Schauspieler; darum glaubte er auch, als Gott dürfe er zu seinen wüsten Festzügen die Tempel plündern. Mit seinem Tode sank das syrische Reich mehr und mehr, wenn auch Antiochia die strahlende Capitale orientalischer Ueppigkeit blieb. Verhältnißmäßig sehr günstig pflegt der Kaiser Julian Apostata betrachtet zu werden, Cassel aber sucht ihm den erborgten Flitter abzureißen. Julian affectirte stoische Einfachheit, ohne den Sinn der Stoa zu verstehen; grundhäßlich wie er war, lief er auch noch schmuzig einher, machte sich mit seiner erkünstelten Tugend lächerlich und verfehlte durch die offen zur Schau getragene Absicht allen Eindruck; er wollte zwar das Hellenenthum wiederherstellen, hatte aber selbst gar nichts Hellenisches an sich, verstand das wirkliche Heidenthum gar nicht mehr und

war trotz seiner Feindschaft gegen die Christen mehr Mönch als Hellene; mit seinem Tode verflog sein ganzes Wirken spurlos. Eine gewaltige Gestalt hingegen ist der Kreuzritter Bohemund von Tarent, der Gründer des ersten christlichen Fürstenthums im Orient, Antiochiens, das lange bestehen blieb, aber doch nicht der Kryſtallisationspunkt für ein großes Reich wurde; er erstrebte Großes, konnte aber sein hohes Ziel nicht erreichen und unterlag auf dem Wege dazu kleinen Hindernissen.

Trefflich schildert der geistvolle Autor die islamitische Religion mit ihrer Intoleranz, ihrem Drange nach Weltherrschaft und ihrer Feindschaft gegen Christen und Juden; letztere wurden mit Vorliebe von den Moslemin gedemüthigt; in der Geschichte des mystischen Propheten Hakem und des ihm nacheifernden ägyptischen Khalifen El Hakim biamr Allah wird mancher Anklang an Jesus und an Altheidnisches hervorgehoben, wie dies Nachweisen von Beziehungen zu andern Verhältnissen, die scheinbar ganz abseits liegen, zu den besondern Reizen des Buchs gehört. Die Druſen sind die Gemeinde der Gläubigen El Hakim's. Dem Gedanken der Einen Religion Mohammed's traten, längst in der Volkssehnsucht geahnt, als gesammelte Macht der Einen christlichen Welt, als Sammeldrang der Christenheit die Kreuzzüge entgegen, anstatt durch den Staat durch die römische Kirche geeinigt. Im Widerspruch mit der Ansicht, daß die Kreuzzüge in erster Linie ein Werk des französischen Elements waren, bezeichnet Cassel sie als durchaus germanischen Ursprungs; nach ihm nahm beim ersten Kreuzzuge das ganze germanische Volk im Geiste das Kreuz; denn zu seinem Wesen habe stets die Eroberung gehört, nunmehr veredelt durch die heilige Schwärmerei des Glaubens; aber nicht ein Stamm, sondern das ganze christliche Volk habe „Dieu le veut!" gerufen. Der christliche Volksgeist mit christlichen Zielen bedingte die Kreuzzüge, die lange im Herzen des Volks vorbereitet waren; aber es fehlte ganz an Einheit der Leitung und des Plans, und darum blieben dauernde Folgen und die erforderliche Colonisation der Eroberungen aus. Weit älter als die Kreuzzüge ist die Sage vom heiligen Georg, der schon im 7. Jahrhundert in Kleinasien an der Küste bei Antiochia, Beirut und Jaffa als Drachentödter verehrt wurde. Georgos heißt im Griechischen der Ackermann, und Christus, der so den Vater nennt, ist es selbst: er ist der Ackermann, der Auferstehung ins Menschenherz säet, der Drachentödter, der das in Furcht und Tod schwebende Volk zum ewigen Leben rettet. Auch als Märtyrer unter Diocletian wird St.-Georg in der Legende genannt, und in einem kurzen Ueberblick zeigt uns der Autor die ungeheure Verbreitung von Georgs-Sagen und -Beziehungen in der ganzen Welt. Zu Mohammed zurückkehrend, fällt unser Auge auf die Schilderung, die Voltaire von ihm entwarf, und wir freuen uns mit Cassel, daß heutzutage, im Gegensatze zu früher, Shakspeare's Einfluß den Voltaire's überwiegt; denn Voltaire hatte in jeder Beziehung einen schädlichen Einfluß und machte mit der dreistesten Stirn Geschichte; sein Mohammed ist ein elender, feiger Gauner, der sich über die Dummheit seiner Anhänger lustig macht; aber mit Hohn und Verachtung läßt sich nicht eine Welt gängeln und beherrschen, damit und mit gemeinen Mitteln keine Weltreligion stiften. Die hauptsächlichsten Khalifate, die Cassel berührt, sind Cordova und Damaskus mit ihrer eigenartigen Pracht. Der Autor ergeht sich in sinnigen Betrachtungen über die gothische und die maurische Baukunst und schildert dann die Machtstellung der Abbassiden in Asien, die allen Widerstand gegen den Islam zu ersticken und das Gedächtniß der altpersischen Zeit auszutilgen suchten. Harun al Raschid war ein sehr starrer Muselman und so wenig wie Saladin ein idealer Charakter, sondern ein grausamer Tyrann, der sein Volk bis aufs Blut auspreßte, um sich ungeheuere Reichthümer zu verschaffen; um reichen Lohnes willen haben ihn trotzdem die Poeten sklavisch verherrlicht. Erobernd drang das mohammedanische Schwert bis Somnath in Indien vor, wo Mahmud von Ghazna die enormen Schätze des Götzentempels wegnahm. Die Macht des Khalifats war gesunken und auf geistliche Autorität beschränkt; Mahmud, ein Sprosse niedern Geschlechts, wurde ein Weltgebieter, eroberte Vorderindien und trat roh die ganze Cultur danieder. Er ließ sich durch Dichter feiern, aber sie alle waren Perser, ihr größter der unsterbliche Firdusi; so blieben trotz aller mohammedanischen Gewalt persische Literatur und persischer Geist in dem arabisirten Staat in hoher Geltung; augenfälliger als irgendwo zeigte sich die Unfähigkeit des Islam zu wirklicher Culturbildung an Mahmud, nach dessen Ende 1030 sein Reich alsbald zerfiel und Ghazna völlig verkam. So sind wir nach Indien gelangt.

Im Lande der Brahmanenweisheit, dem Sitze der geistigen Größe Indiens, war auch stets das Centrum der indischen Geschichte, wie uns Cassel vorführt; auf seinen Ebenen wurden alle Schlachten um die Gesammtherrschaft Hindostans geschlagen; Delhi, einst die prachtvollste aller Hauptstädte, ist seit der Verwüstung durch Schah Nadir 1738 nur noch ein Schatten. Mit großer Vorliebe für die Engländer schildert der Autor, wie in ihnen noch heute die Pilgerlust der angelsächsischen Periode lebendig ist; während aber früher von England aus Sendboten des Christenthums in alle Welt ausgingen, segelten im fernern Laufe der Geschichte englische Eroberer überall hin, die nicht nur für ihr Schwert, sondern auch für die allgemeine Cultur fremde Länder erwarben und sie mit germanischer Sprache und germanischem Geist befruchteten; etwas optimistisch dürfte freilich die Haltung der Briten in Indien aufgefaßt sein. Großes Verdienst aber erwarben sie sich unstreitig durch die Neubelebung des Sanskrit, womit die Wurzel zur Sprachvergleichung aufgefunden war; fleißiger als jede andere Nation betrieb dann die deutsche das Sanskritstudium. Ganz im Gegensatze zur künstlerischen Anschauung der classischen Welt steht die mancher Völker des Alterthums; in Assyrien und Persien z. B. geben die Denkmäler fast allein Andeutungen über das einstige Geistesleben, aus ihnen sprechen die Ge-

danken des Volks, sie sind die Sprache desselben. Als hervorragendes Zeugniß hierfür verweist der Autor auf die geflügelten Stiere von Persepolis: war der Stier das Symbol der iranisch-zoroastrischen Götterlehre, so bedeuteten die Flügel den Zusammenhang des Ueberirdischen mit dem Irdischen und die Macht irdischer Herrschaft über das Luftreich, wie sie die orientalischen Könige in Anspruch nahmen. Ceylon dient vielfach zu Vergleichen, seit der Reisende den Fuß nach Cypern gesetzt hat. Beide Inseln waren einst wunderbar schön, und Ceylon ist es noch; Cypern aber, die überreiche Getreidekammer, ist unter türkischer Herrschaft verkommen; von ihren Cypressenhainen, wovon sie den Namen erhielt, ist viel unter der Axt gefallen; auch das Kupfer hat von ihr seinen Namen. Obgleich die Insel des religiös begründeten sinnlichen Genusses, das Cypern der Aphrodite, der Religionsinsel des philosophischen Buddha-Cultus gewiß fremd erscheinen mag, weist Cassel auf Beziehungen beider Inseln und selbst beider Culte hin und hebt hervor, wie trotz der Pflege der Sinnenlust Cypern den Stoiker Zeno erzeugte, wie hier die Apostel evangelischer Reinheit, Joseph Barnabas und Paulus, lehrten und falsche Propheten entlarvten. Von Englands Herrschaft muß die allmähliche Regeneration der Insel erwartet werden, deren schönste Tage unter den Lusignans waren; die Ahnfrau dieses mächtigen Hauses war die Schlangenfürstin, die schöne Melusine, die in cyprischer Tradition und Sage ihre weite Verbreitung fand. Dann erzählt Cassel die Sage vom Drachentödter Bellerophon, dem Besieger der den Lykiern erblich verfeindeten Solymer. Schließlich geht er nach Aegypten über, welche Route dem Titel des Buchs nicht entspricht. Im Gegensatz zu den Phöniziern, die als kühne Seefahrer das Meer über alles liebten, haßten es die Aegypter, und während von jenen nichts hinterblieb, stehen die Ruinen der ägyptischen Baukunst heute noch gewaltig und gebietend. In den Pyramiden sieht Cassel keine Grabstätten, sondern Monumente, von den Königen für die Ewigkeit bestimmt; sie repräsentiren die Erhebung von König und Volk gegen den Himmel, gegen die Sonne hin, als deren Sohn der Pharao gelten will; sie erheben wenig Anspruch auf Formschönheit, desto mehr Werth legen sie auf Dauerhaftigkeit, denn der Aegypter glaubte an die Wiederkehr der Gestorbenen. Der Obelisk ergänzte die Pyramide, repräsentirte die Kraft, welche diese trug, die Erde Aegyptens. Die Glutzeit, da die Sonne in den Löwen trat, war die Segenszeit für das Land, denn der Nil überflutete es dann, darum war der Löwe, sonst ein Bild des Todes, das Symbol des Nilsegens, und seinen Leib trägt die Sphinx; in Griechenland war dieselbe Jahreszeit die verderbliche, wo alles verdorrte und abstarb; darum sah man dort in der Sphinx ein zerstörungssüchtiges Ungeheuer. Das Aufgeben von Räthseln galt im Alterthum und bis ins Mittelalter als Zeichen vorzüglicher Weisheit; der Kampf mit der Sphinx, deren Räthsel den Tod brachten, war in Griechenland ein Kampf mit dem Tode und der Verheerung; Athene's Weisheit aber gab Oedipus die rechte Lösung des Sphinxräthsels und den Sieg: der Mensch löste das Räthsel des Todes.

Arthur Kleinschmidt.

Zur Literaturgeschichte.

1. Aus dem Herder'schen Hause. Aufzeichnungen von Johann Georg Müller. (1780—82.) Herausgegeben von Jakob Baechtold. Berlin, Weidmann. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.

Das rege Interesse — unter anderm charakterisirt durch die Suphan'sche kritische Ausgabe von Herder's „sämmtlichen Werken" und durch Rud. Haym's Biographie Herder's —, mit welchem sich die Forschung demjenigen deutschen Dichter zuwendet, welcher auf Goethe von entscheidendem Einfluß wurde und der Weltliteratur die Bahnen eröffnete, hat auch zu der Veröffentlichung des obigen Buchs geführt. Sein Inhalt ist ein weiterer Beitrag zur Kenntniß Herder's, ein neues Document, welches freilich viel Unwichtiges neben dem Wichtigern registrirt, für den Herderbiographen.

Die Aufzeichnungen, von der Hand Johann Georg Müller's (geb. 3. September 1759 im Canton Schaffhausen), des Bruders des bekannten Geschichtschreibers, herrührend, waren ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt; Müller selbst nennt sie nach fünf Jahren „eine Misgeburt von Schönem und Gutem, aber ebenso viel närrischem, überspanntem Zeug".

Johann Georg Müller, ein zwanzigjähriger ernster Jüngling, war aus der gläubig mystischen Sphäre Lavater's plötzlich in die kühle Schule der Göttinger gekommen. Von endlosen Zweifeln und Selbstquälereien angefochten, suchte er Ruhe des Gemüths und Rath bei dem verehrten Gottesmann in Weimar, welcher eine ähnliche Stimmungsepoche längst überwunden hatte.

Müller wurde der vertrauteste und treueste Freund des Herder'schen Hauses, und gewohnt, über alles, namentlich über seine seelischen Zustände ängstlich Buch zu führen, fühlte er sich gedrängt, die Erinnerungen an den weimarer Aufenthalt niederzuschreiben.

Dieselben enthalten, wie schon bemerkt, neben vielem Unbedeutenden auch manches Bedeutende. Allein die kleinen menschlichen Züge, die ganze Umständlichkeit, mit welcher uns die edle Persönlichkeit und der tüchtige Haushalt Herder's vorgeführt werden, sind es, die dem Büchlein einen gewissen Reiz verleihen, und so nehmen wir die Gabe dankbar an als Erinnerung an eine denkwürdige Stätte und an den großen Mann, welchem erst unsere Zeit gerecht werden will. Der regen Detailforschung der Gegenwart, welche gewiß gern zu ergründen strebt, ob

Seine Hochwürden der Herr Superintendent „ein gelbes Pfeifchen Taback" schmaucht, oder auf dem Kanapee etwas „schnärchelt", wird das Buch ganz besonders willkommen sein.

Wahrhaft glänzend ist dasselbe ausgestattet; es verdient dies rühmende Anerkennung. Schade, daß gegenüber einem Werke, das doch immerhin nur Material, nur Bausteine für ein größeres Gebäude liefert, so manche tüchtige Erzeugnisse, die sich Selbstzweck sind, mit einem oft erbärmlichen äußern Gewande sich begnügen müssen.

2. Die Dichtung in Bildern. Literarische Studien von Bayard Taylor. (Ausgewählte Schriften. Erster Band.) Leipzig, Grieben. 1881. 8. 3 M.

Zu früh ist der Autor von seiner irdischen Thätigkeit abberufen worden, welcher mit so viel Glück als verständnißvoller Vermittler deutscher Literatur in Nordamerika gewirkt hat, welcher den Plan einer Doppelbiographie der beiden deutschen Dichterheroen Goethe und Schiller seit lange in der Seele trug — Bayard Taylor, der langjährige nordamerikanische Gesandte in Berlin.

Vor uns liegt heute der erste Band der von seiner Witwe Marie Hansen-Taylor in deutscher Uebersetzung herausgegebenen „Ausgewählten Schriften". Derselbe umfaßt die acht Abhandlungen: „Lessing", „Klopstock", „Wieland und Herder", „Schiller", „Goethe", „Goethe's Faust", „Tennyson", „William Makepeace Thackeray", „Weimar" (I. Herbsttage in Weimar [1873], II. Weimar im Juni [1874]). Die fünf ersten sind dem von Harry H. Tooker nach dem Tode Bayard Taylor's herausgegebenen „Studies in German Litterature" entnommen, die Abschnitte über Tennyson und Weimar den von Marie Hansen-Taylor nach dem Tode des Verfassers selbst gesammelten und herausgegebenen „Critical Essays and Litterary Notes". Die Auswahl ist ohne Zweifel eine recht glückliche zu nennen; die Uebersetzung der Herausgeberin, einer Deutschen von Geburt, ist fast durchgehends correct und fließend. Bieten die einzelnen Abhandlungen dem Fachmanne auch nicht eigentlich Neues, so verdienen sie doch, schon mit Rücksicht auf das weitere Publikum, eine volle Werthschätzung; sie verdienen eine liebevolle Aufnahme als die Erzeugnisse eines für deutsches Denken und Dichten begeisterten trefflichen Mannes, welcher seinen Landsleuten beides nahe gebracht.

Interessant war uns insbesondere die Darlegung der Beziehungen zwischen den deutschen und englischen Dichtern. Die Einwirkungen der modernen europäischen Literaturen aufeinander haben die deutschen Literarhistoriker bisher zu wenig ins Auge gefaßt. Es gehört dazu eben auch eine über die Nationalliteratur hinausgehende Kenntniß. So äußert Taylor z. B. in seinem Aufsatze über Lessing:

Meiner Meinung nach ist von Lessing's Biographen das, was er den Engländern zu verdanken hatte, nicht gehörig berücksichtigt worden. Es wird unter anderm gesagt, daß seine Sinngedichte sich lesen, als wären es steife Uebertragungen aus den Classikern der Alten; mich erinnern sie an die gleichartigen Leistungen von Swift und Garrick. Bei den drei Stücken, mit denen er einen völligen Umschwung des deutschen Theaters bewirkte: „Miß Sara Sampson", „Minna von Barnhelm" und „Emilia Galotti", haben ihm die englischen Dramatiker zum Muster gedient. Mit diesen Stücken führte er das bürgerliche Drama in Deutschland ein. . . . Der „Laokoon oder Ueber die Grenzen der Malerei und Poesie" scheint, ob es gleich eine kritische Schrift im positiven Sinne ist, im negativen Sinne einem längst in Vergessenheit gerathenen englischen Briefe den Ursprung zu verdanken. Joseph Spence, dessen „Anekdoten" von Pope und andern sich bisjetzt noch im Druck erhalten haben, veröffentlichte 1747 ein Werk, welches den Titel „Polymelis" führte und worin er, die bildende Kunst und die Poesie der Alten in Verbindung bringend, die Ansicht ausspricht, daß beide einander gegenseitig erläutern, oder mit andern Worten, daß sie dieselben Erscheinungsmomente gegenständlich behandeln. Lessing, dessen Interesse für die classische Kunst durch Winckelmann's Forschungen lebhaft angeregt worden war, sah sich veranlaßt, die Sache in nähere Erwägung zu ziehen, und indem er Malerei und Poesie der Alten einander gegenüberstellte, aussindig zu machen, ob, wie Spence behauptete, beide wirklich nur in der Darstellungsart desselben Gegenstandes sich voneinander unterscheiden, oder ob eine jede Kunst für sich ihren eigenen Anschauungskreis besitze.

Wir müssen es uns in Anbetracht des zugemessenen Raums versagen, noch weitere treffliche Stellen aus dem Buche mitzutheilen; wir weisen aber noch besonders auf die beiden Aufsätze „Tennyson" und „Thackeray" hin, von denen namentlich der erstere ein Ergebniß feinfühliger Kritik ist.

Lebhaft hat uns der Anhang „Herbsttage in Weimar (1873)" und „Weimar im Juni (1874)" gefesselt; wie Bayard Taylor zu jener Zeit sich in der Musenstadt aufhielt, um Materialien für seine Goethe- und Schiller-Biographie zu sammeln, wie tausendfache Erinnerungen in seiner Seele auftauchten, wie die durch den dichterischen Geist geheiligten Stätten ihn zu stiller Verehrung fortreißen —, so war es uns vergönnt, noch im September vorigen Jahres auf einer Ferien- und Studienreise dieselben Eindrücke, welche der Verfasser in so warmen Farben malt, aufzunehmen. Die beiden Abhandlungen haben uns auch noch durch sonstige für den Culturhistoriker wichtige Mittheilungen lebhafte Befriedigung gewährt.

Wir wünschen den „Ausgewählten Schriften" Bayard Taylor's, von denen der zweite Band bald folgen möge, die freundlichste Aufnahme im deutschen Publikum.

Otto Weddigen.

Neuere philosophische Literatur.

1. Vorlesungen über Aesthetik oder über die Philosophie des Schönen und der schönen Kunst, von Karl Christian Friedrich Krause. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Paul Hohlfeld und August Wünsche. Angehängt: drei dresdener Vorlesungen, ein Brieffragment und eine Abhandlung über Schönheit. Leipzig, O. Schulze. 1882. Gr. 8. 7 M.

Es ist überall etwas anderes um ein System oder einen Lehrbegriff der Philosophie an sich, und um den persönlichen Urheber oder den Menschen, aus dessen Geiste dasselbe entspringt. Selbst die akademische Lehrthätigkeit eines Philosophen deckt sich nicht vollständig mit seinem System, indem dort das Denken oft weitere Kreise zieht und sich ungezwungener gibt als hier. Selbst in posthumen Vorlesungen ist das Bild eines Autors oft theilweise ein anderes, als es uns sonst aus seinen Lehren und Schriften entgegentritt. Die ganze hier aus authentischen Quellen dargebotene Aesthetik Krause's bewegt sich durchaus in dem Stile des philosophischen Idealismus der Schelling-Hegel'schen Zeit und streift namentlich auch an den theologisirenden Charakter der Richtung Weiße's in der Auffassung des Schönen an. Es ist aber im allgemeinen ein sehr ansprechendes Lebensbild des Philosophen, welches aus dem Rahmen dieser Vorlesungen herauszublicken scheint. Der Stil ist klar, anmuthig und im wesentlichen auch frei von dem schwerfälligen Bombast der Schulsprache der damaligen Zeit, sowie auch die eigene Terminologie Krause's hier mehr zurücktritt vor dem Interesse an dem Reichthum und der concreten Lebendigkeit des Stoffs. Die persönlichen Eigenschaften Krause's waren ja höchst achtungswerth, und er unterschied sich namentlich auch durch seine Bescheidenheit sehr vortheilhaft von dem gespreizten Dünkel der meisten Genossen der damaligen Richtung der Philosophie. Das System Krause's an sich war ein noch weit mehr in die Region einer nebelhaften Abstraction emporsteigender Wort- und Phrasenbau als etwa dasjenige Hegel's, aber der concrete Stoff und Gehalt des Wissens wurde bei ihm durchaus nicht in dem gleichen Grade von dem starren Schema einer absoluten dialektischen Methode beherrscht als bei diesem. Es ist auch bei Hegel selbst, als dem Hauptvertreter der ganzen neuern Geistesdialektik oder Begriffsdichtung, immer eine doppelte Seite oder Natur zu unterscheiden: die eine des strengen Denkers und abstracten Philosophen, der alles mit dem Maßstabe seiner unfehlbaren Methode auszumessen oder in die Kategorien derselben einzuordnen versucht, und die andere des kenntnißreichen und das Wirkliche oder Concrete mit offenem Blick ansehenden Forschers und Gelehrten, wobei die letztere Natur stellenweise die Oberhand gewinnt und mit der überquellenden Fülle der stofflichen Anschauung den strengen Bann des methodischen Formalismus durchbricht. Das Eigenthümliche bei Hegel war dieses, daß sein System oder seine allgemeine philosophische Weltanschauung zugleich eine Methode in sich einschloß, die er mit rücksichtsloser Consequenz auf allen gegebenen oder concreten Inhalt des Wissens in Anwendung zu bringen versuchte. Der hochgewölbte Dom der idealistischen Weltanschauung Krause's aber ließ noch weit mehr Raum für das frische Erfassen und die unbefangene Würdigung und Darstellung des Concreten, als die eigensinnige Uniformität und pedantische Voreingenommenheit der Methodik Hegel's. Auch hatte Krause für das Schöne ein wirkliches tiefes Verständniß, und es war seine ganze Natur überhaupt eine ästhetisch angelegte, sowie er auch in Dresden eingehende Studien und Forschungen über die Kunst gemacht hatte. Während bei Hegel die logische Schablone alles beherrschte und durchdrang, findet sich Krause nur gelegentlich in seiner eigenthümlichen, allerdings mitunter sehr bizarren Weise mit dem Bedürfniß der äußerlichen Schablonisirung ab, während er sonst im allgemeinen dem Stoffe wie ein anderer vorurtheilsfreier und gebildeter Denker gegenübertritt. Es liest sich das alles hier namentlich auch weit leichter und anmuthiger als etwa bei Weiße. Die Hereinziehung der Gottesidee bleibt freilich immer eine für das wissenschaftliche Begreifen des Schönen überflüssige Hyperbel; immer aber ist das hier Gebotene reichhaltig genug, um auch jetzt noch und vielleicht selbst in weitern gebildeten Kreisen Anerkennung und Beachtung zu finden, sowie auch die Thätigkeit und der Fleiß der Herausgeber nur lobend erwähnt werden kann.

2. Descartes' Erkenntnißtheorie. Eine Studie zur Vorgeschichte des Kriticismus. Von Paul Natorp. Marburg, Elwert. 1882. Gr. 8. 4 M.

Descartes und Kant sind zwei Geister, deren jeder den entscheidenden Anstoß zu einer ganzen weitern Epoche in der Entwickelung der neuern Philosophie gegeben hat. Ein solcher Anstoß wird in der Regel herbeigeführt durch eine gewisse Verinnerlichung oder ein sich vertiefendes Zurückgehen des Bewußtseins der Subjectivität über sich, woraus eine neue und höhere Formulirung oder Auffassung ihres Verhältnisses zur äußern Welt entspringt. Dieses war der gleiche Fall bei Descartes und bei Kant, so verschieden auch ihre Lehren an sich und in ihren weitern Fortsetzungen und Consequenzen waren. Der Verfasser der obigen gründlichen und gediegenen Schrift ist, wie uns scheint, durchaus auf dem richtigen Wege, die Erscheinungen der Geschichte der Philosophie in tieferer Weise und nach einem höhern Stile aufzufassen, als dieses gemeinhin noch in der Historiographie geschieht. Die Geschichte der Philosophie ist ein Complex von Erscheinungen, in deren ganzen Verhältnissen nothwendig bestimmte Gesetze oder organische Ordnungen und Gliede-

rungen stattfinden müssen. Das wahre und fruchtbringende Verfahren kann hier nur das der eingehenden Vergleichung der einzelnen Erscheinungsgruppen und Abtheilungen sein. Wir möchten hierbei z. B. darauf hinweisen, wie unter den Nachfolgern des Descartes sich zwischen Spinoza und Leibniz derselbe Gegensatz der doppelten Auffassung der Welt im Lichte der Einheit und der Vielheit zeigt, wie er nach Kant in den Lehren von Hegel und Herbart seine Vertretung gefunden hat. Aller wahre Fortschritt der Philosophie in der Geschichte liegt zuletzt wesentlich in ihrer Methode oder Denkform enthalten. Die Frage nach der wahren Denkform ist zuletzt überhaupt die entscheidendste für den ganzen Fortschritt und die Vollkommenheit der Philosophie. Descartes sah in der Denkform der Mathematik das allgemeine Ideal und Vorbild für die Methode der Philosophie, und es war diese Auffassung im wesentlichen auch noch für seine Nachfolger entscheidend, während von Kant das Falsche dieser Analogie in der Verweisung aller bloßen Verstandesdemonstration hervorgehoben und bekämpft wurde. In der Zeit nach Kant trat dann die ganze neuere Begriffsdialektik in Fichte, Schelling, Hegel u. a. hervor, in welcher der Philosophie eine eigenthümliche, in dem sogenannten speculativen Vermögen der Vernunft wurzelnde Denkform zu geben versucht wurde. Es kommt überall weniger auf das materiale Was oder den objectiven Gehalt, als vielmehr auf das formale Wie oder die ganze innere subjective Methode des Denkens mit ihren besondern Anschauungen und Voraussetzungen bei den entscheidenden Größen in der Philosophie an. Was Kant selbst gelehrt und gedacht hat, ist weniger wichtig als die ganze Art, wie er sich zu den Fragen und dem Stoffe des Wissens in seiner Zeit gestellt hat. Es wird allmählich Zeit, die Erscheinungen der Philosophie in der Begründung durch ihre menschlichen und historischen Motive tiefer zu durchforschen als bisher, und wir glauben in der vorliegenden Schrift einen anzuerkennenden Schritt nach dieser Richtung hin erblicken zu dürfen.

3. Babylonierthum, Judenthum, Christenthum. Von Adolf Wahrmund. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 6 M.

Die neuern Forschungen über den Semitismus und andere altorientalische Völkerkreise haben auch für die Auffassung des Judenthums nach seiner ganzen Stellung und seinen historischen Zusammenhängen manche weitere Gesichtspunkte eröffnet. Der Verfasser dieser Schrift läßt uns das Judenthum theils nach seinen althistorischen oder orientalischen, theils nach seinen neuern oder gegenwärtigen occidentalischen Verhältnissen und Beziehungen entgegentreten. Die Richtung und Tendenz dieses Buchs ist diejenige, welche man jetzt als antisemitisch zu bezeichnen pflegt. Ohne auf das Nähere dieser Frage hier irgendwie eingehen zu wollen, möchten wir doch hervorheben, zuerst daß durch alle blos akademischen Erörterungen zu irgendeinem praktischen Resultat hierin nicht gelangt wird, und dann daß auch die theoretische Würdigung des Judenthums doch immer nur eine allseitig gerechte und dasselbe in der ganzen Eigenart seiner historischen Stellung unbefangen auffassende sein darf. Es ist an sich ja ganz richtig, wie der Verfasser bemerkt, daß die Juden eigentlich ein antikes und in der engen nationalen Beschränktheit alles jenes frühern menschlichen Lebens stehengebliebenes Volkselement sind; aber sie sind auf der andern Seite doch namentlich mit dem deutschen Gesammtleben in einer durchaus untrennbaren Weise verwachsen, indem sie meistens unsere Sprache reden und immerhin ein nicht wohl zu entbehrendes Bindemittel zwischen unserer Cultur und dem Völkerleben des europäischen Ostens ausmachen. Wir können nur wünschen, daß diese ganze Frage möglichst bald wieder aus der Reihe der öffentlichen Tagesfragen verschwinden und daß man den Veranlassungen derselben mehr mit Milde und Humanität, als mit Voreingenommenheit und leidenschaftlicher Polemik begegnen möge. Das absolut Eigenartige und Exceptionelle in der Stellung des jüdischen Volks in der Geschichte läßt auch die Anwendung aller einseitigen Begriffe und Kategorien über das Völkerleben auf die Beurtheilung seiner Verhältnisse immer als ungenügend erscheinen. So sehr der Verfasser auf einzelne Seiten dieses merkwürdigen, ethnographisch-historischen Problems ein gewiß richtiges und von ausgebreiteter Kenntniß des alten orientalischen Völkerlebens getragenes Licht fallen läßt, so können wir uns doch nicht zu der Ansicht bekennen, daß der innerste Kern desselben wahrhaft und in gerechter Abwägung aller seiner Momente von ihm getroffen worden sei.

4. Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze von M. Lazarus. Zweite, erweiterte und vermehrte Auflage. Dritter Band. Berlin, Dümmler. 1882. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Der vorliegende Band des Werks von Lazarus über die Seele umfaßt die vier Monographien: 1) „Der Takt"; 2) „Die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste"; 3) „Die Freundschaft"; 4) „Zum Ursprung der Sitten". Lazarus ist überall ein feinsinniger, umsichtiger und geistvoller Beobachter des Seelenlebens. Die Form der Monographien ist für seine Richtung charakteristisch, welche an sich außerhalb der Grenze jeder streng geschlossenen systematischen Gliederung des zu bearbeitenden Stoffs steht. Es darf hier darauf hingewiesen werden, daß der ganze Begriff und Umfang der Psychologie in der neuern Zeit ein wesentlich reicherer, freierer und vielseitigerer geworden ist. Es war früher immer nur das abstracte menschliche Subject an sich, welches durch die Kategorien und Methoden der Psychologie in seinem Seelenleben zu bearbeiten versucht worden war. Durch Lazarus und die Genossen seiner Richtung ist dann auch der Begriff und das Ziel einer Völkerpsychologie aufgestellt worden. Der Mikrokosmus von Lotze hat ebenso den Begriff der Seele

und des Wissens von derselben in einem weitern und reichhaltigern Sinne gefaßt. Es ist nicht blos die Seele an sich genommen, sondern es ist der ganze concrete Inhalt ihrer Werke, Producte und Erscheinungen, welche den wahrhaften Stoff und Gegenstand des Erkennens für die Psychologen bildet. Der Gesammtumfang aller menschlichen Lebenserscheinungen aber ist zuletzt kein anderer als die Geschichte, und es müssen insofern auch alle neuern Bestrebungen der Philosophie oder des denkenden Begreifens der Geschichte mit in diese weitere Grenze und Auffassungsform der Psychologie eingeschlossen werden. Das Seelenleben des Individuums, das der Völker und das der Menschheit in der Geschichte im ganzen sind zuletzt nur einzelne Seiten und Abtheilungen des großen Gesammtstoffs der Lebensanschauungen des menschlichen Geistes oder der Subjectivität überhaupt auf der Erde. Alles dieses aber muß nicht blos beobachtet und zusammengestellt, sondern auch aus seinen natürlichen bestimmenden Gesetzen und Motiven abzuleiten versucht werden. Auf diese innere Analyse der Erscheinungen des Seelenlebens ist wesentlich das Bestreben von Lazarus gerichtet, dessen Schriften sich durch ihre Klarheit und Eleganz eine weit verbreitete Anerkennung im Publikum erworben haben.

5. Commentar zu Kant's Kritik der reinen Vernunft. Zum hundertjährigen Jubiläum derselben bearbeitet von H. Vaihinger. Erster Band. Erste Hälfte. Stuttgart, Spemann. 1881. Lex.-8. 4 M. 50 Pf.

Diese Arbeit trägt das Motto von F. A. Lange an der Stirn: „Man hat allen Grund, mit den ernstesten Studien, wie sie bisjetzt unter allen Philosophen fast nur auf Aristoteles verwandt worden sind, in die Tiefen des Kant'schen Systems einzudringen." Das Wort Kant-Philologie bezeichnet hier durchaus die von dem Verfasser zu seinem Stoff eingenommene Stellung. Dieselbe Methode der streng philologischen, alles Einzelne in der genauesten und selbst peinlichsten Weise aufhellenden Akribie wie auf Aristoteles und andere classische Autoren wird hier auch auf Kant, den Stammvater aller weitern deutschen Philosophie, in der Analyse seines grundlegenden Hauptwerks, der „Kritik der reinen Vernunft", in Anwendung gebracht. Die Berechtigung hierzu liegt überall in dem bleibenden und fortwirkenden Werthe des Kant'schen Lehrgebäudes enthalten, ebenso wie auch die Arbeit Vaihinger's durch Geist, umfassende Gelehrsamkeit und eingehende Gründlichkeit ein bleibendes und würdiges Denkmal desselben zu werden verspricht.

Konrad Hermann.

Zur Dante-Literatur.

Dante in Germania. Storia letteraria e bibliografia Dantesca Alemanna per G. A. Scartazzini. Parte prima: Storia critica della letteratura Dantesca Alemanna del secolo XIV sino ai nostri giorni. Neapel, Hoepli. 1881. 8. 10 Lire.

Diese jüngste, italienisch abgefaßte Publication des rastlos thätigen Verfassers soll in erster Linie den Italienern, soweit sie geneigt sind, auf ein solches Thema einzugehen, eine volle Einsicht in die Theilnahme der Deutschen an der Förderung des Dante-Studiums gewähren; dann aber verfolgt sie auch die allgemeine Aufgabe, allen, welche sich ernstlich mit Dante befassen, den geschichtlichen Entwickelungsgang deutscher Geistesarbeit zum Zwecke der Erkenntniß Dante's und seiner Werke, mehr bequem darlegend als streng zusammenfassend, vorzuführen. Man dürfte nicht glauben, daß es ebenso gut gelingen würde, Dante in Frankreich oder in England oder einem andern Lande außer Italien, der Heimat des Dichters, in ähnlicher Weise aufzusuchen; denn wir Deutsche haben wol ein besonderes Anrecht an Dante, welchem wir redlicher und hingebender unsere Thätigkeit gewidmet haben als alle unsere nichtitalienischen Nachbarn. Den Italienern selbst aber thut es vielfach noch immer noth, der Hülfe mehr und mehr eingedenk zu werden, die deutscher Geist und deutscher Fleiß ihnen seit einem Jahrhundert geleistet, ihren Nationaldichter, der zugleich für die ganze gebildete Menschheit der größte Dichter des Mittelalters ist, zu allgemeiner Anerkennung zu bringen. Scartazzini's Werk, dessen erste Hälfte hier vorliegt, bietet zu dem Zweck ein Material an Umfang ohnegleichen, welchem das Bedeutende sowol als das zahlreiche Unbedeutende, wie beide den Fortgang der Entwickelung bezeichnen, angehört. Eine solche Fülle des Materials möchte neben Scartazzini kein Zweiter bei uns in Deutschland zusammenzubringen, kein Zweiter eine solche Masse zu bewältigen und mit so umfassender Kenntniß kritisch zu sichten im Stande sein. Referent ist in der Lage, dies besser als andere zu beurtheilen, da er selbst den Gegenstand im Jahre 1865 in dem Aufsatze „Dante in Deutschland", nach Maßgabe seiner beschränkten Mittel und Kräfte, bearbeitet hat: vergleicht er seine skizzenhafte und unvollständige Darstellung mit dem, was jetzt Scartazzini geleistet, so ist er erstaunt, was ihm damals alles entgangen; sogar die Kenntniß des Gedichts von Hans Sachs über Dante verdankt er erst diesem.

Der Verfasser verfährt in der Darlegung seines Stoffs chronologisch, ja annalistisch, indem er von Jahr zu Jahr bis zur Gegenwart vorschreitet; methodisch dagegen soll die zweite Hälfte, welche den bibliographischen Theil bringen wird, abgefaßt sein. Der ganze Zeitverlauf seit dem Ende des Mittelalters, wo sich die frühesten Spuren von Bekanntschaft mit Dante in Deutschland offenbaren, zerfällt nach des Verfassers Annahme in fünf Perioden, deren erste bis in den Anfang dieses Jahrhunderts reicht und vom Jahre 1559 bereits eine lateinische Ausgabe und deutsche Uebersetzung des Buchs „De monarchia",

sowie von 1755 eine zu Leipzig erschienene Textausgabe der „Commedia" und weiterhin die ersten deutschen Uebersetzungsversuche von Bachenschwanz und August Wilhelm Schlegel, auch schon die vollständige Terzinenübersetzung von Kannegießer aufweist. Die zweite Periode, charakterisirt durch die beginnende Vertiefung in den Sinn Dante's, nimmt ihren Anfang mit der ersten bahnbrechenden Publikation K. Witte's im Jahre 1824 und erstreckt sich bis zum vollständigen Erscheinen der Uebersetzung und Erklärung der „Commedia" von Philalethes (Prinz Johann von Sachsen) im Jahre 1850, ein Vierteljahrhundert, in welchem bereits sich K. Witte durch eine Reihe von Arbeiten als einzig hervorragenden deutschen Dante-Forscher documentirt. In der dritten Periode bis zur großen Säcularfeier des Dichters treten geschichtliche und philologische Untersuchungen in den Vordergrund, an deren Spitze Wegele's Dante-Biographie, Blanc's „Vocabolario Dantesco" und Witte's kritische Textausgabe der „Commedia" stehen. Die vierte Periode enthüllt das erfreuliche Schauspiel eines regen Enthusiasmus für den Dichter aus Anlaß des sechshundertjährigen Dante-Jubiläums im Jahre 1865, welches nicht blos in Italien, sondern auf ebenso würdige als erfolgreiche Weise auch bei uns in Deutschland gefeiert wurde. Früchte dieser Feier sind die Gründung der Deutschen Dante-Gesellschaft und die Herausgabe des „Jahrbuchs" derselben, das seit 1867 bisjetzt in vier Bänden eine Reihe werthvoller Einzelforschungen, besonders von K. Witte und Scartazzini, umfaßt. Die fünfte Periode bis zur Gegenwart führt noch eine Summe mehr und weniger schätzenswerther Schriften und Aufsätze vor zum Verständnisse Dante's, seiner Werke, seines Lebens und seiner Zeit, deren Gesammtresultat indeß dem Verfasser das Geständniß abnöthigt, daß der Eifer für die Sache im Niedergange begriffen zu sein scheine, was wir mehr für einen Ansporn zu fortgesetzt regem Eifer als für eine demüthigende Zurechtweisung gelten lassen wollen.

Wie bereits angedeutet, behandelt der Verfasser sein Thema nicht in strenger historisch-kritischer Abfassung, sondern in bequemer Abwechselung von bibliographischen Angaben, eingehenden Referaten des Inhalts der bedeutendern Schriften, kritischen Erörterungen, auch biographischen Mittheilungen bei wichtigen Anlässen. Von sich selbst und seinen weitgreifenden und ertragreichen literarischen Bemühungen um Dante hätte der Verfasser viel mehr zu berichten, als er thut, wenn er eben nicht selbst der Berichterstatter wäre; seine Leser werden es ihm aber danken, daß er uns die erste Anregung zu seinen Dante-Studien, welche er so lebendig in dem Zwiegespräch mit Picchioni in Basel vorführt, nicht verschwiegen hat. An einer Stelle fügt er eine eigene kleine Abhandlung bei Gelegenheit eines Aufsatzes von Witte über Gemma (Dante's Gattin) zur Widerlegung desselben ein. Die Kritiken des Verfassers über die besprochenen Schriften und Aufsätze sind kurz und schlagend, meistens anerkennend, nachsichtig und wohlwollend, wie Referent wenigstens an den eingestreuten Urtheilen über seine eigenen Arbeiten wahrzunehmen reichlich Gelegenheit hat, nur in einigen Fällen vernichtend scharf, weniger in directen Schlägen als verletzend durch Spott und Ironie; doch trifft er mit solcher Waffe niemals ernstliche Bemühung, sondern immer nur großsprecherische dilettantische Unwissenheit, die sich an den hohen Gegenstand heranwagt. Schließlich müssen wir dem Verfasser beipflichten, wenn er bisjetzt noch ein wahrhaft würdiges literarisches Denkmal für Dante vermißt, welches alles umfaßt, was dieses weltgeschichtliche Phänomen in seinem innersten Geisteskerne wie in seiner gesammten Ausstrahlung in die menschheitliche Entwickelung hinein zu erklären vermöchte: was bisjetzt nach diesem Ziele hin geleistet worden, sind allerdings erst Bausteine zur Errichtung eines solchen Denkmals, dessen Gelingen von der nähern oder fernern Zukunft zu hoffen ist.

Theodor Paur.

Ein milesisches Märchen.

Psyche und Eros. Ein milesisches Märchen in der Darstellung und Auffassung des Apulegus beleuchtet und auf seinen mythologischen Zusammenhang, Gehalt und Ursprung zurückgeführt von Adolf Zinzow. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1881. Gr. 8. 6 M.

Weniger bekannt als das duftige, anmuthsvolle und sinnige Märchen von Eros und Psyche, das uns in ganz andere Regionen hineinversetzt, als wir sie sonst in der antiken Literatur zu suchen und finden pflegen, ist die Thatsache, daß dieser ganze scheinbar so leichtgewobene Zauber durch eine Retorte der schwerwiegendsten und verschiedenartigsten mythologischen Substanzen mußte herausdestillirt werden. Die Aufgabe des Forschers ist es also, gleichsam den umgekehrten Proceß des Chemikers zu vollziehen, d. h. aus dem vorliegenden Ganzen die einzelnen Theile und Ingredienzien der mythologischen Syntheſe auf analytischem Wege wieder zu gewinnen. Darin sind die meisten Forscher einig, daß der Rohstoff ein mythologischer ist; aber welcher Art und wie verarbeitet, darüber lauten die Urtheile sehr verschieden. C. O. Müller, Welcker, Preller, Friedländer, Krahner — um nur einige der bekanntern Namen zu nennen — sind sowol was den mythologischen Inhalt als auch was den historischen Hintergrund betrifft (denn auch dieser will festgestellt sein) zu wesentlich verschiedenen Resultaten gekommen; hat doch der letztgenannte Gelehrte, von der Ansicht ausgehend, daß das Zeitalter des Apulegus (d. h. desjenigen Schriftstellers, dem wir das Märchen verdanken) den tiefen Ideengehalt der Erzählung

nicht zu verstehen vermocht habe, dieselbe in einer freien Ueberarbeitung dazu benutzen zu können vermeint, „um gewisse christliche Heilswahrheiten in das Gewand der Ahnung zu hüllen". Solche Versuche müssen nun von vornherein, um es milde zu sagen, ein gehöriges Maß von Skepsis erzeugen; nicht einmal das ist zu billigen, was sich der neueste Forscher, Adolf Zinzow, in seiner uns zur Anzeige vorliegenden Schrift erlaubt hat, gelegentlich seiner christlichen Anschauungsweise in ausgesprochener dogmatischer Färbung Ausdruck zu geben. Das Christenthum gehört auch nicht einmal mit dem äußersten Schatten seines Riesenbaums in das Gefilde der antiken Mythologie, außer etwa, wo die uralten semitischen Elemente desselben zur vergleichenden Betrachtung herangezogen werden, um in ihren Anfängen als Gemeingut der semitischen und der arischen Völker nachgewiesen zu werden.

Die Schrift von Zinzow hat nun jedenfalls das unbestrittene Verdienst, die gründlichste Forschung über den betreffenden Gegenstand zu sein; der Verfasser hat nicht blos nach der Breite gearbeitet und alles das um jenes Centrum versammelt, was zu dessen Klarstellung dienen konnte, sondern er hat seinen Gegenstand auch vertieft und durch richtige Gruppirung von Thatsachen und Combinationen beleuchtet. Stofflich wird kaum noch etwas nachzutragen sein, Bedeutendes gewiß nicht; möglich, daß von dem einen die Methode der mythologischen Forschung, von einem andern einzelne durch Combination und Vergeistung des Stoffs gewonnene Resultate angefochten werden. Das Buch wird nichtsdestoweniger seinen Werth als eine mit Umsicht und Einsicht, mit Gelehrsamkeit und Kritik geführte besonnene Untersuchung behalten. Auch die Form ist im ganzen zufriedenstellend, im einzelnen allerdings durch die massenhafte mythologische Fracht etwas schwerfällig geworden, und doch war gerade hier die äußerste Vorsicht geboten und eine lichtvolle Form unabweisliches Bedürfniß, sollte der Leser das Verständniß für die Schlußoperationen des Verfassers nicht verlieren. In der That, man kann nicht sagen, daß die Schlüsse des Verfassers stets zwingend seien. Es ist hier zwar nicht der Ort, in mythologisches Detail einzugehen oder gar einschlägige Controversen schlichten zu wollen; so viel aber darf gesagt sein, daß denn doch an manchen Stellen uns ein „so ergibt sich von selbst", „so sehen wir also" und ähnliche Anzeichen eines stattfindenden Schlusses überraschen, wo wir noch gar nichts sehen und wo sich noch gar nichts von selbst ergibt. Hier ist eben die Klippe, wo insgemein die vergleichenden Mythologen stranden. Ihr weite Gebiete umfassender Blick, der sich in einem wogenden Nebelmeer von Phantasien ergehen kann, zeitweise ergehen muß, spiegelt ihnen hier und da Visionen vor, wo der nüchterne Beobachter auch nicht die Spur einer umrissenen Gestalt erkennen kann, wo es ihm schwarz vor den Augen wird. Im Vergleich zu den Leistungen dieser Visionäre (es sind sogar recht anerkannte Namen darunter) ist nun freilich Zinzow noch nüchtern zu nennen, aber gleichwol erscheint auch diese Nüchternheit einem Nichtvergleicher stellenweise bacchantisch angeflogen. Es wimmelt da förmlich nicht blos von Combinationen und Identificationen von Zeus-Poseidon-Pluto, sondern von Dione-Aphrodite-Athene, von Apollo-Eros, von Pan-Eros, von Aphrodite-Psyche, von Zeus-Prometheus u. s. w., daß einem oft etwas bange werden möchte.

Um die richtige Unterlage zu gewinnen, war der Verfasser genöthigt, seine Studien der Persönlichkeit des Apulegus und der Beschaffenheit seiner Schrift vom „goldenen Esel" zuzuwenden. Er kam dabei zu dem Ergebniß, daß der „omnium deorum sacerdos", wie Apulegus sich nennt, als erster das Märchen, das er dem Munde des Volks entnommen, literarisch fixirt habe, freilich entstellt genug, jedoch keineswegs, wie Friedländer meinte, so, daß alles Mythologische eine Zuthat des Apulegus sei; im Gegentheil, letzteres fand der Schriftsteller bereits vor, ohne daß jedoch weder er selber noch das Volk eine Idee von der mythologischen Bedeutung der Zuthaten hatte. Daß Allegorie in dem Märchen stecke, hatte schon in den letzten Zeiten des Alterthums Fulgentius Planciades geschlossen; indessen Mythologie ist nicht gleichbedeutend mit Allegorie; letztere hätten wir auch, wenn eine in unserer Zeit ausgesprochene Deutung recht haben sollte, wonach das Märchen blos eine Symbolik des lang geprüften, schließlich mit Glück gekrönten ehelichen Lebens wäre. Sein mythologischer Gehalt ist nun aber, nach des Verfassers Darstellung, derselbe, welcher den Eleusinischen Mysterien zu Grunde liegt, Symbolik also allerdings, aber geschöpft aus den Tiefen der Mythologie. „Noch schimmert durchsichtig durch das hausmütterliche, bequem sie umschließende Oberkleid der Märchendichtung (und zwar keiner andern als der milesischen Märchendichtung, wie aus dem Localcult von Milet bewiesen wird) darunter die Heldensage und weiter verhüllt der Mythus hindurch" (trotz Welcker's Leugnen).

In diesem localisirten Märchen also ist die rein griechische Göttin Aphrodite nach ihrer winterlichen, strengen und herben Natur gedacht, Athene-Aphrodite, im Grunde eins mit der Psyche, welche Schmetterlingsflügel trägt, weil sie „als Erdgöttin ihre Hülle abstreifte und zu neuem Leben erstand, neu geboren und neu beflügelt wie der Schmetterling" (der selbst auch Psyche hieß). Eros ist Lichtgott (seine Pfeile sind nichts anderes als die Sonnenstrahlen). Nachdem „Aphrodite-Psyche aus der Unterwelt mit dem Sonnenlicht, dem Lebenswasser, der neuen Herrlichkeit im Leben der Natur, der Aecker und der Heerden" — alle diese Begriffe werden aus dem Märchen herausdestillirt — „vom Todesschlaf befreit, zurückgekehrt war, da konnte sich endlich die Göttin mit dem ebenso erneuerten Licht- und Frühlingsgott zur Freude der ganzen in Mitleidenschaft gezogenen Welt vermählen". Abgesehen davon, daß neben dieser Hauptuntersuchung noch zwei Parallelen aus dem Mittelalter, welche nach des Verfassers Ansicht nichts mit unserm Märchen zu schaffen haben (?), besprochen werden (als Beigabe), und daß in der Einleitung mancher interessante Punkt über die künstlerische

Behandlung des Märchens in und seit der Renaissance (Rafael in der Farnesina, Molière u. s. w.) ausgeführt wird, wollen wir noch besonders aufmerksam machen auf die instructiven mythologischen Andeutungen und Parallelen, und unter diesen dürften die dem Odysseus-Kreise entnommenen das meiste Interesse beanspruchen. L. Mähly.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Rasch hintereinander sind zwei Schriftsteller gestorben, welche sich als Literarhistoriker und Kritiker einen Namen gemacht haben und die beide auch feine Kenner der bildenden Kunst und Vorstände wichtiger Sammlungen waren.

Am 29. Mai starb in Dresden Geheimer Hofrath Hermann Hettner, von Geburt ein Schlesier, aus Leisersdorf bei Goldberg stammend, wo er am 12. März 1821 das Licht der Welt erblickt hatte. Die phantasievolle Lebendigkeit der Schlesier war auch ihm eigen und durch ein feines Kunstgefühl, die Folge eingehender Studien, geläutert. Nachdem er das Gymnasium in Hirschberg besucht hatte, studirte er in Berlin, Heidelberg und Halle und machte dann eine dreijährige Kunstreise nach Italien, wo er den künstlerischen Sammlungen und den Meisterwerken der Baukunst, Plastik und Malerei das eifrigste Studium zuwendete. Im Jahre 1847 wurde er Privatdocent in Heidelberg, 1851 außerordentlicher Professor in Jena und 1855 Director der Antikensammlung, der Sammlung der Gipsabgüsse und des Historischen Museums in Dresden sowie Professor der Kunstgeschichte an der Akademie der bildenden Künste in der sächsischen Hauptstadt. Er starb infolge eines Nierenleidens, welches seine Kräfte rasch aufzehrte, nachdem er schon lange an rheumatischen Beschwerden gelitten hatte. Sein großes Hauptwerk ist seine „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts", welche 1856—70 in sechs Bänden erschien und bis 1876 schon eine dritte Auflage erlebt hatte. Der überaus anziehende Stoff, da das 18. Jahrhundert ebenso reich war an seltenen Genien wie an bahnbrechenden Tendenzen, die geschmack- und geistvolle Behandlungsweise mit großer Feinfühligkeit für die charakteristische Eigenart der hervorragenden Schriftsteller verschafften dem Werke rasch die Sympathien des Publikums. Wenn Hettner in einer andern Schrift: „Das moderne Drama", den jüngern deutschen Talenten warme Theilnahme schenkt, so hat er leider in letzter Zeit einer minder freundlichen Auffassung der Literatur der Gegenwart gehuldigt. Noch erwähnen wir eine interessante Schrift: „Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhang mit Goethe und Schiller" (1850). Seine Stellung brachte es mit sich, daß er in den letzten Jahren sich mehr der bildenden Kunst zuwendete. Schriften, welche den eigensten Bereich seines Wirkens betreffen, sind: „Der Zwinger in Dresden", „Das königliche Museum der Gipsabgüsse in Dresden", „Vorschule der bildenden Kunst der Alten", „Italienische Studien. Zur Geschichte der Renaissance".

In Weimar starb am 26. Mai Gustav Adolf Schöll, seit 1843 Director der dortigen Kunstanstalten und seit 1861 Oberbibliothekar der Bibliothek. Schöll war am 2. September 1805 zu Brünn geboren, hatte seit 1828 in Göttingen eifrig Archäologie studirt, machte mit Otfried Müller eine Reise nach Griechenland, wurde 1842 Professor der Archäologie in Halle und das Jahr darauf nach Weimar berufen. Seine literarische Thätigkeit hatte zwei Mittelpunkte: das alte Griechenland, seine Kunst und Bühne, und das classische Weimar. Daraus folgt von selbst, daß er der eifrigste Goetheaner war; denn Goethe war ja der moderne Hellene. Schöll war ein harmonischer Geist: darum waren Sophokles und Goethe seine Lieblingsdichter. Alle seine Schriften athmen Wärme der Ueberzeugung; selbst bei entgegengesetzter Meinung im einzelnen wird man dies gern anerkennen. Davon, daß die griechischen Tragiker ihre Stücke jedesmal in Form von Tetralogien auf die Bühne brachten, werden sich nicht viele überzeugen lassen, ebenso wenig von der platonischen Liebe Goethe's und der Frau von Stein. Das erstere suchte er zu beweisen im ersten Theil seiner „Beiträge zur Kenntniß der tragischen Poesie der Griechen" (1839), in „Sophokles, sein Leben und seine Werke" (1842), „Die Tetralogie des attischen Theaters" (1859); das letztere in der Einleitung und den Erläuterungen zu den von ihm herausgegebenen „Briefen Goethe's an Frau von Stein" (3 Bde.). Noch erwähnen wir sein „Karl August-Büchlein" (1857), seine Schrift „Weimars Merkwürdigkeiten einst und jetzt" (1847) und die von ihm herausgegebenen „Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766—86" (1846).

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„Ueber G. Zart's «Einfluß der englischen Philosophie» braucht wenig mehr gesagt zu werden", sagt das „Athenaeum", Nr. 2829 d. J., „als daß es eine jener fleißigen Compilationen ist, die man als etwas Selbstverständliches von einem deutschen Privatdocenten hinnimmt, ohne über den enormen Fleiß nachzudenken, der in der Leistung liegt.... Wir wollen es wagen, unsere vollständige Unkenntniß der vollen Hälfte der darin genannten deutschen Philosophen einzugestehen, und gehen sogar so weit, die Bedeutung vieler der englischen anzuzweifeln.... Search (Abraham Tucker) hat mehr Beachtung in Deutschland als in England erfahren, und Pope, der nicht erwähnt wird, hat durch seine Leibniz'schen Epigramme wahrscheinlich mehr Einfluß ausgeübt als viele der förmlichen Philosophen."

Dasselbe Blatt rühmt den „Kampf ums Recht" von K. E. Franzos, der sich durch seine frühern Werke einen europäischen Ruf erworben habe, und findet auch diesmal sowol den Helden des Romans wie die Nebenfiguren ausgezeichnet geschildert.

Ueber denselben Roman sagt die „Rivista Europea": „Ein nicht gewöhnliches Buch, welches sich von den üblichen Romanen unterscheidet und nichts mit ihnen zu schaffen hat; ein Buch, dessen Leser binnen kurzem zu Tausenden zählen werden.... Franzos ist ein glücklicher Entdecker, der uns eine bisher unbekannte Welt eröffnet hat. Hier bietet er uns einen großartigen Roman, seinen ersten, wenn wir nicht irren. Ist es ein Roman oder eine Geschichte? Vielleicht beides. Wirkliche Dinge in künstlerischer Form; Stoffe, die dem wirklichen Leben entnommen und auf seine idealistische Weise verarbeitet sind. Wahrheit und Dichtung. Sein Stil ist kräftig, männlich. Seine Sprache kommt vom Herzen und geht zum Herzen.... Leset es", so schließt die eingehende Besprechung, „und wir sind gewiß, es wird euch gefallen, bewegen und zum Nachdenken veranlassen."

Die „Nuova Rivista Internazionale", 1881, Nr. 7, bespricht außer Georg Voigt's „Die Wiederbelebung des classischen Alterthums", zweiter Band, zweite Auflage, dem volle Anerkennung zutheil wird, „Die Erbschaft des Blutes" vom Herausgeber d. Bl. und sagt unter anderm: „Wir haben die Lektüre der drei eleganten Bände mit nicht geringen Erwartungen unternommen. Es ist dies in der That der erste Roman von Gott-

schall, den wir gelesen. Da wir jedoch verschiedene andere seiner Werke kennen, so glaubten wir mit Recht, uns nicht wenig von einem solchen Manne versprechen zu dürfen. Und nun? Sagen wir es offen heraus: die Lektüre seines Romans hat unsere kühnsten Hoffnungen weit übertroffen, wenngleich wir Dinge darin fanden, die wir nicht ohne Einschränkung billigen oder loben können. Es sind zu viel Intriguen darin, wenigstens für unsern Geschmack. Ob es wol in den hohen Klassen der Gesellschaft Charaktere wie den der Baroneß Satori gibt? Möglich. Wir wünschten es jedoch nicht glauben zu müssen. Uebrigens ist auch dieses Gemälde, wie die andern, wunderbar gezeichnet." Der Schluß lautet: „Ist es also ein vollkommenes Werk? Nichts ist vollkommen hienieden. Es ist aber ein belehrendes, ergötzliches Werk, welches wir aus innerster Ueberzeugung unsern Lesern aufs wärmste empfehlen können."

In Nr. 8 derselben Monatsschrift heißt es von „Buddha. Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde" von Hermann Oldenberg: „Wir begrüßen es mit aufrichtiger Freude und zögern nicht, auf dasselbe eine Redensart anzuwenden, die wirklich zu oft in der Sprache der Kritik wiederholt wird: dieses Buch füllt eine fühlbare Lücke in der Literatur aus. Der Verfasser schreibt überdies in einer klaren, eleganten und für alle verständlichen Sprache."

Nr. 9 der „Rivista" bespricht Gerhard Goebel's „Dante Alighieri. Sechs Vorlesungen", und hofft, dieses Buch werde dem Dichter neue Freunde gewinnen, und der Verfasser seinerseits werde die Dante-Literatur mit der Zeit mit noch reifern Früchten seiner Studien bereichern.

Sie bespricht dann den vierten Band von „Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" vom Herausgeber d. Bl. und sagt: „Mit diesem Bande ist ein Werk vollendet, welches wir in den Händen aller derjenigen sehen möchten, welche die Entwickelung der deutschen Literatur und des deutschen Gedankens in unserm Jahrhundert kennen zu lernen wünschen und sich bestreben. . . . Der Verfasser gehört keiner literarischen Clique an; daher kann er mit Unparteilichkeit urtheilen, wenngleich er, wie jeder andere Mensch, natürlich seine Sympathien hat. Man würde ihm aber Unrecht thun, wollte man ihn beschuldigen, daß er nach seinen Zu- und Abneigungen die Werke und Autoren beurtheile. Die Grundlage seiner Kritik ist niemals subjectiv, sondern es bilden sie die ewigen Gesetze der Kunst. . . . Er sei zu idealistisch! schreien manche. Möglich; wer aber aus den bittern Kräutern und Blumen Süßigkeit zu ziehen versteht, ist viel liebenswürdiger als der, welcher das Bittere aus dem Süßen saugt. . . . Ein besonderes, heutzutage gewiß nicht gewöhnliches Verdienst des Werks besteht in der Reinheit, edeln Einfachheit und Eleganz seines Stils. Schon dadurch zieht das Buch an und erfreut. Noch größer scheint uns ein anderes Verdienst. Indem uns Gottschall eine genaue Analyse der Hauptwerke gibt, setzt er uns in den Stand, uns selbst eine Vorstellung von ihnen zu bilden und bis zu einem gewissen Punkte zu prüfen, welche Grundlage seine Urtheile haben. Wenn wir seine Arbeit gelesen haben, so wissen wir nicht allein, wann, wo und wie die Schriftsteller gelebt und wie viele Auflagen ihre Werke erlebt haben, sondern auch was diese enthalten. Nur das biographische Element hätte etwas ausführlicher sein können."

Karl von Holtei's „Fürstbischof und Vagabund, Erinnerungsblätter" wird in derselben Zeitschrift als wichtiger Beitrag zur Literatur- und politisch-kirchlichen Geschichte unserer Tage bezeichnet. Es werde ohne Zweifel Tausende von Lesern finden und gierig verschlungen werden, selbst außerhalb Deutschlands.

Bibliographie.

Ambros, A. W., Geschichte der Musik der Neuzeit in Studien und Kritiken aus dem Nachlasse. 1stes Hft. Pressburg, Heckenast's Nachfolger. Gr. 8. 1 M.

Baker, T., Ueber die Musik der nordamerikanischen Wilden. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Bauer, G., Gedächtnissrede auf Otto Hesse. Müuchen, Franz. Gr. 4. 60 Pf.

Baumgartner, A., S. J., Joost van den Vondel, sein Leben und seine Werke. Ein Bild aus der niederländischen Literaturgeschichte. Mit Vondel's Bildniß. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Boos von Waldek, V. Graf, Zur Compromissfrage. Prag, Tempsky. Gr. 8. 80 Pf.

Carlyle, T., Sartor Resartus oder Leben und Meinungen des Herrn Teufelsdröckh. In 3 Büchern. Uebersetzt und zum ersten Male mit Anmerkungen und einer ausführlichen Biographie Carlyle's versehen von T. A. Fischer. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 M.

Curti, T., Geschichte der schweizerischen Volksgesetzgebung. Bern, Dalp. 8. 4 M.

Fahrngruber, J., Aus dem Pharaonenlande. Eine Fahrt nach dem „hundertthorigen" Theben. Mit Illustrationen. Würzburg, Woerl. 12. 4 M.

George-Mayer, A., Erinnerungen an Carl Rahl. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Wiens (von 1847 bis 1865). Mit Porträt und Facsimile Rahl's, nebst 2 ungedruckten Briefen und anderen Belegen. Wien, Lehmann u. Wentzel. Gr. 8. 4 M.

Girndt, O., Dankelmann. Trauerspiel. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2 M.

Grube, M., Christian Günther. Schauspiel. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2 M.

Hartmann, J. v., Lebenserinnerungen, Briefe und Aufsätze. 2 Thle. Berlin, Paetel. 8. 8 M.

Hoffnaaß, Franziska v., Dichtungen. München, Stahl. 8. 3 M.

Hoenig, F., Die Mannszucht in ihrer Bedeutung für Staat, Volk und Heer. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 5 M.

Jahn, H. E., Slavina. Eine wendische Sage. Leipzig, Reißner. 8. 2 M.

Die russischen Judenverfolgungen. 15 Briefe aus Süd-Rußland. Frankfurt a. M., Kauffmann. Gr. 8. 60 Pf.

Kaltner, B., Konrad von Marburg und die Inquisition in Deutschland. Aus den Quellen bearbeitet. Wien, Tempsky. Gr. 8. 4 M.

Köhler, F., Schule und Haus. Ein wohlgemeintes Wort für häusliche Erziehung und Belehrung. Neisse, Graveur. Gr. 8. 50 Pf.

Kossuth, L., Meine Schriften aus der Emigration. Autorisirte deutsche Ausgabe. 3ter Bd. Pressburg, Stampfel. Gr. 8. 12 M.

Laube, H., Entweder — oder. Eine Erzählung. Braunschweig, Westermann. 8. 3 M.

Maschek, F., Doctor Kittel. Eine nordböhmische Faustsage. Nach schriftlichen und mündlichen Quellen herausgegeben. Reichenberg, Jannasch. Gr. 8. 80 Pf.

Matly, J., Flavius. Tragödie. Aachen, Cremer. 12. 2 M.

Meyer, J. B., Der Kampf um die Schule. Historisch-pädagogische Erörterungen über die Fragen: Staatsschule oder Kirchenschule? Religionsunterricht und Staatsschule? Bonn, Strauß. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Paulitschke, P., Die Afrika-Literatur in der Zeit von 1500 bis 1750 n. Ch. Ein Beitrag zur geographischen Quellenkunde. Gelegentlich des II. Deutschen Geographentages zu Halle a/S. veröffentlicht. Wien, Brockhausen u. Bräuer. Gr. 8. 4 M.

Portig, G., Die Sixtinische Madonna von Raphael und die Composanto-Kartons von P. v. Cornelius. Leipzig, Drescher. 8. 1 M. 20 Pf.

Preyer, J. N., Hannibal. Trauerspiel. Wien, Gerold's Sohn. 8. 2 M.

Raebiger, J. F., Zur theologischeu Encyklopädie. Kritische Betrachtuugen. Breslau, Morgenstern. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Rodenberg, J., Heimatherinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Schlechta-Wssehrd, O. Freih. v., Die Revolutionen in Constantinopel in den Jahren 1807 und 1808. Ein Beitrag zur Reformgeschichte der Türkei, nach grösstentheils einheimischen, d. i. orientalischen Quellen dargestellt. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 M.

Schöll, A., Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens. Gesammelte Abhandlungen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 9 M.

Schulte, J. W., Beiträge zur Geschichte von Neisse. Mit 2 Plänen. Neisse, Graveur. 1881. Gr. 8. 1 M.

Tinsch, H., Das Recht der deutschen Einzelstaaten bezüglich des Abschlusses völkerrechtlicher Verträge mit besonderer Berücksichtigung ihrer Stellung im Reiche. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 1 M.

Waizer, R., Cultur- und Lebensbilder aus Kärnten. Klagenfurt, Leon sen. 8. 2 M.

Warmunt, C., Die evangelische Kirche als Hauptmacht des Staates gegen Rom. Breslau, Köhler. Gr. 8. 80 Pf.

Wegener, R., Aufsätze zur Litteratur. Berlin, Wallroth. 8. 2 M. 50 Pf.

Louis Widmann. Ein Lebensbild. Auf Grund seines schriftlichen Nachlasses entworfen von einem seiner Freunde. Mit Bildniß. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Wildenradt, J. v., Der letzte Wendenkönig. Romantisches Gedicht. Leipzig, Liebeskind. 12. 3 M. 80 Pf.

Willkomm, M., Aus den Hochgebirgen von Granada. Naturschilderungen, Erlebnisse und Erinnernngen. Nebst granadinischen Volkssagen nnd Märchen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 8 M.

Wolff, H., Gemüth und Charakter. Sechs Vorträge. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Zahn, A., Meine Jugendzeit. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von seinem Sohne A. Zahn. Hagen, Risel u. Comp. 8. 3 M.

Zástra, J., Aus Neisse's Vorzeit. Humoristische Dichtungen. Neisse, Graveur. 1881. 12. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Vom Nil zum Ganges.

Wanderungen in die orientalische Welt

von

Dr. **Paulus Cassel.**

8. 24 Bogen in Halbfranz gebunden. Preis 6 Mark.

Berlin. **Verein für deutsche Literatur.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Lorin.

Roman in drei Theilen

von

Graf P. A. Walujew.

Erster und zweiter Theil. 8. Jeder Theil geh. 6 M., geb. 7 M.

Der von dem bekannten russischen Staatsmann Graf Walujew verfaßte Roman „Lorin" hat in der petersburger Gesellschaft enthusiastische Aufnahme gefunden und wird durch diese vom Verfasser autorisirte Ausgabe der deutschen Lesewelt zugeführt. Als ein frappantes Lebens- und Sittenbild aus der Hauptstadt des russischen Reichs wird er gewiß auch in Deutschland die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Der dritte Theil folgt binnen kurzem nach.

Jedes ältere Conversations-Lexikon

wird im Umtausch gegen die im Erscheinen begriffene, mit Abbildungen und Karten reich illustrirte **neue 13. Auflage** von

Brockhaus' Conversations-Lexikon

mit **44 Mark** angenommen.

Ein Prospect, der über die Umtausch-Bedingungen das Nähere mittheilt, ist in jeder Buchhandlung gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Commentar

zum

Oesterreichischen Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche

mit vorzüglicher Berücksichtigung des gemeinen deutschen Privatrechts.

Von

Ludwig Ritter von Kirchstetter.

Vierte durchgesehene und verbesserte Auflage.

Gr. 8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Die vierte Auflage dieses rühmlichst bekannten Werks ist von dem Herausgeber derselben, Hof- und Gerichtsadvocaten Dr. Ferdinand Maitisch in Wien, wieder in durchgreifender Weise umgearbeitet und bis auf die Gegenwart vervollständigt worden. Das Werk darf nun als ein durchaus zuverlässiges, für praktische Beamte wie für Lehrer und Studirende des Oesterreichischen Rechts unentbehrliches Handbuch bezeichnet werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega.

Mit einem historischen Rückblick auf frühere Reisen längs der Nordküste der Alten Welt.

Von

Adolf Erik Freiherrn von Nordenskiöld.

Zwei Bände.

Mit 2 Porträts in Stahlstich, 500 Abbildungen in Holzschnitt und 19 Karten.

8. Geh. 22 M. Eleg. geb. 26 M.

(Auch in 22 Lieferungen à 1 Mark nach und nach zu beziehen.)

Wie Nordenskiöld's Entdeckung und Durchsegelung der Nordostpassage als eine geographische That von eminenter Wichtigkeit die Bewunderung der ganzen gebildeten Welt erregt hat, so fand auch das Werk, in welchem er selbst über seine denkwürdige Fahrt in mustergültiger Darstellung Bericht erstattet, schon während des Erscheinens in Lieferungen die günstigste Aufnahme und ungewöhnliche Verbreitung. Dasselbe liegt nun in zwei reich illustrirten Bänden abgeschlossen vor, für jede Haus-, Schul- und Volksbibliothek eine Zierde von bleibendem Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Worterklärungen.

Herausgegeben von **Karl Goedeke** und **Julius Tittmann.**

8. Jeder Band geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.

Sechzehnter und siebzehnter Band.

Esopus. Von **Burchard Waldis.** Zwei Theile.

Burchard Waldis' „Esopus" (vier Bücher Fabeln, poetische Erzählungen und Schwänke) gehörte zu den beliebtesten Dichtwerken des 16. Jahrhunderts. An Lebendigkeit und Frische der Darstellung, scharfer Beobachtungsgabe, Phantasie, Laune und gemüthlich heiterer Lebensanschauung übertrifft der Verfasser alle seine Vorgänger, und auch die besten neuern Fabeldichter, wie Gellert, Zachariä, Hagedorn, haben ihn als Quelle und Vorbild benutzt. Mit dieser neuen sorgfältig hergestellten Ausgabe wird das Werk den Literaturfreunden zu billigem Preise zugänglich gemacht.

Der 1. bis 15. Band der „Deutschen Dichter des 16. Jahrhunderts" enthalten:

1. **Liederbuch** aus dem sechzehnten Jahrhundert.
2. 3. **Schauspiele** aus dem sechzehnten Jahrhundert. 2 Theile.
4.—6. **Hans Sachs'** Dichtungen. 3 Theile.
7. **Sebastian Brant,** Das Narrenschiff.
8. 9. **Georg Rollenhagen,** Froschmeuseler.
10. **Teuerdank.**
11. **Thomas Murner,** Die Narrenbeschwörung.
12. **Schwänke** des sechzehnten Jahrhunderts.
13. **Die Schauspiele der Englischen Komödianten in Deutschland.**
14. **Die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig.**
15. **Johann Fischart,** Dichtungen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KATHOLISCHE THEOLOGISCHE FAKULTÄT

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 22. Juni 1882.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Schulreform und Poesie. Von Erwin Mansbach. — Neue historische Literatur. Von Hans Prutz. — Romane und Erzählungen. Von J. J. Honegger. — Prinz Albert und unser Kaiser. Von Arthur Kleinschmidt. — Germanistisches. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Schulreform und Poesie.

Der Realismus ist siegreich auf der ganzen Linie der modernen Bildung. Er ist es in der Naturwissenschaft, er ist es nicht minder in der Literatur, er ist es schließlich auch auf dem Gebiete der Erziehung. Triumphirend haben die Vertreter der realistischen Bildung darauf hingewiesen, daß die Realschule an die Pforten der Universität gepocht und daß man sie ihr bereits wenigstens theilweise aufgethan habe. Und auch das Gymnasium hat der realistischen Richtung insofern neuerdings ein weiteres Zugeständniß gemacht, als — vorläufig nur in Preußen, dem aber die andern deutschen Länder sicher bald nachfolgen werden — der Beginn des Griechischen eine Klasse aufwärts gerückt und aus Quarta nach Tertia verlegt worden ist, um für andere Lehrgegenstände Raum zu gewinnen. Es ist allerdings zuzugeben, daß das griechische Pensum auch in der ihm nun noch zugestandenen Zeit genügend absolvirt werden kann; nichtsdestoweniger ist es für den jugendlichen Geist, in dem die frühesten Eindrücke meist auch am lebhaftesten haften, von nicht gewöhnlicher Bedeutung, ob ein so eminent wichtiger Gegenstand der bisherigen humanistischen Bildung ein Jahr früher oder später an ihn herangebracht wird, und Referent z. B. weiß nicht, ob der ganz einzige und unvergeßliche Eindruck, den schon die allerersten Verse der „Odyssee" in Quarta auf ihn gemacht, ganz der nämliche gewesen sein würde, wenn er in Quarta nur mit Latein und realistischen Dingen geistig genährt worden, dann in Tertia die griechische Formenlehre erlernt hätte und erst in Secunda zum Homer übergegangen wäre. Jene obenberührte Bewegung aber, vermöge deren die Realschule „an die Pforten der Universität gepocht hat", wird natürlich nicht urplötzlich halt machen, vielmehr wird sie — und sicher nicht ohne Erfolg — die ihr für einige Wissenszweige gewährte Zulassung zur Universität auch für andere durchzusetzen wissen, und da vom rein praktischen Standpunkte aus das Griechische außer für Theologen und Philologen ganz wohl entbehrlich ist, so werden diejenigen, welche nicht Theologen oder Philologen werden wollen, den leichtern Weg der Realschule, welche ihnen eine schwere Sprache erläßt, vorziehen, die Gymnasien werden sich immer mehr entvölkern, und die edeln Griechen, welche von den großen Humanisten aus der Barbarei des Mittelalters wieder erweckt worden, werden weniger und weniger gelesen werden und schließlich wieder in jenen Todesschlaf zurücksinken, den dann vielleicht niemand so bald aufs neue stören würde.

Vom rein pädagogischen Standpunkte aus gehöre ich zu denjenigen, welche die eben charakterisirte Richtung in jedem Sinne misbilligen. Denn das Gymnasium hat specielle Rücksichten auf praktische Standpunkte gar nicht zu nehmen; vielmehr sollen die Schüler des Gymnasiums vor allem zu Menschen im idealen Sinne herangebildet werden, und für diesen Zweck sind die Griechen von ganz einziger und, wenn sie beseitigt werden, durch nichts zu ersetzender Bedeutung.

Indeß auf diesen Punkt können wir hier nicht näher eingehen, da wir nicht für ein pädagogisches, sondern für ein literarisches Blatt schreiben. Es kann aber — und das ist es, worauf es uns hier ankommt — die mehrerwähnte Richtung und Einlenkung in das realistische Fahrwasser weiterhin auch nicht ohne maßgebenden Einfluß auf das literarisch-poetische Leben der deutschen Nation bleiben, und diese Einwirkung dürfte nichts weniger als eine günstige und ersprießliche sein. Den Pädagogen freilich wird speciell diese Seite der Frage wenig Kopfzerbrechen machen,

denn sie sehen ihre Aufgabe ganz und gar nicht in der Heranbildung von Dichtern, und jugendliche Talente, bei denen poetische Velleitäten hervortreten, werden gewöhnlich mit Ausdrücken wie „Allotria, Ueberspanntheit" u. s. w. so viel wie möglich von ihrer Vorliebe für die Musen abgeschreckt. Desto lebhafter aber wird jene Frage den Freund der Poesie interessiren, und wenngleich er nicht hoffen darf, zu Gunsten des feenhaften „Mädchens aus der Fremde" den realen Mächten des Lebens Stillstand zu gebieten, so wird er doch nicht umhin können, auf jene Bedenklichkeit hinzuweisen und in der Zurückdrängung des geistigen Einflusses der Hellenen einen weitern Schritt zur allmählichen Ertödtung alles poetischen Lebens zu erblicken. Denn es muß auf das bestimmteste und mit aller Schärfe und Entschiedenheit ausgesprochen werden, daß ein Dichter im höchsten und idealsten Sinne des Worts bis auf weiteres nicht möglich ist ohne Durchgang durch das Griechenthum und ohne entschiedenste Beeinflussung von seiten desselben. Die Griechen sind bisjetzt das edelste Dichtervolk der Welt, und mögen sie immerhin von den modernen Literaturen in mannichfacher Hinsicht überflügelt werden: an typischer Vorbildlichkeit werden sie von keiner andern erreicht, und höchste Leistungen auf dem Gebiete des eigentlichen Epos, der Lyrik und des Dramas sind ohne die läuternde Zucht der Griechen auch in Zukunft nicht zu erwarten. Und zwar bilden die Griechen die beste Schule für Musenjünger sowol dem Inhalt als auch der Form nach. Mag der Inhalt der modernen Literaturen theilweise ein vertiefterer sein, so fehlt es ihm dafür auch nicht an allerlei bedenklichen Auswüchsen; nur die griechische Literatur zeigt überall edles Maß und jene reine Schönheitslinie, deren Anschauung am meisten geeignet ist, vor Abnormitäten zu bewahren. Und in formeller Beziehung bildet das Studium der griechischen Metrik eine Gymnastik, die wie nichts anderes zu musterhafter und wahrhaft plastischer Sprachbehandlung befähigt. Daß keine der modernen Literaturen dem Musenjünger einen gleichen Dienst zu leisten vermag, darf als ausgemacht gelten. Auch die lateinische kann es nicht. Denn sie steht ja vollständig auf den Schultern der Griechen und bietet uns mehr oder weniger nur Poesie aus zweiter Hand. Man bilde sich auch nicht etwa ein, daß Uebersetzungen genügen würden, um die nöthige Bekanntschaft mit den Griechen zu vermitteln, und berufe sich nicht auf Schiller und Goethe, die ja auch herzlich wenig Griechisch gekonnt hätten. Denn es ist vollkommen richtig:

Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen —

d. h. die Sprache und speciell die griechische ist nicht etwa nur das zufällige Kleid für einen für sich bestehenden unabhängigen Organismus, sie ist die mit dem Kern eng verwachsene Schale, und eine intime Bekanntschaft auch mit dem Geiste der Griechen ist ohne jahrelange Beschäftigung mit der Sprache, wie sie das Gymnasium bietet, nicht möglich. Und wenn Goethe und Schiller mit ihrer genialen Divinationsgabe und ihrem wahlverwandtschaftlichen Verständniß auch ohne specielle Sprachkenntniß den Geist der Griechen richtig erfaßt haben, so vermögen das darum andere Geister noch nicht in gleicher Weise, und wir wagen zu behaupten, daß auch Schiller's und Goethe's Verständniß, wenn es auf genauerer Sprachkenntniß basirt hätte, noch ein intimeres und ersprießlicheres gewesen wäre. Natürlich reden wir, wie ja auch Schiller und Goethe den Geist der Griechen sich frei und selbständig assimilirt und reproducirt haben, hier in keiner Weise der sklavischen Nachahmung der Griechen das Wort, nur vorbildlich sollen sie auf junge Dichter wirken: dazu halten wir aber eine jahrelange specielle Beschäftigung mit den Griechen, wie sie vom Gymnasium vermittelt wird, für unumgänglich nöthig.

Wenn man uns schließlich einwerfen wollte, daß diejenigen jungen Leute, welche dichterisches Talent in sich verspüren, ja nach wie vor ungehindert das Gymnasium besuchen könnten, so erwidern wir darauf, daß der dichterische Trieb nicht immer schon zu der Zeit erwacht, wo der Besuch dieser oder jener Schule beginnt, daß bei der Wahl dieser oder jener Schule von seiten der Aeltern sicherlich eher alles andere als die Rücksicht auf etwaige poetische Fähigkeiten mitspielt, und daß der poetische Trieb in vielen, in denen er auf dem Gymnasium erwacht wäre, sofern dieselben dem Zeitgeist entsprechend der Realschule zugeführt werden, allmählich verkümmert und erstirbt. Und so haben wir denn gewiß nicht unrecht, wenn wir mit dem Ueberhandnehmen des realistischen Geistes auch auf dem Gebiete der Erziehung eine Verringerung der Summe des poetischen Geistes in den Geschlechtern der Zukunft herandrohen sehen, und da diese Summe bereits jetzt theilweise auf ein Minimum herabgesunken ist — wir kennen Mathematiker, die bei allem, was Vers heißt, geradezu eine Gänsehaut überläuft —, so ist vielleicht nicht mehr allzu fern die Zeit, wo, wie sich der Ungar Emerich Madach ausdrückt, der wiedergeborene Plato auf Erbsen knien muß, weil er göttlich geträumt und im Phalanstère seine Fronarbeit nicht absolvirt hat, wo der wiedergeborene Michel Angelo statt Statuen Stuhlbeine fabricirt, und wo von Dichtern — gar keine Rede mehr ist.

Erwin Mansbach.

Neue historische Literatur.

1. Die Grabdenkmäler der Päpste. Marksteine der Geschichte des Papstthums. Von Ferdinand Gregorovius. Zweite, neu umgearbeitete Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 4 M.

Ein alter Bekannter in neuem Gewande, der überall freundlich willkommen geheißen und dankbar aufgenommen werden wird. Gerade in unsern Tagen, wo die Augen der Welt von neuem auf Rom und das Papstthum gelenkt sind und gerade die Ueberführung der irdischen Reste Pius' IX. in ihre endgültige Ruhestatt den Anlaß zu neuen heftigen Erörterungen gegeben hatte, darf die ansprechende Schrift von Gregorovius auf allgemeine Theilnahme rechnen. Sie gibt zwar nicht eine zusammenhängende Geschichte des Papstthums: eine solche würde sich auch gerade im Anschluß an die päpstlichen Grabmäler nicht gut herstellen lassen, da die meisten Inschriften derselben doch allzu conventionell und formelhaft gehalten sind, um die individuelle Eigenart und die geschichtliche Bedeutung der unter ihnen ruhenden Stellvertreter Christi auf Erden recht zum Ausdruck zu bringen. Als Marksteine aber aufgefaßt, wie Gregorovius es schon auf dem Titel seines Buchs thut, geben die Grabstätten der Päpste Anlaß zu einer kurz orientirenden und allgemein anregenden Betrachtung des Entwickelungsganges, den das in seiner Art einzig dastehende Institut des Papstthums genommen hat. Zu einer solchen Art historischer Reflexion, welche nirgends eigentliche Darstellung sein will, paßt vortrefflich Gregorovius' kurze, sententiöse, zuweilen freilich auch fast apokalyptisch gesuchte Schreibweise. Im einzelnen ist diese neue Auflage mannichfach berichtigt und verbessert; manche Ergänzungen sind neu hinzugekommen; von besonderm Interesse ist diejenige, welche sich an die Schilderung des unlängst verlassenen provisorischen Grabes Pius' IX. anschließt, jenes einfachen weißen Sarges, der neben der Kapelle des Chors in Sanct-Peter in die Wand eingemauert ist und in dem jeder Papst bestattet wird, bis sein Grabmal fertig geworden. Mit epigrammatischer, antithesenreicher Schärfe kennzeichnet Gregorovius den bis vor kurzem dort Ruhenden als „den Mann der Erfüllung des großen Verhängnisses", als „den Priamus des Papstthums":

> Wie ein Titus war er in seinem Beginn die Hoffnung und Wonne des Menschengeschlechts — dann ein umgestürztes und verlassenes Idol. Als ein Zauberlehrling beschwor er die Geister der Revolution — dann vergebens die Könige Europas, ihn von jenen zu befreien. Er rief die Freiheit — doch nur kurze Zeit vermochte er ihren Anblick zu ertragen — dann schauderte er vor ihr zurück, wie vor dem Meduſenhaupt. . . . Er bevölkerte den Himmel mit Heiligen und Italien mit Märtyrern. Als ein Moses trat er vor die Welt, die von ihm ein neues Glück erwartete — und er brachte ihr vom Sinai herab als Gesetzestafeln sinnlose mönchische Dogmen und den Syllabus.

Es kann nicht wundernehmen, daß das Buch auf den Index librorum prohibitorum gesetzt worden ist.

2. Geschichte von Ost- und Westpreußen, von Karl Lohmeyer. Erste Abtheilung. Zweite Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 1881. Gr. 8. 3 M. 80 Pf.

Ohne Frage war es längst an der Zeit, endlich einmal die Fülle der durch Einzelforschungen gewonnenen neuen Resultate für die Geschichte des Ordenslandes Preußen in einheitlicher Darstellung zusammenzufassen und diesen herrlichen Stoff dem gebildeten Publikum wieder nahe zu bringen. Seit Johannes Voigt denselben zuerst auf Grund eines breiten archivalischen Materials in seinem großen neunbändigen Werke, durch welches sich heute so leicht kein Laie mehr durcharbeiten wird, eingehend und gründlich behandelt hat, wurde von der Forschung durch Erschließung und Kritik der Quellen, Sammlung von Urkunden und monographische Behandlung einzelner Probleme ein ganz neuer Boden geschaffen. Wir erinnern an die Sammlung der preußischen Geschichtsquellen von Hirsch, Toeppen und Strehlke, die zahlreichen Publikationen des unermüdlichen Toeppen, die Arbeiten Ewald's und Perlbach's u. a. m. Das so Gewonnene ist in dem vorliegenden Werke zuerst zu einer einheitlichen Darstellung verarbeitet werden, die in verhältnißmäßig beschränktem Raume die in ihrer Art einzig dastehende Geschichte des Ordensstaates in Preußen dem großen Kreise der gebildeten Leser bequem zugänglich machen will. Wie sehr das Bedürfniß danach vorgelegen und daß es durch Lohmeyer's Werk im wesentlichen Befriedigung gefunden hat, beweist schon das schnelle Erscheinen einer zweiten Auflage desselben. Hoffentlich sieht der Verfasser darin namentlich einen Antrieb, das Fragment, das er bisher dem Publikum geboten hat, zu ergänzen: denn die vorliegende erste Abtheilung reicht nur bis 1407, also bis zur höchsten Blüte des Ordens, während die in mancher Hinsicht weit interessantere Darstellung seines Verfalls noch aussteht.

Ohne mit dem Verfasser über Einzelheiten rechten zu wollen, müssen wir doch einigen allgemeinen Bedenken hier Ausdruck geben; dieselben beziehen sich auf Punkte, welche die Wirkung des verdienstlichen Unternehmens beeinträchtigen. Warum ist zunächst durch den unglücklichen Titel „Geschichte Ost- und Westpreußens" das Interesse an dem Stoff gleich als ein provinziell beschränktes hingestellt? Seit Heinrich von Treitschke's classischem Essay über den Staat des Deutschen Ordens wird die eminente historische Bedeutung desselben auch außerhalb der nun zweigetheilten ehemaligen Provinz Preußen richtig gewürdigt, in ihren universalhistorischen Beziehungen sogar vielleicht richtiger als in dem ehemaligen Ordenslande selbst, wo man unter dem Einfluß der spätern Entwickelung sich allzu sehr gewöhnt hat, jene Ereignisse nur von dem provinzialgeschichtlichen Standpunkt aus anzusehen. Infolge dessen vermissen wir in dem Buche, soweit es bisher vorliegt, auch alle allgemeinen Gesichtspunkte, die sich gerade bei diesem Stoffe so natürlich ergeben, wenn man bedenkt, daß dieser

in seiner Art einzige Ordensstaat eigentlich unmittelbar aus der staatlichen und wirthschaftlichen Cultur des Zeitalters der Kreuzzüge in die des werdenden preußischen Staats, des Staats der deutschen Zukunft, hinübertritt, und daß in vielen seiner Institutionen die Formen des letztern, und zwar nicht blos vorbildlich, vorbereitet worden sind. Das ist ein Fehler, welcher der Verbreitung des Buchs in weitern, d. h. nicht landsmannschaftlich interessirten Kreisen nur hinderlich werden kann: der reiche Schatz allgemeiner historisch politischer Anregung und Aufklärung, der gerade in diesem herrlichen Stoffe geborgen liegt, ist so bei dem Vorwalten des engen provinzialgeschichtlichen Standpunktes völlig ungehoben geblieben.

3. Geschichte von Spanien von Friedrich Wilhelm Schirrmacher. Vierter Band: Geschichte Castiliens im 12. und 13. Jahrhundert. (Heeren und Ukert's Europäische Staatengeschichte, fortgesetzt von W. von Giesebrecht. Zweiundvierzigste Lieferung, zweite Abtheilung.) Gotha, F. A. Perthes. 1881. Gr. 8. 12 M.

Mit dieser neuesten Arbeit des verdienten Geschichtschreibers Kaiser Friedrich's II. und der letzten Hohenstaufen findet die vor zwanzig Jahren in Stillstand gerathene „Geschichte von Spanien" von Heinrich Schäfer endlich eine würdige Fortsetzung. Dieselbe umfaßt die Geschichte Castiliens vom Jahre 1108, wo infolge der Schlacht bei Uclés die Macht der Almoraviden auf der Pyrenäischen Halbinsel ihren Höhepunkt erreichte, bis zum Tode Sancho's IV. im Jahr 1295, die Periode also eines großen nationalen Aufschwungs im fortschreitenden siegreichen Vordringen gegen die Ungläubigen, den weder zeitweilige innere Verwirrungen, wie sie die Regierung der Donna Urraca und die Minderjährigkeit der Könige Alfonso VIII. und Enriques herbeiführten, noch hinderliche auswärtige Unternehmungen, zu denen namentlich die Kaiserpolitik Alfonso's X. Anlaß gab, ernstlich haben aufhalten können —, eine Zeit der herrlichsten Entfaltung des spanischen Ritterthums, die um so mehr Eindruck machen mußte, als gleichzeitig die große Bewegung der Christenheit nach dem Heiligen Lande mit dem kläglichen Ausgang der Kreuzzüge ruhmlos scheiterte.

Die Darstellung, stellenweise allerdings in ein nur dem Fachmanne interessantes Detail eingehend, liest sich leicht und angenehm und beruht auf einer gründlichen Durchforschung der Quellen, welche manches neue Resultat zu Tage gefördert hat. Namentlich sind auch die einschlägigen arabischen Berichte sorgsam zu Rathe gezogen worden.

4. Geschichte des ersten Schlesischen Kriegs, nach archivalischen Quellen dargestellt von C. Grünhagen. Erster Band: Bis zum Abkommen von Klein-Schnellendorf. Mit einem Plane der Umgegend von Mollwitz. Gotha, F. A. Perthes. 1881. Gr. 8. 10 M.

Die Bearbeitung dieses Gegenstandes nach Ranke und namentlich nach Droysen, der ihn erst unlängst in seiner „Geschichte der preußischen Politik" behandelt hat, durch einen der ersten Namen der schlesischen Geschichtschreibung wird nicht blos gerechtfertigt durch das hervorragende provinzialgeschichtliche Interesse des ersten Schlesischen Kriegs, sondern namentlich durch den Umstand, daß der Verfasser in der Lage gewesen ist, eine Menge bisher unzugänglicher archivalischer Quellen zu benutzen. Dahin gehören namentlich die Correspondenzen der englischen Gesandten an den verschiedenen Höfen im Record office zu London, dann die Ergänzungen derselben aus dem hannoverschen Archiv, sowie die Schätze der Archive zu Dresden und zu Wien, wo ihm namentlich auch das Archiv des Kriegsministeriums zugänglich geworden ist. Infolge dieser Bereicherung des Materials, aus dem sie erwachsen, bietet die Grünhagen'sche Arbeit sowol in Bezug auf die militärischen als auch auf die politischen und diplomatischen Einzelheiten manches Neue und Charakteristische dar. Wenn natürlich auch die längst feststehenden Züge der Ereignisse so wenig wie die der handelnden Hauptpersonen geändert werden, so wird doch im einzelnen Licht und Schatten hier und da anders vertheilt und manche Thatsache in dem Detail ihres Ursprungs und ihres Verlaufs mehr klar gelegt. Von Interesse ist es namentlich, zu sehen, wie die überlegene Persönlichkeit des jungen preußischen Herrschers sich besonders auf dem Gebiete der Staatskunst unwiderstehlich geltend macht, viel mehr als auf dem der Kriegskunst: Grünhagen hat ganz recht, wenn er auf Grund der von ihm gewonnenen Aufschlüsse behauptet, das Auftreten Friedrich's II. während des Schlesischen Kriegs habe einen Umschwung in der Diplomatie bewirkt.

5. Die polnischen Aufstände seit 1830 in ihrem Zusammenhange mit den internationalen Umsturzbestrebungen. Unter Benutzung archivalischer Quellen von Emil Knorr. Berlin, Mittler u. Sohn. 1880. Gr. 8. 8 M.

Fast die Hälfte dieses Buches besteht aus weit über hundert Actenstücken, von denen sich die Mehrzahl auf die Ereignisse der Jahre 1863—64 bezieht, aus Proclamationen der verschiedenen Revolutionscomités, Nationalregierungen, Dictatoren u. s. w. und Auszügen aus verwandten Papieren, die jedenfalls ohne Schaden für die Sache hätten wegbleiben können, da sie nur zum allergeringsten Theile des Abdruckens würdig waren; für den Leser wäre eine Verarbeitung ihres Inhalts in die historische Darstellung bequemer und förderlicher gewesen. Von letzterer schildert nur ein geringer Theil die Ereignisse in Polen vor 1863 und 1864. Auf wenigen Seiten wird die Geschichte der Jahre 1831—46 ganz summarisch skizzirt; etwas eingehender wird die Entwickelung der polnischen Frage 1848 behandelt; der Haupttheil des Werks behandelt die mit 1858 beginnende Entstehungsgeschichte des Aufstandes von 1863 und dann diesen selbst. Neues bietet der Verfasser eigentlich nirgends, denn die Materialien, aus denen er geschöpft hat, die Acten der Polizeimeisterei von Warschau und der diplomatischen Kanzlei des polnischen Statthalters, sind bereits durch den Russen

N. W. Berg benutzt und in Deutschland zu verschiedenen Darstellungen dieser Verhältnisse schon verwerthet worden. In die innere Geschichte der polnischen Unruhen wird eigentlich nirgends eingegangen: sie zu schreiben, ist wol die Zeit überhaupt noch nicht gekommen, und die Quellen dafür dürften auch nicht blos im Archiv der russischen Statthalterei zu Warschau gesucht werden. So bleibt die Darstellung fragmentarisch und skizzenhaft und geht eigentlich nur auf die technisch-militärische Seite der Ereignisse näher ein.

Hans Prutz.

Romane und Erzählungen.

1. Litauische Geschichten von Ernst Wichert. Mit dem Porträt des Verfassers. Leipzig, Reißner. 1882. 8. 5 M.
2. Die Jangada. Achthundert Meilen auf dem Amazonenstrom. Von Jules Verne. Zwei Bände. (Autorisirte Ausgabe seiner Schriften, Band 39 und 40.) Wien, Hartleben. 1882. 8. 5 M. 40 Pf.
3. Graf Rübezahl. Roman von Johannes van Dewall. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1882. 8. 8 M.
4. Die Reise nach Berlin. Komischer Roman von A. von Winterfeld. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1881. 8. 10 M.

Ein wunderliches Sortiment nebeneinander! Zwei Schriften zunächst, die eines Deutschen und die eines Franzosen, welche an das Gebiet der Reiseliteratur anklingen, ohne doch ihr anzugehören. Der Deutsche gibt Culturbilder aus dem fernen, ganz fremdartig uns anmuthenden Litauen; der Franzose kleidet in seiner weltbekannten Manier die prachtvollen Naturporträts, die er diesmal aus dem tropischen Südamerika nimmt, in einen spannenden Roman. Als dritte Nummer folgt ein psychisch tief greifender Familien- und Gesellschaftsroman. Die letzte ist das Product übersprudelnder Laune, eine Geschichte zum Lachen, der Autor ein bekannter Schalk.

Die „Litauischen Geschichten" von Ernst Wichert (Nr. 1), Culturbilder aus dem litauischen Leben, ziehen schon durch die Originalität ihres Stoffs und Wesens an. Wenn der Verfasser in einer Vorrede, die er seinen Erzählungen orientirend beigibt, Nachtheile und Vortheile darin erblickt, daß das Land seiner Schilderung den Lesern ein ziemlich unbekanntes sei, so scheinen mir für den Novellisten die Vortheile, die in diesem Umstande liegen, entschieden überwiegend. Den National-Litauer will er vorführen, wie er ihn vor zwei Decennien noch in ziemlich geschlossener Masse getroffen habe, nämlich in den entlegensten Strichen des Landes, nicht in den halbdeutschen Grenzgebieten. Dieses Stammvölkchen aber unterliegt demselben Schicksal, welches überall eintritt, wo ein Naturvolk von einem Culturvolk durchsetzt wird:

Sobald die deutsche Cultur anfing, im Lande der Litauer festen Fuß zu fassen, war auch deren Schicksal besiegelt. Es kann noch längere Zeit dauern, bis die letzte Spur nationalen Daseins ausgelöscht ist; verschwinden werden sicher einmal die Litauer in Preußen, wie die Stammpreußen verschwunden sind, obschon auch ihnen Bekenntnißschriften in ihrer absterbenden Sprache zuzuführen die Kirche nicht unterließ.

Für den Charakter der nachfolgenden Lebensbilder sind von entscheidendem Gewicht die folgenden Aussprüche, gewissermaßen die allgemein einleitende Theorie zu den sprechend anschaulichen Einzelschilderungen, die sodann in individuellen Lebensläufen sich abspiegeln:

Der litauische Bauernstand zumal ist im Verfall. Er hält zäh an seiner alten Wirthschaftsweise fest und verliert dadurch mehr und mehr an Boden. Die unselige Neigung, sich möglichst jung zur Ruhe zu setzen, das Grundstück dem ältesten Sohn oder der verheiratheten Tochter zu überlassen, sich einen Altentheil und den andern Kindern eine Abfindung in Geld und Naturalien auszudingen, belastet den Grundbesitz über alles Maß und zwingt die Wirthe zum Verkehr mit Wucherern (die eigenen Landsleute sind oft die schlimmsten), die ihre Noth ausnutzen und sie in wenigen Jahren ruiniren. Es ist nichts Seltenes, daß bäuerliche Grundstücke mit zwei und mehr Ausgedingen belastet sind, da der Besitzer, wenn er nicht mehr selbst wirthschaften kann, beim Verkauf sich auch noch selbst in dieser Weise bedenkt. Fortwährende Processe zwischen Wirthen und Altsitzern sind die Folge; man entledigt sich der lästigen Mitesser, die nicht arbeiten wollen und auf ihre Verschreibungen trumpfen, nur zu oft durch heimlich beigebrachtes Gift. In allen geschäftlichen Angelegenheiten möglichst schlau zu verfahren, um sich für den Augenblick Vortheile zu verschaffen und später nicht in Anspruch genommen werden zu können, gilt als erlaubt oder wenigstens nicht als verwerflich. Scheinverträge aller Art sind deshalb an der Tagesordnung, und es werden Bestechungen von Zeugen und Meineide nicht gescheut, ihnen Geltung zu verschaffen oder bei veränderter Sachlage sich von jeder Verpflichtung daraus zu befreien. Wer auf Treu und Glauben handelt, ist der Dumme, der kein anderes Schicksal verdient, als angeführt zu werden. Der wirthschaftliche Verfall zieht unrettbar den sittlichen nach sich.... Der ganzen Grenze entlang blüht infolge der russischen Sperre das demoralisirende Schmugglergeschäft, bei dem sich Herren, Knechte und Losleute gleichmäßig betheiligen. Der Bauer weiß seinen Besitz nicht zu behaupten.

Der Landbesitz geht daher nach und nach überall in deutsche Hände über, und das ursprüngliche Stammvölkchen ist dem Untergange geweiht:

Dieses letzte Kämpfen um die nationale Existenz, dieses schrittweise Verdrängtwerden aus den Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende alten Stammsitzen, dieses Absterben bei an sich noch kräftigem Leibe, dieses sittliche Verderben infolge gänzlicher Rathlosigkeit, sich mit ehrlichen Mitteln wirthschaftlich zu behaupten, entbehrt nicht des tragischen Charakters. Der Proceß ist merkwürdig für den Volkspsychologen, aber auch dem Dichter gibt er reichliches Material zur novellistischen Ausprägung. Wir brauchen nicht bis zu den Rothhäuten Nordamerikas zu gehen, um der Dichtung tragischen Stoff dieser Art zuzuführen.

Das sind die Objecte und die Grundstriche, auf denen Wesen und Inhalt des Buchs beruht, am schärfsten in den zwei ersten, völlig tragischen Erzählungen.

Die drei Erzählungen heißen: „Anfas und Grita", „Ewe",

„Der Schaktarp". Gleich die erste bringt eine derartig fatale Geschichte aus dem Bauernstande. Zwei, die sich liebhaben und auch schließlich sich finden, aber nur um miteinander unterzugehen. Er wehrt sich bis aufs Blut, um den armen verschuldeten Hof nicht aufzugeben, wird aber ganz besonders durch eine hartnäckige Altsitzerin am Aufkommen gehindert. Ausgepfändet, brennt er das armselige Häuschen nieder und quartiert sich auf dem Grunde desselben mit der Liebsten, welche durch einen geheimen Trank die lästige Quälerin aus der Welt geschafft hat, in eine Erdhöhle ein, muß auch von da weichen, geht als Schmuggler über die Grenze, und Mann und Weib fallen im Kampfe mit den Grenzwächtern.

Die zweite Erzählung „Ewe", die zuerst in „Unsere Zeit" mitgetheilt war, läuft genau ebenso trostlos aus. Ewe und Mikelis haben sich gern, sind aber arm, und er, der gern einen freien Bauernhof besäße, heirathet zu dem Zweck die reiche Witwe Naujakene. Doch thut es nicht gut; denn die zwei vergessen sich nicht und suchen sich immer wieder auf; ohnehin ist die Ewe durch den Tod ihrer als Schmuggler umgekommenen Brüder selber Hofbesitzerin geworden. Doch ist Mikelis gegen Ewe mistrauisch gemacht, als wolle sie ihn blos ködern und dann doch nicht heirathen; darum läßt er sich von ihr einen Wechsel auf 500 Fl. ausstellen, die sie ihm bezahlen muß, wenn sie zurücktreten sollte. Dieses Papier wird beider Unglück. Die erste Ehe ist zwar getrennt worden, aber das Gerichtsurtheil untersagt die Heirath zwischen Ewe und Mikelis, die nun eine Zeit lang sonst miteinander leben, ohne aber zum Frieden zu kommen. Der Wechsel wird gestohlen, und die schwer verdächtigte Ewe kommt deshalb selber auf kurze Zeit ins Gefängniß, wonach dann Mikelis erst die Thäterin in seiner ersten Frau herausfindet. Als Ewe entlassen und von ihrem nun mit neuem Eifer sie aufsuchenden Liebsten abgeholt wird, erklärt sie, daß sie nach dem Vorgefallenen nicht mehr ihm angehören könne, wenn nicht das Hinderniß ihrer gesetzlichen Vereinigung, jene Frau, beseitigt sei. Er fängt Feuer, benutzt eine Schmuggelnacht, eilt mit seinem raschen Pferde hin und zurück, schlägt die Verhaßte mit der Axt todt, wird dann aber doch verrathen, eingekerkert, stirbt bei einem durch die Geliebte vermittelten Fluchtversuch, und sie, unterdeß Mutter geworden, endet in Wahnsinn.

Tröstlicher geht nach ebenso drohenden Anzeichen die dritte Geschichte aus. Der reiche Wirthssohn Endris liebt die arme Magd Else; die verwitwete Mutter widersetzt sich der Heirath; der ärgste Familienzwist entbrennt, da Mutter und Sohn gleich hartnäckig ihren Standpunkt behaupten. Er verläßt das väterliche Haus und hebt mit der Mutter einen langwierig verderblichen Proceß um das Erbe an, der außer dem Familien- und Herzensfrieden auch das Besitzthum schwer schädigt. Als die Spannung drohend geworden, greift das Schicksal ein. Elsens Vater, ein alter Säufer und Gesetzesübertreter, voll Haß gegen den strengen, aber gerechten Schiffmeister, mit welchem er längst in Hader lebt, sägt diesem die Pfähle des auf Moorgrund stehenden Hauses heimlich durch, damit es beim Frühlingsthauwetter weggeschwemmt und die Familie ersäuft werde, die Tochter mit, die nach Familienrath den Endris heirathen soll, aber schon einen andern Schatz hat. So geschieht es. Aber die urkräftige und wacker entschlossene Else rettet in doppelter lebensgefährlicher Fahrt die dem Untergange Geweihten, ihr eigener Vater dagegen kommt um. Das ist die Wendung; Endris' Mutter gibt nach, holt das brave Mädchen selbst ins Haus, und alles ist gut. Zur Erklärung des fremdartigen Titels „Schaktarp", welches ein litauisches Wort ist und eigentlich bedeutet „zwischen Zweigen", diene folgende Stelle, die zugleich eine Stilprobe sein mag:

> Der Februar ging vorüber und der halbe März. Dann kam Sonnenschein, darauf nochmals scharfer Frost, dann in ganz plötzlichem Umschlage Sturm und Regen bei lauer Luft. In den Wäldern und auf den Wiesen schmolzen die gewaltigen Schneemassen, die Eisdecke auf den Strömen und Kanälen wurde unsicher und brach doch nicht. Weithin an den Uferrändern entlang stand darauf das Wasser, überstaute das flache Land, Wiesen, Aecker und Wege. Ueber der ganzen Gegend lagerte ein gelbgrauer Nebel, der nur schattenhaft die nächsten Häuser und Bäume erkennen ließ. Nicht zu Fuß, nicht zu Wagen, nicht zu Kahn konnte man von der Stelle; alles Feste und Flüssige schien sich wieder zu vermischen und die Erde ein weicher Brei zu werden, der sich in Nebel aufzulösen strebte. Man hat dort einen eigenen Namen für diesen entsetzlichen Zustand, der oft Wochen andauert, mit unheimlicher Gewalt jede Bewegung hindert, alles Leben zu vernichten droht und die Menschen in ihrer Abgeschlossenheit und Hülflosigkeit zum Tode traurig stimmt. Der „Schaktarp" heißt er, und man denkt sich ihn nur wie ein Gespenst, das heranschreitet und sich riesengroß über die ganze Niederung legt, jedem die Brust bedrückt und das Athmen beschwert. Der Schaktarp kommt, sagt man, und der Schaktarp geht oder zieht ab, oft über Nacht, wie er kam. Schnee und Eis sind dann langsam aufgezehrt, in Dunst verwandelt. Die Nebelwand hebt sich, und die Sonne, die lange wie eine trübe Ampel durch dieselbe sichtbar war, beginnt nun mit ihren wärmern Strahlen das Erdreich zu trocknen.

Wir wenden uns zu den charakteristischen Personen der Erzählungen. In dem Deutschen Friedrich Geelhaar, der so langsam und sicher das ganze Dorf Wanagischken in seinen Besitz bringt, tritt uns der rationell berechnende und unermüdlich thätige deutsche Wirthschaftsgeist verkörpert entgegen im schlagenden Unterschiede von der schluderigen, faulen, in lässigem Conservatismus dem nahenden Untergange entgegenschauenden Manier des mehr und mehr weichenden ureinheimischen Stammes ohne Lebenskraft. Ansas, Grita, Ewe, Mikelis, die reiche Wirthin Frau Endromeit nebst ihrem Sohn Endris, die Magd Else und ihr verkommener Vater, endlich der Schiffmeister Grünemann, eine tüchtige Gestalt von unerbittlicher Gesetzmäßigkeit und ebenso energischer Thatkraft: sie alle sind kraftvoll klar gezeichnete Typen eines ganz eigenartigen, uns befremdlich erscheinenden Stammlebens, Typen im Guten und Schlimmen.

Was die bezeichnendsten Lebenslagen betrifft, so ist in erschreckender Weise das wirthschaftlich wie moralisch grundverderbliche Wesen des Altsitzerthums anschaulich gemacht;

zweimal, denn auch in der zweiten Erzählung ist die heillos am Verderben arbeitende Zuträgerin zwischen den feindlichen Elementen eine boshaft klatschsüchtige Weibsperson dieser faulen und überlästigen Klasse. Eine ergreifende Situation ist es, wie der verlorene Ansas in der ersten Erzählung sich mit krampfhafter Halsstarrigkeit umsonst an den letzten Rest seiner heimischen Scholle klammert; und nicht weniger in der zweiten, wie die Zwei, die sich trotz allem doch fatalistisch angehören, sich immer wieder suchen und sich dann nur finden, um miteinander unterzugehen. Ist der Ausgang in der einen oder in der andern tragischer? In der dritten Geschichte stellen das geordnet strebsame Walten auf einem reichen Wirthschaftshof, das Treiben der Fischerfamilien und das armselig schwere Dasein eines eingemietheten Häuslers auf dem Moorbruch die schreiendsten Gegensätze dar. Die Zeichnung ist meisterhaft.

Gehen wir zu dem Franzosen über; er ist uns wohlbekannt der Name Jules Verne. Ich habe mich früher, der Fortsetzung seiner gesammelten Schriften regelmäßig folgend, über die höchst charakteristischen und originell hervorstechenden Eigenschaften dieses Autors wiederholt so bestimmt ausgesprochen, daß eine Repitition jener Fundamentalzüge überflüssig erscheint; die Leser d. Bl. mögen sich derselben wol erinnern.

Also zu dem zweibändigen Roman „Die Jangada" (Nr. 2). Die dem zweiten Band angehängte, von dem Bruder Paul Verne verfaßte Reisebeschreibung „Von Rotterdam nach Kopenhagen am Bord der Dampfjacht Saint-Michel" ist etwas ganz Gewöhnliches.

Den Titel hat das Buch einer besondern Art jener Fahrzeuge entnommen, die gebräuchlich waren, ehe Dampfer den meerartigen Amazonenstrom befuhren. Was ist die Jangada? Gewöhnlich ein unförmliches Floß, getrieben durch ein dreieckiges Segel und versehen mit einer darauf gebauten Strohhütte, welche dem die Fahrt leitenden Indianer sammt Familie als schwimmende Wohnung dient. In unserm Fall ist der Bau viel großartiger und auch luxuriöser: das Floß nämlich ein ganzer abgehauener Wald, der weit unten am Stromufer verkauft werden soll; die Bauten eine ganze Hacienda oder das kleine Dorf eines reichen Farmers mit kostbar ausgestattetem Herrenhaus, Neger- und Indianerwohnungen, selbst einer kleinen Kapelle; die zeitweiligen Bewohner, neben der Herrenfamilie, Jungen und Alten, ganz und halb Angehörigen, eine große Schar von Hülfs- und Dienstleuten.

Das Skelet der Erzählung ist in kurzem folgendes: Joam Garral, wie er sich nach dem Mutternamen nennt, alias Joam Dacosta, ward in Brasilien wegen eines großartigen, mit Mord der Beamten verbundenen Diamantendiebstahls zum Tode verurtheilt, weil er den Ablieferungstermin soll verrathen haben. In der Nacht vor der Hinrichtung nach Peru entwichen, hat er in einem gesegnet thätigen und rechtschaffenen Leben eine liebe Frau und wohlerworbenen Reichthum gewonnen. Doch geht sein Denken unausgesetzt auf Revision des unseligen Processes, und als es sich um die Heirath der geliebten Tochter handelt, läßt es ihm keine Ruhe mehr. Er fährt mit den Seinen den Amazonenstrom herunter, um sich vor dem Oberrichter der betreffenden Provinz zu stellen. Doch seine Sache verwickelt sich drohend. Ein Elender hat von dem wirklichen Thäter in dessen Sterbestunde das Bekenntniß der Schuld erhalten, es niedergeschrieben in geheimer Chiffreschrift, und will nun, gegen sein gegebenes Versprechen, das kostbare Document benutzen, um an dem Schuldlosen niederträchtige Erpressung zu üben. Als Joam auf den vorgeschlagenen Pact nicht eingeht, zeigt ihn der Schurke bei der nächsten Polizei an, er wird mitten auf der Fahrt abgefaßt und eingekerkert. Nun handelt es sich für die Anverwandten darum, jenen Elenden aufzusuchen und zur Rechenschaft zu ziehen, das Document und — das Allerschwierigste — den Schlüssel zu seiner Lösung in die Hand zu bekommen. Dieser Proceß durchläuft eine Reihe von hochgradig gespannten Situationen, endet aber merkwürdig glücklich.

Imposant sind nach gewohnter Art auch hier wieder die prachtvollen Naturgemälde: die Macht und Pracht brasilischer Urwälder, die Gefahren und Schrecken, die Reize und der wunderbare Zauber in den Formen und Farben und Lichtreflexen; die zierlichen Lianen und die riesigen Baumkolosse, Blätter und Blüten, Blumen und Früchte; die Welt der Vögel, der Vierfüßer und des schleichenden Gethiers; die geheimnißvollen Schatten und das sengende Sonnenlicht; das Brausen, Tosen und Rauschen im Aufruhr der Natur, im Kampf der losgelassenen Elemente und der wider einander oder wider den Menschen sich erhebenden Thierungethüme, und umgekehrt die noch tiefer ans Gemüth greifende, fast erschütternde Stille in den ungeheuern Bezirken. Eine der allerinteressantesten Scenen ist die Jagd auf den Guariba, den großen und gefährlichen Greifschwanzaffen, in den Wäldern am Amazonenstrom. Die andere große Zeichnung, eigentlich der Kern des Ganzen, ist die jener großartigsten Wasserader der Erde, des achthundert Meilen langen Stromes, mit allen glänzend überraschenden Formen und Erscheinungen eines unermeßlich üppigen Naturlebens bis hinab in die Tiefen seines Bettes, und mit Vorführung der an beiden meist meereesweit voneinander abstehenden Ufern angelegten Colonien, die eine viel mannichfaltigere Cultur- und Handelsbewegung tragen, als man sich gewöhnlich vorstellt.

Wüßten wir nicht, daß es sich bei unserm Autor im Kern trotz aller abenteuerlichen Geschichten, die er mit unterlaufen läßt, immer zunächst um die großartigen Naturbilder handelt, wir wären bei unserer Erzählung verlegen zu sagen, ob eigentlich diese oder die als zusammenhaltendes Band durchlaufende Geschichte das Centrum des Ganzen sein soll: so gleichmäßig sind sie vertheilt, auch nach dem Umfange, den sie einnehmen. Wir müssen aber schließlich wieder das imposante Gemälde der Tropenwelt Amerikas als Zweck und Centrum auffassen und die Erzählung, so anmuthend, so spannend sie auch in den entscheidenden Partien ist, als den bloßen, die compositionelle Einheit halten-

den Faden. Auch zur Geschichte des Stroms, seiner Uferländer und der ersten Entdeckungen ist manches beigebracht, und hierzu kommt eine ganze Lection über die mannichfaltigen, reichen Handelsartikel. Der Prospect des Buchs sagt richtig:

Ein natürliches Panorama, so gleiten die herrlichen Ufer jener hochwichtigen Ader der Erde vor dem geistigen Auge des Lesers vorüber; und gewiß verwundert sich mancher über die wechselvolle Scenerie, die Fülle von Städten, Dörfern, Missionen u. dgl., welche dort ein dem Europäer freilich ziemlich geheimnißvolles Leben darstellen, wo dieser nur von einem morastigen, brennend heißen Urwald träumte, dessen alleinige Herren die Raubthiere des Landes und Wassers und die entsetzlichen Mosquitos wären.

Was die Charaktere und Situationen betrifft, so ist eine der echt charakteristischen Figuren aus dem südamerikanischen Gesellschaftsleben der zuerst in der wenig ehrenhaften Stellung eines Waldkapitäus, d. i. einer Art Polizeimanns zur Wiedereinbringung entlaufener Sklaven, auftretende Schurke Torres von dem Augenblick an, wo er das verhängnißvolle Document bei sich trägt, bis zu seinem gewaltsamen Ende; er wird nämlich von dem Sohn des ungerecht Angeklagten erschlagen, der dann in der Verzweiflungsjagd nach dem hochwichtigen Schriftstück den im Amazonenstrom untergesunkenen Leichnam mit Netzen und dem Skaphander aufsucht. Umgekehrt sind der reiche Haciender Joam Garral und seine liebende Frau Jaquita, die liebenswürdige Minha und der junge Arzt Manoel, ihr Verlobter, der tüchtige, thatkräftige Sohn Benito — sie alle zusammen das Musterbild einer patriarchalisch schön in sich geschlossenen Familie, sie alle feine und gute Leute. Hierzu kommt die mehr als Gesellschafterin denn als Dienerin der Tochter gehaltene junge Mulattin, leichtlebig, aber anmuthend und treu; endlich ein im Augenblick der letzten äußersten Noth aufgegriffener Friseur, der, gütig in die Familie aufgenommen, des anziehenden Kammermädchens Gatte wird und dann zum Dank als gescheit anstelliger Bursche schließlich das Beste beiträgt zur glücklichen Lösung des schweren Conflicts. Diese ganze friedliche, im Urwald am Stromufer gelegene Colonie mit all ihren Gestalten, die zahlreiche und förmlich zum Familienkreise zählende Dienerschaft an Negern und Indianern inbegriffen, bildet ein ungemein liebliches Idyll von echt menschlicher Anziehung. Es ist beiläufig in hohem Grade possirlich — denn wie gewohnt darf bei Verne auch das Humoristische nicht ganz fehlen —, den Herrn Friseur bei der Arbeit an den männlichen und weiblichen Indianerköpfen zu sehen, wobei es nicht präcis à la parisienne zugeht, aber dafür um so bunter. Vielleicht die psychisch interessanteste aller Gestalten des Stücks ist der steife Criminalrichter Jarriquez, ein scharfsinnig eigensinniges Original. Wie das bei langer schwerer Laufbahn in diesem Berufe oft eintritt, hält er vorerst jeden Angeklagten für schuldig, ist aber streng gerecht, scharf combinirend, und bringt schließlich nach enormer Geistesanstrengung, die er auf den eigenartig ihn fesselnden Fall richtet, durch Auffindung der Chiffre zu dem fatalen Schriftstück die hochgespannte Katastrophe glücklich zur Ruhe. Es gibt wenige packendere Situationen als die, wie der leidenschaftlich nachforschende Richter ohne Speise und Schlaf Tage und Nächte hindurch an der verhängnißvollen Schrift sitzt, bis ihm die Schläfe hämmern und die Gedanken sich verwirren. Wir fangen im Lesen mit an zu rathen, zu combiniren, zu entziffern; wir folgen den aufs kunstvollste geschraubten geistigen Synthesen mit einem zwischen Furcht und Hoffnung getheilten Interesse, als hinge das Leben unsers theuersten Freundes daran; und wir jubeln hoch auf, als die rettende Chiffre gefunden, die leidende Unschuld gerettet ist, im letzten Augenblick vorm Besteigen des Schaffots.

Im „Grafen Rübezahl" erkennen wir den Autor Johannes van Dewall (Nr. 3) sofort wieder; er gibt ein mit viel Geist und Gemüth durchgeführtes Familiengemälde, das psychisch ergreift und originelle Seiten hat.

Der Graf mit dem sagenhaften Namen ist die eine Hauptperson, Gretchen Steinau die andere; es würde uns gar nichts verschlagen, wenn der Autor seinen Roman nach der letztern benannt hätte; die Differenz ist höchstens die, daß jener etwas mehr die active, sie dagegen mehr die passive Rolle im Stück spielt; übrigens stehen sich die beiden Gestalten völlig gleichbedeutend zur Seite, er die problematische, sie die tagklare, reine und feine Natur, beide unglücklich. Folgendes ist die Hauptaction. Ein vollendeter Cavalier von unermeßlichem Vermögen, hat der Graf das hohe Weltleben eine Reihe von Jahren hindurch mit so vollen Zügen genossen, zumal mit sehr theuer kommenden Weibern und am Spieltisch, daß es richtig mit seinem Reichthum zur Neige geht. Zur Zeit, da unsere Geschichte anhebt, ist er ruinirt; wir begegnen ihm unter falschem Namen und in ungewohnter Situation. Als er den Hirschenthaler Hof des Herrn Steinau — eigentlich von Steinau, denn der sonderbare Besitzer ist ein heruntergekommener Edelmann — als Pächter der nahen Jagd betritt, da ist er thatsächlich ein das Geschäft ins Große treibender Schmuggler, der mit einigen gewagten Streichen das zerrüttete Vermögen wiederherstellen möchte; das gelingt nur halb unter den drohendsten Gefahren und selbst mit Aufopferung von Menschenleben. Auf dem Hofe sieht er das liebreizende Gretchen, und der beiden Herzen bemächtigt sich eine Liebe, die ihr Verhängniß wird. Wir treffen den Mann, der sich nach jenen gesetzwidrigen Unternehmungen hat flüchten müssen, wieder in der großen Welt; es ist eine erschütternde Situation, wie Gretchen, die den Geliebten in England wähnt, ihm am Spieltisch in Monaco begegnet, was ihn zwingt, seine ganze verborgen gehaltene Vergangenheit vor dem unschuldigen Kinde aufzudecken. Sie hält auch diesen Schlag aus, denn die Liebe ist bei ihr allmächtig. Als nun der Graf, der es trotz aller schweren Fehltritte mit seiner neuen Liebe gleichfalls ernst und innig und für das Leben meint, eben daran ist, mit seiner schuldvollen Vergangenheit ganz zu brechen und sich der letzten kostbaren Maitresse zu entledigen, verwickelt ihn diese

in ein Duell mit einem neuesten Sklaven ihrer dämonischen Reize. Rübezahl wird lebensgefährlich verwundet, kommt unter Gretchen's feinen Händen wieder zur Genesung, heirathet sie, behält nach der vollen Liquidation seiner Güter noch ein recht ansehnliches Vermögen, geht mit der jungen schönen Gemahlin nach Italien, stirbt aber nach kurzem Liebesglück an einem Rückfall in Genua. Die Gattin, der das Leben ohne den geliebten Mann nichts mehr gilt, folgt ihm bald ins Grab, nachdem sie einem Knäbchen das Leben gegeben.

Die Situation wird gespannt durch den Umstand, daß Graf Rübezahl der Sohn eines Mannes ist, der mit Steinau aufs bitterste um die Liebe von Gretchen's Mutter rivalisirte und dem der finstere Mann seinen ökonomischen Ruin zuschreibt, nachdem er die heißgeliebte Gattin früh verloren, mit ihr alle Spannkraft und Lebensfreude. Fast ganz isolirt, tief innen nur noch die unendliche Liebe zur anmuthreichen Tochter tragend, meist verschlossen brütend, lebt er als Jäger wie als Genosse und Hehler der Schmuggler auf dem arg verwahrlosten Hofgut.

Graf Rübezahl ist trotz allem, was dahinter liegt, keine gemeine, eigentlich auch keine schlechte Natur; er darf das nicht sein, schon um der unauslöschlichen Liebe des reinen Gretchen willen nicht. Hätte diese ja doch keine rechte Begründung und keinen Halt; das würde der entscheidenden Situation, dem Kernpunkt der ganzen Handlung, die Existenzberechtigung unter den Füßen wegziehen. Er ist keine gemeine, nicht einmal eine gewöhnliche Natur, nur eine bis dahin leicht, übermüthig mit dem Leben spielende; Gretchen's Liebe läutert ihn. Etwas Vornehmes liegt unverwüstlich in seinem Wesen, etwas großartig Wagendes in seinen Plänen, auch wo sie an das Verbrechen streifen oder demselben verfallen. So setzt er in den zwei gefahrvollen Schmugglernächten unbedenklich das eigene Leben ein, und von den verfolgenden Grenzwächtern wird ihm das Pferd unter dem Leibe todt geschossen. So übt er bei der geplanten Verabschiedung von der Maitresse, die ihn ein großartiges Vermögen gekostet, zur Zeit, da er so ziemlich sich selber für einen Bettler meint halten zu müssen, eine in nonchalanter Großmuth vorgehende Noblesse, deren das gemein denkende Weib nicht werth ist. Kurz, er ist eine von jenen zwiespaltig gefährlichen Naturen, die möglicherweise Verderben bringen, sich und andern, die unglücklich enden können, aber nicht ordinär, nicht klein werden. Man kennt den Reiz, welchen Gestalten dieses Schlags auf empfängliche Frauengemüther ausüben. Und ihm gegenüber das noch von keinem Hauch des gemeinen Weltlebens berührte reine Kind, das aber nach des Vaters Weise eine Festigkeit des Gemüths in sich birgt, welche nur einmal lieben und mit dieser Liebe untergehen kann, ein bezaubernd anmuthreiches Wesen von krystallklarem Gemüth, biegsam, hingebend und doch von eiserner That- und Willenskraft. Es sind zwei interessante Gestalten, und erschütternd ist der Seelenkampf, der sie zueinander führt und miteinander in den Tod. Außer den zweien ist ohne Zweifel die merkwürdigste Figur der „Onkel Steinau", eine Bezeichnung, die er deshalb trägt, weil als die Ueberlebende eine Nichte eingeführt ist, wie sie, mit den Jahren selbst alt geworden, das alte Familiendrama erzählt. Der finstere Mann mit den widersprechenden, stahlhart zugeschnittenen Charakterzügen ist ein ebenso schwieriger wie anziehender Vorwurf für den Seelenzeichner, die Aufgabe glänzend gelöst. Mit tiefem Gemüth und doch fast menschenfeindlich abstoßend und verschlossen; von scharf ausgeprägtem Rechtssinn und doch Schmuggler; weltverborgen in dem traurig vereinsamten Gehöft und doch frei, fest und gewandt auf dem Parket der vornehmen Welt und auf weiten Reisen sich bewegend; unglücklich jedenfalls, zieht er uns immer an, auch wenn wir ihn verurtheilen. Die heillos lächerliche Fratze neben der auch im Bauernrock immer noch imponirenden Gestalt ist der ehemalige Magister, ein nebenbei etwas boshafter Charakter, einzig und allein auf mager ausfallendes Geldmachen erpicht, eine komisch sich ausnehmende Gravität zur Schau tragend, aber tiefer noch als Steinau in den Schmuggel verwickelt. Jene auf dem Hof lebende Nichte aber, die sich selber mit fast belustigender Offenheit schildert, ist äußerlich von der Natur etwas stiefmütterlich bedacht worden, da sie auf dem Rücken so eine Art von Buckel zu viel bekommen; dafür erscheint sie in all ihrem Thun urgescheit, es gelingt ihr sogar trotz allem eine fesselnde Anmuth zu entfalten; obgleich katzenhaft neugierig, wie sie mit viel Humor von sich gesteht, auch mit einem etwas satirisch boshaften Zug ausgestattet, gewinnt sie uns doch als treue Schützerin und Hüterin Gretchen's. Andere Figuren sind: der energische kleine Steuerrath, der sich gern in gründlicher Verfolgung und systematischer Unterdrückung des Schmuggels die Sporen verdienen möchte — eine sehr gemischte Persönlichkeit: wenn er einerseits durch die Unermüdlichkeit im Handeln und die Unerschrockenheit im Einsetzen des eigenen Lebens unsere Achtung gewinnt, so wird er andererseits kleinlich, ja verächtlich durch die hämisch heimtückische Verfolgung der Steinau'schen Familie, nachdem Gretchen seine Neigung nicht beachtet hat. Die obenerwähnte Maitresse, die sich als Frau von Montlet einführt, ist das perfecte elegante und verderbliche Muster einer geborenen Intriguantin, die à tout prix flott leben will, mit etwas Geist, aber ohne Herz. Ein als Maler debutirender, ziemlich wohlhabender und noch mehr geckenhafter Adelicher ist gerade der rechte Galan für die nicht mehr im ersten Stadium der Verwerthung stehenden Reize der Schönen. Eine Anzahl anderer Exemplare aus der leichtfertigen Kategorie der vornehmen Welt, von der nicht unnahbaren Tänzerin bis zum fürstlichen Begleiter derselben, und was von dieser Gesellschaft drum und dran hängt, spielen nebensächlich mit; Helgoland und Monaco sind passende Stätten für Rendezvous.

Zwei Processe von weiter greifender Bedeutung wirken mit: die Umwandlung eines bisher still und verborgen gewesenen Bergthals in einen modischen Industrie- und Badeort; noch mehr: im Hintergrunde steht die 1848er Revo-

lution, hauptsächlich gemalt nach den in pöbelhaften Formen, Auftritten und Persönlichkeiten zu Tage tretenden Lächerlichkeiten, Verkehrtheiten und ominösen Streichen — eine verzerrte Komödie.

Die Schöpfung Dewall's ist ohne Zweifel die bedeutendste unter denen, welche in letzter Zeit durch meine Hand liefen; sie macht einen nachhaltig andauernden Eindruck, maßvoll und doch herzbewegend; es ist Kern darin, Essenz, psychische Vertiefung. Ich weise nur auf die einschneidende Zeichnung des Hirschenthaler Hofs und des traurigen Lebens daselbst, auf die drei so verschiedenen und doch jede in ihrer Eigenart hoch interessanten Personen hin, die da fast eine einsame Insel im Weltgetriebe bilden, bis es auch sie stürmend erfaßt: dieser finstere Steinau und das holde Gretchen wachsen so lebendig, so fest abgegrenzt auf, daß die Gestalten in uns haften bleiben und beweglich zu unssprechen; dann auf die gefährlichen Reize des Schmugglerlebens, eine Romantik eigener Art; auf das Erwachen der ersten und einzigen Liebe in dem Herzen des reinen Kindes. Fast erschütternd tief und wahr sind die Seelenbewegungen und -Umwandlungen, die in den drei so himmelweit verschiedenen und doch so wunderbar einander anziehenden Gestalten sich vollziehen, in Steinau, Gretchen und dem Grafen; das sind Entwickelungen und Situationen, die tiefst innerlich nachempfunden werden. Wieder einmal hat da Dewall zur Evidenz bewiesen, welch ein ungeheuerer Unterschied ist zwischen dem flachen Salonmaler ordinären Stils und oberflächlicher Eleganz — einer Sorte von Leuten, die sich heute in allen Gattungen der Literatur breit macht — und dem klar blickenden, tief fühlenden, beweglich zeichnenden Seelenkenner.

Wir haben es schließlich mit dem Schalk A. von Winterfeld zu thun, mit seinem Roman „Die Reise nach Berlin" (Nr. 4). Er erzählt uns nach seiner eigenen Weise — den Leser hat er schon zur Genüge daran gewöhnt — eigentlich lauter Nichtigkeiten; das geht in unermüdlichem Zuge volle drei Bändchen hindurch, die freilich so ungemein weitläufig gedruckt sind, daß sie in anderer Form einen einzigen mäßigen Band ausmachen würden.

Bei dieser Beschaffenheit des Inhalts werden die kritischen Fragen einfach nur die sein können: Wie ist erzählt? Wie viel treffenden Witz und Humor hat der Autor zur Verfügung? Liegt wirklich originelle Erfindung in den gehäuften komischen Scenen? Steckt schließlich dahinter ein Fonds richtiger Charakteristik von Welt und Menschen?

Ich will zuerst an ein frappantes Seitenstück erinnern, das mich neuestens beschäftigt hat und mir noch in lebhafter Erinnerung liegt. Es ist des ungemein anmutheuden holländischen Novellisten J. J. Cremer vorzüglich gelungene Federzeichnung: „Wie Gerrit Moser und sein Sohn Hinrich auf die amsterdamer Kirmeß gehen." Das ist genau der gleiche komische Stoff und die gleiche kurze Lection, die da lautet: warum wollt ihr mit Holzschuhen auf den Tanzboden gehen? Ein großer Unterschied in der Behandlung wird aber schon durch den äußern Umstand bedingt, daß der Holländer, der lauter kleine und fein gemalte Bildchen gibt, auf 40—50 Seiten mit seinem Text zu Ende kommt, während wir bei dem Deutschen auf einen ganzen Roman stoßen; das bedingt einen großen Vortheil auf seiten des erstern.

Bei dem einen wie dem andern Autor handelt es sich sonach um eine gründlich im Hinterlande versauerte Bauern- oder Kleinstädterfamilie, deren schwerfällige Mitglieder sich durch Neugier oder falschen Ehrgeiz verleiten lassen, auch einmal eine Großstadt zu besuchen, und nun auf diesem ungewohnten Terrain, welches ihnen gefährlicher wird als dem ungeschulten Diplomaten das Parket, mit der Nase an allen Ecken und Enden anstoßen, bei jedem Schritt über Stock und Stein stolpern, kurz urkomische Figuren ausmachen. Winterfeld führt folgende Kreise in Action. Da ist die Familie Habermann aus Berent, der Hauptstadt des von dem Autor so genannten „kassubischen Schottland" hinten in der Mark Brandenburg. Das sind unsere ehrenfesten Reisenden, drei Personen: der Familienvater, ein ganz kleiner Rentier, seine dicke Frau Natalie, und sein Kind, das unschuldige Gänschen Mieze. Der Herr ist geradezu dämlich, die Frau echt weibisch eitel, und das Kindlein so gründlich weltunbekannt und unerfahren, daß es auch von der Cultur noch nicht abgeblaßt oder angekränkelt erscheint. Ist es schon recht ergötzlich, wie der bemitleidenswerthe Papa, der viel lieber behaglich in seinem Lehnsessel daheim sitzen bliebe, durch die zwei weiblichen Quälgeister dazu gebracht wird, die verwegene Reise anzutreten, so kommt es noch viel ärger in der Hauptstadt selber. Man denke sich alle möglichen Verwechselungen und Verirrungen, Täuschungen und betrügliches Irreführen, alle Tölpeleien und dummen Streiche in der Welthauptstadt auf Leutchen hereinstürmend, deren Horizont bis dahin nicht über den Kachelofen und über die Kirchthurmspitze ihres Orts hinausreichte, und man wird die Fülle der drolligen Situationen in Winterfeld's Erfindung ermessen können.

Die zweite Gruppe besteht blos aus zwei Personen: es sind die verwitwete Amtsräthin Rübe und ihr Söhnchen Alexander, ein lang aufgeschossener und sehr heirathsfähiger Bengel. Das Verhältniß zwischen den beiden ist ein gar eigenthümliches. Die vorlaute, befehlshaberische Mama hat den Jungen, aus dem sie mit ihrer Erziehungsweise einen sich beschränkt stellenden Duckmäuser gemacht, streng eingezogen im Seminar gehalten, will absolut, daß er Geistlicher werde, und quält ihn ab mit den lateinischen und griechischen Kirchenvätern, von denen er nicht einen einzigen kennt. Dafür hat er es faustdick hinter den Ohren und will leben. Kaum hat er die Mieze Habermann gesehen, wol das erste mannbare Mädchen, in dessen Atmosphäre er kommt, so verliebt er sich in sie, spielt mit ihr eine Art Entführungsgeschichte durch und erzwingt es recht gewaltsam, daß er zum glücklichen jungen Ehemann und Gutsbesitzer avancirt.

Die dritte Gruppe besteht wieder aus drei Personen:

dem jungen Industriellen Kelbitz aus der Provinz, seinem eben angetrauten zarten und hyperunschuldigen Weibchen Liddy, und deren verwitweter Mama Nelke. Der Proceß ist hier der, wie der verliebte junge Kelbitz zu seinem Eherecht kommen soll, wogegen sich alle möglichen Hindernisse aufthürmen, das leidigste in der Gestalt der ängstlich besorgten Mama, die das Töchterchen, welches noch ebenso wenig von der Welt kennt wie die Mieze Habermann, immer noch meint unter ihre schützenden Fittiche nehmen zu müssen, bis dieses selber — und lange dauert es nicht — gescheiter geworden ist und die Mutter heimschickt. Wie bei den Rübes die Kirchenväter als mütterliche Marotte mitspielen, so in der Familie Kelbitz die zarte Unschuld des Herzkäferchens, und die Alte hat den Schwiegersohn bereits zur Verzweiflung gebracht, indem sie ihm alle Tage ein oder zwei Telegramme schickt: „Liddy ist eine zarte Blume, bitte, schone sie!“ Er hat sich freilich gewöhnt, den Brief nicht mehr zu lesen, steckt aber dafür ungelesen auch die andere Botschaft in die Tasche, mit der sie ihm ihre Ankunft für die Nacht anmeldet. Man kann nicht sagen, daß der Conflict und seine Lösung undeutlich wären; eher möchte man die Situation etwas handgreiflich nennen; es wird schließlich derb zugegriffen.

Die vierte und letzte Gruppe bilden der auch aus Berent stammende, nach Berlin übergesiedelte kleine Rentier Zinnwald, seine ziemlich erfinderische Frau Amalie, die emancipirte Küchenmagd Dörthe. Dörthe zählt mit, sogar als eine Hauptperson; denn bei der ein bischen armseligen zugeschnittenen Herrschaft führt eigentlich sie das Regiment und thut, was sie will. Der Rentier Zinnwald und seine ehrgeizige Frau, die in dem Provinzialstädtchen für reich gelten mochten, haben sich bezüglich des Lebens in der Hauptstadt sehr stark verrechnet, wollen aber den Schein wahren und äußerlich das große Wort führen — die Kinderkrankheit schwachmüthiger Seelen. Sie haben immer und überall mit ihrer großen glänzenden Wohnung geprahlt und alle Welt zu sich eingeladen, natürlich mit dem officiellen Hintergedanken, die Leute werden gescheit genug sein, doch nicht zu kommen. Nun bricht auf einmal die Strafe des dummen Hochmuths fürchterlich über sie herein: an einem und demselben Abend nehmen bei den Unglücklichen Quartier: die Habermanns, drei Personen, und schon für sie müssen Betten aus dem Leihhause herbeigeschafft werden; hernach kommt der junge Kelbitz mit seiner Frau, und zuletzt gar noch die Schwiegermama, auch drei Personen; endlich mitten in der Nacht die militärisch kurz vorgehende Frau Rübe mit ihrem Schatten von Söhnchen. Was für ein Tohu-Bohu, welch urweltliches Chaos diese Ueberflutung mit acht Personen in der kleinen stillen Wohnung anrichtet, kann sich der Leser etwa denken; so toll freilich nicht, wie der schalkhafte Autor es ausmalt. Die letzte bestimmende Figur ist die eines sich vornehm gerirenden Hochstaplers oder Bauernfängers; dieser sogenannte Graf Thalheim hat es auf die schwer mit Brillanten besetzte Uhr der Frau Habermann abgesehen; es gelingt ihm auch, dieselbe zu erwischen, doch wird sie ihm wieder abgejagt.

Winterfeld hat sich in den tollsten Situationen überboten; Verwirrungen und Verwechselungen, dumme Streiche und possirliche Ungeschicklichkeiten stolpern übereinander her in Haufen. Nebenbei nimmt er die Weiber ziemlich unbarmherzig mit, und es ließe sich aus den drei Bändchen ein ganzes Sündenregister gegen sie herauslesen, wobei wunderliche Betrachtungen unterlaufen, wie die folgende:

> Eine Frau, die gähnt, oder was noch schlimmer, die so gähnt, daß es gemerkt wird, oder was noch schlimmer, die ein Gebetfragment anhängt und nicht die Hand vor den Mund hält, verdient nicht ein Weib zu sein und trägt den schönen Namen desselben mit Unrecht.

Von der Art der vorgeführten Conflicte mag eine einzige Probe dem Leser einen ausreichenden Begriff geben. Der junge Kelbitz mit seiner Angetrauten ist im Kaiserhof abgestiegen; nebenan logirt die alte Frau Rübe mit dem unschuldigen Candidatus theologiae und den heiligen Kirchenvätern. Dem Kelbitz ist es natürlich um das Küssen zu thun, der alten Rübe dagegen um die kirchenväterliche Unschuld ihres Bengels, und nun beklagt sie sich beim Hotelinspector über ihr Zimmer und die fatale Nachbarschaft:

> „Diese Nachbarschaft, Herr Inspector! Diese Nachbarschaft.“ — „Ich wüßte in der That nicht, Frau Amtsräthin.“ ... Diese ließ den jungen Mann (ihren Jungen) los und schob ihn ein paar Schritte von sich fort; dann kehrte sie zum Inspector zurück. „Ein junges Ehepaar!“ tuschelte sie ihm ins Ohr, indem sie ein paar gewaltige Augen machte. Der Inspector zuckte lächelnd die Achseln: „Seine Berechtigung hat es am Ende auch.“ — „Meinetwegen mag es seine Berechtigung haben“, sprach die ältere Dame dagegen, ... „aber alles zu seiner Zeit ... und alles an seinem Ort. Aber, ich bitte Sie ... unmittelbar neben meinem Zimmer, wo ich mit meinem Sohn wohne und — wo ich ihn die Kirchenväter überhöre.“ ... Der Inspector stand wie auf Kohlen und machte Miene sich zu entfernen; aber die Amtsräthin Rübe hielt ihn am Handgelenk zurück. „Bedenken Sie doch, ein Candidat der Theologie!“ tuschelte sie weiter, indem sie sich auf die Fußspitzen erhob, um das Ohr des Hotelverwalters besser erreichen zu können ... und dann machte sie ihm wieder ein paar Augen, als ob sie ihm etwas Ungeheueres gesagt hätte. Der Inspector seufzte. „Und zwischen je zwei Kirchenvätern gab der junge Mann der jungen Frau immer einen Kuß, mein Herr ... einen lauten Kuß ... und dann seufzte er, und dann seufzte er!“ — „Ja, warum sollte er das nicht?“ bemerkte der Hotelbeamte. Die Dame warf erst einen Blick auf ihren Sohn, der träumend an einer Säule lehnte, legte dann beide Hände auf des Inspectors Schulter, zog sich förmlich an ihm empor und hauchte ihm heiß ins Ohr: „Mein Sohn ist ja noch ganz unschuldig.“ Der Beamte schüttelte den Kopf, weil es ihn gekitzelt hatte; die Amtsräthin aber hielt es für einen Zweifel. „Sie werden doch einer Mutter glauben“, tuschelte sie dann weiter. „Das Auge einer Mutter sieht scharf. Wie ein neugeborenes Kind, mein Herr, sage ich Ihnen ... so unerfahren, daß man es beinahe dumm nennen könnte.“

Der Stil fließt mit einer Leichtigkeit, als ob der Autor seine heillosen Einfälle nur so zum Aermel herausschütteln könne; die Erfindung in dem Kapitel ist reichhaltig, eine gewisse realistische Treue, wenigstens sofern bestimmte Ge-

sellschaftstypen sich abheben, unverkennbar. Wir lachen im Lesen wiederholt laut auf; wenn wir aber fertig sind, ist uns im Kopf und Herzen etwa zu Muthe, wie es im Magen aussieht, wenn wir uns einen appetitreizenden Wermut haben vorsetzen lassen und weiter nichts. Der Gehalt ist ungefähr gleich Null. J. J. Honegger.

Prinz Albert und unser Kaiser.

Aus dem politischen Briefwechsel des Deutschen Kaisers mit dem Prinz-Gemahl von England aus den Jahren 1854 bis 1861. Gotha, F. A. Perthes. 1881. 8. 2 M.

Gar selten dringt in das Volk Kunde von dem, was die Herrscher in ihrem wohlverschlossenen Cabinete denken und empfinden; gar selten erfährt es eine nicht erfundene, sondern thatsächliche Aeußerung des Oberhauptes. Darum findet nichts ein angeregteres und aufmerksameres Auditorium als Fürstenstimmen, wenn sie durch alle Vorzimmer zu den Völkern hindurchdringen. Meistens ruhen die Fürsten längst von ihrem schweren Berufe in der Ahnengruft aus, bevor ihrem Volke Einblick in ihre Gedankenwelt gestattet wird. Anders kann es auch bei der Tragweite fürstlicher Worte kaum geschehen. Um so mehr erregt eine Ausnahme allgemeines Aufsehen, wie sie uns in dem politischen Briefwechsel des Königs Wilhelm I. von Preußen mit Albert, dem Prinz-Gemahl der Königin Victoria von Großbritannien, geboten wird. Da derselbe dem größern Werke Martin's „Life of His Royal Highness the Prince-Consort" entnommen ist, so erscheint es erklärlich, daß unter neunzehn Briefen nur drei vom König sind, die andern alle dem Prinzen angehören. Doch sind gerade diese drei Briefe für das deutsche Volk, welches zwar die Thaten seines verehrungswürdigen Oberhauptes kennt, aber selten einen Brief von ihm lesen konnte, ein werthvolles Geschenk. Sind auch Albert's Briefe weit inhaltreicher und politisch bedeutsamer, so beweisen doch die des Königs seinen klaren, nüchtern erwägenden Verstand, seine unbefangene und sichere Beurtheilung der Lage. England war für den Prinz-Regenten eine politische Hochschule gewesen, aber bei aller herzlichen Neigung zu den englischen Institutionen hatte er als höchste Weisheit die Ueberzeugung erlangt, daß Jahrhunderte lang gewordene parlamentarische Zustände sich nicht wie etwa eine Blume ohne weiteres in den ganz anders zusammengesetzten Boden Preußens verpflanzen ließen, wenn er auch schon 1848 fühlte, daß Preußen die constitutionelle Bahn offen betreten müsse. Erscheint Albert, obgleich weit jünger, durch die Gewalt der großen britischen Anschauungen und Einrichtungen in dem Briefwechsel gewissermaßen als Autorität, so lernt hingegen Wilhelm sehr rasch von ihm, und als ein neuer Grund zur Trauer um Albert's frühen Tod ist es anzusehen, daß er Wilhelm's glückliche Regierung nicht erlebt hat, zu der er durch seine weisen Rathschläge so manchen Baustein herbeigetragen. Enge Freundschaft neben der nahen Verwandtschaft, innige Beziehungen gleichfühlender Seelen verbanden beide Fürsten, die das trauliche Du miteinander austauschten.

Fallen in die Zeit des Briefwechsels der Krimkrieg, der italienisch-österreichisch-französische Krieg und die italienischen Revolutionen, so macht dies den Einblick in das Innere beider Fürsten, ihre Stellung zu Regierung und Volk noch besonders interessant. Den irrigen Behauptungen gegenüber, Albert habe im Krimkriege russische Sympathien gehegt, erscheint sein erster Brief, der stolz die englischen Waffenthaten hervorhebt, als schlagende Abfertigung, während er mit der herzlichen Befriedigung seines humanen Sinnes die Emancipationsbewegung in Rußland 1861 begleitet. Wie richtig beurtheilt er das indische Volk, welches durch seinen absoluten Mangel an politischem Verständniß seit Jahrtausenden zur Fremdherrschaft bestimmt sei! Welch reges Interesse nimmt der hochtalentirte und auf die britische Politik im Stillen so einflußreiche Mann an den Reformbestrebungen in Oesterreich und Ungarn unter Franz Joseph; wie aufmerksam beobachtet er Frankreich, wo Napoleon's Regiment zu wanken beginnt; und blickt er auf Italien, das nach Besserung lechzt, so spricht er für die Nichteinmischung der Fremden und wünscht dem Volke Heil zur Genesung. Den höchsten Reiz für uns haben jedoch Albert's Betrachtungen über Deutschland und Preußen, und bei aller Kürze meisterhaft ist im September 1861 sein Ueberblick über die deutsche Geschichte seit der Fremdherrschaft Napoleon's I. Freudig begrüßt er die in Deutschland erwachende nationale Strömung als Garantie gegen neue von Frankreich drohende Gefahren und ruft dem Könige zu: „Es (das Volk) ist Dein, Deutschlands einzige Stütze und die Kraft, mit der allein der Feind zurückgeworfen werden kann. Deutschland bedarf keines Cavour, aber eines Stein." Hatte Albert rückhaltlos seine Misbilligung der Manteuffel'schen Politik sowie der Haltung Friedrich Wilhelm's IV. im März 1848 ausgedrückt, so war für ihn die Ernennung Wilhelm's zum Prinz-Regenten der Anbruch einer neuen Aera gewesen, das Ministerium Hohenzollern-Auerswald als bedeutsam durch Mäßigung und Freisinn ihm werth geworden und die preußische Verfassung, in der er die Vereinigung von König und Volk, das höchste Kleinod Preußens pries, konnte seiner Ansicht nach nicht loyaler und redlicher gewahrt werden als von Wilhelm. Auch in Windsor wahrte er sein deutsches Herz; Deutschland und in ihm als Kern Preußen war seine Hoffnung, denn hier war „eine Continentalmacht, welche sich ganz auf das Gebiet der Gerechtigkeit und Billigkeit stellen will und so ein höchst wichtiges correctives Element in der großen Intriguenpolitik des Continents werden wird". Für einen Mann, wie Albert einer war, ist es Glaubensbekenntniß, wenn er dem

Freunde versichert, die wahre Kraft der Regierungen liege „in der durch freie Discussion gebildeten und geläuterten öffentlichen Meinung." „In ihr" — so fährt er fort — „wird der Leitstern, aber auch die Berechtigung für die Schritte der Regierungen zu suchen sein. Daß ihre Sprache laut und wirkend werde, ist für Preußens Sicherheit und Kraft die Hauptbedingung. Mein Rath wäre also dieser: Schaffe Dir diese Gewalt; sie ist es, die Frankreich und Rußland imponiren, die England und Deutschland vereinigen wird, die die letzte Entscheidung in Deine Hand legt." Noch ein vorzüglich fesselndes Schreiben von 1861 möchte ich theilweise anführen:

Der wahre und richtigste Widerstand und die wahre Kraft sollte aber in Deutschland liegen. Wie steht es jedoch hier? Ist den berechtigten Forderungen der Völker und den heiligsten Versprechungen der Fürsten von 1848 (ich rede nicht von den demokratischen Absurditäten) genügt worden? Oder ist Deutschland noch immer gespalten und zersplittert in seiner äußern Organisation, und sind die Einzelstaaten trotz ihrer äußerlich gegebenen, oft selbst zu demokratischen Constitutionen in Wirklichkeit doch nur Polizeistaaten, in denen Recht und Gericht noch mit Polizei, Regierung und Verwaltung verschmolzen sind, statt frei und unerschütterlich als Schutz der Krone wie des einzelnen Unterthanen dazustehen, sodaß der Einzelne sich noch als von der Willkür seiner Herrscher abhängig fühlt? — Ich mag auf diese Frage nicht antworten, weil ich nicht Nein sagen kann. — Meine Hoffnung, wie die der meisten deutschen Patrioten, steht auf Preußen, steht auf Dir. — Auf Preußen, das seine Verfassung nur zu handhaben braucht, um in sich alle die Mittel zu finden, den Anforderungen der Zeit zu genügen, dem übrigen Deutschland zum Muster zu dienen, und seine Sympathien so zu gewinnen, daß dieses den engsten Anschluß an das preußische System wünschen muß. Auf Dir, der Du zu der Regierung gekommen bist, ohne mit jener unseligen Reactionspolitik verstrickt und verwickelt gewesen zu sein, ja oft als ein Opfer derselben dastandest, und dessen bekannte Loyalität des Charakters den Deutschen als Typus ihres ältesten Wahlspruchs „Ein Wort, ein Mann" vorschwebt! Im Vertrauen zu Deiner Person liegt, wie ich Dir schon früher zu schreiben mich gedrängt fühlte, der Kern der Sicherheit Europas. Dies ist für den Augenblick das höchste politische Gut der Menschheit; wahre es als das heiligste Kleinod, das je Gott einem Einzelnen gegeben. Was auch die einzelnen Schwierigkeiten oder Meinungsverschiedenheiten über Detailfragen sein mögen, lasse diesen Grundgedanken nie einen Augenblick von Deiner Seite weichen! und erinnere Dich zugleich, daß das Vertrauen wie die Liebe auf Gegenseitigkeit beruht. Lasse es niemand gelingen, Dein Vertrauen in Dein eigenes Volk und in die deutsche Nation zu erschüttern! Es gibt deren so viele, die es sich zum Geschäft machen, dem Fürsten Furcht vor seinem Volke einzuflößen. Aus dieser Quelle der Furcht sind noch die meisten Fehler der Regierungen sowie die schändlichsten Grausamkeiten der Geschichte entsprungen. Woher sind die kirchlichen oder politischen Verfolgungen aller Zeiten anders erwachsen als aus der Furcht?

Herrlich hat Wilhelm I. die an ihn geknüpften Hoffnungen erfüllt; weit höher, als es Albert ahnen konnte, ist er von dem Schutzgeiste unsers Volks getragen worden; „Ein Wort, ein Mann" aber blieb stets sein Kanon.

Arthur Kleinschmidt.

Germanistisches.

1. Zur Volkskunde. Alte und neue Aufsätze von Felix Liebrecht. Heilbronn, Henninger. Gr. 8. 12 M.

Es sind in vielen Zeitschriften zerstreute Aufsätze, welche der Verfasser in diesem Buche gesammelt hat. Derselbe gibt zu, daß sie zu unvollständig und mangelhaft sind, um das zu halten, was der Titel verspricht. Allerdings ist vieles aufgenommen, was in einer auf dauernden Werth berechneten Sammlung keinen rechten Zweck hat und für sich allein auch nicht recht verständlich ist, und andererseits sind die einzelnen Arbeiten in vielen Beziehungen gar zu sehr voneinander verschieden, um einen einheitlichen Charakter ansprechen zu können; dessenungeachtet enthält die Sammlung recht viel schätzbares Material, weniger zur Volks- als zur Sagen- und Mythenkunde. Sie zerfällt in folgende Abtheilungen: a) „Sagenkunde"; b) „Märchen und Fabeln"; c) „Novellistik und Schwänke"; d) „Volkslieder"; e) „Mythologie, Religionsgeschichte, Volksglauben, Sitten und Gebräuche"; f) „Allgemeine Literaturgeschichte"; g) „Sprachliches, Redensarten u. s. w." Einen ansehnlichen Raum im Buche nehmen nur die Abtheilungen a) und e) ein; die übrigen sind wesentlich Lückenbüßer. In der ersten Abtheilung eröffnet die Sage vom Mäusethurm, von welcher nicht weniger als dreizehn Varianten aufgezählt und behandelt werden, den Reigen. Als Resultat der Untersuchung ergibt sich aus der Sage von dem durch Mäuse oder Ungeziefer gefressenen Fürsten ein „uralter Brauch, bei eintretendem öffentlichen Unglück (z. B. Hungersnoth) die Götter durch Opferung der Landeshäupter vermittels Hängens derselben zu versöhnen". Nun, die Germanisten finden in Sagen oft mehr, als gewöhnliche Menschenkinder darin vermuthen; uns scheint genannte Deutung mehr als problematisch zu sein, namentlich da in keiner jener Sagenwendungen etwas vom Hängen vorkommt. In „Romulus und die Welfen" werden die verschiedenen Beziehungen von Wolf und Hund zu dem Menschen untersucht, unter anderm auch die vorkommende abstoßende Vorstellung der Abstammung gewisser Geschlechter von — Hunden und andern Thieren, die sich später zur Säugung durch eine Wölfin und anderswie abgeschwächt haben soll. Die „Nugae Curialium" des Gualterus Mapes werden zum Theil mit anderweitigen Sagen verglichen. Die „Todten von Lustrau" versetzen in das schauervolle Gebiet der von rückkehrenden Verstorbenen handelnden Mythen. Sehr interessant ist die „Ragnar Lodbroksage in Persien", welche in wirklich frappanter Weise die alte und dauerhafte Verwandtschaft der Sagen

verschiedener Völker indoeuropäischen Stammes darlegt. Weniger sicher ist der Verfasser selbst in den „germanischen Mythen und Sagen im alten Amerika", indem er zugibt, daß solche Sagen überall entstehen können. Eine kleine Sammlung neugriechischer Sagen ist rein berichtenden Inhalts. Von „arabischen Sagen über Aegypten" zeigt Liebrecht, daß sie in einzelnen Zügen die Grundlage abendländischer Märchen zu sein scheinen. Der Abschnitt „Novellistik und Schwänke" vergleicht meist ziemlich anstößige Erzählungen mit verwandten Zügen anderer.

Die Abtheilung der „Volkslieder" ist rein reproductiv und textkritisch und bietet daher zu keinen Bemerkungen Anlaß. In der „mythologischen" Abtheilung wird zuerst das Märchen von Eros und Psyche in den Sagen verschiedener Völker aufgesucht; sogar bei den Zulus findet es seine Analogie. Was die Identität des Tammuz und des Adonis betrifft, welche der Verfasser gegenüber anderslautenden Ansichten festhält, dürften letztere kaum mehr eine Beachtung verdienen. Es folgen diesen Untersuchungen mehrere andere, welche verwandte Züge in Sagen und Gebräuchen verschiedener Völker betreffen und viel Anziehendes enthalten. Es ist dies besonders mit den auf Gräber geworfenen Steinen, mit aus abergläubischen Gründen lebendig begrabenen Menschen der Fall. Zu mannichfachen interessanten Vergleichungen geben Beispiele norwegischen, schottischen, deutschen und andern Aberglaubens Anlaß. Manch weniger Bekanntes bringen die „Italischen Mythen" und „Der Humor im Recht", in welch letzterm Aufsatze das, was mit dem Jus primae noctis verwandt ist und bei verschiedenen Völkern vorkommt, dem Titel nicht recht entspricht. In den „Rechtsalterthümern" findet Grimm manche Ergänzung. In der Abtheilung über allgemeine Literaturgeschichte wird die Quelle des Volksromans von Barlaam und Josaphat im Leben Buddha's nachgewiesen, welches dort christianisirt worden ist. Den Rest kleinerer Aufsätze übergehend, schließen wir mit der Bemerkung, daß ein alphabetisches Register die Brauchbarkeit des Buchs wesentlich erhöht.

2. Salzburger Volkssagen von R. von Freisauff. Mit 900 Illustrationen, Initialen und Vignetten. Wien, Hartleben. 1880. Gr. 8. 8 M. 40 Pf.

Das Land des sagenreichen Untersbergs mit seinem schlafenden Kaiser und dem Welserfelde, wo der absterbende Birnbaum durch neues Grünen einst den Anbruch der „letzten Schlacht" künden soll, in welcher sich die nordische Götterdämmerung abspiegelt, erhält in diesem schön ausgestatteten Buche seine Verherrlichung durch die Mythen, die sich das Volk erzählt. Naturgemäß zerfallen die „Salzburger Sagen" in Untersbergsagen und Landessagen. Die erstern theilen sich wieder in Kaiser-, Zwerg-, Schatz-, Bergentrückungs-, Wilde Frauen-, Riesen-, Wilde Jagd- und Weltuntergangssagen; die letztern in Riesen-, Wildfrauen-, Zwerg-, Nixen-, Zauber-, Natur-, Bergbau-, historische, Berchta-, Hexen-, Teufels-, Schatz-, Spuksagen und solche von Gottesgerichten. Die Sagen sind nicht immer ganz frei von novellistischer Ueberarbeitung; im ganzen aber geben sie allem Anschein nach den Volkston treu wieder und sind, was ihr Sammler auch wünscht, ein nachahmenswerthes Vorbild zu Sagensammlungen der übrigen österreichischen Kronländer, denen solche noch fehlen.

3. Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg von Karl Bartsch. Zwei Bände. Wien, Braumüller. 1880. Gr. 8. 16 M.

Aus dem Süden deutscher Zunge führt uns der Sagenreichthum des deutschen Volks nach dem Norden, und auch hier treffen wir wesentlich dieselben Züge. Die vorliegende Sammlung des verdienten Germanisten wurde schon 1867 begonnen. Mecklenburg besitzt zwar schon eine umfangreiche Sagensammlung von Niederhöffer, aber dieselbe enthält vieles, was nicht in eine solche gehört, und manches ist wieder durch romantische Einkleidung entstellt und seines volksthümlichen Charakters beraubt. Bartsch's Name bürgt für eine kritische Sichtung des wirklich Sagenhaften vom Mythischen und für die Befreiung von jeder fremdartigen Zuthat. Der erste Band enthält Sagen und Märchen. Unter jenen finden wir, ohne Unterabtheilungen, aber in einer durch die Titel hervorspringenden Gruppirung: Sagen von Wode (Wuotan), vom wilden Jäger, von Fru Gode (Verweiblichung von Wode), von Riesen, Lindwürmern, Unterirdischen (Zwergen), vom Teufel, von Hexen, gespenstischen Thieren, Werwölfen, von der Weißen Frau, vom Klabautermann und allerlei Gespenstern und Spuk, von Träumen, Zauber, Schätzen, Drachen, goldenen Wiegen, Feen und verzauberten Prinzessinnen, versunkenen Städten, Kirchen, Burgen, vom Ursprung von Namen, von Glocken, von Seen und ihren Nixen, von Bäumen, Steinen, Räubern, Rittern, Hinrichtungen u. s. w. Die Märchen erinnern an diejenigen der Gebrüder Grimm. Auch hier finden wir den Vogel Fenus (Phönix), der, auch als Vogel Greif bis in die Schweiz verbreitet ist. Der zweite Band enthält Gebräuche und Aberglauben in Bezug auf Alpe (Matre), Irrlichter, Teufel, Hexen, Geburt und Taufe, Liebe und Ehe, Tod und Grab, Krankheiten, Vorzeichen, Haus und Hof, Feld und Garten, Thiere, Pflanzen, Sonne, Mond und Sterne, Wind und Wetter, Monate, Wochentage und alle Festtage des Jahres. Das meiste Neue bieten wol die überaus zahlreichen Segensformeln und Besprechungen. Aus dieser Uebersicht erhellt am besten der unerschöpfliche Reichthum des Werks.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Das Verhältniß von „Theater und Kirche" erörtert Christian Muff (Halle, Mühlmann) in einer sehr lesenswerthen Broschüre. In gedrängter Kürze, doch mit Hervorhebung aller wesentlichen Momente gibt der Verfasser eine Geschichte des Theaters überhaupt, eine genaue Kenntniß derselben bekundend. Was wir aber höher anschlagen, ist die maßvoll urtheilende, gesunde Art, wie er das Wesen der dramatischen Kunst und der Schaubühne charakterisirt. Man fühlt deutlich, Muff ist ein religiöser Mann; nirgends aber läßt er die rechte Unbefangenheit und evangelische Freiheit vermissen, nirgends drückt er die Bedeutung der Bühne herab, um die der Kirche zu erheben. Er kämpft nur gegen die entarteten Theater zweiten Ranges; alle echte Kunst aber ist ihm sittlich, und die ästhetischen Anregungen der Bühne erstrecken sich ihm auf alle Gebiete der Sittlichkeit und des Lebens. Kunst und Künstler stehen um so höher, je fester die religiös-sittliche Grundlage ist, auf der sie sich aufbauen. Wir empfehlen die gediegene Schrift aus vollster Ueberzeugung als ein erfreuliches Zeichen der Zeit.

— Die Aufmerksamkeit aller betheiligten Kreise wollen wir dringend hinlenken auf die Schrift: „Der Kapitalismus in der Gelehrtenwelt" von Adolf Mayer (Heidelberg, Winter). Unter diesem allerdings etwas sonderbaren Titel bespricht er die Einrichtungen unserer Universitäten mit großer Sachkenntniß und Leidenschaftslosigkeit. Was in den siebziger Jahren Dühring in maßlos gereizter Form vorbrachte, das kehrt hier in ruhiger Haltung, aber mit um so zwingenderer Beweiskraft wieder. Wol die meisten Kenner der Zustände unserer Universitäten werden dem hier Gesagten zustimmen. Mit Recht tadelt Mayer das einseitige Berufungssystem und das damit verbundene Häufen von Geld und Ehren auf einzelne vom Glück begünstigte Persönlichkeiten. Er verlangt vom Staat auch für die Zurückgesetzten eine mäßige Anerkennung und Unterstützung mit Hülfsmitteln! Ebenso kämpft Mayer an gegen die Luxusbauten von modernen Instituten. Er verlangt, daß die Zukunft aller bewährten Extraordinarien sichergestellt werde; er schlägt einen Modus der Wahl vor, welcher die Uebergangenen wenigstens vor der größten Dürftigkeit schützt. Der Verfasser versteht übrigens auch drastisch zu schreiben; so redet er z. B. von der „Primadonnenwirthschaft", von der „weit verbreiteten Actiengesellschaft des Lobes auf Gegenseitigkeit" u. s. w. Eine Schrift für Cultusminister.

Aus der Schriftstellerwelt.

In Bremen starb ganz unerwartet Georg Reinhold Pauli am 3. Juni: er hatte sich zu einer Gelehrtenversammlung dahin begeben von Göttingen aus, wo er als Professor der Geschichte eine erfreuliche Wirksamkeit ausübte. Die deutsche Geschichtschreibung und Geschichtsforschung hat in ihm eine ihrer tüchtigsten Kräfte verloren, namentlich auf dem Gebiete der englischen Geschichte; seine Darstellungsweise war ebenso lebendig wie markig und mannhaft. Pauli war am 25. Mai 1823 zu Berlin geboren und studirte dort seit Ostern 1842. Im Jahre 1844 machte der Herausgeber dieser Zeitschrift die Bekanntschaft des jungen Studenten, vermittelt durch die Fahne des Gardeschützenbataillons, unter welcher beide ihr Jahr als Einjährig-Freiwillige und in derselben Compagnie abdienten, welcher auch der jetzt so beliebte Lustspieldichter G. von Moser als junger Lieutenant von ungefähr gleichem Alter angehörte. Die Uebungen in der Hasenheide und das Manöver des Gardecorps, auch das zusammen bestandene Landwehrlieutenantsexamen blieben für uns beide gemeinsame Erinnerungen. Von Berlin wandte sich Pauli nach Bonn, wo er seine historischen und philologischen Studien fortsetzte. Im Jahre 1847 begab er sich nach England und Schottland und benutzte die dortigen Bibliotheken für seine geschichtlichen Forschungen; in den Jahren 1849—52 war er Privatsecretär Bunsen's. Im Herbst 1855 habilitirte er sich in Bonn, wurde 1857 Professor in Rostock, 1859 in Tübingen. Da er sich aber durch einen Aufsatz über die politischen Verhältnisse Würtembergs misliebig gemacht hatte und eine Strafversetzung an das niedere Seminar zu Schönthal erfuhr, so trat er aus würtembergischen Diensten, wurde 1867 Professor an der Universität zu Marburg, die er auch im preußischen Herrenhause vertrat. Im Jahre 1870 wurde er nach Göttingen berufen. Sein Hauptwerk ist die Fortsetzung der Lappenberg'schen „Geschichte von England" (Bd. 3—5, 1853—58); seine Studien altbritischer Geschichte benutzte er auch in den Schriften „König Alfred und seine Stellung in der Geschichte Englands" (1851) und „Simon von Montfort, Graf von Leicester, der Schöpfer des Hauses der Gemeinen" (1867). Die neuere englische Geschichte behandelt er in dem Werke „Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815" (Bd. 1—3, 1864—75). Noch erwähnen wir seine „Bilder aus Altengland" (1860) und seine „Aufsätze zur englischen Geschichte" (1869). Ein künstlerisch abgeschlossenes, prägnantes Charakterbild gab seine Biographie Oliver Cromwell's im „Neuen Plutarch" (Bd. 1, 1874).

— Einem bescheidenen Dichter ist ein bescheidenes Denkmal errichtet worden: dem Dichter Julius Hammer (gest. in Dresden 1862) in Pillnitz von der Tiedge-Stiftung. Eine kleine Gemeinde von Schriftstellern und Künstlern war mit dem Dampfschiff dorthin gefahren, um der Enthüllung des Denkmals beizuwohnen, das sich auf einem freundlichen, schattigen Platz, in der Nähe der Wohnung der Witwe des Dichters, befindet. Das Denkmal ist eine abgestumpfte Pyramide von rothem Porphyr auf welcher sich das von Dr. Gustav Kietz gemeißelte Porträt Hammer's befindet. Die Reden von Gustav Kühne, Geh. Hofrath Roßmann, Robert Waldmüller-Duboc u. a. wurden dem Angedenken des Dichters gerecht, dessen sinnvolle Gedicht- und Sprüchsammlungen „Schau um dich und Schau in dich", „Fester Grund" und andere sich so großer Beliebtheit erfreuen und in weiten Kreisen für edle Lebensauffassung gewirkt haben.

Bibliographie.

Avé-Lallemant, F. C. B., Physiologie der deutschen Polizei. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Bodenstedt, F., Vom Atlantischen zum Stillen Ocean. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 M. 50 Pf.

Coleccion de autores españoles. Tomo XLI. Floresta de Satíras, fábulas etc. clegida de las obras de célebres poetas españoles por E. Brinckmeier. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M. 50 Pf.

Fernhain, Elise v., Bilder aus dem Alltagsleben. Novellen. Berlin, L. R. Schwarz. 8. 2 M. 25 Pf.

Der deutsche Krieg mit Rußland. Zeitgemäße Betrachtungen. Leipzig, Findel. Gr. 8. 50 Pf.

Laas, E., Idealismus und Positivismus. Eine kritische Auseinandersetzung. 2ter Thl.: Idealistische und positivistische Ethik. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 9 M.

Müller, W., Politische Geschichte der Gegenwart. XV. Das Jahr 1881. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1881 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragenden Personen. Berlin, Springer. Gr. 8. 4 M.

Périn, C., Die Lehren der Nationalökonomie seit einem Jahrhunderte. Autorisirte Uebersetzung. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 3 M.

Stickelberger, H., Missbräuche in der heutigen Schriftsprache. Burgdorf, Langlois. Gr. 8. 55 Pf.

Die Deutsche Universität Dorpat im Lichte der Geschichte und der Gegenwart. Eine historische Studie auf dem Gebiete östlicher Culturkämpfe. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. 40 Pf.

Anzeigen.

Zweite Auflage. **Allerlei** Zweite Auflage.

Herzensgeschichten.

Novellen und Studien

von

Eugen Salinger.

Beste Kritik. **Preis M. 4, geb. M. 5.** Rascher Erfolg.

Verlag von C. Koenitzer in Frankfurt a. M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Lorin.

Roman in drei Theilen

von

Graf P. A. Walujew.

Erster und zweiter Theil. 8. Jeder Theil geh. 6 M., geb. 7 M.

Der von dem bekannten russischen Staatsmann Graf Walujew verfaßte Roman „Lorin" hat in der petersburger Gesellschaft enthusiastische Aufnahme gefunden und wird durch diese vom Verfasser autorisirte Ausgabe der deutschen Lesewelt zugeführt. Als ein frappantes Lebens- und Sittenbild aus der Hauptstadt des russischen Reichs wird er gewiß auch in Deutschland die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Der dritte Theil folgt binnen kurzem nach.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

The Life of Goethe

by

George Henry Lewes.

Third Edition revised according to the latest documents.

2 Vol. 8. Geh. 9 M. Geb. 11 M.

Die berühmte Goethe-Biographie von Lewes hat sich im englischen Original auch in Deutschland heimisch gemacht und liegt nun in dritter, vom Verfasser noch selbst verbesserter und vermehrter Auflage vor. Ihre Lektüre gewährt, abgesehen von dem fesselnden Inhalt, ein treffliches Mittel zur Ausbildung in der englischen Sprache.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aufwärts!

Neue religiöse Gedichte

von

Julius Sturm.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine neue Sammlung religiöser Gedichte von Julius Sturm, dem Dichter der bereits in neunter Auflage vorliegenden „Frommen Lieder", darf des freundlichsten Willkommens sicher sein. Das elegant ausgestattete Buch eignet sich namentlich auch als passendes Geschenk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Grabdenkmäler der Päpste.

Marksteine der Geschichte des Papsttums.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite neu umgearbeitete Auflage.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Eine neue durchaus umgearbeitete Auflage der bekannten Schrift von Gregorovius, welche die gesammte Geschichte des Papstthums in kurzen charakteristischen Zügen vorführt und vom Verfasser selbst als die Vorhalle zu seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" bezeichnet wird. Unentbehrlich für die Besitzer des letztern Werks, gewährt sie auch jedem Freunde der Cultur- und Kirchengeschichte hohes selbständiges Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schau um dich und Schau in dich.

Dichtungen von

Julius Hammer.

28. Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Die bereits in 28. Auflage vorliegenden Dichtungen „Schau um dich und Schau in dich" gehören zu den poetischen Schätzen des deutschen Volks, das in ihnen eine unversiegliche Quelle der Erhebung und des Trostes, der wahren Frömmigkeit und Humanität besitzt.

Die 25. Auflage erschien als Jubelausgabe in größerm Format und besonders eleganter Ausstattung zum Preise von 4 M. 50 Pf. geh., 6 M. geb., und besteht auch neben der 28. Auflage noch fort. Sie eignet sich vorzugsweise zu einem werthvollen Angebinde.

Von Julius Hammer erschien in demselben Verlage:

Lerne, liebe, lebe. Dichtungen. 3. Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Fester Grund. Dichtungen. 3. Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Zu allen guten Stunden. Dichtungen. 4. Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Auf stillen Wegen. Dichtungen. 2. Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Liederbuch. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Die Psalmen der Heiligen Schrift. In Dichtungen. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Praktischer Lehrgang zur Erlernung

der

Spanischen Sprache.

Zum Selbstunterricht und Schulgebrauch.

Von **Victorio J. Horowitz.**

8. Geh. 1 M. 80 Pf.

Wer die spanische Sprache in möglichst kurzer Zeit so weit erlernen will, um sich hinlänglich darin verständlich machen zu können, findet in diesem Lehrgang das geeignetste Hülfsmittel.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 26. 29. Juni 1882.

Inhalt: Das hinterlassene Werk eines Originaldenkers. Von Emil Feuerlein. — Romane und Novellen. — Militärische Schriften. Von Hermann Vogt. — Neue Schriften über Oesterreich. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Das hinterlassene Werk eines Originaldenkers.

Testament eines Deutschen. Hinterlassenes Werk von Karl Christian Planck. Herausgegeben von Karl Köstlin. Tübingen, Fues. 1881. Gr. 8. 10 M.

Diese „Philosophie der Natur und der Menschheit", wie der Herausgeber den vom Verfasser gewählten Titel ergänzt, ist Quintessenz und Abschluß langjähriger, auch in d. Bl. schon berührter Forschungen, in denen sich ein am 7. Juni 1880 zu Ende gegangenes Denkerleben bewegt hat. „Testament", letzte Willenserklärung, nannte der Verfasser selber sein Buch, weil es, die praktischen Ziele Deutschlands und der Menschheit im Auge, mitunter paränetisch zu wirken strebt.

Freilich ist man versucht, hier etwas nachzuhelfen. Es fehlt nämlich bei Planck an geeigneten Anknüpfungspunkten für eine Paränese. Er, der als strenger Philosoph alles mit dem absoluten Maßstab mißt, selten mit genetischer Entwickelung, geschichtlichen Uebergängen, Ueberleitung einer Periode in die andere, eher mit mysteriösen „Vorboten" und „Vorzeichen" des Künftigen rechnet, sieht in der Jetztzeit meist nur Verkommenheit, Verirrung, also nur eine negative Vorbereitung auf sein Ideal des künftigen Cultur- und Gesellschaftslebens, etwa nach der Annahme, daß ein Pol seinen Gegenpol rufen müsse. Er hätte indeß nachweisen sollen, wiefern die Gegenwart auch eine positive Vorbereitung dieser Ziele in sich schließe und schon mit den in ihr vorhandenen alten Resten und neuen Keimen einer idealrealistischen Weltanschauung seinen Ideen hinlänglich entgegenkommen werde. Die Darstellung des Werks ist klarer und durchsichtiger geworden; mit den Gegnern, mit möglichen Einwänden, mit dem common sense des Lesers wird Rücksprache genommen, die gleichen Gegenstände werden wiederholt durchgesprochen, das letzte Wort, das da und dort noch ausgestanden hatte, wird gesagt.

Das Buch zerfällt außer einer grundlegenden, über das, was man zu erwarten hat, vollauf orientirenden Einleitung in drei Haupttheile. Der erste, stärkste Theil des Buchs heißt „Evangelium der Natur"; der zweite: „Die Menschheit, Gesetz und Gang ihrer Entwickelung"; der dritte: „Das Evangelium der Menschheit, das Ziel und die Vollendung".

Für unser kritisches Referat kommt in erster Linie in Betracht das jetzt erst zu Tage liegende Räderwerk des Planck'schen Systems und die allgemeine Gestaltung desselben. In zweiter Linie verdient Beachtung eine alte Domäne, deren sich Planck schon längst mit Glück bemächtigt hat, die Religion und ihre Geschichte; endlich sein Versuch, betreffend das sociale Problem.

Unser Philosoph beschäftigt sich nicht da, wo man es sucht, nicht gleich vorn mit der üblichen Vorfrage der Philosophen: wo fange ich an? Ehe er an etwas dergleichen kommt, hat er im Grunde schon angefangen, hat er schon in ergreifender Weise das Weltbild der „reinen und vollen Natur mit all ihren Grundformen und Gesetzen" vor uns aufgerollt. Er ist bei der Entwerfung dieses Weltbildes zwar immerfort sehr geschäftig, den Creationsact oder die Annahme eines „freigeistigen Grundes als Gesetzes der Dinge" abzuweisen; aber an den Knoten, von Schelling so mustergültig mit der Frage: warum ist nicht nichts? bezeichnet, den die Religion mit dem Schlag: „Gott will es", durchhaut, hat er sich dennoch nicht gemacht, ihn also auch so wenig als seine Vorgänger gelöst, die er nur summarisch durchnimmt und die sich eher als er an jenen Knoten gewagt hatten.

Nun geht er hintennach erst streng methodisch zu Wege, indem er, unter vorläufiger Constatirung der Insolvenz des Gottesbegriffs und des abstracten Denkens in diesem Punkte, fragt: wie komme ich von der unsinnlichen, denkend geistigen Thätigkeit meines Selbstbewußtseins zu dem sinnlich

Aeußerlichen und dem Geiste Entgegengesetzten? Er antwortet: Mit der bloßen Denkform des Wirklichen, mit unserm noch rein logischen und inhaltsleeren Begriff desselben meinen wir und wollen wir zwar das Wirkliche, aber wir denken es nicht nach seiner objectiven Selbständigkeit, sondern haben es nur in unserer eigenen Zusammenfassung. Man lasse also dem Wirklichen das, was ihm zukommt, und dieses ist das Gegentheil dieser Zusammenfassung, das Auseinander der Dinge, ihre Unterschiedlichkeit, die sich im Flusse der Zeit und im unendlichen Außereinander der Ausdehnung vor uns ausbreitet, aber man verkenne auch nicht, daß Realität oder Etwas nur im Zusammen des Außereinander, daß das Aneinandergrenzen der Dinge gleich einem Zusammengehören derselben ist, daß die sämmtlichen Theile der Ausdehnung kein selbständiges Außereinander, kein Fürsichsein darstellen, sondern ein selbstloses Ineinanderwirken, eine unmittelbare, intensive Zusammenfassung. Hiermit bringt also Planck die vorn abgewiesene Alterirung der Sinnenwelt durch das Denken von hinten wieder herein. Der sinnliche Augenschein gibt uns Vereinzeltes, Stückweises, wol auch das Aneinandergrenzen, das Fortlaufen, das Sichcontinuiren und wieder das miteinander Abwechseln der Dinge, aber das Zusammenschauen, das Zusammenfassen, das in Einheitsetzen der Dinge ist Sache des Denkens. Wenn also Planck sich keine Realität denken kann, die nicht auf Concentration beruht, so mag er damit wol die eine Seite der Sinnenwelt, nach welcher sich in ihr der Denkact wiederholt (meine Faust z. B. faßt so gut einheitlich zusammen, wie mein Verstand begreift, einheitliche Begriffe bildet), erfaßt haben, aber der von uns berührten andern Seite der Sinnenwelt müssen wir uns gegen ihn annehmen. Für die Kategorien des Fürsichseins, des Einfachen, des Discreten, des Isolirten, des Singulären, des richtig verstandenen Atoms, der menschlichen Ichheit müssen wir eintreten. Bei der Reduction alles Seins auf Zusammenfassung ist es eine Inconsequenz, wenn der Verfasser den sittlichen Geist, dieses Einzelgebilde, in seinem sittlichen Wollen sich rein und ganz über die Natur und die gegenständliche Ordnung erheben läßt. Folgerichtig aber ist die Einseitigkeit, mit welcher peripherische Gebilde, wie die Planeten, wegen ihres angeblich selbstischen, finstern und kalten Eigendaseins hinter centralen Elementen, wie Wärme und Licht, in der Gunst des Verfassers zurückstehen müssen. Folgerichtig, aber einseitig ist es, wenn seine Logik nichts vom Vor und Nach bei Grund und Folge, sondern nur von deren Zugleich, von deren Identität oder von dem Mitenthaltensein dieses bestimmten Stücks Wirklichkeit im Gesammtcomplex der Wirklichkeit und damit nur von Nothwendigkeit und gesetzmäßigem Dasein hören will, wenn er somit das Causalitätsverhältniß in Analogie mit Hegel vom Substantialitätsverhältniß beerben läßt, wenn er demzufolge jederzeit von der empirischen Einzelbeobachtung der Natur nicht schnell genug weg auf die alles zusammenschauende Naturphilosophie zueilen kann. Folgerichtig, aber einseitig ist es, wenn auch seine Moral mitunter dieses Gepräge der Compactheit trägt, sodaß ihm die Willensfreiheit zu der Nothwendigkeit der eigenen Selbstbestimmung zusammenschrumpft und uns auf einmal das sonst nie genannte Sittengesetz als rocher de bronze sittlicher Selbstentscheidung entgegentritt, dagegen für das Verhältniß des Willens zu sich selber und damit für Pflichtencollisionen, für die Kant'schen Instanzen moralischer Selbstachtung und moralischen Ehrgefühls sich so wenig wie bei Hegel ein Plätzchen findet, sodaß endlich in seiner Weltordnung für den Staat, diesen blos localen Posten, kein selbständiger Raum mehr neben der universellen bürgerlichen Gesellschaft bleibt und über Staatszwecke, wie Rechts- und Gesundheitspflege, Polizei, Stellung des Staats über und zu den Kirchen und Religionsgesellschaften, einfach geschwiegen wird.

Ueber das Planck'sche System äußert sich der Herausgeber, es sei „eine Philosophie der menschlichen Dinge, welche, auf dem Grund der Wissenschaft der Natur aufgebaut, die erforderliche erneuende Umgestaltung, insbesondere die des religiösen Bewußtseins und der Ordnung des Staats und der Gesellschaft, nach allen Seiten hin vollständig ausführe". Wichtig ist es, daß der Kosmos und nichts anderes, keine das Weltall beherrschende und durchdringende Urpersönlichkeit, kein geistiges oder spitzes Princip, heiße es Absolutes oder Logos, blinder Wille oder das Unbewußte, der von Anfang an auf das geistige Ziel hinwirkende Grund, die Heimat des Geistes sein soll, und es ist mit dieser Fundirung der Entwickelung der Dinge auf der breitesten Grundlage, mit dieser Beseitigung aller übergreifenden Absolutheit ein Standpunkt der Immanenz gewonnen, wie er in dieser Folgerichtigkeit wol nie dagewesen ist. Daß aber dabei eine subjective Fassung des Kosmos, ein allgemeines Weltbild, hergenommen von der Zusammenfassung der Dinge im Act des Denkens, zu Grunde liege, haben wir bereits gesehen. Da der Verfasser von Anfang an die neuere Naturwissenschaft mit ihren „selbständig individuellen Stoffatomen" als Voraussetzung für Schwere, Wärme und Licht, da er insbesondere die Kant-Laplace'sche Erklärung der Genesis der Planeten zu Gunsten seiner sogenannten „Geburt" derselben verwirft, so hat er es sehr schwer, ohne ein Eines und ein Anderes zu haben, seine „innerlich centrale Gesammtthätigkeit, seine ineinanderwirkende Concentrirung der Natur" uns vorstellig zu machen. Seine Versuche, zu einem Andern zu kommen, die Unterscheidung eines Mittelpunkts, des Urkörpers, und seines Umkreises, des bloßen Weltraums, seine Annahme eines Sichhingebens des Urkörpers an den Umkreis in der Wärmestrahlung und einer Mittheilung seiner Oberfläche an denselben im Hereinscheinen des Lichts, seine Behauptung eines mystischen Drangs des Urkörpers, ein anderes, die planetarischen Weltkörper aus sich auszuscheiden, seine plötzliche Umsetzung des absoluten Urkörpers in viele Urkörper oder Sonnen sind problematische Processe. Und wenn uns im Gesetz der Schwere, in der Gravitation das erforder-

liche Beieinander von Concentration und Ausdehnung, die unendliche Anziehung, welche das Centrum gegen peripherische Gebilde ausübt, einleuchtet: was thut dieses Gesetz in der Welt, wenn uns nicht erlaubt ist, die individuellen Weltkörper uns als ein Ursprüngliches zu denken?

Doch wir sind jetzt mit unserm Verfasser nicht an einem naturwissenschaftlichen, sondern an einem philosophischen Problem, wir sind jetzt nicht Materialisten, sondern Formalisten. Was geht, fragt es sich da, die der Natur zugeschriebene Thätigkeit das Geistesleben an? So viel, daß sie sich in demselben geradezu wiederholt, nicht aber so, daß wie bei Schelling Natur und Geist in ein Verhältniß gleichwerthiger Doubletten zueinander kämen, sondern so, daß dabei mit der erhöhtern Stellung des Geistes Ernst gemacht wird. Nimmt man den ersten Ursprung der Dinge, so haben wir hier eine individualitätlos ineinanderwirkende heiße und lichte Zusammenfassung. Die Grundform der Natur und Wirklichkeit ist die Concentrirung in Wärme und Licht. Diese beiden sind reines Wirken, Wirken in ein anderes hinein: ein Wirken, bei dem das Insichbleiben der Leibniz'schen Monaden mit der selbstlosen Beziehung auf ein anderes sich verbindet. Noch hat man hier „die reine Aeußerlichkeit", aber da noch kein selbständig äußerliches und beziehungsloses Fürsichsein von Theilen statthat, so ist dieselbe „reine innere Einheit mit dem Ganzen" etwa als eine ins Physikalische übersetzte causa sui zu denken. Der Act innerlicher Concentrirung wiederholt sich nun bei jedem Entstehen: gleich in den Planeten, dieser ersten Differenzirung oder ersten greiflichen Individualbildung, die nach Durchmachung einer Periode individualitätsloser Existenz in ihrem Ausglühen entstanden ist; dann im Organischen, dieser „beherrschenden Verbindung der Theile durch die innere Einheit ihres Ganzen"; endlich im Geistesgebiet, wo sich die höchste Verselbständigung mit der selbstlosesten Hingebung zu paaren hat. Hier, wo der ganze Weg der Endlichkeit durchlaufen ist, ist das reine selbstlose innerliche Wirken des Lichts und der Wärme geblieben, aber in der Form, in dem Habitus selbständiger Freiheit. „Die lautere Wärme und das lautere Licht ist bereits das triumphirende Abbild der lautern selbstlosen Liebe und der erkennenden Klarheit, mit welcher der Geist im Denken und Wollen Welt und Menschheit zu umfassen bestimmt ist."*) Wenn wir den Gesammtverlauf der Dinge als Naturentwickelung zu betrachten haben, so ist es ganz sachgemäß, daß der Anfang derselben ebenso sehr Keim und Anlage zu ihrem Schluß enthält, als er zu ihrer reifen und vollendeten Frucht im schärfsten Gegensatz steht. Aber von einem Einfachsten, Universellsten war auszugehen, um bei dem Gegliedertsten, Individuellsten, Complicirtesten von gleichfalls individueller Natur, wie es Mensch und Geist ist, anzukommen. Die Religion, mit ihrem selbständig Individuellen an der Spitze, entspricht zwar dem Erforderniß eines centralen Grundes der Dinge und damit eines nicht empirischen, sondern innerlich universellen Fundaments für den Menschen; aber sie hat verkehrterweise bei ihrer Voranstellung eines Urgeistes gleich ein Complicirtes zum Anfang; denn es läßt sich kein Geist ohne das Moment leiblich-geistigen, zugleich äußerlichen und innerlichen Daseins denken. Sie sollte Goethe's Wort: „Im Anfang war die That", zu Herzen nehmen, womit dieser Vertreter des Ziels der Neuzeit, der reinen und vollen Natur, besagen will, daß der Anfang aller Wirklichkeit nur eben das reine Wirken selbst sein könne, nicht ein selbständig bewußtes Thun, wie es im „Worte" sich ausspricht. Die Entwickelung, von welcher der Verfasser redet, ist nun durchaus nicht von ihm als eine geradlinige, alle Umwege und Sprünge meidende, wie eine solche ungefähr vom Darwinismus angestrebt wird, gemeint. Er liebt es vielmehr, unter Zurückstellung der das Kommende einleitenden Momente bei seinen Entgegenstellungen von Pol und Gegenpol, Zusammenfassung und Ausbreitung, Centrum und Peripherie, Ganzheit und Theilbildung, undifferenzirtem und differenzirtem, compactem und gegliedertem Sein, Involution und Evolution je seine neu auftretende Potenz durch das sich Ueberstürzen der alten mit ihr im Gegensatz befindlichen Potenz wecken und anregen zu lassen. Im Geistesleben ist ihm höchste Steigerung des unmittelbar natürlichen und selbstisch nationalen Zweckbewußtseins die Losung für den Eintritt des Christenthums mit seinen universellen Zielen, die nüchterne Plattheit und das egoistische Kämpfen ums Eigendasein in der jetzigen Industrie und Politik das Vorzeichen menschlich universeller Cultur. Im Naturleben bedeutet ihm einseitigste Besonderung und Verselbständigung der Theile im unorganischen Reich die Erstehung des organischen Lebens, das Zerrbild geistiger Universalität in dem verhältnißmäßig vielseitigsten, aber grundäußerlichen Thier, dem Affen, das Kommen dieser geistigen Universalität selber mit dem Menschen. Da ihm jedoch der rothe Faden durch die einander entlegensten Erscheinungen hindurchgeht, so bringt er es zu den geistvollsten Parallelen zwischen dem Natur- und Geistesgebiet, in welcher Beziehung wir auf die Besprechung der Kometen, der Luft, des Gewitters verweisen.

Gehen wir zum religionsphilosophischen Theil unsers Buchs über, so befriedigt die Würdigung des Judenthums durchaus, weil sie den beiden hier zu Tage tretenden Momenten, dem Offenbarungsmoment und dem religionsgeschichtlichen, gleichmäßig gerecht wird. Griechenland und Rom, sagt Planck, hat sich mit den Ansprüchen, die im Verlauf der Zeit das geistige Wesen des Menschen gemacht hat,

*) Vgl. für Kenntniß der großartigen Gesammtanschauung des Verfassers: „Das ursprüngliche Grundverhältniß und Grundgesetz der ganzen Natur findet im sittlichen Zweck seine vollendete gegenbildliche Erfüllung. Denn während jenes noch das rein selbstlose Wirken aller Theile in das Ganze hinein ist, so ist dagegen das selbstlos sittliche Wirken zugleich die vollendete Freiheit. Und während jenes die ganz individualitätslose und gleichmäßige Einheit mit dem Ganzen ist, so ist dagegen der sittliche Zweck die vollendet inhaltsvolle, zur freiesten Individualität und Mannichfaltigkeit gegliederte Ordnung. . . . Wie das himmlische Licht unmittelbar als selbstlos universelles Wirken das All mit dem Glanze seines Wesens durchdringt, so soll sein freies, durch die ganze Endlichkeit vermitteltes Gegenbild, der sittliche Geist, eben durch seine freie Thätigkeit erst und im ganzen Reichthum der mannichfach individuellen Erscheinung den frei universellen Zweck zum siegreichen Ausdruck bringen."

dadurch abgefunden, daß es im endlichen und selbstisch nationalen Zweck zwar befangen blieb, aber eine schöne und würdige Formung desselben versuchte. Eine andere ist die Lage der Dinge bei dem weniger rührigen, weniger selbstthätigen Orient. Der Orient kann sich nicht wie Hellas und Latium über das Bewußtsein der Nichtigkeit seines eigenen natürlichen Zwecks hinwegtäuschen. Und dieser Umstand treibt bei der höhern geistigen Veranlagung des Menschen die Vorstellung eines über natürlichen Inhalt und über endliche Zwecke erhabenen, unbedingt mit sich einigen Willens als des höhern Gesetzes der Dinge hervor. Schon bei den noch sinnlichern Nachbarn der Israeliten, bei Syrern, Kananitern, Arabern, ist diese Ahnung da. In ihrem Baal, Moloch tritt noch die scharf negative und verzehrende Macht hervor; aber die dortige Culturentwickelung erzeugt eine dem menschlichen Culturzweck mehr befreundete Gottheit, als es der im Feuer erscheinende Moses-Gott ist, die Gestirnmacht, die zugleich verzehrend und befruchtend ist und den taumelnden Wechsel sinnlicher Ueppigkeit und scharfer Trauer über die eigene Endlichkeit im Cultus dieser Völker veranlaßt. Erst Israel macht bei seinen einfachern Lebensverhältnissen mit dem über das natürliche Dasein und dessen Inhalt erhabenen und hierin unbedingt mit sich einigen Willen, mit dem Gott, der nur in dem das natürliche Leben verzehrenden Feuer sein Abbild hat, Ernst. Vor ihm ist der Mensch mit seinem natürlichen Zweck als ein nichtiger und unreiner gesetzt, dessen beide Lebensenden, Geburt (Beschneidung) und Tod, Entsühnungen verlangen; von ihm rührt die noch äußerliche und ungeistige Seite des Gesetzes, die levitischen Reinigkeitsvorschriften, her. Doch dieses Gottesbild mildert und veredelt sich im Verlauf der Geschichte des Volks. Seine Züge verlieren von der bisherigen schroffen Jenseitigkeit, nachdem er sich als Befreier der Nation, als Bundesgott bewährt hat, und im Contact mit den realen Bedürfnissen des Volks bekommen seine Statute im Dekalog einen bestimmten geistig sittlichen Charakter; er setzt eine nationale Lebensordnung fest. Ja, es rückt nach einer Seite hin der göttliche Offenbarungszweck, vor allem das geistig sittliche Gesetz und die blos natürlichen Zwecke des Volks, als da sind Wohlstand, Familiensegen, lange Lebensdauer, zusammen: Gott leistet unter der Bedingung der Gesetzeserfüllung Gewähr für die Erreichbarkeit dieser Zwecke. Aber scharfe Reinheit der Gottesanschauung und die Befreundung Gottes mit dem Volk thun auf die Dauer nicht gut beieinander; die göttliche Annäherung weckt die im Volk schon vorhandene Neigung zur sinnlichen Vorstellung der Gottheit wieder auf, und die Nationalgottheit, die sich mit den endlichen Interessen des Volks zu schaffen macht, wird nach Art der Nachbarreligionen mehr mit dem Naturleben und mit dem unmittelbar natürlichen Culturzweck verflochten. Kurz, Israel wird abgöttisch und beweist damit vollends, daß durch die höhere Macht der geschichtlichen, geistig centralen Offenbarung eine Wahrheit auf das Volk gelegt ist, die wirklich zu fassen und in sich auszubilden es größtentheils unfähig ist. Oder es hörte die Abgötterei auf; aber alle sittliche Weiterentwickelung des Volks bringt es zuletzt infolge des Untergangs des Königthums doch nur dahin, daß es, so wie es früher das abgöttische war, das andern Völkern umher nachgebuhlt hat, nun zäh national und, um den verheißenen nationalen Zweck zu sichern, specifisch gesetzlich wird, sodaß Johannes der Täufer sein Reformwerk mit dem Kampf gegen den Nationalstolz beginnen mußte.

Diese Negation ergänzt Jesus durch die Position demuthsvoller, reiner und ungetheilter Hingebung an Gott und seine Zwecke und der daraus folgenden vollendeten Gesetzeserfüllung. In seinem Leiden und Sterben wird eigenes menschliches Wollen und Dasein gänzlich gebrochen und dem geistig sittlichen Zweck geopfert. Die Dualität eines sittlich-göttlichen und eines menschlich-nationalen Zwecks ist für immer beseitigt und an seine Stelle nur der eine und unbedingte Zweck, die volle sittliche Einheit des Menschen mit Gott getreten: ein Proceß, in dem Gott in der Eigenschaft des Vaters waltet, der die Menschen vollkommen mit sich versöhnen will. Noch aber liegt der Schwerpunkt in dem durch Gottes versöhnliche Neigung gegebenen neuen Verhältniß des Menschen zu Gott, nicht etwa, wie in der spätern Anschauung, in einem transscendenten Vorgang in Gott oder in einer besondern gottmenschlichen Natur Jesu.

Auf diese Weise hat unser Verfasser das Christenthum in einen organischen Zusammenhang mit dem Judenthum gebracht, wie sich derselbe die ganze Zeit vor ihm (seine ersten Forschungen auf diesem Gebiete fallen schon in die Mitte der funfziger Jahre) unsern großen Denkern, einem Kant, einem Hegel, einem Schleiermacher, verborgen hatte. Nach ihm hat sich bei Jesus nicht sowol der Grundinhalt des Gesetzes selbst, sondern nur das innere Verhältniß des Menschen zu ihm verändert, und noch ist es nicht ein selbständig neues Göttliches, was hier der frühern Offenbarung gegenübertreten will, sondern der Mensch tritt nur kraft der neuen Offenbarung in das volle und versöhnte Verhältniß zu Gott. Aber indem das jüdische Jenseits bei Jesus noch bleibt, ist die gegenständliche allgemeine Ordnung, gegen die er Hingebung übt und Hingebung lehrt, das Reich Gottes, noch über den Umkreis der Natur hinausgestellt. Das durch ihn gepflegte religiöse Bewußtsein wird deswegen noch einseitige Abwendung von dieser natürlichen Heimat und von allen ihren Aufgaben und Hinwendung zu einem jenseitigen Reich. „Tiefer und reiner als alle Weltweisheit des Alterthums hat Jesus, der schlichte Nazarener, den innern Kern des sittlichen Lebens erfaßt; aber diese Tiefe und Kraft religiösen Lebens war nicht möglich ohne die gedachte Einseitigkeit der allgemeinen Weltanschauung.“ Schon der Umstand, daß Jesus ein baldiges Ende dieser ganzen weltlichen Ordnung erwartete, daß er einen ganz neu zu legenden Boden eines himmlischen Reichs in Aussicht nahm, mußte ihn den natürlichen Culturaufgaben des Menschen und dem bestehenden Rechtsleben entfremden.

Keck wird sofort unter Anwendung eines dem Verfasser überhaupt geläufigen Bildes es ausgesprochen: das Reich des zweiten Adam war noch die einseitige Antithese gegen das unmittelbar natürliche Zweckbewußtsein der alten Welt; das Reich des dritten Adam aber muß die reife, freie geistige Einigung mit der Natur und ihren Aufgaben sein. Das Bewußtsein Jesu ist eine neue, über alles Zweckbewußtsein des Alterthums hinausgehende reingeistige Schöpfung; aber sie ist zunächst noch rein und ausschließlich religiöses Centrum, welches noch unvermögend ist, die peripherischen Seiten des Lebens, die Culturgebiete zu durchdringen, sie also als einseitig weltliche Dinge sich selbst überläßt und auf diese Weise einen Dualismus von Gottesreich und Welt begründet. Jetzt gilt es, das geistig-sittliche Centrum aus der unwahren Jenseitigkeit und Abstraction herauszuziehen und es zu seiner vollen menschlich-sittlichen und mit der Natur geeinigten Wahrheit zu entfalten. Das Ziel ist bleibende organische Einigung des religiösen und des sogenannten weltlichen Gebiets: Gedanken, die, wie man wol erkennt, schon seit Hegel in der Luft liegen, in unserm Buch aber mit besonderer Schärfe ausgesprochen worden sind.

In Betreff seiner socialen Ideen legitimirt sich Planck vor dem philosophischen Forum damit, daß er nicht von der Bedürfnißinstanz, nicht von der Nothwendigkeit, daß der Menschheit ökonomisch geholfen werden muß, sondern von der Pflichtinstanz ausgeht. Die bisherige bürgerliche Gesellschaft, sagt er, beruhte auf dem Eigen- und Erwerbsrecht aller, dieser Errungenschaft der Französischen Revolution, welche, gleich den geschichtlichen Sonderrechten, an deren Stelle sie trat, aus einem Rechtsdrang, eigentlich aber doch nur aus dem selbstisch natürlichen Hang des Menschen hervorgegangen ist. Aber die Grundforderung des wahren Rechts ist eine organisch zweckmäßige Berufsordnung, d. h. eine wechselseitige Verpflichtung aller zu einer bestimmten Berufsthätigkeit, wie sie dem Bedürfniß der Gesammtheit entspricht. Damit soll beides gesichert werden: die umfassende menschlich-sittliche Bestimmung der Gemeinschaft und der eigene genügende Besitz und Erwerb der Einzelnen. Was letztere angeht, so ist die Hoffnung der Erwerbsgesellschaft des bisherigen Rechtszustandes auf Befriedigung der Gesammtbedürfnisse durch die Gesammtarbeit fehlgeschlagen. Wohl ist auch hier nach Wegräumung mittelalterlicher Eigenthums- und Erwerbsschranken auf dem Papier das gleichmäßige Recht für alle sanctionirt, aber factisch wird dasselbe annullirt. Die regellose Freiheit der bloßen Privaterwerbsform gibt die Verhältnisse des Erwerbs und Besitzes dem Zufall preis, erzeugt ein neues Faust- und Fehderecht in der willkürlichen Ausbeutung der andern in Erwerb und Verkehr. Das selbstisch atomistische Streben, das sie begünstigt, läßt den Gedanken an Pflichten, die der Einzelne gegen die Gemeinschaft hat, an Ansprüche, welche Gemeinzwecke erheben können, nicht wol aufkommen. Und doch läge es nicht so fern, da factisch jetzt schon Pflichten gegen die Gesammtheit zu Recht bestehen, hieran sich erinnern zu lassen! Macht nicht der bei uns bestehende Schulzwang ausdrücklich Anforderungen an den Privatmann? Ein Princip, dessen weitere Verfolgung im Berufsstaat in Wahrheit keine Last ist, da die gegliederte rechtliche Einordnung der Arbeit in eine universelle und organisch zweckmäßige Berufs- und Verkehrsordnung ihr ihre Sicherheit wie ihre wahre menschliche Weihe und Würde verspricht. Es will kein Kleines heißen, wenn „statt der selbstisch dumpfen Beschränktheit und Vereinzelung der bloßen Privat- und Erwerbsperson ein frei mitordnendes, frei überschauendes und organisch schaffendes Glied des rechtlichen Gesammtlebens ersteht".

Wie die Schulpflicht den Ansatz zu einem Berufsgesetz enthält, welchen der Verfasser nicht verfehlt, in seinem Berufsstaat zu einer ausgedehnten Unterrichts-, beziehungsweise Erziehungsordnung zu verwerthen, so sind viele Ansätze dazu bereits in den besondern Verbänden des Beamtenthums und der Zünfteordnung da, womit freilich die dermalige Entfesselung des rücksichtslosen Egoismus in der Occupirung solcher Gebiete, welche die Interessen sämmtlicher Gesellschaftstheile berühren, wie es Verkehrsmittel und unentbehrliche Lebensmittel sind, oder in der Betreibung von gemeinschädlichen Nahrungszweigen, wie Schankwirthschaft und Tabaksbau (!), übel contrastirt. Statt daß alles wie bisher dem reinen Zufall des Siegs im Concurrenzkampf, der mit der Gewährung der Freizügigkeit und den schrankenlosen Gewerbsconcessionen seine höchste Höhe erreicht hat, überlassen werde, muß eine allgemeine Berufsordnung eingerichtet werden, handzuhaben von dem einzig hierzu berufenen Factor, einer Berufsgenossenschaft, die sich aus der naturgemäßen Gliederung des Volks nach Berufsarten von selbst ergibt. Diese Genossenschaft, welche Ort, Provinz, Land, Länderverband umfaßt, hat sich durch Anlegung und Fortführung von Uebersichten über das gesammte Güterleben darüber auf dem Laufenden zu erhalten, in welcher Quantität im Interesse von Producenten und Consumenten die Production in jedem Berufszweige zu erfolgen habe. Sie hat das Individuum nach Maßgabe seiner Begabung an den rechten Platz zu stellen, für die Bedürftigen mit den ihr zu Gebote stehenden Kapitalmitteln den Uebergang aus den jetzigen Erwerbszuständen in die der organischen allgemeinen Berufsordnung herbeizuführen, Handel und Colonienwesen zu regeln. Was bisher Bureaukratie war, hat sich in diese Berufsgenossenschaft umzuschmelzen. Ueberhaupt hört der seitherige falsche Gegensatz von Staat und bürgerlicher Gesellschaft auf; Gesetzgebung und Verwaltung stehen einander nicht mehr gegenüber; die Volksvertretung ist nicht mehr wie bis dahin Vertretung des „kahlen, abstracten Staatsbürgerthums", sondern der Zusammentritt der concreten Berufsstände, die übrigens keine particularen Standesinteressen vertreten, sondern miteinander zur Förderung des Gemeinwohls, handle es sich nun von öffentlicher Erziehung und Unterricht, oder von öffentlichen Verkehrswegen, oder von zweckmäßiger Vertheilung des Bodens für den landwirthschaftlichen Berufszweck, unter

angemessenem Eingreifen der Männer von Fach zusammenwirken.

Und nun die materiellen Mittel? Wie der Verfasser den Kosmos vor uns ausgebreitet hat mit dem Zuruf: hier das Urbild dessen, was aus euch und euerm Streben werden soll, so legt er die Hand auf Grund und Boden und ruft uns zu: hier die Grundlage euers Unterhalts, euers Gemeinlebens, euerer sittlichen Gemeinde, euerer Arbeits- und Berufsgenossenschaft! Er erklärt als ursprüngliche Voraussetzung zur Durchführung seiner Berufsordnung die Urgrundlage des Eigenthums für alle, welche in dem naturverliehenen Grund und Boden sowie in dem ursprünglichen Material desselben besteht, mit dem Bedauern, daß die Misentwickelung des freien Eigenrechts diese ohne Menschenthätigkeit schon vorhandene Eigenthumsgrundlage zu festem Privatbesitz hat werden lassen. Demzufolge verspricht er sich für die Zukunft von einer Zuhülfenahme starker Steuercontributionen vom unmäßigen Güterbesitz ausreichende Mittel für die Bedürftigen und zielt auf eine im natürlichen Rechtsverhältniß begründete relative Gleichmäßigkeit des Güterbesitzes. Dabei reflectirt er natürlich auch stark auf die ausländischen Colonisationen: Vorstellungen immerhin, die für uns leichter zu verwirklichen sind als seine Andeutungen über eine „rechtliche Ablösung des Kapitals" im Interesse des Aufhörens der Geldherrschaft.

Sollten die Anschauungen Planck's manchem Leser zu kühn erscheinen, so wäre derselbe zu verweisen auf die Bemerkung des Herausgebers: „Daß die großen socialen und nationalen Verhältnisse mit drängender Nothwendigkeit eine Umgestaltung zum Bessern erheischen, das verbirgt sich nächstens niemand mehr. Hat ja nunmehr auch der Mann, der die Verwaltung des Deutschen Reichs leitet, eben jetzt die Sorge für die socialen Probleme in seine kräftige Hand genommen."

Emil Feuerlein.

Romane und Novellen.

1. Novellen aus alter Zeit von Ludwig Laistner. Berlin, Hertz. 1882. 8. 6 M.

Die in einem starken, von der Verlagshandlung hübsch ausgestatteten Bande gesammelten und unter obengenanntem Titel vereinigten vier Novellen sind feinsinnige Gaben eines echten Dichters, der in der Manier Victor Scheffel's uns die Chroniken der Vorzeit aufschließt, ohne bei dem Versenken in das Alterthümliche die Eigenartigkeit und Selbständigkeit seiner Individualität aufzugeben. Obwol der einer entlegenen Zeit entnommene Stoff unsern modernen Anschauungen sehr fern liegt, so hat doch der Verfasser besonders in den beiden ersten Geschichten: „Schneekind" und „Der geraubte Spielmann", eine solche Kraft und Lieblichkeit der Empfindung, ein so frisches und fröhliches Leben seinen Kloster-, Burg- und Bauerngestalten eingehaucht, daß wir uns ihnen menschlich nahe fühlen, mit ihnen leiden, jubeln, handeln und büßen. Ob wir mit dem an Ekkehard erinnernden liebenswürdigen, leidenden Mönch Kero, dem Schneekind, die Qualen des Geängsteten, die hochgehenden Wogen der Liebe, die Freude der Befreiung und Erlösung theilen, oder mit dem holden Ritterfräulein, das an der Seite und unter dem Schutz des liebenden Vetters dem Jugendfreunde nachreitet, der als Spielmann in die weite Welt gezogen ist und dessen Treulosigkeit die holde Elisa dem edeln Adilo als Braut zuführt („Der geraubte Spielmann"); ob wir mit der willensstarken Gräfin Heinrike von Mömpelgard und Wirtemberg, deren energische Handlungsweise in Liebe und Haß an ihre Geistesverwandte, die schöne Frau Hadwig von Schwaben erinnert, durch Krieg und Noth zu den Freuden der Liebe eilen, die, gewaltsam zur Blüte gebracht, auch rasch absterben muß („Heinrike"); ob wir in den „Unehrlichen Leuten" besonders den lieben alten Spielmann geleiten, der die Kinder lockt, gleich dem Rattenfänger von Hameln, und den die Bauern so grimmig hassen, weil sein Gewerbe ihn in ihren Augen unehrlich macht: überall finden wir, daß eine künstlerische Hand den überlieferten Stoff sichtete und formte. Der echte Humor, „die lachende Thräne im Auge", hat die Feder geführt, die uns in den vorliegenden Novellen mit ergreifenden und reizenden Scenen aus dem Leben der Vorfahren beschenkt hat; wir erinnern hier nur an die Flucht Kero's aus dem Kloster St.-Gallen, an die reizende Verlobungsscene zwischen Elisa und Adilo, an das Begräbniß des Spielmanns und die holde Fürbitte der Kinder. Wir können an dieser Stelle nichts Besseres thun, als die überaus ansprechenden Novellen, von denen besonders die ersten beiden unser Wohlgefallen erregt haben, als werthvolle Culturgeschichten der Beachtung der gebildeten Lesewelt warm empfehlen.

Ebenso fein als Dichtung empfunden, wenn auch weniger bedeutend an Umfang und im visionären Clairobscur der Heidegeschichten gehalten, ist:

2. Ellernklipp. Nach einem harzer Kirchenbuch von Theodor Fontane. Berlin, Hertz. 1881. 8. 3 M.

In melancholischem, ahnungsvollem Tone erzählt der treffliche Kenner altpreußischer Geschichte eine jener ergreifenden Volks- und Herzensgeschichten, die das Gruseln lehren, ohne daß wir die Kraft haben, uns dem seltsamen Zauber zu entreißen, der uns immer wieder in seine Kreise baunt. Es flüstert im Moor, es röchelt im Ellernklipp, es rauscht in den Tannen, es glitzert im Sonnen- und Mondenstrahl, wenn Hilde und Martin, des Heidereiters Sohn und Adoptivtochter, sich ihre große heimliche Liebe gestehen; es kichert im Flur, wenn die Dienerin des Heidereiters, die geschwätzige Grissel, mit dem treuen,

aber dummen Knecht Jooſt, der nur in ſchwerfälligem Platt ſeine Verwunderung zu äußern vermag, bei der gemeinſamen Arbeit über das „Frölen Hilde", die „ümmer is as inn Droom", ihrem Herzen in einem regelrechten Klatſch Luft macht; es tönt aus den tiefſinnigen Geſprächen des alten Hirten Melcher Harms hervor als Warnung, daß Baltzer Bochold, der Heidereiter, mit dem eigenen Sohn um Hilde's Liebe und Beſitz ringt, bis ſein Geſchick ihn furchtbar ereilt. Denn nachdem er ein von Gewiſſensangſt verbittertes geſtohlenes Glück genoſſen, nachdem das bleiche Kind, das ihm Hilde geboren, geſtorben iſt, nachdem der Gram die junge Frau in der Blüte ihrer Jahre zu einem faſt weſenloſen Schemen gemacht hat, erſchießt ſich der Heidereiter im Ellernklipp und richtet ſich ſo ſelbſt. Ein düſterer, faſt fataliſtiſcher Zug liegt über dieſer Dorfgeſchichte, die reich an zarten Nuancen und als Stimmungsbild von hochpoetiſcher Wirkung iſt; letztere würde nach unſerer Meinung jedenfalls noch ungetrübter und nachhaltiger ſein, wenn nicht die religiös-pietiſtiſche Tendenz am Ende des Buchs, nachdem die in dieſe Tragödie verflochtene Gräfin der Frau Hilde ihre Arme geöffnet, zu ſtark hervorträte; eine Richtung, die der Dichter vielleicht ganz fein und leiſe perſifliren wollte, die aber wenig poetiſch iſt, ſo ſehr auch Phantaſterei und Pietismus Hand in Hand gehen. Doch gehört der Zug zu dem Bilde, das der Dichter auf der einſamen Felſenwand ſah und das uns die rührende und traurige Geſchichte des verſtoßenen und doch ſo heißgeliebten, des ewig ſehnſüchtigen und erſt im Tode glücklichen, wunderbaren Dorfkindes Hilde erzählt. So myſtiſch der Ton, der über dem Ganzen ſchwebt, ſo kräftig, ja humoriſtiſch ſind die einzelnen Scenen gemalt, die ſich zum organiſchen Ganzen aneinanderreihen; Stil und Charakterzeichnung, Ausdruck und Schilderung entſprechen bis in die genaueſte Einzelheit dem vom Dichter mit bekannter Meiſterſchaft behandelten Gegenſtand. Liebhaber einer im reinſten Sinne ſpannenden Novelle werden in „Ellernklipp" überreich ihre Rechnung finden; auch vor dem Forum der Kritik darf die Novelle als ein Kunſtwerk in ihrem Genre gelten.

Einen friſchen Ton modernen Lebens, weder dem Archiv des Kloſters, noch dem Kirchenbuche des Pfarrers entlehnt, wenn auch mitten unter alten Chroniken und Folianten entſtanden, weiſt eine zuerſt in „Unſere Zeit" zum Abdruck gekommene Novelle auf, die zwar aus derberm Material geſchnitten als Fontane's traumhafte Heidegeſchichte, aber doch nicht des Adels und der Würde entbehrt; es iſt dies:

3. Der Antiquar. Von Emil Taubert. Berlin, Walther u. Apolant. 1882. 8. 2 M.

Mitten in das rauſchende Leben einer Univerſitätsſtadt führt uns der Dichter, in das bewegte, glanzumfloſſene und doch elende Daſein eines genialen Malers, der, ſchönheitstrunken, zum Ehebrecher und, nachdem ſein kurzes falſches Glück in Trümmer zerfallen, zum büßenden Tanhäuſer wird, deſſen Schuld durch die reine Liebe ſeines in der Ferne zurückgelaſſenen, von einem treuen Erzieher geleiteten Sohnes geſühnt wird, der zuletzt als Univerſitätsprofeſſor in den Hafen einer beglückenden Berufsthätigkeit und einer noch weit mehr befriedigenden Ehe einläuft. In die ſpannend aufgebaute und nach allen Wirrniſſen doch harmoniſch ausklingende Handlung greift ein alter verwachſener Mann, der Antiquar, mit kräftiger Hand ein; er verkörpert jene reine entſagungsvolle Liebe des menſchlichen Herzens, die wie Goethe's Dorothea es ſo ſchön äußert, „ſich ſelbſt vergißt und leben mag nur in andern". Er rettet den inniggeliebten Bruder vor Wahnſinn, als deſſen verführeriſch ſchöne, aber treuloſe bethörte Gattin an der Seite jenes Malers über die Alpen zieht; er wird nach dem Tode der unglücklichen, ſo geliebten Frau der Tröſter des Bruders, der Retter ihres Kindes, der Entſühner ihres Verführers, der Stifter eines neuen Bundes zwiſchen Toni's verrathenem Gatten und einer zweiten Frau, und als beide Aeltern raſch nacheinander ſterben, nimmt der Antiquar das hinterlaſſene Töchterchen dieſer Ehe in ſein altes einſames Eckhaus und erzieht ſich ſeines Herzens Troſt und Freude in dem ſchönen, klugen und guten Mädchen. In uralten Bücherſchätzen vergraben, oder in der Laube im kleinen Gärtchen am Hauſe in die Lektüre des geliebten Virgil verſenkt, verbringen der Alte und ſein Schützling ſtille glückliche Tage, bis der junge Doctor Freimund, der ſchuldloſe Sohn des ſchuldigen Malers, in den geweihten Bezirk dringt, im Fluge das Herz des Töchterleins gewinnt und ſich ſchon auf dem Gipfel alles Glücks wähnt, als eine ſcheinbar unlösliche Verwirrung ſein und ſeiner Braut Lebensſchickſal für immer zu trennen droht. Doch alle Dunkelheiten hellen ſich auf, und der Antiquar ſegnet das Glück ſeiner Kinder. Anmuthige und ergreifende Scenen wechſeln in der auch ſtiliſtiſch tadelfrei gehaltenen Novelle; trotz des heiklen Sujets weht uns eine reine geſunde Lebensanſchauung entgegen, der Odem eines auf die idealen Aufgaben der Poeſie gerichteten Talents, doppelt ſchätzenswerth, gegenüber dem Vordrängen naturaliſtiſcher Greuelromane, wegen der Anſpruchsloſigkeit ſeines Auftretens.

Einen ähnlichen edeln, aber vom verhaltenen Feuer der Leidenſchaft durchglühten Zug tragen:

4. Schickſale. Neue Novellen von A. Godin. Leipzig, Schulze u. Comp. 1882. 8. 4 M.

Die wol zumeiſt durch ihre „Gartenlauben"-Novellen einem weitern Leſerkreis bekannt gewordene Verfaſſerin verfügt über ſchöne dichteriſche Mittel: ſchöpferiſche Phantaſie, Tiefe des Gemüths, ideale Auffaſſung, Treue in der Wiedergabe des landſchaftlichen wie des menſchlichen Charakters; allein der mit Vorliebe den Räthſeln und Nachtſeiten des Lebens zugeneigte Sinn wirft einen Schatten über dieſe Bilder, ſei es in Abſicht einer höhern künſtleriſchen Wirkung, ſei es als natürliche Aeußerung poetiſchen Dranges. So haben auch die uns vorliegenden, in einem Bande geſammelten, Paul Heyſe zugeeigneten fünf Novellen es mit

den Verirrungen des Herzens, den unabwendbaren Fügungen eines Fatums zu thun, das die Schicksale der Handelnden besiegelt. Die Leidenschaft der Liebe in ihren dämonischen Zügen, in allen Abstufungen, von dem Leiden unbefriedigter Sehnsucht (in der Geschichte „Frühlingsblümchen"), dem Begehren des Verbotenen (in „Eine schwarze Kugel"), dem Ehebruch und Mord (in der zugleich religiös-tendenziös gefärbten „Ein Priester"), der unseligen Doppelliebe, welche Mutter und Tochter demselben Mann in die Arme führt und beiden den Tod bringt (in „Wandia"), der gräßlichen Verblendung, welche treue und zärtliche Geschwister entzweit und ebenfalls das Leben eines jungen blühenden Wesens zum Opfer fordert (in „Ein Grab"), kommt zum tiefempfundenen beredten Ausdruck und bildet, kurz angedeutet, den Inhalt von A. Godin's Novellen, die auch in Stil und Beleuchtung den düstern Fragen entsprechen, welche die Phantasie der Dichterin beschäftigen. Ernst wie das Leben ist auch hier die Kunst; ihre Versöhnung heißt Tod. Immerhin nehmen die fesselnden Erzählungen als Proben eines bewährten vornehmen Talents, das eigene Bahnen geht und sich von der breiten Mittelstraße fernhält, einen hervorragenden Platz ein, der ihnen von der Kritik wie auch von Lesern, die dem Trivialen nicht huldigen, gern eingeräumt werden wird.

Kräftiger in der Gesinnung, harmloser in der Häufung der Conflicte, heiterer in Lösung aller geschilderten Herzenskämpfe zeigen sich die vier in einem Bande vereinigten Novellen unter dem Gesammttitel:

5. Wie sie hassen und wie sie lieben. Novellen von Josephine Gräfin Schwerin. Berlin, Goldschmidt. 1881. 8. 4 M.

Die den siebenundfunfzigsten Band von Goldschmidt's „Bibliothek für Haus und Reise" bildenden Novellen lassen dem Titel der Sammlung nach auf Darstellung der Gegensätze von Haß und Liebe schließen; allein der Haß ist falsch und nur die Liebe echt, d. h. die Erzählerin läßt ihre Helden und Heldinnen, sobald sie von der holdesten Leidenschaft des Herzens erfaßt werden, diese Liebe in das Gewand des Hasses kleiden, ohne daß von dem zerstörenden Einfluß dieser dämonischen Macht mehr zu bemerken wäre als eine wohlthätige Erschütterung der Gemüther, welche nur zur Klärung verworrener Zustände und Verhältnisse beiträgt, bis an Stelle von Streit und Trotz eitel Frieden und Wohlgefallen treten. Da dieser Zug allen vier Novellen in gleicher Weise eigen ist, so möchte man auf eine wenig interessante Familienähnlichkeit derselben schließen; doch hat die gewandte Verfasserin es gut verstanden, trotz der gleichen Basis den Gebäuden ihrer Kunst eine mannichfache Ausschmückung und unterscheidende charakteristische Merkmale zu geben, die uns die Lektüre der frisch und lebhaft geschriebenen Novellen, die jedoch stilistisch nicht immer vorwurfsfrei sind, anziehend erscheinen lassen: „Ein Kuß" (gewissermaßen das feine Lustspiel „Der Damenkampf" ins Novellistische übertragend); „Im Feuer" (wirklich und symbolisch die Feuerprobe zweier gleich edeln und starken Herzen, welche Liebe für Haß genommen); „Anonym" (die durch einen anonymen schöngeistigen Briefwechsel hervorgerufene, durch den Unterschied des Standes und den Einfluß widriger Verhältnisse fast getödtete und doch zu frischem blühenden Leben erwachende Neigung zweier hochbegabter, füreinander geschaffenen Naturen), und last, und allerdings hier least, „Erziehungsresultate", eine Pensionsgeschichte, die wir am liebsten in einem belehrenden Bande für heranwachsende Töchter als eine im modernen Leben spielende Bezähmung einer wirklich kindischen Widerspenstigen sehen möchten, da die betreffende Erzählung merklich an Bedeutung und novellistischem Werth hinter den andern drei gut erfundenen und mit anerkennenswerthem Geschick ausgeführten Novellen zurücksteht. Leser, welchen eine Novelle nur dann gefällt, wenn am Ende die Rechten ein Paar werden, finden in dem hier angeführten Bande reiche Befriedigung ihrer wohlwollenden Denkweise.

Wirklich für unsere Töchter geschrieben, wenn auch novellistisch gehalten, ist die von einem reinen poetischen Sinn, echtem Gefühl und feinem Verständniß einer großartigen Natur eingegebene Erzählung:

6. Leni von Hohenschwangau von Clementine Helm. Mit einer Illustration. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1882. 8. 5 M.

Die auf ihrem Gebiete rühmlich bekannte Verfasserin führt uns in dieser, nur zuweilen in der Situationsmalerei in eine zu große Breite fallenden Erzählung in die herrlichen Thäler der bairischen Alpenwelt und entrollt dort in der Idylle des Landlebens das Bild einer unschuldigen, aber von den Verhältnissen und den Anforderungen der Welt bedrohten Liebe, welche die einfache Leni von Hohenschwangau mit dem hochgeborenen Grafen Joachim zu einem Bunde vereinigt, den nur der Tod zu lösen vermag. Das liebliche Mädchen trägt Züge der Anna-Liese (wir erinnern nur an die Scene bei der alten Gräfin und die Abfassung des rührenden Absagebriefs an Joachim) und des Käthchen von Heilbronn, da die anscheinend Bürgerlichgeborene zuletzt als legitime vornehme Enkelin der sie zuerst verfolgenden und später zärtlich liebenden Gräfin erkannt wird, sodaß keinerlei Hindernisse mehr sich der vornehmen Ehe in den Weg stellen. Einen frischen Contrast zu den sentimental angehauchten Liebesleuten, zu denen als dritter im Bunde auch der kreuzbrave Ohm Beppi gehört, bietet die kernige, treuherzige Bärbel, die allezeit regsame und redselige Wirthin Zur Alpenrose. Als eine Festgabe für junge Mädchen, welche Herz und Sinn an einer reinen Lektüre, der gelegentlich auch ein schalkhafter Zug nicht übel zu Gesicht steht, erquicken wollen, sei auch diese neue, vom Verleger mit einem Titelbilde, Schloß Hohenschwangau, ausgestattete Gabe der beliebten Schriftstellerin empfohlen.

Ebenfalls für die Frauenwelt bestimmt, aber in die Zeiten mittelalterlicher Romantik zurückgreifend, ist die in einem zierlichen, hübsch ausgestatteten Bändchen enthaltene Liebesgeschichte:

7. Dielytra. Ein Blumenmärchen für die Frauenwelt von Franz Woenig. Illustrirt von H. Heubner. Leipzig, Ehrlich. 1880. 16. 1 M. 50 Pf.

Die alte Geschichte vom Pagen und Königskind, von Schön-Rothtraut u. s. w. ist hier in ein Blumenmärchen eingekleidet, nach welchem aus dem Grabe der am gebrochenen Herzen gestorbenen Königstochter zuerst ein Zweig, der allmählich zum dichten Busch wird, jener zarten rothen Blumen in Herzform mit „den ewig hängenden und nimmer herabfallenden Thränenperlen" hervorsprießt; noch heute kennen wir diese Herzblume, die man die Passionsblume der irdischen Liebe nennen könnte, als Dielytra. Um die Romantik des duftigen Gegenstandes zu erhöhen, läßt der Dichter eine Zigeunergeschichte hineinspielen, und so haben Leserinnen, denen Blumen-, Liebes- und Mondscheingeschichten im Stile der Elise Polko gefallen, hier eine Fülle rührender Scenen und Anregung genug, in der lauschigen Stille des Boudoirs einem neuen Geheimniß aus dem Blumenleben und einem alten Wunder in der Herzensgeschichte der Menschen nachzusinnen.

Um jedoch nicht mit diesem sentimentalen Accord zu schließen, erwähnen wir am Schluß unserer heutigen kritischen Uebersicht einen Roman, der uns mitten in die lautesten Tages- und Lebensfragen stellt, bei denen weniger von Poesie als von Intriguenspiel die Rede ist; er heißt:

8. Der schwarze Rock. Roman von Wilkie Collins. Aus dem Englischen von J. von Böttticher. Einzig autorisirte Ausgabe. Zwei Bände. Berlin, Engelmann. 1882. 8. 7 M. 50 Pf.

Wie häufig in englischen Sensationsromanen, in denen wir bis zum Ueberdruß mit Jesuitenränken, Testaments- und Brieffälschungen regalirt werden, handelt es sich auch in diesem Roman des auch in Deutschland vielgelesenen Verfassers der „Frau in Weiß" um die kühnen Speculationen eines Paters, des Mannes im schwarzen Rock, dem es fast gelingt, seine schändlichen Ziele zu erreichen. Er versteht es meisterlich, einem jungen, reichen, liebenswürdigen und gebildeten Mann, Lewis Romayne, der infolge des unglücklichen Ausgangs eines Duells an Verfolgungswahn leidet, dem protestantischen Glauben, dann seiner Frau, zuletzt seinem Kinde zu entreißen und ihn zu einer Testamentsänderung zu bewegen, nach welcher ein großer Theil seines herrlichen Besitzthums der „heiligen Kirche" vermacht wird; Pater Benwell weckt in seinem Opfer die Leidenschaften des Ehrgeizes und der Herrschsucht und erzieht den schwachen sanftmüthigen Gelehrten zu einem fanatischen Werkzeug des Jesuitenordens, nachdem schwere seelische Leiden ihn von Weib und Kind, von Haus und Heimat losgerissen, bis der Tod das von fühlloser Hand zerschnittene Band noch einmal knüpft und der schönen und edeln Stella, der verlassenen Frau Romayne's, sowie ihrem Knaben, wenn auch nicht den Gatten und Vater, doch Ehre und irdischen Besitz zurückgibt. In diese jesuitischen Umtriebe, die mit großem Geschick geschildert sind, ist als „unschuldig der Schuld" ein Untergebener des Paters, der glaubenseifrige, aber aufrichtige und warmherzige Arthur Penrose verflochten; ebenso läuft neben der Haupthandlung, welche uns den Pater und Stella als um Romayne's Besitz kämpfende Parteien zeigt, eine nicht minder spannende Nebenhandlung, deren Held der erste und zugleich zweite Gatte Stella's, der edle und doch lange für einen Betrüger gehaltene Mr. Winterfield ist, der als ruheloser Wanderer Frankreich und Italien, Aegypten, ja das Gebiet der Apache-Indianer durchstreift, bis auch für ihn die Stunde der Vergeltung und des Glücks schlägt; denn nachdem er schon auf diese glänzende Erfüllung seines Geschicks verzichtet, wird er doch der Gatte Stella's; alle Wunden, welche „schwarze Kunst" seinem treuen Herzen zugefügt, heilt der Balsam der Liebe. Der uns hier gestattete Raum ist zu beschränkt, als daß wir von dem interessanten, technisch meisterhaft entworfenen und durchgeführten Roman mehr andeuten könnten als die dürftigen Umrisse; wir verweisen den Leser darauf, sich selbst mit Stella's und Romayne's Freunden Major Hynd, Lord und Lady Lorington, mit Stella's eitler und doch nicht ganz unliebenswürdiger Mutter, mit der Familie des französischen Generals, dem wahnsinnigen Knaben, der Kunstreiterin, der altjüngferlichen Haushälterin, der treuen Kammerfrau und mit andern Personen bekannt zu machen, welche Antheil an dem Geschick der Helden haben und die der Verfasser meist in so charakteristischer Weise vorführt, daß sie den Eindruck gutgezeichneter Porträts hervorrufen. Einige Breiten und Schwerfälligkeiten in den Details sind als Eigenthümlichkeit der meisten englischen Romane mit in den Kauf zu nehmen; die Uebersetzung liest sich, bis auf einige Abgeschmacktheiten und Incorrectheiten sowie mehrere sinnentstellende Druckfehler, im ganzen fließend und bietet Lesern, die des Englischen nicht mächtig sind, eine neue willkommene Gabe auf dem Gebiete zwar sensationell gefärbter, aber immerhin eines tiefern ethischen Gehalts nicht entbehrender Lektüre.

Militärische Schriften.

1. Friedrich der Große als Feldherr. Von Theodor von Bernhardi. Zwei Bände. Berlin, Mittler u. Sohn. 1881. Gr. 8. 21 M.

Der Verfasser, ein hochgestellter Militär, welcher selbst den Krieg in hervorragender Stellung kennen gelernt hat, ist schon vor mehrern Jahren neben andern militärischen Schriften mit einem Aufsatz über das Leben des Generals von Clausewitz, abgedruckt im Beihefte zum „Militär-Wochenblatt" Jahrgang 1878, an die Oeffentlichkeit getreten. Zeigte sich schon damals die schriftstellerische Bedeutung des geistreichen Soldaten, so tritt dieselbe im vorliegenden Buche von neuem und in erhöhtem Maßstabe hervor. Wir

haben es mit einem ganz bedeutenden Werke zu thun, und wenn wir auf jenen Aufsatz über Clausewitz hier ausdrücklich hinweisen, so geschieht das, weil der Verfasser selbst den Wunsch ausspricht, daß sein vorliegendes Buch im Zusammenhange mit demselben gelesen werden möge, da zwischen beiden eine innige Wechselbeziehung stattfinde.

Der Verfasser hat die Feldzüge und die militärischen Schriften Friedrich's des Großen im Laufe der Jahrzehnte öfters zum Gegenstand seines Studiums gemacht, welches jedesmal von vorn begann, wenn das Quellenmaterial durch neue Urkunden und Forschungen vermehrt und dem Verständniß neue Gesichtspunkte eröffnet wurden. Von den Wegen, die er eingeschlagen hat, um zu einem Verständniß der allgemeinen Anschauungen von dem Wesen und den Bedingungen des Kriegs zu gelangen, von denen Friedrich der Große in seiner Feldherrnthätigkeit ausging, gibt er uns selbst Nachricht, indem er sagt:

Wollen wir uns davon Rechenschaft geben, welche Ansichten von Krieg und Kriegführung Friedrich der Große sich gebildet hatte, so dürfen wir nicht vergessen, daß es sich nicht blos um die Lehren eines Theoretikers handelt, sondern um Denken und Wollen eines königlichen Feldherrn. Wir dürfen uns nicht ausschließlich an die Instructionen halten, in denen er seinen Generalen sagte, was er von ihnen verlangte, noch überhaupt an seine schriftlichen Aeußerungen. Wir müssen auch seine Thaten zu Rathe ziehen und sie um ihren Inhalt befragen. Da tritt uns nun vor allem charakteristisch entgegen, was, wenn wir nicht irren, nicht immer seiner vollen Bedeutung nach erwogen und gewürdigt worden ist, und zumal von seinen Zeitgenossen nicht, die es vielmehr gar nicht gewahr wurden: der Umstand nämlich, daß alle Schlachten Friedrich's des Großen — natürlich mit Ausnahme derer, die sich aus einem zufälligen Zusammentreffen ergaben, wie bei Lowositz und Liegnitz, und diejenigen, in denen er angegriffen wurde, wie bei Hochkirch — auf Vernichtungsschlachten angelegt waren. Es war namentlich im Laufe des Siebenjährigen Kriegs in jeder von ihm geplanten Schlacht — bei weitem entschiedener als in irgendeiner der Dispositionen Napoleon's — auf gänzliche Zertrümmerung des feindlichen Heers abgesehen. So vor allem bei Prag, bei Leuthen, wo die Zertrümmerung des feindlichen Heers am vollständigsten gelang; bei Zorndorf, bei Kunersdorf, bei Torgau und selbst bei Kolin; weniger bei Roßbach, wo ein unerwarteter günstiger Augenblick, vermöge eines augenblicklichen Entschlusses, rasch benutzt werden mußte. In der Anlage zu König Friedrich's Schlachten liegt aber auch der Schlüssel zu seiner Strategie. Er stand auch in dieser Beziehung hoch über seiner Zeit. Mit freiem Geist hatte er sich sehr bald von den Fesseln der herrschenden Schule frei gemacht und das wahre Wesen des Kriegs gar wohl erkannt. Wie kein anderer unter seinen Zeitgenossen wußte er, wie schon gesagt, daß die Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte das allein wirklich Entscheidende im Kriege ist und jeder ohne den Sieg in offener, vernichtender Feldschlacht gewonnene Vortheil nur ein bedingter und unsicherer. Darum wollte er, wie sein Bruder Heinrich und dessen Anhang tadelnd spotteten, „immer bataillíren", das heißt, in Wahrheit immer sobald er einen günstigen Erfolg hoffen durfte, nicht, wie der Tadel zu verstehen gibt, in thörichter Unbedingtheit immer und unter allen Umständen. Aber er wußte sich auch zu sagen, daß der Krieg nur ein Mittel, ein Werkzeug der Politik ist; daß der Erfolg im Kriege im gegebenen Falle nicht über das Ziel hinauszugehen braucht, das ihm die Politik bezeichnet, in manchen Fällen nicht darüber hinausgehen darf; mit andern Worten, daß die Kriegführung, wenn die Waffengewalt einzugreifen hat in den Gang der Politik, stets einen den wirklich vorliegenden und maßgebenden Verhältnissen entsprechend genügenden Erfolg zu erstreben hat, und daß dieser nicht immer und unter allen Umständen ein unbedingt vollständiger, vernichtender zu sein brauche. Dann wußte er, wie wir an dieser Stelle wiederholen müssen, sich auch sehr genau und bestimmt von der besondern Lage Preußens und dem Maß der Macht, die ihm zu Gebote stand, Rechenschaft zu geben. Er wußte, was Preußen vermochte und was nicht, wie leicht die Mittel seines Reichs erschöpft werden konnten, und er wußte Maß zu halten — etwas, was Napoleon nie gelernt, vielleicht in gesteigertem Uebermuth stets mehr und mehr verlernt hat. In diesem Sinne sehen wir den König Friedrich schon zu einer Zeit, in der er noch nicht als der vollendete Feldherr seiner spätern Jahre vor uns steht, wir möchten uns erlauben zu sagen, während seiner Lehrlingszeit, als streng besonnenen Staatsmann handeln, der die Weltlage mit klarem Blick erkannt hat und sich durch nichts verleiten läßt, über die Grenzen des Zweckmäßigen hinauszugehen.

Im vorliegenden Werke stellt sich nun Bernhardi die Aufgabe, eine kritische Analyse der Feldzüge des Königs zu geben, welche vorzugsweise zu ermitteln sucht, durch welche Beweggründe der königliche Feldherr in jedem bedeutsamen Act seiner kriegerischen Thätigkeit bestimmt wurde und welcher leitende Gedanke ihnen dabei zu Grunde lag.

Mit Zuhülfenahme eines reichen Quellenmaterials, unter welchem namentlich außer ältern Werken der Briefwechsel des Königs mit dem Prinzen Heinrich und die einer österreichischen neuern Darstellung des Kriegs entnommenen Operationspläne und Verhaltungsbefehle der kaiserlichen Generale von Wichtigkeit sind, hat er diese Analyse sorgfältig im einzelnen durchgeführt, frühere Anschauungen und Urtheile herangezogen und berichtigt und so, indem er die einzelnen Thatsachen zu einer Skizze des Siebenjährigen Kriegs zusammenreihte, von neuen Gesichtspunkten aus ein Bild jener Zeit geschaffen, aus welchem der Held klar und groß hervortritt. Dabei wird denn selbstverständlich manche landläufige Anschauung zerstört, und namentlich sehen wir den Charakter und die Begabung des Prinzen Heinrich als Feldherrn in neuem und keineswegs günstigerm Lichte, als wir gewohnt waren. Es kann hier nicht die Aufgabe sein, mit dem Verfasser darüber zu rechten, ob er nicht in manchem einzelnen Falle den König, dessen Schwächen und Fehler als Feldherr er übrigens im allgemeinen anerkennt und psychologisch entwickelt, auf Kosten seines Bruders zu hoch erhebt; solche Controversen erfordern ein tieferes Eingehen in den Gegenstand und werden gewiß nicht ausbleiben. Uns muß hier der Hinweis genügen, daß das Werk dem Geschichtsforscher wesentliche Hülfe leisten wird und auf dem Schreibtische keines Strategen fehlen sollte, welcher bestrebt ist, durch das Studium früherer Feldzüge seinen militärischen Blick zu schärfen und sich zu eigener Thätigkeit würdig vorzubereiten.

2. Zur Geschichte des orientalischen Kriegs 1853—1856 von F. Heinrich Geffcken. Berlin, Paetel. 1881. Gr. 8. 9 M.

Der gelehrte und bekannte Professor der Staatswissen-

schaften an der jüngsten deutschen Hochschule hat in diesem Buche die wichtigen Beiträge, welche in der letzten Zeit mehr und mehr Licht über die innern Vorgänge des orientalischen Kriegs 1853—1856 verbreitet haben, zu einer in sich abgeschlossenen Darstellung zusammengefaßt; er war zu einer solchen um so mehr berechtigt, als ihm zahlreiche ungedruckte diplomatische Actenstücke, namentlich die gesammte Correspondenz Clarendon's und Palmerston's, zu Gebote standen.

Der Name des Verfassers ist an sich schon Bürgschaft genug für den werthvollen Inhalt, und wenn derselbe das bedeutende Buch bescheidenerweise nur „Zur Geschichte" betitelt, so bietet er nichtsdestoweniger eine vollkommene Geschichte dieses blutigen Zusammenstoßes, seiner Ursachen und seiner Wirkungen, das heißt eine diplomatische Geschichte, denn die eigentlichen kriegerischen Verhältnisse werden nur mit kurzen Federstrichen skizzirt. Die diplomatischen Verhandlungen hingegen werden scharf und klar bis in die geringsten Einzelheiten vorgeführt und mit Beweisen belegt, sodaß wir einen genauen Einblick in das Getriebe der Politik und das Treiben der einzelnen Staatsmänner erhalten. Wir machen Bekanntschaft mit den politischen Winkelzügen des Kaisers Napoleon, welcher nicht einmal seinen vertrautesten Staatsmännern gegenüber ganz wahr und offen sein konnte, und lernen den Hochmuth und die Brutalität russischer Politik in ihren Anforderungen an die schwache Türkei sowie die Geschmeidigkeit kennen, mit der später der Napoleonischen Eitelkeit geschmeichelt wurde. Die Erkenntniß eigenen Vortheils und die Zähigkeit in Verfolgung desselben kennzeichnet die Haltung der britischen Staatsmänner, und während wir der patriotischen Beharrlichkeit eines Grafen Cavour die Bewunderung nicht versagen können, muß den Deutschen in der Betrachtung österreichischer Doppelzüngigkeit und preußischer Schwäche das Gefühl unendlicher Scham ob solcher Misère und hoher Freude darüber ergreifen, daß diese Zeit jetzt glücklich vorüber ist.

Das Buch wird dem Geschichtschreiber unentbehrlich werden und bietet dem gebildeten Laien eine reiche Quelle von Anregung und Belehrung. Hermann Vogt.

Neue Schriften über Oesterreich.

1. Die Länder Oesterreich-Ungarns in Wort und Bild. Herausgegeben von Friedrich Umlauft. Fünfter Band: Salzburg von E. Richter. Sechster Band: Kärnten von O. Steinwender. Siebenter Band: Böhmen von V. Langhans. Achter Band: Mähren von L. Smolle. Dreizehnter Band: Siebenbürgen von Karl Reissenberger. Mit zahlreichen Abbildungen und je einem Titelbilde in Farbendruck. Wien, Gräser. 1881. 8. Jeder Band 2 M. 40 Pf.

Wir haben schon einmal auf das Werk hingewiesen, das nun in immer rascherer Folge fortschreitet. Es beabsichtigt, in gefälliger ansprechender Form von jedem einzelnen Land Oesterreich-Ungarns ein Bild zu entwerfen, welches den geographischen Theil so gut wie den historischen und ethnographischen umfaßt und der gesammten Culturentwickelung des betreffenden Landes sowie seiner Bevölkerung besondere Aufmerksamkeit zuwendet. In diesem Sinne wurden die einzelnen Bände des Sammelwerks angelegt und auch von den betreffenden Autoren mit Glück durchgeführt. Dem culturgeschichtlichen Element ist dabei vorzügliche Beachtung geschenkt und Sitten und Sagen, Volksgebräuche und Volkslieder, welche wir aus den verschiedenen Ländern hier kennen lernen, erhöhen das Interesse an diesen für die weitesten Kreise sehr beachtenswerthen Darstellungen. Insbesondere auch Reisenden, welche die bezüglichen Gegenden berühren, sind die hübsch ausgestatteten und reich illustrirten Bände zu empfehlen, da sie das Land und die Leute in einer Weise kennen lehren, wie dies keins der vorhandenen Reisehandbücher zu thun vermag. Von besonderm Werth für Freunde des Alpenlandes sind die Bände, welche „Das Herzogthum Salzburg", geschildert von E. Richter, und „Das Herzogthum Kärnten", geschildert von O. Steinwender, betreffen. Klar ist der geographische Theil behandelt, dem eine kurze Uebersicht der Geschichte des betreffenden Gebietes vorausgeschickt ist; wir erhalten zahlreiche Detailschilderungen der Naturschönheiten und der Aeußerungen volksthümlichen Lebens; auch der geistigen Regsamkeit im Lande ist volle Aufmerksamkeit geschenkt. In ähnlicher Weise behandeln V. Langhans „Das Königreich Böhmen" und Leo Smolle „Die Markgrafschaft Mähren". Beide Länder bieten auch insbesondere wegen ihrer, was die Nationalität betrifft, getheilten Bevölkerung vielfach Interessantes in ethnographischer und ethnologischer Beziehung. Im dreizehnten Bande schildert Karl Reissenberger seine schöne Heimat „Siebenbürgen" in der gelungensten Weise. Man wird diesem Bande schon aus dem Grunde eingehende Aufmerksamkeit schenken, weil er zum ersten mal das siebenbürger Land, über welches bisher keine ähnliche Arbeit existirte, in einer Weise behandelt, wie es dieser an Naturschönheiten so reiche Boden verdient, auf dem ja durch Jahrhunderte auch deutsche Stammesbrüder sich ihre nationale Eigenart unverfälscht bewahrt haben. Reissenberger's fesselnde Behandlung wird nicht wenig zur Berichtigung vieler Irrthümer beitragen, welche noch immer über Siebenbürgen im Umlauf sind.

2. Grundriß der österreichischen Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Quellen und Literaturkunde. Ein Compendium für Universitätshörer, Lehramtscandidaten, zugleich Hülfsbuch für Geschichtslehrer und Geschichtsfreunde von Franz Krones R. von Marchland. Erste und zweite Abtheilung. Wien, Hölder. 1881. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Der rühmlichst bekannte, unermüdlich thätige Verfasser

fügt seinen bisherigen exacten Arbeiten über die Geschichte Oesterreichs hier wieder ein neues eigenartig durchgeführtes Compendium derselben im Grundrisse vor. Obgleich dasselbe vornehmlich für Universitätshörer und Lehramtscandidaten bestimmt ist und ein Hülfsbuch beim Geschichtsunterricht bilden soll, so wird es doch jeden Geschichtsfreund überhaupt sehr ansprechen, da der Verfasser viele Resultate seiner neuesten Forschungen darin niedergelegt hat. In seiner übersichtlichen Weise führt uns Krones von Marchland den ausgebreiteten Stoff möglichst knapp zusammengedrängt vor und weiß insbesondere eine reiche Fülle von Literaturangaben über jede der behandelten Perioden zu bieten, sodaß man wol nicht leicht eine Publication, welche hierher gehört, in diesen trefflichen Literaturverzeichniffen vermissen wird. Das Einleitungskapitel über die „Literatur der österreichischen Historiographie", welche allein 96 Seiten füllt, zeigt die außerordentliche Detailkenntniß des gelehrten Verfassers in dieser Richtung am deutlichsten. Daran schließt sich als erster Haupttheil „Die Bildungsgeschichte des Staats bis 976", also die vorrömische Epoche, die Zeit der Römerherrschaft, der Völkerwanderung, der slawischen Einwanderung, die Geschichte des Auftretens der Magyaren, sodann die Entwickelung des bairischen Stammherzogthums und die Untersuchung über den Ursprung der Rumänen oder Walachen. Der zweite Haupttheil umfaßt die „Geschichte der mittelalterlichen Staatsbildung Oesterreichs bis 1526", und behandelt insbesondere die Ostmark und die ersten Babenberger, Karantanien und die südöstlichen Marken Böhmen und Mähren unter den Premysliden, die Geschichte Steiermarks in jener Periode, die Anfänge der Habsburger und die Geschichte derselben bis zur Begründung der deutsch-habsburgischen Monarchie und zur Schlacht bei Mohács. In dieser Art ist der Stoff in die beiden vorliegenden Abtheilungen vertheilt. Der Verfasser hat besondere Aufmerksamkeit darauf verwendet, das Ganze möglichst instructiv zu gestalten, und auch Stammtafeln, Uebersichten von Regentenhäusern und chronologische Zusammenstellungen beigefügt, welche mit großem Vortheil benutzt werden können. Das Werk wird in vier Abtheilungen vollendet sein.

3. Geschichte der Stadt Wien von Karl Weiß. Zweite umgearbeitete Auflage mit Farbendruckbildern, Holzschnitten, Facsimiles, Photolithographien und vier Plänen in Farbendruck. Erste bis zehnte Lieferung. Wien, Lechner. 1881. Gr. 8. Jede Lieferung 70 Pf.

Die „Geschichte der Stadt Wien", von dem Archiv- und Bibliotheksdirector der Residenz, Karl Weiß, verfaßt, erschien vor etwa zehn Jahren in erster Auflage. Damals schon erfreute sich das Werk der Genauigkeit und Gründlichkeit wegen, mit welcher es abgefaßt ist, der allgemeinsten Aufmerksamkeit, und obgleich schon mehrere Werke denselben Stoff behandelten, mußte doch diese Arbeit ohne Frage obenan gestellt werden. Ueberdies bildeten die trefflichen Illustrationen eine werthvolle Beigabe zum Texte. Auch die spätern Werke über die Geschichte Wiens erreichten an innerm Werth und Gehalt diese Darstellung nicht: insbesondere war dies nicht der Fall mit dem Buche „Alt- und Neu-Wien" von Moritz Bermann, einer nur auf Colportage berechneten Arbeit, welcher ein selbständiger Werth durchaus abzusprechen ist; die Werke von Hormayr, Tschischka und andern aber sind veraltet, obwol das bändereiche Werk Hormayr's viel wichtiges Material enthält. Daher war eine Neuauflage der „Geschichte der Stadt Wien" von K. Weiß nicht nur am Platze, sondern geradezu Bedürfniß, da die alte Auflage vergriffen ist, seit zehn Jahren aber auch werthvolles neues Quellenmaterial aufgefunden und publicirt wurde. Die Darstellung in dieser neuen Auflage ist daher bedeutend erweitert; die interessantesten Begebenheiten des politischen und Culturlebens erfahren jetzt eine ausführliche Behandlung. Die uns vorliegenden zehn Lieferungen behandeln „Die Zeit der Römerherrschaft" und „Die Zeit des Mittelalters bis zu Anfang des 15. Jahrhunderts". Eine besonders instructive Beigabe des Textes sind die durchweg neu gefertigten Illustrationen, welche in dieser Auflage in den verschiedensten Reproductionsmanieren als wahre Kunstblätter und eine Zierde des Buchs erscheinen; hier sei in dieser Richtung nur hingewiesen auf die Ansicht der Stadt Wien von 1485 in Farbendruck, auf die Bilder Herzog Albrecht's III. und dessen Gemahlin sowie Herzog Wilhelm's und dessen Gemahlin nach Miniaturen eines Codex der k. k. Hofbibliothek, auf die Gemälde Leopold's IV. und Heinrich's II. nach den Glasfenstern im Stift Heiligenkreuz, auf die Abbildung der Belagerung Friedrich's III. in der Hofburg durch die Wiener: es sind dies lauter trefflich in Farbendruck ausgeführte Blätter, denen auch die Lithographien und Photolithographien würdig zur Seite gestellt werden können. Unter letztern sei insbesondere der Uebersichtsplan der Anlagen und Straßenzüge des römischen Wien hier genannt. In dieser Art bietet das schön ausgestattete Werk in Text und Illustration eine wissenschaftlich werthvolle und für jeden Gebildeten höchst interessante Darstellung der österreichischen Residenzstadt.

4. Der Blumenkaiser. Oesterreichisches Zeit- und Culturbild von Joseph Pfundheller. Mit Holzschnittbildern nach Originalzeichnungen von Th. Breitwieser. Wien, Manz. 1881. Gr. 8. 6 M.

Der Blumenkaiser ist kein anderer als Kaiser Franz II., welcher eine besondere Vorliebe für die Blumen- und Pflanzenwelt hegte und sich mit deren Pflege beschäftigte. Seine Beziehungen zu derselben werden in diesem reich ausgestatteten Werke in einer Reihe von Anekdoten und Charakterzügen aus des Kaisers Leben hier vorgeführt. Die meisten der Skizzen Pfundheller's, welcher Gelegenheit hatte, Memoiren einer dem damaligen österreichischen Hofe nahestehenden Persönlichkeit zu benutzen, sind von mehr als localgeschichtlicher Bedeutung; vor allem geben sie ein scharf ausgeprägtes Bild der damaligen Zustände in Oesterreich und des Verhältnisses, in welchem Volk und Monarch zueinander gestanden, sie zeichnen in kleinen, aber sehr treffen-

den Zügen das gemüthliche Oesterreich des Vormärz von seiner freundlichsten und angenehmsten Seite. Nicht nur in Beziehung auf die Blumenwelt wird übrigens hier des Kaisers Franz gedacht, sondern auch in andern Beziehungen, bei denen der enge Zusammenhang zu Tage tritt, in welchem der Regent mit der Bevölkerung der Residenzstadt und des Reichs überhaupt sich stets befand; wir erhalten somit nicht nur gewisse Einblicke in das Hofleben, sondern auch ein Stückchen österreichischer Culturgeschichte, und wenn auch manches in den gebotenen Aufsätzen schon bekannt sein dürfte, so ist doch immer viel des Neuen geboten, wodurch die Persönlichkeit des Kaisers charakterisirt wird. „Die Aufzeichnungen über den Blumenkaiser", sagt der Verfasser, „sind Nachklänge anheimelnder Begebenheiten, darunter auch solcher, auf die wir stolz sein können", und in der That lassen Kapitel wie „Die Kaisergnade im Kaisergarten" oder „Der Mohr wird nicht ausgespielt" schöne Streiflichter auf das humane und rechtliche Gefühl des berühmten Herrschers fallen, über den so viele lächerliche und unwahre Anekdoten circuliren, deren wir nicht wenige den bändereichen Compilationen einer Luise Mühlbach verdanken. Der Leser wird in diesen schlicht und wahrheitsgetreu erzählten Begebenheiten eines Zeitgenossen manches ernster und anders finden, als es Frau Luise Mühlbach dargestellt hat. Die reizenden Vignetten und die elegante und originelle Ausstattung des Buchs allein würden es schon jedem Bücherfreunde empfehlen.

5. Michael Denis. Ein Beitrag zur deutsch-österreichischen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts von P. von Hofmann-Wellenhof. Innsbruck, Wagner. 1881. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Die große Literaturbewegung in Deutschland, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts stattfand, hatte auch in Oesterreich einige hervorragende Talente auf poetischem Gebiete hervorgebracht. Zu den bedeutendsten derselben zählte der damals im In- und Auslande als Gelehrter und Dichter berühmte Michael Denis. Mit Vorliebe wenden sich die Literarhistoriker in neuerer Zeit wieder den Dichtergestalten des vorigen Jahrhunderts zu, und so hat denn auch Denis im Verfasser des vorliegenden verhältnißmäßig umfangreichen Buchs seinen Bearbeiter gefunden, der mit liebevollem Eingehen das Leben, das Dichten und die wissenschaftliche Thätigkeit des 1729 zu Schärding geborenen und bekanntlich später dem Jesuitenorden angehörigen „Barden Sined" schildert. Das Werk zerfällt in drei Abschnitte, deren erster „Denis' Leben" entwirft, während sich der zweite mit „Denis' Dichtung" beschäftigt, der dritte aber „Denis' Verhältniß zu den Dichtern seiner Zeit" darstellt. Der biographische Theil bietet uns auf Grundlage des umfassendsten Quellenmaterials eine überaus eingehende, durch zahlreiche Details ausgeschmückte Darstellung, welche das ganze Bild vom Leben des Dichters bis zu seinem am 29. September 1800 erfolgten Tode entwirft und viel Neues, bisher Unbekanntes bietet, das der Verfasser mit großem Fleiß gesammelt hat. Ebenso genau und stets im Vergleich mit den gleichzeitigen literarischen Größen Deutschlands sind der Dichter und dessen Dichtung behandelt, und hauptsächlich wird der Bardenpoesie eingehende Aufmerksamkeit geschenkt; selbstverständlich ist auch der Bibliograph Denis, als welcher derselbe ebenfalls epochemachend geworden, nicht vergessen. Die dritte Hauptabtheilung des Buchs ist eine weitere Ausführung der zweiten und weist insbesondere alle Beziehungen des Dichters zur literarischen Bewegung Deutschlands im classischen Zeitalter unserer Dichtkunst nach. Einige Briefe und andere Inedita schließen das fleißig gearbeitete Buch ab.

6. Wilhelm von Braumüller und Heinrich von Cotta. Zwei thüringer Charakterköpfe von C. Beyer. Wien, Braumüller. 1881. Gr. 8. 2 M.

Die Einreihung des vorliegenden Werks in diese Gruppe von Schriften über Oesterreich, in welche es nicht zu gehören scheint, rechtfertigt sich durch die darin enthaltene treffliche Biographie Wilhelm von Braumüller's, welchen man mit Recht den Regenerator des Buchhandels in Oesterreich nennen kann. Neben der Lebensbeschreibung des als Forstmann berühmten Heinrich von Cotta hat C. Beyer nämlich auch eine biographische Skizze Braumüller's verfaßt und die beiden Lebensbilder in diesem Bande vereinigt. Braumüller's Name ist heutzutage ein weltberühmter; seine Firma hat weit über den Continent hinaus guten Klang, und sein Verlag stellt sich dem der ersten Firmen Deutschlands würdig zur Seite. Daß er dies alles durch eigenes Streben, durch eigene Kraft und durch unermüdete Arbeit geworden, sehen wir aus Beyer's sorgsam entworfenem Lebensbilde, das uns den wackern Pfarrherrn Braumüller, den Vater des tüchtigen Sohnes, vorführt, welch letzterer am 19. März 1807 „in der lieblichen Waldidylle Zillbach" geboren wurde. Einen ganz poetischen Anstrich hat die Schilderung von Braumüller's Jugendleben in den Wäldern seiner Heimat, „wo man das Walten Gottes in der Natur bewundern, das Erwachen derselben im Schneegewande in den unbetretenen Gründen der zillbacher erhabenen Eichenwälder belauschen kann, wo ihr erstes Lächeln die Anemone, ihr Gruß das Veilchen, ihr Kuß die duftende Erdbeere ist". Im Jahre 1821 schon trat Braumüller in die Baerecke'sche Buchhandlung zu Eisenach ein, und von nun an finden wir ihn fortwährend und unermüdet strebsam auf buchhändlerischem Gebiete. Bald begab er sich nach Oesterreich, wo er in die 1755 gegründete Gerold'sche Buchhandlung aufgenommen wurde. Es war dies im Jahre 1826; mit Gerold zusammen und mit L. W. Seidel übernahm er 1833 die Haller'sche Buchhandlung in Brünn, im Jahre 1836 aber als öffentlicher (Seidel als stiller) Gesellschafter infolge abgeschlossenen Gesellschaftsvertrags die Buchhandlung von R. von Mösle's Witwe in Wien, welche er bald durch Kauf ganz an sich brachte. Am 2. September 1848 wurde die Gesellschaftsfirma Braumüller u. Seidel aufgelöst und W. Braumüller begann

seine von nun an immer wachsende Thätigkeit als Verlagsbuchhändler, eine Thätigkeit, durch welche er gewissermaßen zum Regenerator des gesammten österreichischen Buchhandels geworden, der bis dahin, einige wenige Firmen ausgenommen, noch gegen den deutschen sehr zurückgeblieben war. Braumüller's Verlag wurde nun ein Weltverlag; auf den Gebieten der Medicin, der Land- und Forstwirthschaft, der Geschichte und Geographie, der Naturwissenschaften, der schönen Wissenschaften und der Kunst weist er die ersten Namen Deutschlands auf, und die Zahl der verlegten Bände erreichte nach dem letzten Verlagskatalog von 1879 bereits 1425, unter welchen alle Wissenschaften vertreten sind. Braumüller setzte sich in Verbindung mit auswärtigen Gelehrten, er gab allen seinen Büchern eine glänzende Ausstattung und erwies sich stets in hohem Grade munificent. Hierüber und über andere interessante Details aus dem Leben und der Geschäftsthätigkeit Braumüller's, der ja schon von allen Regenten Europas ausgezeichnet wurde, gibt Beyer's Buch detaillirte Auskunft. Dasselbe ist überhaupt eine schöne, auch in culturhistorischer Beziehung wichtige Arbeit.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Von Herbert Spencer's „Principles of Sociology" ist der fünfte Theil erschienen, welcher „Political Institutions" behandelt und sie vom Standpunkte der Evolutionstheorie beleuchtet.

— In „Evenings with a Reviewer; or Macaulay and Bacon" von James Spedding kommt der berühmte Essayist und Historiker schlecht weg. Es werden ihm von dem sachkundigen Verfasser, dem Herausgeber der Bacon'schen Werke, wie bereits früher von Hepworth Dixon, Leichtfertigkeiten und Unrichtigkeiten aller Art in seinem berühmten Essay über Bacon nachgewiesen, während Bacon von Macaulay's Anschwärzungen weiß gewaschen wird. Es scheine, er habe Pope's Couplet über den großen Philosophen und Staatsmann als Grundlage seines Essay benutzt und sei so mit Voreingenommenheit gegen ihn an die Arbeit gegangen, ohne vorher gründliche Quellenstudien gemacht zu haben.

— Edward A. Freeman hat soeben ein neues historisches Werk veröffentlicht: „The Reign of William Rufus and the Accession of Henry the First", in zwei Bänden, welches dessen frühern Werken sich würdig anreihen soll. Es wird von der „Saturday Review" als „eine nicht leicht zu erschöpfende Goldgrube" bezeichnet.

— „A Summer Tour in Russia" ist das neueste Product des als Specialcorrespondenten bekannten und geschätzten Antonio Gallenga. Er hegt günstigere Ansichten von dem Volke und der Zukunft des russischen Reichs, als man nach den jetzigen beklagenswerthen Vorgängen daselbst und den Schilderungen anderer Schriftsteller anzunehmen geneigt sein dürfte.

— Blanchard Jerrold hat „The Life of George Cruikshank" veröffentlicht, das gewiß alle Leser der Dickens'schen Werke, die Cruikshank so köstlich zu illustriren verstand, daß man ihn mit Hogarth verglichen hat, interessiren wird. Zur vollen Entwickelung ist sein Genie trotzdem mancherlei Hindernisse wegen nie gekommen, und das Bewußtsein dieses Mangels soll ihn nicht immer angenehm im Umgang gemacht haben. In seinen letztern Lebensjahren litt er bekanntlich an der sonderbaren Illusion, er sei der Verfasser der Werke, die er illustrirt hatte.

— Die Sammlung der „English Men of Letters" ist wieder um eine neue Biographie vermehrt worden, die keinen Geringern als den Gelehrten und Schriftsteller Bentley zum Gegenstand und den ihm fast ebenbürtigen R. C. Jebb zum Verfasser hat.

— Ein anonymes Buch „The Revolt of Man" macht jetzt viel Aufsehen und dürfte es in deutscher Uebersetzung auch in Deutschland erregen. Es ist eine sehr gelungene Satire auf die sogenannte Frauenfrage und auf die Bestrebungen wenigstens einer gewissen Klasse von Frauen in England, volle Emancipation zu erlangen. In Swift'scher Manier und in Swift'schem Geiste hat es der Verfasser verstanden, die Thorheit zu geiseln und die Lachmuskeln des Lesers in Bewegung zu setzen. Ob es ihm auch gelingen werde, die Thörinnen zu bekehren, ist freilich eine andere Frage.

— Von dem bereits nach seinem ersten Erscheinen von uns erwähnten 2000. Band der Tauchnitz-Collection: „Of English Literature in the Reign of Victoria", ist kürzlich eine zweite Ausgabe mit Register ausgegeben worden, durch welches letztere der Werth des trefflichen Buchs um ein Bedeutendes erhöht worden, da es sich nun um so viel besser zum Nachschlagen eignet und seinen Zweck um so vollständiger erfüllt.

Aus den übrigen in den jüngsten Wochen veröffentlichten Bänden der genannten Sammlung machen wir auf Nr. 2058: „Some Private views" von James Payn, und Nr. 2059—2061: „So very Human" von Alfred Bate Richards, als auf zwei hervorragende Leistungen besonders aufmerksam. Ersteres ist eine Sammlung von mehrern in der Monatsschrift „XIX Century" und in „The Times" zuerst veröffentlichten Essays des beliebten Romanschriftstellers. Sie gewähren einen wahren Hochgenuß durch ihre Form nicht minder als durch ihren Inhalt. Daß sie von Humor und Witz sprudeln, ist bei Payn etwas Selbstverständliches. Was sie aber besonders auszeichnet, sind die ungeschminkte Wahrheit, die hier gesagt wird, und die höchst beherzigenswerthen Winke, die der Verfasser uns bietet, sodaß er in hohem Grade das utile cum dulci zu verbinden verstanden hat. Wir möchten den Essay „Sham Admiration in Literature" als den besten und pikantesten hervorheben, glaubten wir nicht dadurch das Verdienst der übrigen, nicht minder vortrefflichen, zu beeinträchtigen. Sie sind alle ebenso geistreich wie zutreffend.

In dem leider bereits verstorbenen Richards glauben wir nach dieser uns durch die Tauchnitz-Collection zugänglich gemachten Leistung ein Talent ersten Ranges zu erkennen. Dieses wol sein bedeutendstes Werk zeugt von einer seltenen Gestaltungskraft, von großem Geschick in der Entwickelung der Handlung, von ebenso ausgebreiteter wie tiefer Menschenkenntniß und außerordentlichem Vermögen, Charaktere aus allen Schichten der Gesellschaft in ihrer Wahrheit darzustellen. Wie der Titel einem Ausspruch entlehnt ist, den Charles Dickens einst von sich selbst gebraucht hat, so besitzt der Verfasser auch manche Eigenschaften dieses beliebtesten englischen Romandichters; namentlich seine humoristische Ader, die sich zumal in seinem Downy, einem zweiten Sam Weller, in einer Weise geltend macht, wie man es ein zweites mal anzutreffen kaum für möglich gehalten hätte. Zwar ist dieser Charakter eine Nachahmung von Dickens, aber eine dem Original vollständig ebenbürtige. Das, worin Richards sich von letzterm unterscheidet, gereicht ihm nur

zum Vortheil: er hat classische Bildung und zeichnet niemals eine Caricatur; dann ist er Pessimist in seinen Anschauungen oder schildert wenigstens nur die Schattenseiten der englischen Zustände, während Dickens im Grunde seines Herzens jedenfalls Optimist war. Nur sei es ihm nicht vergessen, daß auch er wie Richards so manche Krebsschäden seines Vaterlandes aufdeckte und besonders das Los der Armen und Gedrückten durch Blosstellung so mancher Misbräuche zu bessern gesucht und in manchen Fällen auch wirklich gebessert hat. Richards' aus einem Drama hervorgegangener Roman dürfte leicht dasselbe Verdienst sich erworben haben, wäre sein Stern ihm ebenso günstig gewesen wie Dickens.

— Von dem lang zurückgehaltenen „La tribune moderne" von dem verstorbenen M. Villemain ist endlich die zweite Abtheilung erschienen.

— Von „Histoire de Philippe II." von H. Forneron ist der dritte und vierte Band und von A. Chéruel's „Histoire de France sous le ministère de Mazarin" hat der erste soeben die Presse verlassen.

— „L'Égypte et l'Europe par un ancien Juge mixte" ist das Werk eines sachverständigen Autors, das sich besonders auch durch die Unparteilichkeit seines Urtheils auszeichnet.

— Von Ernst Daudet erhalten wir „Histoire de la restauration" zu verzeichnen. Sie erstreckt sich von 1814—30 und bildet ein nützliches Buch zum Nachschlagen. Derselbe Autor veröffentlicht „Mon frère et moi", welches die Jugend der beiden Brüder Daudet erzählt.

— Emil Montégut hat in „Types litteraires et fantaisies esthétiques" eine Reihe seiner interessantesten Essays gesammelt zur Veröffentlichung gebracht, darunter auch die über Dante und Goethe, Hamlet und Don Quixote.

— Auch Victor de Laprade hat „Essais de critique idéaliste" veröffentlicht, in denen die französischen Classiker aus dem sogenannten goldenen Zeitalter wol überschätzt werden.

— „Emile Zola" betitelt sich das Buch eines Verehrers dieses französischen Naturalisten, Namens Paul Alexis, der die Biographie seines Meisters umständlich erzählt, etwa wie Boswell die Dr. Johnson's. Zola selbst ergeht sich in seinem „Une Campagne 1880—81" in Lobhudeleien seiner Freunde und maßloser Schmähung seiner Feinde, in vielen absurden Theorien und heiterm Dogmatismus über Dinge, von denen er wenig oder gar nichts versteht. Seine Romane seien trotz ihrer groben Fehler dennoch weit besser als seine kritischen und journalistischen Schriften, meint die „Saturday Review".

— Von H. Wallon's bedeutendem Werke „Histoire du tribunal révolutionnaire" ist der sechste und Schlußband erschienen. Dasselbe wird stets zu den sogenannten Standardwerken über die französische und andere Revolutionen zählen.

— „Goethe, ses précurseurs et ses contemporains" von C. Bossert hat eine zweite Auflage erlebt und ist von der Akademie gekrönt worden.

— Von den neuesten französischen Romanen seien als die hervorragendsten erwähnt: „L'Abbé Constantin" von L. Halévy, „Le banni" von Erckmann-Chatrian und „Le Roman d'une Anglaise" von Fortunio.

— „Il Signor Republica" (Mailand, Gattinoni) ist der Titel einer anonymen Schrift, die, nach einer Vorbemerkung des Verlegers, auf einem Postamt liegend und nicht abgeholt, zur Versteigerung kam. Sie behandelt die brennendsten Zeitfragen des vereinigten Italien, wie die Mahlsteuer, Erweiterung des Wahlrechts u. s. w., in Form einer anmuthigen Erzählung oder besser Plauderei; der Autor, angeblich ein Minister, reist auf dem Lande umher und interviewt seine politischen Freunde und Feinde, um ihre Stimmung zu erforschen. Zu den erstern zählt Signor Republica, ein alter Freiheitskämpfer von 1848, der seiner, durch eine schwere Wunde, die er damals erhalten, fast bis zum Wahnsinn gesteigerten Aufregung durch lebhaften Verkehr und vor allem durch politische Reden Luft zu machen sucht. Den Anhang bilden einige warm empfundene, aber etwas schwer verständliche politische Gedichte, wovon das letzte, „La Republica", eine Art satirischer Marseillaise der „Italia irredenta", durch seine Frische und seinen Humor anspricht.

Bibliographie.

Baemeister, A., Der Pessimismus und die Sittenlehre, mit besonderer Berücksichtigung von E. v. Hartmanns Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins. Ein Beitrag zur christlichen Apologetik. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 4 M.

Baumbach, R., Mein Frühjahr. Gesammelte Gedichte aus „Enziau, ein Gaudeamus für Bergsteiger". Leipzig, Liebeskind. 12. 2 M. 80 Pf.

Baumgarten, J., Amerika. Eine ethnographische Rundreise durch den Kontinent und die Antillen. Charakterbilder, Sittenschilderungen, Scenen aus dem Volksleben. Nach den besten und neuesten, deutschen und ausländischen Quellen bearbeitet. Stuttgart, Rieger. Gr. 8. 5 M.

Bender, W., Johann Konrad Dippel. Der Freigeist aus dem Pietismus. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Aufkläruug. Boun, Weber. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Bezold, F. v., Briefe des Pfalzgrafen Johann Casimir mit verwandten Schriftstückeu, gesammelt und bearbeitet. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Majestät des Königs von Bayeru herausgegeben durch die historische Commission bei der königlichen Akademie der Wisseuschaften. 1ster Bd.: 1576—1582. Müuchen, Rieger. Gr. 8. 16 M.

Braddon, M. E., Asphodel. Roman. Aus dem Englischen. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Czerlien, M. v., Unser Kaukasus uud desseu sistematische Pacificirung. Eine vergleicheude Studie. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Czerny, A., Der erste Bauernaufstand in Oberösterreich 1525. Linz, Ebenhöch. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Erckert, R. v., Der Ursprung der Kasaken. Vorzüglich nach neuesten russischen Quellen. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 40 Pf.

Golowin, J. v., Russische Geheimnisse. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 2 M.

Gutberlet, C., Die neue Raumtheorie. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Höfler, C. Ritter v., Don Antonio de Acuña, genannt der Luther Spaniens. Ein Lebensbild aus dem Reformations-Zeitalter. Aus größtentheils unbekannten spanischen Quellen bearbeitet. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, im Auftrage des Vorstaudes herausgegeben durch F. A. Leo. 17ter Jahrgang. Weimar, Huschke. Gr. 8. 9 M.

Kants Grabstätte. Königsberg, Hartung. 8. 67 Pf.

Kern, H., Der Buddhismus nnd seine Geschichte in Indieu. Eine Darstellung der Lehreu und Geschichte der buddhistischen Kirche. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von H. Jacobi. 1ster Bd. 1ster Thl. Leipzig, O. Schulze. 8. 4 M. 50 Pf.

Kierkegaard, S., Furcht und Zittern. Dialektische Lyrik von Johannes de silentio (S. K.). Uebersetzt von H. C. Ketels. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 1 M. 60 M.

Kobell, F. v., Erinnerungen in Gedichten und Liedern. München, Braun u. Schneider. 8. 4 M. 50 Pf.

Kompert's, L., Gesammelte Schriften. 1ste Lfg. Berlin, Gerschel. 8. 50 Pf.

Kopf und Herz oder Natur und Bibel. Philosophische Dichtungen im Geiste Heinrich Heine's. I. Serie: Schöpfungsgedanken von C. Monolith. Nürnberg. 12. 1 M. 20 Pf.

Krauss, F., Shakespeare's Selbstbekenntuisse, nach zum Theil noch unbenutzten Quellen. Weimar, Huschke. Gr. 8. 7 M.

Leixner, O. v., Die beiden Marien. Memento vivere. Prinzessin Sonnenscheinchen. Drei Novellen. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Müller, F. A., Das Axiom der Psychophysik und die psychologische Bedeutung der Weber'scheu Versuche. Eine Untersuchung auf Kantischer Grnndlage. Marburg, Elwert. Gr. 8. 3 M.

Ohorn, A., Wartburgsänge. Dichtergrüße für Deutschlands Ehrenveste. Leipzig, G. Wigand. 8. 2 M.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: P. Graf Waldersee. Nr. 41. 42: Ludwig van Beethoven. Von H. Deiters. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 M.

Von Berlin nach dem Marmara-Meer. Reiseskizzen von A. v. S. Berlin, Kogge u. Fritze. 8. 2 M.

Weiß, B., Das Leben Jesu. 1ster Bd. Berlin, Hertz. Gr. 8. 8 M. 60 Pf.

Wernicke, A., Die Philosophie als descriptive Wissenschaft. Eine Studie. Braunschweig, Goeritz u. zu Putlitz. 8. 1 M.

Wilmanns, W., Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide. Bonn, Weber. Gr. 8. 9 M.

Zola, E., Die Einnahme von Plassans. Roman. Deutsch von F. Wohlfahrt. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 2 M.

— — Das Glück des Hauses Rougon. Roman. Deutsch von R. Rode. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 2 M.

Anzeigen.

= Neu =

Die Philosophie als descriptive Wissenschaft.

Eine Studie

von Dr. **Alex. Wernicke,**

Docent der Mathematik und Philosophie an der Herzoglichen Technischen Hochschule zu Braunschweig.

= **Preis M. 1.** =

Goeritz & zu Putlitz in Braunschweig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Deutsche Universität Dorpat

im Lichte der Geschichte und der Gegenwart.

Eine historische Studie auf dem Gebiete östlicher Culturkämpfe.

Zweite Auflage. 8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Ein energischer Protest gegen die Vergewaltigungen, mit welchen das Deutschthum in Livland und besonders die deutsche Universität Dorpat von den russischen Slawophilen bedroht wird. Noch vor Erscheinen war die erste Auflage der interessanten und wichtigen Schrift durch Vorausbestellungen erschöpft, weshalb sie bereits in zweiter Auflage vorliegt.

Bodenstedt's Reise in Amerika.

Soeben erschien
im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig:

Vom Atlantischen zum Stillen Ocean.

Von

Friedrich Bodenstedt.

8. Geh. 8 M. 50 Pf. Geb. 10 M.

Dieses mit Spannung erwartete neue Werk des berühmten Verfassers wird gewiß überall willkommen geheißen werden. Der Dichter des „Mirza Schaffy" schildert darin seine Eindrücke, Beobachtungen und Erlebnisse während eines neunmonatlichen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten. Er hatte besonders günstige Gelegenheit, das Leben der Deutschen in Amerika nach allen Richtungen und in allen Kreisen kennen zu lernen, und macht darüber wie über die dortigen gesellschaftlichen Zustände überhaupt höchst anziehende Mittheilungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die beiden Grundprobleme der Ethik,

behandelt in zwei akademischen Preisschriften

von

Arthur Schopenhauer.

Dritte Auflage.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 5 M. 50 Pf.

I. **Ueber die Freiheit des menschlichen Willens,** gekrönt von der Königl. Norwegischen Societät der Wissenschaften, zu Drontheim, am 26. Januar 1839.
II. **Ueber das Fundament der Moral, nicht** gekrönt von der Königl. Dänischen Societät der Wissenschaften, zu Kopenhagen, den 30. Januar 1840.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Physiologie der deutschen Polizei.

Von

F. Ch. B. Avé-Lallemant.

8. Geh. 6 M.

In dieser neuen Schrift von dem Verfasser des berühmten Werks „Das Deutsche Gaunerthum" wird namentlich auf die schädlichen Wirkungen der alten, zum Theil gegenwärtig noch üblichen Praxis im Bereiche der Sittenpolizei hingewiesen und dagegen die Nothwendigkeit einer nationalen deutschen Polizei betont. Die Ausführungen des Verfassers, auf ein außerordentlich reiches Quellenmaterial gestützt, werden das allgemeinste Interesse erregen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega.

Mit einem historischen Rückblick auf frühere Reisen längs der Nordküste der Alten Welt.

Von

Adolf Erik Freiherrn von Nordenskiöld.

Zwei Bände.

Mit 2 Porträts in Stahlstich, 500 Abbildungen in Holzschnitt und 19 Karten.

8. Geh. 22 M. Eleg. geb. 26 M.

(Auch in 22 Lieferungen à 1 Mark nach und nach zu beziehen.)

Wie Nordenskiöld's Entdeckung und Durchsegelung der Nordostpassage als eine geographische That von eminenter Wichtigkeit die Bewunderung der ganzen gebildeten Welt erregt hat, so fand auch das Werk, in welchem er selbst über seine denkwürdige Fahrt in mustergültiger Darstellung Bericht erstattet, schon während des Erscheinens in Lieferungen die günstigste Aufnahme und ungewöhnliche Verbreitung. Dasselbe liegt nun in zwei reich illustrirten Bänden abgeschlossen vor, für jede Haus-, Schul- und Volksbibliothek eine Zierde von bleibendem Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Commentar

zum

Oesterreichischen Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche

mit vorzüglicher Berücksichtigung des gemeinen deutschen Privatrechts.

Von

Ludwig Ritter von Kirchstetter.

Vierte durchgesehene und verbesserte Auflage.

Gr. 8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Die vierte Auflage dieses rühmlichst bekannten Werks ist von dem Herausgeber derselben, Hof- und Gerichtsadvocaten Dr. Ferdinand Maitisch in Wien, wieder in durchgreifender Weise umgearbeitet und bis auf die Gegenwart vervollständigt worden. Das Werk darf nun als ein durchaus zuverlässiges, für praktische Beamte wie für Lehrer und Studirende des Oesterreichischen Rechts unentbehrliches Handbuch bezeichnet werden.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 7.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 070034993